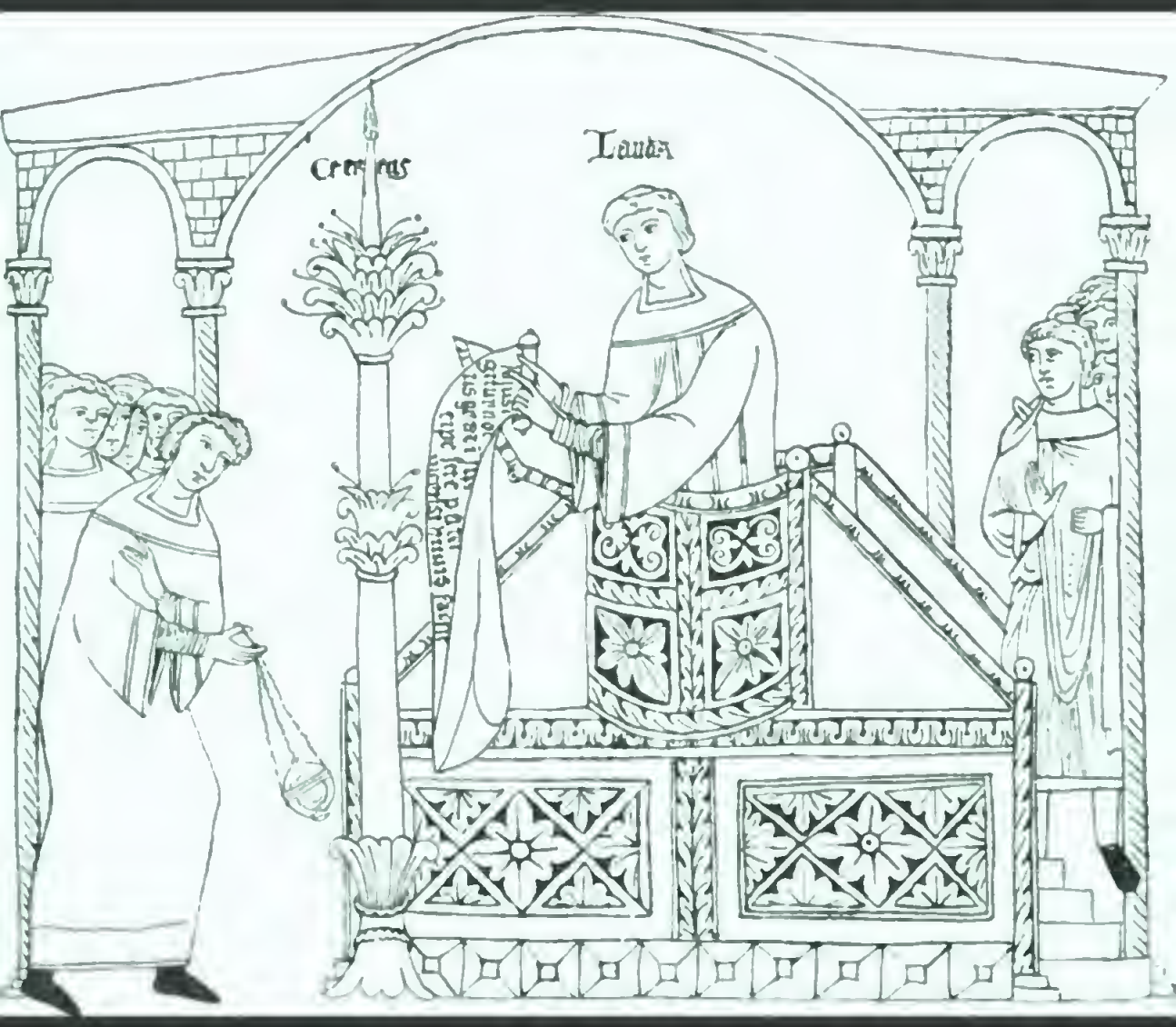


Stimmen aus Maria-Laach

C902
.882

Library of
Princeton University.

Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.

Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Sechsundfünfzigster Band.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1899.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.

Alle Rechte vorbehalten.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.
Printed in Germany

Inhalt des ſechsundfünfzigſten Bandes.

	Seite
Der Katholicismus die Religion der „Weltflucht“. (H. Peſch S. J.)	1
Die moderne Philoſophie über das jüngſte „Ketzergericht“. (R. v. Noſtitz-Rieneck S. J.)	14
Die Anfänge des gewaltthätigen Anarchismus. (St. v. Dunin-Borkowski S. J.)	26
Die Controverſe über die Pulververſchwörung. (O. Pfülf S. J.)	41. 142. 286
Die San-José-Schildlaus. (E. Wasmann S. J.)	58. 191
Auſonius und Paulinus von Nola. (A. Baumgartner S. J.)	70
Von der Denkfreiheit und der Lehrfreiheit. (R. v. Noſtitz-Rieneck S. J.)	125
Der obere Nil und ſeine Erforſchung. (Joſ. Schwarz S. J.)	157. 300. 388
Die Weltanſchauung der Anarchiſten. (St. v. Dunin-Borkowski S. J.)	172
Die Bedeutung mittelalterlicher Kunſtwerke. (St. Beiſſel S. J.)	203
Der neuentdeckte Königsberger Fried. (R. v. Noſtitz-Rieneck S. J.)	245
Zur kirchlichen Geſetzgebung über verbotene Bücher. (Joſ. Hilgers S. J.)	258
Oſterpräconium und Oſterkerzenweihe. (Joſ. Braun S. J.)	273
Die Dichtungen des Aurelius Prudentius. (A. Baumgartner S. J.)	317
Zur Entwicklungsgeſchichte der anarchiſtiſchen Ideen. (St. v. Dunin-Borkowski S. J.)	365
Ueber den Index der verbotenen Bücher. (J. Hilgers S. J.)	408
Worauf es in dem Streit zwiſchen Unglauben und Glauben zuvörderſt ankommt. (R. v. Noſtitz-Rieneck S. J.)	425
Die heiligen Berge im Lande Toscana. (M. Meſchler S. J.)	446. 552
Das Lehramt der Kirche als Herold der Heilsbotſchaft Gottes. (R. v. Noſtitz-Rieneck S. J.)	489
Die Bekämpfung des Anarchismus. (St. v. Dunin-Borkowski S. J.)	499
Ein Beitrag zur Geſchichte der bayeriſchen Friedensbeſtrebungen an der Neige des Dreißigjährigen Krieges. (O. Pfülf S. J.)	521
Die Erſcheinungen von Ebbe und Fluth im Zuſammenhang mit dem Copernicaniſchen Weltſyſtem. (Ad. Müller S. J.)	534

0902
.882
Bd. 56-57 507283

Miscellen.

Seite

Wiederaufleben der Mysterienspiele in der Bretagne 116

Ein amerikanisches Urtheil über den Roman Quo vadis? 119

Ein kaiserlicher Gönner der Mission von China 123

Zur Geschichte der mittelalterlichen Bibelverbote 236

Die erste deutsche Grammatik ist von einem Katholiken geschrieben . . 238

Gaurisankar-Mount Everest? 240

„Rosegger gegen Kreiten" 242

Randglossen zur neuesten deutschen Bearbeitung des Buches der Bücher . 360

Die Historical Review über katholische Leistungen auf dem Gebiete der Kirchengeschichte 364

Die Theilnehmer des ersten allgemeinen Concils 478

Der irrende Christus in der evangelischen Theologie 482

Das letzte Ereigniß am Sternenhimmel 484

Das Gewissen im Lichte der alten und im Lichte der modernen Wissenschaft 591

Familia S. Quirini in Tegernsee 593

Die Kanonen von Barisal 594

Verzeichniß der beſprochenen Schriften.

	Seite
Van der Aa, Ile de Ceylan. Croquis, Moeurs et Contumes	475
Alexis, Capobianco	589
Auffenberg, Ave Maria!	477
Bachems illuſtrirte Erzählungen für Mädchen, ſ. Dransfeld.	
Bauer (Mar. Joh.), Am ſteilen Weg	227
Baumann, Forſchungen zur ſchwäbiſchen Geſchichte	233
Baeumker, Die Impossibilia des Siger von Brobant, eine philoſophiſche Streitſchrift aus dem XIII. Johrhundert. (Beiträge zur Geſchichte der Philoſophie des Mittelalters. II. 6.)	580
Baunard-van Heemſtede, Das Leben des Generals de Sonis	110
Bedeutung und Aufgaben religiöſer Vereine für die gebildete katholiſche Männerwelt	351
Beiträge zur Geſchichte der Philoſophie des Mittelalters, ſ. Baeumker, Nagy.	
Bellet, Les Origines des Églises de France et les Fastes Épiscopaux. Nouv. édit.	354
Benigni, Patrologiae et hagiographiae copticae spicilegium. I. Didachè coptica	586
Benigni-Birner, Die Getreidepolitik der Päpſte	561
Benziger, Neue Communionandenken	359
Birner, ſ. Benigni.	
Blößner, Geſchichte der Georgskirche (Malteſerkirche) in Amberg	586
v. Bolanden, Gymnaſiaſten und Hochſchüler	114
S. Bonaventnrae, Seraphici Doctoris, Legendae duae de vita S. Francisci Seraphici	232
Boudreaux, Die Seligkeit des Himmels	105
Cathrein, Moralphiloſophie. Eine wiſſenſchaftliche Darlegung der ſittlichen, einſchließlich der rechtlichen Ordnung. 3. Aufl.	473
— Der Socialismus. 7. Aufl.	108
Charrier-Gruber (Matth.), Leben und Wirken des Ehrwürdigen P. Claudius de la Colombière S. J.	475
Clauß, Hiſtoriſch-topographiſches Wörterbuch des Elſaß. Lieſg. III, IV, V	113
Clemen, ſ. Polaczek.	
de Courson, La Persécution des Catholiques en Angleterre	355
Cuntz, ſ. Gelzer.	
Dasbach, Imparität im Volksſchulweſen. I. Theil	351
Delattre, Un Catholicisme Américain	228
v. Dirkink, Heckenroſen. Novellen und Skizzen	477
Dransfeld, Wie das Grafendorli glücklich wird. — Noch harter Prüfung. (Bachems illuſtrirte Erzählungen für Mädchen. Bd. VII. VIII.)	115
Ehrhard, Stellung und Aufgabe der Kirchengeſchichte in der Gegenwart	352
Einig, Institutiones Theologiae dogmaticae. Tractatus de Deo Creante, de Deo Consummante	224
Eſſer (Fr.), ſ. Kühlen.	
Eubel, Bullarinm Franciscanum. Tom. V	459

Seite

Jabre, ſ. Goyau.

S. François de Sales, Oeuvres. T. X. Sermons: Vol. IV . . 232

Freiſen, Die Univerſität Paderborn. I. Theil 234

v. Fugger (R.), Lady Georgiana Fullerton 110

Gaben des Katholiſchen Preßvereins in der Diöceſe Seckau für das Jahr 1898 588

Gaudentius, Liebfrauenlobs Marienleben. Ein Kranz Legenden und Lieder 589

Gelzer-Hilgenfeld-Cuntz, Patrum Nicaenorum nomina latine, graece, coptice, syriace, arabice, armeniace sociata opera ediderunt 478

Gerabaus, Kompaß für den deutſchen Studenten 228

Giehrl, Die Dorfhexe. Erzählung für die Jugend 590

Goyau-Pératé-Fabre-Muth, Der Vatikan. Die Päpſte und die Civiliſation 355

Gruber (Matth.), ſ. Charrier.

Grüner, Der ſelige Hroznata . 110

Gutjahr, ſ. Schmid.

Hamann, Erhebet euch! Ein Wort an Mann und Frau über die Frau 474

— Familien-Almanach 358

v. Hammerſtein, Ausgewählte Werke. Billige Volksausgabe. Bd. I 106

— Die Zukunft der Religionen . 470

Hansen, St. Francisci Minde . 475

Haſeloff, Codex purpureus Rossanensis 344

Haßl, Gottesacker oder Leichenofen? Ein Beitrag zum Kapitel der Leichenverbrennung . . . 582

van Heemſtede, ſ. Baumard.

Heyl, Volksſagen, Bräuche und Meinungen aus Tirol . . . 112

Hilgenfeld, ſ. Gelzer.

Hlatky, Weltenmorgen . . . 101

Holl, Fürſtbiſchof Jakob Fugger von Konſtanz (1604—1626) und die katholiſche Reform der Diöceſe im erſten Viertel des 17. Jahrhunderts. (Studien aus dem Collegium Sapientiae zu Freiburg i. Br. I.) 231

Holſtein-Ledreborg, ſ. Jörgenſen.

Huckert, Sammlung ſocialpädagogiſcher Aufſätze 582

Hüffer (G.), Korveier Studien 85

v. Hummelauer, Das vormoſaiſche Prieſterthum in Israel. Vergleichende Studie zu Exodus und 1 Chron. 2—8 578

Huperz, ſ. Pollien.

Hüttemann, Katholiſche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts. Proben aus ihren Werken . . 574

Jahre, die erſten, im Lehrerberufe 114

Jamar, Theologia Sancti Joseph, Virginis Deiparae Sponsi . . 225

Joly, Saint Ignace de Loyola. („Les Saints.“) 584

Jörgenſen-Holſtein-Ledreborg, Das Reiſebuch . . . 111

Jüngſt, Strandgut des Lebens. I. Bd. 235

Kaiſerin Eliſabeth-Todtentrauer auf der Alm 359

Kappes, Die Metaphyſik als Wiſſenſchaft 90

Keutel, Ueber die Zweckmäßigkeit in der Natur bei Schopenhauer 356

Knabenbauer, Commentarius in quatuor S. Evangelia Domini N. Jesu Christi. IV. Evangelium secundum Joannem . 223

Kraus (B.), ſ. Kühlen.

Krebs, ſ. Schepers.

Krieg, Der Wille und die Freiheit in der neuern Philoſophie 474

Kröß, Der ſelige Petrus Canisius in Oeſterreich 462

Kühlen, Rosa mystica, die Geheimniſſe des hochheiligen Roſenkranzes in ſechzehn Kunſtblättern nach Original-Federzeichnungen von Bernh. Kraus und ſechzehn Sonetten von P. Fritz Eſſer S. J. 236

— Zwei neue Serien kleinerer Bilder 236

— Neue Communionandenken . 116

Kuhn, Allgemeine Kunſtgeſchichte. Die Werke der bildenden Künſte

	Seite
vom Standpunkte der Geschichte, Technik, Aesthetik. Liefg. 1—16	562
Kümmel, Der Schreinermax. Acht Geschichten aus dem Leben eines christlichen Handwerkers und seiner Familie	590
Küpper, s. Scheeben.	
Kürschner, Jahrbuch. Kalender, Merk- und Nachschlagebuch für jedermann. 1899	112
a Lapide (Corn.)-Padovani, Commentaria in quatuor Evangelia. Tom. II—IV	578
Lehmen, Lehrbuch der Philosophie. I. Bd.	342
Lux, Papst Silvesters II. Einfluß auf die Politik Kaiser Ottos III.	353
Martin, Johann Philipp Roothaan, 21. General der Gesellschaft Jesu	230
— Präses-Büchlein der Marianischen Kongregationen	107
Mans, Les Criminels dans l'Art et la Littérature	583
Meier (Gabr.), Catalogus Codicum Manu Scriptorum, qui in Bibliotheca Monasterii Einsidlensis O. S. B. servantur. Tom. I. Complectens centurias quinque priores	585
Melillo-Schmidt (Hub.), Pigeons Voyageurs	113
Möhler, Die griechische, griechisch-römische und altchristliche Musik	565
Müller (Bonif.), Der ehrwürdige Diener Gottes Don Joseph Benedict Cottolengo	584
Murillo, Jesucristo y la Iglesia romana. Tom. I. II, vol. 1	215
Muth, s. Goyau.	
Nachschlagewerk, Geschichtliches, sozialpolitisches und apologetisches, s. Sieberts.	
Nagy, Die philosophischen Abhandlungen des Ja'qūb Ben Ishāq Al-Kindī. (Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters. II. 5.)	109
Officium festorum Nativitatis et Epiphaniae Domini eorumque octavarum necnon festorum eo tempore occurrentium (Pustet)	105
Padovani, s. a Lapide (Corn.).	
Palmieri, Commento alla Divina Commedia di Dante Alighieri. Vol. I	357
Parayre, La S. Congrégation du Concile	226
Parität, Die, in Preußen. 2. Aufl.	350
Peeters, Henry Beck de la Comp. de Jésus, Missionnaire au Congo belge	476
Pératé, s. Goyau.	
Périès, La procédure canonique moderne dans les causes disciplinaires et criminelles	225
Petit, Sacerdos rite institutus. Ser. I. Ed. 3. — Ser. II. Ed. 3. — Ser. III. — Ser. IV. Ed. 2. — Ser. V.	106
Pieper, Volksbildungsbestrebungen. Ihre Nothwendigkeit und ihre Mittel. (Soziale Tages-Fragen. 1. Heft.)	472
Pigge, Die religiöse Toleranz Friedrichs des Großen	233
Polaczek-Clemen, Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz. IV. Bd., Heft 2. 3.	587
Pollien-Huperz, Das beschauliche Leben. Seine apostolische Wirksamkeit	584
Porsch, Das Preußische Gesetz betreffend das Diensteinkommen der katholischen Pfarrer	350
Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte, s. Schwarz (W. E.).	
Redeatis, Frau Holle und andere Geschichten für die reifere weibliche Jugend	115
Rehling, De Fausti Reiensis epistola tertia	352
Reinhard, Emanuel. Dichtungen	465
Reiter, Die zehn Gebote in der häuslichen Erziehung	351
Retzbach, Die Handwerker und die Kreditgenossenschaften. (Studien aus dem Collegium Sapientiae zu Freiburg i. Br. II.)	471
Ringseis (Emilie), Nachgelassene Gedichte	221
Roby, Aus Feindesmund. Anerkennung des Centrums, insbesondere seiner social-politischen Thätigkeit, durch die Gegner	108

Seite

Saints, Les, ſ. Joly.

Schaub, Die Eigentumslehre nach Thomas von Aquin und dem modernen Sozialismus . . . 341

Scheeben-Küpper, Die Myſterien des Chriſtenthums. 2. Aufl. 224

Schellauf, Rationem afferendi locos litterarum divinarum, quam in tractatibus super psalmos sequi videtur s. Hilarius, episcopus Pictaviensis, illustravit 579

Schepers-Krebs, Leben des heiligen Biſchofs und Kirchenlehrers Alfons M. von Liguori 353

Scherer, Das Thier in der Philoſophie des Hermann Samuel Reimarus 91

Schmid (O.)-Gutjahr, Petrus Cantor Parisiensis. Sein Leben und ſeine Schriften 231

Schmidt (Hub.), ſ. Melillo.

Schmitz (Herm. Joſ.), Die Bußbücher und das kanoniſche Bußverfahren. Die Bußbücher und die Bußdisciplin der Kirche. II. Bd. 212

Schmitz (J.), Vita Sancti Willibrordi a Thiofrido Abbate Epternacensi conscripta . . . 108

Schneiderhan, Chriſtoph von Schmid. Lebensbild eines Schulmannes und Jugendſchriftſtellers 476

Schorn, Lebenserinnerungen . 235

Schwarz (W. E.), Die Nuntiatur-Korreſpondenz Kaſpar Groppers. (Quellen und Forſchungen aus dem Gebiete der Geſchichte. V.) 217

Seitz, Die Willensfreiheit in der Philoſophie des Chr. Aug. Cruſius gegenüber dem Leibniz-Wolff'ſchen Determinismus in hiſtoriſch-pſychologiſcher Begründung und ſyſtematiſchem Zuſammenhang 581

Seite

Sieberz, Geſchichtlicher Führer. Alphabetiſch geordnet und beſonders für das katholiſche Vereinsleben bearbeitet. Bd. I. II. (A. u. d. T.: Geſchichtliches, ſozialpolitiſches und apologetiſches Nachſchlagewerk. I. Theil.) 587

Spillmann, Durch Aſien. Zweite Hälfte. 2. Aufl. . . . 112

Stolz, Geſammelte Werke. Billige Volksausgabe. 1.—22. Lieſg. 229

— Die heilige Eliſabeth. Prachtausgabe 229

Studien aus dem Collegium Sapientiae zu Freiburg i. Br., ſ. Holl, Retzbach.

Styria, Vier Communion-Andenken 591

Tagesfragen, Soziale, ſ. Pieper.

Tepe, Institutiones Theologiae moralis generalis 579

Thalau, Aus Herz und Heimat 478

Theophilus, Gedankenſpäne . 589

Vie de Saint Bruno, Fondateur de l'Ordre des Chartreux . . 229

Volkmer, Geſchichte der Stadt Habelſchwerdt in der Grafſchaft Glatz 356

Walter, Socialpolitik und Moral 457

Walther, Der chriſtliche Jüngling. Ein Mahn- und Weckruf 583

Wasmann, Die pſychiſchen Fähigkeiten der Ameiſen 588

Weber (S.), Evangelium und Arbeit 107

Wernz, Jus Decretalium ad usum praelectionum in scholis textus canonici sive juris decretalium. Tom. II 472

Werthmann, Die Ziele des Charitasverbandes für das katholiſche Deutſchland 471

Wills, Fr. W. Webers Spruchſchatz 357

Der Katholicismus die Religion der „Weltflucht".

Es ist für manche Gegner der katholischen Kirche eine ausgemachte Sache, daß diese durch ihre „weltflüchtige" Lehre die Entwicklung der Cultur, insbesondere der materiellen Cultur, gehemmt und behindert habe. Andere erheben dieselbe Anklage gegen das Christenthum schlechthin. Wir brauchen hier nur an die Namen eines Luthardt, Hase, Uhlhorn, Eucken, von Eicken, Roscher, Blanqui, Eisenhart, eines David Strauß, Renan, v. Hartmann, Salter u. s. w. zu erinnern, Leute, die sich berufen fühlten, je nach ihrem gläubigen oder ungläubigen Standpunkt, die Welt, sei es gegen Christus, sei es gegen Papst und Römlinge, zu vertheidigen.

Mehr oder minder interessante Combinationen helfen dabei vielfach über den Widerspruch zwischen der „Weltflüchtigkeit" und der gleichzeitig behaupteten „hierarchischen Weltbeherrschungslust" hinweg: weil die Welt als das „Ungöttliche" angesehen wird, und die innere Durchdringung des weltlichen Lebens mit den Potenzen des im Christenthume gegebenen göttlichen Lebens als unmöglich gilt, so bleibt nichts übrig, als der Welt zu entsagen, und die Weltbeherrschung kann nur eine äußere Vergewaltigung sein. Wie St. Michael den Drachen unter seinen Füßen hat, so will die katholische Kirche der Welt, als dem Princip des Bösen, den Fuß auf den Nacken setzen, sie äußerlich beherrschen, da sie dieselbe nicht innerlich zu heiligen versteht.

Merkwürdigerweise gibt es Leute mit so hoch entwickelter Phantasie, daß sie vor dem in geistreicher Form gebotenen Bilde ohne weiteres kapituliren. Wer aber mehr den nüchternen Erwägungen des Verstandes zugänglich ist, der wird es verstehen können, warum wir sofort nach den Beweisen und Gründen für die behauptete Weltfeindlichkeit der Kirche zu fragen uns erlauben.

Es sind dieser Gründe, soweit wir die Literatur überschauen können, zunächst drei, die in einem gewissen innern Zusammenhange stehen:

Die katholiſche Kirche hat eine falſche Auffaſſung von dem Ziele, der Lebensaufgabe des Menſchen.

Sie hält ferner das beſchauliche Leben für beſſer als das thätige.

Endlich läßt ihre Lehre von der chriſtlichen Vollkommenheit und vom klöſterlichen Leben jeden weltlichen Stand als mehr oder minder unvollkommen erſcheinen.

Iſt es wahr, gibt der Katholicismus dem Menſchenleben ein falſches Ziel, verleitet er uns zur irrigen Auffaſſung unſerer Lebensaufgabe?

Urſprung und Ziel iſt für den Menſchen Gott und Gott allein. Dieſe Einheit des Urſprunges und Zieles mißt Pflicht und Werth unſerer irdiſchen Pilgerſchaft. Von Gott ſind wir und darum für Gott, in unſerem Sein und Handeln ganz und jeden Augenblick abhängig von Gott und darum ganz und jeden Augenblick für Gott. Die Hingabe an Gott iſt die centrale, alles umfaſſende, alles beherrſchende Aufgabe unſeres Lebens. Die Hingabe Gottes an uns wird dereinſt unſer Lohn ſein.

Der katholiſche Katechismus unterſcheidet demgemäß ein näheres und ein entfernteres, letztes Ziel. Das nähere Ziel ſtellt die Aufgabe, den Zweck des Lebens hienieden dar. Die Erfüllung dieſer Aufgabe iſt die unerläßliche Bedingung für die Erreichung unſeres Endzieles im Jenſeits. „Wozu iſt der Menſch auf Erden?" fragt er. Die Antwort lautet: „Um Gott zu erkennen, ihn zu lieben, ihm zu dienen und dadurch die ewige Seligkeit zu erlangen."

Aber enthalten dieſe Worte nicht gerade eine Beſtätigung der gegen die kirchliche Lehre erhobenen Anklage? Wenn die katholiſche Auffaſſung in dem ganzen menſchlichen Leben nichts als „Gottesdienſt" ſehen will, wo bleibt dann die Weltbeherrſchung, die doch auch zur Lebensaufgabe des Menſchen gehört?

Wäre der Gottesdienſt im katholiſchen Sinne nichts anderes als Gebet, Opfer, Uebung innerer Tugendacte, dann hätte jener Einwand Sinn und Bedeutung. Allein der Begriff des Gottesdienſtes iſt nach der Lehre unſerer Kirche viel umfaſſender. Er beſchränkt ſich keineswegs auf die Uebungen der Tugend der Religion im engern Sinne des Wortes; er umſpannt, durchdringt, erhebt das ganze irdiſche Leben des Menſchen in allen ſeinen Theilen, allen ſeinen Uebungen, unſer ganzes Denken und Handeln. Da nun aber die Erweiterung und Befeſtigung der Herrſchaft des Menſchen über die natürliche Welt kraft göttlichen Auftrages ein Recht, eine Aufgabe der Menſchheit, ein weſentlicher Beſtandtheil der von Gott

gewollten Weltordnung ist, so fügt sich auch das gesamte natürliche Berufsleben in den Dienst ein, durch welchen die Menschheit Gottes heiligen Willen vollzieht.

Daß der Mensch ebenfalls eine natürliche, diesseitige Bestimmung besitzt — in der vollkommenen und rechten Entfaltung der menschlichen Natur nach innen und außen, in der seinem Berufe und seinen Fähigkeiten entsprechenden Theilnahme an der Erfüllung aller natürlichen und geschichtlichen Aufgaben seines Geschlechtes, im Hinblicke auf die Fortschritte der Weltbeherrschung, wahrer Humanität und allseitiger Cultur —, daß demgemäß auch das in sich wohl geordnete natürliche Wirken und Schaffen des Menschen dem Willen Gottes entspricht, indem der innere Zweck dieses Wirkens und seine natürlichen Resultate der göttlichen Weltordnung sich einfügen: das alles setzt der Katechismus als selbstverständlich voraus. Ueber die Bedeutung der Naturforschung und der wirtschaftlichen Thätigkeit, über die Fortschritte der Cultur und Civilisation unter rein irdischen und natürlichen Gesichtspunkten zu handeln, das ist nicht die besondere Aufgabe eines christlichen Katechismus. Er zeigt nur, was der Mensch als sittliches Subject, als Christ, gemäß den Anforderungen der übernatürlichen, geoffenbarten Religion zu glauben und zu thun, wie er sein Leben auch subjectiv aufzufassen und durchzuführen hat. Ohne daher zu bestreiten, daß jedes Culturstreben, auch das bloß materielle, im Hinblick auf die Cultur als Ziel, in sich einen selbständigen Werth habe, fordert die christliche Kirche der höhern Aufgaben des Menschenlebens wegen nur die Unterordnung aller irdischen Bestrebungen unter das letzte und höchste Ziel, insbesondere auch, daß die Weltbeherrschung sich nicht völlig loslöse vom Dienste Gottes oder gar in Gegensatz trete zu den Forderungen des göttlichen Sittengesetzes. Das ist der Punkt, den die katholische Ethik zeitweilig mit schärferem Nachdrucke betont hat und gerade wiederum dem modernen Materialismus gegenüber schärfer betonen muß. Sie nimmt dabei Rücksicht auf die Schwäche der menschlichen Natur und auf die unzweifelhaft größere Gefahr, daß der Mensch des Himmels, als daß er der Erde vergesse.

Dieser Standpunkt der katholischen Kirche erweist sich aber zugleich auch als der allein echt evangelische. „Das eine Nothwendige, das welterhabene Ziel des Menschen“, sagt Joseph Mausbach[1], „ist die ge-

[1] Christenthum und Weltmoral (Münster 1897) S. 40.

waltige Predigt des Evangeliums. Nicht Lebensfreuden und irdiſche Betriebſamkeit, ſondern feierlicher Ernſt, Erhebung über den Trug und Wechſel der Zeit, Sorge für das Seelenheil, das ſind die herrſchenden Töne in den Reden Chriſti, die Grundfarben in dem Bilde ſeines Lebens. Jener Welt, die kein Verlangen trägt nach höherer Wahrheit und Güte, die, geſättigt von ihrem Glanz und Reichthum, der Gnade und der Erlöſung nicht bedarf, erklärt er offen den Krieg; aber auch ſeine Freunde, ſeine Jünger warnt er eindringlich vor den Gefahren weltlicher Luſt und Sorgen. Paulus und Johannes denken nicht anders über ihr Verhältniß zur Welt; ſie rühmen ſich, der Welt gekreuzigt, zu einem höhern Leben und Lieben wiedergeboren zu ſein. Wie ſtand dieſe Botſchaft im Widerſpruch zu dem in Weltgenuß verſunkenen, vom Glanze ſeiner Cultur berauſchten Heidenthume, wie fremdartig klang ſie dem in ſinnlichen Meſſiashoffnungen ſchwelgenden Judenthume! Aber gerade dieſer ſchneidende Widerſpruch weckte die Gemüther aus ihrer dumpfen, friedloſen Betäubung; wie ein ſcharfer Gebirgswind reinigte er die ſchwüle Luft der Niederung und zeigte den Irrenden die ſonnenbeglänzte Höhe eines wahren ſittlichen Ideals. Doch auch die Blüthenpracht des Thales ſollte unter ſeinem Hauche nicht ihres Duftes und Lebens beraubt werden. Nirgendwo gehen die Warnungen des Evangeliums ſo weit, die natürlichen Güter und Ordnungen ihrer Beziehung auf Gott, ihrer Geltung vor dem Gewiſſen zu entkleiden. Durch ſein perſönliches Beiſpiel und Wirken hat Chriſtus die Werkſtätten ſo gut als den Tempel geheiligt, die Hochzeitsgäſte ſo reichlich wie die Wüſtenpilger geſegnet. Seine Lehre, die in der Predigt der Apoſtel ſich fortſetzt, ſtellt die Grundlagen des irdiſchen Geſellſchaftslebens, Ehe und Familie, Arbeit und Eigenthum, ſociale Gliederung und ſtaatliche Autorität, auf eine unantaſtbare, geheiligte Grundlage.“

Einen weitern Klagepunkt bietet die Hochachtung, welche in der katholiſchen Kirche das beſchauliche Leben ſtets gefunden hat: Das beſchauliche Leben ſteht höher als das active. Alſo wäre es das Beſte, alle Menſchen führten ein beſchauliches Leben.

Wenn die Theologen dem beſchaulichen Leben im weitern Sinne des Wortes, d. i. dem Gebetsleben, eine höhere Würde vor dem activen zuſchreiben, ſo bezeichnen ſie ſelbſt genau den Sinn und Umfang, in welchem ſie dies verſtanden wiſſen wollen. Das Gebet iſt, abstract genommen, als Thätigkeitsgattung der höchſte Act, den der Menſch ſetzen kann. Nicht bloß handelt hier der höhere, geiſtige Menſch, er macht auch

zugleich von jener edelſten Freiheit Gebrauch, Seele und Herz zum höchſten Weſen zu erheben. Denn Contemplation iſt nichts anderes als Verkehr mit Gott, Beſchäftigung mit göttlichen Dingen. Aus dieſer abstracten Vorzüglichkeit des Gebetes folgt aber keineswegs, daß es nun für einen jeden und unter allen Umſtänden in der concreten Wirklichkeit beſſer ſei, dem contemplativen Leben ſich zu widmen, wie unſere Gegner zu ſchließen belieben. Vielmehr entſcheidet für die Praxis bei der Wahl zwiſchen Contemplation oder Gebet einerſeits und äußerer Beſchäftigung andererſeits der höhere Geſichtspunkt der Pflicht, der Forderungen des göttlichen Dienſtes. Wo das Gebet aufhört, dem Dienſte Gottes ſich einzufügen, die Bereitwilligkeit des menſchlichen Willens zum Vollzug des göttlichen Geſetzes zu ſtärken, wo es gar in Widerſpruch treten ſollte zur Berufspflicht, da hört es auf, Gott wohlgefällig und ſittlich erlaubt zu ſein. Wer daher mit Berufung auf die generiſchen und relativen Vorzüge der vita contemplativa ſeine Standespflichten verſäumen wollte, der würde ohne Zweifel bei den katholiſchen Theologen und Asceten ſtatt Billigung und Lob die allerſchärfſte Verurtheilung finden.

Ueberdies iſt es durchaus falſch, zwiſchen contemplativem und activem Leben jene ſcharfe Scheidung zu vollziehen, welche der gegneriſche Einwand der katholiſchen Auffaſſung zuſchreiben möchte. Chriſtus lebte in der Welt, in dem Stande des thätigen Lebens; aber er verband mit dieſem Leben Gebet und Beſchauung in einer ſo wunderbaren Weiſe, daß die Apoſtel ſich mächtig zu der Bitte gedrängt fühlten: Herr, lehre auch uns beten! Und doch ſollten auch ſie, wie ihr Meiſter, nicht bloß beten, ſondern ebenfalls die Beſchwerden und die Opfer des thätigen Lebens erwählen zum Heile der Welt. Der hl. Thomas von Aquin erkennt ohne Bedenken der Verbindung des contemplativen Lebens mit dem activen den Vorzug vor dem rein contemplativen Leben zu[1]. Es iſt ihm zufolge ein höherer Zweck, andere zu erleuchten, als bloß in ſich ſelbſt das Licht zu beſitzen; beſſer, ſich nicht mit der eigenen Vollkommenheit zu begnügen, ſondern auch noch die Mitmenſchen zu retten und zu heiligen. Aber auch in dem Leben jedes Chriſten, mag er Handwerker, Bauer, Gelehrter oder Prieſter ſein, in jedem rein weltlichen Stande kann und ſoll das contemplative Leben mit dem thätigen ſich vereinigen. Und wenn ich hier das Gebet die Krone des ſittlichen Lebens, den lebenden Hauch des unſterblichen Menſchengeiſtes,

[1] S. Theol. 2, 2, q. 182, a. 2; q. 188, a. 6.

den Adel der menſchlichen Natur nenne, es als ein erhabenes Zeugniß der in und vor Gott geltenden Gleichheit aller Menſchen preiſe, wo der Niedrige wie der Höchſte zu den lichten Höhen der göttlichen Wahrheit emporſteigen darf und mit der gleichen väterlichen Liebe aufgenommen wird, wo der Niedrige nicht mehr niedrig, und der irdiſch Hohe ſich über keinen erhebt, — iſt damit dem andern, irdiſchen Thun und Wirken die gebührende Ehre, ſein ſittlicher Werth verkannt oder verkürzt? Gewinnt nicht eben alles Erdenſtreben in unbeſchreiblichem Maße dadurch, daß der Menſch ſeinen Blick zum Himmel erheben, die von der Arbeit müden Hände zum Gebete falten darf? „Furchtbar öde wäre die Erde und die Welt leer wie eine ausgeſtorbene Wüſte, die Erde ein weites Grab und der Himmel darüber die ſchwarze Decke über einem Sarge," ſagt der edle Hettinger, „wäre nicht das Gebet, welches, das Irdiſche berührend, Quellen höhern Lebens in ihm weckt. Es liegt im Gebete die Weihe der Erde und alles Irdiſchen; wie ein Friedensbogen ſteht es über den trüben dunkeln Thälern dieſes mühe- und ſchmerzenvollen Lebens, der immer auf ein Höheres hinweiſt und jedem, auch dem Aermſten und Niedrigſten, das Zeichen ſeiner ewigen Beſtimmung aufprägt. Nimm dem Armen das Gebet, und du haſt ihm alles genommen, alle Größe, alle Poeſie ſeines Lebens; er iſt nun nichts mehr als ein ſtumpfes, arbeitendes Laſtthier, das im Sinnenrauſche einen Augenblick ſeine Erniedrigung vergeſſen kann, und eine Beſtie, furchtbar, wenn ſie einmal entfeſſelt wird."

Das Ideal des chriſtlichen Lebens iſt, wie man uns belehrt, nach katholiſcher Auffaſſung das Mönchthum, das Kloſterleben. Mönchthum und Vollkommenheit ſind Correlate. Wer es ernſt meint mit ſeiner Seligkeit, der geht ſicherer, wenn er ſich ins Kloſter zurückzieht. Das iſt doch ein unwiderleglicher Beweis für die weltflüchtige Art des Katholicismus! — Allerdings jenes Katholicismus, wie er in der Vorſtellung des Gegners ſich findet!

Wie kommt es denn aber, daß unter den Heiligen der Kirche, welche uns als die Vorbilder chriſtlichen Lebens zur Verehrung und Nachahmung empfohlen werden, ſich Vertreter aller Stände befinden? Da ſehen wir heilige Landleute, Handwerker, Kaufleute, Wirte, Mägde und Knechte, Könige und Bettler, alle ſtrahlend im Glanze höchſter Heiligkeit. Das ſind keine Ordensmänner oder Ordensfrauen, ſondern Leute, die mitten in der Welt, im irdiſchen Berufsleben und durch dasſelbe ſich geheiligt haben. Sie beweiſen, wie richtig der heilige Biſchof von Genf, Franz von

Sales, die kirchliche Lehre ſchildert, wenn er in ſeiner „Philothea“ ſchreibt: „Die Frömmigkeit verdirbt nichts, aber ſie vervollkommnet alles; und wenn ſie dem pflichtmäßigen Berufe ſchadet, ſo iſt es ein Beweis, daß ſie falſch iſt. Die Biene ſammelt von den Blumen Honig, ohne ſie zu verletzen oder ihre Friſche zu vermindern; aber die Frömmigkeit thut noch mehr, denn weit entfernt, die Berufsgeſchäfte zu ſtören, veredelt und verſchönert ſie dieſelben. . . . Es iſt ein Irrthum, ja ſelbſt eine Häreſie, die Frömmigkeit aus dem Leben der Soldaten, der Werkſtätte der Handwerker, dem Hofe der Fürſten, dem Haushalte der Familien verbannen zu wollen. Freilich die beſchauliche, mönchiſche, klöſterliche Frömmigkeit iſt unmöglich in dieſen Berufsarten. Aber es gibt außer dieſer noch manche Arten der Frömmigkeit, die durchaus geeignet ſind, die Weltleute zur Vollkommenheit zu führen.“

Das Ideal des chriſtlichen Lebens verbindet ſich alſo nach katholiſcher Auffaſſung durchaus nicht nothwendig und ausſchließlich mit dem Ordensſtande, und die chriſtliche Vollkommenheit hat nicht bloß in der Kloſterzelle ihre Heimſtätte.

Als vollkommen gilt, was ſeinem Zwecke entſpricht. Zweck des Menſchen aber iſt die Vereinigung mit Gott, und das einigende Band bildet die Liebe. Darum beſteht denn auch nach der Lehre des hl. Thomas von Aquin[1] die Vollkommenheit ihrem Weſen nach in der Liebe Gottes und des Nächſten gemäß dem Hauptgebote des Evangeliums. Man dürfe nicht meinen, ſagt der heilige Lehrer, die Erfüllung dieſes Hauptgebotes ſchließe nur einen Theil, ein beſtimmtes Maß der Liebe ein. Vielmehr ſei die im Gebote geforderte Liebe bereits die Liebe aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele, aus ganzem Gemüthe, aus allen Kräften. Darum beſage denn auch die Beobachtung der Räthe an ſich noch kein höheres Maß jener Liebe. Die evangeliſchen Räthe ſind nach dem hl. Thomas beſondere Mittel zur Erlangung der Vollkommenheit. Sie ſollen in wirkſamer Weiſe die Hinderniſſe beſeitigen, welche das Streben nach Vollkommenheit erſchweren können. Nach Vollkommenheit zu ſtreben aber iſt für die Ordensleute beſondere Standespflicht, weshalb man auch den Ordensſtand „Stand der Vollkommenheit“ nennt, nicht der erlangten, ſondern der zu erſtrebenden Vollkommenheit, status perfectionis acquirendae. Die Verpflichtung zur Beobachtung der evangeliſchen Räthe iſt

[1] S. Theol. 2, 2, q. 184, a. 1. 3.

freilich dem Ordensstande wesentlich. Daraus folgt aber nicht, daß es keine Vollkommenheit des Lebens gebe ohne Ordensgelübde und Beobachtung der Räthe. Auf die Frage, ob jeder Vollkommene im status perfectionis sein müsse, antwortet der hl. Thomas[1]: Es kann jemand vollkommen sein und doch nicht dem „Stande“ der Vollkommenheit angehören, wie z. B. ein guter Weltmann, der sich nicht durch Gelübde verpflichtete. Andererseits kann jemand im „Stande“ der Vollkommenheit und dabei unvollkommen sein, wie z. B. ein schlechter Religiose. Denn „Stand“ wird hier nur als äußerer, kirchlicher Lebensstand genommen; über den innern Stand und Zustand des Menschen urtheilt allein Gott.

Gewiß, wir achten und lieben den Ordensstand als einen edlen, durch die größten Opfer geadelten Stand. Ja es unterliegt keinem Zweifel, daß der Ordensstand, in sich betrachtet, höher stehe als der rein weltliche Stand. Daraus folgt aber nicht, daß die weltlichen Stände unfähig seien, zur Vollkommenheit, ja zur höchsten Heiligkeit zu führen. Niemand würde daran Anstoß nehmen, wenn man z. B. den Lehrstand höher schätzen wollte als den Nährstand. Ist damit der letztere unvollkommen genannt? Und bleibt er nicht, concret genommen, für den einzelnen Menschen, der ihm angehört, sogar viel besser als der Lehrstand für jemanden, der in diesen Stand nicht hineinpaßt?

Das Ideal des christlichen Lebens, die Vollkommenheit, ist also, kurz gesagt, nach katholischer Auffassung nicht mit einem Stande ausschließlich verbunden. Auch der Ordensmann oder der „Mönch“ wird, obwohl er mit den reichsten Mitteln, um zur Vollkommenheit zu gelangen, ausgerüstet ist, thatsächlich doch nur in dem Maße dem Ideal christlichen Lebens nahe kommen, als er sich ernstlichst bestrebt, Gottes heiligen Willen zu erfüllen, sein Kreuz zu tragen, das Hauptgebot der Liebe in seinem Berufe innerhalb des ihm zugewiesenen Pflichtenkreises praktisch zu bethätigen.

Schließen wir hier die Antwort auf eine andere Anklage an. Die Bedeutung der menschlichen Arbeit tritt bei allen höhern Leistungen der Cultur immer mehr zu Tage. Insbesondere die Volkswirtschaft hat ein unzweifelhaftes Interesse daran, daß alles fern gehalten werde, was lähmend auf den Arbeitsgeist, die Arbeitsfreudigkeit, die Arbeitsenergie eines Volkes einwirken kann. Gerade hier nun soll die christliche Lehre angeblich den Culturbestrebungen hindernd in den Weg treten.

---

[1] S. Theol. 2, 2, q. 184, a. 4.

So hat man z. B. in dem vom Chriſtenthum geforderten Gottvertrauen eine Billigung oder wenigſtens eine Förderung der menſchlichen Trägheit erblickt. Wozu ſo viel Mühe und Arbeit, da wir ja doch von größerem Werthe ſind als die Vögel, für welche von der göttlichen Vorſehung aufs beſte geſorgt wird!

Es iſt höchſt befremdlich, daß die Ankläger nicht ſofort den ganz offenkundigen Widerſpruch erkannten, in welchem ihre Annahme mit den oberſten Grundſätzen der chriſtlichen Sittenlehre ſteht. Oder wo und wie in aller Welt hätte die chriſtliche Moral zu einem Vertrauen angeleitet und anleiten können, bei welchem der Menſch von Gott die Belohnung einer ſündhaften Handlung erwartet? Der Chriſt hofft auf Gott, er vertraut unerſchütterlich auf den Allmächtigen und Allgütigen, deſſen Können ebenſo unbegrenzt iſt wie ſeine Liebe; er vertraut, daß Gott ihn nicht verlaſſen werde in guten wie in ſchlimmen Tagen, daß der Allgütige ſeine Arbeiten ſegne, ſeinem Ringen und Streben den erſehnten Erfolg gewähre; aber er kann nicht Gottes Segen erhoffen für ein Verhalten, von dem er, durch ſeinen Glauben und durch ſeine Vernunft belehrt, ſicher weiß, daß Gottes Fluch auf ihm ruht.

Oder ſollte der katholiſche Chriſt nicht wiſſen, daß die Trägheit Auflehnung iſt gegen Gottes Gebot? So weit das Geſetz des Todes ſich erſtreckt, ebenſo weit dehnt das gleichzeitig verkündigte Geſetz der Arbeit ſeine Herrſchaft aus. Niemand iſt von ihm befreit. Es verpflichtet alle und jeden zu dauernder, mühevoller Arbeit — im Schweiße ihres Angeſichtes, alle Tage ihres Lebens, bis ſie in den Staub zurückkehren, von dem ſie genommen ſind. Und hat das concrete Ideal, das Vorbild des Chriſtenlebens, hat Jeſus Chriſtus etwa Trägheit gelehrt, Trägheit geübt? War das Leben der Apoſtel ein Leben unfruchtbaren Müßigganges? Die Lehre, die an des Chriſten Ohr tönt, die Beiſpiele, auf welche man ihn hinweiſt, alles muntert ihn auf zur Anſpannung ſeiner Kräfte in muthigem Ringen und Streben. Er weiß, daß die Ebenbildlichkeit mit Gott nicht bloß eine Wahrheit des Glaubens, ſondern auch eine Forderung zur ethiſchen Auswirkung dieſer Ebenbildlichkeit bedeutet, und der unverfälſchte Gottesbegriff lehrt ihn ſeinen Gott erfaſſen als das abſolute Leben, die höchſte, unendlich vollkommene Thätigkeit, als die causa prima bei allem creatürlichen Geſchehen. Inmitten des allgemeinen Lebens und Wirkens der Natur kann und darf der Menſch nicht unthätig ſein. Wozu hätte ihm denn Gott jene natürlichen Anlagen gegeben, die in ſich ſelbſt ſchon die Noth-

wendigkeit der Arbeit zum Zwecke ihrer Ausbildung und Anwendung erkennen lassen? Warum ließ Gott die Erde nicht alles aus sich hervorbringen, was der Mensch zur Erhaltung und Verschönerung des Lebens bedarf, wenn er ihm nicht die Arbeit als ein Gesetz der eigenen und der ihn umgebenden äußern Natur hätte auferlegen wollen? Darum sieht denn auch das Christenthum in dem Müßiggange geradezu eine Sünde, einen Mißbrauch der Gaben Gottes, eine Verachtung seines Gesetzes, und das Sprichwort, welches den Müßiggang aller Laster Anfang nennt, ist lediglich der Ausdruck christlicher Lehre.

Wie thöricht ist es also, das christliche Vertrauen als eine Ursache der Trägheit zu bezeichnen, da wahres, echtes Gottvertrauen gerade umgekehrt zu einer Quelle unversieglicher und nie besiegbarer Kraft zur Arbeit auf dem weiten Felde menschlichen Strebens werden muß! „Betrachtet die Vögel des Himmels! Sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und euer himmlischer Vater ernähret sie. Seid ihr nicht viel mehr als sie? Tausenden hat dieses Wort Christi die sorgenschwere Brust erleichtert," sagt Simon Weber[1]. „Tausenden hat ein Blick auf die frohe Blüthenwelt der Gottesflur zu neuem Vertrauen die heiligen Worte in das Gedächtniß zurückgerufen: Betrachtet die Lilien des Feldes, wie sie wachsen! Sie arbeiten nicht, sie spinnen nicht; und doch sage ich euch, daß selbst Salomon in all seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist wie eine von ihnen. So reichlich fließt der Trost dieser Gottesworte in das sorgende Herz, daß man gerade aus ihnen den Antrieb zur Arbeitsflucht lesen wollte. Mit größtem Unrecht. Die Vögel, die nicht säen und in die Scheunen sammeln, die Lilien, welche nicht arbeiten und nicht spinnen, sind in diesen Stellen dem Menschen nicht zum Vorbilde seines Verhaltens vor Augen geführt, sondern zum Beweise des göttlichen Waltens. Christus will durch diese Beispiele die Wirksamkeit der göttlichen Vorsehung in ihrer allumfassenden Größe und unbegrenzten Liebe schildern. Aus dem reichen Maße liebender Fürsorge, welche Gott diesen niedern Lebewesen angedeihen läßt, soll der Hörer erschließen, in welchem Maße Gott sorgend auf das Wohl des Menschen denkt, der in seiner geistigen Hoheit so weit über diese Wesen erhaben ist. Die Beispiele müssen demgemäß ex opposito auf den Menschen angewendet werden. Den Vögeln, die nicht säen, den Lilien, die nicht arbeiten, steht der Mensch gegenüber,

[1] Evangelium und Arbeit (Freiburg 1898) S. 65 f.

der seine Saat auf die Erde streut, der emsig seine Hand und seinen Fuß regt, um sich zu nähren und zu kleiden. Wenn Gott sich jener Wesen huldreich erbarmt, wie viel mehr des Menschen in seinen Mühen! Darum, so lautet die auf den Grund einer vorurtheilsfreien Exegese gebaute Nutzanwendung, arbeite der Mensch mit Fleiß und Eifer. Gottes Auge wacht über dem Werke seiner Hand, und seine Liebe wägt die Mühen seiner Kräfte. . . . Indem Christus den Blick des arbeitenden Menschen zum Himmel lenkt mit Verheißung göttlicher Fürsorge über die Arbeit, versüßt er die Pflicht derselben, befreit den Arbeitsgeist und stärkt die Unternehmungs- und Schaffenslust. Arm und Hand sind die Werkzeuge der Arbeit. Ein froher Muth und ein festes Vertrauen aber sind ihre Seele.“

Wäre der Mensch nur Geist, so würde er sich leichter innerhalb der Schranken einer wohlgeordneten Selbstliebe behaupten können. Aber er ist Leib und Geist. Thierische Triebe bäumen sich auf in ihm gegen die Herrschaft des Geistes und werfen düstere Schatten über das ganze innere und äußere Leben. Es ist vor allem das Erwerbsleben, in welchem rücksichtsloser Egoismus allzu leicht verderblich wird nicht bloß für das Heil der Menschenseele, sondern auch mit Rücksicht auf das Wohl und Gedeihen der menschlichen Gesellschaft. Es wäre daher zu erwarten gewesen, daß man die Mäßigung des natürlichen Dranges nach Erwerb und Besitz dem Christenthum in Dankbarkeit zur Ehre angerechnet hätte. Weit gefehlt! Das Lob der Armut und der Kampf gegen die Habsucht seitens der christlichen Lehre ist als eine schwere Schädigung des Fortschrittes der Cultur bezeichnet worden, weil hierdurch die Wirksamkeit des unentbehrlichen Erwerbstriebes gehemmt worden sei. Es bedarf indes bloß der nothwendigen Unterscheidungen, um sofort zu erkennen, daß die Lehren der christlichen Kirche, weit entfernt, ein Hinderniß des wahren Culturfortschrittes zu sein, diesen erst recht möglich gemacht und auf das wirksamste gefördert haben.

Wenn nämlich die christliche Lehre die Ungerechtigkeiten im Erwerbsleben, die ungeordnete Anhänglichkeit an Hab und Gut, welche des Himmelreiches vergißt, die Habsucht, jenes unruhige und rücksichtslose Verlangen, immer größere Schätze aufzuhäufen, die Genußsucht, die Hartherzigkeit und Liebloſigkeit in der Verwaltung und Verwendung des irdischen Besitzes auch noch so scharf verurtheilt, wenn sie die Uebernahme der freiwilligen wirklichen Armut durch einzelne von Gottes Gnade Berufene lobt[1], so

[1] Vgl. Alfred Winterstein, Christliche Lehre vom Erdengut (Mainz 1898) S. 33 f. 122 ff. 180. 212 ff. 244 ff.

ſtellt ſie ſich damit einem maßvollen und wohlgeordneten, von chriſtlicher Geſinnung getragenen, der Gerechtigkeit und Liebe entſprechenden Streben nach Mehrung des Beſitzes durchaus nicht in den Weg. Das Verlangen nach größerem Beſitz, im perſönlichen Intereſſe und zum Wohle der Familie, iſt dem Menſchen zu natürlich, als daß es das Chriſtenthum für nöthig und mit Rückſicht auf ſeine höhern Zwecke für förderlich hätte erachten müſſen, dieſes Verlangen ſeinerſeits noch beſonders zu ſtärken. Aber es erkennt ſeine volle Berechtigung innerhalb der richtigen Schranken an. Ja der hl. Paulus ermuntert die Chriſten zu werkthätiger Nächſtenliebe geradezu dadurch, daß er Gottes beſondern Segen nicht nur in geiſtiger, ſondern auch in leiblicher und materieller Beziehung in Ausſicht ſtellt [1].

Wer immer daher ſeinen Beſitz zu wahren ſtrebt aus Beweggründen und in einer Art und Weiſe, welche vor der Vernunft und dem Gewiſſen beſtehen können, der braucht nicht zu fürchten, mit der chriſtlichen Lehre irgendwie in Conflict zu gerathen. Der Kaufmann, der mit Aufbietung aller Kräfte voranſtrebt, der ſein Vermögen zu vergrößern, ſeine und ſeiner Familie Lebensſtellung zu heben und zu ſichern ſucht; der Fabrikant, welcher ſeine Etabliſſements erweitert, den Bedürfniſſen der Menſchen beſſere und leichtere Befriedigung verſchafft, zahlreichen Arbeitern das tägliche Brod gewährt, in freigebiger Liebe die Bedürftigen unterſtützt, — warum ſollten ſie nicht alle zu den beſten Chriſten und Katholiken gehören können? Nur das eine wird von ihnen gefordert, daß ſie im Erwerb, Beſitz und bei der Verwendung der Güter ſich nicht bloß von der Begierde, ſondern vor allem von der Vernunft, der Gerechtigkeit und der Liebe leiten laſſen.

Es erübrigt ſchließlich noch eine weitere Anklage, welche gegen die völlig mißverſtandene katholiſche Lehre von nationalökonomiſcher Seite erhoben wird. In ſeiner „Geſchichte der Nationalökonomie“ [2] meint Hugo Eiſenhart, die katholiſche Faſſung des chriſtlichen Lehrſtoffes ſei den wirtſchaftlichen Intereſſen wo möglich noch abgewendeter als der Geiſt der griechiſchen Philoſophen: „Die ſittliche Aufgabe liegt nicht in der Ueberwindung der Welt durch Wachen und Arbeiten, ſondern in der Entſagung auf ihre Freuden und in der Flucht vor ihren Verſuchungen. Armut, Cölibat und Einſamkeit ſind die drei großen überirdiſchen Tugenden der Heiligen, welche den Himmel erwerben, und für welche der Cleriker dem Volke das Beiſpiel zu geben hat.“ Roſcher [3] ſtellte ſogar ohne

[1] 2 Kor. 9, 8 ff. [2] 2. Aufl. (Jena) S. 5 f.
[3] Anſichten der Volkswirtſchaft I (Leipzig und Heidelberg 1878), 86.

weiteres, bei Gelegenheit einer Beſprechung von Charles Périns Werk über den Reichthum in den chriſtlichen Geſellſchaften, „das katholiſche Entſagungsprincip“ ſchlechthin dem „chriſtlichen Gewiſſen“ gegenüber.

Wir verſpüren keine Luſt, uns hier auf die theologiſch-aſcetiſchen Excurſe im übrigen wohlverdienter Nationalökonomen weiter einzulaſſen, als vom volkswirtſchaftlichen Standpunkt aus unerläßlich erſcheint.

Der Nationalökonom tritt mit Recht im Intereſſe des materiellen Fortſchrittes für eine fortſchreitende Entwicklung der Bedürfniſſe ein, welche mit der aufſteigenden Evolution des geſamten wirtſchaftlichen Lebens in Wechſelwirkung ſteht. Verurtheilt aber etwa die katholiſche Lehre jene Entwicklung und Ausdehnung der Bedürfniſſe? Keineswegs. Die Entwicklung der Bedürfniſſe wird von unſerer Ethik als ein in der menſchlichen Natur begründeter Vorzug anerkannt. Wie die chriſtliche Lehre jederzeit den Trieb des Menſchen nach Vervollkommnung ſeiner Geſamtlage als voll berechtigt anerkannt hat, ſo freut ſie ſich insbeſondere auch jeder wahren materiellen Errungenſchaft. Was die Kirche will, iſt ja gerade das eine: daß der Menſch die ſeiner Natur eingeſenkte Ebenbildlichkeit mit Gott in ſeinem Leben, in ſeinem Handeln auswirken möge für die geiſtige wie für die materielle Ordnung. Iſt es aber nicht der materielle Fortſchritt und damit die Entwicklung der Bedürfniſſe und ihrer Befriedigungsmittel, welche zur beſſern Geltendmachung und zum Schutze der Menſchenwürde weſentlich beitragen? Dabei erſcheint es jedoch gerade von eminentem Werthe für das ſociale Leben, wenn die Kirche der Lehre von der Entwicklung der Bedürfniſſe die andere Lehre von der Nothwendigkeit des Opfers, der Entſagung zur Begleiterin gibt. Sie möchte uns warnen vor dem Mißbrauch des in ſich ſo berechtigten Strebens nach Verbeſſerung des phyſiſchen Daſeins, ſie möchte uns ſchützen vor der Sinnlichkeit und Unmäßigkeit, welche ſich nur zu leicht an jenes Streben anſchließen. Kurz, ſie verlangt zwar in keinem Augenblick, daß die Menſchheit bei der gerade gegebenen Quantität von Befriedigungsmitteln Halt mache, aufhöre, weiter zu ſtreben, — was ſie aber auch hier ernſtlichſt fordert, iſt die Mäßigung; was ſie ſtreng verurtheilt, iſt das Uebermaß des Genuſſes, die ungeregelte Entwicklung der menſchlichen Bedürfniſſe. Kann der Nationalökonom hiergegen begründete Einwendungen erheben? Muß ja doch der Volkswirtſchaftslehrer ſelbſt auf Schritt und Tritt die Entſagung und Genügſamkeit predigen, kämpfen gegen Habſucht, Geiz, Verſchwendung, Lüſternheit, Trägheit. Je mehr die Nationalökonomie zu der Erkenntniß gelangen wird, daß nicht das Selbſt-

intereſſe der Individuen, auch nicht das „wohlverſtandene“, den dauernden und allſeitigen Vortheil der Einzelnen wahrende Intereſſe, ſondern vielmehr das materielle Gemeinwohl der Geſamtheit oberſtes Princip, Ziel und Norm der Volkswirtſchaftslehre ſein muß, um ſo mehr wird auch von nationalökonomiſcher Seite dem katholiſchen Entſagungsprincip Verſtändniß und Anerkennung entgegengebracht werden müſſen. Man wird einſehen, daß die chriſtliche Ethik durchaus nicht Entſagung à tout prix fordert, ſondern die Entſagung ſelbſt wieder regelt nach den höhern Zielen des Menſchen und der Menſchheit — die culturellen Ziele und Aufgaben eingeſchloſſen —, und daß ſie der Entſagung als unentbehrliche Begleiterin ſtets und überall die Klugheit zur Seite ſtellt.

Uebrigens hat die Natur dafür geſorgt, daß die Zahl der ſtrengen Asceten nicht Legion wird. Die Furcht, es möchte die Entſagung viel zu wenig geübt werden, dürfte eher berechtigt ſein, als die Angſt, der Katholicismus werde aus der Menſchheit eine Schar von Styliten machen.

Heinrich Peſch S. J.

Die moderne Philoſophie über das jüngſte „Ketzergericht“.

„Das jüngſte Ketzergericht über die moderne Philoſophie“ nennt Profeſſor Paulſen den dritten Band von Willmanns „Geſchichte des Idealismus“[1]. Er ſchreibt: „Ich geſtehe, daß ich nicht ohne ſchmerzliche Enttäuſchung das Werk aus der Hand gelegt habe.“ Und wir müſſen geſtehen, daß Profeſſor Paulſens Entgegnung uns gleicherweiſe eine ſchmerzliche Enttäuſchung bereitete. Denn der erregte Ton der Polemik, der in der Ueberſchrift anklingt und ſich in der Abhandlung ſteigert, muß jeden befremden, der die Werke und die Eigenart des Berliner Gelehrten kennt. Willmanns Urtheil ſei „in dogmatiſcher Auffaſſung vollſtändig gebunden“, „von hiſtoriſcher

[1] Deutſche Rundſchau Bd. 96 (1898), S. 190 ff. Im folgenden nur nach der Seitenzahl citirt.

Würdigung völlig entblößt“ [1]; ſeine Geſchichte der modernen Philoſophie enthalte „nichts als Hohn und Schelten, als Anklagen und Verwerfungsurtheile“ [2], „ſinke“ zur „Mißhandlung ernſthafter und redlicher Denker“ „herab“ [3]. Zwar habe man „ſich gewöhnt“, ſo wird uns geſagt, „das katholiſche Syſtem als eine Welt für ſich außerhalb der wiſſenſchaftlichen Welt gelegen zu betrachten“ — eine in der That ſehr liebenswürdige Gewöhnung —, Willmanns Werk ſcheine aber „den Vertretern der modernen Philoſophie“ in gewiſſem Maße die Pflicht aufzuerlegen, ſich dieſer Zurückhaltung zu begeben [4]. Denn er iſt ein „bekannter Philoſoph und Pädagog“, „ein Gelehrter von Anſehen“, „dem es auch an Kenntniß und Geiſt nicht fehlt“, „ein unabhängiger Mann“ (was zweimal hervorgehoben wird) [5], zu allem „ein Profeſſor an einer deutſchen Univerſität“, der wider die moderne Philoſophie aufzutreten wagt und in ſeinem Buch der „ultramontanen Beredſamkeit“ „ein auserleſenes Rüſtzeug“ beiſtellt [6].

Wenn die Zurückhaltung, die man ſich aufzugeben gedrängt fühlt, ſchon in der Gewohnheit beſteht, den Standpunkt des Gegners als einen unwiſſenſchaftlichen zu brandmarken, weſſen wird man ſich erſt zu verſehen haben, wenn die Parole lautet: Zu Abwehr und Angriff? Ueber dieſe Gewohnheit kann eine wiſſenſchaftliche Discuſſion oder eine in annehmbaren Formen geführte Erörterung nicht hinausgehen. Es ward denn auch nicht darüber hinausgegangen. Das Leitmotiv der Culturkampfmuſik, zu der Profeſſor Paulſen ſich hat hinreißen laſſen, iſt das altbekannte: unwiſſenſchaftlicher Standpunkt unfreien, gebundenen Denkens. Paulſen deutet ſelbſt an, es müſſe eine ernſte Culturgefahr drohend aufſteigen, wenn er ſich entſchließe, in ſolchem Streit und in ſolcher Weiſe das Wort zu ergreifen: „Ich bin nicht als proteſtantiſcher oder nationaler Chauviniſt bekannt. Ich bin bereit, alles Gute und Wahre und Tüchtige anzuerkennen. Ich habe harte Worte genug darüber hören müſſen, daß ich über die mittelalterliche Philoſophie und Bildung oder über die Jeſuiten und ihre Moral und Pädagogik allzu günſtig urtheile und über den Proteſtantismus und Humanismus allzu wenig Gutes ſage.“ [7] Dieſe Mittheilung dünkt uns eine merkwürdige Kunde. So gerade heraus iſt ſelten geſagt worden, daß es eine genau abgemeſſene Doſis des Lobes und des Tadels gibt, von der „freies“ Denken nicht abgehen darf, ohne daß harte Worte laut würden.

[1] Deutſche Rundſchau S. 198. [2] Ebd. S. 193.
[3] Ebd. S. 194. [4] Ebd. S. 192. [5] Ebd. S. 192. 197.
[6] Ebd. S. 197. [7] Ebd. S. 202.

Ob im Wiederholungsfall wohl mit Anathemen geblitzt, und wenn nicht offenkundige Zeichen von Reue und Buße und Beſſerung eintreten, mit Excommunication gedroht wird? Solche „Gebundenheit“ durch die öffentliche Meinung und deren Organe ſcheint uns drückender als die Gebundenheit, welche dem katholiſchen Forſcher angeblich alle Denkfreiheit raubt. Vernunftgründe ſagen uns, daß das Lehramt der Kirche beglaubigt iſt. Wir kennen deſſen Rechtstitel wie deſſen feſt und klar begrenztes Geltungsgebiet. Die öffentliche Meinung aber, welche Hüterin der denkfreien Lehre ſein will, erſcheint uns als ein anonymes Ungeheuer, das ein unbegrenztes Geltungsgebiet beanſprucht, und deſſen Rechtstitel ſchwer beizubringen ſein möchten. Sprechen ihre papierenen Münder harte Worte, ſo iſt das ſchon ſchlimm, aber doch nur fernes Grollen. Macht ſie völlig mobil, ſo iſt ihr Opfer wie von Furien gepeitſcht. Wir denken nun nicht daran, aus dem entgegengeſetzten Lager die Projectile harter Worte nach Berlin-Steglitz zu ſchleudern, am allerwenigſten ſolche mit irgend einer perſönlichen Spitze. Auch meinen wir nicht, daß Profeſſor Willmann der Vertheidigung bedarf, am allerwenigſten, daß wir dazu geeignet wären. Nach Einſichtnahme des vorzüglichen Werkes haben wir offen und ehrlich unſere Anſicht über dasſelbe geäußert[1] und es ſeitdem nur noch höher ſchätzen gelernt. Allein Profeſſor Paulſens Gravamina fordern zur Erörterung förmlich heraus. Sonderlich Neues hat er nicht geſagt, vielfach ſogar erſtaunlich Altes. Wenn das, wie wir fürchten, im folgenden auch uns widerfährt, ſo bitten wir um gleiches Recht für alle. Ein Gelehrter von ſo viel Geiſt und ſo umfaſſendem Wiſſen wie Paulſen zieht übrigens jede Discuſſion in die Tiefe, auch eine ſolche, die, weil vor weiten Kreiſen geführt, auf die ernſte Strenge fachwiſſenſchaftlicher Art verzichten muß. Sobald man aber in Fragen der Weltanſchauung in die Tiefe geht, kann es nicht ausbleiben, daß die entſcheidenden Grundfragen zur Sprache kommen, noch kann man es vermeiden, daß die tiefſten Gegenſätze ſchroff hervortreten.

Im Anſchluß an die Anklagen, die wider Profeſſor Willmann erhoben wurden, wollen wir, ohne uns genau an deren Reihenfolge bei Paulſen zu halten, einige dieſer Grundfragen im Kampf um die Weltanſchauung erörtern. Neben der Abhandlung in der „Deutſchen Rundſchau“ berückſichtigen wir auch Paulſens neues Werk über Kant[2]. Da

[1] Vgl. dieſe Zeitſchrift Bd. LII, S. 317 ff.; Bd. LIV, S. 563 ff.

[2] Frommanns Klaſſiker der Philoſophie, herausgegeben von R. Falckenberg. VII. Immanuel Kant. Stuttgart 1898.

aber Paulſen *als Vertreter moderner Philoſophie* und *Weltanſchauung* aus der gedachten Zurückhaltung heraustrat, muß es geſtattet ſein, auch ſolche moderne Philoſopheme und Anſchauungen zur Beleuchtung der Grundfragen herbeizuziehen, an denen Paulſen wenig Gefallen haben mag.

Zunächſt ſoll uns eine Anklage beſchäftigen, die mit großem Nachdruck erhoben wird. Sie betrifft die Beurtheilung Spinozas und Kants durch Willmann, welche Paulſen, gegen ſeine Gewohnheit in ſehr ſtarkem Ausdruck, als gehäſſig und fanatiſch bezeichnet. Indem wir darlegen, warum dieſer ſchwere Vorwurf uns vollkommen ungerechtfertigt erſcheint, wird der große Gegenſatz zwiſchen zwei grundverſchiedenen Auffaſſungen der Geſchichte der Philoſophie zu Tage treten. Die eine, die individualiſtiſche Auffaſſung des Liberalismus, fühlt ſich getrieben, jeden Umſturzverſuch, ſolange er nur das Jenſeits angeht, intereſſant zu finden, weil ſie, der Denkfreiheit wegen, ihm Berechtigung nicht abzuſprechen vermag. Die andere Auffaſſung läßt ſich von ſocialen Geſichtspunkten leiten, ſieht das Wohl und Wehe der Menſchheit für die wichtigſte Angelegenheit an, behält vor allem im Auge, wohin die führenden Geiſter geführt und ob ſie ihren Anhang nicht etwa bloß angeführt oder verführt haben. Wir werden alſo zuvörderſt die ſociale Verantwortung der führenden Geiſter erörtern.

Eine weitere Anklage lautet auf völlige Verläugnung der Denkfreiheit durch Willmann, deſſen dogmatiſch gebundene Methode ihn nur Ketzergerichte abzuhalten befähige. Das wird uns Anlaß geben, die Denkfreiheit und die ungebundene Methode zu beſprechen.

Unzähligemal ſind Wiſſen und Glauben als unverſöhnliche Gegenſätze genannt, ihr Kampf als das Ringen des Lichtes mit der Finſterniß geſchildert worden. Wiſſenſchaft und Religion behaupten beide, ihnen gehöre der Menſch, und gleich den um das Kind ſtreitenden Müttern traten ſie vor manch einen Salomon. Paulſen zufolge hat ſich in Kant derjenige gefunden, der für immerwährende Zeiten die Verſöhnung von Wiſſen und Glauben herbeigeführt hat. Wir meinen dem Schiedsſpruch dieſes „nordiſchen Salomon“ auch einige Bemerkungen widmen zu ſollen.

Willmann hat ſich endlich unterfangen, von einer „ſocialen Decompoſition des proteſtantiſchen Deutſchlands“ zu reden. Dieſer Ausdruck kommt in Willmanns Werk gelegentlich und nebenher, unſeres Wiſſens auf nahezu 1000 Seiten *einmal* vor[1]; in Paulſens Polemik wird er auf einem

[1] Geſchichte des Idealismus III, 492.

Dutzend Seiten etwa dreimal wiederholt, nicht ohne Steigerung der Entrüſtung und des Mißverſtändniſſes (197. 200. 201). Obgleich Paulſen darin eine Art Reichsläſterung zu ſehen geneigt ſcheint, die nicht im geringſten darin liegt, ſo wird doch der Urheber der frevelhaften Aeußerung für dieſesmal noch nicht des „sacrilegium" oder des „crimen maiestatis" beſchuldigt, wohl aber freiwilliger Blindheit bezichtigt („man muß wirklich beide Augen vor der Wahrheit verſchließen" [1]) und zu Schweigen nebſt Schamröthe verurtheilt („der bloße Hinweis auf Spanien ſollte genügen, um den Ankläger ſchamroth verſtummen zu machen" [2]). Paulſen zückt zum Schluſſe das furchtbare Schlachtſchwert populärer Polemik. Mit dem beliebten Schlagwort von der immer anſteigenden Culturüberlegenheit des Proteſtantismus meint er die Walſtatt ſiegreich zu behaupten. Wenn doch wenigſtens in gelehrten proteſtantiſchen Kreiſen daran keine Zweifel laut würden! Aber erſt vor anderthalb Jahren ſchrieb ein hervorragender proteſtantiſcher Gelehrter [3]: „Es iſt ganz unverkennbar, daß wir im politiſchen wie im geiſtigen Niedergang begriffen ſind." Und die Seeſchlacht von S. Jago wird hierin wohl keine entſcheidende Wendung gebracht haben. Dennoch dürfte es nicht überflüſſig ſein, auch von der „ſocialen Decompoſition" und der „culturellen Ueberlegenheit" des Proteſtantismus ein Wort zu ſagen.

Für heute werden wir uns darauf beſchränken, den an erſter Stelle genannten Punkt, die ſociale Verantwortung der führenden Geiſter, etwas genauer ins Auge zu faſſen.

Es hat faſt den Anſchein, als ob Paulſen ſich durch Willmanns ſcharfe Urtheile über Spinoza und Kant, wie auch durch das Fehlen aller „Worte der Anerkennung" perſönlich verletzt gefühlt hätte — ſo peinlich und erregt ſind manche ſeiner Sätze [4]. Sein Unmuth condenſirt ſich zu dem Vorwurf, „Fanatismus des Haſſes" ſpreche aus den betreffenden Stellen der „Geſchichte des Idealismus" [5]. Unſeres Erachtens dagegen ſpricht auch aus den gemeinten Ausführungen Willmanns ſeine edle Humanität und Menſchenliebe. Wir können die Aufgabe des Geſchichtſchreibers der Philoſophie unmöglich darin ſehen, daß ein Forſcher gewiſſermaßen Cercle hält, unter

[1] Deutſche Rundſchau S. 201. [2] Ebd.

[3] H. Gelzer in der Deutſchen Revue (Juni 1897) XXII, 2, 330.

[4] Z. B.: „Ich meine, nicht die Ehre Kants iſt es, die hierbei leidet, ſondern die Ehre deſſen, der ſich ſo an ihm vergeht." Deutſche Rundſchau S. 197.

[5] Ebd. S. 194.

den verſammelten Geiſtern der Vorzeit von einem zum andern geht, um allenthalben und unentwegt höfliche „Worte der Anerkennung“ zu ſagen. Wenn ein Hiſtoriker ſich zudem das, was Paulſen „hiſtoriſche“ Methode nennt, angeeignet hat, wenn er in allen Syſtemen nur „nothwendige Schöpfungen“ ſieht, die der einzelne Philoſoph „in ſolcher religiöſer und politiſcher Lebensumgebung hervorbringen“ mußte“ [1], ſo dürfte es ihm ſehr beſchwerlich werden, in ſeine Verbindlichkeiten einige Abwechslung zu bringen. Denn einem jeden Philoſophen wird er dann nur dazu ſeine ergebenſte Hochachtung auszudrücken in der Lage ſein, daß der Betreffende ſich vom Milieu gebären ließ, und lediglich Glückwünſche zu günſtiger politiſcher oder Condolenzen betreffs ungünſtiger religiöſer Lebensumgebung könnten über das Einerlei hinweghelfen.

Wir haben auch unſere Milieu-Theorie. Wir wiſſen, daß Herkunft und Erziehung, Bildungsgang und ſociale Stellung, Umgebung und öffentliche Meinung, der Lebensgang mit ſeinen Erfolgen oder Enttäuſchungen ſehr vieles zu erklären vermögen und entlaſtend auf die Verantwortung einwirken, worüber wir uns zu freuen ſtets bereit ſind. Das Wort „tout comprendre c'est tout pardonner“ dünkte uns ſtets ſo ſchön und ſo tief, insbeſondere ſo geeignet, die Barmherzigkeit Gottes zu erklären, welcher ja das höchſte „tout comprendre“ in der Allwiſſenheit zur Seite geht, daß wir ſtets geneigt waren, zu wünſchen, es möchte einen Auguſtinus zum Autor haben und nicht bloß eine Frau von Staël.

Trotz alledem ſind wir doch zu einer Art von „vornehmer Weitherzigkeit“ ſchlechthin unfähig; unfähig, ſie zu üben und ſie zu billigen.

Probleme nämlich, welche ganz erfüllt ſind von ſchickſalſchweren Entſcheidungen, Ideen und Grundſätzen, in deren logiſchen Conſequenzen, moraliſchen Fernwirkungen und ſocialen Maſſenwirkungen wir die wahrhaft unendliche Tragik von verunglückten Menſchenleben in unbegrenzter Zahl ſehen, vorausſehen oder erfüllt ſehen, die können wir nie und nimmer mit Spinoza und Paulſen in kühlem Gleichmuth, ohne jeden Verſuch der Abwehr, betrachten, bewerthen und behandeln, als wären ſie „mathematiſche Figuren“ oder phyſikaliſche Experimente [2]. Dazu iſt uns Menſchenleben und Menſchenglück doch eine zu heilige Sache, die Aufgabe jedes Lehrers, beſtimmend darin einzugreifen, ein zu verantwortungsvolles Amt. Wir erinnern uns, vor einigen Jahren in einer panegyriſchen Schrift auf Vol-

[1] Deutſche Rundſchau S. 190. 191. [2] Ebd. S. 195.

taire geleſen zu haben, wenn Voltaire der größte Straßenräuber geweſen wäre, ſo hätte er nicht heftiger angefeindet werden können, als dieſes geſchehen iſt. Darauf iſt zu entgegnen: Wenn Voltaire bloß der größte Straßenräuber geweſen wäre, ſo möchte die Polemik wider ihn nicht nur überflüſſig ſein, ſondern auch das gerechte Maß weit überſchritten haben. Weil er aber das Geiſtesleben von Generationen verſeucht und vergiftet hat, iſt ſeine Verantwortung in der Geſchichte des geiſtigen Lebens, ſeine ſociale Verantwortung eine ungemein größere als die des größten Straßenräubers.

Alles Lehren und Schreiben, zumal wo es ſich um praktiſche Wahrheiten handelt, gilt uns als ſociale Function, zumeiſt und zuhöchſt in allem, was die Weltanſchauung angeht.

Von der Weltanſchauung des Einzelnen wird das individuelle Leben nach Richtung, Verlauf, Gehalt und Ergebniß beſtimmt, von der Weltanſchauung, die als öffentliche Meinung herrſcht, das ſociale Leben. Die Weltanſchauung iſt nun im Grunde doch nichts anderes als Religion oder Religionsloſigkeit. Und deshalb iſt jede Weltanſchauung, beſtehe ſie auch ausſchließlich aus Läugnungen, Ausgangspunkt von nothwendigen Conſequenzen, welche die individuelle Moral wie die ſocialpolitiſche Ordnung durchdringen und geſtalten. Deshalb ſind ferner dieſe Conſequenzen nicht bloß ein Prüfſtein für die Richtigkeit des Ausgangspunktes, nämlich der Grundprincipien, ſondern ſie kennzeichnen auch die Verantwortung, welche der Urheber und die Beförderer ſolcher Weltanſchauung zu tragen haben. Wir ſprechen hier nicht von der Verantwortung vor Gott, ſondern von der ſocialen, der Verantwortung vor der Menſchheit, der der Einzelne angehört.

Wie aus den Samen nothwendig Pflanzen, Blüthen und Früchte einer einzelnen Art werden, ſo entwachſen den Weltanſchauungen nothwendig beſtimmte moraliſche Typen von Menſchenleben, und ſchließlich und letztlich wird aus ihnen Menſchenglück und Menſchenunglück. Wir wiſſen ſehr wohl, daß die letztere Nothwendigkeit keine phyſiſche, ſondern eine moraliſche iſt. Eine theoretiſche „Verbrechermoral“ kann mit einem harmloſen Lebenswandel vereint ſein. Aber was nicht in den Grundſätzen iſt, kann nicht aus ihnen herauskommen, und wenn der Lebenswandel in der That von ſittlichen Mächten geſtaltet wird, die nachgewieſenermaßen nicht aus den Grundſätzen, nicht aus der Weltanſchauung ſtammen, ſo ſind dieſe eben zufällig anderswoher, und das erfreuliche Facit iſt wider Sternen-

lauf und Schickſal, d. h. wider alle Conſequenz und Logik, ins Daſein getreten. Aber ſo wenig Zufälle etwas beweiſen, ſo wenig regelt ſich nach Ausnahmen von der Regel das ſociale Leben. Auf die Dauer und in den weiten Schülerkreiſen, die immerfort größere Peripherien ziehen, wird die unerbittliche Macht der Logik ſich Geltung verſchaffen, beſonders wenn ſie mit menſchlichen Leidenſchaften verbündet iſt.

Wer in Sachen der Weltanſchauung durch Wort oder Schrift als Lehrer auftrat und die öffentliche Meinung wirkſam zu beeinfluſſen vermochte, hat einen Samen ausgeſtreut, der Boden fand und gediehen iſt. Immer wieder erneut ſich der Same; an einmalige Ausſaat ſchließt ſich eine endloſe Fernwirkung an. Die ſociale Fernwirkung und Maſſenwirkung, die ein führender Geiſt durch die Jahrhunderte ausübt, iſt als die ſociale Verantwortung, die er trägt, anzuſehen und nach Maßgabe der Conſequenzen, die ſich aus ſeinen Ideen und Grundſätzen ergeben, einzuſchätzen. Für den individualiſtiſchen, antiſocialen Zug der modern-liberalen Philoſophie iſt es äußerſt bezeichnend, daß ſie, die ein einziger Hymnus auf die Denkfreiheit der Denker und die Lehrfreiheit der Hochſchullehrer war, für die ſociale Function und Verantwortung alles Schreibens und Lehrens wenig Verſtändniß bekundete.

Spinoza hat wie wenige vor ihm für den Atheismus Schule gemacht. Immer weitere Kreiſe zog im geiſtigen Leben der Bann ſeines Einfluſſes. Wenn nun ſelbſt eine Fülle von Geiſt ſich daneben in ſeinem Syſteme fände, ſo würde das Gewicht ſeiner ſocialen Verantwortung dadurch nicht um ein Milligramm geringer, im Gegentheil ſogar um vieles ſchwerer. Und wenn ſein Leben tadellos geweſen iſt, ſo kann auch das ihn nicht entlaſten.

Einer der anſtößigſten Dichter der Renaiſſance, Beccadelli, gab zu, daß ſeine Gedichte ſchamlos ſeien, behauptete aber, ſein Leben ſei makellos. Wird eine Feuersbrunſt dadurch gelöſcht, daß, der ſie entzündet hat, daraufhin ein Bad nimmt? Wird ein Anſteckungsherd dadurch zu einem Vergnügungsort oder gar einem Geſundbrunnen, daß derjenige, der die Seuche eingeſchleppt hat, nicht von ihr ergriffen wurde oder ihr nicht erlag? Willmann macht die treffende Bemerkung, daß die „aufdringlichen Verſicherungen“ der Verehrer Spinozas, „ſein Privatleben“ ſei „tadellos geweſen“, das „richtige Gefühl“ verrathen, wir dürften „bei ſeiner Verbrechermoral auch ein ſchändliches Leben erwarten“. „Es mag ſein,“ ſo wird hinzugefügt, „daß er nicht gelebt hat, wie er lehrte, aber darin zeigt

ſich ſein Gegenſatz zum Weiſen: dieſer lebt, was er lehrt . . .“[1] Damit iſt geſagt, daß auch die Verehrer Spinozas zuzugeben ſcheinen, das tadelloſe Privatleben ſei eine Inconſequenz, und als ſolche beweiſe ſie nichts zu Gunſten ſeiner „Ethik“. Dieſe, wie uns dünkt, unanfechtbare Bemerkung hat Prof. Paulſen in große Erregung gebracht. Und zwar iſt es nicht der Vorwurf der „Verbrechermoral“, der den Sturm entfeſſelt, ſondern daß die beweiſende Kraft des Privatlebens abgelehnt wird. Nur um Baruchs Tugendbeiſpiels willen bleibt Willmann erſpart, „jedes harte Scheltwort“ über ſich ergehen laſſen zu müſſen, das er doch „verdient“[2]. Nach Spinozas Recepten wird er als „mathematiſche Figur“ betrachtet, woraufhin ſich allgemach Kühle bis ans Herz verbreiten ſoll, wovon aber im folgenden bei Paulſen nicht ſo gar viel zu verſpüren iſt. Paulſen ſcheint die beregte Stelle ſo aufgefaßt zu haben, als bedauerte Willmann, daß Spinoza kein Verbrecher war, und als inſinuirte er: „Vielleicht hat er die Sache nur ſchlau zu verbergen gewußt.“[3] Das ſind Mißverſtändniſſe, die allerdings „ſchmerzliches“ Erſtaunen veranlaſſen können, und wider die keine ehrliche Ausſprache mehr ſicher iſt.

Was Kant betrifft, kämpft Paulſen pro aris et focis. In der Kant-Biographie erklärt er deſſen Syſtem für die „bleibende Grundlage der Philoſophie“[4]. 370 Seiten früher ſchreibt Paulſen wider Willmanns Auffaſſung der philosophia perennis, es ſei „fraglich, ob Perennität überhaupt für die Philoſophie ein Ruhm ſei“[5]. Willmann verſteht unter Perennität ein ſtetes Fortbauen auf bleibenden Grundlagen, nichts anderes. Iſt jene Perennität der Philoſophie, die nach Paulſen mit Kant beginnt, auch ein „fraglicher Ruhm“?

Paulſen verweiſt in der „Deutſchen Rundſchau“ auf ſeine jüngſt erſchienene Kant-Biographie und verſichert[6], er hätte ſie auch Kantius platonizans überſchreiben können. Danach müßte Kant freilich in der „Geſchichte des Idealismus“ in die erſte Rangklaſſe befördert werden. Allein davon abgeſehen, was der Alte von Königsberg ſelbſt zu dieſer Ueberſchrift ſeines Lebenswerkes geſagt hätte, die Geſchichte der Philoſophie hat nicht die Aufgabe einer Rettungsgeſellſchaft. Es kommt immer wieder auf die Quinteſſenz des Syſtems, auf die Weltanſchauung an und auf

---

[1] Geſchichte des Idealismus III, 311.
[2] Deutſche Rundſchau S. 195. [3] Ebd. S. 194.
[4] Immanuel Kant (1898) S. 381; vgl. S. 338. [5] Ebd. S. 11.
[6] Deutſche Rundſchau S. 198.

deren ſociale Fern- und Maſſenwirkungen. Wie hat nun Kant auf das 19. Jahrhundert eingewirkt, als Kantius platonizans oder hauptſächlich als der „Zermalmer“ der Beweiſe für das Daſein Gottes? Wenn man in der Gemeinde der Freidenker Umfrage hielte, um zu erfahren, was ſie von Kant halten und wiſſen, was käme da zum Vorſchein, ein Kantius platonizans oder ein Immanuel, welcher der Zeichnung, die Heine von ihm entwarf, weit ähnlicher ſähe als dem göttlichen Plato? Als Zertrümmerer der Religionsreſte hat Kant auf unſer Jahrhundert eingewirkt. Weder mit dem Leim der Poſtulate noch mit dem Kleiſter der praktiſchen Vernunft vermochte er aus den Scherben hinterher etwas Haltbares herzuſtellen.

„Nach mehrmaligem Durchſtudiren des Kantſchen Hauptbuches glaubte ich zu erkennen, daß die Polemik gegen“ die „beſtehenden Beweiſe für das Daſein Gottes überall hervorlauſcht“, meint Heine[1]. Für ihn iſt Kant lediglich der „Scharfrichter“ des Gottesglaubens. Mit der „Kritik der reinen Vernunft“ ſei die Ueberzeugung vom Daſein Gottes in Deutſchland „hingerichtet“ worden. Das wird mit vielen, zum großen Theil blasphemiſchen „Witzen“ verbrämt. Kant habe es erreicht, daß „der Oberherr der Welt unbewieſen in ſeinem Blute ſchwimmt“. Aber der Diener des Philoſophen, „der alte Lampe“, ſteht dabei „mit ſeinem Regenſchirm unterm Arm, als betrübter Zuſchauer, und Angſtſchweiß und Thränen rinnen ihm vom Geſicht . . .“ Kant erbarmt ſich ſeiner: „der alte Lampe muß einen Gott haben“, „deshalb möge die praktiſche Vernunft die Exiſtenz Gottes verbürgen“. Heine frägt dann noch, ob dieſer philanthropiſche Rückzug — dieſe „Reſurrection“ iſt Heines Ausdruck — bloß um Lampes willen oder auch der Polizei wegen vorgenommen wurde[2]. Der jüdiſche Scharfſinn dürfte ſehr richtig herausgefühlt haben, welcher Theil von Kants Lebenswerk beſtimmt war, die öffentliche Meinung zu beeinfluſſen, und er hat das Seinige dazu gethan, um dieſes edle Beginnen zu fördern.

Von der Ausſaat der ſämtlichen Werke Kants fiel überaus vieles auf ſteinigen Boden und vegetirte dürftig weiter; vieles wucherte üppig in den Treibhäuſern der Fachforſchung, von der Kunſtgärtnerei philologiſcher Methode gehütet und gepflegt, die eine ſtaunenswerthe Fülle von Varietäten aus demſelben Samen zog. Was aber auf die Weltanſchauung der „Gebildeten“ beſtimmend einwirkte, war vornehmlich doch die Zertrümmerung der Religionsreſte. Und das brachte tauſendfach neue Ausſaat.

[1] Werke. Karpeles V, 105. [2] Ebd. S. 107. 108.

Oder wird man uns ſagen, Heines „Caricatur“ habe nichts zu bedeuten, ſei „jüdiſcher Radicalismus“ von einſt, dem ſeither ſtreitbarer Antiſemitismus, namentlich der Heinrich von Treitſchkes, ſo völlig den Garaus machte, daß die Spree nicht Jordanwaſſer genug hatte, und ganz Israel im „platoniſchen“ Idealismus, den Paulſen aus Kantſchem Samen gezogen, ſein Heil zu finden bereit iſt? Mag ſein, wenn er „platoniſch“ genug iſt.

In der Welt der Denkfreien wird, ſo dürfen wir wohl annehmen, David Friedrich Strauß noch Trumpf ſein. Im Augenblick, wo wir dieſes ſchreiben, geht uns die buchhändleriſche Anzeige einer Ausgabe ſeiner Werke zu. In der beigelegten Reclame heißt es von Straußens ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit, ſie ſei „eine welthiſtoriſche That geweſen, die nur mit dem Auftreten Martin Luthers in Vergleich geſtellt werden kann“, „der Wendepunkt auf der Bahn der Befreiung des deutſchen Geiſtes von dem Druck einer wundergläubigen Kirche“, inſonderheit ſein Leben Jeſu „das Teſtament und die Rüſtkammer der freien Geiſter gegenüber dem nie raſtenden Eroberungskampf der alten Kirche ...“ Mit Vergnügen geben wir zu, daß „das Teſtament der freien Geiſter“ eine geiſtesfreie Wendung iſt, aber die hohen Zahlen der Auflagen fallen doch auch ins Gewicht. Straußens Auffaſſung berührt ſich nun mit der H. Heines in auffallender Weiſe. Auch die blasphemiſchen Witze fehlen nicht. Daß ſie einen Stich ins Philiſtröſe haben, erklären Herkunft und Milieu. Auch für Strauß iſt Kants Hauptverdienſt, daß er die Beweiſe für das Daſein Gottes „kritiſch aufgelöſt“ habe, und zugleich wird bemerkt, an einer „leeren Stelle des Syſtems“ ſei Gott eine „aushelfende Rolle“ angewieſen worden, „gleichſam ein Ausdingſtübchen, worin der ... übrigens zur Ruhe geſetzte Gott noch anſtändig untergebracht und beſchäftigt werden ſoll“ [1].

Auch Friedrich Albert Lange iſt unter Freidenkern noch eine geſchätzte Größe. Die einzigen philoſophiſchen Syſteme, ſo ſagt er uns, zu denen Kant ſich nicht ablehnend verhielt, ſeien der Materialismus und der Skepticismus geweſen. Und zudem ſchreibt er: „Ein voreiliger Recenſent hatte in Kants ‚Kritik der reinen Vernunft‘ ‚höhern Idealismus‘ gefunden. Dies mochte Kant ungefähr vorkommen, als ob man ihm ‚höhern Blödſinn‘ vorgeworfen hätte.“ [2]

Und nun muß unſer Blick auch noch auf ein Zeitungsblatt fallen, in welchem die „öffentliche Meinung“ mit Entzücken conſtatirt, daß das moderne Converſationslexikon in den Kreiſen von Bildung und Beſitz als Haus-

[1] Der alte und der neue Glaube (3. Aufl., 1872) — die letzte Auflage iſt uns nicht zur Hand — S. 119 und 118.

[2] Geſchichte des Materialismus II (3. Aufl., 1877), 10.

buch längſt an die Stelle der Bibel getreten ſei. Man ſchlage aber doch etwa Meyers Converſationslexikon unter „Gott“ oder „Kant“ nach. Immer wird der „Zermalmer“ der Gottesbeweiſe auf der Oberfläche ſchwimmen. Unter ſolchen Umſtänden dürfte Kantius *platonizans* ſchon einen vorzüglichen Schwimmgürtel brauchen, wenn anders er nicht unterſinken ſoll.

Man wird uns doch wohl nicht abermals einwenden wollen, es ſei höchſt unwiſſenſchaftlich, Converſationslexika und Journale zu citiren. Wer die Geſchichte des 19. Jahrhunderts vom ſocialen Standpunkt aus würdigen will, darf kein Bedenken tragen, auch die gedachten „Hausbücher“ und alten Zeitungen zu „ſtudiren“, wozu freilich ein beinahe unſtillbarer Wiſſensdurſt gehört.

Willmann hat an einen Ausſpruch eines der hervorragendſten unter den Kantianern erinnert und daran einige Bemerkungen angeſchloſſen, in denen ſeine Auffaſſung von der ſocialen Verantwortung der führenden Geiſter zu ſchönem Ausdruck kommt. „Roſenkranz iſt auch in dieſem Punkte offenherzig und geſteht die völlige Nichtigkeit der Poſtulate Kants.“ Roſenkranz ſchreibt: „Das Schiff“ von Kants „gediegener Vernunft zerſchellt an dem Diamantfelſen ſeines Verſtandes, und man hatte Mühe, die umtreibenden Trümmer des Wracks durch die Netze der Ideale und Haken der Poſtulate nothdürftig zuſammenzubringen.“ Hier fügt Willmann hinzu: „Was da auf den Trümmern treibt, ſind aber die Wahrheiten, von denen der Menſchengeiſt lebt, die Güter, zu deren Hut die Weiſen mitberufen ſind. Tauſende, die der Geiſtesſtrömung, in der Kant Führer iſt, verfallen ſind, haben Schiffbruch an Glauben und Hoffen gelitten, und auch die Haken und Netze weggeworfen, die ja kaum ausreichen, des Piloten Trümmer zu bergen; zu dem Verluſt des Friedens, an dem ſie krankten, bedurfte es nicht jener unglücklichen Verbindung von Vernunftgediegenheit mit Verſtandeshärte.“ [1]

Wer auf den Höhen des Denkens das Wohl und Wehe der Menſchheit im Auge behält, wer ſich ſtets bewußt bleibt, alles Forſchen erhalte erſt dadurch beſondere Weihe, daß es ein ſocialer Dienſt iſt, der hat ſein Geiſtesleben nach jener Philanthropie und Humanität geregelt und gebildet, von welcher der Apoſtel ſpricht, nach der „humanitas . . . Salvatoris nostri“, der „*φιλανθρωπία . . . τοῦ σωτῆρος ἡμῶν*“.

[1] Geſchichte des Idealismus III, 487.

R. v. Noſtitz-Rieneck S. J.

Die Anfänge des gewaltthätigen Anarchismus.

Das erste Haupt der anarchistischen Revolutionspartei, der Russe Michail Bakunin, erklärt in der fragmentarischen Schrift „Dieu et l'État", die Menschheit müsse drei Stufen durchlaufen, um zur Höhe der Humanität zu gelangen. Auf der ersten herrsche, wie einst beim affenähnlichen Menschen, noch das Thierische vor, das sei die Zeit der Social- und Privat-Oekonomie; auf der zweiten siege der Gedanke, das sei die Periode der Wissenschaft; die dritte Stufe aber sei die der Empörung, und hier stehe man an der Schwelle zur Freiheit.

Die Schüler haben den Meister wohl verstanden. Ein ganzes Heer von Menschen ward ergriffen und durchdrungen vom Gedanken, daß sie unter dem Zeichen der Empörung ständen. Sie sehen in der Empörung gegen jede Art von Autorität ihre Lebensaufgabe, ihr einziges Ideal. Das ist gewiß eine sonderbare Erscheinung unserer Zeit; auch ein Culturproblem. So ist es denn nicht zu verwundern, daß man allenthalben an die Erforschung dieser Bewegung mit Eifer herantritt, ihre geschichtliche Entwicklung und ihre philosophischen Grundlagen aufzudecken sucht — eine lehrreiche Aufgabe, wenn sie nur sachlich und unparteiisch gelöst wird. Das ist leider nicht immer der Fall. Gerade in jüngster Zeit gewöhnte man sich vielfach an eine recht oberflächliche Beurtheilung des Anarchismus. Man begnügte sich z. B., die romanischen Völker als Züchter des Anarchismus hinzustellen. Mit der Wissenschaft hat diese unbewiesene Behauptung nichts zu thun; sie erregt aber immerhin das historische Interesse. Man möchte die Wahrheit aus dieser Anklage herausschälen und damit einen wichtigen Abschnitt der Culturgeschichte klarlegen.

Die Anfänge des gewaltthätigen Anarchismus werden am besten den Antheil der einzelnen Völker aufdecken und einige bewegende Ideen des Umsturzes erkennen lassen. Die Frage ist allerdings weit verzweigt und verwickelt; so wird sich denn unsere Darstellung diesmal auf die geschichtliche Seite beschränken müssen; auch so können nur die Hauptpunkte hervorgehoben werden. Die Weltanschauung der Anarchisten soll später erörtert werden; dabei wird sich auch die Gelegenheit bieten, die anarchistischen Theorien einer Kritik zu unterziehen.

Zunächst ein Wort über einige Vorarbeiten. Sie sind auf viele Werke, Broschüren, Zeitungs- und Zeitschriften-Artikel vertheilt und lassen noch eine große Zahl ungelöster Schwierigkeiten übrig. Im Jahre 1895 bot E. V. Zenker eine zusammenfassende Darstellung in seinem Buche „Der Anarchismus", das auch von einer gründlichen Kenntniß der neuern Anarchisten-Schriftsteller zeugt; die Geschichte der Genesis der Bewegung ergänzte er im Jahre 1898 durch drei Artikel in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" vom 20., 21. und 22. September. Doch ist auch hier das Geschichtliche, sobald es über die ersten Anfänge hinausgeht, recht unvollständig; nur die Genesis ist genau und allseitig beleuchtet, bietet aber kaum Neues [1].

Wir werden die bisherigen Darstellungen in einigen Punkten ergänzen, ohne jedoch etwas Abschließendes bieten zu können.

Im Jahre 1867 hatte sich zu Bern eine Ligue de la paix et de la liberté gebildet. Hier mag man mit Zenker die Geschichte des Actions-Anarchismus anfangen lassen. Nicht als ob diese Verbindung klare Umsturzpläne gehegt; man hat sie nicht übel „confus aber radical" genannt. Auch entwickelte sie sich nicht organisch zur festen anarchistischen Partei; diese entstand im Gegentheil dadurch, daß sich die radicalste Minorität von der gemäßigten großen Majorität trennen mußte; die Liga vertrat aber Principien, welche dem ersten Anarchistenhaupt Bakunin zu einer Führerrolle in ihr verhalfen, und schuf so diesem russischen Revolutionär einen festen Standpunkt für seine Agitationen. Alle diese Gründe mögen wohl Zenker bestimmt haben, die Anarchistenchronik hier zu beginnen. Spruchreif ist die Sache nicht. Wenn einmal Bakunins Leben ganz klar vor-

[1] Leider tritt das Verhältniß des Verfassers zu seinen Quellen nicht immer klar hervor. So ist es z. B. räthselhaft, wie Zenker in der Einleitung schreiben konnte: „So ziemlich die einzige Arbeit, welche wissenschaftlich brauchbar genannt werden kann, ist der kurze Artikel ‚Anarchismus' im ‚Handwörterbuch der Staatswissenschaften' aus der Feder des Professors Georg Adler." Von den Quellenwerken redet doch hier Zenker offenbar nicht. Aber man findet doch auch gelegentlich viele werthvolle Einzelheiten bei Jäger, Winterer, Rud. Meyer, Soderini, Deschamps, dem Socialisten Benoît Malon u. a. Auch Laveleye darf man nicht so scharf abweisen. Nach Zenker soll er nicht einmal Proudhon, nur Bakunin kennen; und doch führt Laveleye in einem Artikel der „Revue des deux mondes" vom Juni 1880 Bakunins Lehren ausdrücklich auf Proudhon zurück. Ferner scheint uns die Kritik des Anarchismus bei Zenker zum Theil wissenschaftlich unhaltbar, wie wir ein andermal nachweisen werden. Auch rückt der Verfasser öfters seine ungläubige, mechanische Weltanschauung ostentativ in den Vordergrund.

liegt, wird man entscheiden können. — Wir möchten mit der Bewegung früher einsetzen, und zwar mit der Gründung der „Alliance der socialen Democratie" aus dem Jahre 1864 in Italien.

Wir stützen uns auf einen Brief Bakunins an Herzen und Ogarjow vom 19. Juli 1866 aus Ischia[1], auf das französische Fragment Bakunins über Mazzini und die Internationale, und das Vorwort De Gubernatis' zu seinem großen Werk „Dizionario biografico delli scrittori contemporanei". In allen diesen Schriften spielen freilich die Verfasser den Cicero pro domo und sind daher mit Vorsicht zu benutzen. Bevor wir die Sache berühren, müssen wir zunächst ein Wörtchen über Michail Alexandrowitsch Bakunin sagen.

Dieser Mann ward geboren 1814 im Bezirk Torschok des russischen Gouvernements Twer. Er war von Adel und begütert. Seine revolutionären Umtriebe in Oesterreich und Deutschland brachten ihm schon 1849 Kerkerstrafe ein; nur durch Gnade entging er dem Tode. Nach Rußland ausgeliefert, saß er in Schlüsselburg und ward dann nach Sibirien verbannt. Er entfloh, kam über Japan und Nord-Amerika nach London und betrieb mit Feuereifer einen russisch-polnischen Aufstand. Seit 1864 weilte er, Verschwörungen anzettelnd, in Italien.

Hier setzt unsere Darstellung ein.

Im erwähnten Briefe schreibt Bakunin: „Ihr habt mir meine Unthätigkeit zu einer Zeit vorgeworfen, wo ich thätiger als je war; ich spreche nämlich von den letzten drei Jahren. Meine ausschließliche Thätigkeit bestand in der Gründung und Organisation einer internationalen, revolutionär-socialistischen, geheimen Gesellschaft." Hierauf bemerkt er, daß er ihnen das Programm schicke, und fügt hinzu: „Ihr werdet viele überflüssige Einzelheiten finden, aber bedenkt, daß ich unter Italienern schrieb, denen, ach! die socialen Ideen fast ganz unbekannt waren. Einen besondern Kampf hatte ich mit den sogenannten nationalen Leidenschaften und Ideen, mit der von Mazzini und Garibaldi sehr stark angefachten abscheulichsten patriotischen Bourgeoisie-Rhetorik zu bestehen. Nach schwerer dreijähriger Arbeit erreichte ich positive Resultate. Wir besitzen Freunde in Schweden, in Norwegen und Dänemark, auch in England, Belgien, Frankreich,

[1] Michail Bakunins Social-politischer Briefwechsel mit Alex. Iw. Herzen und Ogarjow ꝛc. Mit einer biographischen Einleitung, Beilagen und Erläuterungen von Professor Michail Dragomanow. Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen von Professor Dr. B. Minzès. Brief 41.

Spanien, Italien; es sind Polen darunter und sogar mehrere Russen. In Süditalien ist der größte Theil der Mazzinischen Organisationen, die Phalanx sacra, in unsere Hände übergegangen."

Das Programm und die Statuten, von denen er spricht, sind zweifellos identisch mit den unter Nr. VII als Anhang zum Briefwechsel Bakunins veröffentlichten und wurden das Gesetzbuch der später in der Schweiz gegründeten anarchistischen Allianzen.

Aus den Schriften Bakunins über Mazzini und die Internationale scheint sich zu ergeben, daß er selbst den in Italien geschaffenen ersten und zweiten Bund für die Vorläufer der andern hielt.

Nun erzählt zwar De Gubernatis, anfänglich ein Anhänger des Geheimbundes, er habe bei Bakunin die Auflösung der Gesellschaft betrieben. Sie mag ja auch unter einer Form aufgelöst worden sein, jedenfalls gründete aber Bakunin schon 1865 einen neuen geheimen Bund; dieser hatte trotz seines Namens mit der Internationale nichts zu schaffen. Durch diese Verwechslung hat Laveleye in seinem Artikel über Bakunin in der „Revue des deux mondes" vom Juni 1880 eine große Verwirrung angerichtet, die freilich vor 18 Jahren, bei so schwer zugänglichen Quellen, sehr verzeihlich war. Bakunin selbst glaubte jedenfalls an eine Continuität des ersten Bundes; denn obiger Brief ist erst aus dem Jahre 1866.

Das Programm der Gesellschaft faßt Malon in einem Artikel „L'Internationale", den er unter dem 15. Februar 1884 in der „Nouvelle Revue" herausgab, in einer kurzen Formel zusammen und bemerkt ganz richtig: „Das war die Formel dessen, was später zum Anarchismus wurde." Dasselbe ergibt sich aus der russischen Schrift „Die historische Entwicklung der Internationale". In den Briefen Bakunins findet sich keinerlei Andeutung, daß er bei seiner Abreise in die Schweiz sein altes Werk aufgegeben und ein neues angefangen hätte. Es ist somit ziemlich sicher, daß die anarchistische Bewegung in Italien nach dem Jahre 1870 eine einfache, wenn auch vielleicht nicht ganz ununterbrochene Fortsetzung der Allianz vom Jahre 1864 war.

Sehr schwer ist es, die Zustände in Spanien in ein richtiges Licht zu setzen. Alles in allem betrachtet, scheint die erste Propaganda Bakunins vor dem Jahre 1867 nur die Einführung der Internationale im Jahre 1868 vorbereitet zu haben. Die Zunahme des Anarchismus ist hier aber wohl in Verbindung zu bringen mit den Einflüssen der Jura-Föderation seit dem Jahre 1871.

Immerhin ist auch dieser Theil der Frage noch nicht geklärt, und man muß die Veröffentlichung weiterer Documente abwarten, zumal Bakunins Correspondenz mit spanischen Revolutionären. Vielleicht bieten die Artikel Manuel Gil Mestres in der „Revista Contemporanea" 1897 etwas Neues; sie waren mir nicht zugänglich.

Kehren wir jetzt zur Berner Friedens-Liga zurück. Um ihre Ziele zu verstehen, muß man sich an den Amerikaner Elihu Burritt, den Grobschmied und das Sprachgenie, erinnern, der seit 1840 Europa bereiste, um für eine allgemeine Friedenspolitik zu werben. Von 1850 an waren Friedenscongresse in seinem Geiste Mode.

Hierzu gesellte sich die Idee einer allgemeinen republikanischen Allianz, deren Bedeutung Zenker entgangen zu sein scheint. Schon im Jahre 1792 hatte der Abgeordnete Milhaud im Jakobiner-Club von einer solchen Convention universelle geträumt. Auch bei Fourier und seinen Schülern findet man den Gedanken. Bakunin spricht im Aufruf an die Slawen 1848 mit Begeisterung von der allgemeinen Föderation der europäischen Republiken. Garrido schreibt in Spanien 1855 seine „Republica democratico-federal universal". Mazzini ereifert sich für den Gedanken der Weltrepublik. Bei ihm ist es die A. R. U., Alleanza republicana universale, die er zu gründen sucht. Diese Idee dictirte das Programm, welches im Januar 1867 in New York verbreitet wurde. In Italien fand sie viel Anklang. In der „Gazette du Midi" vom 1. August 1868 finden wir den italienischen Aufruf zu der allgemeinen republikanischen Vereinigung. Seit Jahren hatten schon Versammlungen in diesem Sinne getagt. Die Liga zu Bern und ihr Blatt „Les États unis de l'Europe" muß von solchen Gedanken beeinflußt gewesen sein. In diesem Augenblick erschien Bakunin in Bern. Seine Pläne waren radical genug. Jede Centralisation, religiöse und politische, hielt er für unvereinbar mit der Freiheit. Um dieser zur absoluten Herrschaft zu verhelfen und den Weltfrieden zu sichern, mußten, nach seiner Meinung, die bestehenden Staaten aufhören, damit sich aus ihren Trümmern autonome Gemeinden und eine freie Föderation aller europäischen Nationen entwickele. Die Berner Liga schien Bakunin ein geeigneter Boden. Bald saß er im Centralcomité. Der umsichtige Mann sah indes gleich die Nothwendigkeit einer Verbindung mit der Internationale. Von entscheidender Bedeutung für seine Pläne war es, daß diese Welt-Organisation der Arbeiter und Proletarier in der Schweiz schon bestand. Im Jahre 1865 waren die zwei ersten Sectionen gegründet

worden, eine französische in La Chaux de Fonds und eine deutsche in Genf. Das Programm der französischen Section war übrigens weniger fortgeschritten als das von Marx und Engels im Manifest der communistischen Partei, welches die Ideengrundlage der Internationale bildet. Pierre Coullery, der Gründer der französischen Abtheilung in La Chaux de Fonds, vertheidigte in seinem Organ „Voix de l'Avenir" ein gesetzliches Vorangehen und verfocht keine irreligiösen Grundsätze. Auf dem Lausanner Congreß 1867 trat er sogar für das individuelle Eigenthum ein. Also hier zeigt sich noch keine Spur von Anarchismus.

Die Geschichte der Verhandlungen und Veränderungen, welche jetzt erfolgten, ist recht verwickelt; wir werden nur die Hauptereignisse herausgreifen.

Der erste Anlauf Bakunins, seine Liga an die Internationale zu ketten, mißlang. Marx traute dem unruhigen, maßlosen Russen nicht. Auch Bakunin gefielen die Theorien Marx' nicht; er brauchte ihn eben nur für den Augenblick. Schon im Jahre 1847 hatte er unter dem 28. December aus Brüssel an P. W. Annenkow geschrieben: . . . „Marx treibt hier dieselbe eitle Wirtschaft wie vorher; er verdirbt die Arbeiter, indem er Raisonneurs aus ihnen macht, derselbe theoretische Wahnsinn und die unbefriedigte, mit sich selbst unzufriedene Selbstzufriedenheit." Dragomanow, der diesen Brief an dritter Stelle aufnahm, bemerkt, daß der erste Theil des Satzes deutsch geschrieben ist. Auf dem Congreß der Internationale in Lausanne 1867 traten sonderbarerweise gerade die Schweizer Sectionen, Coullery an der Spitze, für die Liga ein. Die erste Annäherung vollzog sich auf der Genfer Versammlung der Liga. Bakunin war jetzt ermuthigt. Er entwickelte offen und rücksichtslos seine Umsturzpläne. Da stieß er im Comité der Liga selbst auf Schwierigkeiten. Jetzt trat er persönlich der Internationale bei und schlug ihr officiell ein Bündniß mit der Liga vor. Wir stehen im Jahre 1868. Der damals in Brüssel tagende Arbeitercongreß gab eine kalte und stolze Antwort; die Liga solle sich statutengemäß in die Internationale einreihen. Das Berner Comité war darob entrüstet.

So stand die Sache bei Eröffnung des zweiten Friedenscongresses zu Bern am 5. September 1868. Allgemein waren die Erwartungen sehr hoch gespannt. Die zahlreichere gemäßigte Partei wollte an die Verwirklichung ihrer Friedens- und Freiheitsträume mit Hilfe einer Arbeiter-Friedensarmee herantreten. Solche ruhige Wege waren aber nicht nach dem Geschmacke Bakunins.

Er entwickelte in einer Reihe von Reden seine Ansichten. Volle Freiheit und volle Gerechtigkeit sei zu erstreben. Der Einzelne müsse jeden frei geschlossenen Contract, auch den mit dem Staat, lösen dürfen. Darum müßten die Staaten, wie sie jetzt beständen, aufhören. Das war die Quintessenz. Von 110 Mitgliedern stimmten 80 gegen Bakunin. Dies mußte eine Spaltung zur Folge haben. Die Radicalen vereinigten sich zur Alliance de la démocratie socialiste. Der erste Anarchistenbund war entstanden.

In ihrem Programm erklärt sich die Alliance für atheistisch, will allen Glauben durch die Wissenschaft ersetzt sehen. Der politische Radicalismus erscheint etwas verhüllt, während er im Programm des Geheimbundes, der sich zugleich gebildet hatte, als Alliance internationale socialiste, für den vollständigen Umsturz eintritt.

Man dachte übrigens noch immer an eine Verbindung mit der Internationale. Sie wurde auf zwei Wegen versucht. Die Sectionen der Internationale in der romanischen Schweiz hatten sich mit Hilfe Bakunins zu einem romanischen Bund zusammengethan, ein Organ gegründet, „Égalité“, und im Januar 1869 den ersten Congreß in Genf abgehalten. Die von Bakunin schon Ende 1868 geplante Vereinigung mit der Alliance gelang nicht. Da versuchte es Bakunin beim Londoner Generalrath; unter dem 22. December 1868 wurde sein Antrag abgelehnt. Im folgenden Jahre aber wurde nach einer kleinen Aenderung des Programms der Alliance diese, trotz ihres religiösen und politischen Radicalismus, in die Internationale als Genfer Section, aber unter Beibehaltung ihres Namens, aufgenommen; sie sollte sich jedoch als internationale Organisation auflösen. Der Geheimbund bestand verborgen weiter. — Bakunin agitirte inzwischen in Italien. Zwei Blätter, der „Progrès“ und sonderbarerweise, wegen eigenthümlicher Redactionsverhältnisse, die „Égalité“, verbreiteten von Genf aus seine Ideen. Auf dem Baseler Socialistencongreß von 1869, auf dem Bakunin sein radicales Programm nochmals vorlegte, zeigte sich wiederum deutlich die Spannung zwischen Marxisten und Bakuninisten. Eine Verschmelzung der Alliance mit dem romanischen Bund hatte nicht stattgefunden. Das war verhängnißvoll.

Die Égalité ging in die Hände der Marxisten über. Im Jura blieb indes der Herd der anarchistischen Bewegung. Auf dem zweiten romanischen Congreß zu La Chaux de Fonds April 1870 kam es zum Bruch. 18 Romanisten wollten die anarchistischen Abgeordneten gar nicht zulassen;

21 überstimmten sie; es kam zur Trennung. Die 24 Verbündeten beriethen sich jetzt in einem andern Saale weiter. Diesmal war ein vollständiger Bruch angebahnt und unausbleiblich. Zwei Jahre lang arbeitete Marx an der Ausstoßung der Bakuninisten. Die Ungeschicklichkeiten Michails, zumal der komische Aufstand in Lyon vom 28. September 1870, wobei der Staat für vernichtet erklärt, aber durch zwei Compagnien Nationalgarde gleich wieder hergestellt wurde, boten eine willkommene Handhabe. Auch seine Freundschaft mit Netschajew, dem berüchtigten Nihilisten-Heiligen, schadete ihm sehr. Die alte anarchistische Alliance schied sich 1871 in zwei, die Section der Propaganda und socialistisch-revolutionären Action und die Section der socialistischen Atheisten. Schon in der Londoner Conferenz vom Jahre 1871 fielen harte Worte, wenn auch nicht ganz offen, gegen die Anhänger Bakunins. Hier wurden auch die Sectionen vom Jura aufgefordert, falls eine Vereinigung mit dem romanischen Bund undurchführbar wäre, zu einer Fédération Jurassienne zusammen zu treten.

Das geschah zwar im November 1871 zu Sonvillier; aber zugleich erließ die Versammlung einen lebhaften Protest gegen jede Autorität und Dictatur auch innerhalb der Internationale. Der einzig consequente Standpunkt war damit erobert. Jetzt mußte es zum Riß kommen. Ein Congreß der Internationale stand bevor. Die Anarchisten vom Jura bereiteten ihn durch eine Versammlung zu La Chaux de Fonds im August 1872 vor. Unzufriedene italienische Internationalisten hatten schon in gleichem Geist zu Rimini getagt. Aber auch Marx hatte alles klug eingeleitet. Am 2. September eröffnete man den Haager Congreß. Bakunin ward ausgeschlossen. Aber er stand nicht allein mit dem jurassischen Bund. Noch in gleichem Jahre protestirte man auf den Congressen in St.-Imier und Cordona gegen die Dictatoren-Wirtschaft. Die anarchistischen Grundsätze waren unter der Fahne der Jura-Föderation siegreich am Vordringen. Sie brachte ihre anti-autoritativen Ideen auf den Congressen der folgenden Jahre vielfach zum Durchbruch. Hört man in der Zeit nach dem Genfer Congreß vom Jahre 1873 in Italien und Spanien von Mitgliedern der „Internationale" reden, so muß man meist an Bakuninisten und Anarchisten denken. So hatte der russische Agitator seine Ideen in Fluß gebracht. Leidenschaft und Consequenz bemächtigten sich ihrer.

Dem Volkscharakter entsprechend griffen diese radicalen Ideen, zumal in Spanien, Italien und Frankreich, um sich. Die Gemüther waren hier

durch die verschiedenartigsten revolutionären Umtriebe wohl vorbereitet, zum Aeußersten voranzuschreiten. Der Erfolg in diesen Ländern war zum Theil, wenn man so sagen darf, eine historische Zufälligkeit. Bakunin konnte die Deutschen nicht recht leiden; das war vorerst Deutschlands Glück. Debagori-Mokrijewitsch erwähnt in seinen „Erinnerungen" ausdrücklich, daß der russische Agitator all seine Hoffnungen auf die romanischen Völker setzte. Er verwandte im schweizerischen Grenzort Locarno seine ganze Zeit dazu, mit den italienischen Verschwörern, die ihn aufsuchten, Pläne zu schmieden.

Daß inzwischen seine Propaganda auch in Spanien mit Erfolg betrieben wurde, hat seiner Zeit Engels in seiner Schrift „Die Bakunisten an der Arbeit" nachgewiesen. Die Partei soll hier bis 1873 auf 50 000 Mann angewachsen sein. Glaubt man aber gar dem Berichte Garcia Vinas auf dem Genfer Congreß im September 1873, so zählte die Internationale in Spanien damals 300 000 Mitglieder. Die neun Blätter sollen alle das Bakuninistische Programm vertheidigt haben. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß sie sehr geheim arbeitete; man könnte sich sonst gar nicht erklären, daß die „Emancipacion", eines der Organe der spanischen Internationale, unter dem 20. April 1871 diese Richtung als „platonische Schule" kennzeichnete.

Nun ja, einen gesetzmäßigen politischen Kampf führten die Bakuninisten in Spanien, Bakunins Grundsätzen gemäß, nicht, wohl aber einen gewaltthätigen. Der blutige Aufstand in Barcelona, Malaga, Alcoy, Carthagena, Carmona, Sevilla u. s. w. im Jahre 1873 bewies es. Er mißlang bekanntlich, aber es kam zu einem förmlichen Krieg, welcher erst im Jahre 1874 endete. Bakunin erklärte im Freundeskreis[1], die Aufständischen seien selbst schuld an ihrer Schlappe, da sie die Amtsgebäude nicht in Brand gesteckt hätten. „Viele Privilegien und Eigenthumsrechte beruhen auf den oder jenen Documenten," sagte er, „und durch ihre Vernichtung wird eine vollständige Rückkehr zur alten Ordnung schwierig." Auch in Bologna sollte im August 1874 ein Aufstand nach Bakunins Recept erstehen. Malon erzählt in der „Nouvelle Revue" vom 15. Februar 1884 das vollkommene, überaus komische Fiasco. Die kleine Bande wurde ohne Kampf zerstreut und zum Theil gefangen genommen. Bakunin hatte bei dieser Gelegenheit als Martyrer seiner Sache sterben wollen.

[1] Briefwechsel S. 95 ff.

Es gelang ihm nicht; ganz entmuthigt kehrte er nach Locarno zurück. Nach seinem Tode kam ein ähnlicher Putsch in Benevent 1877 zur Ausführung. Malatesta und Cafiero, Bakunins italienische Freunde, und ein Russe führten die Kampflustigen zur Schlacht; aber eine Handvoll Soldaten zersprengte sie.

Die Anfänge der Propaganda der That in Frankreich haben wir schon berührt. Die Entwickelung der dortigen Bakuninisten-Partei ist noch nicht genügend aufgeklärt.

Bezeichnend ist aber, daß Jules Favres Rundschreiben vom 6. Juni 1871 gegen die Internationale eigentlich nur Bakunins Programm trifft. Was in der französischen Internationale radical und gewaltthätig ist, führt sich eben auf Bakunin und seinen theoretischen Lehrer Proudhon zurück.

Mit diesem kurzen Ueberblick glauben wir bewiesen zu haben, daß die Umsturzbewegung von Bakunin nicht zu trennen ist. Hier ist es nun am Platz, an eine Thatsache zu erinnern, die Zenker und andere nicht gewürdigt haben, die aber gerade den Schlüssel zum Verständniß der raschen Verbreitung des Bakuninismus zu liefern vermag. Es ist dies der internationale Studentencongreß in Lüttich vom Jahre 1865. Er hatte ja in sich gar keine Bedeutung, — das muß man dem Correspondenten der „Allgem. Zeitung" vom 8. November einräumen; aber die Reden, welche hier gehalten wurden, zeigen, wie anarchistische Ideen schon damals Gemeingut vieler geworden waren. Man wird sich des weitgreifenden Einflusses Proudhons bewußt; Bakunin brauchte nur das Feuer in die Nähe zu bringen. Eine Geschichte der Anfänge des Anarchismus darf daher den Congreß nicht deshalb übergehen, weil er nicht als thatsächlicher Factor in die Entwickelung der Bewegung eingriff. Er vermittelt das historische Verständniß. Der Congreß zählte über 1000 Mitglieder, aber nur sehr wenige Ausländer; Belgien, damals hoch-liberal, lieferte den größten Antheil. Der Bericht wurde im Jahre 1866 unter dem Titel „Congrès international des étudiants" in Lüttich gedruckt. Studiren wir einen Augenblick die Auffassungen der Versammelten.

Herr Optat Seailquain aus Brüssel bezeichnet als Ziel der gemeinsamen Anstrengungen, daß alle Völker, verschmolzen durch den Austausch ihrer Producte und durch religiöse Toleranz, einander über die Trümmer ihrer Grenzverschanzungen die Bruderhand reichen.

Herr Fontaine, Herausgeber der „Rive gauche" aus Brüssel, erklärt sich zunächst für einen Materialisten und Apostel Proudhons. Der con-

ſtitutionelle Staat müſſe durch die Revolution beſeitigt werden, um zur Freiheit und Vernichtung aller Privilegien zu gelangen. Der Redner nennt ſich zwar einen Socialiſten, er denkt aber offenbar anarchiſtiſch:

„Wir wollen", ſagt er, „in der moraliſchen Ordnung durch die Abſchaffung aller religiöſen und kirchlichen Vorurtheile zur Läugnung Gottes und zur freien Forſchung gelangen. In der politiſchen Ordnung wollen wir durch die Verwirklichung der republikaniſchen Idee zu einer Föderation der Völker und Solidarität der Individuen gelangen. In der ſocialen Ordnung wollen wir, durch Umformung des Eigenthums, Abſchaffung der Erbberechtigung und Anwendung des Princips der Aſſociation, den Mutualismus (Proudhons Schlagwort), die Einheit der Intereſſen und Gerechtigkeit ſchaffen! Wir wollen zuerſt die Arbeiter frei machen, dann den Bürger und das Individuum ohne Klaſſenunterſchied, und ſo die Abſchaffung jedes autoritativen Syſtems durchſetzen!"

Unter den franzöſiſchen Rednern tritt Regnard-Paris warm für den Materialismus ein. Lafargue hält eine Lobrede auf Proudhon, den großen Lehrer aller. Armengaud verficht die Revolution und will den Staat in ſeine einzig richtige Stellung, die des Gendarmen, zurückwerfen. Die „Gazette de Liège" erzählt uns, daß die maßloſeſten Ausfälle mit dem größten Jubel aufgenommen wurden; nur durfte die Ausdrucksweiſe nicht gar zu offen ſein, ſonſt gab es Widerſpruch. Spiritualiſtiſche Redner wurden nicht gern gehört.

Im nächſten Jahr vernahm man auf dem Brüſſeler Congreß noch fortgeſchrittenere Reden. Da durfte z. B. Brismée ausrufen: „Wenn die Bourgeoiſie Widerſtand leiſtet, ſo muß man die Bourgeoiſie töten. Bürger, ihr wißt es, heutzutage ſind die guten Leute Mörder und Diebe. . . . Ich habe es auf die kapitaliſtiſche, ariſtokratiſche, bankokratiſche Bourgeoiſie abgeſehen, die muß zu Grunde gehen." Aehnlich ſind die Ausfälle Pellerins. Von dieſer Grundlage aus findet man leicht den Uebergang zu Agitationen im Geiſte Bakunins und zur „Propaganda der That" des Anarchismus. Ihr Erfolg erklärt ſich ungezwungen. Suchen wir in dieſen Geiſt tiefer einzudringen. Um ihn einigermaßen zu begreifen, muß man zwei Perſonen in Bakunin unterſcheiden: den Nihiliſten und den anarchiſtiſchen Weſteuropäer. Der Nihiliſt iſt, wenigſtens in Worten, weit radicaler. Seinen „Principien der Revolution"[1] ſchickt er als Motto den Satz des guten

[1] Briefwechſel S. 358 ff. Die Autorſchaft Bakunins wird meines Wiſſens nicht angezweifelt.

alten Hippokrates voraus: Quae medicamenta non sanant, ferrum sanat: quae ferrum non sanat, ignis sanat. Die Darlegung der Grundsätze ist vollkommen klar. Der natürliche Weg zu einer radicalen Umwälzung ist ihm der Mord. „Die Vernichtung hochstehender Personen ... muß mit Einzelthaten begonnen werden. Weiterhin wird diese Arbeit immer leichter werden. ... Thaten, zu denen Karakosow, Beresowski u. a. die Initiative ergriffen haben, müssen sich beständig häufen und vermehren und zu Thaten von collectiven Massen werden, wie die der Kameraden von Schillers Karl Moor. ... Die jetzige Generation muß alles Bestehende ohne Unterschied blindlings zerstören, in dem einzigen Gedanken: ‚möglichst rasch und möglichst viel'."

Er erklärt, daß er alle Worte verwirft, denen nicht die That auf dem Fuße folgt. „Die jetzige Generation muß selbst eine schonungslose rohe Kraft schaffen und unaufhaltsam den Weg der Zerstörung gehen. Der gesunde, unverdorbene Verstand der Jugend muß begreifen, daß es bedeutend menschlicher ist, Dutzende, ja Hunderte von Verhaßten zu erdolchen und zu ersticken, als im Verein mit ihnen sich an systematischen, gesetzlichen Mordthaten, an dem Quälen und Martern von Millionen von Bauern zu betheiligen. ... Mögen also alle gesunden, jungen Köpfe sofort an die heilige Sache der Ausrottung des Bösen, der Läuterung und Aufklärung der russischen Erde durch Feuer und Schwert gehen und sich brüderlich mit denen vereinigen, die dasselbe in ganz Europa thun werden!" Der Lieblingsschüler Bakunins, Netschajew, hat diesen Mahnungen in seinem „Katechismus der Revolution" einen noch leidenschaftlichern Ausdruck gegeben. Der Westeuropäer Bakunin spricht in den Statuten seiner Geheimbünde weit milder. Er betont auch hier die Nothwendigkeit, alle Staats- und Kirchen-Organisationen zu zerstören, und meint, man dürfe sich nicht wundern, wenn im Anfang viele getödtet würden, fügt aber ausdrücklich hinzu, es sei das ein beklagenswerther Gewitterschaden, der weder moralisch noch eigentlich nützlich sei[1]. Ob Bakunin hier nur den Opportunisten spielt, der seiner Sache durch offene Brutalität nicht schaden will, wagen wir nicht zu entscheiden. Bakunin hätte in Westeuropa Morde à la Luccheni kaum gebilligt. Seiner Auffassung entsprechen Massenaufstände.

Jedenfalls haben seine Schüler und Anhänger nicht so fein unterschieden zwischen russischen und westeuropäischen Zuständen; das Russisch-

[1] Briefwechsel S. 333.

Durchgreifende gefiel vielen beſſer. Sie haben Bakunins Geiſt en bloc angenommen, und ſo können wir dem Verſuch Dragomanows, Bakunin von den ſpätern anarchiſtiſchen Attentaten rein zu waſchen, nur zum geringſten Theil beitreten. Immerhin muß man, um Bakunin gerecht zu werden, bedenken, daß auch der ruſſiſche Terrorismus der Jahre 1878 bis 1881 die politiſchen Morde in Rußland als nothwendig billigte, ſie aber in freien Ländern als Ungerechtigkeit und Verbrechen brandmarkte. Darauf hat Dragomanow in ſeiner Schrift „Le tyrannicide en Russie et l'action de l'Europe occidentale“ aufmerkſam gemacht. Wie hat ſich nun Bakunins Geiſt nach ſeinem Tod praktiſch bethätigt? Eine kurze, zuſammenfaſſende Darſtellung der ganzen Entfaltung des Anarchismus und ſeiner Gewaltthaten läßt ſich vorläufig nicht ſchreiben, weil eine genaue, vollſtändige Geſchichte der Ereigniſſe noch nicht vorhanden iſt. Wir wollen deshalb nur auf einige wenige Punkte der Entwicklung, welche bisher entweder unrichtig dargeſtellt wurden, oder doch die Ergebniſſe unſerer Ausführungen beleuchten und ergänzen, aufmerkſam machen.

Man bezeichnet gewöhnlich den Fürſten Krapotkin als eines der intellectuellen Häupter des neueſten Anarchismus. Das iſt unzweifelhaft richtig. In der Einleitung zu Bakunins Briefwechſel ſucht der Herausgeber dieſe Thatſache abzuſchwächen.

„Der einzige jetzt exiſtirende ruſſiſche Anarchiſt,“ ſo ſchreibt er, „Fürſt Peter Krapotkin, nimmt an der anarchiſtiſchen Bewegung rein platoniſchen Antheil und ſchreibt in den engliſchen Revuen über den Anarchismus Aufſätze, die eher einen philanthropiſchen als revolutionären Charakter haben.“

Dieſe Darſtellung iſt ganz einſeitig. Gewiß mag Krapotkin in der „Nineteenth Century“ den Anarchismus mit ſtumpfen Waffen vertheidigen; aber er hat auch Bücher geſchrieben, die weniger zahm ſind, und wenn wir auch gern zugeben, daß er unnütze Bomben-Attentate nicht billigt, ſo finden ſich doch Stellen, welche zur Gewaltthat aufreizen. Andererſeits hat er die anarchiſtiſche Theorie weiter ausgearbeitet und vertieft, zum Theil auch auf andere Möglichkeiten für die Zukunft aufmerkſam gemacht.

Eliſée Reclus iſt begeiſterter Anarchiſt, aber nicht originell. Man hat ihn als Feind aller Gewaltthaten bezeichnet. Sein neueſtes Werk „L'évolution, la révolution et l'idéal anarchique“ machte an einigen Stellen den Eindruck, als ob er nicht alles ſage, was er denke. Verſtehe ich ihn recht, ſo will er den Umſchwung mit einem Weltſtrike einleiten, der

aber unvermeidliche blutige Kataſtrophen nach ſich ziehen werde — bekanntlich kein neuer Gedanke. Man mag noch Malato Grave, Etiévant Saurin und die Maſſe ihrer ſchreibenden Collegen anführen: Krapotkin muß doch als der bedeutendſte Theoretiker in Europa gelten. Man unterſcheidet vielfach den communiſtiſchen und den individualiſtiſchen Anarchismus und ſpricht letzterem die Propaganda der That ab; ſo auch Stammler, der als Juriſt gern und ſchön ſchematiſirt in ſeiner „Theorie des Anarchismus". Dieſe Eintheilung entſpricht nicht ganz der Wirklichkeit. Eine Würdigung dieſer Frage würde uns indeſſen zu weit führen. Da nimmt eine Hauptperſönlichkeit unſer Intereſſe mehr in Anſpruch. Den größten Fanatismus im Eintreten für die Propaganda der That entwickelt — neben den unbedeutenden Mitarbeitern an den anarchiſtiſchen Blättern — Johann Moſt, der ehemalige Freund und Parteigenoſſe Bebels. Er hat den Anarchismus nach England geflüchtet und in Amerika gepflegt; ſeine Theorien haben noch etwas Socialdemokratiſches, auf dem Gebiete der „That" iſt er aber reiner Anarchiſt. Seine Brandartikel in der „Freiheit" und ſeine agitatoriſchen Schriften gipfeln in ſeiner Broſchüre „Die wiſſenſchaftliche revolutionäre Kriegskunſt und der Dynamitſlihrer", welche neben dem franzöſiſchen in London gedruckten „Indicateur" eine regelrechte Anleitung zum Mord enthält. Beide Bücher fehlen in Stammhammers „Bibliographie des Socialismus und Communismus".

Zenker irrt übrigens, wenn er die fanatiſche „Freiheit" in Gegenſatz bringt zu „der übrigen meiſt höchſt doctrinären anarchiſtiſchen Preſſe". Auch im „Ça ira", in der „Internationale", im „Emancipateur" und beſonders in den Manifeſten finden ſich Stellen wie die folgende, die er aus der „Freiheit" anführt: „Die Wiſſenſchaft gibt uns Mittel an die Hand, welche es ermöglichen, daß man ganz trocken und ruhig die Beſtienvertilgung im großen zu beſorgen vermag." Moſts Agitationen brachten 1882 und 1883 die traurigſten Stunden über Oeſterreich.

In Amerika aber kam es zum Anarchiſtenaufſtand in Chicago 1886, wohl dem blutigſten nach dem ſpaniſchen von 1873. Das Verhältniß des bedeutendſten Theoretikers in Amerika, Benjamin R. Tuckers, zu dieſen Agitationen können wir nicht beurtheilen, da ſeine Schriften kaum aufzutreiben ſind. Er ſcheint indes gemäßigt zu ſein.

Nach dieſer Darlegung wird man die Reden der Anarchiſten Landauer und Wieſenthal in der ſocialiſtiſch-anarchiſtiſchen Verſammlung zu Berlin am 3. November 1898 zu beurtheilen wiſſen. Es iſt für die dortige Partei

und den Redner gewiß anerkennenswerth, aber in seiner Allgemeinheit ganz unrichtig, wenn Landauer erklärt: „Die Taktik der Anarchisten ist keine Gewalt. Wir propagiren auch keine Gewaltthaten."

Zum Schluß müssen wir noch einen Punkt berühren, der für eine Geschichte der anarchistischen Attentate von der größten Tragweite ist. Man hat vielfach betont, daß die Verbrechen oft rein persönlicher Natur seien, und man weigerte sich, von anarchistischen Attentaten zu sprechen. Hierbei übersieht man einen überaus wichtigen Punkt der anarchistischen Lehre, der in den Regeln der „Internationalen Brüder" (I, 5) zum Ausdruck kommt.

„Wir legen", so heißt es hier, „weder Pflichten noch Opfer auf. Aber wer die (revolutionäre) Leidenschaft hat, wird sehr viel thun. . . ." Sogar in Netschajews „Katechismus" heißt es im § 9, man solle zwar gemeinsame Entschlüsse fassen, aber „in der Ausführung einer Reihe vernichtender Thaten muß jeder selbst handeln und sich nur dann der Hilfe und des Rathes der Genossen bedienen, wenn es unumgänglich nothwendig zum Erfolg ist".

Im westeuropäischen Anarchismus scheint man auch diese Berathung nicht streng nehmen zu müssen. Es ist wohl eine authentische Erklärung der richtigen Auffassung, wenn der „Révolté"[1] schreibt: „Die That räth man nicht an, man spricht, man schreibt nicht von ihr. Sie geschieht einfach. . . . Hie und da wirkt eine einzige Handlung mehr als eine ganze geschriebene Rede. . . . Wir dürfen nicht den Einzelnen sagen: ‚Thut das, thut jenes!' Sind sie selbstbewußt und überzeugungsstark, so müssen sie wissen, was sie zu thun haben."

Klar trat diese Anschauung auch hervor in der ersten Verhandlung des Processes Reinsdorf am 15. December 1884. Reinsdorf ist ein wohlunterrichteter Anarchist. Er berührt auch unsere Frage. „Die Anarchisten", so erklärt er, „lassen ihren Mitgliedern so viel Spielraum, daß jedes einzelne Mitglied seine eigene Ansicht haben kann." Und später sagt er aus: „Bestimmte Mittel zur Erreichung der anarchistischen Ideale gibt es nicht; auf welche Weise die Ideale zu erreichen sind, ist jedem Einzelnen selbst überlassen."

Auch hier muß eben das anti-autoritative Princip festgehalten werden. Eine scharfe Unterscheidung zwischen officiellen und persönlichen Attentaten der Anarchisten läßt sich wissenschaftlich nicht durchführen.

---

[1] *Soderini*, Socialisme et Catholicisme. Traduit de l'italien par le Annoine Le Monnier, p. 82.

Stan. v. Dunin-Borkowski S. J.

Die Controverſe über die Pulververſchwörung.

I.

Noch liegt die Zeit nicht weit zurück, daß die Straßen von London alljährlich am 5. November der Schauplatz lärmender Kundgebungen waren zur Beſchimpfung der katholiſchen Religion. Ein Spottbild — man betrachtete es als das des Papſtes — wurde unter Abſingung von Gaſſenhauern im Koth herumgeſchleift und zuletzt in die Flammen geworfen. Die anglikaniſche Kirche hatte dereinſt für dieſen Tag ihre eigene Feſtliturgie mit entſprechender Feſtpredigt; ihr Kirchenkalender bezeichnet den 5. November als den Tag der „Papiſtenverſchwörung“. Dieſem entſprach die Feier durch den Pöbel. Heute allerdings hat der noble, weite Sinn der Bewohner Großbritanniens ſolche Kundgebungen zu verachten gelernt. Aber möglich, daß am 5. November 1905 ein Reſt des alten Fanatismus noch einmal aufſchäumt, um ähnliche Gaſſenſcenen zu wiederholen.

An dieſem Tage werden es 300 Jahre ſein, daß die Bewohnerſchaft Londons durch die Entdeckung eines ſchaudererregenden Complottes in Aufregung verſetzt wurde. Auf den 5. November ſollte endlich wieder einmal das Parlament zuſammentreten, nachdem es mehrmals unvermuthet vertagt worden war. Der König ſelbſt, umgeben vom königlichen Hauſe und ſeinem ganzen Hofſtaat, wollte die Sitzungen feierlich eröffnen. Allein in der Frühe desſelben Tages erfuhr die Stadt, der Raum unterhalb des Hauſes der Lords ſei mit Pulverfäſſern, mit Spreng- und Brennmaterial angefüllt. In der Nacht habe man einen verzweifelten Menſchen feſtgenommen, welcher daran war, die Lunten vorzubereiten für die Sprengung. Es ſei ſeine Abſicht geweſen, wie er ſich offen rühme, um die Mittagszeit König, Hof und Parlament in die Luft zu ſprengen. Der Menſch ſtand im Dienſte eines bei Hofe bekannten Edelmanns, Thomas Percy, auf welchen ſofort gefahndet wurde.

Schießpulver-Attentate dieſer Art waren in jenen Tagen um nichts unerhörter als die anarchiſtiſchen Dynamit-Complotte unſerer Zeit. König Jakobs I. Vater Darnley war mit dem ganzen Hauſe, in welchem er krank lag, in die Luft geflogen. Dem Prinzen Alexander von Parma hatten die Proteſtanten von Antwerpen in den Straßen ihrer Stadt eine Mine gelegt, um ihn mit ſeinem ganzen Gefolge zu vernichten. Etwas

Aehnliches war im Haag geplant gewesen gegen den Provincialrath, und unter Königin Elisabeth war wiederholt von Pulververschwörungen die Rede. Hier aber lag ein Plan vor, ungleich gewaltiger in seiner Ausdehnung und schreckhafter in seinen Folgen. Und das Furchtbarste, das Unglaublichste war schon unmittelbar dem Gelingen nahe; man stand schon am äußersten Rande des Abgrundes, als in elfter Stunde eine wunderbare Fügung, ein kleiner Zufall, alles entlarvte. Der Eindruck auf das Volk wie auf das Parlament, das Entsetzen über das so nahe drohende Verderben, das Entzücken über die wunderbare Rettung waren unermeßlich.

Für den gefangenen Brandstifter folgte nun Verhör auf Verhör. Der König selbst setzte Fragen für ihn auf und befahl Anwendung der Folter „von der leichtern Peinigung an bis zum Aeußersten". Unterdessen kam Nachricht, daß eine kleine Zahl katholischer Edelleute in Warwickshire und Worcestershire gewaltsam Pferde und Waffen an sich genommen und zu bewaffnetem Widerstand ihre Diener um sich gesammelt hätten. Sie waren am Morgen des 5. November aus London geflüchtet; mehrere derselben waren als abenteuernde Verarmte und Glücksritter bekannt und bereits in frühere Complotte verwickelt gewesen. Unter ihnen war Thomas Percy, in dessen Dienst der Brandstifter gestanden und auf den man fahndete. Am 8. November wurde auf seine Einbringung ein Preis ausgeschrieben; aber es bedurfte dessen nicht mehr. Am gleichen Tage waren die Flüchtigen auf dem Edelsitz eines ihrer Freunde, Holbeche in Staffordshire, von einem Aufgebote bewaffneter Macht umzingelt und, obgleich fast wehrlos, zum großen Theil getödtet oder tödtlich verwundet worden. Unter den letztern fand sich Thomas Percy. Vier andere Edelleute waren gefangen. In einer Rede vor dem Hause der Lords am 9. November sprach der König selbst sich eingehend über die Verschwörung aus. Er wollte in derselben nichts anderes erkennen als eine Ausgeburt der teuflischen Lehren der römischen Katholiken, in der glücklichen Entdeckung aber ein besonderes Eingreifen des Himmels.

Es vergingen indes noch mehr als zwei Monate, bis am 27. Januar 1606 den überlebenden Theilnehmern der Verschwörung in herkömmlicher Form der Proceß gemacht wurde. So viel Zeit hatte es gebraucht, um durch Folter, Kreuzverhör und andere Manipulationen sich Protokolle von Aussagen und Geständnisse zu verschaffen, wie sie den Zwecken der Staatslenker entsprachen. Die zwei wichtigsten Schriftstücke dieser Art, welche so ziemlich alles enthielten, was man wünschen mochte, wurden mit Ueber-

gehung zahlreicher anderer Verhörsprotokolle und Zeugenausſagen als authentiſche Geſtändniſſe zweier Hauptſchuldigen zugleich mit der Rede des Königs und einer officiellen Darſtellung des ganzen Herganges im ſogen. King's Book veröffentlicht[1]. Ein anderer officieller Bericht über Verlauf und Bedeutung der Verſchwörung war gleich anfangs unter dem Datum des 7. November mit einer Nachſchrift vom 9. November an die Geſandten bei den auswärtigen Höfen verſendet worden. Auch zu Nutz und Frommen der breitern Schichten des Volkes wurde ſchon bald eine officielle Darſtellung verbreitet. Sie trug die Aufſchrift „Wahrhaftiger und vollſtändiger Bericht" und ſollte, wie in der Einleitung ausdrücklich erklärt wurde, „unſichern, wahrheitswidrigen und widerſpruchsvollen Gerüchten und Erzählungen" ein Ende machen, welche „allenthalben von Mund zu Mund gingen". Indes ſind gewichtige Stimmen darüber einig, daß dieſer „wahrhaftige und vollſtändige Bericht" in vielen Stücken unwahrhaftig und unvollſtändig ſei, nicht minder als die im King's Book gegebene Erzählung[2].

Dieſen Berichten zufolge datirte der Anfang der Verſchwörung um mehr denn anderthalb Jahre zurück. Durch das Ausweiſungsgeſetz gegen die katholiſchen Prieſter vom 22. Februar 1604 war es offenbar geworden, daß Jakob I. die den Katholiken eröffneten Ausſichten auf mildere Behandlung nicht zu verwirklichen gedenke. Ueber die noch immer zahlreichen Bekenner des katholiſchen Glaubens ſollte ſomit nach einer kurzen Friſt voll der ſanguiniſchen Hoffnung aufs neue die Zeit blutiger Verfolgung und unerbittlicher Drangſale hereinbrechen. Unter ſolchen Eindrücken ſollen zuerſt im März 1604 zwei katholiſche Edelleute, Robert Catesby und John Wright, ſich geeinigt und als Dritten im Bunde Thomas Winter dafür gewonnen haben, durch irgend einen Gewaltſtreich der unmenſchlichen Bedrückung ein Ende zu machen. Catesby, ein Cavalier von edler Abkunft, feiner Erziehung und ungemein gewinnendem Weſen, war bereits unter Königin Eliſabeth in den Aufſtand des Grafen Eſſex verwickelt geweſen und hatte infolgedeſſen an ſeinem Vermögen große Einbuße erlitten. Aber noch immer verfügte er über Mittel, und bei dem ungewöhnlichen Einfluß,

[1] Das Buch erſchien anonym noch vor März 1606 unter dem Titel: His Majesty's Speech in this last Session of Parliament . . . together with a Discourse of the Manner of the discovery of this late intended Treason, joined with the Examination of Some of the Prisoners.

[2] Das vernichtende Urtheil des unverdächtigen Jardine (Criminal Trials II, 235) über dieſe True and Perfect Relation wie über den vorher genannten Discourse ſiehe bei *Gerard*, What was the Gunpowder Plot? p. 43. 164.

welchen er auf Männer ſeines Alters unter ſeinen Standesgenoſſen ausübte, konnte er hoffen, auch zu dem gewagteſten Unternehmen hinreichende Unterſtützung zu finden. Er war es, der zuerſt den Plan ausſprach, das ganze Parlament in die Luft zu ſprengen, als die Körperſchaft, von welcher ſo viel Ungerechtigkeit und Gewaltthat wider die Katholiken ausgegangen ſei. In Catesbys Auftrag reiſte Thomas Winter nach den Niederlanden, theils um die politiſchen Ausſichten zu erforſchen, vorzüglich aber, um für das große Unternehmen einen erfahrenen und entſchloſſenen Kriegsmann zu gewinnen. Einen ſolchen erkannte man in Guido Faukes, dem katholiſchen Sproſſen einer angeſehenen Familie aus Yorkſhire, der ſchon ſeit Jahren unter der erzherzoglichen Regierung in den Niederlanden diente und als zuverläſſiger Charakter und tüchtiger Soldat bekannt war. Es gelang Winter, ihn mit nach England zu bringen, und im Mai wurde noch Tho Percy, ein entfernter Verwandter und Hofcavalier des Earl of Northumberland, dem Bunde beigezählt. Aber erſt nachdem alle durch Eid ſich zur ſtrengſten Verſchwiegenheit verpflichtet und das Sacrament des Altars darauf empfangen hatten, erfuhren Percy und Faukes genauer, auf was das Unternehmen hinauslaufe: König, Staatsrath, Hof und Parlament ſollten mitſamt dem Parlamentsgebäude in die Luft fliegen.

Um die Ausführung zu ermöglichen, miethete zunächſt Percy eine ziemlich nahe an das Haus der Lords anſtoßende Wohnung; Faukes trat in ſeinen Dienſt und übernahm in der Hauptſache die Führung der Arbeiten. In einem andern Hauſe zu Lambeth wurden einſtweilen die Pulvervorräthe, Stützen, Balken und Werkzeuge aufgeſtapelt, deren man zu bedürfen glaubte. Zur Aufſicht daſelbſt wurde im Laufe des Sommers noch ein anderer Edelmann, Robert Keyes, angeworben. Indes Monate vergingen, ehe die Verſchwörer die Hauptarbeit beginnen konnten; denn die von Percy gemietheten Räume gehörten zum Complex der Parlamentsgebäude, und ein Theil derſelben wurde um dieſe Zeit als Sitzungslocal für die außerordentliche Commiſſion, welche über die Vereinigung Schottlands mit England zu berathen hatte, in Anſpruch genommen. Erſt am 11. December 1604 machten die fünf Hauptverſchwörer ſich daran, vom Hauſe Percys einen unterirdiſchen Gang nach dem Parlamentsgebäude hin zu graben; durch dieſen ſollten die Pulverfäſſer unter das Haus der Lords gebracht werden. Am Weihnachtstag war man bis zur dicken Mauer des Parlamentspalaſtes vorgerückt. Da kam unerwartet die Nachricht von einer Vertagung des Parlamentes und veranlaßte ſie, ſich für die Feiertage Raſt

zu gönnen. Am 18. Januar 1605 wurde das Werk wieder aufgenommen. Catesbys Geldmittel waren völlig erſchöpft, und man hatte nach weiterer Hilfe ſich umſehen müſſen. Thomas Winters älterer Bruder Robert und John Grant, beides vermögende Edelleute, waren daher in das Unternehmen eingeweiht worden. Auch des ſtreitbaren John Wright Bruder Chriſtoph war als Helfer für die Minirarbeit gewonnen. Er nebſt Robert Keyes traten für Faukes ein, der von jetzt ab unausgeſetzt auf Wache ſtehen mußte. Das Bohren und Klopfen an der Mauer machte mehr Geräuſch und konnte leicht zur Entdeckung führen. Faukes gab das Zeichen, die Arbeit einzuſtellen, ſobald jemand in der Nähe ſich blicken ließ. Er, als völlig fremd in der Stadt, und als Dienſtmann Percys der nächſten Umgebung eine gewohnte Erſcheinung, war am wenigſten geeignet, Verdacht zu erregen.

Auch mit dem Gelingen des Planes wäre indes noch nicht alles erledigt geweſen. In der allgemeinen Verwirrung, welche durch die furchtbare Kataſtrophe nothwendig entſtehen mußte, war die erſprießliche Neugeſtaltung der öffentlichen Verhältniſſe mehr als eine Lebensfrage. Zum öffentlichen Eingreifen aber bedurfte es eines größern Anhangs und flüſſiger Geldmittel. Catesby zog daher noch mehrere reiche Adelige ins Vertrauen. Nicht alle wurden in den ganzen Plan eingeweiht, noch kannten ſie die Mitverſchworenen. Die Hauptſache war, daß ſie Geldbeiträge leiſteten und daß man für die Zukunft auf ſie zählen konnte. Eine Jagdpartie, zu der man ſich am Tage der Parlamentseröffnung zuſammenfinden wollte, bildete den Vorwand, um im Augenblick der Kataſtrophe eine ſchlagfertige bewaffnete Truppe bei der Hand zu haben. Die Zahl der eigentlichen Verſchwörer belief ſich im ganzen auf zwölf, alle vom Adel, aus angeſehenen Familien, alle katholiſch, die meiſten Convertiten oder in den letzten Jahren Bekehrte. Als einziger Nichtadeliger war in das Geheimniß gezogen worden Catesbys Diener Tho Bates, um ſich durch den ihm auferlegten Eid ſeiner Verſchwiegenheit zu verſichern. Die Hälfte der betheiligten Edelleute, die beiden Wright, Keyes, Faukes, Tho Winter, waren völlig mittellos; die Mehrzahl derſelben war ſchon früher in gefahrvolle Abenteuer und Complotte verſtrickt geweſen; John Wright und Percy hatten ſich durch ihre gewandte Klinge einen Namen gemacht. Unter allen traten Catesby und Percy dominirend hervor ſowohl durch vornehme Abkunft wie durch perſönliche Eigenſchaften. Die meiſten waren durch verwandtſchaftliche Bande miteinander verknüpft; Catesbys faſcinirender Einfluß hielt alles zuſammen.

Unverdrossen hatten die sechs Verschworenen unter der Erde 14 Tage lang ihre ganze Kraft erschöpft, um eine Grundmauer von 9 Fuß Durchmesser zu durchbrechen; aber am 2. Februar waren sie erst in der Hälfte der Dicke angelangt. Der Widerstand, den man fand, war unerwartet groß, und abermals mußte man sich Rast gönnen. Um die Mitte März begann die Arbeit aufs neue, bis ein plötzlicher Schrecken Einhalt gebot. Nahe über ihren Häuptern hörten die Verschworenen ein unheimliches Geräusch und glaubten sich bereits entdeckt. Allein Faukes, der zur Kundschaft ausgeschickt ward, stellte fest, daß dies Geräusch aus einem kellerartigen, doch über der Erde befindlichen Gewölbe komme, das unter dem Hause der Lords der ganzen Länge nach sich hinziehe. Dieser Raum, an Privatleute vermiethet, diente dem größern Theile nach als Kohlenlager, und die Verladung von Steinkohlen bei Gelegenheit eines Kaufes war es, was das Geräusch hervorgerufen hatte.

Alsbald beschlossen die Verschworenen, diesen Raum zu miethen. Jede weitere Minirarbeit konnte man sich damit ersparen. Noch vor dem 25. März hatte Percy den Miethscontract abgeschlossen; die Pulverfässer wurden in dem Gewölbe untergebracht und sofort mit Reisig und Holzscheiten sorgfältig verdeckt, so daß Fremde, die zu diesem Gewölbe Zutritt hatten, keinen Anlaß zum Verdacht erhielten. Damit war alles bereit, und man konnte der Eröffnung des Parlamentes gefaßt entgegensehen. Die Verschworenen verließen London. Auch nicht ein einziger blieb zur Bewachung zurück. Percys Wohnung stand unterdessen unter der Obhut einer in der Nähe wohnenden Lohnfrau. Erst im September kehrte Faukes aus den Niederlanden zurück, um sein Wächteramt wieder zu übernehmen; gegen Ende October stellte allmählich einer um den andern der Verschworenen in der Nähe von London sich ein. Alles schien sicher.

Da kam am 28. October Tho Winter zu Catesby gestürzt mit der Schreckensbotschaft, sie seien verrathen. Einer der zuletzt angeworbenen Verschworenen, Francis Tresham, der vor kurzem durch den Tod seines Vaters Erbe eines großen Vermögens geworden war, hatte einen am Hofe des Königs angesehenen Schwager, Lord Monteagle, der nach außen gleichfalls als bekenntnißtreuen Katholiken sich ausgab. Dieser hatte für Samstag den 26. October auf seinem Landgute Hoxton, das er seit etwa einem Jahre nie mehr besucht hatte, in ungewöhnlicher Weise ein Diner angesagt. Während man an der Tafel saß, überbrachte ein Page ein verschlossenes Schreiben, das ihm auf der Straße von völlig unbekannter

Hand für den Lord übergeben worden sei. Ohne das Schreiben zu besehen, reichte es Monteagle dem Nächstsitzenden, es vor der Tischgesellschaft zu verlesen. Dieser Nächstsitzende war ein katholischer Adeliger, Thomas Ward, ein intimer Freund mehrerer der Verschworenen. Der Brief war anonym; er enthielt in dunkeln Wendungen eine Warnung für Monteagle, am 5. November der Eröffnung des Parlamentes fernzubleiben, da bei dieser Gelegenheit eine Katastrophe bevorstehe. Mit diesem Briefe machte sich Monteagle spornstreichs auf den Weg zum Staatssecretär Robert Cecil, Earl of Salisbury. Er fand ihn trotz später Stunde eben noch bei Tisch und mit ihm die übrigen Mitglieder des geheimen Rathes. Ward hatte unterdessen nichts Eiligeres zu thun, als Tho Winter von allem, was vorgefallen war, Nachricht zu geben.

Bei solcher Lage der Dinge wurde Catesby von mehreren Freunden beschworen, die gefährliche, jetzt schon verlorene Sache aufzugeben und zu fliehen. Tresham bot großmüthig allen hierzu die Mittel. Allein Catesby, der in der ganzen Sache ein wenig Komödie, einen blinden Schreckschuß ängstlich gewordener Theilnehmer argwöhnen mochte, blieb fest dabei, das Aeußerste versuchen zu wollen, und mit ihm blieben seine Freunde. Regierung und Polizei ließen nicht einen Schatten von Verdacht erkennen; alles blieb ruhig, und die Nacht vom 4. auf den 5. November verbrachten die meisten der Verschworenen, unter ihnen Catesby und Percy, ungestört in London.

Am Nachmittag des 4. November gegen 4 Uhr war der Earl of Suffolk, der als Lord Chamberlain die Vorbereitungen für des Königs öffentliches Erscheinen am folgenden Tage zu überwachen hatte, in der Begleitung Monteagles zur Inspection des Parlamentsgebäudes gekommen. Sie hatten auch das Gewölbe besucht, wo das Pulver verborgen lag. Der ungewöhnliche Vorrath an Brennmaterial war ihnen aufgefallen. Faukes, den sie in dem Raume fanden, hatte als John Johnson und Diener Percys sich legitimirt. Um 5 Uhr hatte Suffolk dem König Bericht erstattet; aber erst um Mitternacht erschien in dessen directem Auftrag Sir T. Knyvet. Im Begriff, durch einen andern Zugang in das Gewölbe einzutreten, gewahrte er Faukes, der eben sich hinwegbegeben wollte, und ließ ihn sofort verhaften. Bei genauer Durchforschung constatirte er dann alsbald die Anhäufung bedeutender Pulvermassen. In Percys Haus war es unterdessen zwischen Faukes und Knyvets Leuten zu einem Handgemenge gekommen. Faukes war gebunden und seine Taschen durchsucht worden.

Man fand bei ihm Zunder, Feuerzeug und Lunten. In der Erregung des Wortwechſels hatte er von ſeiner Abſicht geredet, andern Tages König und Parlament in die Luft zu ſprengen.

So war denn alles verloren. Den Verſchwörern blieb nur übrig, zu fliehen und zu ſterben. Tresham allein hielt in London aus und bot ſogar der Regierung ſeine Dienſte an. Erſt am 12. November wurde er verhaftet, aber mit Rückſicht behandelt. Am 23. December erlag er im Tower einer Krankheit. Fünf Mitverſchworene hatten ſchon am 8. November in Holbeche den Tod gefunden. Von den urſprünglichen Anſtiftern, die in alle Phaſen des Unternehmens eingeweiht waren, fielen nur Faukes und Tho Winter lebend in Cecils Gewalt. Ihre Namen ſtehen unter den ausführlichen Bekenntniſſen, welche die Regierung im King's Book officiell veröffentlichen zu laſſen für erſprießlich fand. Donnerstag den 30. Januar 1606 fanden Sir Everard Digby, Rob. Winter, John Grant und Thomas Bates als Theilnehmer an der Verſchwörung beim Weſtende der Paulskirche den Tod durch Henkershand. Tags darauf erlitten in der Nähe des Parlamentsgebäudes Tho Winter, Ambros Rokewood, Robert Keyes und Guy Faukes die grauenhafte Strafe für Hochverrath. Keiner von den Eingeweihten war ſomit entkommen, um unter dem Schutze der Freiheit den wahren Verlauf der Dinge zu ſchildern; niemand war da, welcher im ſtande geweſen wäre, der officiellen Darſtellung gegenüber berichtigend aufzutreten oder die Künſte, Schleichwege und Grauſamkeiten zu enthüllen, deren es bedurft hatte, um Inhalt und Form der veröffentlichten Geſtändniſſe ſo ganz nach Wunſch und Bedarf zu geſtalten.

Gleich anfangs wurden daher Stimmen laut, welche dafür hielten, daß es mit dem Complot und deſſen Entdeckung ſich in Wirklichkeit ganz anders verhalten habe, daß es zum guten Theil auf bloße Regierungsmache ſich zurückführe, daß das Ganze ein zu politiſchen Zwecken künſtlich in Scene geſetzter Theaterſtreich geweſen ſei. Dieſe Meinung ſtand nicht vereinzelt, noch verſtummte ſie mit dem Tode Cecils. Wohl noch ein ganzes Jahrhundert hindurch läßt ſie ſich in der engliſchen wie der franzöſiſchen Geſchichtsliteratur bei Katholiken wie bei Proteſtanten der verſchiedenſten Richtung mit genügender Deutlichkeit feſtſtellen[1].

Je mehr indes die Periode Jakobs I. mit ihrem Chaos von Ehrloſigkeit und ſittlicher Verderbtheit zeitlich in die Ferne rückte, und je

[1] Vgl. *Gerard* l. c. p. 42 f. The Month XC (1897), 233 f.

mehr ein monströses Regierungssystem, wie das Lord Burghleys unter Elisabeth oder seines Sohnes Earl of Salisbury unter Jakob, dem Verständniß der Lebenden entfremdet wurde, desto weniger wurde jenen Zweifeln, Vermuthungen und überlieferten Gegenzeugnissen Gewicht beigelegt, und die von Salisbury und seinen Werkzeugen 1605 zubereitete officielle Erzählung gelangte in der Geschichtschreibung zur allgemeinen Anerkennung. Auch nachdem im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts die geheimsten Papiere der Regierung aus jener Zeit und selbst der handschriftliche Nachlaß Salisburys der Forschung zugänglich geworden sind, hat sich hieran im wesentlichen nichts geändert.

Und doch kann nicht geläugnet werden, daß Gründe des Argwohns zahlreich genug vorhanden sind. Die Zeiten Elisabeths und Jakobs waren an Complotten ungewöhnlich reich. Von mehreren derselben steht es fest, daß sie von der Regierung selbst theils angestiftet theils geschürt wurden; auch die spätere Titus-Oates-Verschwörung, die mehr als alle andern Aufsehen erregte, war eine vollständige Erdichtung. Als allgemeine Regel ist es aufgestellt worden, daß die vielen Complotte im damaligen England jedesmal wie auf Bestellung in dem Zeitpunkte und in der Art hervortraten, wie die Machthaber für ihre Politik es gerade brauchten, und daß der ganze Gewinn stets auf seiten der Regierung war. Von dieser ganz allgemeinen Beobachtung macht die Pulververschwörung, die in einer langen Reihe der verschiedenartigsten Staatscomplotte nur ein Mittelglied bildet, keine Ausnahme. Auch sie kam, wie man sie gerade brauchte, und fast mehr als alle andern ist sie zu Zwecken der innern Politik ausgebeutet worden. Bis in die kleinsten Nebenumstände läßt sich dies nachweisen.

Am 5. August 1600, einem Dienstag, war Jakob I. zu Ruthven, einem Landsitze des Grafen Gowrie, dem ziemlich ungefährlichen Complot der schottischen Lords, welche ihm kirchliche Zugeständnisse abpressen wollten, durch einen glücklichen Zufall entgangen. Er behielt an den Vorfall eine lebhafte Erinnerung, der Dienstag war hinfort sein Lieblingstag. Sobald Jakob als König von England anerkannt war, hatte er sogar versucht, zum Andenken an dieses Vorkommniß ein jährliches Dankfest in die anglikanische Liturgie zu bringen. „Jakob war eitel genug," schreibt Hepworth Dixon[1], „sich einzubilden, er sei ein persönlicher Günstling des Himmels;

[1] Der Tower von London II (Berlin 1870), 161. 162; vgl. *Osborne*, Memoirs p. 276, bei *Gerard* l. c. p. 232.

er hatte den Wunsch, der Welt zeigen zu können, daß er wirklich in höherem Schutze stände. Er wollte zu seinem Ruhme seinen eigenen Tag im Kalender haben, und hatte bereits versucht, seinen Rath zu veranlassen, daß der 5. August zur Erinnerung an das Gowrie-Complot als ihm geweiht festgesetzt werde. Der Rath konnte hierauf nicht eingehen. . . . Aber eine in London . . . geführte Verschwörung, welche Hunderte von Menschenleben bedrohte, konnte wohl für die Schwäche des Königs ausgebeutet werden. . . . Wenn alles gut ging, dann konnte jetzt der König seinen Namen durch einen Tag im Kalender verewigen."

Wirklich ging alles gut. Auf Dienstag den 5. November war das Parlament einberufen, und an diesem Tage wurde die furchtbare Verschwörung gegen das Leben des Königs vereitelt. Das merkwürdige Zusammentreffen des Wochen- und Monatstages mit der Rettung aus dem Gowrie-Complot wurde sofort bemerkt. Der Erzbischof von Canterbury machte in dem Ausschreiben an seine Suffragane vom 29. November 1605, in welchem er das jährliche Dankfest für den 5. November anordnete, besonders auf diesen providentiellen Umstand aufmerksam. Der König aber hatte über dieses Zusammentreffen eine unaussprechliche Freude. Erklärte er doch in seiner Rede bei Vertagung des Parlamentes am 9. November 1605:

„Es war Gottes gnädiger Wille, mir zweimal an demselben Tage der Woche, einem Dienstag, und an demselben Tage des Monats, nämlich dem fünften, in so denkwürdiger Weise Rettung zu theil werden zu lassen, um mich dadurch zu lehren, daß, wie es derselbe Teufel war, der aufs neue mir nachstellte, so auch ein und derselbe Gott wieder mit mächtiger Hand mich errettet hat. Ich dachte daher, es sei wohl angebracht, daß, da der 21. Januar auf einen Dienstag fällt, dieser Tag gerade für die Eröffnung der nächsten Session des Parlamentes bestimmt werde."

König Jakob in möglichst gehobener Stimmung zu erhalten, war für Cecil, den er wenig liebte, in diesem Zeitpunkt eine wichtige Sache. Noch ein anderer Kunstgriff mußte daher zu Hilfe kommen. Den geheimnißvollen Brief Lord Monteagles legte man, fünf Tage nachdem er im geheimen Staatsrath discutirt und von Cecil in seiner ganzen Bedeutung ergründet worden war, dem König selbst zur Entzifferung vor, als ob niemand sonst den Sinn zu errathen vermöchte. Dem außerordentlichen Scharfsinn oder der besondern himmlischen Erleuchtung des britischen Salomo sollte der Ruhm vorbehalten werden, das Dunkel auf den ersten Blick zu

durchdringen: er ſelbſt ſollte der Entdecker und dadurch der Ueberwinder des Complottes ſein. Die kriechende Schmeichelei, mit welcher bei dieſer Gelegenheit des Königs Scharfſinn gefeiert wurde, überſtieg alles Maß. Wohl in dieſem Sinne liebte es daher Jakob I. ſpäter, die Pulververſchwörung „ſein Meiſterſtück“ zu nennen[1]. Zu andern Zeiten freilich ſtigmatiſirte er den 5. November als „Cecils Feiertag“[2].

Für einen Staatsmann von Cecils Sorte war die Rückſicht, dem König ſich unentbehrlich zu machen und in ſeiner Stellung ſich zu ſtärken, eine alles beherrſchende. Der Sturz eines leitenden Miniſters jener Tage war faſt gleichbedeutend mit dem Untergang. Cecil hatte gefährliche Gegner und Rivalen, keinen gefährlichern als den Earl of Northumberland, den einzigen, der für fähig gehalten wurde, ihn zu erſetzen, und an deſſen Sturz er ſchon lange arbeitete. Die Pulververſchwörung brachte endlich eine Handhabe, denſelben zu verdächtigen; er fiel in Ungnade und wurde zu ſchwerer Geldbuße verurtheilt. Cecil war hinfort für immer von dieſem Nebenbuhler befreit. Es gab noch andere Rückſichten für den ſtaatsmänniſchen Blick des Earl of Salisbury. Eben weilte in London der Herzog von Lerma, um im Namen des Königs von Spanien nach ſo langer Feindſchaft einen Frieden zu vereinbaren. Er brachte goldgefüllte Taſchen und koſtbare Geſchenke und Jahresſpenſionen für die Rathgeber der Krone. Es galt, ihn zu überzeugen, daß es eine katholiſche Partei, von der Spanien etwas hoffen könne, in England nicht mehr gebe, daß nur Cecil und Northampton für die Krone Spaniens einen wirklichen Werth darſtellten.

Gegen die Katholiken des Landes hatte die Regierung vorher bereits wieder in die alte Verfolgungspolitik eingelenkt. Am 22. Februar 1604 war das neue Verbannungsdecret gegen die Prieſter ergangen; von Juli bis November brachte faſt jeder Monat neue Maßregeln wider die Katholiken. Es war, als ob man ſie recht abſichtlich zu verzweifelten Schritten treiben wollte. Am 10. Februar 1605 beſtimmte Jakob I., daß die alte Strafgeſetzgebung Eliſabeths in der vollen Ausdehnung wieder in Kraft treten ſolle. Cecils politiſches Syſtem war alſo den verſchwommenen Duldungs-Velleitäten des Königs gegenüber ſiegreich durchgedrungen. Aber würde der wankelmüthige Herrſcher conſequent bleiben? Das war die große Frage, und Cecil mußte ſeiner Sache ſicher ſein. Er bedurfte einer

[1] Dixon a. a. O. II, 93. [2] *Gerard* l. c. p. 45.

glänzenden Rechtfertigung seiner Politik dem König gegenüber wie vor dem ganzen Lande. Er erhielt sie durch die Pulververschwörung. Ihr Bekanntwerden wurde das Signal der unerbittlichsten Katholikenhetze; noch in derselben Session des Parlamentes ging im Unterhaus eine Bill um die andere wider die Katholiken durch; die Lords mußten folgen.

Ein unverdächtiger Beurtheiler, Jardine, der Geschichtschreiber der großen englischen Staatsprocesse, welcher im übrigen an der hergebrachten Tradition über die Pulververschwörung festhält, hat diese Seite der Frage treffend gezeichnet[1]: „Die politischen Wirkungen dieses Vorganges sind überaus wichtig und interessant. Sie befestigten den zaghaften und schwankenden Sinn des Königs bei seinem Festhalten an der protestantischen Partei im Gegensatze zu den römischen Katholiken. Das allgemeine Entsetzen, welches durch ein so barbarisches Attentat nicht nur in England, sondern durch ganz Europa hin natürlicherweise wachgerufen wurde, wußte man geschickt zu einer Maschine umzugestalten zur Niederstampfung der römisch-katholischen Kirche. Jetzt waren die Minister Jakobs I., nachdem sie dem König fast wider Willen die Zustimmung abgerungen, von seiten der öffentlichen Meinung aber den enthusiastischen Beifall sich zu verschaffen gewußt, in den Stand gesetzt, die strengen Strafgesetze früherer Zeit wider die Papisten nach ihrer ganzen Kraft auch ferner durchzuführen und noch neue einzubringen, welche an Schärfe wie an Ungerechtigkeit jenen nichts nachgaben."

Nicht nur des Königs persönliche Neigung war indes zu überwinden, sondern es mußten noch andere Bedenken bei ihm beseitigt werden. Die Katholiken behaupteten, von Jakob vor seiner Thronbesteigung, als er noch ihrer Hilfe zu bedürfen glaubte, Versprechungen einer Duldungspolitik, wenn nicht noch günstigere Zusicherungen erhalten zu haben, und erhoben laut den Vorwurf des Wortbruches. Was konnte nun geeigneter sein, diese Waffe ihnen zu entziehen, als ein großes, schaudererregendes Complot, welches von den Katholiken des Landes als solchen und auf Grund eben ihrer katholischen Ueberzeugung auszugehen schien oder doch in solchem Lichte dargestellt zu werden eine Möglichkeit bot?

Cecil wie dem König, jedem in seiner Art, war somit durch eine solche rechtzeitig entdeckte Verschwörung vortrefflich gedient. Die Berichte

[1] Bei *Gerard* l. c. p. 209; vgl. auch desselben The Gunpowder Plot and the Gunpowder Plotters p. 31—34.

der Gerichtsverhandlung, soweit sie uns aufbewahrt worden sind, zeigen denn auch unverhüllt das Bemühen des Attorney General, die Pulververschwörung als gemeinsames Attentat der englischen Katholiken darzustellen, das auf Anstiften der Priester und auf Grund ihrer kirchlichen Ueberzeugung unternommen worden sei. Am Schluß der Verhandlung wies der Staatskatholik Earl of Northampton den gegen den König erhobenen Vorwurf des Wortbruches in langer Rede officiell zurück, und Cecil selbst ergriff das Wort, um auch seinerseits den unterdrückten Katholiken diese moralische Waffe zu entwinden.

Angesichts all dieser Momente, in ihrer Gesamtheit genommen, dürfte der Verdacht nicht allzu verwegen erscheinen, als habe bei dieser ganzen Verschwörung die Regierung die Hände im Spiel gehabt, als habe sie wenigstens seit langem schon um das Unternehmen gewußt und dasselbe nach ihren Wünschen gelenkt. „Ein Mann, der die Handlungen des Staatssecretärs beobachtete und den Leitfaden dazu in der Hand hatte," meint Dixon[1], „konnte sich kaum der Wahrnehmung verschließen, daß die Regierung alles wußte, was sie wissen wollte. In der That würde man Cecil und Northampton ganz und gar verkannt haben, hätte man sich eingebildet, daß ein Geheimniß, welches etwa hundert Personen . . . bekannt war, daß ein Plan, welcher . . . auf dem Parlamentsplatz weitergeführt worden war, den größten Meistern der Intrigue ihrer Zeit entgangen sein könnte. Viele der betreffenden Schriftstücke sind verbrannt worden; doch sind noch genug übrig geblieben, um zu beweisen, daß Cecil von jedem Fortschritte der Verschwörung Kunde hatte. . . . [Allein] es lag nicht in Cecils Politik, auch nur eine Stunde vor dem richtigen Zeitpunkte in das Drama einzugreifen. Er wußte den Werth eines Complottes zu genau zu schätzen, um die Chancen nicht auszubeuten, welche Garnet und Catesby ihm entgegenbrachten."

Unwillkürlich drängt sich sogar der Verdacht auf, es habe die Regierung unter der Zahl der Verschwörer ihre Werkzeuge nicht nur als Kundschafter für sich, sondern geradezu als Anstifter und Wegweiser für das Werk der Verschwörung zu verwenden gewußt. Dies ist die Ansicht, welche neuerdings P. John Gerard S. J. wahrscheinlich zu machen versucht hat.

[1] Der Tower von London II, 160. In vielen Punkten unzuverlässig und gehässig, hat dieses Werk Dixons doch einen großen Vortheil dadurch, daß es die lange Reihe der Staatsprocesse jener Zeit im Zusammenhang behandelt. Die Urtheile über die herrschenden Staatsmänner verdienen daher Beachtung.

Und nicht nur dies; weit noch darüber hinaus hat er in einer Reihe von intereſſanten Publicationen[1] den Verſuch gewagt, die ganze hergebrachte Darſtellung der Pulververſchwörung als auf Lug und Trug beruhend über den Haufen zu werfen.

Daß ein Complot katholiſcher Edelleute in irgend einer Art und zu irgend einem Unternehmen behufs Abwendung der den Katholiken drohenden Drangſale beſtanden habe, gibt er als unbezweifelt zu. Nach ſeiner Anſicht ſtand jedoch Tho Percy, wenn nicht gar Catesby ſelbſt, vollſtändig im Dienſte der Regierung. In den übrigen Punkten ſieht P. Gerard ſich genöthigt, eine mehr negative Stellung einzunehmen. Seine ſämtlichen Ausführungen laſſen ſich etwa in folgenden Sätzen ſummiren:

1. Ein großer Theil der moraliſchen Verantwortung für den Plan der Pulververſchwörung, ſoweit ein ſolcher vorhanden war, trifft die Regierung ſelbſt indirect, indem ſie durch endloſe Drangſalirungen der ungerechteſten und grauſamſten Art die Katholiken zur Verzweiflung trieb, aber auch direct, ſofern ſie um das Complot wußte und dasſelbe in ruhigem Wachsthum förderte, wahrſcheinlich aber auch demſelben durch ihre Agenten diejenige Leitung (wenn nicht Anſtiftung) geben ließ, die ihr erwünſcht war.

2. Der Verlauf des Complottes wie die Entdeckung desſelben muß ſich weſentlich anders verhalten haben, als wie es ſich in den officiellen Darſtellungen findet. Darauf deuten ſchon die vielen Widerſprüche in den Einzelheiten hin wie auch der Wahnwitz der weitern politiſchen Pläne, welche dort den Verſchwörern zugeſchrieben werden. Vor allem aber iſt es die Schauergeſchichte von dem unterirdiſchen Gang und der durchgegrabenen Mauer, deren genau fixirte und breit ausgemalte Nebenumſtände bei näherer Unterſuchung die gänzliche Unausführbarkeit und Unmöglichkeit in ſich ſchließen.

3. Die zwei Hauptbeweisſtücke der Regierung, auf welchen die ganze traditionelle Darſtellung beruht, und die einzigen, welche ſie im King's

---

[1] What was the Gunpowder Plot? The Traditional Story tested by Original Evidence. London 1897. — Professor Gardiner and the Gunpowder Plot. The Month XC (1897), 216. — The Problem of the Gnnpowder Plot (in reply to Professor Gardiner). The Month XC (1897), 225 f. 350 f. 455 f. — The Gunpowder Plot and the Gnnpowder Plotters. In reply to Prof. Gardiner. With Facsimiles of Documents, London 1897. — Thomas Winter's Confession and the Gunpowder Plot. London 1898.

Book zu veröffentlichen für gut befunden hat: das Geſtändniß des Guy Faukes vom 17. November 1605 und das „eigenhändige Bekenntniß" Tho Winters vom 23./25. November, ſind in der uns vorliegenden Geſtalt Fälſchungen Cecils, und nicht die einzigen Fälſchungen, welche in dieſem Proceſſe vorgenommen worden ſind. Dabei ſoll jedoch keineswegs ausgeſchloſſen werden, daß Theile wirklicher Geſtändniſſe und Zeugenausſagen zu dieſen Fälſchungen geſchickt verwendet worden ſind.

Unglaublich und ungeheuerlich könnten ſolche Sätze in unſern Tagen erſcheinen gegenüber einem auch nur aus leidlich ehrenhaften Männern zuſammengeſetzten Tribunale oder Gubernium. Aber dieſe Unwahrſcheinlichkeit ſchwindet angeſichts einer Zeit, welche P. Gerard mit Recht charakteriſiren kann als „beherrſcht durch die unglaublichſte Verkehrung aller Begriffe von Wahrhaftigkeit und Ehre". Das gerichtliche Verfahren bei den großen Hochverrathsproceſſen unter Cecil überſteigt an Ehrloſigkeit und Niederträchtigkeit wie an raffinirter Geſchicklichkeit alle unſere heutigen Vorſtellungen. Der Attorney General (Oberſtaatsprocurator) Edward Coke war dabei des Staatsſecretärs willenloſes, aber überaus elaſtiſches und gewandtes Werkzeug. Seine Anklage-Acte waren juriſtiſche Kunſtſtücke; aus Einzelheiten und untergeordneten Umſtänden, die von den einen hinterbracht, den andern auf der Folter erpreßt wurden, „fügte er mit geſchickter Hand ein Gewebe von Wahrſcheinlichkeiten zuſammen", aus denen dann der Hochverrath ſich ergeben mußte[1]. War aber einmal einer von der höchſten Autorität des Hochverrathes angeklagt, „ſo galt er nur noch als ein giftiger Wurm, und es war ein Beweis von Loyalität, ihn per fas et nefas zu vernichten"[2]. „Sir Edw. Coke", ſchreibt P. Gerard auf Grund der Thatſachen[3], „pflegte aus den Geſtändniſſen oder Antworten, die man den Gefangenen entlockt hatte, die Auswahl zu treffen, indem er durch Buchſtaben am Rande anzeigte, was vor Gericht verleſen und was unterdrückt werden müſſe. Alle Stellen, welche gegen die Angeklagten ſprachen, wurden als Beweismaterial verwerthet; alle Angaben oder Theile von Angaben, welche zu ihrer Entlaſtung ſprachen, wurden unterdrückt, und ſo unverfroren wurde dieſe Procedur in Anwendung gebracht, daß ſie nach dem Urtheile

[1] Vgl. Dixon a. a. O. II, 72.

[2] Hierüber Näheres bei *Gardiner*, History of England I, 124. 125; *Gerard*, The Gunpowder Plot p. 26; The Month XC (1897), 353.

[3] The Month XC (1897), 353.

Jardines[1] einer wirklichen und offenen Fälſchung des Beweismaterials gleichkam, indem es wiederholt ſich traf, daß durch die unterdrückten Abſchnitte diejenigen, die zur Vorleſung kamen, einen vollſtändig veränderten Sinn erhalten hatten. Und dabei wurde nicht einmal ein Verſuch gemacht, ein ſolch ſchamloſes Verfahren vor den Augen der untergeordneten Gerichtsbeamten zu verheimlichen."

Jardine, der als Sachverſtändiger wie als unverdächtiger Beurtheiler hier angerufen wird, iſt denn auch mit der ganzen Art der Hochverrathsproceſſe unter Cecil zu wohl vertraut, um der officiellen Darſtellung der Pulververſchwörung Glauben beizumeſſen. Ueber die im King's Book gegebenen Erzählungen bricht er rückhaltlos den Stab. Ueber den für das Volk berechneten „Wahrhaftigen und vollſtändigen Bericht" ſpricht er nicht minder unumwunden ſich aus[2]: „Es iſt kein ‚wahrer' Bericht, denn viele Vorkommniſſe während der Unterſuchung werden abſichtlich entſtellt, und es iſt kein ‚vollſtändiger' Bericht, denn das geſamte wirkliche Beweismaterial und überdies viele Thatſachen und Umſtände, welche vorgelegen haben müſſen, ſind übergangen, dagegen ſind Einzelheiten eingefügt, die bei dieſer Gelegenheit ganz unmöglich geſchehen ſein können. Es iſt offenbar ein falſcher und unvollſtändiger Bericht, eine Erzählung künſtlich zuſammengeſtoppelt und entſtellt, um einem politiſchen Zweck zu dienen, darauf angelegt und genau berechnet, das Urtheil der Welt über die wirklich vorliegenden Thatſachen in die Irre zu führen."

Ja Jardine ſteht nicht an, zu verſichern, daß bei der Veröffentlichung des Proceſſes „offenbar jede Zeile mit der äußerſten Sorgfalt abgewogen und überlegt worden ſei, nicht in Hinſicht auf ihre Uebereinſtimmung mit der Wahrheit, ſondern hinſichtlich ihrer Wirkung auf den Geiſt der Leſer".

P. Gerards ablehnende Stellung gegenüber dem traditionellen Berichte von der Pulververſchwörung iſt ſomit hinreichend erklärt; all die angeführten Momente und Urtheile erprobter Kenner gereichen ſeinem Standpunkte zur Stütze. Allein für die Begründung ſeiner Zweifel und für die thatſächliche Richtigkeit ſeiner Aufſtellungen bietet dies alles noch keine Gewähr, um ſo weniger, da ſelbſt Jardine und Dixon trotz der Unbefangenheit ihres Urtheils über Cecil an den Grundzügen der hergebrachten

[1] Jardines ſchwer ins Gewicht fallende Worte (Criminal Trials II, 358) ſiehe bei *Gerard*, The Gunpowder Plot p. 23.

[2] *Gerard*, What was the Gunpowder Plot? p. 164.

Verſchwörungsgeſchichte feſtgehalten wiſſen wollen. Als geſchichtliche Wahrheit gelten darf eben noch nicht das, wozu Cecil und ſeine Werkzeuge an Raffinirtheit und Ehrloſigkeit etwa fähig geweſen wären, ſondern nur das, was als thatſächlich geſchehen ſich nachweiſen oder nach ſichern Indicien als glaubwürdig ſich hinſtellen läßt. P. Gerard hat denn auch bereits vielſeitigen Widerſpruch und eine Zahl anſehnlicher Gegner gefunden. Einer der hervorragendſten, wenn nicht der erſte, unter den jetzt lebenden Hiſtorikern Englands, Profeſſor Dr. Gardiner[1], hat ſeiner Widerlegung ein eigenes Buch gewidmet, das durch gereiftes hiſtoriſches Wiſſen wie durch noblen Ton ſich auszeichnet. In allen Punkten hält Gardiner gerade den entgegengeſetzten Standpunkt aufrecht von dem des P. Gerard, mit der einzigen Einſchränkung, daß auch er das große Attentat nicht der Geſamtheit der Katholiken, ſondern nur einigen wenigen verzweifelten Individuen zur Laſt legt.

Sollte ſich nun auch wirklich herausſtellen, daß P. Gerards Ausführungen über Entſtehung und Verlauf der Pulververſchwörung im weſentlichen an der bisherigen Darſtellung nur wenig zu ändern vermöchten, ſo ſind ſie gleichwohl keineswegs ohne Werth und Verdienſt. Es iſt von hohem Intereſſe und gewährt einen belehrenden Einblick in das Verfahren der engliſchen Gerichte gegen die katholiſchen Bekenner unter den Tudors und Stuarts, den Argumenten P. Gerards etwas eingehender zu folgen. Dies ſoll im folgenden verſucht werden.

---

[1] What Gunpowder Plot was. London 1897.

(Fortſetzung folgt.)

Otto Pfülf S. J.

Die San-José-Schildlaus[1].

Kaum iſt es der Alten Welt gelungen, über die von Nordamerika ihr geſchenkte Reblaus[2] in einem mörderiſchen Kampfe Herr zu werden,

[1] Literaturverzeichniß. Nur die hauptſächlichſten Arbeiten mögen in chronologiſcher Reihenfolge hier genannt werden:

1. *Comstock, J. H.*, Report Com. Agriculture 1880, p. 304—305; Pl. XII, fig. 7. (Originalbeſchreibung der San-José-Schildlaus.)

2. *Schwarz, E. A.*, The San José Scale at Charlotteeville Va. (Insect Life VI [1894], 247—252.) (Amtlicher Bericht über die Lebensweiſe dieſer Schildlaus, ihre Schädlichkeit und ihre Bekämpfung.)

3. *Howard, L. O.*, Further Notee on the San Joeé Scale. (Insect Life VII [1895], 283—295.) (Eingehender Bericht über die Lebensweiſe, die natürlichen Feinde und die Vertilgungsmittel.)

4. *Howard, L. O.*, and *Marlatt, C. L.*, The San José Scale. Its occurrences in the United States, with a full account of its life hietory and the remedies to be used againet it. Washington 1896. (U. S. Departm. of Agricult., Divis. of Entomol., New series, Bullet. No. 3.) (Officielle Hauptpublication und Quelle für alle feitherigen ausländiſchen Berichte.)

5. *Cockerell, T. D. A.*, The San José Scale and its nearest allies. A brief consideration of the characters which distinguish these closely related injurione scale insects. Washington 1897. (U. S. Departm. Agricult., Divis. of Entomol., Technical series, Bullet. No. 6.) (Eine vergleichend ſyſtematiſche Arbeit über die San-José-Schildlaus und ihre Verwandten.)

6. *Howard, L. O.*, The San José Scale in 1896—1897. Washington 1898. (U. S. Departm. of Agricult., Divis. of Entomol., New series, Bullet. No. 12.) (Amtlicher Bericht.)

7. *Howard, L. O.*, Recent lawe againet injnrious ineects in North-America. Washington 1898. (U. S. Departm. of Agricult., Divis. of Entomol., New series, Bullet. No. 13.) (Sammlung der betreffenden geſetzlichen Beſtimmungen, die von den einzelnen Staaten der Union und von Britiſch-Nordamerika erlaſſen wurden.)

8. Die San José Schildlaus. Denkſchrift, herausgegeben vom Kaiſerl. Geſundheitsamt. Zweiter Abdruck. Berlin 1898.

9. *Froggatt, W. W.*, San José Scale. Sidney 1898. (Departm. of Agricult. of N. S. Wales. Miscellaneous pnblication No. 197.) (Bericht des Regierungsentomologen über die Verbreitung der Schildlaus in Auſtralien.)

10. *Bos*, Dr. *H.*, De San José Schildluis. (Tijdechr. v. Tninbonw 1898, 233—242.)

Herrn L. O. Howard, State Entomologiſt in Waſhington, und Herrn W. W. Froggatt, Government Entomologiſt in Sidney, ſprechen wir hiermit unſern Dank aus für die freundliche Ueberſendung der einſchlägigen amtlichen Publicationen, die als Hauptgrundlage für die vorliegende Arbeit dienten.

[2] Siehe dieſe Zeitſchrift Bd. XLVII, S. 413 ff. u. 516 ff. und Bd. XLVIII, S. 47 ff.

der Milliarden verſchlungen und die blühendſten Weinberge Südeuropas nahezu vernichtet hat — da erſcheint vom Weſten her ſchon wieder ein neuer Feind vor unſern Thoren, von dem man eine ernſtliche Gefahr für unſere Obſtbaumzucht befürchtet. Es iſt die San-José-Schildlaus (Aspidiotus perniciosus Comstock). Um dieſem Eindringling rechtzeitig zu begegnen, wurde im Anfang des verfloſſenen Jahres folgender Bundesraths-beſchluß erlaſſen:

Verordnung, betreffend die Einfuhr lebender Pflanzen und friſchen Obſtes aus Amerika.

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden Deutſcher Kaiſer, König von Preußen u. ſ. w., verordnen im Namen des Reiches, nach erfolgter Zuſtimmung des Bundesraths, was folgt:

§ 1.

Zur Verhütung der Einſchleppung der San-José-Schildlaus (Aspidiotus perniciosus) iſt die Einfuhr lebender Pflanzen und friſcher Pflanzenabfälle aus Amerika, ferner der Fäſſer, Kiſten und ſonſtigen Gegenſtände, welche zur Verpackung oder Verwahrung derartiger Waren oder Abfälle gedient haben, bis auf weiteres verboten.

Das Gleiche gilt von Sendungen friſchen Obſtes und friſcher Obſtabfälle aus Amerika, ſowie von dem zugehörigen Verpackungsmaterial, ſofern bei einer an der Eingangsſtelle vorgenommenen Unterſuchung das Vorhandenſein der San-José-Schildlaus an den Waren oder dem Verpackungsmaterial feſtgeſtellt wird.

Auf Waren und Gegenſtände der vorbezeichneten Art, welche zu Schiff eingehen und von dem Schiff nicht entfernt werden, findet das Verbot keine Anwendung.

§ 2.

Der Reichskanzler iſt ermächtigt, Ausnahmen von dieſem Verbote zu geſtatten und die erforderlichen Sicherheitsmaßregeln anzuordnen.

§ 3.

Gegenwärtige Verordnung tritt mit dem Tage ihrer Verkündigung in Kraft.

Urkundlich unter Unſerer Höchſteigenhändigen Unterſchrift und beigedrucktem Kaiſerlichem Inſiegel.

Gegeben Berlin, den 5. Februar 1898.

Graf von Poſadowsky. Wilhelm.

Jenſeits des Oceans war man von dieſem Beſchluſſe der deutſchen Regierung vielfach unangenehm überraſcht. Man ſchilderte die von der neuen Schildlaus für den deutſchen Obſtbau drohende Gefahr als ganz unbedeutend und ſuchte jene Maßregel als mißliebig darzuſtellen; ja man gab ihr ſogar die pikante Deutung einer drohenden politiſchen Spannung

zwiſchen den Vereinigten Staaten und dem Deutſchen Reiche. Der amerikaniſche Geſandte in Berlin mußte einen Proteſt gegen jene Verordnung überreichen, worauf man ihm jedoch zur Begründung derſelben die officiellen Publicationen ſeines eigenen Ackerbauminiſters[1] mittheilte, die ihm wohl unbekannt geblieben waren. Ein hervorragender amerikaniſcher Entomologe, John B. Smith, Profeſſor der Entomologie am Rutgers College in New Brunſwick und Staatsentomologe von New Jerſey, theilte in einer der angeſehenſten amerikaniſchen Zeitſchriften dieſen eigenartigen Vorfall ſeinen Landsleuten mit[2] und rechtfertigte den Standpunkt der deutſchen Regierung. Er wies auf die geſetzlichen Beſtimmungen hin, welche zur Bekämpfung der San-José-Schildlaus in zwölf Staaten der Union bereits beſtehen, ſowie auf das neue allgemeine Geſetz, das dem amerikaniſchen Congreß bereits vorliege und nicht minder einſchneidende Maßregeln enthalte als die Verordnung der deutſchen Bundesregierung. Schon ſeit mehr als einem halben Jahre hätten ſich von der deutſchen Regierung geſandte Sachverſtändige an verſchiedenen landwirtſchaftlichen Stationen Nordamerikas mit dem Studium der Frage beſchäftigt; wie wolle man es ihnen denn verargen, daß ſie dabei zu demſelben Schluſſe gekommen ſeien, der in Nordamerika ſchon ſeit mehreren Jahren durch die traurigſten Erfahrungen feſtſtehe, daß nämlich die weitere Ausbreitung jener Schildlaus eine ernſte Gefahr für den Obſtbau bedeute? Zudem ſei der deutſche Bundesrathsbeſchluß erſt dann erfolgt, nachdem jenes Inſect thatſächlich durch amerikaniſche Früchte auf deutſches Gebiet verſchleppt und auf den importirten Früchten nachgewieſen worden ſei. Die von den Amerikanern ſo übel aufgenommene Maßregel der deutſchen Regierung ſei daher nichts weiter als ein ſelbſtverſtändlicher Act der Nothwehr. — So lautete das Urtheil des amerikaniſchen Fachmannes in der North American Review.

Darüber, daß die San-José-Schildlaus ein ſehr gefährlicher Feind des Obſtbaues iſt, kann kein Zweifel mehr obwalten. Schon in der erſten größern officiellen Publication[3], welche das Ackerbauminiſterium von Waſhington 1896 über den neuen Schädling herausgab, leſen wir auf der erſten Seite: „Es gibt vielleicht kein Inſect, welches im ſtande iſt, die Intereſſen der Obſtzucht der Vereinigten

[1] Siehe Literaturverzeichniß Nr. 4. 6. 7.

[2] Germany's exclusion of American fruits. North American Review, vol. 166, No. 4, April 1898, p. 460—465.

[3] Nr. 4 des Literaturverzeichniſſes.

Staaten, oder vielleicht sogar der ganzen Welt, schwerer zu schädigen als die San-José- oder ‚verderbliche' Schildlaus." Und auf der zweiten Seite derselben Schrift heißt es: „Wir sind daher zu der Behauptung berechtigt, daß niemals eine ernstere Bedrohung der Obstzuchtinteressen unseres Landes bekannt geworden ist als diese. Es ist nicht unsere Absicht, hier unnöthige Besorgniß zu erregen, sondern bloß einzuschärfen, wie wichtig es ist, daß man die äußerste Vorsicht anwende, um die Einschleppung dieses Insects in neue Oertlichkeiten zu verhüten, und ebenso auch zu betonen, wie dringend nothwendig es ist, ernstliche Anstrengungen zu machen, um dasselbe überall dort auszurotten, wo es sich bereits festgesetzt hat."

Vom Jahre 1880, wo die San-José-Schildlaus als Aspidiotus perniciosus von Comstock beschrieben wurde[1], bis zu der eben citirten amtlichen Publication des Ackerbauministeriums zu Washington aus dem Jahre 1896 sind nicht weniger als 91 Arbeiten über das neue Insect erschienen, die seinen Namen „die verderbliche Schildlaus" als wohlbegründet erwiesen. Es ist daher der Mühe werth, daß wir uns den kleinen Uebelthäter hier etwas genauer ansehen und seiner Lebensweise und Verbreitung sowie den bisherigen Methoden seiner Bekämpfung unsere Beachtung schenken.

Die San-José-Schildlaus gehört zur Familie der Schildläuse (Coccidae). Wie einst die Helden des Alterthums und die mittelalterlichen Ritter eines Schildes sich bedienten, um sich gegen die Waffen des Feindes im Kampfe zu schützen, so bedient sich auch diese kleine Lausfamilie eines Schildes im Kampfe ums Dasein. Eine von den Thierchen selbst abgesonderte wachsartige Kruste von schildförmiger Gestalt bedeckt das erwachsene Weibchen, und je ein kleineres Schildchen bedeckt jedes Individuum der verschiedenen Entwicklungsstadien der Jungen. Dieser Schild ist für seinen Besitzer ein wichtiges Rüstzeug im harten Existenzkampfe: er macht das wehrlose Thierchen unkenntlich für seine Feinde, er schirmt seinen Schützling gegen die Unbilden der Witterung und verhindert das Austrocknen des zarten Leibes unter den Strahlen der Sonne. Nur die jüngste Larvenform hat noch keinen Schild, läßt sich denselben aber alsbald wachsen.

[1] Literaturverzeichniß Nr. 1.

Auch die ausgebildeten Männchen ſind des Schildes bar, weil er ihnen für ihre bewegliche Lebensweiſe nur hinderlich wäre. An den jungen Larven und den alten Männchen kann man daher die wirkliche Geſtalt und die zoologiſche Natur dieſer ſchildtragenden Weſen frei erkennen, allerdings nur unter Mitwirkung eines guten Vergrößerungsglaſes. An ihnen bemerkt man ſofort die ſyſtematiſche Verwandtſchaft der Schildläuſe mit den Blattläuſen (Aphiden). Gleich den letztern, die allen unſern Leſern ſattſam bekannt ſind, und den eine Unterabtheilung der Blattläuſe bildenden Rindenläuſen (Phylloxeriden), unter denen wenigſtens die Reblaus (Phylloxera vastatrix) einer traurigen Berühmtheit ſich erfreut, gehören auch die Schildläuſe zur Inſectenordnung der Rhynchota oder Schnabelkerfe, und zwar zur Unterordnung der Phytophthires oder Pflanzenverderber.

Und ſie tragen dieſe beiden Namen nicht umſonſt; denn ſie haben einen langen, fadendünnen Saugſchnabel, deſſen Länge meiſt die Körperlänge übertrifft; dieſen Saugſchnabel ſenken ſie in die zarte Oberhaut des Pflanzengewebes hinein, entziehen ihm den Lebensſaft und üben dadurch ihr pflanzenverderbendes Handwerk. Bloß die erwachſenen Männchen haben keinen Saugſchnabel. Sie brauchen auch keinen, weil ihr Leben als Imago nur wenige Stunden dauert und ganz in dem Fortpflanzungsgeſchäfte aufgeht, das ihre einzige Beſtimmung bildet; daher iſt für dieſe ätheriſchen Weſen die Nahrungsaufnahme ein überwundener Standpunkt. Um ſo fleißiger und unerſättlicher widmen ſich die Weibchen und die Larven der Bethätigung ihres Saugſchnabels. Kaum iſt die junge ſechsbeinige Schildlaus an das Tageslicht getreten, ſo ſucht ſie umhertaſtend ein ſaftiges Plätzchen, wo ſie ſich feſtſaugt und dann ſitzen bleibt, bis ſie erwachſen iſt. Während ſie noch damit beſchäftigt iſt, ihren Schnabel in das Gewebe des Zweiges zu verſenken und hiermit ihre feſtſitzende Lebensweiſe zu eröffnen, beginnt bei der jungen San-José-Schildlaus bereits die Ausſcheidung des ſchützenden Stoffes, der ihr zum Schilde gegen die Gefahren des Lebens werden ſoll: zuerſt wachſen zarte weiße Wachsflocken von allen Seiten aus ihrem Rücken hervor; dann wird das Kleid immer dichter, verdeckt die orangefarbene Haut der Larve und erhärtet zu einem gräulichweißen Deckel von der Geſtalt einer umgewendeten Muſchelſchale.

Die kleine Laus hat ſich unterdeſſen unter ihrem Schilde buchſtäblich immer breiter gemacht, bis ihr Körper faſt kreisförmig geworden iſt; ſie iſt nun eine echte Schildlaus, die ihren Namen mit Ehren trägt. Unter dem

ſchützenden Buckel ihres Schildes, deſſen Ränder ringsum an den Zweig ſich anlegen, ſaugt ſie unverdroſſen weiter, macht ihre verſchiedenen Häutungen durch und verpuppt ſich ſchließlich. Wird aus der Puppe ein Männchen, ſo ſprengt dieſes ſein Schilderhaus und tritt ins Freie, um ein Weibchen zur Fortpflanzung aufzuſuchen. Iſt die erwachſene Schildlaus dagegen ein Weibchen, ſo bleibt ſie auch als Imago unter dem Schilde, der mit ihr gewachſen iſt, ſitzen und wird daſelbſt befruchtet. Während jedoch andere Schildläuſe Eier legen, bringt die San-José-Schildlaus lebendige Junge zur Welt. Die ganze Keimesentwicklung der neuen Generation verläuft ſomit unter dem Schilde der Alten; ſtatt der einen alten Schildlaus iſt ſchließlich eine kleine Lausfamilie vorhanden, die unter dem Familienſchirm den Tag ihrer Geburt erwartet. Die Alte aber ſtirbt unterdeſſen nicht, wie viele andere eierlegende Schildläuſe zu thun pflegen, ſondern ſie lebt munter weiter und ſchickt während einer Periode von ſechs Wochen fortwährend eine Laus nach der andern hinaus in das feindliche Leben — im ganzen ungefähr 400.

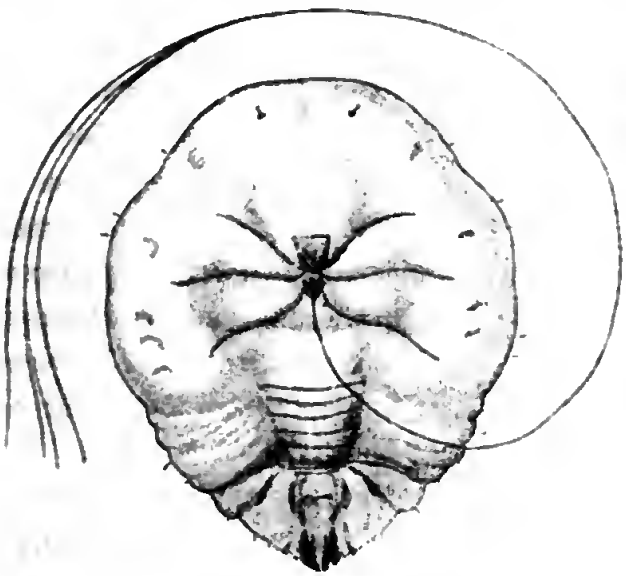


Fig. 1. (S. 64.)

Die hoffnungsvollen Sprößlinge machen es genau ſo, wie ihre Alten es einſt gemacht: ſie krabbeln umher auf den Zweigen, welche für ſie die Welt bedeuten, und ſuchen ſich ein ſaftiges Plätzchen und ſaugen ſich dort feſt und ſcheiden einen Schild aus und werden zu richtigen kleinen Schildbürgern und Schildbürgerinnen und trinken unter ihrem Schilde den Pflanzenſaft und häuten und verpuppen ſich unter ihm, bis ſie endlich fertige Schildlausmännchen oder Schildlausweibchen geworden ſind. Und ſo geht es weiter im Kreislauf des Lebens von Geſchlecht zu Geſchlecht. In Waſhington (Columbia-Diſtrict) folgen einander während ein und desſelben Sommers nicht weniger als vier ſolche Generationen. Durch genaue Zählung der von einem einzigen Weibchen ſtammenden Jungen haben Pergande und

Howard die Nachkommenſchaft einer einzigen alten San-José-Schildlaus im Laufe einer einzigen Sommerſaiſon berechnet: ſie erreicht das hübſche Sümmchen von drei Milliarden 216 Millionen 80400 Schildläuſen! Wenn nun auch viele der jungen Schildbürger keine gedeihlichen Exiſtenzbedingungen finden oder ihren Feinden zum Opfer fallen, ſo bleibt doch noch ein erſchrecklich großes Heer von unerſättlich ſaugenden Pflanzenverderbern übrig. Die intereſſante Entwicklungsgeſchichte dieſer Schildlaus hat daher ihre ſehr bedenklichen Seiten für die menſchliche Obſtbaumzucht.

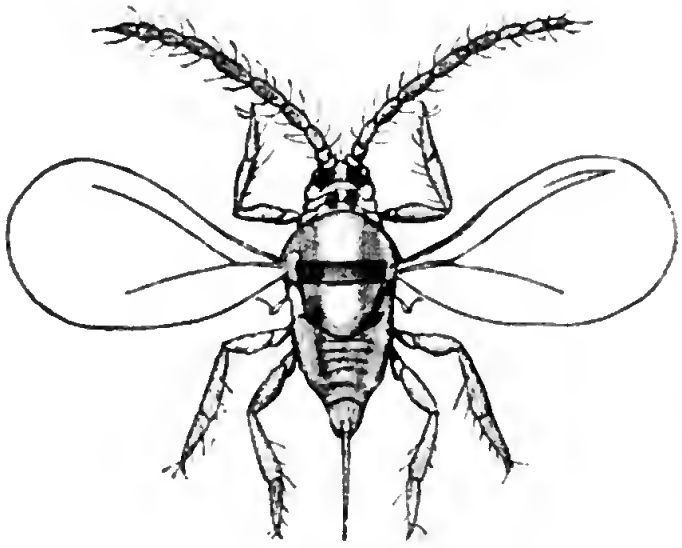


Fig. 2.

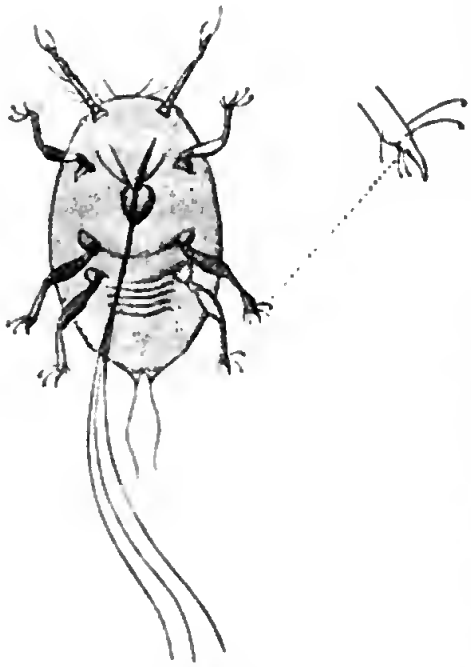


Fig. 3.

Bevor wir auf dieſe übergehen, müſſen wir uns noch die äußere Geſtalt von Aspidiotus perniciosus etwas näher anſehen mit Hilfe der beigegebenen ſtark vergrößerten Abbildungen, die aus Howards und Marlatts Werk[1] genommen ſind.

Die erwachſene weibliche San-José-Schildlaus (Fig. 1) iſt ein winzig kleines, gelbes Weſen; ſie mißt nur 1 mm in der Länge bei einer Breite von 0,8 mm. Das erwachſene Männchen (Fig. 2) iſt noch bedeutend kleiner und viel ſchmaler als das Weibchen: ſein Leib iſt nur 0,6 mm

[1] Literaturverzeichniß Nr. 4.

lang. Es ist orangeroth, mit etwas dunklerem Halsschild. Außer den Beinen hat es als Extremitäten zwei 10gliedrige Fühler und einen langen Hinterleibsstiel, der zum Fortpflanzungsgeschäfte dient; dazu kommen noch zwei zarte, in gelben und grünen Regenbogenfarben schillernde Vorderflügel. Die Hinterflügel sind nämlich bei den Schildläusen verkümmert und ähnlich wie bei den Fliegen durch zwei Schwingkölbchen ersetzt; dadurch unterscheiden sich die Schildläuse von den vierflügligen Blattläusen. Die Augen der männlichen San-José-Schildlaus sind groß und gut entwickelt. Das Weibchen (Fig. 1) dagegen hat weder Beine noch Fühler noch Augen: es ist nichts als ein dicker Eiersack mit langem Saugschnabel. Figur 3 zeigt das neugeborene Junge, die noch freie, kleine Schildlauslarve, und zwar von der Unterseite; das Thierchen ist blaß orangegelb, mit einem sehr langen Saugschnabel, gut ausgebildeten Beinen und Fühlern und kleinen Augen. Seine Körperlänge beträgt nur 0,24 mm bei 0,1 mm Breite. Figur 4 veranschaulicht dieselbe junge Larve, nachdem sie sich zum Saugen festgesetzt hat und mit der Ausscheidung ihrer Wachshaut beginnt. Da wir bei einer Schildlaus nicht von ihrem Schilde abstrahiren dürfen, weist uns Figur 5 ein etwas schwächer vergrößertes Rindenstück mit drei verschiedenen Schildformen, zwischen denen junge Larven umherspazieren. Die großen, kreisförmigen Schilde gehören den alten Weibchen an. Ihr Durchmesser beträgt 1 bis 2 mm; sie sind also nur so groß wie das Käppchen

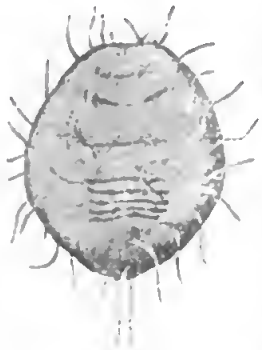


Fig. 4.

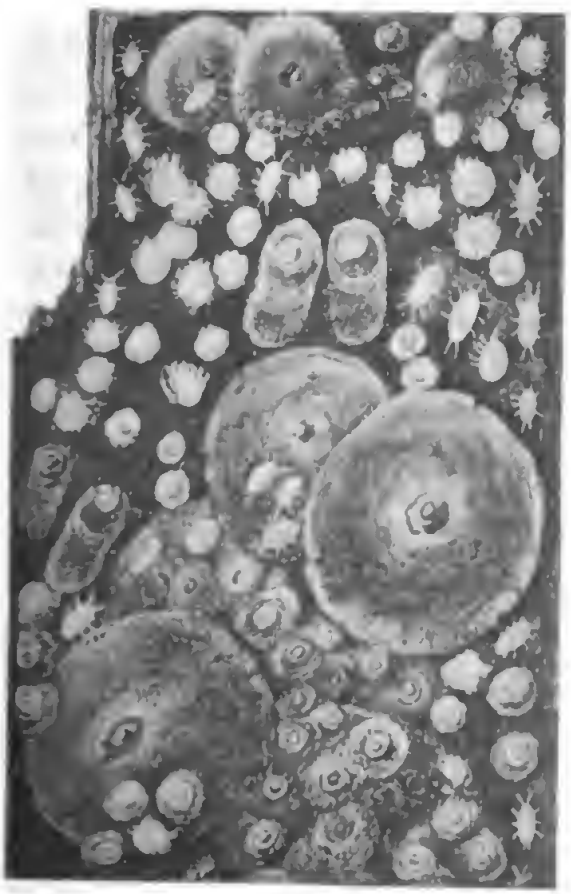


Fig. 5.

eines Stecknadelknopfes und nur ſchwach gewölbt; ihre Färbung iſt grau mit röthlicher Mitte. Die mittelgroßen, langgeſtreckten Schildchen beherbergen die Puppe der Männchen; das Schildkäppchen ſitzt bei ihnen ziemlich weit gegen das vordere Ende hin. Ihre Färbung iſt meiſt dunkler als jene der weiblichen Schilde. Die kleinen, rundlichen Schildchen endlich bergen die jungen Larven; ſie ſind weiß oder blaßgrau. Die unter dem Schilde erfolgende Entwicklung der Larve iſt ſehr verſchieden bei den künftigen Weibchen und den künftigen Männchen. Bei der weiblichen Larve verſchwinden bereits nach der erſten Häutung die Fühler, Beine und Augen vollſtändig; nur der Saugſchnabel bleibt. Auch fehlt dem Weibchen ein Puppenzuſtand. Bei der männlichen Larve geht es viel verwickelter zu. Nach der erſten Häutung verliert ſie die Fühler und Beine und behält außer dem langen Saugſchnabel nur die großen purpurrothen Augen. Durch die zweite Häutung bekommt ſie die Stummel ihrer künftigen Beine und Fühler und Flügel, verliert dafür jedoch ein für allemal den Saugſchnabel; in dieſem Stadium bezeichnet man ſie als „Vorpuppe". Die dritte Häutung erhebt ſie dann zur echten Puppe, ein Entwicklungszuſtand, durch den die männliche Schildlaus ſich als ein Inſect mit vollkommener Verwandlung erweiſt; die künftigen Fühler, Flügel und Beine des Inſects ſind an der Puppe ſchon größer und vollkommener gegliedert; auch der Hinterleibsſtiel tritt bereits deutlich hervor; die großen rothen Augen ſind auch der Puppe geblieben, um ſich dann endlich nach Sprengung der letzten Bande dem Lichte des Lebens zu erſchließen.

Den Winter verleben die faſt erwachſenen Schildläuſe unthätig in ihrem Schilderhaus. Anfang April treten in dem Klima von Waſhington die geflügelten Männchen aus der Hülle hervor und paaren ſich mit den ſchildbedeckten Weibchen. Mitte Mai beginnen dieſe dann mit der Geburt der jungen Larven und ſetzen dieſelbe über einen Monat lang fort. Unterdeſſen iſt auch dieſe junge Generation in dem milden Frühlingswetter raſch herangewachſen, genährt von dem kräftigen Saftſtrome, den der Lenz in den Zweigen der Obſtbäume emportreibt. Auch ſie beginnen bereits ſich fortzupflanzen, und nun wimmelt es auf den befallenen Pflanzen von alten und jungen Schildläuſen in allen Größen und allen Geſtalten. So ſetzt dieſes Heer von Pflanzenverderbern, in geometriſcher Progreſſion ſtätig ſich vermehrend, ſeine verderbliche Thätigkeit fort bis zum Herbſte, wo die kalten Nachtfröſte ihm energiſch Halt gebieten.

Aus dieſer Lebensſkizze der San-José-Schildlaus wird es jedem begreiflich, daß ſie den Namen der „verderblichen" ſich wohl zu verdienen vermag. Und ſie hat ſich ihn leider auch thatſächlich ſchon ſeit ihrem erſten geſchichtlichen Erſcheinen reichlich verdient. Dasſelbe iſt noch nicht lange her. Unter ihrem wiſſenſchaftlichen Namen Aspidiotus perniciosus kennt man ſie erſt ſeit 1880, als San-José-Schildlaus ſchon einige Jahre früher.

Niemand weiß, von wannen ſie eigentlich kam. Sie machte ſich in den ſiebziger Jahren zum erſtenmal bemerklich durch die Verwüſtungen, die ſie in den Obſtgärten des San-José-Thales in Californien anrichtete; von dieſem ihrem erſten Fundort hat ſie auch ihren gewöhnlichen Namen erhalten. Aber die eigentliche Heimat dieſer verhängnißvollen Schildbürgerin iſt noch in tiefes Dunkel gehüllt. Keine Nation will ihr die Ehre des autochthonen Bürgerrechtes zuerkennen; alle verläugnen ſie hartnäckig und antworten auf die Frage, wer die kleine Hexe großgezogen und in die weite Welt hinausgeſandt habe, mit unſchuldsvoller Miene: „Ich habe es nicht gethan; die da hat's gethan." Anfangs gaben die Nordamerikaner Chile als deren Vaterland aus und behaupteten, ſie ſei von dort nach Californien im Jahre 1870 verſchleppt worden. In der That hatte man ſie in Chile bereits 1872 auf Tafelbirnen in großer Zahl gefunden; bei näherer Unterſuchung ſtellte ſich jedoch heraus, daß die betreffenden Bäume aus den Vereinigten Staaten Nordamerikas nach Chile eingeführt worden waren; die Nordamerikaner mußten ihre Anſchuldigung gegen Südamerika wieder zurücknehmen, da ſich dieſelbe als ein circulus vitiosus herausſtellte. In Auſtralien, wo dieſe Schildlaus ebenfalls vorkommt, aber nicht ſo verheerend auftritt wie in den Unionsſtaaten, wurde ſie nach Maskells Angabe aus Japan eingeſchleppt. Die Japaner proteſtirten jedoch gegen dieſe Urheberſchaft, und der amerikaniſche Entomolog Koebele, der in officiellem Auftrage Japan bereiſte, um die San-José-Schildlaus zu ſuchen, fand ſie daſelbſt gar nicht einmal vor. Sie ſcheint daher in Japan ebenſowenig zu Hauſe zu ſein wie in China, auf welches man den Verdacht der Thäterſchaft ebenfalls zu lenken verſucht hatte. Auch auf Hawai, wo ſie ſich gleichfalls bemerkbar gemacht hat, iſt ihre Heimat nicht; denn der amerikaniſche Experte Koebele mußte dort ſelber conſtatiren, daß ſie auf californiſchen Pflaumen- und Pfirſichbäumen dahin gebracht worden ſei. Alſo man weiß nicht, woher dieſe verderbliche Schildlaus ſtammt. Der officielle amerikaniſche Bericht vom

Jahre 1896[1] kommt daher zu dem sehr unbestimmten und zweifelhaften Resultate bezüglich ihrer Nationalität: „Sie kann sich vielleicht als in Australien heimisch erweisen; sie kann auch von Japan, China oder irgend einem andern Theile von Ostasien oder von irgend einer der Inseln des Stillen Oceans gekommen sein." Ueber diesen Möglichkeiten wird man jedoch schwerlich die Thatsache vergessen, daß es Californien war, wo sie zuerst in verheerender Weise auftrat. So lange es derjenigen Nation, in deren Gebiet die San-José-Schildlaus zum erstenmal auftauchte, nicht gelingt, einen durch Zeugen bekräftigten Beweis dafür zu erbringen, daß die Uebelthäterin alibi zu Hause sei und an dem Orte ihrer amtlichen Verhaftung nur „auf der Durchreise" sich aufgehalten habe, so lange wird man eben das Land des ersten öffentlichen Auftretens der San-José-Schildlaus auch als ihre Heimat ansehen müssen.

Der einzige Entlastungsgrund, den die Nordamerikaner zu ihrer Vertheidigung anführen können, ist, daß sie sagen: Dieses Subject hätte bei uns in Californien längst unter Polizeiaufsicht gestanden, wenn es dort zu Hause wäre. Unter dieser Polizeiaufsicht hat man nicht so sehr den vortrefflich geregelten entomologischen Beobachtungsdienst der landwirtschaftlichen Stationen zu verstehen, die von dem nordamerikanischen Ackerbauministerium auf dem ganzen Gebiete der Unionsstaaten bereits seit mehreren Jahrzehnten eingerichtet worden sind, als vielmehr die natürlichen Feinde jenes neuen Obstbaumschädlings, die ihm von der Weisheit des Schöpfers als Naturpolizisten an die Seite gegeben wurden. Alle schädlichen Insecten unterstehen in ihrer Heimat einer strengen Controlle der Naturpolizei; sie mögen sich in einzelnen Jahren, durch besondere Umstände begünstigt, noch so bedrohlich vermehren, so wird doch ihre Zahl in den folgenden Jahren durch ihre noch stärker sich vermehrenden natürlichen Feinde, namentlich durch Schmarotzerinsecten und Schmarotzerpilze, nicht bloß auf ihr ursprüngliches Maß wieder eingeschränkt, sondern meist sogar für längere Zeit unter das gewöhnliche Minimum desselben herabgedrückt. Diese alte Erfahrungsthatsache hat sich bei dem großen Nonnenfraße, der in den deutschen und österreichischen Nadelforsten vor zehn Jahren so schrecklich hauste[2], aufs neue bestätigt. Um so bezeichnender ist es, daß die San-José-Schildlaus bei ihrem ersten Erscheinen in Californien viele Jahre lang fast gar keine natürlichen Feinde

[1] Literaturverzeichniß Nr. 4, S. 12.

[2] Siehe diese Zeitschrift Bd. XLV, S. 43 ff. u. 158 ff.

hatte und ſich deshalb unbeſchränkt vermehrte. Erſt ganz allmählich begannen die kleinen einheimiſchen Schildlausfeinde auch dieſem neuen Gaſte ihre Aufmerkſamkeit zuzuwenden; daher iſt es zu erklären, daß die San-José-Schildlaus in den letzten Jahren wenigſtens in den Weſtſtaaten der Union, wo ſie zuerſt aufgetreten war, bereits minder verheerend wirkt als früher. Dieſe Erſcheinung dürfte, wenn auch keinen evidenten Zeugenbeweis, ſo doch einen nicht zu unterſchätzenden Indicienbeweis dafür liefern, daß die Vereinigten Staaten nicht die Heimat von Aspidiotus perniciosus ſind. Ebenſo ſcheint uns die Vermuthung nicht unbegründet, daß dieſe verderbliche Beſucherin aus dem ſchildlausreichen Auſtralien kam und von dort nach Californien importirt wurde. In Auſtralien ſelber, wo ſie, wie bereits oben erwähnt, ebenfalls vorkommt, konnte ſie keinen ſo großen Schaden thun, weil dort eine überlegene Zahl von Poliziſten an ihre Ferſen ſich heftete. Der fünfte Welttheil iſt nämlich ſo reich an derlei kleinen Schutzleuten, daß die erfinderiſchen Amerikaner ſogar auf den Gedanken verfallen ſind, beſonders verdiente Schildlausfreſſer und Schildlausſchmarotzer aus Auſtralien einzuführen, um der Vermehrung der amerikaniſchen Schildläuſe entgegenzuwirken. Insbeſondere war es ein auſtraliſcher Marienkäfer, Vedolia cardinalis genannt, deſſen Einfuhr und Zucht man in Californien ſeit 1888 ernſtlich betrieben hat, um eine gleichfalls aus Auſtralien eingeſchleppte, dem Orangenbau Californiens ſehr ſchädliche Schildlaus, Icerya Purchasi, erfolgreich zu bekämpfen[1]. Inwieweit es bisher gelungen iſt, dieſes ſinnreiche Mittel auch gegen die San-José-Schildlaus anzuwenden, werden wir ſpäterhin zu unterſuchen haben.

[1] Vgl. hierüber die von der Division of Entomology des Ackerbauminiſteriums von Waſhington herausgegebene Zeitſchrift Insect Life II, 70. 112. 142. 190. 384; III, 76. 98. 99. 189. 330. 354. 395. 439; IV, 134. 154. 164. 215. 226. 279. 336. 349; V, 50. 127. 139. 142; VI, 41. 134. 137. 193.

(Schluß folgt.)

E. Wasmann S. J.

Auſonius und Paulinus von Nola.

Weltlicher und geiſtlicher Humanismus im vierten Jahrhundert.

Zwiſchen dem auguſteiſchen Zeitalter der lateiniſchen Literatur und der erſten Literaturblüthe der meiſten neuern europäiſchen Völker liegt ein Jahrtauſend und darüber: eine großartige Zeit an religiöſen, politiſchen und ſocialen Geſtaltungen, auch auf dem Gebiete profaner Wiſſenſchaft, Kunſt und Literatur durchaus nicht unfruchtbar, aber in mächtigem Ringen zwiſchen Verfall und Neugeſtaltung begriffen. Die goldene Periode des römiſchen Schriftthums ging ſchon mit Auguſtus zu Ende, die ſilberne mit Hadrian; von da ab war der Verfall ein raſcher und allgemeiner. Unter dem Druck blutiger Verfolgung, innerkirchlicher Kämpfe und Drangſale vermochte das Chriſtenthum nur langſam die Grundlagen einer neuen Bildung zu geſtalten. Drei Jahrhunderte vergingen, ehe es aus dem Dunkel der Katakomben hervortreten und ſich frei entwickeln konnte, und nahezu wieder ein Jahrhundert ſchwand dahin, ehe Julians Verſuch, das Heidenthum neu zu beleben, ſcheiterte und die faſt über das ganze Reich ſich erſtreckende Macht des Arianismus gebrochen war. Wohl wuchs in dieſen Kämpfen neben der verfallenden heidniſchen Literatur eine bedeutſame chriſtliche Literatur heran; aber ſie beſchränkte ſich zunächſt auf Vertheidigung des chriſtlichen Glaubens gegen Heidenthum und Häreſie, Ueberſetzung und Erklärung der heiligen Bücher, nähere Formulirung der rechtgläubigen Lehre und Geſtaltung einer chriſtlichen Theologie. Auch die poetiſche Form wurde zunächſt dieſen Zielen dienſtbar gemacht. Klaſſiſch gebildete Chriſten wählten den hergebrachten epiſch-didaktiſchen Hexameter oder das elegiſche Diſtichon, um Heidenthum und Häreſie zu bekämpfen, die chriſtliche Offenbarung und deren Vorbereitung im Alten Bunde zu erklären und zu vertheidigen, die Erzählungen der Bibel den Gebildeten näher zu rücken und einzelne Lehrſtücke des Glaubens zu verherrlichen. Zu dieſem Zweck ſchrieb Commodian ſchon im 3. Jahrhundert ſeine „Unterweiſungen“ (Instructiones) und ſein Carmen Apologeticum, der ſpaniſche Prieſter Juvencus am Beginne des 4. Jahrhunderts ſeine verſificirte Evangeliengeſchichte. Aehnlichen Charakters ſind die kleineren anonymen Gedichte „Vom Lobe Gottes“, vom „Untergang Sodomas“ und von „Jonas“ und das dem Lactantius zugeſchriebene Gedicht vom Phönix. Der Kunſtwerth all dieſer Dichtungen iſt ein ſehr geringer, wenn ſie als erſte Klänge chriſtlicher Poeſie auch eine gewiſſe Pietät und Ehrfurcht beanſpruchen dürfen. Erſt gegen Ende des 4. Jahrhunderts treten chriſtliche Dichter auf, die auch von künſtleriſchem Geſichtspunkte aus höhere Anerkennung verdienen und ſich der äußern Form nach als glückliche Erneuerer der lateiniſchen Dichtung betrachten laſſen. Die hervorragendſten ſind Paulinus von Nola, Prudentius und Ambroſius — ein Gallier, ein Spanier und ein Römer. Als Schüler des Auſonius ſteht der erſtere noch in innigſter Beziehung mit der bisherigen heidniſchen Profanliteratur und läßt uns einen Blick in die ſeltſamen Literaturverhältniſſe werfen, aus welchen ſich die chriſtlich-lateiniſche Dichtkunſt herausgearbeitet hat.

1.

Während noch zu Ciceros Zeit Rom ſelbſt und Athen die Hauptſitze der Bildung waren, Marſeille nur als eine Inſel von griechiſcher Cultur in einem Ocean von Barbarei galt, erſtanden in der Kaiſerzeit, ſchon von Auguſtus an, zahlreiche Schulen in Afrika, Spanien und beſonders Gallien. Rhetorik und Rechtskunde wurden an denſelben wie in Rom vorgetragen, und junge Beamtenſöhne wie Söhne reicher Eingeborener konnten ſich daſelbſt vollſtändig für die juriſtiſch-militäriſche Beamtenlaufbahn vorbereiten. Unter den galliſchen Schulen genoſſen Bordeaux (Burdigala), Autun (Augustodunum) und Trier (Treviris) beſondern Ruf. Wie Conſtantius Chlorus, ſo ließ ſich auch ſein Sohn Konſtantin d. Gr. die Förderung dieſer Schulen ſehr angelegen ſein. Die Aerzte, Grammatiker und Rhetoren wurden von den Municipalbeamtungen frei erklärt, ihnen dagegen die mit Privilegien verbundenen Ehrenämter zugänglich gemacht. Sie wurden durch beſondere Verfügungen gegen willkürliche Belangungen bei Gericht wie gegen perſönliche Bedrückung und Beleidigung geſichert. Auch waren ſie vom Kriegsdienſt, von Einquartierung und andern Laſten befreit, damit ſie um ſo ungehinderter ſich ganz dem Unterricht widmen könnten. Kaiſer Gratian ſtellte ſie ſogar den höchſten Civil- und Militärbeamten gleich und ließ ihnen anſehnliche Spenden an Korn, Wein und Oel zukommen. Wie ſich Diocletian den Rhetor Lactantius von Afrika her nach Nikomedia verſchrieb, ſo ließen ſpätere Kaiſer Lehrer der Beredſamkeit aus dem Orient, aus Rom und Spanien nach Gallien kommen.

Dieſe Rhetoren verſahen bis zu einem gewiſſen Grade auch das Amt officieller Publiciſten, welche bei feierlichen Anläſſen die großen Lobreden auf die Kaiſer hielten, die dann in zahlreichen Abſchriften im ganzen Reiche verbreitet wurden. So waren Eumenius von Autun und Nazarius die Lobredner des großen Konſtantin, Claudius Mamertinus derjenige Julians, Drepanius Pacatus verherrlichte Theodoſius I., Aurelius Symmachus die Kaiſer Valentinian I. und Gratian.

Zu dieſen kaiſerlichen Lobrednern und wohlbeſtallten und privilegirten Rhetorikprofeſſoren gehört auch Decimus Magnus Auſonius, 309 oder 310 in Bordeaux geboren. Sein Vater Julius Auſonius war Arzt, ein praktiſcher und genügſamer Mann, der das hohe Alter von 98 Jahren erreichte. Noch zu ſeinen Lebzeiten widmete ihm der Sohn die Verſe:

Cura dei, placidae functus quod honore senectae
undecies binas vixit olympiades,
omnia quae voluit qui prospera vidit, eidem
optavit quidquid contigit ut voluit:
non quia fatorum nimia indulgentia, sed quod
tam moderata illi vota fuere viro.

Gott ließ friedlich den Greis zweimal elf Olympiaden
Schauen, im Alter noch ſtets reichlich mit Ehren gekrönt.
Was er nur immer begehrte, das ſah er glücklich gelingen,
Und ſo, wie er erſehnt, ſah er ſein Wünſchen erfüllt:
Nicht daß allzu geneigt das Schickſal ihm ſchmeichelte, ſondern
Weiſe hat der Mann all ſeine Wünſche beſchränkt.

Die Mutter Aemilia Anonia ſtammte aus einer vornehmen Aeduer-Familie. Ihr Bruder Aemilius Magnus Arborius war ein ſehr angeſehener Rhetor an der Schule von Toulouſe. Ihm wurde der Neffe zu weiterer Ausbildung übergeben, nachdem er einige Zeit in Bordeaux ſtudirt hatte, wo ihn Macrinus im Lateiniſchen, Romulus, Corinthus und Meneſtheus im Griechiſchen unterrichteten. In der letztern Sprache brachte er es indes nicht weit. Auch für die lateiniſche Rhetorik begeiſterte er ſich erſt recht unter der Leitung ſeines Onkels in Toulouſe. Seinem Einfluß iſt es zuzuſchreiben, daß er ſich ſeinen Beruf, nicht den des Vaters, zur Lebenslaufbahn erkor. Er blieb dieſer Wahl treu, als Arborius 330 in das neugegründete Konſtantinopel berufen wurde, und ſetzte ſeine humaniſtiſchen Studien in Bordeaux fort. Nach Vollendung derſelben erhielt er daſelbſt zuerſt einen Lehrſtuhl der Grammatik, dann der Rhetorik und war nebenher auch als Sachwalter thätig. Er vermählte ſich mit Attuſia Lucana Sabina, der Tochter einer vornehmen Bürgerfamilie, die ihm drei Kinder ſchenkte, dann aber — ſchon ſehr früh — ſtarb.

Dreißig Jahre lebte und wirkte Auſonius als Rhetorikprofeſſor in ſeiner Vaterſtadt, ohne ſich durch eine größere literariſche Schöpfung bemerkbar zu machen, doch als Lehrer ſehr geſchätzt und angeſehen; da wurde er von Kaiſer Valentinian I. — etwa um das Jahr 365 — an den Hof nach Trier berufen, um die wiſſenſchaftliche Erziehung des 353 geborenen Cäſars Gratian zu übernehmen. Am Kaiſerhofe ward er mit dem römiſchen Stadtpräfecten Aurelius Symmachus, dem begeiſterten Vertheidiger des alten Heidenthums, und andern hervorragenden Perſönlichkeiten bekannt. Er ſcheint auch in der erſten Zeit ſeines Trierer Aufenthalts an einem Feldzug wider die Alemannen theilgenommen zu haben, in welchem ihm ein junges Schwabenmädchen, Biſſula, als Beute zu theil ward. Der 60jährige verwittwete Profeſſor hat ſie in einigen Gedichtchen beſungen, die mehr komiſch als poetiſch wirken.

Die Gunſt des Kaiſers wie des Prinzen erwarb ſich Auſonius indes in ungewöhnlichem Grade. Seine ganze Familie wurde mit Ehren und Würden überſchüttet. Sein Sohn Heſperius wurde zum Proconſul von Afrika, dann zum Praefectus praetorio für Italien, Illyrien und Afrika ernannt, ſein Schwiegerſohn Thalaſſius zum Proconſul von Afrika, ſein greiſer Vater zum Präfecten von Illyrien, ſein Neffe Arborius zum Praefectus urbi, ſein Schüler Paulinus zum Conſul. Ihm ſelbſt wurde 378 die Präfectur von Gallien und 379 die Conſulwürde zu theil. Als ſein kaiſerlicher Schüler Gratian 383 ermordet wurde, war er noch in Trier, folgte indes bald ſeinem Sohne Heſperius nach Bordeaux und brachte den Reſt ſeines Lebens in vergnügter Muße theils in dieſer Stadt, theils in den Landhäuſern zu, die er ſich infolge der frühern kaiſerlichen Gunſt an den Ufern der Garonne hatte erwerben können. Er beſchäftigte ſich mit Studien und Poeſie, correſpondirte mit alten Freunden und ergötzte ſich an den Freuden des Landlebens. Sein Todesjahr iſt nicht genau bekannt; doch gehen die Andeutungen ſeiner Briefe nicht über das Jahr 393 hinaus. Er ſcheint alſo über 83 Jahre alt geworden zu ſein.

2.

Eine wirklich bedeutende Dichtung größern Umfangs hat Auſonius nicht hinterlaſſen. Seine Werklein (Opuscula) ſetzen ſich aus lauter gelegentlichen Kleinigkeiten zuſammen, von denen die meiſten erſt während und nach ſeinem Trierer Aufenthalt entſtanden ſind.

Seine geographiſche Weltanſchauung hat er in einem Kranze kleiner Gedichte niedergelegt, in welchen er die Hauptſtädte des damaligen Römerreichs nach ihrer Bedeutſamkeit aufzählt und kurz charakteriſirt. Die erſten fünf ſind: Rom, Konſtantinopel, Karthago, Antiochien und Alexandrien. Dann folgt Trier mit den Verſen:

Gallien heiſchet mein Lob ſchon längſt, das waffengewalt'ge,
Und der Trierer Stadt, die thront nicht ferne des Rheines.
Sicher ruhet ſie dort gleichwie im Schoße des Friedens,
Der die Kräfte des Reichs ernähret und kleidet und waffnet.
Weithin dehnt ſich der Kranz der Mauern über die Hügel;
Breiten, ruhigen Stroms zieht dran die Moſel vorüber
Und bringt Waren herbei aus allen Ländern der Erde.

Auf die galliſche Moſelſtadt folgen dann Mailand, Capua, Aquileja, Vienne, Sevilla, Athen, Catania, Syrakus, Toulouſe, Narbonne und endlich Bordeaux, des Dichters Vaterſtadt. Dieſe erhält eine etwas weitere Beſchreibung, aber mit der ſchließlichen Verſicherung, daß Rom doch alle heimiſchen Städte übertreffe, daß er Bordeaux liebe, Rom verehre, dort Bürger, in beiden Conſul ſei, dort eine Wiege, hier ſeinen curuliſchen Seſſel ſtehen habe:

Diligo Burdigalam, Romam colo, civis in hac sum,
Consul in ambabus, cunae hic, ibi sella curulis.

Ein zweiter Kranz von Gedichten (Epicedion in patrem, De herediolo, Liber protrepticus in nepotem, Genethliacum ad Ausonium nepotem und Parentalia) macht uns mit der geſamten Familie, Verwandtſchaft und Gevatterſchaft des galliſchen Rhetors bekannt. Die Parentalia allein umfaſſen 32 Nummern und widmen auch den Großmüttern, Tanten, Großtanten und Enkelinnen je ein aus altklaſſiſchen Erinnerungen gedrechſeltes Compliment.

Ein dritter Kranz von 27 Gedichten feiert die Profeſſoren von Bordeaux, bei welchen der Dichter ſeinen Unterricht genoſſen oder mit welchen er ſonſt in Verbindung ſtand. Es finden ſich darunter mehrere der angeſehenſten Rhetoren und Literaten jener Zeit, wie Tiberius Victor Minervius, der zeitweilig auch in Rom und Konſtantinopel wirkte, — Latinus Alcimus Alethius, der Lehrer Kaiſer Julians, — des Dichters Oheim Arborius, der in Toulouſe und Spanien und zuletzt in Konſtantinopel thätig war, — Attius Paternus, deſſen Wirken in Rom der hl. Hieronymus lobend erwähnt, — Attius Tiro Delphidius, den Ammian als hervorragenden Redner bezeichnet, — Alethio Minervius. Von den griechiſchen Profeſſoren Romulus, Corinthus, Pyrrhus, Meneſtheus meldet er, daß ſie ſehr fleißig geweſen, aber mit geringer Frucht; daß er es aber ſelbſt im Griechiſchen nicht weit gebracht, ſchreibt er ſeiner eigenen Ungeſchicklichkeit und

Nachläſſigkeit zu. Eine eigentliche Charakteriſtik der verſchiedenen Perſönlichkeiten gibt Auſonius nicht; die Erinnerungsverſe halten ſich in allgemeinen Zügen des Lobes und der Bewunderung. Der Kranz ſchließt ſich um den Poeten, der nach ſeinem Ableben auch ein Plätzchen in der Reihe der berühmten Profeſſoren erhoffte — und wohl nicht das letzte.

Auch ſich ſelbſt hat Auſonius mit einem vierten Cyklus von Gedichten bedacht, der aber nicht ganz erhalten zu ſein ſcheint. Er führt den Titel: Ephemeris id est totius diei negotium, alſo etwa „Mein Tagewerk". Das erſte Gedichtchen ſchildert ſein Erwachen. Er erwacht nicht, wie ſein großer Zeitgenoſſe Ambroſius, ſchon beim Hahnenſchrei, ſondern erſt, da ſchon der volle Tag durch die Fenſter bricht und die Schwalbe im Neſte raſchelt. Er ißt und trinkt zu viel, drum ſchläft er wie ein Siebenſchläfer in den Morgen hinein, taub und blind, faſt wie der verzauberte Endymion. Er ſchilt ſich indes ſelbſt dafür und rüttelt ſich mit einer ſapphiſchen Strophe aus dem Schlummer. In einigen Jamben wird dann das „Aufſtehen" und die „Toilette" beſchrieben.

Auf, Burſche, reich die Schuhe mir
Und gib das linnene Gewand,
Und was zur Kleidung nöthig iſt,
Wie du's zum Ausgehn hältſt bereit.
Her mit dem friſchen Brunnenquell,
Daß ich waſch' Händ' und Augen klar,
Und öffne mir das Heiligthum,
Das keiner äußern Zier bedarf.
Denn fromme Worte, reines Flehn,
Das iſt der reichſte Gottesdienſt.
Ich zünde keinen Weihrauch an,
Noch bring' ich Honigkuchen dar.
Das Grasdach mit dem kleinen Herd
Sei überlaſſen eitlem Wahn.
Ich bete zu dem einen Gott
Und zu des höchſten Gottes Sohn,
Mit ihm von gleicher Majeſtät,
Dem Heil'gen Geiſte zugeſellt.
Und nun beginn' ich mein Gebet,
Und zitternd mein Gedanke fühlt
Der Gottheit hohe Gegenwart —
Wie? Glauben, Hoffen zitterten?

Es folgt nun das „Morgengebet", das in Hexametern abgefaßt iſt, das wir aber, der Genauigkeit halber, in Proſa wiedergeben müſſen.

Allmächtiger, mir nur durch geiſtige Erziehung bekannt,
Von den Böſen unerkannt und keinem der Frommen unbekannt,
Ohne Anfang und ohne Ende, älter als die Zeit,
Die war oder ſein wird, deſſen Form und Geſtalt
Kein Geiſt erfaſſen, keine Zunge ausſprechen kann,
Welchen zu ſchauen und deſſen Gebot gegenwärtig zu hören
Und zu deſſen väterlichen Seite zu ſitzen allein das Recht hat
Der Schöpfer der Dinge, die Urſache der zu ſchaffenden Dinge,
Das Wort Gottes ſelbſt, Gott das Wort, der Vorläufer
Der Welt, die er ſchaffen ſollte, gezeugt in jener
Zeit, da es noch keine Zeit gab, gezeugt, ehedenn
Das Licht und der ſtrahlende Morgenſtern den Himmel erleuchtete:
Ohne den nichts geſchehn, durch den alles gemacht,
Deſſen Thron im Himmel, deſſen Herrſchaft die Erde unterworfen
Und das Meer und das unbezwingbare Chaos der dunkeln Nacht:
Der nimmer raſtende, alles bewegende, das Starre belebende
Gott von dem ungezeugten Erzeuger, der, durch den Trug

Des ſtolzen Volkes beleidigt, die Heiden zur Herrſchaft rief,
Um von der beſſern Nachkommenſchaft des adoptirten Stammes verehrt zu werden,
Den die Väter ſchauen durften, und in deſſen Anblick
Es ihm gewährt war, den Vater zu ſchaun; der unſere Sünden
Trug, und die Schmach des harten Todes leidend,
Uns lehrte, daß der Pfad des ewigen Lebens wieder betretbar geworden,
Und daß nicht die Seele allein zurückkehrt, ſondern mit dem ganzen Leib
In die himmliſchen Lande eingeht und das leere Geheimniß
Des Grabes offen der öden Erde zurücklaßt.

Sohn des höchſten Vaters und Heiland unſrer Welt,
Dem alle väterlichen Gewalten der Erzeuger übergeben,
Nichts aus Neid zurückbehaltend, und voll der Gaben,
Oeffne unſern Bitten den Weg und trag ſie zu des Vaters Ohren!

Gib, o Vater, unbeſiegliche Kraft gegen alle Sünden
Und wende ab von uns das ſchädliche Gift der böſen Schlange.
Es ſei genug, daß die Schlange die Stammfrau Eva verdarb
Und ihr den getäuſchten Adam zugeſellte; wir, die ſpäten Sprößlinge
Seiner Enkel, durch wahrhafte Propheten einſt vorausgeſagt,
Mögen die Schlingen meiden, welche die todbringende Schlange flicht.
Oeffne den Weg, der mich aus den Banden des kranken Leibes
In die Höhe führt, wo die Milchſtraße des reinen Himmels
Sich über die wandelbaren Wolken des windigen Mondes erhebt,
Wo die frommen Vorfahren hingingen und wohin einſt unverſehrt
Auf vierſpännigem Wagen entrafft über die Lüfte
Elias drang und vor ihm mit dem wirklichen Leibe Enoch.

Gib mir, o Vater, den erhofften Hauch des ewigen Lichtes,
Wenn ich nicht auf ſteinerne Götter ſchwöre, und zu einem Altar
Des hehren Opfers aufſchauend, tadelloſe Opferſpenden
Des Lebens bringe; wenn ich dich anerkenne als Vater
Des eingebornen Herrn und Gottes und beiden vereint
Den Geiſt, der über des Meeres Wogen ſchwebte.
Schenke mir, o Vater, Verzeihung und läutere die gekreuzigte Bruſt,
Wenn ich dich nicht in Fibern der Thiere, noch in vergoſſenem Blute
Suche, noch im Geheimen der Eingeweide nach Göttlichem forſche,
Wenn ich, dem Irrthum zugängtich, der Sünde mich enthalte,
Und wenn ich mehr wünſche, als mir's getraue, gut und rein erfunden zu werden.
Nimm die geſtändige Seele gnädig auf, wenn ich die gebrechlichen Glieder
Verwünſche, und wenn ich ſtill bereue, und wenn tiefe Furcht
Die Sinne quält, und wenn die wunde Seele die Qualen
Der Hölle vorausfühlt und des Jenſeits Peinen leidet.
Gib, Vater, daß unſere Wünſche ſich auf dieſes unſer Gebet erfüllen;
Daß ich nichts fürchte noch begehre; daß ich das für genug halte,
Was genug iſt; daß ich nichts Schändliches wolle, noch mir ſelbſt
Urſache der Scham ſei; daß ich keinem thue, was ich zu gleicher Zeit
Mir nicht gethan wünſchte; daß ich durch keine wahre Frevel verletzt,
Noch durch zweifelhafte befleckt werde. Wenig voneinander abzuſtehen
Scheint der vermuthliche und der wirkliche Schuldige. Böſes zu thun

Sei mir keine Macht und Gutes zu thun ruhige Vollmacht.
Genügſam ſei ich in Speiſe und Kleidung; lieb ſei ich den Freunden
Und immer Vater ohne dieſes Namens Schädigung.
Nicht an der Seele mög' ich leiden, nicht am Leibe; alle Glieder
Mögen ruhig ihres Amtes walten, noch geſtörter Gebrauch
In irgendwelchen Theilen etwas Verlorenes miſſen laſſen.
Möge ich des Friedens genießen, ſicher wandeln, Wunder der Erde
Keine erwarten. Und wenn des Tages letzte Stunde kommt,
Möge das Leben guten Gewiſſens den Tod weder fürchten noch wünſchen.
Wenn ich durch deine Huld rein von Verborgenem erfunden werde,
Werde ich alles verachten, da die einzige Wonne ſein wird,
Dein Urtheil zu erhoffen. Wenn der Tag ſeine Friſt
Verſchiebt und verzögert, treibe fort von mir die grimme Schlange,
Die mit ſchmeichleriſchen Täuſchungen mir nachſtellt.
Dieſe frommen, aber ob trauriger Schuld ſchüchternen Bitten
Empfiehl, o Sohn, verſöhnlich bei dem ewigen Vater,
Heiland, Gott und Herr, Geiſt, Glorie, Wort,
Sohn, Wahrer vom Wahren, Licht vom Licht,
Ewig mit dem Vater dauernd, in alle Zeiten herrſchend,
Den die harmoniſchen Lieder des Sängers David feiern:
Und im Wechſelgeſang durchrauſcht die Lüfte das Amen.

Wieder im leichtern jambiſchen Tempo wendet ſich der Dichter den weltlichen Tagesgeſchäften zu.

Zu Gott iſt nun genug gefleht, —
Obwohl der Sünder nie genug
Zu Gott ſich betend wenden mag. —
Gib mir das Kleid zum Ausgehn, Burſch!
Ich muß die Freude grüßen gehn
Und Abſchied nehmen — wechſelweis.

In ſiebenfüßigen Jamben beſchreibt der Dichter dann eine Einladung zum Schmaus, in Diſtichen die nöthigen Beſtellungen beim Koch. In Hexametern folgt endlich die Schilderung der Nacht und der Träume, die den Dichter beläſtigen. Dazwiſchen ſind wohl längere Lücken anzunehmen, da weder das weitere geſellige Leben noch die Studien und Arbeiten des Dichters beſchrieben ſind.

Das Gebet läßt keinen Zweifel übrig, daß Auſonius wirklich Chriſt, und zwar rechtgläubiger Katholik, nicht etwa Arianer oder Semiarianer war; denn die Gottheit Chriſti iſt wiederholt und mit voller Klarheit betont. Dagegen machen es manche Stellen, wie auch die einleitenden Jamben, wahrſcheinlich, daß der Dichter in ſeiner Jugend noch das Heidenthum mitmachte oder durch ſeine Erziehung und den Verkehr mit Heiden noch ſtark davon beeinflußt wurde. Die übrigen Stücke zeichnen den behaglichen Weltmann, doch ohne heidniſches Colorit. In den phantaſtiſchen Träumen tritt dazu eine lebhafte und ſinnliche Poetennatur zu Tage. Der Theaterpomp, die Gladiatorenſpiele und die unſaubern Dinge, von denen er träumt, erinnern an den ſittlichen Verfall, der noch als Folge des nur halb überwundenen Heidenthums die römiſche Welt beherrſchte. Wenn er

ſich aber beim Erwachen freut, daß dies alles nur Traum, iſt das indes doch ein Zeichen, daß in ihm eine beſſere Geſinnung jene Einflüſſe überwand, wenn auch vielleicht nicht ohne Kampf und Schwanken.

Auch in der von Schmeicheleien überfließenden Rede, womit Auſonius als 70jähriger Greis ſeinem kaiſerlichen Zögling Gratian für die Ehre des Conſulats dankte, bekannte er ſich ziemlich deutlich als Chriſt. Dagegen bewegt ſich ein Gedicht auf den Antritt ſeines Conſulats in altheidniſchen Formen:

Iane, veni: novus anno, veni: renovate, veni, Sol,
Consulis Ausonii Latium visure curulem.

3.

Das Schablonenhafte, das die biographiſchen Gedichte des galliſchen Rhetors beherrſcht, zeigt ſich nicht weniger in ſeinen anderweitigen Verſuchen. Da begegnen uns die ſieben Weiſen von Griechenland in ſteifen Monologen, worin ihre bekannten Sprüche zu 230 Verſen breit geſchlagen werden, Memorialverſe über die römiſchen Kaiſer zuſammen und dann Doppeldiſtichen über die einzelnen von Cäſar bis auf Antonius Heliogabalus, Epitaphien auf die Haupthelden der Ilias, aſtronomiſch-aſtrologiſche Verſe auf die ſieben Wochentage, die Monate, die Solſtitien, die römiſchen Feſtſpiele und Feſte. Im Griphus ternarii numeri ſuchte er im Himmel und auf Erden alle Dinge auf, in welchen ſich irgendwie die Dreizahl finden läßt, und widmete die wunderliche Zuſammenſtellung ſeinem Freunde, dem römiſchen Stadtpräfecten Symmachus. Im Technopaegnion lieferte er Hexameter, die ſich von rechts nach links wie von links nach rechts leſen laſſen; daran reihen ſich Gedächtnißverſe (Hexameter) über die Glieder des Leibes, die Götter, die Speiſen, die griechiſch-römiſche Geſchichte, die Buchſtaben des Alphabets und grammatiſche Fragen, die ſämtlich auf ein einſilbiges Wort ausgehen, die barockſte Spielerei, die man ſich denken kann. Vielleicht hat ihn, außer der hergebrachten Verehrung für Catull und Martial, dieſe wunderliche Neigung zum Barocken mitverführt, aus lauter ganz anſtändigen Phraſen Vergils ein Hochzeitsgedicht (Cento nuptialis) zuſammenzuſtoppeln, das an Obſcönität mit den ſchmutzigſten Stücken jener beiden Dichter wetteifert. Auch in ſeinen Epigrammen findet ſich dieſe abſurde Künſtelei mit dem kraſſeſten Schmutz beiſammen.

Nicht nur das längſte, ſondern auch das bedeutendſte und anſprechendſte Werk des Auſonius iſt das Gedicht, das er wohl in der erſten Zeit ſeines Trierer Aufenthalts auf die Moſel verfaßt hat — Mosella — das erſte Moſellied. Er hebt mit einer kurzen Skizze ſeiner Fahrt an. An der „nebligen" Nahe gefiel es ihm nicht. Bei Bernkaſtel wurde es ſchon etwas beſſer. Bei Neumagen ging ihm vollends das Herz auf.

Lieblich erinnerte mich an die Pracht der ſtrahlenden Heimat,
An Bordeaux, was rings dem forſchenden Blicke ſich darbot:
Hoch am Uferrand die Giebel der ragenden Villen,
Grün von Rebenlaub die Hügel und murmelnd vorüber
Rauſchend der freundliche Strom, die hurtig fließende Moſel.

Sei mir gegrüßet, o Strom, an Land und Bewohnern ſo herrlich,
Welchem Hof und Palaſt des Kaiſers die Belgier danken,
Strom, am Hügelrand mit duftenden Reben beſtanden,
Strom, vom reizenden Grün der herrlichſten Wieſen umſäumet,
Schiffbar wie das Meer, flußgleich hinwälzend die Fluthen,
Hurtig, und hell wie ein See mit klar durchſichtigem Spiegel,
Bächen auch kommſt du gleich mit deinen ſprudelnden Wellen,
Und dein kühles Naß iſt friſchen Quellen vergleichbar,
Alles vereinſt du in dir, was Quellen, Bäche und Flüſſe,
Seen und ſelbſt das Meer, in Fluth und Ebbe ſich wandelnd.
Freundlich rinnſt du dahin, haſt nicht mit brauſenden Winden,
Nicht vom kämpfenden Stoß verborgener Klippen zu leiden,
Nicht zwingt ſeichterer Grund, den raſchen Lauf zu beeilen,
Noch drängt trennendes Land ſich zwiſchen den fließenden Spiegel
Und bedroht deinen Namen, indem eine Inſel den Fluß theilt.

Ein tiefes Naturgefühl und gute Beobachtung vereint ſich in der Schilderung des Abends:

O welch ein köſtliches Bild, wenn die dunkelnden Hügel ſich ſpiegeln
Unten im bläulichen Fluß, die Tiefe des Betts ſich belaubet
Und der ganze Strom ſich ſchmückt mit Rebengeländen!
O welch farbige Pracht, wenn Heſper verlängert die Schatten
Und in ein grünes Geländ' verwandelt die liebliche Moſel!
Schwimmend kräuſeln ſich dann die Hügel, es zittert des Weinlaubs
Spiegelbild, und es ſchwillt der Trauben Laſt in den Wogen.
Und es zählet getäuſcht der Schiffer die grünenden Stöcke,
Der auf der Fläche dahinſchwebt in dem winzigen Nachen,
Mitten wo ſich das Bild der Hügel vereint mit dem Strome,
Und wo die Grenze des Stromes zerfließt in die ſpielenden Schatten.

Die Beſchreibung iſt oft zu künſtlich und holt zu breit aus, um überall zu feſſeln. Bald werden in langer Reihe die Fiſche der Moſel aufgezählt und einzelne geſchildert, wozu ſchon Symmachus die Bemerkung machte: „Ich war doch oft bei dir zu Tiſch, und obwohl ich das meiſte andere bewunderte, was damals im Prätorium aufgetragen wurde, habe ich doch dieſe Art Fiſche nie wahrgenommen. Wann ſind dir dieſe Fiſche in deinem Buch geboren worden, die ſich auf den Schüſſeln nicht fanden?“

Nach klaſſiſchen Reminiscenzen wird darauf das Flußthal weiter gezeichnet und mit griechiſchen, thraciſchen und aquitaniſchen Landſchaften verglichen. Dann wird von den Faunen, Satyrn und Najaden erzählt, wie ſie die Schulpoeſie in allen Flüſſen, Seen und Meeren wiederfand, von dem Leben und Treiben der Schiffer, vom Fiſchfang, aber wieder mit gelehrten Verbrämungen und Vergleichen, die ſich bis nach Aſien und Aegypten verſteigen. Schließlich kommt der Dichter auch wieder auf ſich zurück, ſeine Abſtammung, ſeine Studien, ſeine Würden und ſein Conſulat. Die weitere Schilderung von Land und Leuten, Städten und Burgen verſpricht er zwar, hat aber das Verſprochene nicht eingelöſt. Und ſo läßt ſich aus ſeinem Moſelgedicht kein deutliches Bild von dem damaligen Trier und ſeiner Kaiſerpfalz gewinnen.

Von den „Epiſteln“ des Auſonius iſt nur ein kleiner Theil erhalten, ein paar Familienbriefe an ſeinen Vater und an ſeinen Sohn Heſperius, einige an den Dichter Theon, ſieben an den Rhetor Axius Paulus, einen ſeiner intimern Freunde, andere an den Dichter Tetradius, an den Praefectus praetorio Probus und an Symmachus. All dieſe Briefe zeugen von großer Beleſenheit in den alten klaſſiſchen Schriftſtellern, von einem feinen Formgefühl für Ausdruck und Metrik, von einem gewiſſen poetiſchen Gefühl; aber viel Poeſie enthalten ſie nicht. Am meiſten Intereſſe haben noch die ſieben Epiſteln an ſeinen Schüler Paulinus, aber wieder nicht wegen ihres Inhalts, ſondern mehr wegen des Gegenſatzes, in welchem Paulinus zu ihm ſteht.

4.

Meropius Pontius Anicius Paulinus war zu Bordeaux im Jahre 353 geboren mithin ſechs Jahre älter als der Cäſar Gratian, 43 Jahre jünger als Auſonius. Seine Familie gehörte nach dem Zeugniß des hl. Ambroſius zu den vornehmſten von ganz Aquitanien; Baronius vermuthet ſogar, daß ſie von der römiſchen Familie der Anicier abzuleiten ſei. Auſonius ſtand wohl ſchon in den Fünfzigen und war längſt der gefeiertſte Rhetor zu Bordeaux, als ihm der geweckte Knabe zur Erziehung übergeben wurde. Er wandte ihm die Liebe und Sorge eines Vaters zu und behielt ihn in treueſtem Andenken, als die Berufung zum Prinzenerzieher ihn (um 365) nach Trier führte. Paulinus ſchreibt ihm ſeine ganze Bildung und ſeine raſche Beförderung zu, und das wäre nicht möglich, wenn ſie nicht auch fürder in lebhaftem geiſtigen Verkehr geblieben wären. Sicher iſt, daß er ſchon ein Jahr vor Auſonius, 378, im Alter von erſt 25 Jahren, mit der Würde eines Conſuls bekleidet wurde, und zwar auf Betreiben des Auſonius, durch die Gunſt des jungen Kaiſers, deſſen Vater Valentinian I. 375 das Zeitliche geſegnet hatte.

Paulino Ausonius. Metrum sic suasit, ut esses
Tu prior, et nomen praegrederere meum,
Quamquam et Fastorum titulo prior, et tua Romae
Praecessit nostrum sella curulis ebur.

Daß Paulinus wirklicher Conſul war und die Gerichtsbarkeit eines ſolchen beſaß, geht klar aus einem ſeiner Gedichte an den hl. Felix von Nola hervor:

Te duce, fascigerum gessi primaevus honorem
Teque meam moderante manum, servante salutem,
Purus ab humanae caedis discrimine mansi.

Nach Ablauf ſeines Conſulatsjahres kehrte er in die Heimat zurück und von da nach Spanien, wo er an der Chriſtin Therasia eine mit allen Tugenden geſchmückte Gattin fand. Er ſelbſt verſchob noch den Empfang der heiligen Taufe und empfing dieſelbe erſt im Jahr 389 von dem Biſchof Delphinus in Bordeaux. Inzwiſchen ſcheint er ſeine literariſchen Studien fortgeſetzt und gelegentlich auch etwas gedichtet zu haben. Er brachte unter andern Senecas drei Bücher „Von den Königen“ in Verſe und wurde dafür von Auſonius höchlich belobt. Indeſſen

führte der Tod eines Bruders ſchwere Wirrſale über ihn herein. Wie er in einem Gedichte an den hl. Felix erzählt, wurde er fälſchlich als Brudermörder angeklagt und in einen Proceß verwickelt, der ihn zuletzt ſelbſt mit dem Tode bedrohte, und er ſchreibt es nur der Fürbitte des Heiligen zu, daß ſein väterliches Erbgut aus den Klauen des Fiscus, ſein Leben aus der drohenden Gefahr errettet wurde. Dieſe Erfahrungen aber wie die Mahnungen ſeiner frommen Gattin führten ihn zu einer ernſten Einkehr in ſich ſelbſt, und nach dem Empfang der heiligen Taufe reifte in ihm der Gedanke, ſich gänzlich von der Welt zurückzuziehen. Im Jahre 390 begab er ſich vorläufig mit ſeiner Frau nach Spanien, wo er ebenfalls begütert war, und lebte hier, wie es ſcheint, die nächſten vier Jahre bereits in einer Art religiöſer Zurückgezogenheit.

Sein greiſer Lehrer Auſonius, nunmehr ein Achtziger, aber noch immer ein behäbiges, vergnügtes Weltkind, ſchrieb um dieſe Zeit viermal an ihn; doch einer ſeiner Briefe ging verloren, die drei andern langten erſt verſpätet zuſammen an und trafen Paulinus in einer ganz andern Geiſtesverfaſſung, als ſie der eitle, lebensluſtige Rhetor früher an ſeinem Schüler gewohnt war. Paulinus antwortete ihm:

Viermal kehrte zurück geplagten Schnittern der Sommer,
Viermal ſchimmernd in Reif ſtarrte der Winter von Froſt,
Seit kein Wort, kein Laut aus deinem Mund mich erfreute,
Keine Zeile von dir ſpendete Freundesbericht,
Bis zuletzt dein Brief voll glückverheißender Botſchaft
Hat das entbehrte Geſchenk mir um ſo reicher gebracht.
Denn drei Briefe zugleich entfalteten bunt ihre Blüthe,
Und ein jeder der drei war ein melodiſcher Sang.
Süßes hatte gemiſcht und Bittres mit allerlei Klagen,
Tadel und ängſtliche Furcht ſorgliche Liebe und Huld.
Aber die Güte des Vaters ging mehr mir zu Herzen als alle
Strenge des Richters; was herb, ward durch das Süße mir mild.
Doch davon ſpäter, nicht jetzt; ich werd' im heroiſchen Versmaß
Mich vertheidigen noch feierlich, wie ſich's gebührt.
Leichter indeſſen voraus laſſ' ich hinhüpfen die Jamben,
Daß ſie in richtigem Tact führen das Wechſelgeſpräch.
Im elegiſchen Maß noch laß mich herzlich dich grüßen,
Wie ſchon oft zum Beginn: alsdann ſei deſſen genug!

Wie? Vater! Soll den abgedankten Muſen ich
Von neuem weihen meinen Dienſt? —
Nicht den Camönen, nicht Apoll ſchlägt mehr das Herz,
Das einmal Chriſtus ſich geweiht.

Einſt haben gleichen Eifers, doch nicht gleich an Kraft,
Wir eins gemeinſam angeſtrebt,
Phöbus in Delphis heil'ger Grotte aufgeweckt,
Der Muſen Gottheit anerkannt,
Der Redekunſt Geſchenke, die uns Gott verliehn,
Von Hainen, Bergen uns erfleht.

Jetzt treibt die Seele höh're Kraft, ein größ'rer Gott,
Und fordert andern Brauch von uns.
Die Gaben, die er uns geſchenkt, heiſcht er zurück,
Auf daß dem Vater leben wir.
Verboten iſt uns eitle Muße, eitle That
Und leerer Fabeln eitler Sang,
Auf daß wir ſein Geſetz erfüllen ganz und treu
Und ſchauen ſeiner Wahrheit Licht,
Das ſchlauer Philoſophenwitz, Rhetorenkunſt
Und Dichterphantaſie umwölkt.
Sie füllen nur mit eitlem Tand und Trug das Herz,
Sie bilden nur die Zunge aus;
Sie bringen nichts, was wahres Heil verleiht,
Noch was die Wahrheit uns enthüllt.
Wie ſollten ſie beſitzen, was da wahr und gut,
Die nicht der Fülle Kern erfaßt,
Des Wahren, Guten Born und Urquell: Gott,
Den keiner außer Chriſtus ſchaut!
Er iſt der Wahrheit Licht, des Lebens Weg,
Des Vaters Geiſt, Arm, Kraft, Gewalt,
Des Rechtes Sonne, der Gottheit Blüthe, des Guten Quell,
Der Weltenſchöpfer, Gottes Sohn,
Der Sterblichen Leben und des Todes Untergang,
Der Meiſter, der uns Tugend lehrt;
Er, unſer Gott und unſertwillen Menſch zugleich,
Er zog ſich aus und zog uns an,
Und zwiſchen Gott und Menſch, geſellend beiden ſich,
Schloß er den ew'gen Freundſchaftsbund.
Wenn er einmal in unſer Innerſtes
Läßt flammend ſtrahlen ſeinen Glanz,
Nimmt er des matten Leibs Gebrechen fort von uns,
Gibt neue Jugendkraft dem Geiſt,
Erſchöpfet, was an keuſcher Freude jemals nur
Uns hat erhoben und entzückt.
Drum fordert er mit vollem Herrſcherrecht auch ganz
Das Herz von uns und Mund und Zeit.
Ihm gelte Denken, Glauben, Leſen und Verſtehn,
Ihm Furcht und Liebe: ſo will er's.
Den eiteln Drang, der auf des Erdenlebens Bahn
Uns voller Mühſal treibt voran,
Verſcheucht der Glaube an die ſel'ge Ewigkeit,
Der nicht als weltlich und gering
Der Erde Güter wegwirft, als veracht' er ſie,
Vielmehr in Chriſti Gotteshand
Sie als viel theurer für den Himmel übergibt,
Der reichſten Lohn dafür verheißt,
Der das Verſchmähte nimmt als Hinterlage auf
Und mit den größten Zinſen mehrt.

Er trügt uns nicht. Was ihm als Schuldner anvertraut,
Gibt reichlich er gemehrt zurück;
Freigebig wie nur Gott erſtattet er das Gold,
Das du verſchmäht, mit Wucherzins. —
O klage nicht, ich ſei jetzt ſäumig und verkehrt,
Sei nimmer treu der Frömmigkeit:
Wie kann's den Chriſten fehlen je an Frömmigkeit?
Denn gegenſeitig ſchließt ſich's ein:
Fromm ſein heißt chriſtlich ſein, und unfromm ſein
Der Herrſchaft Chriſti ſich entziehn.
Da dieſer Lehr' ich huldige, wie könnt' ich nun
Unfromm ſein, Vater, gegen dich,
Dem ich das Heiligſte an Namen, Pflicht und Recht
Verdanke ja nach Gottes Rath?
Dir dank' ich Bildung, Würde und Gelehrſamkeit,
Des Ruhms, des Amts, der Zunge Schmuck,
Von dir begünſtigt, aufgezogen und belehrt,
Mein Gönner, Meiſter, Vater, dir!
Doch daß ſo lange fern ich weile, klageſt du
Und zürnſt mir mit der Liebe Groll.
Nun, ſei es nützlich, nöthig oder frei beliebt,
In jedem Fall iſt klein die Schuld.
Verzeih dem Liebenden, ſuch' ich das, was mir frommt,
Und freu dich, leb' ich, wie mir's paßt!

Nun geht der Brief, wie früher angekündigt, ins heroiſche Versmaß über und widerlegt in 228 Hexametern mehr die einzelnen Vorwürfe, welche Auſonius gegen die neue Lebensweiſe des Freundes und ſeine Trennung von ihm und der Heimat geltend gemacht hatte. Auf die liebenswürdigſte Weiſe ſucht Paulinus in dem greiſen Lehrer dieſelben religiöſen Anſchauungen zu erwecken, die ihn ſelbſt nunmehr beſeelen. Er weiſt ihn von den Muſen und den Träumereien der antiken Poeſie auf Gott, ſeine Macht, Schönheit und Herrlichkeit, auf das künftige Leben, auf das ernſte Gericht, das unſer harrt, auf die Nothwendigkeit, ſich auf die Ankunft Chriſti vorzubereiten. Er hätte den ehrwürdigen Greis, der dem Grabe ſchon ſo nahe ſtand, nicht ſchöner und freundlicher zu einem wahrhaft chriſtlichen Lebensende in die richtige Stimmung verſetzen können, als es hier geſchieht.

Als Auſonius ſich damit nicht zufrieden gab, ſondern den Freund ſelbſt zurückforderte und mit neuen, faſt etwas bittern Vorwürfen beſtürmte, kam Paulinus auf die frühern religiöſen Ausführungen nicht mehr zurück, verſicherte ihn aber um ſo inniger ſeiner unwandelbaren Dankbarkeit, Liebe und Treue, die ihn nicht nur durch ſein übriges Pilgerleben hienieden, ſondern weit über das Grab hinaus begleiten werden.

Ich werde dich durch alle Zeit, die Sterblichen
Vergönnt und zugemeſſen iſt,
Solang des ird'ſchen Leibes Hülle mich umfängt,
In jedem Erdtheil wiederſehn,

Nicht weit von dieſem Erdtheil, noch dem Auge fern,
In meinen Fibern halt' ich dich,
Im Herzen ſchau' ich dich, umfang' dich treuen Sinns,
Mir gegenwärtig überall.
Und wenn ich, aus des Leibes Kerker einſt befreit,
Von dieſer Erde bin entſchwebt,
Auf welchen Stern mich unſer Vater auch verſetzt,
Bewahr' ich dich in meinem Geiſt,
Und mag der Tod mich löſen auch von meinem Leib,
Von deiner Liebe nimmermehr.
Denn, da die Seele, die von himmliſchem Geſchlecht,
Der Glieder Sinken überlebt,
Muß ihre Neigung und Empfindung ſie zugleich
Feſthalten mit dem Lebenshauch;
Wie ſie nicht ſterben kann, ſo auch vergeſſen nicht,
Lebendig ſtets und eingedenk.

Dieſes letzte Gedicht ſtammt aus dem Jahre 393. Es war der Abſchiedsgruß des Schülers an ſeinen Lehrer, den er hienieden nicht mehr ſehen ſollte. Auſonius ſtarb vermuthlich in einem der nächſten Jahre. Noch in demſelben Jahre aber empfing Paulinus, nach langem Widerſtreben, durch den Biſchof Lampius zu Barcelona die heilige Prieſterweihe. Es war indes ſeines Bleibens in Spanien nicht. Schon in ſeinen Knabenjahren war er einmal nach Nola in Campanien gekommen. Nach Ablauf ſeines Conſulats beſuchte er die Stadt wieder; wie Muratori annimmt, zeitweilig als Conſular mit der Verwaltung Campaniens betraut. Die Wunder, die ſich damals am Grabe des hl. Felix ereigneten, erregten ſeine Aufmerkſamkeit und weckten in ihm eine beſondere Andacht zu dieſem Heiligen, den er fortan als ſeinen beſondern Schutzheiligen verehrte. Er ließ einen prächtigen Weg zu der Kirche anlegen, wo deſſen Gebeine ruhten, und neben derſelben ein ſtattliches Haus für Pilger und Kranke errichten. Nachdem er aber Prieſter geworden, beſchloß er, ſich mit Therasia für immer an jener ehrwürdigen Stätte niederzulaſſen. Er verkaufte alle ſeine Güter in Gallien und Spanien, vertheilte alle ſeine Habe an die Armen, zog 394 nach Nola und führte daſelbſt ein zurückgezogenes, klöſterliches Leben. In Gallien mit Sulpicius Severus, dem Lebensbeſchreiber des hl. Martinus, in Mailand mit dem hl. Ambroſius bekannt geworden, trat er von Nola aus auch mit den hll. Auguſtin und Hieronymus und andern hervorragenden Männern der Kirche in Verkehr. Er nahm das früher vernachläſſigte Studium des Griechiſchen wieder auf, um die Werke des hl. Clemens ins Lateiniſche zu überſetzen. Er verlegte ſich auch mit größtem Eifer auf das Studium der Heiligen Schrift. Als 409 der Biſchofsſtuhl zu Nola durch Tod erledigt war, wurde er zum Biſchof dieſer Kirche erhoben und verwaltete dieſes Amt in ſegensreichſter Weiſe, hervorleuchtend beſonders durch Liebe und Barmherzigkeit, bis zu ſeinem Tode im Jahre 431.

Der Poeſie iſt Paulinus auch als Prieſter nicht abtrünnig geworden. Bis zu ſeiner Erhebung zum Biſchof verfaßte er alljährlich auf das Feſt des hl. Felix ein meiſt längeres Gedicht, worin er zunächſt Leben, Thaten und Wunder ſeines

Schutzheiligen beſang, dann aber auch weiter ausholte und die mannigfaltigſten religiöſen und poetiſchen Motive mit hereinzog. Seine Dichtung gewann damit einen ebenſo concreten und localen als fruchtbaren Stützpunkt, und zwar durchaus nicht zufällig. Wie er ſelbſt in einem dieſer Gedichte ſehr ſchön ausführte, verkörperte ſich in den Gräbern der Martyrer und Heiligen zumeiſt der großartige Sieg, welchen die Lehre des Kreuzes über die Mächte des Abgrunds davongetragen. Wie das Blut Cyprians dem chriſtlichen Karthago ſeine Blüthe verliehen und den öden Sand Libyens befruchtet, ſo ward das campaniſche Nola, früher ein Sitz des ſchändlichſten Venus- und Bacchusdienſtes, durch das Wirken des hl. Felix von der finſtern Macht der Dämonen befreit. Die epiſchen Theile dieſer Feſtgedichte ſind ſehr lebendig und anſchaulich, die lyriſchen voll echter, ungekünſtelter Begeiſterung. In drei ſchwungvollen Pſalmenparaphraſen eröffnet Paulinus dieſe Art der Dichtung, welche von da ab die ausgedehnteſte Pflege fand. In dem Hochzeitsgedicht auf Julianus und Ja ſtellte er dem unwürdigen Cento nuptialis des Auſonius eine Dichtung gegenüber, welche die Würde und Weihe der chriſtlichen Ehe in den zarteſten Accorden verherrlicht. Das Abſchiedsgedicht an den Dacierbiſchof Nicetas beſingt in gewandten ſapphiſchen Strophen das chriſtliche Miſſionswerk. Ein Lehrgedicht an Jovius widerlegt beredt die falſchen Vorſtellungen vom heidniſchen Schickſal. Das Troſtgedicht an die Eltern des verſtorbenen Knaben Celſus bekennt in erhabenem Schwung den Glauben an die Auferſtehung.

An Vertrautheit mit den Klaſſikern, beſonders Vergil und Horaz, kommt Paulinus ſeinem Lehrer Auſonius zum wenigſten gleich, an Gewandtheit in Sprache und Ausdruck erreicht er ihn meiſt, an eigentlichem poetiſchen Geiſt und Schönheitsgefühl übertrifft er ihn bei weitem. Er hat die antiken Versformen (Hexameter, Diſtichon, Epoden, ſapphiſche Strophe) wirklich gewandt und lebendig mit dem neuen chriſtlichen Stoff durchdrungen und beſeelt. Von der Breite und Weitſchweifigkeit, welche die ganze rhetoriſche Bildung jener Zeit beherrſchte, vermochte freilich auch er ſich nicht loszumachen. Die meiſten ſeiner Gedichte entbehren darum der vollen künſtleriſchen Einheit und Abrundung. Aber ſie ſind reich an den ſchönſten Ideen und Gefühlen, und mit Recht ſagt Buſe:

„Zum erſtenmal hatten Heidenthum und chriſtlicher Glaube, der Geiſt der Welt mit dem Geiſte Chriſti in den bevorzugteſten Männern der Zeit auf dem Felde der Poeſie ſich gemeſſen. Und wenn auch, was Kunſt und Gefeiltheit der Sprache angeht, der Rhetor Auſonius den Vorzug verdienen mag, ſo gibt doch die Wahrheit und Größe der Gedanken, die dem Chriſtenthum eigenthümliche Zartheit uud der Reichthum der Empfindungen, endlich der milde und weiche Fluß der Darſtellung, der in den dazwiſchen geſtreuten Sentenzen ſeine Kraft erhält, nuläugbar dem Paulin die Palme des Sieges.“

A. Baumgartner S. J.

Recenſionen.

Korveier Studien. Quellenkritiſche Unterſuchungen zur Karolinger-Geſchichte. Von Profeſſor Dr. **Georg Hüffer** in München. gr. 8°. (X u. 232 S.) Münſter i. W., Aſchendorff, 1898. Preis *M.* 5.

Zwei anziehende Mönchsgeſtalten aus Corveys Heldenzeitalter führen ein in dieſe hochintereſſanten Unterſuchungen über Geſchichtſchreibung und Geſchehniſſe der Karolingerzeit. Gerold, der letzte des Adaling-Geſchlechts, das ſeit alter Zeit auf Godelheim geſeſſen, hatte noch die Tage des großen Karl geſehen. Kapellan am Hofe Ludwigs des Frommen und Archidiaconus sacri palatii, hatte dieſer Sproß aus altem Sachſenſtamme den chriſtlichen Glauben wie die vom Frankenreiche her ſich verbreitende römiſche Bildung in vollen Strömen in ſich aufgenommen. Naher Freund eines Rhabanus Maurus und eines Hilduin von St.-Denis, Kenner und Liebhaber der klaſſiſchen Literatur und Sammler koſtbarer Bücherſchätze, zählte er zu den auserwählteſten Geiſtern der karolingiſchen Blüthezeit. Da erkor er ſich, bereits in gereiſten Mannesjahren, das ſtille Corvey als Stätte ſeines Wirkens. Um 847 war es, daß er ſein reiches Erbe wie ſeine werthvolle Bücherei dem noch jungen und armen Corveyer Gotteshauſe zu St. Stephan und Veit zum Geſchenke brachte. Von dieſen Büchern kennt und beſitzt man heute noch zwei: es iſt eine Handſchrift der Briefe des jüngern Plinius und eine andere der Annalen des Tacitus, welche durch merkwürdige Fügung um 1517 in die Hände jenes großen Förderers der Geiſtesbildung auf St. Peters Thron, Leos X., gelangen ſollten. So allein wurden die fünf erſten Bücher der Annalen des Tacitus für die Welt gerettet.

Noch etwa 30 Jahre des Wirkens ſollten dem fleißigen Mönche in Corvey vergönnt ſein, dürftig vielleicht an äußerem Glanz, aber um ſo reicher an wirklicher Fruchtbarkeit. Es war das Wirken des Lehrers und Bildners. Der dankbare Schüler, der ihm die Grabſchrift geſetzt, feiert die reichen Schenkungen, durch welche Gerold den Glanz des Kloſters gehoben, aber mehr noch die Lehrthätigkeit, durch welche er das Kloſter beglückt habe.

Dieſer Schüler, der Mönch Agius, gleich jenem aus edlem Sachſengeſchlecht, gleich ihm um 847 der Kloſtergemeinde beigezählt, iſt des Lehrers ſchönſtes Ehrendenkmal geworden. Etwa um 830 geboren, muß er in jungen Jahren ins Kloſter gekommen ſein. Was er unter Gerolds Leitung gewann, war eine für jene Zeit reiche Kenntniß der Schrift wie der Literatur, aber auch eine für uns noch be-

deutſame Befähigung als Geſchichtſchreiber. Auch Gerold war Geſchichtſchreiber geweſen. Von den Reichsannalen, welche Karls d. Gr. Liebling Einhard, einſetzend um das Jahr 741, bis 820 weitergeführt und Hilduin dann bis Ende 829 fortgeſetzt hatte, exiſtirt eine auch ſachlich bedeutſame Umarbeitung über den Zeitraum 741 bis 802; es ſind die fälſchlich ſogen. Annales Einhardi. Bislang war ihr Verfaſſer nicht gekannt. Aber von einem Sachſen müſſen ſie geſchrieben ſein, und zwar einem, der genau in den Lebensverhältniſſen ſich befunden hat, wie ſie bei Gerold ſich nachweiſen laſſen. Hüffer erbringt mit hoher Wahrſcheinlichkeit den Beweis, daß Gerold der wahre Verfaſſer iſt.

Gerolds Schüler Agius, dem Hüffer ſein Bürgerrecht im ſtillen Kloſter an der Weſer erſt wieder verſchaffen mußte, ſtammt aus der Gegend von Paderborn und iſt der erſte Geſchichtſchreiber des Paderborner Landes. Auf Bitten des dortigen Biſchofs Biſo hat er die Uebertragung der Reliquien des hl. Liborius um 890 durch eine Schrift verherrlicht. Seinen ſchriftſtelleriſchen Ruf aber hatte Agius ſchon 875 begründet durch die ſchöne Lebensbeſchreibung Hathumads († 874), der erſten Aebtiſſin von Gandersheim, in deren Kloſter er öfter als Arzt gekommen, und mit welcher eine edle Seelenfreundſchaft ihn verband. In Agius endlich erkennt Hüffer auch den Poeta Saxo, und dieſer iſt nun endlich in ſeinen wirklichen Lebensverhältniſſen als der 891 aus dem Leben geſchiedene Corveyer Mönch mit Sicherheit nachgewieſen.

Wenig indes würde das alte Corvey kennen, wer mit einem Blick auf ſeine Bücherſchätze, ſeine Kloſterſchule und ſeine gelehrten Mönche ſich begnügen wollte. Dieſes ſtille Gotteshaus an der Weſer ſchließt in ſich ein gut Stück Geſchichte des ganzen Sachſenlandes. So kommt es, daß auch den Werken ſeiner Geſchichtſchreiber nicht eingehend nachgeforſcht werden kann, ohne daß der Blick ſich erweitern müßte auf die ganze Kette der Ereigniſſe in jenen blutigen Tagen. Eine Glanzſtelle im Gedichte des Poeta Saxo auf die Thaten Karls d. Gr., wo der Dichter in 47 Hexametern den Friedenstag von Salz beſingt, welcher dem Sachſenvolk ſein altes Recht verbürgt und mit dem Frieden die Segnungen des Chriſtenthums geſichert habe, wird für Hüffer der Ausgangspunkt zu einer überaus ſchwierigen, aber lohnenden Unterſuchung. Der Friede von Salz, von der kritiſchen Forſchung bis dahin als Fabel verlacht, wird von Hüffer als Thatſache nachgewieſen. Von dieſem Angelpunkte ausgehend, weiß er dann die ganze älteſte Geſchichte der weſtfäliſchen Kirche auf neuen Fundamenten aufzubauen. Seine Ausführungen ſind von großer Bedeutung, dabei das Muſter einer „eindringenden, doch ſchonenden Kritik, wie ſie methodiſche Pflicht iſt", jener wahren conſervativen Kritik, welche die Schärfe der kritiſchen Sonde gebraucht, nicht um zu zerſetzen und zu negiren, ſondern um echtes, wetterbeſtändiges Material zu gewinnen zu feſterem Aufbau. Es iſt lohnend, die Grundriſſe der kirchlichen Entwicklung des Sachſenlandes nach dem Ergebniß dieſer Unterſuchungen ſich vorzuführen.

Karls d. Gr. erſter Sachſenzug 772, bei welchem die Eresburg zerſtört und eine Anzahl Geiſeln mit fortgeführt wurden, geht über die Bedeutung einer Strafexpedition nicht hinaus, mag er auch mit Rückſicht auf die ſpätern Züge als eine Art von Vorbereitung und Aufklärungsverſuch erſcheinen. Bei Karls

Aufenthalt in Rom zu Ostern 774 bildete die Bekehrung des wilden Sachsenvolkes den Gegenstand der Unterredung mit dem Papste. Am Ostermontag in St. Peter machte der Besieger der Longobarden das feierliche Gelübde, im Lande der Sachsen dem Apostelfürsten ein Bisthum zu gründen. Zurückgekehrt, nahm er mit aller Kraft die Unterwerfung des unbändigen Nachbarvolkes in die Hand. Groß war der Erfolg, groß die Zahl der Besiegten, welche von seinen Missionären Lehre und Taufe empfingen. In anmuthiger Gegend, da wo heute die Stadt Osnabrück sich erhebt, ließ der Sieger das erste Christenkirchlein aus Holz aufrichten, dem hl. Petrus zu Ehren. Bischof Agilfrid von Lüttich weihte es noch 775. Das folgende Jahr sah neue Erhebung der Sachsen, aber auch neue Siege Karls. Im Sommer 777 tagte eine Reichsversammlung zu Paderborn und im Anschluß daran der Rath der Bischöfe, in ihrer Mitte Wilchrad von Sens, der Vicar des Papstes für das westfränkische Reich. Hier wurden für die kirchliche Organisation des Sachsenlandes feste Grundlagen vereinbart, das ganze Land in acht Sprengel eingetheilt, die einzelnen Sprengel aus Gauen zusammengesetzt, aber noch ohne Namen, da es an Städten, geschweige denn an Bischofssitzen bislang gebrach. Dieses Netz der parochiae episcopales, das von nun an über ganz Westfalen sich ausbreiten sollte, wurde in einem königlichen Capitulare bekannt gegeben und damit rechtsbeständig. Noch aber wurden den einzelnen Sprengeln dieses weiten Missionsgebietes nicht besondere Oberhirten vorgesetzt; der größere Theil war vorerst der Obsorge Sturmis, des heiligen Abtes von Fulda, zur Missionirung anvertraut.

Allein was jetzt rüstig geschaffen wurde, zerstörte schon bald wieder eine neue Erhebung. Sturmi selbst schied im December 779 aus dem Leben. Eine Neuordnung, wirksamer als bisher, wurde als nothwendig erkannt. Jeder Sprengel sollte seine besondere Oberleitung erhalten, aber noch nicht einen eigenen Bischof. Entweder sollte der Bischof einer Nachbardiöcese die Missionsleitung übernehmen oder ein tüchtiger Priester als Missionsoberer das Predigtwerk überwachen. Wie es scheint, erging hierüber, nach vorhergehender Verständigung mit dem König, in der ersten Hälfte 780 ein besonderes praeceptum des Papstes. Noch vor Ablauf des Sommers sammelten sich dann die Großen des Reiches um Karl zu einem Reichstag zu Lippspringe, unter ihnen Lul von Mainz. Es galt einen neuen Abschnitt in der kirchlichen Organisation Westfalens. Osnabrück erhielt einen eigenen Missionsobern, den Friesen Wiho, Bremen den Northumbrer Willehad, Alkuins Freund und Landsmann. Auch Minden wurde, wie es scheint, schon jetzt ein eigener Missionsoberer gesetzt. Münster und Verden verblieben noch unter Utrecht, Südwestsachsen unter Köln, Paderborn unter dem jungen Bisthum Würzburg, Halberstadt unter Hersfeld-Mainz; für Elze-Hildesheim verwischen sich noch die Spuren.

An der neugekräftigten Organisation rüttelten jedoch bald auch neue Stürme. Dem Theilaufstand von 782 folgte Karls blutiges Strafgericht, und dieses hinwieder entzündete den allgemeinen Aufstand der Sachsen und Ostfriesen. Mit dem Siege im Draingau 784 begann die Niederwerfung. Widukind und viele sächsische Edle nahmen 785 die Taufe; es war der Anfang zu einem ungetrübten

Frieden von ſieben Jahren. Karl hatte den ganzen Winter über im Sachſenland gelegen und auf der von ihm wieder erbauten Eresburg 785 Oſtern gefeiert. Hier ernannte er am 3. April den erſten Biſchof für Weſtfalen, Wiho von Osnabrück. Während des kurz darauf folgenden Reichstags zu Paderborn erhielt dieſer die biſchöfliche Weihe. Karl ſelbſt führte ihn in das Bisthum ein, wo am 20. Juni 785 die aus der Zerſtörung neu erſtandene Kirche geweiht und die von Soiſſons hergebrachten Reliquien der hll. Criſpin und Criſpinian feierlich beigeſetzt wurden.

In der Freude über die Bekehrung des wilden Heidenvolkes und auf des Königs Wunſch hatte der Papſt für den Juni 786 ein allgemeines Triduum in der Chriſtenheit ausgeſchrieben. An dem Tage, an welchem es ſchloß, dem Feſt des Apoſtelfürſten, dem 29. Juni, beſtellte Karl zu Mainz durch königliche Urkunde auf Alkuins Empfehlung den Northumbrer Suitbert (wohl zu unterſcheiden von dem viel ältern Suitbert von Kaiſerswerth) zum Miſſionsobern für den Sprengel von Verden und, wohl am gleichen Tage, den Kloſterabt Bernrad für den von Münſter. Anfangs 787 ging Liudger, vom König aus Italien zurückgerufen, gleichfalls als Leiter der Miſſion in die fünf, ſpäter mit Münſter vereinigten Frieſengaue. Einen wichtigern Markſtein verzeichnet noch das gleiche Jahr 785 am 13. Juli; an dieſem Tage wurde Willehad zum erſten Biſchof von Bremen geweiht. So war für Osnabrück und Bremen und wahrſcheinlich auch für Minden die kirchliche Entwicklung zur Reife gediehen, und alle drei Bisthümer verehrten St. Peter den Apoſtelfürſten als Patron.

Allein es fehlt viel, daß dieſe Entwicklung eine ungeſtörte geblieben wäre. Blutige Kriegszüge folgten fort und fort bis 799. Patto, der zweite Biſchof von Verden, ſtarb zurückgezogen in ſeiner odenwäldiſchen Abtei zu Amorbach; Erkambert von Minden verbrachte viele Zeit im Kloſter Fulda; Willehad von Bremen ſtarb im November 789 und blieb viele Jahre ohne Nachfolger. In Münſter übernahm 793 Liudger an des verſtorbenen Bernrad Stelle die Leitung; aber Paderborn blieb unter Würzburg, und für Halberſtadt wie Hildesheim fehlt jede Spur. Erſt im Sommer 798, während Karl ſiegreich zu Herſtelle lagert, wird Liudgers jüngerer Bruder Hildegrim zum Miſſionsobern von Halberſtadt ernannt und vom Kaiſer ſelbſt in Begleitung St. Liudgers in ſeinen Sprengel eingeführt. Aber annoch war dieſer ein unfruchtbares Erdreich; ſeit ſpäteſtens 804 waltet Hildegrim als Biſchof zu Chalons-ſur-Marne.]

Endlich waren aber auch die trotzigen Sachſen des Blutvergießens müde. Es kam zu einer friedlichen Verſtändigung. Karl ſicherte dem Volke die Beibehaltung ſeiner alten Rechtsgewohnheiten zu; das Sachſenrecht wurde ſchriftlich fixirt. Dafür unterwarfen ſie ſich ſeiner Herrſchaft und nahmen bereitwillig das Chriſtenthum an. Auf ſeiner Hofburg zu Salz unweit Neuſtadt an der fränkiſchen Saale verkündete Karl im Beiſein vieler edlen Sachſen um die Mitte Mai 803 die Lex Saxonum; den feierlichen Eingang derſelben bildete der in Form eines Capitulare gehaltene Text des Sachſenfriedens. Heute iſt dieſer Prolog der Lex Saxonum verloren; allein im alten Corvey fand er ſich, und er hat dem Poeta Saxo für den Bericht vom Salzer Frieden zur Vorlage gedient.

In Salz war es auch, bei diesem entscheidenden Staatsacte, daß die kirchliche Organisation des Sachsenlandes ihren Abschluß erreichte. Als 777 die Eintheilung in acht Sprengel erfolgte, war eine genaue Grenzumschreibung nicht möglich gewesen; man hatte mit Zuweisung einer Anzahl von Gauen sich begnügen müssen. Die Unbestimmtheit der Abgrenzung bildete aber auf die Dauer ein Hinderniß geordneter Verwaltung. Jetzt nach 26 Jahren und bei gesichertem Frieden erfolgte aufs neue eine Gesamtaction für die Kirche Sachsens, die endgiltige, nach Flüssen und Gebirgskämmen genau bestimmte Abgrenzung der kirchlichen Sprengel. Unter dem 15. Mai 803 wurden demgemäß acht Circumscriptionsdiplome für die acht Bisthümer ausgefertigt. Für Osnabrück, Bremen, Verden und Halberstadt ist es dem Scharfsinne Hüffers gelungen, dieselben noch nachzuweisen. Nun war die Kirche des Sachsenlandes lebensfähig geworden. Am 30. März 804 empfing Liudger von Münster die bischöfliche Weihe; 805 folgte Willerich für das langverwaiste Bremen, 806 Hathumar für Paderborn; um 809 kehrte Hildegrim mit Verzicht auf sein westfränkisches Bisthum nach Halberstadt zurück. Nur bei Hildesheim und einem neunten, gleichfalls von Karl bereits ins Auge gefaßten Bisthum für (das nordalbingische) Sachsen, dem Bisthum Hamburg, hat sich die Entwicklung bis in die Tage Ludwigs des Frommen hinein verzögert.

Den Dank für die Wohlthat christlicher Gesittung, welche der Tag von Salz gesichert, hat das alte Sachsen redlich erstattet. Als der größte der Sachsenherrscher, Otto I., im Begriffe stand, durch Niederwerfung der Ungarn auf dem Lechfeld 955 Karls d. Gr. Werk wieder neu erstehen zu machen, gelobte er, ähnlich wie einst der große Karl in Rom, als Siegesdank die Gründung eines Bisthums in der Ostmark Sachsens. Wie einst Karl seiner Heimat gethan, so wollte auch er die Slawenwelt an Elbe und Oder, welche sein Schwert bezwungen, dem Segen der Christengemeinschaft im Herzen gewinnen. Auch er wie Karl gründete an Stelle des einen, den er gelobt, im Lande der Jüten und Slawen acht bischöfliche Sprengel.

Dies alles sind Umrisse und Schlußergebnisse; sie vermögen nicht, dem Leser eine Vorstellung zu verschaffen von der scharfsinnigen Forschung, der Feinheit kritischer Kunst und dem umfassenden Wissen, welche aufgeboten werden mußten, um aus sprödem Material sie herauszuhauen. Der Verfasser hat das Meisterstück geleistet, aus einem verunechteten Bremer Diplom drei echte Stiftungsbriefe, zum guten Theile erhalten, wieder herauszufinden, ein gefälschtes Verdener Diplom in zwei echte Gründungsdiplome aufzulösen, in dem unechten Osnabrücker Ludwigsdiplom das echte Circumscriptionspräcept von 803 und Spuren der beiden ersten Stiftungsbriefe nachzuweisen und auch aus der Halberstadter Chronik die Bruchstücke des Circumscriptionsdiploms von 803 und des ältesten Stiftungsbriefes herauszulesen. Dabei macht der Verfasser über die Natur und Absicht solcher Verunechtungen (S. 151, Anm. 1, und S. 182, Anm. 2) überaus zutreffende Bemerkungen.

Wird Hüffers tief eindringenden Untersuchungen die Beachtung und unbefangene Nachprüfung zu theil, welche sie verdienen, so werden sie zweifelsohne

zum großen Theil ſich Zuſtimmung erzwingen, und dies würde einem völligen Neuaufbau der älteſten Kirchengeſchichte Weſtfalens gleichkommen. Eine Nachprüfung wird um ſo einladender gemacht, als für dieſe ſchwierigen, quellenkritiſchen Unterſuchungen eine Feinheit literariſchen Geſchmackes und ein Maß ſprachlicher Sorgfalt aufgewendet iſt, wie es ſich auch bei darſtellenden Werken hiſtoriſcher Art nur ſelten findet. So muß es ſelbſt dem Laien zum Vergnügen werden, den vielverſchlungenen Pfaden wiſſenſchaftlicher Forſchung zu folgen. Man darf dies wohl als ein äußeres Merkzeichen begrüßen, daß hier eine voll ausgereifte Frucht jahrelanger, liebevoll gepflegter Arbeit vorliegt. In der That findet ſich der Kritiker nur ſelten in der Lage, über eine neue literariſche Erſcheinung ſo uneingeſchränkt und ohne jeden Rückhalt ſeine Freude ausſprechen zu können, wie es bei dieſem Werke der Fall iſt.

Otto Pfülf S. J.

Die Metaphyſik als Wiſſenſchaft. Nachweis ihrer Exiſtenzberechtigung und Apologie einer überſinnlichen Weltanſchauung von Dr. **Matthias Kappes**, a. ö. Profeſſor der Philoſophie und Pädagogik an der k. Akademie zu Münſter i. W. gr. 8°. (60 S.) Münſter, Aſchendorff, 1898. Preis *M.* 1.50.

Dem Kampf gegen die Metaphyſik tritt man am erfolgreichſten durch ruhige und klare Darlegung der Begriffe entgegen. Das hat Dr. Kappes angeſtrebt, und es iſt ihm wohl gelungen. Er zeigt, wie der Unwille gegen die metaphyſiſche Wiſſenſchaft vielfach an eine falſche Definition anknüpft, und berichtigt die herrſchenden irrigen Vorſtellungen, indem er auf die ariſtoteliſche Begriffsbeſtimmung zurückgeht und ſie als die einzig richtige darthut.

Jetzt kann er auch leicht und ſchlagend beweiſen, daß kein Syſtem, auch nicht der Materialismus und der Monismus, ohne Metaphyſik durchkommt. Denn die Metaphyſik iſt eben nicht allein die Wiſſenſchaft von dem Tranſcendenten, ſondern die Wiſſenſchaft von den höchſten und letzten Gründen des Seins; jedes Syſtem muß aber von der Erfahrung ausgehen und an ihrer Hand dieſe Gründe irgendwie beſtimmen. Gut ſchildert hierauf der Herr Verfaſſer die traurigen Folgen der Metaphyſikſcheu für Wiſſen und Leben und beweiſt die Möglichkeit und Nothwendigkeit der Seinslehre durch eine Analyſe der Vernunft- und Willensanlagen im Menſchen, welche er unter dem Namen „metaphyſiſcher Trieb“ zuſammenfaßt.

Nunmehr ſchreitet er zur Beantwortung der Frage, auf welchem Wege ſich die Metaphyſik bewegen müſſe, um als wirkliche Wiſſenſchaft eine allſeits befriedigende Weltanſchauung begründen zu können. Verſchiedene Richtungen werden klar, wenn auch nur im Vorübergleiten, beleuchtet und an der Hand von Schriftſtellern der verſchiedenſten Meinungen als Irrpfade nachgewieſen. Das Ergebniß ſammelt ſich im Ruf: Zurück auf Ariſtoteles! Gerade hier hätten wir übrigens eine eingehendere Widerlegung des Neo-Kantianismus gewünſcht. Die anregende Broſchüre ſchließt mit einer Anpreiſung der allſeitigen Bedeutung der Philoſophie.

Dr. Kappes faßt ſeine Schrift auf als Einleitung zu einem größern metaphyſiſchen Werke. So erklären wir uns die Unvollſtändigkeit bei Aufzählung der

gegneriſchen Syſteme und die bündige, etwas fragmentariſche Widerlegung. Er ſetzt, wie es ſcheint, die Kenntniß der ganzen modernen Bewegung voraus und bietet eine orientirende Ueberſicht über die maßgebendſten Richtungen. So verſtehen wir auch, daß er ſeine eigene Auffaſſung nur andeutet und ihr Verhältniß zur neu-ſcholaſtiſchen Entwicklung weder näher beleuchtet noch durch Literaturnachweiſe documentirt. Immerhin wäre unter dieſen Umſtänden dem Untertitel der Schrift beſſer eine andere Faſſung gegeben worden.

Der Herr Verfaſſer verfügt über eine recht klare, durchſichtige Sprache, welche bei einem ſolchen Gegenſtand doppelt wohl thut. Er ſucht auch dem Leſer Ruhepunkte zu bieten und ſeine Phantaſie angenehm anzuregen durch paſſende Dichtercitate. Wir hätten ſie ſparſamer eingeſtreut; allein man darf um den Geſchmack nicht rechten. Geſchickt ſind auch aus den Schriften zahlreicher moderner Philoſophen Ausſprüche, welche die Meinungen des Herrn Verfaſſers ſtützen, in die Darſtellung verwoben. Freilich würde ein Leſer, welcher Pfleiderer, Schopenhauer u. a. nicht genauer kennt, nach den angeführten Stellen günſtiger über dieſe Denker urtheilen, als der Herr Verfaſſer es beabſichtigt.

Kräftige Unterſtützung ſeiner hübſchen Auseinanderſetzung hätte der Herr Verfaſſer auch gefunden in Merciers Origines de la psychologie contemporaine, in Ollé-Laprunnes La philosophie et le temps présent, in Carbonelles Confins de la science et de la philosophie und in Brauns Einleitung zur zweiten Auflage der Kosmogonie.

Stanislaus v. Dunin-Borkowski S. J.

Das Thier in der Philoſophie des Hermann Samuel Reimarus. Ein Beitrag zur Geſchichte der vergleichenden Pſychologie von Dr. phil. **Carl Chriſtoph Scherer.** 8°. (183 S.) Würzburg, Göbel, 1898. Preis *M.* 2.50.

Hermann Samuel Reimarus (1694—1768), gewöhnlich der ältere Reimarus genannt, zur Unterſcheidung von ſeinem Sohne Johann Albrecht Heinrich Reimarus, welcher die ſpätern Ausgaben der Werke des Vaters beſorgte, war Profeſſor am Johanneum zu Hamburg, wo er 40 Jahre lang als Lehrer der orientaliſchen Sprachen wirkte. In religiöſer Hinſicht zählte er leider zu jenen Freidenkern ſeiner Zeit, welche die chriſtliche Religion durch eine „reine Naturreligion" erſetzen wollten. Es ſind vornehmlich vier größere Schriften, die Reimarus der Nachwelt hinterlaſſen hat. Unter dieſen iſt die „Vernunftlehre" (1. Aufl. 1756) erkenntniß-theoretiſchen Inhalts. Die „Abhandlungen von den vornehmſten Wahrheiten der natürlichen Religion" (1. Aufl. 1754) ſuchten ein Syſtem der rein natürlichen Gotteserkenntniß und der aus ihr entſpringenden rein natürlichen Gottesverehrung zu begründen. Demſelben Zwecke diente auch ſeine „Schutzſchrift für die vernünftigen Verehrer Gottes", eine von heftigen Angriffen gegen die Offenbarungsreligion erfüllte Schrift; die berüchtigten „Wolfenbüttler Fragmente" ſtellen nur ein Bruchſtück derſelben dar. Erſt 1814 ward H. S. Reimarus von ſeinem Sohne als der wirkliche Verfaſſer jenes Werkes ausdrücklich bezeichnet, welches ihm den traurigen

Ruhm eines Vorkämpfers gegen das poſitive Chriſtenthum verſchaffte und ihm auch das Lob moderner Freidenker wie David Friedrich Strauß eintrug. Einen beſſer begründeten Ruhm erwarb ſich Reimarus durch ein anderes Werk, das leider unvollendet blieb. Es ſind dies die „Allgemeinen Betrachtungen über die Triebe der Thiere, hauptſächlich über ihre Kunſttriebe“ (1. Aufl. 1760). Hier zeigt ſich Reimarus als ein feiner Naturbeobachter und ſcharfſinniger Denker, der die Erſcheinungen des Thierlebens zu erforſchen und auf beſtimmte Geſetze zurückzuführen ſuchte. Seinem Zwecke nach ſteht auch dieſes Werk des Reimarus in innigem Zuſammenhang mit deſſen Anſchauungen über die natürliche Gotteserkenntniß; das Daſein eines perſönlichen, allweiſen und allgütigen Schöpfers nachzuweiſen, iſt der von Reimarus an mehreren Stellen ausdrücklich betonte Endzweck jener thierpſychologiſchen Studie; Ausfälle gegen das Chriſtenthum ſind in derſelben vermieden, abgeſehen von einer flüchtigen Bemerkung, daß man Gott durch Anerkennung ſeiner in den Geſchöpfen geoffenbarten Weisheit und Güte mehr verherrliche als durch Darbringung von Hekatomben. Damals mochte auch dieſes Werk jener freidenkeriſchen Richtung, welcher ſein Verfaſſer huldigte, einigermaßen Vorſchub leiſten; heute dagegen iſt die ganze Sachlage eine andere geworden. Die modernen Freidenker ſind weſentlich Atheiſten, wenngleich ſie ſich lieber „Moniſten“ nennen. Sie wollen von einem perſönlichen, allmächtigen und allweiſen Schöpfer ebenſo wenig wiſſen als von einem Gott, der ſich der Menſchheit auf wunderbare Weiſe geoffenbart hat. Allerdings gab es auch ſchon zu des Reimarus Zeiten namentlich unter den franzöſiſchen Naturaliſten nicht wenige, denen die theiſtiſche Weltauffaſſung bereits nicht mehr freiſinnig genug war, und die daher die Exiſtenz eines perſönlichen Gottes läugneten. Wie Reimarus über dieſe Klaſſe von Freidenkern dachte, zeigen folgende, auf de la Mettries kraſſen Materialismus bezügliche Worte: „Laſſet andere ſich über eine Welt ohne und wider die Betrachtung der weiſeſten Abſichten des Schöpfers auf die Lebendigen etwas in natürlichen Dingen zu wiſſen dünken: ihre Wiſſenſchaft wird gewiß entweder auf leere Einbildungen und Träume hinauslaufen oder wenigſtens zu ihrer innern Gemüthsberuhigung und Glückſeligkeit nichts beitragen. Laſſet ſie ſogar die Aufdeckung der göttlichen Wunder im Thierreich verächtlich und lächerlich zu machen ſuchen: ſie verrathen mehrentheils dadurch nur den letzten Verſuch einer ſchon verzweifelten Atheiſterei, welche der Schule, die ihnen dienſame und unwiderlegliche Lehren der Weisheit geben will, zu ihrem eigenen Verderben ſpottet“ (Abhandl. v. d. vorn. W. d. nat. Rel. 6. Aufl. S. 282. Vgl. Scherer S. 23).

Es iſt jedenfalls eine eigenthümliche Fügung des Schickſals oder richtiger der Vorſehung, daß derſelbe Mann, der einſt durch ſeine Anpreiſung der rein natürlichen Gotteserkenntniß die chriſtliche Offenbarung zu bekämpfen ſuchte, für ſpätere Zeiten zum Vertheidiger der chriſtlichen Weltanſchauung gegenüber dem Freidenkerthum geworden iſt. Es läßt ſich nicht läugnen, daß die Schrift des Reimarus über die vornehmſten Wahrheiten der natürlichen Religion ſowie ſeine ſpätere thierpſychologiſche Studie über die Kunſttriebe der Thiere auch einen apologetiſchen Werth beſitzen, den man gegenüber den moniſtiſch-atheiſtiſchen

Theorien der Gegenwart um ſo höher anſchlagen darf, da das letztgenannte Werk des Reimarus wegen ſeiner wiſſenſchaftlichen Tüchtigkeit ein hohes Anſehen unter den modernen Gegnern der chriſtlichen Weltauffaſſung genießt.

Schon wiederholt iſt von verſchiedenen Seiten die Aufmerkſamkeit auf die thierpſychologiſchen Studien des ältern Reimarus hingelenkt worden. Vertreter von diametral entgegengeſetzten philoſophiſchen Denkrichtungen glaubten in ihnen eine Beſtätigung ihrer eigenen Anſchauungen zu finden; alle aber waren darin einig, daß die „Allgemeinen Betrachtungen über die Triebe der Thiere, hauptſächlich über ihre Kunſttriebe“ auch noch für die Gegenwart einen hohen wiſſenſchaftlichen Werth beſitzen. Wilhelm Wundt hatte in der erſten Auflage ſeiner „Vorleſungen über die Menſchen- und Thierſeele“ (1863, S. 490) den ältern Reimarus als den „Begründer der heutigen Thierpſychologie“ bezeichnet. Allerdings verſtand er unter „heutiger“ Pſychologie nicht die ſogen. moderne (vulgäre) Thierpſychologie, welche das Thierleben willkürlich vermenſchlicht, ſondern vielmehr jene wiſſenſchaftliche Pſychologie, welche zur Erklärung der Erſcheinungen des Thierlebens keine höhern Factoren annimmt, als hierfür wirklich erforderlich ſind, und welche deshalb den Thieren keine Intelligenz zuerkennt. Aber nicht wenige moderne Pſychologen haben jener Bemerkung Wundts, welche ſie ohne nähere Prüfung acceptirten, einen irrthümlichen Sinn untergelegt und daher Reimarus für den Begründer der modernen Thierpſychologie erklärt. Dagegen wurde in unſerer Schrift „Inſtinct und Intelligenz im Thierreiche“ (Ergänzungshefte zu den Stimmen aus Maria-Laach, 69, S. 34 ff.) von uns der Nachweis erbracht, daß Reimarus nicht bloß nicht der Begründer, ſondern vielmehr ein entſchiedener Gegner jener das Thierleben vermenſchlichenden modernen Pſychologie ſei; ſeine thierpſychologiſchen Anſchauungen ſchließen ſich im weſentlichen denjenigen der ariſtoteliſch-ſcholaſtiſchen Philoſophie an und ſtellen vielfach eine folgerichtige Weiterentwicklung derſelben dar. Es war jedoch in jener Schrift nicht möglich geweſen, die Anſichten des Reimarus über Inſtinct und Intelligenz der Thiere eingehend zu behandeln. Dafür hat der Verfaſſer der vorliegenden Studie, Dr. Carl Chr. Scherer, die Thierpſychologie des Reimarus zum Gegenſtand einer ſorgfältigen Specialunterſuchung gemacht. Das Ergebniß derſelben verdient die Beachtung aller, die ſich für die Geſchichte der Thierpſychologie und insbeſondere für die Stellung des Reimarus zur ſogen. modernen Thierpſychologie intereſſiren.

In der Einleitung ſeiner Schrift gibt Scherer eine kurze Lebensſkizze des Reimarus und beſpricht deſſen wiſſenſchaftliche Bedeutung und Stellung. Dann behandelt er eingehend die Anſchauungen des Reimarus:

1. Ueber das Thier nach ſeiner metaphyſiſchen Seite (S. 13—47).
2. Ueber die Pſychologie des Thieres (S. 48—183).

1) Nach Reimarus iſt erſt das Thier ein lebendiger Organismus, während er die Pflanze für eine kunſtvolle organiſche Maſchine hält, deren Thätigkeit zwar über die Geſetze der anorganiſchen Materie hinausgehe, aber nicht von einem innern Thätigkeitsprincip (Lebensprincip) beſtimmt werde. Dieſer Auffaſſung der Pflanze entſpricht es, daß Reimarus auch die vegetativen Thätig-

keiten im Thiere und im Menſchen bloß auf einen complicirten Mechanismus zurückzuführen ſucht; erſt die pſychiſchen Thätigkeiten gelten ihm daher als eigentliche „Lebenshandlungen“. Seine Anſicht über das Weſen des thieriſchen Lebensprincips geht dahin, daß daſſelbe als einheitliches Princip der pſychiſchen Bethätigung eine einfache Subſtanz ſein müſſe. Dieſe Anſchauungen des Reimarus über das Weſen des Thieres ſind offenbar von der Carteſianiſchen Philoſophie beeinflußt. Die Seele des Menſchen und die des Thieres gilt ihm nicht, wie der ſcholaſtiſchen Philoſophie, als Weſensform des Körpers und als Princip des vegetativen Lebens, ſondern bloß als Princip der pſychiſchen Thätigkeiten, während das vegetative Leben auf einem ſelbſtändigen organiſchen Mechanismus beruht, der allerdings in inniger Wechſelbeziehung und Wechſelwirkung zu der Seele und ihren Thätigkeiten ſteht. Hierbei blieb ihm nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe das Räthſel ungelöſt, weshalb der Menſch durch ſein Selbſtbewußtſein nicht bloß ſeine Seele, ſondern auch ſeinen Leib zum eigenen „Ich“ rechnet, obwohl der Leib nur die Hülle und die Wohnung, aber keinen *ſubſtantiellen Beſtandtheil* jenes „Ich“ bildet. Dieſes Räthſel konnte eben nur durch die ſcholaſtiſche Auffaſſung der Seele als *ſubſtantieller Weſensform des ganzen Menſchen* befriedigend gelöſt werden.

Den Vorzug der *Geiſtigkeit* will Reimarus mit Recht nur der menſchlichen Seele zuerkennen, nicht der thieriſchen, da dieſe ſich in ihren Thätigkeiten nicht über die Sphäre des Grobſinnlichen zu erheben vermag. Nur der Menſch beſitzt nach Reimarus Vernunft und Sittlichkeit, das Thier nicht.

Auch über den *Urſprung* des Thieres hat Reimarus ſeine Anſichten geäußert. Er war ein entſchiedener Gegner der Urzeugung (generatio aequivoca), deren Unhaltbarkeit und endgiltige Widerlegung durch die moderne Forſchung er mit richtigem Inſtincte vorherſah, obwohl ſie damals noch in vielen Beobachtungen über die erſt kürzlich entdeckten mikroſkopiſchen Lebeweſen eine Stütze zu finden ſchien. Noch weit energiſcher erklärte ſich Reimarus gegen den Grundgedanken des Materialismus, der die ganze Welt mit ihrer wunderbaren Ordnung aus dem blinden Walten mechaniſcher Kräfte entſtehen läßt. Dieſe damals von dem „neuen Demetrius“ (de la Mettrie) mit großer Kühnheit verfochtene Weltanſchauung gilt ihm nur als ein unglückſeliger Rückfall in den flachen, geiſtloſen Materialismus eines Epikur und Lucrez. Reimarus würde ſich in dieſem ſeinem richtigen Urtheil wohl auch dann nicht haben beirren laſſen, wenn er vorhergeſehen hätte, daß man ein Jahrhundert ſpäter Epikur und Lucrez als geiſtige Väter der modernen darwiniſtiſchen Weltanſchauung feiern würde.

Reimarus war als ernſter Denker von der Wahrheit der teleologiſchen Weltanſchauung völlig durchdrungen. Sie iſt ihm der Leitſtern zum tiefern Verſtändniß ſämtlicher Naturerſcheinungen. Dieſe teleologiſche Weltanſchauung, die er von der ſcholaſtiſchen Philoſophie herübergenommen hatte, führte ihn denn auch in ſeiner Unterſuchung über die *Zweckbeſtimmung des Menſchen und des Thieres* zu faſt denſelben Anſchauungen, die von Thomas von Aquin und den andern großen Denkern des chriſtlichen Mittelalters vertreten worden waren. Der Zweck des thieriſchen Lebens iſt bloß das ſinnliche Wohlſein des Indi-

viduums, die Erhaltung der eigenen Art und die harmoniſch geordnete Wechſelwirkung der verſchiedenen Arten untereinander, wodurch das Gleichgewicht der Naturordnung aufrecht erhalten wird. Dagegen reicht die Zweckbeſtimmung des Menſchen weit hinaus über das irdiſche Leben und ſeine ſinnlichen Bedürfniſſe. Der Menſch iſt nach Reimarus durch ſeine Vernunft und ſeine ſittliche Anlage „zu einer höhern, reinern und dauerhaftern Vollkommenheit und Glückſeligkeit, als er in dieſem Leben erhalten kann, beſtimmt". Dadurch, daß man dieſe höhere Beſtimmung des Menſchen läugnet, würde man ihn nicht bloß ſeines edelſten Vorzuges vor dem Thiere berauben, ſondern ihn zugleich auch zum unglücklichſten und friedloſeſten aller Geſchöpfe machen. Die philoſophiſchen Syſteme eines Schopenhauer und E. v. Hartmann haben dieſe Wahrheit ſpäter in trauriger Weiſe beſtätigt.

2) Scherer behandelt die Thierpſychologie des Reimarus, die den Hauptgegenſtand ſeiner Studie bildet, in vier Kapiteln, von denen das erſte das Triebleben, das zweite das Nervenſyſtem, das dritte die ſpecifiſchen Triebe und das vierte die Kunſttriebe des Thieres umfaßt.

Das Wort „Trieb" hat bei Reimarus eine ſehr weite Bedeutung; es bezeichnet bei ihm nicht bloß das ſinnliche Begehren, ſondern „jedes natürliche Bemühen zu gewiſſen Handlungen". Genau genommen iſt ſomit dieſer Begriff identiſch mit demjenigen, was wir „Kraft" oder „natürliche Anlage zu gewiſſen Thätigkeiten" nennen. Schon die Scholaſtik unterſchied zwiſchen einem appetitus naturalis und elicitus; es kann daher nicht eine kühne Neuerung genannt werden, wenn Reimarus den Begriff des Triebes ebenſoweit ausdehnt. Sowohl die Begriffsbeſtimmung ſelber als die Anwendung derſelben iſt bei ihm eine weit correctere und ſachlich zutreffendere, als bei jenen neuern Philoſophen, welche nach Schopenhauers Vorgang ſämtliche Geſetzmäßigkeit in der Natur als Willen, d. h. als formelles Streben erklären, wodurch die ganz verſchiedenen Begriffe von „Kraft" und „Wille" willkürlich verwechſelt werden, eine Verwechslung, die der unklaren, phantaſtiſchen Weltanſchauung des modernen Pantheismus als Grundlage dient.

Reimarus unterſcheidet im Thiere mechaniſche Triebe, Vorſtellungstriebe und willkürliche Triebe. Die mechaniſchen Triebe gehen nicht aus dem pſychiſchen Princip hervor; ſie beruhen auf erblichen Nervenmechanismen, welche in ſich ſelber ſomatiſcher Natur ſind, obwohl ſie in inniger Beziehung zu vielen pſychiſchen Vorgängen, insbeſondere zu den ſogen. Inſtincthandlungen, ſtehen. Die „mechaniſchen Triebe" des Reimarus ſind ſomit das Princip jener Thätigkeiten, welche die moderne Phyſiologie und Pſychologie als Reflexthätigkeiten bezeichnet. Die „Vorſtellungstriebe" des Reimarus ſind weſentlich gleichbedeutend mit „ſinnlichen Erkenntnißfähigkeiten". Die willkürlichen Triebe endlich, die ſich nach Reimarus in Affectentriebe und Kunſttriebe gliedern, ſind Triebe im eigentlichen Sinne des Wortes. Die Affectentriebe unterſcheiden ſich dadurch von den Kunſttrieben, daß ſie ſich im Innern der Thierpſyche abſpielen, während die letztern auf die zweckmäßige Verrichtung beſtimmter äußerer Thätigkeiten hingerichtet ſind.

Daher bezeichnet bei Reimarus das Wort „Kunſttrieb“ dasſelbe, was wir „Inſtinct im engern Sinne“ nennen.

Was Reimarus über das Nervenſyſtem und die Sinnesorgane der Thiere zu melden weiß, darf ſelbſtverſtändlich nicht mit dem Maßſtab der heutigen zoologiſchen Kenntniſſe gemeſſen werden. Einen Geruchsſinn ſchreibt er mit Recht nicht bloß jenen höhern Thieren zu, welche eine Naſe beſitzen, ſondern auch vielen niedern Thieren, insbeſondere jenen Inſecten, die ſich bei manchen ihrer Thätigkeiten durch den Geruch leiten laſſen. Als Organ der Geruchsempfindung bei den Inſecten glaubte er die „Luftgefäße“ (Tracheen) derſelben in Anſpruch nehmen zu müſſen. Dies iſt allerdings ein Irrthum; denn die Geruchsempfindungen dieſer Thiere ſtehen in gar keiner Beziehung zu deren Athmungswegen. Scherer fügt in einer Anmerkung bei, nach Erichſon (nicht Erichſohn) ſeien die Poren der Fühler der Inſecten als Geruchsorgane anzuſehen; im übrigen lehre die heutige Zoologie, daß mit Sicherheit nur den Wirbelthieren Geruchsorgane zugeſchrieben werden können. Auch dies iſt nicht ganz zutreffend. Durch die Unterſuchungen von Leydig, Kraepelin, Hauſer, Forel, Ruland, vom Rath ꝛc. iſt es hinlänglich nachgewieſen, daß die als „Riechkolben“ oder „Geruchszapfen“ beſchriebenen, namentlich an den Fühlern und Taſtern der Inſecten zahlreich und mannigfach vertretenen nervöſen Endorgane dem Geruchsſinne dieſer Thiere dienen (vgl. hierüber auch „Die Fühler der Inſecten“ in dieſer Zeitſchrift, Bd. XL, S. 79 ff.).

Daß nicht bloß den höhern Thieren, welche Ohren beſitzen, ſondern auch vielen Inſecten Schallempfindungen zugeſchrieben werden müſſen, hat bereits Reimarus auf Grund der damaligen biologiſchen Beobachtungen richtig erkannt. Was die Organe dieſes Sinnes anlangt, wußte man zu jener Zeit noch nichts darüber. Seither ſind, was Scherer unbekannt geblieben iſt, viele verſchiedenartige Bildungen als Gehörorgane bei Gliederthieren beſchrieben worden; am zuverläſſigſten dürften wohl die ſogen. tympanalen Organe in den Vorderſchienen der Heuſchrecken u. ſ. w. dieſem Sinne als Werkzeuge zugetheilt werden. Daß nach der heutigen Zoologie höchſt wahrſcheinlich allen Inſecten Schallempfindungen und Gehörorgane zuzuſchreiben ſeien, wie Scherer angibt, iſt nicht richtig. Die Exiſtenz eines Gehörſinnes iſt bei vielen Inſecten noch ſehr zweifelhaft. Auch bei jenen Arten, welche auf beſtimmte Töne oder Geräuſche offenbar reagiren, muß immer erſt noch durch ſorgfältige Unterſuchung feſtgeſtellt werden, ob die Luftſchwingungen, die auf unſer Ohr als Schallwellen wirken, bei jenen Inſecten nicht bloß eine Erſchütterung der Taſthaare und dadurch eine dem Taſtſinn zugehörige Empfindung veranlaſſen. Gerade der Taſtſinn iſt der bei den Inſecten am ſicherſten nachgewieſene und am weiteſten verbreitete Sinn. Ihm dienen die zahlreichen, über den Körper zerſtreuten und am dichteſten auf den Gliedmaßen ſtehenden Taſthaare, was ſowohl Reimarus als Scherer unbekannt geblieben iſt.

Daß nicht bloß die Wirbelthiere, die ein dem menſchlichen ähnlich gebildetes Auge beſitzen, ſondern auch viele Inſecten und andere wirbelloſe Thiere im Beſitze von Sehorganen ſind, wird bereits von Reimarus hervorgehoben. Er kannte

ſchon die Netzaugen der Inſecten und berichtet über die manchmal ſehr große Zahl ihrer Facetten nach den Beobachtungen damaliger Forſcher. Auch die einfachen Augen vieler Weichthiere (Mollusken) werden bereits von ihm erwähnt. Den Geſchmacksſinn will Reimarus allen Thieren zuerkennen. Ueber die Organe desſelben ſagt Scherer in einer (auf Hertwigs Zoologie ſich berufenden) Anmerkung, nach der heutigen Forſchung ſeien eigene Geſchmacksorgane nur bei Wirbelthieren bekannt. Wir glauben dagegen, daß die als Geſchmacksbecher beſchriebenen eigenthümlichen nervöſen Endorgane, die an Unterkieſer und Zunge vieler Inſecten ſich finden, mit hinreichender Sicherheit als Geſchmacksorgane in Anſpruch genommen werden dürfen.

Die Function des thieriſchen Nervenſyſtems geht nach Reimarus nicht in bloßer Reflexthätigkeit auf, ſondern erhebt ſich zu einer wenngleich oft dunkeln und unklaren Empfindung und Vorſtellung, deren erſtere mit Hilfe des beſeelten Centralorgans (Gehirns) zu ſtande kommt, während letztere nach Reimarus von der Seele im Gehirne allein entworfen wird, wo ſich nach ihm der Sitz der Seele befindet.

In dem Abſchnitt über die ſpecifiſchen Triebe behandelt Scherer die Lehre des Reimarus über die pſychiſchen Vermögen des Thieres, welche er in das Vorſtellungs-, Gefühls- und Strebevermögen eintheilt. Die thieriſche Vorſtellung iſt nach Reimarus das innere Bild des äußern Objects. Damit eine klare Vorſtellung zu ſtande komme, iſt es erforderlich, daß die vorſtellende Pſyche ihre „Beachtung“ auf eben jenen Gegenſtand oder Eindruck hinlenke, welcher vorgeſtellt werden ſoll. Was Reimarus als Vorſtellung bezeichnet, müßte daher eigentlich als „ſinnliche Wahrnehmung“ bezeichnet werden, ſoweit es auf gegenwärtige Objecte ſich bezieht. Gedächtniß, inſofern dasſelbe ein Wiedererkennen der frühern Eindrücke als früherer umſchließt, will Reimarus den Thieren nicht zuerkennen, ſondern bloß eine unklare Vorſtellung des Vergangenen, die mit der Wahrnehmung des Gegenwärtigen ſich vermiſcht. Zu einem wirklichen Wiedererkennen iſt nämlich ein formelles Abſtractionsvermögen erforderlich; das Thier iſt jedoch nach Reimarus unfähig zu abſtractem Erkennen; daher hat es keine Begriffe und vermag keine intelligenten Schlüſſe zu bilden. Kurz, den Thieren fehlt das Denkvermögen mit allem, was damit zuſammenhängt. Reimarus widerlegt die Annahme eines Thierverſtandes oder einer Thiervernunft in zutreffender Weiſe durch die abſurden Folgerungen, die ſich aus jener Annahme ergeben; insbeſondere weiſt er hin auf die Thatſache, daß die complicirteſten Handlungen der Thiere von ihnen ohne die Möglichkeit einer vorhergehenden Erfahrung oder Ueberlegung vollkommen verrichtet werden, und daß ihnen andererſeits der Culturfortſchritt fehlt. Als ein weſentlicher Vorzug des menſchlichen Erkenntnißvermögens vor dem thieriſchen gilt ihm die Reflexionsfähigkeit des Menſchen. Auf dem Vermögen, über ſich ſelber und über ſeine Beziehungen zur Außenwelt zu reflectiren, beruht das Selbſtbewußtſein des Menſchen und ſeine ganze vernünftige Handlungsweiſe, ferner die Bildung der Sprache und wiſſenſchaftlicher Syſteme. Dieſes ſelbe Vermögen bildet endlich auch die Grundlage der auf der Willensfreiheit beruhenden ſittlichen Ordnung, die ohne Ueberlegungsfähigkeit undenkbar iſt.

Reimarus kommt daher bei seiner Untersuchung über das thierische Erkenntnißvermögen zu dem Schlusse, daß dasselbe trotz mancher Aehnlichkeiten mit dem menschlichen sich doch *wesentlich* von ihm unterscheide und eine wesentlich tiefere Stufe einnehme. Scherer weist an dieser Stelle auch darauf hin, daß neuerdings *Wundt* zu demselben Ergebnisse gelangt sei wie Reimarus, daß nämlich den Thieren nur jene einfachern, niedern psychischen Processe zukommen, welche er Associationen nennt, während ihnen die logischen Denkprocesse fehlen. Weiterhin beleuchtet Scherer durch einige Beispiele die zutreffende Art und Weise, wie Reimarus die scheinbar intelligenten Handlungen mancher Thiere auf einfachere Erkenntnißvorgänge zurückführt, ganz ähnlich, wie es in neuester Zeit durch Wundt und andere Gegner der vulgären Thierpsychologie geschehen ist.

Eine nicht zu unterschätzende Bedeutung in der Thierpsychologie des Reimarus hat das *Gefühlsvermögen* des Thieres. Er schreibt ihm „*eine genaue innere Empfindung*" von den eigenen körperlichen Zuständen und Bedürfnissen zu, durch welche seine zweckmäßigen äußern Thätigkeiten ausgelöst werden. Die in inniger Beziehung zu den Vorstellungen befindliche innere Empfindung des Thieres wird vielfach angeregt durch „äußere Empfindung", d. h. durch die auf dasselbe wirkenden äußern Sinneseindrücke. Reimarus hat hier die wichtige Rolle gebührend gewürdigt, welche das thierische Gefühlsvermögen bei Auslösung der instinctiven Thätigkeiten spielt.

Die beiden ebenerwähnten Vermögen, das Vorstellungs- und das Gefühlsvermögen, sind ihrem natürlichen Zwecke nach dazu bestimmt, das thierische *Strebevermögen* in Thätigkeit zu setzen. Die Aeußerungen desselben bezeichnet Reimarus als „*Willkürtriebe*". Die aus diesen Trieben entspringenden Thätigkeiten gehen nicht aus Ueberlegung und freier Wahl, sondern aus dem sinnlichen Begehrungsvermögen hervor. Das Thier ist bei seinen willkürlichen Thätigkeiten trotzdem nicht eine von „blindem Instinct" getriebene Maschine, weil sein Streben durch das sinnliche Gefühl und die sinnliche Vorstellung geleitet und in seiner Ausführung bestimmt wird.

Reimarus theilt die Willkürtriebe des Thieres ein in natürliche und abartende Triebe; letztere werden durch die menschliche Dressur bewirkt. Die natürlichen Triebe theilt er weiterhin ein in den allgemeinen Trieb der Selbstliebe und in die besondern Triebe, die sich in letzter Instanz aus der Selbstliebe herleiten. Die Liebe der Thiere zu ihren Jungen, welche manchmal mächtiger als die Selbstliebe sich äußert, steht dadurch in Verbindung mit dieser, daß jenen Thieren die Fürsorge für ihre Jungen durch eine „innere natürliche Determination" sehr angenehm gemacht worden ist.

Die besondern Triebe des Thieres äußern sich nach Reimarus theils als *Affectentriebe*, theils als *Kunsttriebe*. Erstere sind die passiones brutorum, die heftigen sinnlichen Regungen der Zuneigung und Abneigung, des Zornes, der Kampflust u. s. w. Während der Affectentrieb seinen Abschluß findet in der psychischen Regung selber, ist der Kunsttrieb auf die zweckmäßige Ausübung einer bestimmten Thätigkeit gerichtet. Selbstverständlich steht der Kunsttrieb in innigem Zusammenhang mit dem Affectentrieb und bildet nicht selten

nur die äußere Bethätigung des erſtern, z. B. bei der Brutpflege der Thiere. Deshalb will es uns ſcheinen, daß die Unterſcheidung beider ſich nicht ſtreng durchführen läßt und daß man insbeſondere den Begriff des Inſtinctes nicht auf den Kunſttrieb allein beſchränken darf.

Das originellſte und wohl auch das werthvollſte in der Thierpſychologie des Reimarus iſt ſeine Erörterung der thieriſchen Kunſttriebe. Daß die Thiere erbliche, angeborene Fertigkeiten zur Verrichtung ihrer wichtigſten willkürlichen Lebensthätigkeiten beſitzen, iſt eine biologiſche Thatſache, für deren Nachweis Reimarus eine für den damaligen Stand der Forſchung ſehr beträchtliche Fülle von Material zuſammengeſtellt hat. Sowohl für die allgemeinen Bedürfniſſe des Thierlebens, für die Selbſterhaltung und Fortpflanzung, als auch für die ſpeciellen Bedürfniſſe und Zwecke der einzelnen Thierarten dienen eine große Menge von erblichen Kunſtfertigkeiten. Reimarus ſtellt die pſychologiſchen Eigenthümlichkeiten derſelben in 15 Geſetzen überſichtlich zuſammen, deren Entdeckung ſeinem Scharfſinne alle Ehre macht. Des nähern müſſen wir hierüber auf Reimarus ſelbſt und auf Scherers Abhandlung verweiſen.

Welches iſt ſonach die wirkliche Anſicht des Reimarus über die pſychiſche Begabung des Thieres und insbeſondere über die Natur des Inſtinctes? Scherer behandelt dieſe Frage als Zuſammenfaſſung der vorhergehenden Erörterungen in einem eigenen Abſchnitte (S. 153—174). Er glaubt, Reimarus habe die Thierpſychologie dadurch „reſtlos" erklärt, daß es ihm gelungen ſei, eine befriedigende Erklärung der thieriſchen Kunſtthätigkeiten zu bieten. Da aber eben dieſe Thätigkeiten die inſtinctiven Thätigkeiten im eigentlichen und engſten Sinne des Wortes ſind, ſo dürfen wir wohl ſagen, Reimarus habe das thierpſychologiſche Räthſel dadurch ſo befriedigend gelöſt, daß es ihm gelungen iſt, eine annehmbare Erklärung des Inſtinctes zu geben.

Die Kunſtthätigkeiten des Thieres hängen nach Reimarus erſtens innig zuſammen mit dem morphologiſchen und anatomiſchen Baue desſelben, beſonders aber mit der ſpecifiſchen Eigenart ſeines Nervenſyſtems. Zweitens ſind ſie bedingt durch die ſinnlichen Erkenntniß- und Gefühlszuſtände des Thieres, durch welche die inſtinctiven Thätigkeiten ausgelöſt werden. Ihre eigentliche Wurzel haben ſie jedoch in dem dritten und hauptſächlichen Elemente, in der innern, ſpecifiſch eigenartigen Determination des thieriſchen Strebevermögens. Auf den Nachweis dieſer „natürlichen Determinationen" legt Reimarus ein beſonderes Gewicht. Gerade in dieſem Punkte beſteht der fundamentale Unterſchied der Naturanlage des Menſchen von jener des Thieres: ſtatt der allſeitigen Veranlagung des erſtern beſitzen die Thiere einſeitigere, dafür aber auch weiter ausgebildete Determinationen, welche ſie zur vollkommenen Ausführung erblicher Kunſtfertigkeiten befähigen, ohne daß hierzu Erfahrung, Belehrung oder Ueberlegung von ſeiten des Thieres erforderlich wäre.

Wenn wir daher nach der Definition des Inſtinctes bei Reimarus fragen, können wir Scherer völlig beiſtimmen, wenn er (S. 171) den Satz aufſtellt: „Die angeborene, ſpecifiſche Determination des pſychiſchen Kunſttriebes iſt ſomit deſſen innerſtes Weſen." Jene

Determination iſt primär im ſinnlichen Strebevermögen des Thieres gelegen, ſecundär in der entſprechenden Veranlagung des ſinnlichen Erkenntnißvermögens. Letztere darf aus der Definition des Inſtinctes nicht ganz ausgeſchloſſen werden, weil ſonſt der Inſtinct zu einem blinden Mechanismus würde, was er nach Reimarus keineswegs iſt. Daher ſtimmt auch die von Reimarus gegebene Begriffsbeſtimmung des Inſtinctes mit der von uns gegebenen überein: Der Inſtinct iſt die zweckmäßige, ſpecifiſch determinirte, erbliche Anlage des ſinnlichen Erkenntniß- und Strebevermögens im Thiere. (Vgl. Der Trichterwickler S. 128 ff.; 159 ff. und Inſtinct und Intelligenz im Thierreich S. 26. Da in der Ausübung des Inſtinctes die Bethätigung des ſinnlichen Erkenntniß- und Gefühlsvermögens der Bethätigung des Strebevermögens vorangeht, hielten wir es für zweckmäßig, auch in der Definition des Inſtinctes erſtere voranzuſetzen.)

In einem Schlußkapitel behandelt Scherer das Verhältniß der Thierpſychologie des Reimarus zur ſogen. modernen Thierpſychologie. Es kann kein Zweifel beſtehen, daß Reimarus nicht der Begründer, ſondern vielmehr der entſchiedenſte Gegner eben dieſer vulgären Pſychologie iſt, welche dem Thiere kritiklos Verſtand und Vernunft zuſchreibt und den weſentlichen Unterſchied der thieriſchen und der menſchlichen Seelenfähigkeiten läugnet. Auch auf die Uebereinſtimmung, die zwiſchen den thierpſychologiſchen Anſchauungen eines Thomas von Aquin und eines Reimarus ſich findet, macht Scherer aufmerkſam, indem er beſonders hervorhebt, daß jener Meiſter der Scholaſtik die Kunſtfertigkeiten der Thiere ebenfalls in letzter Inſtanz auf beſtimmte innere Veranlagungen (determinationes naturae) zurückführte, zu denen Reimarus in ſeinen Betrachtungen über die Kunſttriebe der Thiere einen ebenſo gründlichen als geiſtreichen Commentar geliefert hat. Scherer hat daher durch ſeine ſorgfältige Studie über die Thierpſychologie des Reimarus den von uns bereits früher kurz begründeten Satz eingehend beſtätigt, daß die Thierpſychologie des Reimarus ſich weſentlich anſchließe an die Auffaſſungen der mittelalterlichen Scholaſtik.

In einem nebenſächlichen Punkte können wir dem Herrn Verfaſſer allerdings nicht ganz beiſtimmen. Er iſt der Anſicht, wir hätten in unſerer Schrift „Inſtinct und Intelligenz im Thierreich" die Behauptung aufgeſtellt, daß „die Geſamtheit der thieriſchen Thätigkeiten aus dem Inſtincte zu erklären ſei". Daher erörtert er die Frage, ob vielleicht auch Reimarus behaupte, „daß das thieriſche Leben nichts aufweiſt, was nicht als eine Inſtinchandlung ſich darſtellt" (S. 181). Scherers Antwort hierauf lautet: „Mit nichten!" Hier dürfte wohl ein Mißverſtändniß von ſeiten des geehrten Herrn Verfaſſers vorliegen. Wir haben nämlich „mit nichten" die uns von ihm zugeſchriebene Behauptung aufgeſtellt. Allerdings war von uns die Frage: „Werden die willkürlichen äußern Thätigkeiten der Thiere ausſchließlich von Inſtinct geleitet?" — entſchieden bejahend beantwortet worden. Aber dieſe Frage hat auch Reimarus und Scherer mit ihm ebenſo entſchieden bejaht. Die vermeintliche Differenz unſerer Anſchauungen von denen des Herrn Verfaſſers iſt darauf zurückzuführen, daß letzterer die willkürlichen Thätigkeiten der Thiere

mit ſämtlichen Thätigkeiten derſelben verwechſelte, und daß er ferner überſah, wie es ſich bei jener Frage nur um das leitende Princip der thieriſchen Willkürthätigkeiten handelte, nicht aber um die einzelnen Elemente dieſer Thätigkeiten. Daß z. B. die Sinneswahrnehmung des Thieres in ſich betrachtet keine „Inſtinchandlung" ſei, ſondern nur ein Element derſelben, war von uns (S. 19, Anm. 2) ausdrücklich hervorgehoben worden. Hiermit dürfte jenes Mißverſtändniß wohl aufgeklärt ſein.

E. Wasmann S. J.

Weltenmorgen. Dramatiſches Gedicht in drei Handlungen von E. Hlatky. I. Im Himmel: Der Sturz der Engel. II. Im Paradieſe: Der Sündenfall. III. Auf der Erde: Das erſte Opfer. 12°. (68, 122 u. 132 S.) Freiburg, Herder, 1896—1897. Preis *M.* 4.20.

Nach beendeter Leſung des vorliegenden Werkes könnte jemanden der Gedanke kommen, ob man nicht auch einmal eine Broſchüre ſchreiben ſolle mit dem Titel: „Steht unſer heutiges Publikum auf der Höhe literariſcher Bildung?" Zu einem ſeichten, prickelnden Roman, bei dem der Geiſt wenig zu thun hat und die Phantaſie gewaltſam in Spannung gehalten wird, genügt ja noch allenfalls das literariſche Intereſſe und Verſtändniß der Mehrzahl; zum Genuß einer modernen Operette, eines Berliner Schwankes oder einer Pariſer Sittenkomödie langt auch allenfalls noch die geiſtige Spannkraft und Schwungfähigkeit. Heißt es aber, bei einem Werke mitſchaffen, den Geiſt thätig ſein laſſen und ihn mit höhern und wichtigern Dingen beſchäftigen als einer erlaubten oder unerlaubten Liebſchaft mit Hinderniſſen, ſo iſt der größte Theil unſeres Publikums nicht mehr zu haben. Seine Bildung iſt nicht allſeitig, tief und reich genug, um als Grundlage für ein Intereſſe an höhern Dingen zu dienen. Was zu dieſer Verflachung und Abſtumpfung geführt hat, können wir hier nicht unterſuchen; jedenfalls trifft aber den in letzter Zeit wieder auf den Schild gehobenen Roman ein gutes Theil der Schuld. Ehe der Roman die Ehre hatte, die „Belletriſtik" ſchlechthin zu vertreten, war es anders. Es gab eine Zeit, wo auch die Laienwelt ſich mit theologiſchen Stoffen abgab und ihnen das nöthige Verſtändniß entgegenbrachte, um mit Genuß einer künſtleriſchen Behandlung derſelben gerecht zu werden. Es waren gewiß nicht bloß Geiſtliche, welche Dante und Milton berühmt gemacht haben, abgeſehen davon, daß die beiden Dichter ſelbſt Laien waren. Aber wie viel Laien werden heute Hlatkys Weltenmorgen leſen? Wie viele ihn genießen? Mag indes die Zahl der Leſer auch noch ſo gering ſein, ſo begrüßen wir die Dichtung dennoch aus vollſter Seele als ein Pfand dafür, daß trotz allem unſere katholiſche Literatur in aufſteigender Linie ſich bewegt. Dichtungen wie dieſer „Weltenmorgen" erſcheinen nicht alle Jahrzehnte; dafür aber haben ſie auch, trotz anſcheinenden Mißerfolges beim großen Haufen, ein längeres Leben als ein raſch berühmtes Bändchen Tageslyrik oder ein zerleſener bändereicher Roman. Sagen wir es nur gleich heraus, ein abſolutes Meiſterwerk iſt Hlatkys Trilogie noch keineswegs; ſie beſitzt aber immerhin nach Form und Inhalt einen ſolchen Grad literariſcher Tüchtigkeit und Vollendung, daß ſie vollauf geeignet iſt, einen reifen,

gebildeten und anſpruchsvolleren Geiſt zu feſſeln und zu befriedigen, falls dieſer Geiſt ihr durch Ernſt und Wiſſen gewachſen iſt. Wer für Gedankendichtung religiöſer Art, d. h. für das Höchſte, an das die Dichtung ſich jemals gewagt hat und wagen kann, kein Intereſſe hat oder „eine zu ſtarke Vermengung des Natürlichen mit dem Uebernatürlichen" fürchtet, der wird das Buch am beſten ungeleſen laſſen.

In „drei Handlungen" will der Dichter uns die Geſchichte des Falles der Engel, der Sünde der Stammeltern im Paradies und des erſten Mordes auf Erden vorführen. Die Wahl der dramatiſchen Form kann eine ziemlich unglückliche genannt werden; eigentlich dramatiſches Intereſſe entwickelt ſich erſt in der dritten Handlung und auch hier noch ſchwach genug, um an ſich als Träger der Aufmerkſamkeit zu genügen. Es ſind mehr Dialoge als Dramen, was uns Hlatky bietet, wie ja auch die Ideenentwicklung weitaus vor der eigentlichen Handlung in den Vordergrund tritt. Selbſt die Dialoge ſind nicht immer ſehr glücklich, weil bisweilen die Perſonen ſich nicht ſo ſehr zu ihrer eigenen Aufklärung unterhalten, ſondern hauptſächlich den Leſer bei ihren Ausführungen im Auge haben. Man findet ſich indes mit der nicht ganz entſprechenden Wahl des Darſtellungsmittels raſch ab, ſobald man erſt in den Bannkreis der hohen und feſſelnden Gedanken getreten iſt, deren Inhalt und Beziehungen uns vermittelt werden ſollen.

Erſt auf Drängen des Freundes iſt der Dichter an ſein Werk gegangen:

Er ſprach: „Dem ew'gen Lichte zugewandt
Sing höhres Leben abwärts ſchau'nder Zeit!"
„Ich, ungeübt, alt, ohn' Gelehrſamkeit?"
Drauf er: „In Schwachen ſtark iſt Gottes Hand!

Stillemſig baun im Meere die Karallen,
Bis hach, trotz Wagendraug, die Inſel blaut:
Ans Werk auch du — dach wie ein Menſch: mit Beten!"

Großartig ſetzt die erſte Handlung ein mit einer Offenbarungsrede der noch verſchleierten Gottheit an die Engelwelt, welche ſich ihre ewige Seligkeit noch erſt verdienen muß. Es ſei uns geſtattet, hier eine Stelle mitzutheilen, welche den Ton des Ganzen angeben ſoll. Ich habe, ſagt Gott,

. . . auf die Stimme meiner Güte
Gehört, die will, daß außer meiner Gattheit
Nach Mitgenießer meiner Wannen ſeien,
Und hab' in meiner ew'gen Unbegrenztheit
Ein Werdendes, ein Endliches erwagen.
Und was ich da vor allen Zeiten frei
Im Geiſt erſannen und gefaßt, es ward
Im Geiſt durchs Wart zur freigewollten That:
Aus Nichts erſchaffen liegt in mir die Welt! —
Ein Werk und Bild des dreiperſönlich Einen
Liegt ſie in mir als Wahres, Gutes, Schönes,
Nach Maß und Art geordnet und bezielt.

Nun ruh' ich aus von allem meinem Werke,
Und überſchau' mit Schöpferwohlgefallen,
Was ſegnend ich als Dreiverſchiednes ſchuf:
Als Geiſterwelt, Natur und Menſchendaſein.
Die eine reich an Freien, Untheilbaren,
An Unvergänglichen, die wiſſend, wollend,
Und freuens-leidensfähig Glück und Glanz
Von mir verlangen und in Himmeln ewig
An meiner Gottheit ſich erlaben ſollen.
Die andre unbewußter Kräfte voll,
Die zeitenräumlich ſich zum Stoff verdichten,
Und fort und fort — mein Werdewort aushallend —
In flücht'ger Liebe ſich zu immer neuen
Gebilden der Vergänglichkeit verbinden,
Um dort im Aethermeer als Weltenwandler,
Als Werder oder ſchon gewordne Sonnen —
Als Lichtgewalt'ge, deren Strahlenhände
Sich kaum berühren — in verſchlungnem Reigen
Mit mondumflogenem Gefolge mich,
Die Sonne aller Sonnen, zu umkreiſen.
Und als das Dritte ſchuf ich auf der Erde
Aus untheilbarem Geiſt und einem Theilchen
Natur nach meinem Ebenbild den Menſchen,
Beſtimmt, zu leiten in die Zeitlichkeit
Das Ewige und Heilige, um ſelber
Ins Ewige und Selige mit Leib
Und Seele einzugehn: ſo Geiſt- und Stoffwelt
Aufs innigſte lebendig zu verbinden u. ſ. w. (S. 2 ff.).

Es iſt hocherfreulich, zu verfolgen, wie der Dichter im weitern Verlauf der „Handlung" die Schöpfungsgeſchichte von einem gemäßigt modernen Standpunkt aus zur Darſtellung bringt; wie treffend oft in einem einzigen Vers ein Syſtem oder eine kosmologiſche Thatſache zum Ausdruck gelangt. Alles aber überragt der Gedanke von der Stellung des menſchgewordenen Wortes zu der dreifachen Schöpfung ſowohl als zwiſchen Schöpfer und Geſchöpf. Es iſt rein unmöglich, dieſe Gedankenreihen aufmerkſam in ſich aufzunehmen, ohne für die Perſon des Gottmenſchen, die unendliche Weisheit, Güte und Erbarmung des Heilsplanes eine wahre Begeiſterung zu empfinden. Man hat geſagt: Dogma in Verſen iſt noch keine Poeſie. Das iſt richtig; aber wenn das Dogma wie hier in ſeinen verſchiedenſten, höchſten und tiefſten Beziehungen vorgeführt wird, ſo trifft, wie ſelten ſonſt wo, die Definition des Schönen zu: splendor veri, „der Glanz des Wahren". Es iſt nicht die abstracte eine Wahrheit, welche dem Leſer hier trocken vermittelt wird, ſondern die Harmonie der Einzelwahrheiten unter ſich und ihre Einheit in Gott und Jeſus Chriſtus. Und das alles wendet ſich nicht an den Verſtand als etwas dem Leſer Fremdes, ſondern an ſein Gemüth als das ihm Eigenſte und Nächſte. Der Genuß ſetzt freilich eine gewiſſe philoſophiſche und theologiſche Schulung voraus; aber das thut auch Dante und manch andere

Dichtung. Die Hauptſache iſt und bleibt: dem reifen Geiſt wird hier ein hoher Genuß edelſter und reinſter Art geboten, den man ſich gerne wieder ein zweites und drittes Mal geſtattet, weil man meiſt neue, zuerſt nicht bemerkte Schönheiten entdeckt. Der eigentliche Literaturfreund wird freilich noch weiter gehen und z. B. Vondels Luciſer zum Vergleich herbeiziehen, um zu ſehen, wie der große Holländer denſelben Stoff in einem ſtrengen Drama zur Darſtellung brachte.

Die zweite „Handlung" liegt unſerem Verſtändniß und der gewöhnlicheren Dichtungsart ſchon bedeutend näher. Wir haben es hier nicht mehr mit reinen Geiſtern und bloßen Wahrheiten zu thun, es ſtehen uns Menſchen von Fleiſch und Blut gegenüber, unſere Stammeltern in ihrer erſten Unſchuld. Da iſt es nun überaus feſſelnd, die betreffenden Theile des Verlorenen Paradieſes mit der Dichtung Hlatkys zu vergleichen. Die letztere ſteht unverkennbar trotz all ihrer poetiſchen Selbſtändigkeit in einem gewiſſen Abhängigkeitsverhältniß von der erſtern. Motive, die dort nur angeſchlagen ſind, werden hier ausgeführt; Dinge, auf welche der Engländer als Epiker einen beſondern Nachdruck legt, kann der Dramatiker nur andeuten. Mit ungetheiltem Genuß wird man bei Hlatky das unſchuldige und doch pſychologiſch ſo vertiefte Liebesleben verfolgen, deſſen Grundgedanke die gegenſeitige Ergänzung der Geſchlechter bildet. Wie fallen dabei wieder helle Lichter auch auf ſo manche modernen Fragen! Wer den erſten Theil mit ſeinen hohen Speculationen geleſen hat, wird es kaum für möglich halten, wie zart und nahezu ſpielend der Dichter den Verkehr der unſchuldigen Eltern zum Ausdruck zu bringen weiß. Sollte jemand ſogar etwas Tändelndes darin finden, ſo würden wir das begreifen, wenn auch nicht als zutreffend bezeichnen. Wie die erſte „Handlung" mit dem gewaltigen Sturz der Engel, ſo endet dieſe zweite mit dem tragiſchen Fall der erſten Eltern, deſſen Entſetzen dem Leſer nahe gebracht wird.

Mitten in die irdiſche Umgebung werden wir für die dritte „Handlung" verſetzt. Hlatky bezeichnet ſie als „das erſte Opfer". Adam hat ſeine beiden Söhne nebſt den übrigen Kindern zu einem beſtimmten Tage berufen, an dem das erſte geſellſchaftliche Opfer dargebracht werden ſoll. Die ganze Handlung hat einen ſocialen Untergrund. Wie wird ſich die Familie zur Geſellſchaft auswachſen, und wie ſollen in dieſer Geſellſchaft die verſchiedenen Organe ſich für das Ganze bethätigen? Hlatky hat den originellen Gedanken, Adams beide Söhne zu Trägern der beiden großen Geſellſchaftsmächte zu machen, d. h. Kain mit der königlichen, Abel mit der prieſterlichen Würde zu bekleiden. Kain will ſich mit ſeinem Antheil nicht begnügen: auch er will opfern, und als der Himmel ſeine Gabe nicht annimmt, wächſt der Neid und Haß zum Brudermord ſich aus. Sehr gut gelungen iſt dem Dichter die Perſönlichkeit Kains. Auf Schritt und Tritt muß der Leſer an die Entwicklung der Weltgeſchichte und den in derſelben zum Ausdruck kommenden Kainscharakter denken. Insbeſondere war es ein glücklicher Griff, das Faſcinirende in dieſem Charakter durch die alles, ſelbſt das beſſere eigene Gefühl überwindende Liebe Lilliths zur Darſtellung zu bringen. Abel iſt vielleicht etwas gar zu fromm; aber dieſe Charakteriſtik war wiederum nöthig, weil Abel zu dem verheißenen Erlöſer in Beziehung gebracht werden

ſollte. Wir können uns hier auf das Nähere nicht einlaſſen. Der Theologe wird nicht jeden Ausdruck auf die Goldwage legen dürfen; auch wird man vielleicht mit der einen oder andern Idee des Dichters nicht ganz einverſtanden ſein. Wer aber überhaupt ſich an die Leſung eines ſolchen Buches macht, dem wird auch ein vorübergehender Widerſpruch den Genuß eher heben als ſtören. Auch einige ſprachliche Härten und ſtörende Reime werden uns den Genuß ebenſowenig verderben als die eine oder andere ſachliche Länge. Wir ſchließen mit einem herzlichen Glückwunſch an den Dichter, der uns hier zum erſtenmal und zwar mit einer ſo ſelten reichen Gabe beſchenkt hat. Wer ein ſolches Erſtlingswerk zu ſchreiben vermochte, ob er gleich „ungeübt und alt" iſt, von dem dürfen wir noch wahrhaft Großes erwarten.

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Officium festorum Nativitatis et Epiphaniae Domini eorumque octavarum necnon festorum eo tempore occurrentium, ex Breviario et Missali Romano pro majore recitantium commoditate digestum. 12°. (272 p.) Ratisbonae, Pustet, 1899. Preis *M.* 1.60; geb. in Leder mit Goldſchnitt *M.* 2.80.

In Nachahmung des Officium hebdomadae sanctae hat der Puſtetſche Verlag nun auch die Officien und die Meſſen der Weihnachtszeit aus Brevier und Meßbuch in einer handlichen Ausgabe zuſammengeſtellt. Dieſelbe bietet in correcter Wiedergabe die Meßformulare und die kirchlichen Officien von der erſten Weihnachtsveſper angefangen bis zur Octav von Epiphanie einſchließlich. Das geſchmackvoll und würdig ausgeſtattete Büchlein, das man bequem in der Taſche mit ſich tragen kann, wird gewiß manchem Prieſter eine willkommene Gabe ſein.

Die Seligkeit des Himmels. Von P. Fl. J. Boudreaux S. J. Nach der 8. engliſchen Auflage überſetzt von G. P. 8°. (180 S.) Kevelaer, Butzon & Bercker, 1898. Preis *M.* 1.80.

Obgleich unſere aſcetiſche Literatur reich beſtellt iſt, ſo finden ſich dennoch der Werke, welche über die Mittelmäßigkeit hinausgehen, nicht ſehr viele. Für eine gute Ueberſetzung eines in Wirklichkeit guten Werkes auf dieſem Gebiete dürfen wir deshalb immer noch dankbar ſein. Eine ſolche zeigen wir hier an. Vielleicht dürfen wir die Arbeit des 1894 ſchon verſtorbenen P. Boudreaux einfachhin klaſſiſch nennen: kaum wird ſich ein anderes Buch, das über den Himmel handelt, dieſem an die Seite ſtellen können. Das Original erſchien zuerſt zu Baltimore 1871 und hat heute ſchon acht Auflagen erlebt; überſetzt wurde The Happiness of Heaven ins Deutſche, Franzöſiſche, Italieniſche, Spaniſche, Portugieſiſche, Holländiſche und

Däniſche. Das ſind ebenſoviele beredte Zeugen für die Vortrefflichkeit des Buches. Was aber „Die Seligkeit des Himmels" ſo koſtbar macht, iſt erſtens die katholiſche Lehre über den Himmel, welche hier in ihrer ganzen Tiefe rein und unverfälſcht vorgetragen wird, und zweitens die edle Form der Darſtellung, die frei von jeder Uebertreibung und ſentimentalen Ueberſchwänglichkeit leicht faßlich und allgemein verſtändlich den reinen Wein in echtem Kryſtall kredenzt. Die Ueberſetzung verdient ebenfalls Lob; ſie entſpricht dem Inhalte des Buches. Noch mehr Lob verdient Druck, Ausſtattung und insbeſondere der prächtige Einband, in dem uns das Werk vorliegt: alles dies wird den rührigen Verlag von Butzon und Bercker in Kevelaer nicht wenig empfehlen.

Sacerdos rite institutus piis exercitationibus menstruae recollectionis, auctore P. Adulpho Petit S. J. Series prima. Tertia editio. 12°. (268 p.) — Series altera. Tertia editio. (340 p.) — Series tertia. (372 p.) — Series quarta. Altera editio. (387 p.) — Series quinta. (456 p.) Brugis et Insulis, Desclée, De Brouwer et Socii, 1894—98. Preis *Fr.* 6.25.

Dieſe Bändchen hat ein ſeeleneifriger und erfahrener Exercitienmeiſter für diejenigen Prieſter herausgegeben, welche durch eine allmonatliche Geiſtesſammlung die Früchte der heiligen Exercitien ſich möglichſt ſichern wollen. Und hierzu ſind die für die einzelnen Geiſteserneuerungen gebotene Betrachtung über eine Glaubenswahrheit, die Erwägung über einen Theil des prieſterlichen Lebens und die Gewiſſenserforſchung über beſonders belangreiche Punkte in ſehr hohem Grade geeignet. Alles iſt ganz und gar auf das Leben des Prieſters berechnet, der hier ſeinem Stande gemäß zu wahrhaft gründlicher Tugend und kernhafter Frömmigkeit angeleitet wird. Die Darſtellung iſt deutlich und überſichtlich, die Sprache leichtverſtändlich, die typographiſche Ausſtattung ſehr gefällig. So hat denn auch gleich das erſte Bändchen, beſonders in Belgien, einen ſo großen Anklang gefunden, daß nicht nur bald neue Auflagen desſelben erſchienen, ſondern daß ihm zudem auf Verlangen des Clerus ſtets neue Bändchen — series, wie der Verfaſſer ſie nennt — folgen mußten. Dem jüngſt erſchienenen fünften Bändchen ſind auch ausführliche Regiſter und Ueberſichten beigegeben, wodurch die Benützung ſämtlicher Bändchen ſehr erleichtert wird. Wie dieſelben jetzt vorliegen, bieten ſie übrigens — weit über den urſprünglichen Zweck hinaus — Stoff genug auch für die tägliche Betrachtung des Prieſters. Und hierzu werden ſie thatſächlich ſchon von zahlreichen Prieſtern in Belgien benutzt. Dies wird ohne Zweifel auch in Deutſchland geſchehen, wenn das vortreffliche Werk hier nur einmal erſt bekannt geworden ſein wird.

Ausgewählte Werke von P. L. von Hammerſtein S. J. Billige Volksausgabe. Band 1: I. Edgar oder Vom Atheismus zur vollen Wahrheit. II. Das Glück, katholiſch zu ſein. 1. und 2. Lieferung. 8°. (128 S.) Trier, Paulinus-Druckerei, 1898. Preis jeder Lieferung à 64 S. 50 *Pf.*

Um P. von Hammerſteins vielgeleſene apologetiſche Schriften noch leichter zugänglich zu machen, hat die Verlagshandlung eine billige Volksausgabe der wichtigſten derſelben unternommen. Von September 1898 ſoll alle 14 Tage eine Lieferung erſcheinen. Auf 45 Lieferungen, die ſich in ſechs Bände vertheilen, iſt das Unternehmen berechnet. Der II. Band ſoll die Sonn- und Feſttagsleſungen bringen, der III.—V. Band die drei Theile der „Begründung des Glaubens", der VI. die Charakterbilder aus dem Leben der Kirche.

Evangelium und Arbeit. Apologetiſche Erwägungen über die wirtſchaftlichen Segnungen der Lehre Jeſu. Von Simon Weber, Doctor der Theologie, Docent an der Univerſität Freiburg i. Br. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. gr. 8°. (VIII u. 210 S.) Freiburg, Herder, 1898. Preis *M.* 2.50.

Faſt gleichzeitig mit Winterſteins Lehre Chriſti vom Erdengut (vgl. darüber dieſe Zeitſchrift Bd. LV, S. 448) erſchien dieſe vorzügliche Arbeit des Freiburger Apologeten. Obwohl beide Schriften in manchen Punkten ſich berühren, ſo iſt doch im großen und ganzen jede für ſich ſo eigenartig mit Rückſicht auf den behandelten Gegenſtand und die Art und Weiſe der Ausführungen, daß man in der einen die Ergänzung der andern erblicken darf. Neben die Lehre vom Erdengut, wie Winterſtein ſie behandelt, tritt hier die Arbeitslehre Jeſu. Der Einwurf, daß Jeſus ein Feind der Arbeit geweſen ſei oder in ſeiner Lehre wenigſtens das Arbeitsleben vernachläſſigt habe, findet ſiegreiche Widerlegung. „Die verdienſtvollen Vertreter der katholiſchen Apologie haben zwar den Nachweis erbracht, daß das Chriſtenthum in ſeiner geſchichtlichen Entfaltung ſich als Hort der Civiliſation und Cultur erwieſen hat. Eine eingehende apologetiſche Darſtellung der Arbeitslehre Jeſu ſelbſt wurde dabei aber nicht angeſtrebt, wenn man es auch nicht verſäumte, die Stellungnahme Jeſu zur Arbeit durch einzelne bibliſche Angaben zu charakteriſiren.“ Damit iſt das Ziel, welches der hochwürdige Herr Verfaſſer ſich ſtellte, bezeichnet, und jeder gerechte Beurtheiler wird ihm das Zeugniß nicht verſagen können, daß er ſeine Aufgabe nach Form und Inhalt des Gebotenen glänzend gelöſt habe.

Präſes-Büchlein der Marianiſchen Kongregationen. Von Joſ. Martin, Prieſter der Geſellſchaft Jeſu. Mit Erlaubniß der kirchl. Obrigkeit. 16°. (79 S.) Ravensburg, Dorn, 1898. Preis 60 *Pf.*

An Handbüchlein für Congreganiſten verſchiedener Stände iſt eine große Anzahl vorhanden. Dagegen wurde der Mangel eines „Präſesbüchleins“ für die Leitung der Congregationen längſt empfunden, und darum iſt das vorliegende Schriftchen mit Freuden zu begrüßen. Nach einem kurzen hiſtoriſchen Rückblick auf Geſchichte und Entwicklung der Congregationen (Kap. 1) werden Weſen und Natur, Zweck und Hauptmittel derſelben näher beſtimmt und die Fragen, für welche Orte und Bevölkerungsklaſſen die Congregationen ſich beſonders eignen, und bei welcher Gelegenheit die Errichtung am beſten geſchieht, beantwortet (Kap. 2). Es folgen die geſetzlichen Beſtimmungen über die kirchliche Errichtung und Aggregation (Kap. 3) und die nothwendigſten Angaben über Organiſation (Kap. 4), Aufnahmeritus (Kap. 5), Anſchaffung verſchiedener Gegenſtände (Kap. 6) und Leitung der Congregationen (Kap. 7). Ein weiteres Kapitel (8) gibt Auskunft über eine Reihe praktiſcher Fragen: Ortswechſel der Congreganiſten, Stoff für Congregationsvorträge ꝛc.; Kap. 9 beſpricht das Verhältniß von Congregation und dem Pfarrgottesdienſt, Kap. 10 die Congregationen in Penſionaten, und Kap. 11 gibt endlich einen Wink für die Unterhaltungen der Congreganiſten. All dies iſt auf 77 Seiten abgehandelt. Was geſagt wird, iſt durchweg recht praktiſch und verräth die Hand des alten erfahrenen Präſes. Ueber einzelne Punkte kann man ja anderer Anſicht ſein. Sicher wird mancher Präſes es mit uns bedauern, daß der Verfaſſer vieles ſo gar knapp behandelt und nicht noch reichlicher aus dem Schatze ſeiner Erfahrungen geſchöpft hat. Hoffen wir indes, daß das „Büchlein“ ſich einmal zum Buche auswachſen wird. Unter

den S. 52 empfohlenen Sodalitäts-Büchlein fehlt noch das neueste: „Sodalis Marianus. Verfassung, Statuten und Gebräuche der Congregationen." Wien 1897, im selben Verlag (Austria, Wien VII, 2, Schottenhofgasse 3), bei dem seit vier Jahren auch das treffliche Centralorgan der Congregationen, die „Sodalen-Correspondenz", erscheint, die wir allen Präsides aufs beste empfehlen können.

Aus Feindesmund. Anerkennung des Centrums, insbesondere seiner socialpolitischen Thätigkeit, durch die Gegner. Von Dr. H. Rody. 8°. (64 S.) Trier, Paulinus-Druckerei, 1898. Preis 70 *Pf.*

Ueber die bisherigen Leistungen des Centrums, seine Vorzüge vor andern Parteien, seinen Werth und seine Nothwendigkeit für die Katholiken Deutschlands findet sich hier eine reiche Auswahl der interessantesten Zeitungsausschnitte u. dgl. aus der Presse der verschiedensten Parteien und Länder zu einer Flugschrift zusammengestellt. Zugleich werden die Grundsätze und Auffassungen hervorgehoben, welche bis heute dem Centrum seine Stärke und Größe verliehen haben und, so Gott will, auch künftig verleihen werden.

Der Socialismus. Eine Untersuchung seiner Grundlagen und seiner Durchführbarkeit. Von Victor Cathrein S. J. Siebente, neu durchgearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage. (Dreizehntes und vierzehntes Tausend.) 8°. (XVI u. 302 S.) Freiburg, Herder, 1898. Preis *M.* 2.20.

Der Umstand, daß diese Schrift, nachdem sie in 12000 Exemplaren über Deutschland hin verbreitet und in acht europäische Sprachen übersetzt ist, abermals einer neuen, starken Auflage bedurfte, beweist am besten, wie trefflich dieselbe in der einen großen Frage der Gegenwart zu orientiren geeignet ist. Von den berufensten Organen der verschiedenen Richtungen ist die Gediegenheit und Brauchbarkeit derselben anerkannt. Der Name des Verfassers ist schon durch seine übrigen zahlreichen Arbeiten, besonders durch seine eben in dritter Auflage erscheinende vorzügliche „Moralphilosophie", hinreichend bekannt. Es genügt daher der wiederholte Hinweis darauf, daß diese siebente Auflage eine neu bearbeitete und bedeutend vermehrte ist.

Vita Sancti Willibrordi a Thiofrido Abbate Epternacensi conscripta. Ex Cod. Gothano a Van Werweke descripta. Edidit, recensuit, Commentariis instruxit J. Schmitz. [Programm des Großherzoglichen Athenäums zu Luxemburg, herausgegeben am Schlusse des Schuljahres 1897—1898.] 4°. (X u. 112 S.) Luxemburg 1898.

Thiofrid, Abt von Echternach 1083—1110, Rheinländer von Geburt, aber schon seit 1059 in der Abtei nachweisbar, ist einer der wenigen Luxemburger Schriftsteller früherer Zeit, deren Werke auf uns gekommen sind. Von den Arbeiten des gelehrten Mönches scheinen noch sechs erhalten zu sein; unter ihnen ist das umfangreichste, aber auch literarisch gereifteste die Vita Willibrordi. Da dieselbe in der Hauptsache nur die Umarbeitung der von Alkuin 300 Jahre früher verfaßten Lebensbeschreibung darstellt und deshalb für die Geschichtsforschung geringe Ausbeute versprach, so sind bisher nur kleine Bruchstücke derselben in den Druck gekommen. Hier liegt, nach einem in Gotha vorhandenen Codex des 12. Jahrhunderts, das ganze Werk zum erstenmal gedruckt vor mit einem Glossarium, einem Facsimile der letzten Seite der Handschrift und einem ungewöhnlich reichen Apparat von Erläuterungen. Kann das Werk für die Zeiten Willibrords auch nur wenig in Betracht kommen, so hat dasselbe um so größere Bedeutung für die Kenntniß der Bildungsstufe des

Echternacher Klaſters im 11. Jahrhundert wie für die gelehrte Richtung der Lütticher Schule, mit welcher Echternach nahe Verwandtſchaft zeigt. Der Herausgeber nimmt von dem Werke Veranlaſſung, über den Umfang des Studiums der Klaſſiker wie der Kirchenväter, über griechiſche und hebräiſche Sprachſtudien, über Reimproſa und ſtiliſtiſche Eigenheiten, über Pflege der Rechts- und Heilkunde in den mittelalterlichen Klöſtern ſich zu verbreiten. Auch die wachſende Ausbildung der Dialektik findet S. 72, Anm. 71 eine, vielleicht van Einſeitigkeit nicht ganz freie Würdigung. Der Commentar iſt ſehr fleißig gearbeitet und reich an mannigfaltiger Belehrung. Um ſo mehr muß bedauert werden, daß er wegen Mangels an Ueberſichtlichkeit nur ſchwer, ſo wie er es verdiente, zur Geltung kommen kann. Es würde ſich empfahlen haben, einen größern Theil desſelben als ſachliche Einleitung dem Text vorauszuſchicken und dann jedem Kapitel des Textes die nothwendigen Erläuterungen unmittelbar folgen zu laſſen. Jetzt iſt das Studium erſchwert, wird ſich aber, wenn man die Mühe nicht ſcheut, ergiebig erweiſen.

Beiträge zur Geſchichte der Philoſophie des Mittelalters. Texte und Unterſuchungen. Herausgegeben von Dr. Clemens Bäumker, o. ö. Profeſſor an der Univerſität Breslau, und Dr. Georg Frhr. von Hertling, o. ö. Profeſſor an der Univerſität München.

Band II, Heft V: **Die philoſophiſchen Abhandlungen des Ja'qûb Ben Iſḥâq Al-Kindî.** Zum erſten Male herausgegeben von Dr. Albino Nagy. gr. 8°. (XXXIV u. 82 S.) Münſter, Aſchendorff, 1897. Preis *M.* 4.50.

Dieſe Abhandlungen Al-Kindis und eines ſeiner Schüler — das zweite macht der Herr Herausgeber wenigſtens wahrſcheinlich — ſind freilich philoſophiſch größtentheils ziemlich werthlos, aber, trotz des Fehlens der arabiſchen Originaltexte, für die Geſchichte der Scholaſtik van nicht geringer Bedeutung. Dr. Nagy claſſificirte ſorgfältig die Handſchriften der alten lateiniſchen Ueberſetzung, ſtellte mit großem Fleiß den Text her und ergänzte ihn durch gelehrte Anmerkungen. Sehr erwünſcht ſind die Verweiſe auf Ariſtoteles und Albertus Magnus. — Nun noch einige Bemerkungen. Wir ſprachen eben vom geringen philoſophiſchen Werthe der Texte. Eine Stelle müſſen wir ausnehmen, nämlich S. 51 ff. die Darlegung des Zuſammenhangs der prima intellecta mit der Inductian. Sie iſt ſehr wichtig. — Al-Kindi beruft ſich für ſeine vier Arten des Intellects auf Plato und Ariſtoteles. Der Herr Verfaſſer bemerkt, daß bei dieſen Philoſophen ſich eine ſolche Theilung nicht vorfinde (S. XVIII). Hiergegen möchten wir einwenden, daß nicht nur ältere, ſondern auch neuere Erklärer den *νοῦς παθητικός* im dritten Buche über die Seele nicht dem *νοῦς δυνάμει*, über den Ariſtoteles vor dem fünften Kapitel handelt, gleichſtellen wollen. Hier hat ſchon Theophraſt im ſogen. ‚Themistius' de anima (§ 1) das Richtige geahnt. So findet ſich denn nach dieſer Auffaſſung des Ariſtoteles der Sache nach doch eine Theilung in vier Arten: 1. der *νοῦς*, der alles erſt werden ſoll; 2. der *νοῦς ποιητικός*; 3. der *νοῦς ἐνεργείᾳ* und 4. der *νοῦς παθητικός*; letzterer iſt dann nicht zu verwechſeln mit dem intellectus possibilis der Scholaſtiker, verträgt ſich aber wohl mit der Bemerkung Al-Kindis: Et hunc intellectum assimilavit Aristoteles sensui (S. 3). Bei Plotin findet ſich unſeres Wiſſens nirgends eine Eintheilung, die mit der unſrigen etwas zu thun hätte. Von einer *νόησις ἐπίκτητος* ſpricht er einmal in einem andern Zuſammenhang und in anderem Sinne. Der *νοῦς ἐπίκτητος* des Alexander van Aphrodiſia aber gibt nur einen neuen Namen einem dem Ariſtoteles wohlbekannten Gegenſtand.

Das Leben des Generals de Sonis. Nach seinen Aufzeichnungen und Briefen von Mgr. Baunard, Rektor an der kathol. Universität zu Lille. Nach der 44. Auflage des franz. Originals frei bearbeitet von L. van Heemstede. Autorisirte Übersetzung. Mit einem Porträt. 8°. (X u. 406 S.) Fulda, Fuldaer Aktiendruckerei, 1898. Preis *M.* 3; eleg. geb. *M.* 4.

Bereits vor sieben Jahren ist in diesen Blättern (Bd. XLII, S. 494) des heldenmüthigen christlichen Offiziers eingehend gedacht worden, dem Abbé Baunard in vorliegender Biographie ein so würdiges Denkmal gesetzt hat. Schon damals war das Werk in über 30 Auflagen durch ganz Frankreich verbreitet; heute zählt es deren die 44ste. Es ist ein neues Verdienst des rühmlich bekannten Uebersetzers, ein so ausgezeichnetes Werk in ansprechender Form und gefälliger Ausstattung dem deutschen Leser zugänglich gemacht zu haben. Möge es unter der gebildeten Männerwelt Deutschlands Beachtung und Verbreitung finden!

Der selige Hroznata. Von Isidor Grüner, Capitular des Stiftes Tepl, Pfarrer in Chotieschau. 8°. (VIII u. 120 S.) Warnsdorf, Opitz, 1898. Preis 50 *Pf.*

Von der Entstehung des berühmten Prämonstratenserstiftes Tepl wird man auch in Deutschland gerne etwas hören. Der um 1217 verstorbene Gründer war ein wackerer Rittersmann, einer der Großen des Reiches unter König Ottokar. Nach dem frühen Tode von Weib und Kind widmete er erst sein großes Vermögen, dann seine eigene Person dem unmittelbaren Dienste Gottes, um in diesem Dienste endlich auch das Leben hinzugeben. Die Riten-Congregation gestattete durch Decret vom 14. September 1897 die kirchliche Verehrung, und im Juni 1898 wurden in der Stiftskirche zu Tepl feierlich des Seligen Reliquien gehoben. Das freundlich ausgestattete Büchlein feiert den Seligen zuerst in einem längern Gedichte, gibt dann eine gewandte Uebersetzung der ältesten, in der Stiftsbibliothek aufbewahrten Lebensbeschreibung, welche etwa 40 Jahre nach dem Tode des Stifters entstanden ist, und schließt mit zehn an die Ereignisse im Leben des Seligen anknüpfenden Betrachtungen. Das Leben des Seligen bietet so hübsche Momente und der Verfasser zeigt in den „Betrachtungen" eine so volksthümliche und zu Herzen gehende Schreibweise, daß man sich freuen würde, hätte er statt der bloßen Uebersetzung eine selbständige, auf weitern historischen Nachrichten bauende Arbeit zu liefern unternommen. Indes, was er thatsächlich geliefert hat, ist allen Dankes werth und erscheint wie ein freundlicher Brudergruß aus dem katholischen Böhmen.

Lady Georgiana Fullerton. Ihr Leben und ihre Werke. Nach dem Französischen frei bearbeitet von Raimund von Fugger, Geheimem Kammerherrn Sr. Heiligkeit des Papstes. 12°. (VII u. 536 S.) Mainz, Kirchheim, 1898. Preis *M.* 5.

Die Romane und Novellen Lady Fullertons gehören neben jenen der Gräfin Ida Hohn-Hahn und der Fernan Caballero zu dem Schönsten, was die neuere katholische Belletristik aufzuweisen hat. Sie haben ihr einen ehrenvollen Platz neben den größten Novellisten Englands erworben; ein Gladstone und eine Miß Martineau haben ihnen sozusagen widerwillig den höchsten Beifall gezollt, und selbst die Tauchnitz Edition hat es nicht für geschäftlich rentabel erachtet, die durch und durch „ultramontane" Schriftstellerin aus den British Authors wegzulassen. Während aber bei vielen modernen Schriftstellern die Werke nur der künstlerisch übertünchte

Reflex eines an sich unwürdigen oder völlig trostlosen Geisteslebens sind, ist bei ihr das Leben noch ungleich schöner, harmonischer und gehaltvoller als ihre schönsten Werke. Sie ist ein Frauencharakter, den sich Damen der höchsten Stände zum Vorbild nehmen können, und an dem, vermöge der Allgemeinheit der christlichen Ideale, Frauen aller Stände sich erbauen, stärken und bilden können. Denn anstatt über Frauenemancipation zu declamiren, stieg diese erlauchte Frau in thätiger Liebe und Barmherzigkeit auf das Niveau der ärmsten Dienstmagd herab, und anstatt den Götzen der modernen Welt zu opfern, stellte sie ihren reichen Geist, ihre vielseitige Bildung und ihre zarte Poesie ganz und gar in den Dienst der christlichen Wahrheit und Charitas. Mit großer Sympathie wird man es begrüßen, daß der Repräsentant eines hohen deutschen Adelsgeschlechts es übernommen hat, dieses schöne, reiche Leben, den Ausdruck einer echt christlichen, modernen Bildung, in deutscher Sprache allgemein zugänglich zu machen. Die Sorgfalt, mit welcher er die vorhandene einschlägige Literatur verwerthet hat, um die zu Grunde liegende französische Biographie zu vervollkommnen, hat den Werth des Buches nicht wenig erhöht. Möge es recht viele Leser und namentlich Leserinnen finden und sie mit jenem Geiste durchdringen, der Leben und Werke dieser edlen Convertitin beseelt!

Das Reisebuch. Licht und Dunkel in Natur und Geist. Von Johannes Jörgensen. Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Henriette Gräfin Holstein-Ledreborg. Mit zwei Originalzeichnungen von Francesco Mogens Ballin. 8°. (XIII u. 299 S.) Mainz, Kirchheim, 1898. Preis *M.* 2.80.

„Das Reisebuch" hat der bekannte dänische Convertit einige Zeit vor seiner Conversion geschrieben. Dasselbe stellt sich dar als das Werk eines geistreichen Dichters, der aus dem trüben Dunkel des Unglaubens nach Licht und Glauben, dem Frieden einer reinen Seele ringt. Aufrichtig, wie er ist — stellenweise nur zu aufrichtig —, gibt er seine richtigen, halb richtigen und falschen Gedanken und Vorstellungen, Empfindungen und Reflexionen über Natur und Kunst, über Sinnlichkeit und Heiligkeit dem Leser mit dem ungezwungensten Freimuth zum besten. Es wetterleuchtet zwischendurch von guten Beobachtungen, treffenden Bemerkungen. In der Schilderung der Reiseeindrücke, welche der dänische Reisende in Deutschland und Italien empfunden, zeigt sich derselbe als einen feinen und scharfen Beobachter. Wenn auch die Chronik tragisch endet, man scheidet nicht trostlos, selbst wenn man nicht wüßte, daß Giovanni sich dennoch glücklich durchgerungen. Das Reisebuch ist dem Gesagten zufolge nicht für jedermann geschrieben, nicht bloß nicht für die Jugend. Aber für reife und theologisch gebildete Leser bietet es ein hohes psychologisches Interesse. Diese werden auch das Irrthümliche und Schiefe, das noch mit unterläuft, als solches erkennen. Hier sei nur bemerkt, daß die Erklärung im Vorwort zu dem Texte über den Ablaß auch selber noch einer Erklärung bedarf; so wie sie liegt, ist sie zum wenigsten ungenau und irreführend. — Die Uebersetzung rührt her von einer echt dänischen Dame, der Gräfin Holstein-Ledreborg. Billig muß man sich wundern über die Gewandtheit, mit welcher sie die fremde Sprache handhabt, und man wird gerne über einige Unebenheiten und Fehler hinwegsehen. In den eingestreuten italienischen Phrasen finden sich wenige lapsus calami. Druck und Ausstattung des Buches sind gar fein, die beiden Zeichnungen Francescos einzig schön.

Kürschners Jahrbuch. Kalender, Merk- und Nachschlagebuch für jedermann 1899. 8°. (XX u. 469 S.) Berlin, Leipzig, Eisenach, Hilger Verlag. Preis *M.* 1.

Wiewohl diese Blätter wegen Mangels an Raum auf eine Besprechung der zahlreichen Kalender überhaupt verzichten müssen, aber auch Jahrbücher, Jahresmappen u. dgl. nicht regelmäßig zur Anzeige bringen können, möge doch auf den neuen Jahrgang von „Kürschners Jahrbuch" mit einigen Worten hingewiesen werden. Eine solche Fülle des Allgemeinwissenswerthen auf einem so engen Raum zu vereinen, ist ein Bravourstück, das dem Verfasser wohl niemand nachmachen wird. Es hält fast schwerer, zu sagen, was man in dem Buche nicht finden würde, als anzugeben, was es enthält, da man kurz sagen kann: es enthält so ziemlich alles, worüber man in einem Nachschlagebuch überhaupt Auskunft begehren wird. Fast alle Gebiete des Wissens und der Technik sind hier vertreten. Das Neueste nimmt dabei stets eine hervorragende Stelle ein, so insbesondere die ungemein zahlreichen statistischen Daten. Aber auch das erprobte Gemeinnützige kommt nicht zu kurz, wie z. B. die auf die Monate vertheilten Belehrungen über Hauswirtschaftliches darthun bis hinab auf die Weihnachtsrecepte für Aachener Printen und echten Speculatius! Dieser zweite Jahrgang enthält neben den alten Partien, die in jedem Jahrgang wiederkehren müssen, auch staunenswerth viel neuen Stoff. Wie dem vorigen Jahrgang, sind auch diesem wiederum 850 Illustrationen beigegeben, großentheils Porträts. Und das Buch mit dem allem kostet — eine Mark.

Durch Asien. Ein Buch mit vielen Bildern für die Jugend. Von J. Spillmann S. J. Zweite Hälfte: Japan, China und Indien (Ost- und Südasien). Zweite, vermehrte Auflage. Mit einer kolorierten Karte der Kiau-Tschou-Bucht. 4°. (XII u. 572 S.) Freiburg, Herder, 1898. Preis *M.* 9.60.

Zu guter Stunde erscheint die vorliegende Neuauflage, da ja Indien, Japan, namentlich aber China augenblicklich und ohne Zweifel auch für die nähere Zukunft das Interesse von uns Europäern ganz besonders in Anspruch nehmen. Der Band bietet eine Fülle gut gesichteten Materials. Aus Zeitschriften, Reisewerken und aus den Berichten von Augenzeugen, die oft mehr als die Hälfte ihres Lebens in den beschriebenen Ländern zugebracht haben, sind die geographischen, ethnographischen und culturellen Thatsachen der ost- und südasiatischen Reiche ebenso sorgfältig als geschickt zu einem Gesamtbild von Land und Leuten verarbeitet worden. Die Darstellungsweise erhebt sich in erfrischendem Wechsel je nach dem behandelten Stoff und mitunter nach den benutzten Quellen von der einfachen, nüchternen Beschreibung bis zur glanzvollen, poetisch vollendeten Schilderung. Der reiche Bilderschmuck trägt ebenso zur Unterhaltung wie zur Belehrung bei. Wie seine Vorgänger ist auch dieser Band, obwohl nach dem Titel zunächst für die Jugend bestimmt, doch allen, ja selbst solchen noch zu empfehlen, die über Asien aus geographischen Handbüchern oder Specialschriften unterrichtet sind, aber auch einmal ein wohlgelungenes Gesamtbild von den Reichen des fernen Ostens zu erhalten wünschen.

Volkssagen, Bräuche und Meinungen aus Tirol. Gesammelt und herausgegeben von Joh. Adolf Heyl. 8°. (848 S.) Brixen, Buchhandlung des Kath.-polit. Preßvereins, 1897. Preis *M.* 8.

Mit viel Interesse und Verständniß für das Leben des Volkes ist der reiche Schatz an Volkssagen, wie er in den Thälern Tirols vielleicht üppiger als anderswo

ſich noch erhalten hat, hier zuſammengetragen. Nach den geographiſchen Fundorten ſind die Sagen in ſieben Abſchnitte getheilt, wozu als achter noch zwanzig Sagen aus dem Salzburgiſchen kommen. „Bräuche und Meinungen“ werden, ohne in irgend einer Weiſe Vollſtändigkeit anzuſtreben, in zwölf Nummern nebenbei mitgetheilt. Quellenverzeichniß und Ortsregiſter ſind gleichfalls werthvolle Beigaben. Derbheiten und irgend anſtößige Partien ſind ausgeſchieden oder zu Andeutungen abgeblaßt. Der Umſtand, daß die Sammlung das ganze Tiroler Gebiet umfaßt und, was die Hauptzüge angeht, einen hohen Grad von Vollſtändigkeit beanſpruchen darf, gibt demſelben für die Volkskunde und zum Theil ſelbſt für die hiſtoriſche Forſchung einen unbeſtreitbaren Werth. Dieſer wird erhöht durch die große Sorgfalt, welche auf die Sammlung verwendet worden iſt, ſowohl durch Heranziehung der bereits gedruckten Literatur wie durch Auswahl der Berichterſtatter und gegenſeitige Vergleichung der Berichte. Viele dieſer Sagen leſen ſich recht artig und ſind noch ganz durchweht vom Hauche ſinniger Volkspoeſie. Die auf 45 Seiten beigegebenen Erläuterungen ſcheinen manchmal etwas weit hergeholt und der Verfaſſer zu leicht geneigt, ganz harmloſen, leicht erklärbaren Gebräuchen und Erzählungen tiefſinnigen mythologiſchen Urſprung unterzulegen. Wo in den Sagen chriſtliche und heidniſche Elemente ſich vermiſchen oder entfernte Analogien zu Offenbarungswahrheiten ſich entdecken laſſen, iſt im Ausdruck große Vorſicht geboten, um nicht zu falſchen Auffaſſungen eine Handhabe zu bieten. Wünſchte man an vereinzelten Stellen dieſes mehr beachtet, ſo iſt doch kein Zweifel, daß der Verfaſſer nur das Richtige hat zum Ausdruck bringen wollen.

Hiſtoriſch-topographiſches Wörterbuch des Elſaß. Bearbeitet von Joſeph M. B. Clauß. Lieferung III. IV. V. Zabern, Fuchs, 1897—1898. Die Lieferung à 64 S. Lex.-8°. *M.* 1.

Wenn von dieſem trefflichen Werke, deſſen Erſcheinen ſeiner Zeit in dieſen Blättern (Bd. LIII, S. 104) mit aufrichtiger Freude begrüßt wurde, heute drei weitere Lieferungen zur Anzeige gelangen, ſo iſt dies der Beweis eines zwar nicht raſchen, aber doch rüſtigen und ſichern Voranſchreitens. Der volle Werth des Unternehmens wird natürlich erſt hervortreten und ſich Anerkennung verſchaffen, wenn das Ganze vollendet vorliegt, und dies wird, nach dem bisherigen Verlaufe zu urtheilen, wohl ſicher noch 4—6 Jahre in Anſpruch nehmen. Allein „Gut Ding will Weil' haben“, und was bis jetzt geleiſtet iſt, macht in jeder Hinſicht den Eindruck des Gediegenen. Der Verfaſſer hat ſich gut umgeſehen und bewährt neben eiſernem Fleiß auch weiten Blick und vielſeitiges Intereſſe. Schon jetzt, wiewohl das Verzeichniß der Namen erſt bei Enſisheim angelangt iſt, können die fünf inhaltreichen Hefte die mannigfachſten und erſprießlichſten Dienſte leiſten. Möge nur dem ſtrebſamen Bearbeiter ſtatt nörgelnder Verkleinerung von allen Seiten jene wohlwollende Förderung zu theil werden, welche ſein Unternehmen verdient und auch aller Vorausſicht nach reichlich lohnen wird.

Pigeons Voyageurs par Enrico Melillo, Inspecteur des Postes. Traduit de l'Italien par Hubert Schmidt, Assistant supérieur des Postes Impériales à Bühl (Grand-Duché de Bade). 8°. (44 p.) Strasbourg, Propre librairie du traducteur, 1898. Preis 50 *Pf.*

Das Schriftchen gibt eine Zuſammenſtellung bemerkenswerther Nachrichten über die Verwendung der Tauben im Verkehrsdienſte ſeit den älteſten Zeiten bis

zur Gegenwart, eine Geschichte der Taubenpost im kleinen Stil. Die vielen hübschen Notizen lesen sich ungemein interessant; genaue Quellenangaben werden freilich meist vermißt. Wenn S. 41 wiederholt wird, die Heilige Schrift des Alten Testamentes berichte oft von den Botendiensten der Tauben, so wäre man auf Belegstellen gespannt gewesen. Der fleißige Uebersetzer, welcher bereits vor einigen Jahren ein anregendes Schriftchen über das altrömische Postwesen dem deutschen Publikum zugänglich machte, hat mit dieser neuen Uebertragung, welche unter der Aufschrift „Brieftauben" gleichzeitig auch in deutscher Sprache erscheint, einen glücklichen Griff gethan.

Die ersten Jahre im Lehrerberufe. Ein Geleitsbüchlein für junge Lehrer. Von einem deutschen Seminarlehrer. 12°. (VIII u. 276 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh, 1898. Preis *M.* 1.80.

Ein exemplarischer Aspirant des Lehrerstandes, von kreuzbraven Eltern erzogen, von einem tüchtigen Religionslehrer auf seinen Beruf vorbereitet, tritt aus dem Seminar in die Praxis und legt unter den günstigsten collegialen, behördlichen und localen Verhältnissen durch musterhafte Thätigkeit an der Schule eines Dorfes die Grundlage zu seinem Lebensglück. Innerhalb dieses Rahmens werden eine Reihe trefflicher Winke für den Beginn des Lehrerlebens an die Hand gegeben, freilich in manchen wichtigen Punkten auch nicht mehr als eben „Winke". An ausgedehnten Citaten aus Schriften, welche dem jungen Lehrer ohnehin leicht zugänglich sind, scheint des Guten zu viel gethan; auch scheint unter der Umhüllung mit vielen schönen Reden die Wirkung des Gedankens manchmal zu leiden. Doch ist das Büchlein vom besten Geiste beseelt, liest sich leicht und kann nur gut wirken.

Gymnasiasten und Hochschüler. Zeitbild von Conrad von Bolanden. 12°. (VIII u. 224 S.) Freiburg, Herder, 1898. Preis *M.* 1.30.

Einer der wundesten Punkte im Leben unseres Volkes ist es, den ein verdienter Volksschriftsteller sich hier zum Vorwurf genommen hat. In Form lehrhafter Dialoge, die jedoch zu einer ansprechenden Erzählung sich zusammenschließen, werden die Gefahren veranschaulicht, durch welche an unsern heutigen höhern Schulen auch wohlveranlagte und gut erzogene Jünglinge sich bedroht sehen. Wohl müssen im Dienste der rasch sich entwickelnden Erzählung die psychologischen Vorgänge in den Hauptpersonen oft in so kurzen Fristen und so unvermittelt sich vollziehen, wie es im Leben nur ausnahmsweise geschieht; allein diese psychologischen Vorgänge selbst wie die gegebenen Sittenschilderungen sind nur allzusehr aus dem wirklichen Leben herausgegriffen. Daß bei dem Bilde des jetzigen Universitätslebens der Bedeutung der katholischen Corporationen so gar nicht gedacht wird, kann man bedauern. Doch war es dem Erzähler zunächst um das negative Resultat zu thun, vor der Zuchtlosigkeit der Gymnasiastenverbindungen wie des Corpslebens zu warnen. Mögen die gegebenen Warnungen auch in ihrer ganzen Ausdehnung nicht auf jeden einzelnen Fall buchstäblich anwendbar sein, sie sind doch in ihrer Gesamtheit so zeitgemäß wie innerlich berechtigt. Christlichen Eltern, welche über studirende Söhne zu wachen haben, vorab christlichen Müttern möchte die Schrift zu weiterem Nachdenken eine heilsame Anregung sein.

Bachem's illustrirte Erzählungen für Mädchen. Jeder Band (kl. 4°) mit 4 Kunstdruckbildern und elegant gebunden. Preis *M.* 2.50.

Diese schon früher empfohlene Serie von Erzählungen für Mädchen bringt dieses Jahr zwei neue, ebenso hübsch ausgestattete Bändchen. Beide Stücke sind gut erzählt und in fließendem Stile geschrieben.

(7.) Wie das Grafendorli glücklich wird. Erzählung für junge Mädchen. Von Hedwig Dransfeld. (190 S.) Die Erzählung ist eine Fortsetzung des 6. Bändchens und schildert die weitern Schicksale des „Grafendorli" — bis zu dessen Verheiratung natürlich. „Du hast viele Aussichten für die Zukunft gehabt," faßte einer der Hochzeitsgäste Dorlis Erlebnisse zusammen. „Zuerst schien es, als wolltest du Nonne werden, dann eine Sängerin wie Charlotte Lee, und schließlich winkte dir sogar der Titel einer waschechten Lady aus dem englischen Hochadel. Daß du auf einem ehrsamen Magister hängen geblieben bist, scheint mir ein unrühmlicher Abschluß für ein solch vielversprechendes Leben." — Nun, hoffen wir, daß die „glückliche Braut" mit dem „ehrsamen Magister" wirklich glücklich wird, wozu der ruhige Charakter desselben allerdings mehr Hoffnung gibt als der geist- und herzlose englische Lord oder das Los einer Concertsängerin oder gar das Kloster ohne wirklichen Beruf.

(8.) Nach harter Prüfung. Erzählung für junge Mädchen. Von Hedwig Dransfeld. (203 S.) Um die Ehre der Familie zu retten und den Bruder vom Selbstmorde zurückzuhalten, opfert Luise Nigra ihr Vermögen, damit aber auch die Aussicht auf eine Heirat und wird Dorflehrerin in einem elenden Neste. Zum Lohne für dieses Opfer rettet sie nicht bloß ihren Bruder, sondern findet auch Gelegenheit, auf die ganz verweltlichte Gutsherrin, eine ungetaufte und ganz ungläubige reiche Brasilianerin, so einzuwirken, daß sich dieselbe nach harten Prüfungen bekehrt. Noch andere glückliche Ergebnisse knüpfen sich an dieses Opfer. Für sich gewinnt Luise, deren Seele sich immer mehr läutert und statt von rein weltlichen, von übernatürlichen Beweggründen leiten läßt, „in ihrer treuen Pflichterfüllung den Frieden, wie er ihr im rauschenden Leben der Großstadt niemals zu theil geworden wäre". Schön sagt sie am Schlusse: „O Gott, ein ganzes Leben reicht nicht hin, um für all deine Güte genug zu danken und zu lieben."

Frau Holle und andere Geschichten für die reifere weibliche Jugend. Von Redeatis. Mit einem Titelbild. 12°. (IV u. 140 S.) Freiburg, Herder, 1898. Preis brosch. *M.* 1; geb. *M.* 1.30.

Die vier vorliegenden Erzählungen können in jeder Beziehung als wahrhaft mustergiltig bezeichnet werden. Sie haben literarischen und pädagogischen Werth. Eine besonders feine Charakterzeichnung, mit wahrer Meisterschaft durchgeführt, ist Mathilde in „Frau Holle". Fast noch besser gefällt uns aber „Muhme Rehlen", die erzählt, wie sie „ihren Isaak geopfert", d. h. ein wunderschönes Kleid, das eben frisch von der Modistin kam, und für das sie monatelang die Pfennige zusammensparte. Auch „Die beiden Großmütter", die, als Wickelkinder zur Zeit der französischen Revolution getrennt, sich endlich im hohen Alter von 78 Jahren wiederfinden, sind allerliebst, und die arme „Buckelige" endlich ist reich an schönen Zügen und goldenen Lehren. Ganz besonders sei noch lobend hervorgehoben, daß die Verfasserin diese ihre Erzählungen meist im bürgerlichen Leben spielen läßt, in Kreisen, wo man sich behelfen und wo auch die heranwachsenden Mädchen frühzeitig um das liebe Brod arbeiten müssen. Jene Erzählungen, die sich immer in den vornehmsten

Kreisen zwischen Gräfinnen und Baroneſſen in den ſchönſten Toiletten und reizendſten Boudoirs bewegen, ſind leider nur zu geeignet, den Kopf heranwachſender Mädchen mit den tollſten Träumereien zu erfüllen, während ihnen hier geſunde Nahrung für Geiſt und Herz geboten wird. Das Wort „reifere“ auf dem Titel hätte getroſt wegbleiben können.

Neue Communionandenken des B. Kühlen'ſchen Kunſtverlags zu M.-Gladbach.

Die B. Kühlen'ſche Kunſtanſtalt hat drei neue Communionandenken auf den Markt gebracht, auf welche wir hier aufmerkſam machen möchten. Zwei derſelben unterſcheiden ſich nur durch das Format (das größere Nr. 50 zu 30 Pfg., das kleinere Nr. 50½ zu 18 Pfg.). Ihr Mittelſtück bildet auf goldgemuſtertem Grunde die Geſtalt des Heilandes, das Brod in der Linken, die Rechte zum Segen erhoben, nach einem Gemälde der Freiin von Oer. Die Umrahmung enthält oben und unten ein Spruchband inmitten von Rebzweigen, rechts und links aber je zwei Engel nach Fra Angelico. Die Ecken füllen zart ausgeführte Grisaillebildchen, der hl. Tarcisius, die Communion des hl. Aloyſius, Melchiſedechs Opfer und der Mannaregen. Die zwei Blätter empfehlen ſich ebenſoſehr durch ihre würdige Darſtellung wie durch angenehme Farbengebung und vortreffliche techniſche Behandlung. Das dritte der Bilder (Nr. 51 zu 15 Pfg.) beſteht unter Beiſeitelaſſung der Einfaſſung bloß aus der mittlern Darſtellung der beiden andern; es iſt gleichfalls ein recht paſſendes Communionandenken.

Miscellen.

Wiederaufleben der Myſterienſpiele in der Bretagne. Am 11. September 1898 wurde zu Tréguier, einem der vier alten Biſchofsſitze der Nieder-Bretagne, auf öffentlichem Platze von einfachen Bauersleuten eines der alten Myſterienſpiele wieder aufgeführt. Es brachte dies bei der Bevölkerung einen tiefen Eindruck hervor, und ein außerordentlicher Erfolg wurde erzielt. In mehr als einer Hinſicht iſt dieſes provinzielle Vorkommniß von weiter gehender Bedeutung, und ganz mit Recht hat es in England wie in Frankreich großes Intereſſe geweckt.

Die altbretoniſche Sprache, nahe verwandt dem in Wales von den Einheimiſchen geſprochenen Welsh, nur reicher und ausgebildeter in ihren Formen, gehört wie dieſes der ſüdlichen Gruppe der keltiſchen Sprachen an und iſt eine der wenigen, die ſich bis auf die Gegenwart erhalten haben. Wie immer in den höhern Geſellſchaftskreiſen das Franzöſiſche vorgedrungen iſt, das Volk der Bretagne hängt noch zähe an ſeiner altererbten Sprache und ſeiner reichen, herrlichen Literatur. Iſt doch die Bretagne die Heimat mancher der

poetiſcheſten unſerer mittelalterlichen Sagen, wie der vom Zauberer Merlin oder vom König Artus und ſeiner Tafelrunde. Gerade die Gefeiertſten unter den alten Barden waren Kinder der Bretagne, und ihre Sagen, Lieder und Melodien haben ſich fortgeerbt durch die Jahrhunderte. Neben den Helden haben aber auch die Heiligen geblüht, und reicher noch als an wehmüthigen Ruinen von Kirchen und Klöſtern iſt die Bretagne an frommen Sagen und Legenden wie an ſchlicht-ernſten Aufzeichnungen über Tugenden und Wunder gotterwählter Bretonen. Selbſt nach den Stürmen des 16. Jahrhunderts hat die Bretagne noch einmal eine Blüthezeit ihrer heimiſchen Literatur erlebt. Nicht nur Predigt- und Erbauungsbücher, ſondern auch geiſtliche Dramen und religiöſe Geſänge in bretoniſcher Sprache verbreiteten ſich in unerſchöpflichem Reichthum über das ganze Land. Noch im Laufe des 17. Jahrhunderts erglänzten zwei heiligmäßige Geiſtliche, der Weltprieſter Le Nobletz de Kerodern und P. Julien Maunoir S. J., als fruchtbare und begabte heimiſche Dichter. Eigentliche Myſterienſpiele ſind ſchon aus dem 13. und 14. Jahrhundert erhalten; im 15. und 16. erreichte die Myſteriendichtung ihre höchſte Blüthe. Auch als im Laufe des 16. Jahrhunderts die Aufführung der geiſtlichen Spiele durch Beſchluß des Parlaments wie durch Erlaß des Epiſkopates unterſagt wurde, blieben dieſe im Herzen und in der Hand des ſchlichten Volkes, viel geleſen und von vielen auswendig gewußt. Sie haben ihr gutes Theil dazu beigetragen, daß die Bretonen mit unvergleichlicher Zähigkeit wie an der Liebe zur Heimat ſo an Glauben und Königthum feſtgehalten haben, mit einem Feuereifer, welcher oft an Leidenſchaft grenzte.

Seit den dreißiger Jahren dieſes Jahrhunderts hat man begonnen, dem wiſſenſchaftlichen Studium und einer planmäßigen Pflege des Altbretoniſchen ſich zuzuwenden. Volksgeſänge und Volkserzählungen, Sagen und Lieder nebſt ihren Singweiſen voll von Kraft und lebensvoller Poeſie wurden geſammelt und in immer neuen Auflagen herausgegeben. Keltiſche Zeitſchriften traten ins Leben zur Behandlung der alten Sprache und Geſchichte, ja eine neue bretoniſche Dichtung — etwa der neuprovençaliſchen vergleichbar — blühte kraftvoll auf. Als ein epochemachender Schritt in dieſem auf die Erhaltung einer hiſtoriſch wie linguiſtiſch gleich intereſſanten Sprache gerichteten Beſtreben iſt es nun gelungen, auch das alte Myſterienſpiel wieder aus dem Schlummer zu wecken. Damit iſt Hoffnung gegeben, daß der Kampf für Erhaltung der Sprache nicht mehr Sache weniger Liebhaber aus den gebildeten Kreiſen bleibt, ſondern allmählich zur Sache eines ganzen Volkes werden wird. Einige der älteſten noch erhaltenen Myſterien hatte bereits der um die Kenntniß der bretoniſchen Poeſie ſo hochverdiente La Villemarqué in den Druck gelangen laſſen. Auch der Verſuch einer Aufführung iſt vor etwa 10 Jahren ſchon gemacht worden. Man hatte damals das Myſterium von der hl. Tryphine dazu auserſehen, allein mit dieſem Verſuche entmuthigende Reſultate eingeerntet. Anders diesmal! Von zwei Dichtern des neubretoniſchen Parnaß, dem verdienten Anatole Le Braz und Charles Le Goffic, war die Anregung ausgegangen; bei dem Maire des Dorfes Ploujean (unweit Morlaix) fanden ſie verſtändnißvolles Entgegenkommen, und die Bauern dieſes Dorfes ſtudirten ſich mit Eifer in die ihnen zugedachten Rollen hinein. Unter zahl-

reichen noch erhaltenen Mysterien war das des hl. Gwennolé, oder wie die Bollandisten zum 3. März ihn benennen, Winwaloe (Guingaloeus) auserwählt worden, auf welches bereits 1848 ein bewährter Kenner, Luzel, aufmerksam gemacht hatte. Künstlerische Vorzüge waren es jedoch nicht, welche diese Wahl empfahlen; denn wie die alten Lebensbeschreibungen dieses Heiligen, so bietet auch das auf ihren Bericht aufgebaute Mysterium wenig Handlung und noch weniger Entwicklung oder Bewegung; es ist fast nur ein Aneinanderreihen von Wundern. Allein der hl. Gwennolé, als Gründer und erster Abt des einst (nahe beim Hafen von Brest gelegenen) berühmten Klosters Landevenec, als Schüler des gefeierten hl. Budoc, als Großneffe eines einheimischen Königs und als König Gralons Bekehrer und Seelenleiter, faßt in seiner Person alles zusammen, was dem Bretonen heilig und ehrwürdig ist. Ueberdies hat er nach der Legende eine Invasion fremder Feinde, welche er als Strafe Gottes vorausgesagt, nachdem sie wirklich erfolgt war, wunderkräftig zurückgetrieben. Alles, was der Brust des echten Bretonen am tiefsten eingegraben ruht: Begeisterung für den Glauben, Liebe zur Heimat, Ehrfurcht und Sehnsucht für das christliche Königthum, wurde durch die Gestalt des Heiligen in seiner bevorzugten Stellung zu König Gralon mächtig wachgerufen.

Eine erste öffentliche Aufführung dieses Stückes war im Dorfe Plouzean vor bescheidenem Zuschauerkreis zur Befriedigung ausgefallen, bevor man es wagte, an die Hauptvorstellung in der Bischofsstadt, gleichsam im Angesichte des ganzen Departements, zu denken. Nun aber wurde zu Tréguier der große freie Platz vor der Kathedrale (Levée genannt) als Standort für das einfache Bühnengerüste ausersehen, rings umsäumt von mächtigen Ulmen, im Hintergrund das ehrwürdige Gotteshaus. Aus Stadt und Land waren Hunderte und Tausende erschienen, um zu schauen und zu lauschen, und das Herz zu erheben, als die naturwüchsigen Schauspieler fromm ihr Spiel begannen mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“ Vom Himmel hernieder strahlte freundlicher Sonnenschein; vor der Bühne wogte es wie ein Meer von alterthümlichen weißen Hauben, wie Bäuerinnen und auch Städterinnen der Bretagne sie heute noch als Schmuck ihres Hauptes lieben; auf den Brettern aber glitzerten und funkelten im Sonnenlichte die künstlerisch ausgewählten, ungemein malerischen Trachten der improvisirten Theaterhelden. Die Hauptrolle des Königs Gralon spielte Parkik, eine der wichtigsten Persönlichkeiten des Dorfes Plouzean, sonst Bäcker, Wirt und Bauer in einer Person, der überdies am Sonntag Morgen vor der Dorfkirche auch als Gemeindebarbier eine geschäftige Thätigkeit zu entwickeln pflegt. Jetzt entledigte er sich seiner Rolle als König mit ungekünstelter Würde und imponirendem Selbstbewußtsein. Die Rolle des Heiligen wurde durch einen einfachen Bauernknecht vortrefflich und nicht ohne ein gewisses Zartgefühl gegeben. Den Haupterfolg erntete jedoch der Feldarbeiter Alan Guitarech, welcher eine seinem Gesichtskreise näher liegende Rolle, den Diener Mistral, darzustellen hatte. Allgemein fiel es auf, wie tief diese einfachen Menschen in ihre Rollen sich hineingedacht, ja ganz hineingelebt hatten, und wie ernst sie von dem durchdrungen waren, was sie aus-

sprachen oder zur Darstellung brachten. Dies hinderte keineswegs, daß bei den komischen Scenen ihre ganze Urwüchsigkeit ungezwungen wieder zum Durchbruch kam und sie auch hier im stande waren, ihr Publikum fortzureißen.

Wenn dieser Erfolg, groß und vollendet wie er war, nicht vereinzelt bleibt, sondern ein Wiederaufleben der alten geistlichen Spiele unter dem Volke der Bretagne in größerem Maßstabe nach sich zieht, so wird dies nicht bloß auf Pflege und Erhaltung einer mit dem Aussterben bedrohten Sprache mächtigen Einfluß üben. Vereint mit verwandten Erscheinungen in andern Ländern würde es darauf hinwirken, eines der ergiebigsten Mittel der Volksbelehrung, Volksergötzung und Volkserziehung wieder gangbar zu machen.

Ein amerikanisches Urtheil über den Roman Quo vadis? Schon vor einiger Zeit erschien in Hartlebens Verlag (Wien, Pest, Leipzig) in Buchform eine deutsche Uebersetzung des von Sienkiewicz in polnischer Sprache geschriebenen Romans Quo vadis? Jetzt wird in der „Alten und Neuen Welt" wiederum eine Uebersetzung desselben in verkürzter Form veröffentlicht. In Nordamerika erregte seinerzeit das Erscheinen dieses Romans großes Aufsehen, zumal da eine Controverse darüber entbrannte, wie die Katholiken sich zu dem Roman zu stellen hätten. Eine Reihe katholischer Blätter, wie der Catholic Telegraph in Cincinnati, Catholic Standard in Philadelphia, Catholic Union and Times in Buffalo, New World in Chicago, erklärten sich schließlich gegen den Roman. Die von Arthur Preuß redigirte und von den amerikanischen Katholiken sehr hoch geschätzte Zeitschrift The Review brachte dann in ihrer Nummer vom 19. Mai d. J. eine ausführliche Kritik des Romans, die wir in möglichst wortgetreuer Uebersetzung hier folgen lassen.

Männer von nüchternem Urtheil erklären jetzt offen, daß das Buch unziemliche Stellen enthalte. Wir behaupten, ganze Kapitel des Romans wären besser niemals geschrieben worden und sollten niemals gelesen werden, weil sie das Gefühl eines jeden keuschen Gemüthes stoßen. Es gibt nämlich Sachen, welche man nach dem hl. Paulus unter Christen nicht einmal nennen soll, und dieser Abscheu vor Unkeuschem und Lüsternem gilt auch für das 19. Jahrhundert. Gleich das einleitende Kapitel muß einen gewissenhaften Katholiken von dem Buche abschrecken, wofern er nicht gewichtige Gründe hat, die Lesung fortzusetzen, da der Inhalt dieses Kapitels die Phantasie beschmutzt und böse Gedanken erweckt.

Neros Gastmahl, die unsittliche Scene auf der schwimmenden Insel, welche Vinicius nachher der Lygia erzählt, und die andern verbrecherischen Lustbarkeiten der verkommenen Höflinge werden in mehreren Kapiteln geschildert, und es macht auf uns den Eindruck der größten Oberflächlichkeit, wenn eine katholische Zeitschrift schreibt: Man ist geneigt, die allzu realistischen Stellen in der Erzählung zu entschuldigen, wenn man an den Zweck denkt, den der Verfasser offenbar dabei im Auge hatte. Mehr als 30 oder 40 Seiten verrathen auf den ersten Blick das moralische Gift, welches zu den schmählichsten Lastern anreizt. Schreiber dieses ist der Meinung, daß Sienkiewicz sich bei den heidnischen Orgien nicht absichtlich aufgehalten oder das Leben der ersten Christen als Köder gebraucht habe, um die Leser in den ekelhaften Schmutz des heidnischen Roms zu locken; aber man staunt, daß der Verfasser

es wagt, die Lasterhaftigkeit des wollüstigen Petronius und der Höflinge so innig mit seiner Erzählung zu verflechten und so auf die niedrig-sinnlichen Neigungen seiner Leser zu wirken. Es werden oft ganze Seiten, dann ein einzelner Satz oder eine Phrase und selbst bloße Worte in die Erzählung hineingeworfen, um schlechte Empfindungen nicht nur anzudeuten, sondern einfachhin wachzurufen. Moralischer Schmutz kann niemals den Stoff zu einem vorzüglichen Roman abgeben; auch kann ein farbenprächtiger Hintergrund mit Scenen aus dem ersten Christenthum einem Buche, das unsittliche Ideen enthält, seinen üblen Duft nicht benehmen. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet ist das Buch sicher gefährlich.

Man hat den Gedanken ausgesprochen, eine purgirte Ausgabe des Quo vadis? zu veröffentlichen. Dadurch würde das Buch allerdings weniger schädlich, aber dennoch keineswegs ein Kunstwerk auf dem Gebiete der Dichtung werden. Um dies zu zeigen, müssen wir die Hauptzüge der Erzählung hier kurz wiedergeben. Den Grundton des „wundervollen" Romans bildet die wahnsinnige Liebe des Vinicius, eines römischen Soldaten, zu Lygia, einem christlichen Mädchen von barbarischer Abstammung. Diese Liebe erscheint in der Darstellung als so gewaltig und tief, so beständig und wachsend, so sinnlich und oft sündhaft, so voll Wahnsinn und Raserei, und dann allmählich durch christliche Ideen geläutert, so machtlos und von so allgemeinem Interesse für die ewige Stadt: daß die schlauen Rathschläge des Petronius und sein Einfluß am kaiserlichen Hof, die Eifersucht der Poppäa und der ungelegene Tod ihres Kindes, der geheime Gottesdienst der Christen und die Intriguen des griechischen Philosophen Chilo, die Lehren der hll. Petrus und Paulus, die Verfolgung der Christen und der Brand Roms — daß alles das nur dazu dienen muß, die Vereinigung dieser beiden liebenden Herzen entweder zu verhindern oder zu ermöglichen. Das ist ja natürlich das Ziel bei einem jeden Sensationsroman und deshalb auch bei Quo vadis? Es besteht gar kein Zweifel, daß Vinicius' Liebe zu dem Mädchen eine sinnliche, selbstsüchtige und zuweilen sogar eine sehr verbrecherische ist. Der Verfasser hat sich bemüht, Lygia als eine christliche Heldin darzustellen, doch ist ihm dieser Versuch unserer Meinung nach gänzlich mißlungen. Lygia ist ein unschuldiges, unerfahrenes Kind, das dem Vinicius erklärt, sie glaube nicht an Nero als den Weltenlenker, sondern an den Gott der Christen; im übrigen jedoch haben die christlichen Grundsätze sie noch nicht völlig durchdrungen. Lygia ist keineswegs frei von der Eitelkeit ihres Geschlechtes und freut sich, die Bewunderung eines Mannes zu finden, der in sie vernarrt ist. Worte sinnlicher Liebe wirken wie Zauber auf ihr Herz, das doch der Voraussetzung gemäß von Gottes- und Christusliebe brennt. Durch die geheimnißvollen Intriguen des Petronius kommt sie an den Hof des Cäsars, um dort das Eigenthum des Vinicius zu werden und an seiner Seite ihre unschuldigen Augen an schamlosen Orgien zu weiden. Sie ist sich der Gefahr, die ihr in diesem Palaste droht, wohl bewußt. Ihr Benehmen gegen Vinicius ist kindisch; berauscht von seiner Schmeichelei, wird sie durch die gewaltsame Dazwischenkunft ihres treuen Sklaven, des mächtigen Ursus, noch eben dem Verderben entrissen. Eine christliche Jungfrau würde anders gehandelt haben. So handelte eine hl. Agnes nicht. Der hl. Franz von Sales gibt Rathschläge, wie ein Christ sich in solchen Gelegenheiten benehmen soll. Gebet, Furcht Gottes, der Gedanke an den Gekreuzigten, an die Ewigkeit sollen da die christliche Seele stärken. Aber nichts dergleichen finden wir bei Lygia. Nachdem das Mädchen dem Vinicius entrissen ist, will sie von ihm fliehen; er jedoch entdeckt den geheimen Ort, wo die Christen ihren Gottesdienst halten, und es wird ein Plan gebraut, um sie zu entführen. Es

folgt eine sensationelle Scene, wobei Ursus die abscheuliche Gewaltthat des Vinicius wieder vereitelt. Der berühmte Gladiator Croton wird getödtet und Vinicius, welcher die Lygia entführen wollte, verwundet. Doch Lygia erkennt ihren Geliebten und ruft in ihrer Feindesliebe dem Ursus zu: „Tödte nicht!" — und Vinicius bleibt verschont und wird von den Christen aufs liebevollste aufgenommen und von Lygia selbst verpflegt. Ihre Zuneigung zu dem Schurken, welcher ihr Ehre und Tugend rauben wollte, aber jetzt unter dem Einfluß und der Macht christlicher Liebe steht, wächst täglich, und ihre aufopfernde Pflege wird zu einem Heilmittel für Vinicius' Wunden. Vinicius ist allerdings noch selbstsüchtig, „ein echter Römer, von der Wölfin genährt", aber eine Veränderung zum Bessern geht doch in ihm vor. Indes fängt Lygia an unruhig zu werden wegen ihrer zarten Liebe zu Vinicius und erhält von Crispus einen scharfen Verweis. Der hl. Petrus hat die Unterhaltung beider mitangehört und verweist seinerseits dem Crispus seine zu große Strenge, erinnert alle an das Gesetz der Liebe und versichert Lygia, daß in ihrer Liebe nichts Sündhaftes sei; doch solle sie Vinicius' Umgang meiden, bis er den wahren Glauben angenommen. Auch der hl. Paulus schärft Liebe und Erbarmen ein. Lygia verbirgt sich ein zweites Mal, und es gelingt Vinicius wiederum, ihr Versteck zu finden. Statt sie wieder mit Gewalt zu entführen, wendet sich Vinicius jetzt direct an den hl. Petrus, welcher voll Liebe der Lygia das Geständniß entlockt, daß sie Vinicius liebt, und dann seine Hände über ihren Häuptern ausbreitet mit den Worten: „Liebet einander im Herrn und zu seiner Ehre, denn in eurer Liebe ist nichts Sündhaftes!" Darauf folgt mehr als ein inniges tête-à-tête, das durch die ermuthigenden Worte des Papstes sanctionirt worden zu sein scheint. Wenn ein katholischer Priester nach diesem fingirten Beispiele der Liebe des hl. Petrus sich richten wollte, so könnte er Verliebten größere Freiheit gestatten, als es die Grundsätze der Moraltheologie erlauben. Der süße Honigmonat vor der Heirat wird abgekürzt durch den großen Brand Roms, wobei Vinicius seine Geliebte wie ein Wahnsinniger durch einige ritterliche Heldenthaten zu retten sucht. Bevor ihm das noch gelingt, fordert die Einäscherung der Stadt Opfer der Rache. Die Christen werden gehetzt, eingekerkert, hingeschlachtet, und die Heiden schwelgen in den Leiden der verhaßten Secte. Auch Lygia befindet sich unter den Gefangenen. Vinicius steht unsägliche Angst um sie aus und wendet sich an den hl. Petrus, der ihn tauft und ihm das feierliche Versprechen gibt, daß Lygia gerettet werden soll. Die Jungfrau hat eine schmachvolle Tortur zu bestehen; sie wird zwischen die Hörner eines Auerochsen gebunden, und Ursus muß gegen die grausame Bestie im Amphitheater kämpfen. Der starke Lygier ringt so gewaltig mit dem Stier, daß die Zuschauer seine und Lygias Freilassung verlangen zur unbeschreiblichen Freude des Vinicius. Ihre Gesundheit ist bald wieder hergestellt, und die beiden Verliebten leben in himmlischer Glückseligkeit zusammen auf der Insel Sicilien, während in Rom die hll. Petrus und Paulus gemartert werden, Petronis Selbstmord begeht und Nero meuchlings ermordet wird.

Nach diesen Umrissen kann man sich leicht vorstellen, wie bezaubernd die Lesung des Quo vadis? sein muß. Denn alles gipfelt ja in dem endlichen Erfolg, daß Lygia und Vinicius sich kriegen, und all die großen und aufregenden Ereignisse der letzten Tage Neros, der hll. Petrus und Paulus müssen dazu beitragen, dieses eine große Ziel des modernen Sensationsromans entweder zu fördern oder aufzuhalten. Die Liebesgeschichte muß als ein künstlerisches Mittel offenbar dazu dienen, Einheit in die Erzählung zu bringen, welche sich mit der

Zeit Neros beſaßt; aber dieſe Liebesgeſchichte ſteht überall ſo ſehr im Vordergrunde, daß ſie die großen Zeitereigniſſe ganz zu beherrſchen und ſich unterzuordnen ſcheint.

Wenn ſo in dem Buche die kluge Ueberlegung fehlt, ſind wir gezwungen, uns zu fragen, ob denn die Chriſten, beſonders die heiligen Apoſtel und Martyrer, wirklich vom Geiſte Chriſti durchdrungen ſind. Die Begegnung des hl. Petrus mit Nero, das Martyrium der Apoſtelfürſten und die Folterung der ſterbenden Chriſten bekunden das große Genie des Verfaſſers, welcher uns den zukünftigen Triumph des Chriſtenthums über das heidniſche Rom ſchildert. Aber wir haben oft ſagen hören, daß der Charakter des hl. Petrus den Erwartungen der Katholiken nicht entſpricht. Es zeigt ſich eine gewiſſe Unentſchiedenheit in der Anſprache des hl. Petrus, Mangel an Vertrauen und Freudigkeit, wenn er die Chriſten in ihren Leiden zu tröſten hat. Wir können uns nicht erinnern, daß das unblutige Opfer der heiligen Meſſe, aus welchem die Chriſten ihre Stärke ſchöpften, oder der Empfang der heiligen Sacramente, die Taufe abgerechnet, irgendwo genannt wird. Die Uebung des Gebetes, beſonders in der Verſuchung, iſt durch und durch chriſtlich, und zu unſerem Staunen fehlt ſie bei Lygia gänzlich. Andere chriſtliche Tugenden und Uebungen und die Bekämpfung der böſen Leidenſchaften werden kaum je erwähnt. Nur die eine Lehre von der Liebe wird eingeſchärft, und wir haben ſchon gezeigt, wie weich, wie überzärtlich und verkehrt dieſe Liebe iſt. Der Verfaſſer ſcheint des Heilandes Wort von Selbſtverläugnung, vom Abhauen der Hand und Ausreißen des Auges, wenn ſie einen ärgern, ganz vergeſſen zu haben. Es ſteckt unechte Religion in Quo vadis?

Wir wagen zu ſagen, daß dieſes Buch von zwei Klaſſen von Männern und Frauen begierig geleſen wird. Erſtens von jenen niedriggeſinnten jungen und alten Leuten, welche den Schleier von den unreinen Myſterien heidniſcher Entſittlichung zu lüften begehren, aber doch auch zugleich ihre Abſicht mit der Bewunderung für die erſten Chriſten bemänteln möchten. Zweitens von jenen zwar etwas höher ſtehenden, aber ſentimentalen Charakteren, welchen es bei ihrer Weichheit und Süßlichkeit an der gehörigen chriſtlichen Strenge, Energie und Abtödtung fehlt, von der die Welt ſagt: „Herr, dieſe Rede iſt zu hart!“ Für keine dieſer beiden Klaſſen von Leſern taugt Quo vadis? Andere von mehr geläutertem und gebildetem Geſchmack werden ſich vom Buche abwenden.

Wir möchten mit dem Tribut des Lobes nicht zurückhalten, welches die Gewandtheit und der kraftvolle Genius verdienen; dieſelben treten in dem Geſamtplan, in der Wiedergabe und Entwicklung gewiſſer Charaktere und in einigen vorzüglichen Schilderungen offen zu Tage. Aber wir fragen den Leſer, ob denn ſchließlich das Buch jenes große Lob verdient, mit dem Tauſende es überſchüttet haben. Der Catholic Telegraph ſagt: Das Volk muß wiſſen, daß es kein Kunſtwerk iſt, und daß katholiſche Eltern die Pflicht haben, das Buch von ihren Kindern fernzuhalten. Möge der unbedachte und rückhaltloſe Beifall, wie er Quo vadis? geſpendet wurde, allen Katholiken eine Lection ſein, daß wir ſorgfältig prüfen, bevor wir ein Buch wie Quo vadis? als „geiſtliche Leſung“ empfehlen. Wie zeitgemäß iſt da die Warnung, welche Erzbiſchof Elder den katholiſchen Inſtituten, Schulen, Collegien ꝛc. ſeiner Diöceſe gibt, doch nicht die Verantwortung auf ſich zu nehmen, daß es von den ihnen anvertrauten Untergebenen geleſen werde, und es namentlich nicht als Prämium zu verſchenken oder in ihre Bibliothelen zu ſtellen!

Ein kaiserlicher Gönner der Mission von China. Bei dem ungewöhnlichen Interesse, welches die Ereignisse der neuern Zeit für das Werk der deutschen Missionäre in China geweckt haben, wird ein noch unbekanntes Schreiben weiland Kaiser Leopolds I. aus dem Jahre 1664 der Bedeutung oder wenigstens der historischen Merkwürdigkeit nicht entbehren:

Dem Ehrenwerthen, frommen, getreuen Uns geliebten P. Johannes Paulus Oliva, Generalobern der Gesellschaft Jesu.

Leopold durch Gottes gnädiges Erbarmen Erwählter römischer Kaiser, allzeit Mehrer des Reiches ꝛc.

Ehrenwerther, Frommer, Getreuer, Geliebter! Schon Unserem erlauchten Großvater und Vater, Ferdinand II. und Ferdinand III. hochseligen Andenkens, war es ein Herzenswunsch, daß das Evangelium Christi unter den Heidenvölkern soweit als nur möglich verbreitet werde, besonders aber in dem unermeßlichen Reiche von China. Deshalb hat auch vor zehn Jahren Ferdinand III. eine Summe dafür ausgeworfen, tausend Gulden jährlich, daß Väter der Gesellschaft Jesu in jene Mission geschickt und in derselben unterhalten werden könnten. Ebendeshalb ist es aber auch für Uns eine ganz besondere Freude, daß in unsern Tagen ein weit besserer und sicherer Weg sich geöffnet hat, um nicht nur den Chinesen, sondern auch noch vielen andern Heidenvölkern das Evangelium zu verkündigen. Wir haben nun aber von anderer Seite Kenntniß erhalten, daß alle Seewege, auf welchen die apostolischen Arbeiter in jene Missionen geschickt werden müßten, durch die häretischen Holländer gesperrt gehalten werden und die zum Unterhalte jener Mission bestimmte Summe ohne offenbare Gefahr des Verlustes über das Meer nicht gesendet werden könne. Dagegen aber seien mehrere Patres der Gesellschaft auf dem Landwoege glücklich aus Europa nach China und von dort wieder nach Europa zurückgekommen. In Anbetracht alles dessen halten Wir es für das Ersprießlichste, daß die alljährlich Auszahlung zur gelangende Summe hinfort für die Reise zu Land angewiesen werde, und daß dementsprechend künftig nichts mehr von derselben nach Portugal geschickt, sondern dieselbe ungetheilt von der deutschen Assistenz des Ordens in Verwaltung genommen werde, und dies ist Unsere ganz bestimmte Willensmeinung. Um deren Ausführung für die Zukunft noch fester zu verbürgen, erklären Wir Uns durch Gegenwärtiges zum Begründer und Protector der Fundation für besagten Landwoeg nach jenen Missionen, dessen Eröffnung durch die Patres der Gesellschaft schon Ferdinand II. und Ferdinand III. seligsten Andenkens so sehr gewünscht haben, wie Wir denn auch diese Unsere gnädigste Willensentschließung durch besonderes Schreiben gleichzeitig dem Heiligen Vater dem Papste darlegen lassen mit der Bitte um Bestätigung, damit dieses herrliche Werk des Evangeliums (hoc tam insigne opus Evangelii) um so gründlicher gefördert und etwa sich erhebende Hindernisse durch die Autorität des Heiligen Stuhles beseitigt werden.

Damit dies alles jedoch desto leichter und glücklicher durchgeführt und für die Zukunft sichergestellt werden könne, bitten Wir Euch freundlichst, es möchtet

auch Ihr dieſe Unſere ſo wohlgemeinte Fundation in jeder Weiſe fördern, die Verwaltung der beſagten jährlichen tauſend Gulden der deutſchen Aſſiſtenz in der von Uns bezeichneten Weiſe übertragen, ſofort wenn die gegenwärtig nach China abgehenden Patres durch Rußland glücklich in Perſien angelangt ſind, weitere Patres (socios) beſtimmen, welche durch Rußland (Moscovien) oder die Türkei ihnen auf dem Fuße folgen; endlich, damit dies alles beſſer ausgeführt werde, einen eigenen Pater zu Wien anſtellen, der daſelbſt reſidire, die Angelegenheiten der chineſiſchen Miſſion mit der ganzen Kraft betreibe, und das für dieſelbe angewieſene Geld verwalte. Daß Ihr dies getreulich thun werdet, vertrauen Wir um ſo feſter, da es nur zur größern Ehre Gottes, zur Ausbreitung des Evangeliums, zur Rettung ſehr vieler Seelen, endlich auch zu Unſerer beſondern Befriedigung und zur Ehre, zum Wachsthum und größern Verdienſte Eurer Geſellſchaft vor Gott gereichen kann, und Wir ſehen hierüber baldigſt einer Antwort von Euch entgegen. Indeſſen umfangen Wir Euch und Eure ganze uns liebwerthe Geſellſchaft aufs innigſte mit Unſerer gewohnten ganz beſondern kaiſerlichen Gnade.

Gegeben in Unſerem Schloß zu Ebersdorff am 17. September 1664, im 7. Jahre Unſerer Regierung als römiſcher Kaiſer, im 10. als König von Ungarn, im 9. als König von Böhmen.

Leopold.

Gegengezeichnet von Johannes Joachim Graf von Sinzendorff.
Ausgefertigt von Chriſtophor Abele, Doctor beider Rechte.

Rückſichten auf die leicht erregbaren Empfindlichkeiten der Krone Portugal und die noch immer beſtehenden großen Schwierigkeiten des Landweges hielten den Ordensgeneral P. Oliva für jetzt zurück, auf dieſe ſo weitblickenden wie edelſinnigen Gedanken des Kaiſers einzugehen. Er konnte ſich aber nicht verſagen, in einem vertrauten Briefchen an den kaiſerlichen Beichtvater P. Miller unter dem 1. November 1664 ſeiner Bewunderung Ausdruck zu geben über „jenes große Herz, das des Kaiſers Bruſt beſeele“, und das „unter einer ſo erdrückenden Laſt von Sorgen noch Raum finde für ſo väterliche, ſo hochherzige, ſo ſeeleneifrige Abſichten und Pläne“.

Von der Denkfreiheit und der Lehrfreiheit.

In der polemiſchen Abhandlung Prof. Paulſens gegen Prof. Willmann [1] haben wir mit freudigem Erſtaunen eine äußerſt ſeltene Pflanze gefunden: eine Definition des freien Denkens.

Es iſt nämlich freies Denken „das Urrecht des Geiſtes, ſich im Denken allein durch Gründe der Vernunft beſtimmen zu laſſen“ [2]. Dieſes Wort weckte einen Gedanken, der beim Studium moderner Philoſophen ſich uns ſchon zuweilen aufdrängen wollte: ob es nicht am Ende nur himalayahohe Wälle von Mißverſtändniſſen ſeien, wodurch das freie Denken wider chriſtlichen Idealismus und katholiſche Weltanſchauung ſich abſperrt. Man wird doch wohl nicht meinen, daß die Vertreter der katholiſchen Weltanſchauung die angegebene Definition mit Schrecken von ſich wieſen. Kann man ihnen im Ernſte nachſagen oder einem Gelehrten, wie Prof. Willmann, zumuthen, daß er oder daß wir entweder von gar keinen Vernunftgründen uns leiten laſſen oder abſichtlich und gewohnheitsmäßig in den Grundfragen des Lebens, wie auch ſonſt, von Gründen der Unvernunft? Gibt es ein Drittes zwiſchen Gründen der Vernunft und Gründen der Unvernunft? Oder ſoll das „allein“ — „allein durch Gründe der Vernunft“ — die unüberbrückbare Kluft zwiſchen den freien und den unfreien Geiſtern aufthun? Aber welcher Art ſind denn die Gründe, die dann bei uns nebenher gehen? Wiederum entweder gar keine Gründe oder doch irgend welche; wenn letzteres, abermals entweder Gründe der Vernunft oder der Unvernunft. Was würde man dazu ſagen, wenn jemand definirte: Freies Hören iſt das Urrecht des Ohres, ſich beim Hören lediglich durch Schallwellen beſtimmen zu laſſen? Was iſt denn unfreies Hören? Gibt es Leute, die ſich darauf ſteifen, außer Klängen und Tönen auch noch

[1] Vgl. dieſe Zeitſchrift Bd. LVI, S. 14 ff.

[2] Deutſche Rundſchau Bd. 96, S. 195.

Farben und Düfte zu hören, so dürfte demgegenüber betont werden, daß davon bisher nichts bekannt ist, und daß auch fürderhin zu hoffen steht, ein jeder der fünf Sinne werde in seinem Häuschen und bei seinem Leisten bleiben trotz des „farbigen Gehörs" und ähnlicher interessanten Dinge.

Der beregte Gedanke wird leider wohl eine Täuschung sein, so bereit er auch war, eine Hoffnung zu werden. Nicht bloß um Mißverständnisse handelt es sich, sondern um Gegensätze, und zwar zumeist um Gegensätze in der Erkenntnißtheorie. Der Zusammenhang bei Paulsen macht das völlig klar. „Allein durch Gründe der Vernunft" soll bedeuten: und nicht durch „äußere Autorität" [1].

Seltsam, das reiche historische Wissen Prof. Paulsens ist doch seinem ganzen Inhalte nach ganz und gar aus der „äußern Autorität" glaubwürdiger Bezeugung geflossen, mag auch die Glaubwürdigkeit jedes Zeugen noch so kritisch, „allein" durch Vernunftgründe, geprüft worden sein. Aber davon soll bei Besprechung des Kantschen Versuches, Wissen und Glauben zu versöhnen, noch weiter gehandelt werden. Hier ist zunächst nur die bittere Enttäuschung zu constatiren, welche die gedachte Definition uns bereitet. Sie gibt sich als Definition freien Denkens, ist aber im Grunde eine Definition des Unglaubens. Sie bezeichnet von vornherein das Glauben als unvernünftig, während wir das Glauben von glaubhaft Bezeugtem für äußerst vernunftgemäß halten.

Und überdies scheint ein noch tieferer Gegensatz zum Vorschein zu kommen.

„Sich allein durch Vernunftgründe bestimmen zu lassen", ist unseres Erachtens nicht ein Urrecht, sondern eine Pflicht des „Geistes". „Besserer Einsicht" zu folgen, wird doch wohl Pflicht sein. Allein diese Pflicht des Geistes bindet den freien Willen. Wenn aber durchgängig und mit Emphase von „freiem Denken" die Rede ist, scheint die Denkfreiheit als ein Urrecht und Hauptvorzug des Verstandes gedacht zu werden, gleich als wäre der Verstand ein freier Herr im Reiche der Wahrheit, während er doch Unterthan der objectiven Wahrheit ist.

Die eigentliche Denkfreiheit, die Vollfreiheit des Verstandes, wie sie das Ideal und Idol der modernen Philosophie ist, schließt nicht bloß die Abhängigkeit von „äußerer Autorität" aus, sondern auch die von der objectiven Wahrheit und Wirklichkeit der Dinge und der Naturgesetze. Das ist volle Autonomie der Vernunft, echter Subjectivismus.

[1] Deutsche Rundschau Bd. 96, S. 195.

„Die Wurzel und Blüthe der ganzen modernen Weltanſchauung" ſei „die Autonomie der Vernunft", der Idee nach am vollkommenſten in Kants Kritik „repräſentirt", ſchreibt neuerdings ein Vertreter der modernen Philoſophie[1]. Wir entnehmen ihm noch die folgenden Sätze: „Kant allein war es vorbehalten, die Welt der Objectivität aus den Angeln zu heben und ein für allemal das Ich zum Ausgangspunkt zu machen. Erſt mit ihm beginnt der wahre Anfang der neuern Philoſophie." [2] „Neu und modern iſt die wiſſenſchaftliche Erhebung des Subjects über die Natur und alles Objective überhaupt. Früher hing der Menſch entweder von der Natur oder von der Offenbarung oder von beiden zugleich ab. Jetzt iſt es gerade umgekehrt. . . Wie er (der Menſch) die Mathematik oder Kunſt aus ſich erzeugt, ſo trägt er . . . ſogar die Geſetze, nach welchen er die Natur auffaßt, in ſeinem Verſtande. Der Menſch iſt alſo nach allen Seiten, der theoretiſchen wie der praktiſchen, autonom." [3] „Da wir aber im Princip von keiner Objectivität oder Autorität, weder von der Natur noch von der Offenbarung, mehr abhängen wollen, ſo bleibt nichts anderes übrig als die Autonomie des Subjects." [4]

Dieſe Befreiung des Verſtandes oder des Wahrnehmens überhaupt, des ſinnlichen wie des geiſtigen, aus dem Unterthanenverband der objectiven Wahrheit müßte ſich concret wie folgt geſtalten. Die ganze ſichtbare, farbige, tönende Welt, dieſe große und ſchwere Maſſe, iſt lediglich eine Projection, man möchte ſagen, ein Projectil meiner Sinne, auch die Städte, auch die Muſeen, auch die Theater — alles. Demnach hat es als überwundene Illuſion zu gelten, wenn wir wähnen, denſelben Planeten bezw. dieſelbe Stadt zu bewohnen, die gleichen Gemälde zu ſehen, die gleiche Muſik zu hören. Jeder bewohnt ſeine Projection, ſieht und hört die von ihm projicirten ſchönen Sachen. Wir haben gar keinen Anlaß, zu behaupten, nicht die Spur eines Mittels, um zu beweiſen, unſere Nebenmenſchen projicirten etwas mit unſern Projectionen Uebereinſtimmendes oder auch nur dieſen Aehnliches, geſchweige daß es denkbar wäre, wir projicirten in einer Art angeborener Verſchwörung viribus unitis dieſe mannigfaltigen Objecte. Wie man ſich vollends Forſchung und Unterricht auf dieſer Culturſtufe

[1] Gideon Spicker, Der Kampf zweier Weltanſchauungen (Stuttgart 1898) S. 141.

[2] Ebd. S. 140. [3] Ebd. S. 143.

[4] Ebd. S. 145. Der Autor ſpricht an den angeführten Orten meiſtentheils zuſtimmend, theilweiſe referirend. Wider den extremſten Idealismus vgl. S. 152 u. a.

der Denkfreiheit vorzustellen hätte, übersteigt alle Vorstellungskraft. Die Knaben in der Schule wähnen, Worte des Lehrers zu hören, projiciren thatsächlich Gehörsempfindungen nebst allem übrigen in das Schulzimmer; der Gelehrte erwartet in seiner Studirstube mit Ungeduld ein neues Werk, um dann dessen Inhalt in projicirte Druckbogen zu projiciren. Im socialen Leben stehen die Menschen einander gegenüber wie wechselseitige Auswürflinge . . . u. s. f.

Damit man nicht glaube, unser gebundenes Denken vermöge die „Wurzel und Blüthe der modernen Weltanschauung" nicht zu würdigen, oder gefalle sich in polemischen Uebertreibungen, wollen wir eine prachtvolle Sentenz Schopenhauers folgen lassen, für die große Vorliebe zu haben wir gestehen müssen. In den trüben Fluthen unverständlicher Wortmassen, welche die moderne Philosophie besonders seit Kant ausströmen ließ, ist sie eine Perle an Klarheit:

„Sieh doch das große, massive, schwere Zeughaus an! Ich sage dir: Diese harte, lastende, weitläufige Masse existirt doch nur im weichen Brei der Gehirne; nur dort hat sie ihr Dasein und ist außer demselben gar nicht zu finden; dies mußt du zu allererst begreifen." [1]

Die Aufforderung, solches „zuallererst zu begreifen", ist in der That reizend.

Gegensätze in der Erkenntnißtheorie, wie sie zwischen diesem subjectiven „Idealismus" und dem objectiven Idealismus der christlichen Weltanschauung bestehen, benehmen der Discussion jeden gemeinsamen Boden; damit wird auch die Möglichkeit einer Verständigung in weitere Fernen gerückt, als bewohnte man verschiedene Weltkörper.

Die Denkfreiheit, welche nicht bloß die äußere Autorität als unberechtigte Beschränkung von Urrechten der Vernunft verwirft, sondern auch die mit Einsicht in objective Wahrheit verbundene Denknothwendigkeit [2] ausschließt, können wir nicht als Recht und Vorzug des Geistes, schon gar nicht als Verstandesvorzug schätzen; ebensowenig wie wir Kurzsichtigkeit als einen Vorzug des Gehörs anzusehen im stande sind, da dieselbe weder ein Vorzug ist noch dem Gehör anhaften kann. Dem Zwange ob-

[1] E. Grisebach, A. Schopenhauers handschriftlicher Nachlaß (Leipzig 1893) IV, 97; J. Frauenstädt, Aus A. Schopenhauers handschriftlichem Nachlaß (Leipzig 1864) S. 330.

[2] Wenn wir im folgenden der Denkfreiheit um der Antithese willen Denknothwendigkeit gegenüberstellen, so ist diese stets im oben bezeichneten Sinne zu nehmen.

jectiver Evidenz gegenüber kann keinerlei Freiheit ein Vorzug sein noch auch dem Drucke besserer Gründe gegenüber. Und wenn überdies der Verstand so frei sein möchte, statt sich dem objectiven Thatbestande als dessen geborener Unterthan zu unterwerfen, zu diesem allerlei hinzuzufügen, so könnte er damit nichts hervorbringen als Fälschungen.

Der Moraltheologe Ballerini sagt irgendwo, darin zeige sich, wie wunderbar die moderne Philosophie alles auf den Kopf stellt, daß sie den Willen, der frei ist, für unfrei erklärt; zum Ersatz dafür aber das Denken, die unfreie Thätigkeit einer unfreien Kraft, mit Freiheit begabt.

Jedermann weiß, daß er denken oder auch nicht denken, an dieses oder jenes, so oder anders denken kann, wie er will, weil der Denkende eben zugleich einen freien Willen hat. Jedermann weiß aber auch, daß der freie Wille, ja selbst der unfreie Wille, in der Außenwelt und an der Außenwelt die mannigfaltigsten Veränderungen vorzunehmen vermag, die sinnliche Wahrnehmung aber und das Einsehen des Verstandes die Außenwelt, ja jedes ihrer Objecte so nehmen müssen, wie es ist, nicht das Geringste daran durch Wahrnehmung oder Einsicht ändern können, sich schlechthin anzupassen, zu fügen, zu unterwerfen haben. Denn da jede Wahrnehmung vom Object ihren Inhalt bezieht, erscheint sie insofern rein passiv und receptiv, mag sie als Act der Sinne oder des Verstandes auch so activ sein, als nur immer beliebt.

Wenn wir behaupten, der Verstand sei eine Fähigkeit, die nicht frei sein könne, weil sie in ihrer Bethätigung dem Zwange der Nothwendigkeit unterworfen sei, so folgt daraus weder die große Calamität, daß, sobald das anerkannt würde, es überhaupt keinen Streit mehr geben könne; noch folgt daraus, daß alle Meinungsverschiedenheiten aus dem wider bessere Einsicht stürmenden Willen abzuleiten seien, noch endlich, daß freie Meinung und Meinungsäußerung schlechthin vom Uebel wären.

Unermeßlich groß ist schon von Haus aus der Unterschied der menschlichen Verstandeskräfte, der Unterschied der Anlagen. Auch gleich gute Naturanlagen differenziren sich weiterhin nach dem Vorwalten von Verstandesschärfe oder Verstandesweite, von Willensenergie, von Phantasie, von Gemüth, nach den Mischungsverhältnissen der Temperamente zu Abstufungen unzähliger Grade und zumal zu buntester Vielfältigkeit geistiger Eigenart. Zu diesen ursprünglichen Unterschieden kommt, daß selbst gleiche Fähigkeiten bei gleichem Bildungsgang, gleicher Bethätigung und gleicher Berufsarbeit sich ungleichartig entfalten: um wie viel mehr, wenn alle diese

Momente differenzirend wirken und die differenzirten Wirkungen wieder alle möglichen Combinationen eingehen! Da genügt es, daß eine Frage mäßig complicirt sei, damit ihr gegenüber die Verschiedenheit der Auffassungen so zur Geltung komme, daß die größte Mannigfaltigkeit der Lösungen nichts Erstaunliches haben kann. Das sind aber viele Fragen des praktischen Lebens, und wie überaus complicirt sind erst die des öffentlichen, des socialen Lebens! Sehr selten dürfte die Geisteshöhe und Bildungsweite sein, welche socialen oder politischen Problemen wahrhaft gewachsen erscheint. Uebrigens ist gerade das Gebiet der hohen Politik ein hinreichender Beweis dafür, wie der Verstand unter dem Banne des Willens steht mit dessen Zu- und Abneigungen, dessen Liebe und dessen Haß.

Wir geben gerne zu, daß die vorstehenden Ausführungen ziemlich überflüssig scheinen mögen, da sie gegen eine thörichte Furcht gerichtet sind, die im Grunde niemand hegt. Oder kann man im Ernste befürchten, aus dem Satze, daß die Verstandesthätigkeit als solche nicht frei ist, folge, auf allen Gebieten geistigen Schaffens und Lebens solle Kirchhofsruhe herrschen; befürchten, jede Einschränkung der Denkfreiheit führe dahin, daß es keinen gelehrten Streit, keine politische Meinungsverschiedenheit mehr geben könne und der Fortschritt der Forschung jeglichen Antriebes entbehren müsse? Der freien Meinungsäußerung bliebe ein unermeßlicher Spielraum, wenn auch ein kleiner Bezirk umfriedet würde, der nämlich der religiös-sittlichen Grundwahrheiten.

Allein das ist nun gerade der strittige Punkt. Denn freies Denken ist das „Urrecht" des Unglaubens.

Alle philosophische Fachgelehrsamkeit wird nichts dagegen ausrichten, daß man an den Willen als das leitende Princip denkt, sobald von Freiheit menschlichen Thuns die Rede ist. „Freies" Denken kann deshalb nichts anderes heißen, als daß der freie Wille der Einsicht nicht zu folgen brauche, sondern ihr in gewissen Fällen die Wege zu weisen befugt sei. Wer weiß es nun *besser*, was wahr ist, der Verstand oder der Wille? So dürfte die Gefahr naheliegen, daß in jenen „gewissen Fällen" der Wille wider *bessere Einsicht* angehe.

Und welche sind nun die gedachten Fälle? Das Urrecht des Geistes, sich nicht durch „*äußere Autoritäten*" bestimmen zu lassen, beantwortet die Frage deutlich genug. Die äußere Autorität über uns alle, zugleich der Ausgangspunkt aller weitern Autorität über uns ist der Schöpfer des Weltalls, oder wie die größte Autorität, die je auf Erden erschien, ihn zu nennen uns gelehrt hat: unser Vater im Himmel.

Man kann sich des bangen Gedankens kaum erwehren, daß jenes Urrecht wider ihn gerichtet ist, so daß freies Denken schließlich auf das Recht des Willens hinauskäme, ihn wider bessere Einsicht zu läugnen: sein „nicht zu achten". Wir erörtern Gedanken und öffentliche Meinungen, Definitionen und deren Consequenzen; über Einzelne zu urtheilen oder irgendwie persönlich zu werden, liegt uns durchaus fern.

Aeußerungen von katholischer Seite, die gegen die Denkfreiheit gerichtet sind, pflegt man die Einschränkung hinzuzufügen, daß die unbegrenzte Denkfreiheit als Uebel bezeichnet wird, d. i. jene zumal, welche den Atheismus in Wort und Schrift freigibt. Aber alle Vorsicht von unserer Seite kann nicht verhindern, daß bei bloßer Erwähnung dieser Frage die Grundwellen der Leidenschaft sich zu zornigen Drohungen aufbäumen; ein andermal haben sie zur Folge, daß mit „vornehmer Ruhe" erklärt wird: Es ist zu spät; wir, die führenden Geister der Nation, sind in corpore für den Atheismus. Hat doch jüngst bei einer akademisch hochofficiellen Gelegenheit ein Universitätsprofessor behauptet [1], den Atheismus von der Lehrfreiheit ausschließen bedeute die Erledigung fast aller Lehrstühle an den Facultäten aller deutschen Universitäten. Das ist nun freilich thatsächlich unseres Erachtens weder wahr noch gerecht, kann aber jedenfalls als qualificirtes Zeugniß und fachmännisches Gutachten nicht wohl einfachhin abgelehnt werden.

Die Ergänzung der Denkfreiheit, ihre sociale Expansion, ist die eben erwähnte Lehrfreiheit.

Alle Verbreitung von Ideen ist eine sociale Function, und wenn diese Ideen die Weltanschauung betreffen, eine solche von höchster Wichtigkeit, allgemein menschlichem Interesse und verantwortungsvoller Tragweite. Das gesprochene Wort wirkt unmittelbarer; die höchste Kraft des Geisteslebens, die Ueberzeugung, vibrirt darin. Aber auf weitere Kreise und über den Tod des Sprechers hinaus wirkt das gedruckte Wort. Wie immer nun

[1] „Die Lehrfreiheit an den deutschen Universitäten im 19. Jahrhundert" von Prof. Dr. G. Kaufmann. Leipzig 1898. „Dieser Vortrag ist auf dem fünften deutschen Historikertag am 13. April 1898 in Nürnberg ... auf Grund von Stichworten frei gehalten und konnte deshalb nicht wörtlich genau zum Abdruck gebracht werden" (S. 2). S. 35: „Man fordert die Beseitigung der Atheisten aus der Reihe der Universitätslehrer.... Würde mit diesem Satze Ernst gemacht, es würden von den Docenten, die zur Zeit an deutschen Universitäten lehren, in den philosophischen, juristischen und medicinischen Facultäten nicht viele übrig bleiben, und auch manchem Theologen würde man aus seinen Schriften den Proceß machen können."

Weltanſchauungen verbreitet werden mögen, durch Wort oder Schrift, ſtets iſt der Zweck der, daß aus der Ueberzeugung eines Einzelnen die Ueberzeugung von vielen werde.

Deshalb beſagt Lehrfreiheit mehr als Denkfreiheit. Dieſe iſt zunächſt ein philoſophiſches, erkenntnißtheoretiſches Problem, jene zugleich ein ſociales. Deshalb bedeutet ſchrankenloſe Lehrfreiheit mehr als ſchrankenloſe Denkfreiheit. Die Denkfreiheit iſt ſchrankenlos, wenn ſie jede Läugnung der religiös-ſittlichen Wahrheiten (das iſt es ja doch, was zumeiſt dabei herauskommt) als ihr Recht beanſpruchen darf; die Schrankenloſigkeit freier Lehre bezieht ſich aber nicht bloß auf das, *was* gelehrt wird, ſondern auch auf die *zu belehrenden Kreiſe*; unbegrenzte Lehrfreiheit in Sachen der Weltanſchauung bedeutet die Verbreitung der Religionsloſigkeit durch die Geſamtheit der menſchlichen Geſellſchaft hindurch.

Da wir hier genöthigt ſind, die ſo empfindliche Saite der Lehrfreiheit zu berühren, möge die Verſicherung geſtattet ſein, daß wir die Dinge lediglich ſo betrachten und nehmen, wie ſie liegen und ſind, aber nicht daran denken, Vorſchläge zu machen, wie es etwa „anders werden könnte“. Und damit man uns das wirklich glaube, rücken wir mit dem perſönlichen Geſtändniß heraus, daß wir gar keine wiſſen. Um Vorſchläge (oder etwas dergleichen machen zu können, muß man aus einer beſtimmten Lage einen unter den gegebenen Umſtänden möglichen Ausweg ſehen; wir ſehen aber keinen. Das aber ſind wir wohl im ſtande zu ſagen, warum es unſeres Erachtens keinen Ausweg gibt.

Belehrung erfolgt durch Wort *und Schrift*; die Lehrfreiheit bedarf der Ergänzung durch *Preßfreiheit*. Unter der Flagge der Preßfreiheit werden aber auch hunderttauſend Dinge von Stapel gelaſſen, die mit Belehrung nichts zu thun haben.

Unterſcheiden wir die beiden großen Gebiete der Literatur: das eine umfaßt alles, was belehren will, fachwiſſenſchaftliche oder populärwiſſenſchaftliche Literatur; das andere alles, was erfreuen, ergötzen, unterhalten will, die ſogen. „ſchöne“ Literatur.

Faſſen wir nun auf beiden Gebieten jene modernen Richtungen ins Auge, welche erſtens ſchrankenloſer Freiheit am meiſten bedürfen, welche zweitens die größten moraliſchen Fernwirkungen und Maſſenwirkungen zu erzielen geeignet erſcheinen, thatſächlich erzielt haben und fürderhin erzielen werden. Auf dem wiſſenſchaftlichen Gebiete deckt die Lehrfreiheit und Preßfreiheit alle Verbreitung von Religionsloſigkeit; auf dem Gebiete der

„schönen" Literatur schützt die Preßfreiheit auch die Massenverbreitung all der äußersten Ausartungen des sogen. Realismus, Naturalismus, Verismus, in Wort und in Bild, mögen nun alle die „freien" Romane und Novellen und Dramen für „freie" Bühnen noch auf dem Standpunkte stehen, daß das Laster das Allerergötzlichste sei, oder schon da angelangt sein, daß die Folgen der Lasterhaftigkeit noch interessanter seien als diese selbst.

Aus dem gegenwärtigen Betrieb dieses Zweiges der „schönen" Literatur ergeben sich nun zwei Thatsachen, die unserer Meinung nach unläugbar sind und auch gar nichts Erstaunliches haben, weil ihre Gründe am Tage liegen, ebenso wie die Gesetze, nach denen sie kommen mußten.

Die erste Thatsache ist, daß solche „Freiheit" bezw. publicistische Unsittlichkeit sich immerfort und unaufhaltsam steigert.

Das Gesetz von Nachfrage und Angebot waltet hier in der That wie ein Fatum. Nachfrage nach — wir müssen uns euphemistisch ausdrücken — sagen wir: nach starkem Pfeffer veranlaßt das Angebot, wo dieses nicht vorhergeht. Ist er consumirt, entsteht Nachfrage nach stärkerem, und so fort. Das ist ja das Elend der Morphinisten, daß sie unaufhörlich stärkere und häufigere Injectionen zu nehmen sich unwiderstehlich getrieben fühlen. Die Genußfähigkeit des ganzen Menschen nach seiner sinnlichen Seite steht aber in umgekehrtem Verhältniß zu der Stärke und Häufigkeit der Genüsse, die ihm zugemuthet werden; die Fähigkeit, zu genießen, wandelt sich durch Ueberdruß, Ekel, Erschöpfung allmählich um in Unfähigkeit, zu genießen. Es ist wie die Rache der Seele an den Sinnen und Nerven, daß diese schließlich versagen und siech werden. Der Drang nach Glück wurzelt in der geistigen Seele und hat daher seine hohen Ansprüche, seine Unendlichkeit. Wo immer das Glück im Sinnengenuß allein gesucht wird — und in Bezug darauf besteht kein wesentlicher Unterschied zwischen Morphium oder der Unsittlichkeit in Wort und Bild —, dort zwingt die Unendlichkeit des Glückseligkeitsdranges beständig nach Stärker und Mehr und Häufiger, worüber die beschränkte Genußfähigkeit der Sinne und der Nerven zunächst überreizt wird, um dann zu erschlaffen. Und so wird der Mensch sein eigener Henker — oft genug auch der seiner Nachkommen. Man spricht so viel von erblichen Belastungen mit Neurosen und womit nicht sonst noch, weil sie eben so massenhaft vorkommen. Im Leben der Individuen kann dieses psychophysische Gesetz unaufhaltsamer Steigerung aus verschiedenen Gründen Ausnahmen unterliegen oder durch Umkehr außer Kraft gesetzt werden; aber im socialen Leben muß es wirksam sein, sobald

Maſſennachfrage und Maſſenangebot in vollſter Oeffentlichkeit vor ſich gehen und alles, was ſtärker iſt als alles Bisherige, ein Maſſenpublikum findet.

Uebrigens iſt bei dem gegenwärtigen Stande der gedachten Literatur der Grad oder die Intenſität des „Naturalismus" nicht das eigentlich Kennzeichnende. Was könnte überhaupt ſcheußlicher ſein als viele Erzeugniſſe der Aufklärungs- oder der pſeudo-humaniſtiſchen Literatur? Auch wiſſen wir ſehr wohl, daß ſelbſt im Mittelalter unglaubliche Licenzen vorgekommen ſind. Die heutige Eigenart fügt aber zu dem böſen Inhalt noch weiteres hinzu: zuvörderſt die Schamloſigkeit offenſter Publicität in den Begleiterſcheinungen an Annoncen, Placaten, Reclamen, techniſch vollendeten oder doch „merkwürdigen" Illuſtrationen; ſodann den Phariſäismus, der die „Kunſt" vorſchützt; ferner die grenzenloſe Verbreitungsfreiheit bis in die unterſten Volksſchichten und bis in das jugendliche Lebensalter, an die Grenze der Kinderſtube; endlich zweifelloſe Wirkungen des geſamten Urſachencomplexes, nämlich deutliche Spuren pſychophyſiſcher Raſſenentartung, die in epidemiſcher Pſychopathie, zahllos abgeſtuften Neuroſen, immer häufigerer Paralyſis und andern ähnlichen Krankheiten auch deshalb als ſolche zu Tage tritt, weil dieſe übeln Dinge faſt durchgehends erbliche Zuſtände ſind.

Maſſenhafte Producte der „ſchönen" Literatur, in dem bewußten Charakter einander überbietend, laſſen dieſe erſte Thatſache unaufhaltſam anſteigender Unſittlichkeit klar zu Tage treten.

Die zweite Thatſache beſteht darin, daß unter den gegenwärtigen Verhältniſſen wenig Dinge ſo vollkommen ausſichtslos ſein dürften als alle Bemühungen, hierin Wandel zu ſchaffen.

Welch ein Hohngelächter geht durch die „freie" Preſſe, wenn irgendwo irgend ein ſchüchterner Verſuch gemacht wird! Und was würde es erſt geben, wenn das Wagniß einer durchgreifenden Maßregel auch nur geplant würde? Die öffentliche Meinung iſt eine Weltmacht geworden, und was ſie unerträglich findet, vermag keine einzelne Großmacht durchzuführen. Alle Gegenmaßregeln ſind überdies unwirkſam, weil ſie gar leicht umgangen werden können und dazu für das, was ſie bekämpfen wollen, zumeiſt noch Reclame machen. Endlich iſt es eine Unmöglichkeit, durch ſtaatliche Maßregeln oder Maßregelungen dem Uebel beizukommen, geſchweige es an der Wurzel zu faſſen. Die betreffenden Strafgeſetze, über welche die Staaten verfügen, ſind dem beregten Uebel gegenüber wie das Gewehr in der Hand des Sonntagsjägers. Das jagdbare Wild braucht ſich nur

hier und da in acht zu nehmen und kommt zumeiſt mit dem Schrecken davon. Geſchieht aber wirklich einmal etwas Außerordentliches, ſo wird das ſchmerzliche Erſtaunen des erlegten Wildſchweines noch übertroffen durch das beſtürzte Erſtaunen des „glücklichen" Jägers. Und was die Cenſur betrifft, ſo iſt keine andere überhaupt möglich als Präventiv- oder Repreſſivcenſur. Erſtere iſt heute gerade ſo undenkbar, wie wenn der Staat etwa die Inſectenvermehrung beaufſichtigen wollte; letztere wird zwar von vielen gründlich gehaßt, aber von niemandem ernſtlich gefürchtet.

Aus der Nothwendigkeit, mit der das beregte ſociale Uebel wächſt, verbunden mit der Unmöglichkeit, ihm irgendwie Einhalt zu gebieten, ergibt ſich eine Lage, aus der man ſchwer einen Ausweg finden dürfte.

Freilich, wenn die öffentliche Meinung davon durchdrungen zu werden begänne oder es doch wenigſtens ertrüge, daß die religiös-ſittlichen Grundwahrheiten als ein ſociales Heiligthum, als ſacroſanct angeſehen würden und ſociale Thätigkeiten, die zu deren Mißachtung verführen, als ein Frevel an der Menſchheit, dann könnte man dieſe künftige Möglichkeit als Ausweg anſehen.

Hier tritt uns aber die Lehrfreiheit entgegen und verſchließt dieſen Ausweg vollkommen. Denn ihre vornehmſte ſociale Function iſt Verbreitung von Religionsloſigkeit.

So überaus wichtig alle Fachforſchung für den Culturfortſchritt iſt, und ſo ſehr auch der Werth hoher Geiſtesbildung geſchätzt werden mag, es kann doch keine einzelne fachmänniſche Ausbildung noch hochgeſteigerte geiſtige Cultur ein ſociales Intereſſe ſein, das alle gleichmäßig angeht, noch deren weiteſtmögliche, ſchrankenloſe Verbreitung eine allgemeine ſociale Aufgabe. Wohl aber gilt dies im vollſten Sinne von der Weltanſchauung. Dieſe iſt ein allgemein menſchliches, ſociales Intereſſe und für unbeſchränkbare Verbreitung beſtimmt; ſie iſt der gemeinſame Boden alles ſocialen Lebens; ſie zu verbreiten, iſt eine ebenſo unausbleibliche und unerläßliche als folgenſchwere ſociale Thätigkeit.

Wie nun die Denkfreiheit weſentlich das Recht auf Unglauben beſagt, ſo erſcheint die Lehrfreiheit vorab als Verbreitung von Unglauben.

Dadurch allein verfällt wiederum ihrerſeits die Lehrfreiheit dem Verhängniß, daß auch ſie eine hilfloſe Haltloſigkeit der ſocialen Zuſtände verurſachen muß, aus der es keinen Ausweg zu geben ſcheint.

Sie verfällt zunächſt dem Geſetze nothwendiger, unaufhaltſamer Steigerung.

Dieſe Fortſchrittsbewegung, die keine menſchliche Macht aufzuhalten vermag, verläuft ſo, daß zunächſt immer mehr von den Beſtandtheilen des „alten Glaubens" *geläugnet* wird, bis nichts mehr übrig bleibt, was noch geläugnet werden könnte. Die jeweiligen Nachfolger, welche in Geiſtesfreiheit ihre Vorgänger ausſtechen wollen, müſſen weiter gehen als dieſe, gründlicher aufräumen; thun ſie das nicht, ſo ſind ſie überholter Standpunkt, rückſtändig oder gar rückläufig.

Iſt nichts mehr zu läugnen, ſo wird ferner *erſtens* die „Gewißheit" befeſtigt, indem man die Läugnungen der religiös-ſittlichen Wahrheiten in immer wuchtigern Worten ausſpricht, welcher Fortſchritt ſchließlich zu den äußerſten Roheiten führen muß; *zweitens* werden immer rückſichtsloſer alle *Conſequenzen* gezogen. Deshalb iſt ja die Weltanſchauung der gemeinſame Boden des ſocialen Lebens, der tragende Grund aller ſocialen Ordnung, weil ſich aus ihr mit zwingender Klarheit ergeben muß, warum es Pflichten und Rechte gibt, die ohne Ausnahme für alle Menſchen gleich bindend ſind, worin das Glück menſchlichen Lebens beſteht, das die Anſprüche eines jeden zu befriedigen geeignet und jedermann ohne Ausnahme erreichbar iſt. Eigenthumsrecht, Ehe, Erziehung, Rechte und Pflichten der Obrigkeit in Bezug auf die Untergebenen, der Untergebenen in Bezug auf die Obrigkeit, der Eid als höchſte Bürgſchaft für die Erfüllung ſocialer Pflichten wie als Bürgſchaft für die Wahrheit gerichtlicher Ausſage — alle dieſe Grundlagen ſocialen Lebens wurzeln bekanntlich in der Weltanſchauung, und je radicaler dieſe geändert wird, um ſo gründlichere Arbeit hat die dann nothwendige „Umwerthung" aller bisherigen Werthe und Umgeſtaltung aller Zuſtände zu leiſten. Deshalb iſt das anarchiſtiſche Ni Dieu ni maitre genau das, was man in der Logik ein Enthymema nennt: Kein Herr über alle, alſo ſchon gar nicht Herren über Einzelne. Ein gleiches gilt von Nietzſches: „Nichts iſt wahr, alles iſt erlaubt." Wenn nichts wahr iſt, dann iſt auch kein Geſetz wahr; dann kann kein Geſetz bindend, kann nichts verboten, alles muß erlaubt ſein.

Wenn nichts mehr zu läugnen übrig bleibt und alle Conſequenzen gezogen ſind, kann der Fortſchritt des freien Lehrens noch in die Breite und Weite gehen, alle Volkskreiſe durchdringen. Das freie Denken dringt *hinab* in die tragenden Schichten des Geſellſchaftslebens, in die untern Volkskreiſe, und *hinaus* in deſſen Zukunft, indem es der Jugend nicht vorenthalten werden darf. Der Atheismus der Aufklärung war vorwiegend eine fürſtliche Poſe, gehörte zu vornehmer Art. Es konnte nicht ausbleiben,

daß er von da in die abhängige Welt der Beamten und Bediensteten hinabgelangte. In der unabhängigen Welt der Gelehrten, der Schriftsteller, Künstler und Kapitalisten wurde der Atheismus die Zierde des liberalen Bourgeois. Keine, aber auch gar keine Macht der Welt konnte verhindern, daß diese Weltanschauung bis in die Kreise der Proletarier sich verbreitete. Und wenn die Lehrfreiheit den Atheismus auf den Universitäten zur herrschenden Weltanschauung gemacht hat, so muß er auch die Mittel- und Volksschulen erobern.

Hier sind wir nun bei dem Punkte angelangt, wo über die Männer „von Bildung und Besitz" erhebliche Angst kommt. Was diese ihnen eingibt, läuft etwa auf die nachstehende Weisheit hinaus: Wenn der Unglaube das Proletariat beherrscht, so geht auf der Straße, wenn er die Jugend beherrscht, im Hause alles drunter und drüber; dem „Volke" also und der unreifen Jugend muß die Religion erhalten werden, — ob sie nun wahr ist oder nicht, denken die einen; ob sie gleich falsch ist, die andern. Das hieße aber offenbar die Heuchelei zum Princip der Volksbelehrung und der Jugenderziehung machen wollen, ein ebenso verwerfliches als aussichtsloses Beginnen. Es ist ein unverbrüchliches Menschenrecht, daß die Weltanschauung für alle gleich, zudem für alle gleich verständlich sein müsse, allen gleich bindende Pflichten auflege, gleich erreichbares Glück darbiete. Ein solches unverbrüchliches Menschenrecht läßt seiner nicht spotten. Vom rein socialen Standpunkte aus wird man sagen können, daß alle Privilegien der privilegirten Stände des ancien régime, auf einen Haufen gelegt, nicht so naturwidrig, antisocial und inhuman gewesen sind als die schöne Blüthe des Liberalismus, welche den Unglauben als das Privileg der Gebildeten ansieht. Wie vollkommen unhaltbar diese sociale Schichtung nach entgegengesetzten Weltanschauungen ist, wurde ja bald genug offenkundig. Heute dürfte diese Meinung so ziemlich abgethan sein. Die Volkshochschul-Curse u. a. zeigen das deutlich. Freilich weiß man nicht, ob man nicht hoffen soll, daß sie Erörterungen über die eigentliche Weltanschauung möglichst aus dem Wege gehen möchten. Denn uns ist es ganz unmöglich, einen Culturfortschritt und eine sociale Wohlthat darin zu sehen, wenn etwa ein Schüler Haeckels die Weltanschauung seines Lehrers in die weitesten Volkskreise zu tragen sucht und z. B. die vollkommen denkfreien Worte des Meisters erklärt: die christliche Vorstellung von Gott sei die Vorstellung von einem „gasförmigen Wirbelthier" [1].

[1] Vgl. Haeckel, Der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft (3. Aufl. Bonn 1893) S. 33.

Wenn es nun aber ganz unmöglich ist, die Heuchelei zum Princip der Volksbelehrung und der Jugenderziehung zu machen, so erübrigt nur, daß die Weltanschauung der Denk- und Lehrfreiheit auch der socialen Gesamtordnung zur Grundlage diene und dem Jugendunterricht die Richtlinien weise.

Diese Weltanschauung ist aber nichts als eine Summe von Läugnungen.

Die Aufgabe stellt sich demnach wie folgt dar. Aus den bloßen und blanken Negationen von Gott, Seele und Unsterblichkeit sind in zwingenden Schlußfolgerungen, die jeder versteht und denen keiner widersteht, folgende Dinge abzuleiten: gewisse Pflichten und Rechte mit einem für alle Menschen in allen Lagen bindenden Charakter, Aufschluß über die für alle gleiche Lebensaufgabe, das für alle erreichbare Lebensglück; mit einem Wort: die Gesetze, nach denen alle Menschen lebenslänglich und unter allen Umständen brav, friedfertig, liebevoll, gehorsam, glücklich sein müßten, besonders das „Volk" und die Jugend.

Die Freidenkerei vieler Generationen hat allgemach manche Zeitgenossen mit solcher Denkschwäche belastet, daß man gefaßt sein muß, hierauf den beliebten Gemeinplatz zu hören: „Als ob alle, die an Gott glauben, lebenslänglich brav, liebevoll und so weiter wären." Nein, meine geistreichen Herren, nicht alle, die an Gott glauben, sind lebenslänglich brav und so weiter. Aber daraus, daß sehr viele Kranke trotz ärztlicher Pflege sterben, folgern wollen, daß der Verzicht auf ärztliche Pflege Kranke gesund machen müsse, wäre doch etwas allzu freies Denken. Wir behaupten: Wenn trotz der hohen Ausbildung der Alpinistik jedes Jahr in den Bergen so viele Unglücksfälle sich ereignen, wie viele würden erst geschehen, wenn alle Vorsichtsmaßregeln fehlten! Denn Gründe der Vernunft sagen uns, daß ein nothwendiger logischer Nexus bestehe zwischen vernünftiger Vorsicht und Steigerung der Sicherheit. Mit diesem Grundsatz ausgerüstet, sehen wir uns nun in der Welt der Thatsachen um. Bei gefährlichen Hochtouren wird entweder die nöthige Vorsicht beachtet oder nicht. Wird sie beachtet, so verläuft die Sache entweder gut oder nicht. Jedesmal, wenn eine gefährliche Hochtour, mit der nöthigen Vorsicht ausgeführt, glücklich verläuft, bewahrheitet sich zweifellos das Gesetz vom logischen Nexus zwischen Vorsicht und Sicherheit. Verläuft sie aber trotz aller Vorsicht übel, oder führt sie gar zu einer Katastrophe, wäre es höchst thöricht, zu sagen, daraus ergebe sich, daß gedachter logische Nexus eine Fabel sei und ohne alle Vorsicht alles

gut gegangen wäre. Umgekehrt: wo Hochtouren ohne alle Vorsicht ausgeführt wurden und glücklich gelangen, wird niemand darin einen Beweis dafür sehen wollen, daß zwischen tollkühner Verwegenheit und Sicherheit ein logischer Nexus bestehe und kein solcher zwischen Vorsicht und Sicherheit; wenn aber in solchem Falle ein Unglück eintritt, wird jedermann berechtigt sein, zu sagen: Es mußte so kommen.

Zwischen der Ueberzeugung vom Dasein Gottes einerseits, andererseits individueller Moral und socialer Ordnung besteht das gleiche Band logischer Consequenz, ein logisch nothwendiger Zusammenhang wie zwischen Vorsicht und Sicherheit. Wo neben dieser Ueberzeugung die individuelle Moral zu wünschen übrig läßt oder die sociale Ordnung schadhaft wird, kann unmöglich die Ueberzeugung vom Dasein Gottes dafür verantwortlich gemacht werden. Wo aber das individuelle oder sociale Leben sich nach den Normen, die der Theismus darbietet, gestalten, dort sind dessen Vorzüge auf Gott zurückzuführen.

Sodann behaupten wir, zwischen dem Atheismus einerseits, andererseits individuellem Epikureismus oder socialer Anarchie bestehe ein logischer Nexus wie zwischen Verwegenheit und Gefährdung der Sicherheit. Dawider bewiesen atheistische „Heilige" ebensowenig als atheistische Musterstaaten; dawider bewiese nur eine klare Darlegung davon, wie aus bloßem Atheismus sich nothwendig opferbereite Nächstenliebe ergebe und unbeugbare Ehrfurcht vor dem Recht, oder wenigstens der Nachweis dafür, daß diese sich aus jenem ergeben könnten. Noch einmal: vorsichtige Wanderer trifft auch dann kein Tadel, wenn sie ein Unglück ereilt; tollkühne Wagehalse aber, auch wenn sie davonkommen; *keine Thatsache der Welt* vermag zu beweisen, daß Vorsicht Unsinn, Verwegenheit das Richtige sei.

Vielleicht wird die Bemerkung den Rückzug decken sollen: Demnach wäre die Ueberzeugung vom Dasein Gottes eine sociale Vorsichtsmaßregel? Wir entgegnen: Für manche mag sie ein Rettungsseil sein; für uns ist sie eine Denknothwendigkeit und ein Herzensbedürfniß. Denknothwendigkeiten aber lügen nie, und Herzensbedürfnisse ebensowenig.

Vielleicht thun wir aber ungebundenem Denken Unrecht, wenn wir die Weltanschauung, die es hervorbringt, bloß als eine Summe von Läugnungen ansehen. Schaltet man aus dem Weltanschauungschaos der modernen Philosophie alle Systeme aus, deren Name durch vorgesetztes A sie als reine Negationen vorstellt, wie Atheismus, Agnosticismus, Akosmismus u. s. w., so bleibt doch noch manch positives „mus" übrig, wie Pan-

theismus, Monismus, Materialismus, transcendentaler Idealismus u. s. w. Schon gut; wie schlecht sich diese miteinander in abstracto vertragen und wie noch viel schlechter in concreto, ist bekannt; wir denken auch darauf noch zurückzukommen, obgleich Prof. Paulsen meint, nur ganz verbundene Köpfe könnten der modernen Philosophie aus solch reich entfalteter Vegetation einen Vorwurf machen. Hier ist bloß noch das eine zu bemerken: Wenn mehrere Freidenker in einer positiven Weltanschauung übereinstimmen, so mag diese Uebereinstimmung ein Irrthum, eine Einbildung, ein Zufall, eine Verschwörung oder was immer sein. Eines ist sie gewiß nicht, nämlich die Wirkung einer zwingenden Nothwendigkeit, der sie sich unterwarfen. Denn sonst hätten sie aufgehört, absolute Freidenker zu sein.

Ja im Grunde können Freidenker überhaupt gar nicht wissen, daß und ob die Begriffe und Urtheile, aus denen ihre Weltanschauung besteht, übereinstimmen. Die Gleichheit der Begriffe und Urtheile, die zwei Freidenker in ihrem Verstande haben, kann unmöglich durch unmittelbare Vergleichung constatirt werden. Denn niemand kann den Kopf eines andern aufsetzen, den Verstand eines andern anziehen, um in den unmittelbaren Besitz von dessen Ideen zu gelangen; außerdem müßte er dazu noch gleichzeitig den eigenen Kopf und Verstand behalten, um die Prüfung der beiderseitigen Ideen auf ihre Gleichheit vorzunehmen, was allzuviel der Gymnastik wäre.

Will man die Gleichheit der Begriffe durch Dialoge zwischen den Freidenkern feststellen lassen, kann die Einsicht: „Wir haben gleiche Begriffe", das Ergebniß von Besprechungen sein? Aber sie können ja nicht den Mund aufthun oder jedenfalls kein Sätzchen sagen, ohne vorauszusetzen, daß sie gleiche Begriffe haben.

Wenn zwei Kinder ganz allein heranwüchsen, von denen das eine richtig sähe, das andere blau für grün und grün für blau: wie könnten dieselben, auf sich allein angewiesen, jemals darüber sich verständigen, ob das Gras grün oder blau sei? Die Verständigung wäre unmöglich, weil deren Voraussetzung nicht vorhanden ist, daß beide normal sehen.

Ebenso ist die Voraussetzung aller Verständigung durch menschliche Rede die, daß man mit gleichen Worten gleiche Begriffe verbinde; die Voraussetzung hiervon, daß man irgend welche gleiche Begriffe habe. Steht das in Frage, oder ist das zu beweisen, so läßt sich dies mit Worten, Reden, Dialogen ebensowenig erreichen, wie durch Worte und Austausch von Worten bewiesen oder gefunden werden kann, daß die Sprache über-

haupt und im allgemeinen irgend einen Sinn zu haben vermag oder zu haben pflegt.

Wenn nun die Gleichheit der Begriffe weder durch dieſe ſelbſt und deren Vergleichung, noch durch deren äußere Zeichen, die Worte, bewieſen werden kann, woher kommt ſie und unſere Gewißheit davon? Aus den Urſachen der Begriffe und Urtheile.

Nur diejenigen wiſſen, daß ſie identiſche Begriffe haben, welche davon überzeugt ſind, daß ein und das nämliche Object eine immer gleichartige Zwangsgewalt auf jedes Wahrnehmen ausübt. Durch ihre objective Realität üben die Dinge auf den Inhalt unſerer Begriffe eine Zwangsgewalt aus, und durch ihre objective Evidenz die Thatbeſtände auf den Inhalt unſerer Urtheile. Solche Zwangsgewalt anzuerkennen, iſt aber Preisgabe des abſoluten Freidenkerthums.

Selbſt wenn jedoch die Denkfreiheit eine einheitlich poſitive Weltanſchauung zu lehren vermöchte, ſo dürften trotzdem zwei Eigenſchaften, die Paulſen den Syſtemen aller Philoſophen bis auf den heutigen Tag, ja der Wahrheit überhaupt, beilegt, ausreichen, um die Denk- und Lehrfreiheit als lediglich verneinende Geiſter zu kennzeichnen. Die Wahrheit iſt immer im Fluſſe und *ſtets*, auch heute, nur ein proviſoriſcher Zuſtand[1]. Das iſt die erſte Eigenſchaft. Hier kommt uns ein Wort von Wilhelm Wundt in den Sinn: nur das ſei „Wiſſen“, worin ſich die Ueberzeugung eingeſchloſſen finde, daß *künftige Urtheile* das Wiſſen *nicht umſtoßen können*[2]. Aus der ewigen *Wandelbarkeit* der Weltanſchauung nach Paulſen und der bewußten *Unwandelbarkeit* alles *Wiſſens* nach Wundt ergibt ſich, daß noch niemals etwas in dieſen Dingen gewußt wurde, nicht heute gewußt wird, noch je gewußt werden wird, was Fauſt als „herzverbrennende“ Einſicht bezeichnet hat.

Paulſen ſagt ferner, die Kirche und die chriſtliche Philoſophie mit ihr befinde ſich in dogmatiſch gebundener Anſchauung, weil ſie „die Auskunft ſtets abgelehnt“ habe, es gebe eine „doppelte Wahrheit“, eine „religiöſe“ und eine (ihr entgegengeſetzte, verſteht ſich) „wiſſenſchaftliche“. Danach wäre eine weitere Eigenſchaft der Freidenker-Wahrheit, daß ſie „doppelt“ ſein könne. Aber nein, die moderne Philoſophie wird nicht von ferne mit doppelter Wahrheit auskommen, ſie muß ſie vielmehr dutzendweiſe auf Lager halten. Es läge nahe, ſie nach den Hörſälen zu numeriren; aber

[1] Deutſche Rundſchau Bd. 96, S. 191. [2] Logik I, 371.

auch das genügt ſchwerlich, es erübrigt Wahrheit von Fall zu Fall, von Stunde zu Stunde.

Aus proviſoriſchen Wahrheiten ergeben ſich proviſoriſche Pflichten und Rechte, aus doppelter Wahrheit zweifaches Maß und Gewicht für Pflichten und Rechte. Nur aus einer gleichen, bleibenden, zwingenden Weltanſchauung folgen gleiche, bleibende, zwingende Rechte und Pflichten; nur eine ſolche Weltanſchauung vermag bleibende Grundlage und zwingendes Band der ſocialen Ordnung zu ſein. Die abſolute Denkfreiheit aber und die ſchrankenloſe Lehrfreiheit müſſen als zerſtörende Mächte in das individuelle Leben, ſeine Richtung und ſein Glück, in das ſociale Gefüge, ſeinen Beſtand und ſeinen Frieden eingreifen: ſie können *nur* als ſolche wirkſam werden.

Unſer Standpunkt geht davon aus, daß die religiöſe und chriſtliche Weltanſchauung keine freigedachte iſt, ſondern im erklärten Sinne eine Denknothwendigkeit. Wie an die Denkfreiheit die Lehrfreiheit ſich anſchließt, ſo an die Denknothwendigkeit die Lehrnothwendigkeit. Und wie für die Freidenker, welche Tragweiten und Verantwortungen zu ſehen und zu wägen bedacht ſind, das „Volk" und die Jugend zur peinlichſten Verlegenheit werden müſſen, ſo vermeinen wir gerade dieſen das Beſte zu geben, was wir haben: unſere Ueberzeugungen, hohe Lebensaufgabe und hohes Lebensglück.

R. v. Noſtitz-Rieneck S. J.

Die Controverſe über die Pulververſchwörung.

(Fortſetzung.)

II.

Daß der ſchlaue Staatsſecretär Jakobs I., Robert Cecil, in Vorbereitung und Stand der Pulververſchwörung eingeweiht war, lange bevor Lord Monteagle am 26. October 1605 den geheimnißvollen Brief ihm einhändigte, hat, wie vor 30 Jahren Hepworth Dixon, ſo auch jetzt P. Gerard aufs beſtimmteſte behauptet. „Es muß wohl beachtet werden," ſchreibt letzterer[1], „daß die Regierung, welcher man eine ſolch kindliche und

[1] What was the Gunpowder Plot? p. 77.

schuldbare Einfalt zutrauen möchte, vielleicht die argwöhnischste und spürnasigste war, die je in diesem Lande die Herrschaft führte. Für die Aufrechthaltung dieser ihrer Herrschaft baute sie ja vorzüglich auf die gute Ausbildung und Wirksamkeit ihres Auskundschaftsapparates. Von einem frühern Staatssecretär, Walsingham, hat P. Parsons einmal geschrieben, daß er ‚unermeßliche Summen aufwandte für Spionage', und es kann kein Zweifel sein, daß sein jetzt im Amte befindlicher Nachfolger seine Griffe mit gutem Gewinn studirt hatte. Einem seiner Lobredner zufolge war dieser ein ‚Meister im Handwerk sowohl für auswärtige Spionage wie für die im eigenen Land'."

Ueber das ganze Land hin arbeitete in der That ein vortrefflich ausgebildetes, seit Jahrzehnten bewährtes Spionirsystem, und der große Meister, der uneingeschränkt über dasselbe verfügte, kannte in der Anwendung seiner Mittel keine Scrupel irgend welcher Art. Die ganze Zeit seiner Amtsführung, vor allem die Reihe der großen Staatsprocesse, die unter ihm geführt worden sind, erbringen dafür den Beweis. Es scheint demnach undenkbar, daß ein Complot, das durch mehr als $1^1/_2$ Jahre sich hinzog, in das viele eingeweiht waren, bei dem längst verdächtige Männer und, wie Cecil selbst sich ausdrückt, „verzweifelte Existenzen" an der Spitze standen und das in manchen Stücken dazu noch mit großer Unvorsichtigkeit geführt wurde, seinem Geierblicke entgangen sei. Warnungsbriefe, die von verschiedenen Seiten, auch vom Auslande her, bei ihm einliefen, liegen noch vor[1]. Freilich Einzelheiten enthielten dieselben nicht; sie sprachen nur von einem drohenden Complot der Papisten. Zum Theil kamen diese Warnungen von erkauften Priestern im eigenen Land. Es war genug, um Cecil vorsichtig zu machen.

Die Maßregeln, welche er unter solchen Umständen ergriff, geben zu denken. Mehrmals vertagte er ohne greifbaren Grund das Zusammentreten des Parlamentes. Dagegen verschärfte er von Monat zu Monat das Verfahren wider die Katholiken, welche in Wahrheit noch fast die Hälfte der Bevölkerung ausmachten. „In der Zwischenzeit", so schildert Lingard[2] den Verlauf des Sommers 1605, „nahm die Verfolgung, welche Jahres zuvor begonnen hatte, täglich an Schärfe zu. Die nächtlichen Haussuchungen, um Priester zu entdecken, wurden wieder aufgenommen

[1] *Gerard* l. c. p. 98 f.

[2] A History of England: James I., chapt. 1.

mit all dem Zubehör von Schädigung, Beschimpfung und Chicane, welche schon unter Elisabeth dabei hergebracht waren. Die Gefängnisse waren mit Gefangenen überfüllt; mehrere Missionspriester wie auch Laien wurden wegen Uebertretung der Kirchengesetzgebung hingerichtet, andere zum Tode verurtheilt. Der anglikanische Staatsclerus war unter Androhung von Kirchenstrafen gehalten, alle, welche innerhalb ihrer Pfarrbezirke die Theilnahme an ihrem häretischen Gottesdienst mieden, zur Anzeige zu bringen. Alle sechs Wochen war Gerichtstag, um die Anzeigen entgegenzunehmen und die Schuldigen zu verurtheilen. Die hergebrachten Strafen wurden mit einer so unerbittlichen Strenge zur Ausführung gebracht, wie man es in frühern Verfolgungen noch nicht erlebt hatte. Durch wiederholte Confiscation alles beweglichen Eigenthums und zweier Drittheile des gesamten Grundbesitzes wurden die Gottesdienstweigerer, welche dem guten Mittelstand angehört hatten, bis in den Boden hinein ruinirt. Um auch die höhern Klassen in gleiches Elend zu bringen, erhielten auf Anregung des Staatssecretärs die Bischöfe Befehl, die reichern und eifrigern Katholiken innerhalb ihrer Diöcesen zu excommuniciren, ihre Namen der obersten Staatsbehörde einzuliefern und den Proceß de excommunicato capiendo einzuleiten. Hierdurch verfielen die so Betroffenen der Gefängnißstrafe und dem Verlust aller bürgerlichen Rechte, unfähig, Schulden, Zins oder Schadenersatz gesetzlich einzufordern, Kauf oder Verkauf abzuschließen, durch Act oder Testament Güter zu übertragen. Um den Schrecken der Katholiken noch zu vermehren, wurde das Gerücht verbreitet, in der nächsten Session des Parlamentes sollten Maßregeln zur vollständigen Ausrottung des alten Glaubens gesetzlich vereinbart werden. Dieses Gerücht schien bestätigt zu werden durch beschimpfende Aeußerungen über die Katholiken, welche der König bei seinen täglichen Unterhaltungen hören ließ, durch die unheilkündenden Weisungen des Staatssecretärs beim obersten Gerichtshof (im Star-chamber) und durch die friedhässige Sprache des Bischofs von London in seiner Predigt bei St. Paul's Croß am 5. August."

Während so die Katholiken planmäßig zur Verzweiflung getrieben wurden, ließ Cecil in den Provinzen, namentlich den vorwiegend katholischen, militärische Vorbereitungen treffen zur sofortigen Niederwerfung jedes etwa versuchten Widerstandes. „Schon seit langer Zeit", schreibt Dixon[1], „waren Vorsichtsmaßregeln ergriffen worden, und nur Verblendung . . .

[1] Der Tower von London II, 163.

konnte den Augen Catesbys und Percys die Vorbereitungen, welche man traf, um ihr Spiel zu vernichten, verborgen halten. Schon während der Sommer- und Herbstmonate würden scharfe Augen eine ungewöhnliche Bewegung unter den Bürgermilizen bemerkt haben. In jeder Grafschaft waren die Truppen einberufen, die Compagnien verstärkt und die Waffen inspicirt worden. Die Statthalter in den Provinzen waren aufgefordert worden, persönlich diese Rüstungen zu überwachen, während in denjenigen Grafschaften, welche solche Beamte nicht hatten, die tüchtigsten Mitglieder des königlichen Rathes mit dieser Aufgabe betraut wurden. Hätte der feindliche Feldherr Spinola Kent bedroht, so würde es kaum größerer Rüstungen bedurft haben. In Warwickshire wurden die Vorsichtsmaßregeln mit besonderer Umsicht betrieben. Lord Compton, der königliche Statthalter, erhielt genaue Befehle von White Hall, Truppen und Waffen zu besichtigen und persönlich danach zu sehen, daß alles in Kriegsbereitschaft wäre. Edmund Nicholson, der berühmte Waffenschmied, wurde von London abgeschickt, um die Truppen in Warwickshire mit Flinten und Piken zu versehen; einige von den Soldaten wurden damals in der Nähe von Norbrook einexercirt."

Von solchen äußern Anzeichen jedoch auch abgesehen, trug die Enthüllung durch Lord Monteagles Brief das Gepräge des künstlich Gemachten zu offen an der Stirne, um sie ernst zu nehmen. Selbst Gardiner, welcher sie als die wirkliche Entdeckung der Verschwörung noch festhalten will, sieht sich genöthigt, den Vorgang als eine Theaterscene zu erklären. Nach ihm wäre jedoch der Zweck der Komödie gewesen, die Verschwörer von einer unheilvollen Sache zur rechten Zeit noch abzuschrecken und sie zu retten. Allein solche Deutung ließe das Verhalten unerklärlich erscheinen, welches die Regierung auf die Nachricht hin einzuhalten für gut fand. Fünf volle Tage vergingen, ehe der König von dem Briefe etwas erfuhr, und auch dann noch blieb die Regierung in starrer Ruhe und Unthätigkeit. Das war leicht erklärlich, wenn Cecil alles wußte und seiner Sache sicher war, unerklärlich aber und unverantwortlich, wenn er einem unbekannten und doch in nächster Nähe drohenden Complot gegen das Leben des Königs gegenüberstand. Er selbst fühlt sich daher auch genöthigt, dem Berichte, welchen er nach Entdeckung der Verschwörung, am 7. November, an die auswärtigen Gesandten richtete und welcher nicht unter die Augen des Königs kam, die bestimmte Versicherung beizufügen[1]: „Nicht als ob ich nicht aus-

[1] *Gerard*, What was the Gunpowder Plot? p. 110. Auch im King's Book und andern officiellen Actenstücken wird zu verstehen gegeben, daß Cecil es an

reichend unterrichtet gewesen wäre, daß die meisten von diesen jetzt flüchtigen (Verschwörern) — die alle offenkundige Gottesdienstweigerer waren — mit noch vielen andern der gleichen Sorte eine Verschwörung unter den Händen hatten, um bei diesem Zusammentritt des Parlamentes loszuschlagen." Diese Kenntniß muß aber, soll sie die Unthätigkeit der Regierung wirklich erklären, eine sichere und bis ins einzelne gehende gewesen sein. Dafür fehlt es auch nicht an einem positiven Anhaltspunkt. Am 9. November hatte man endlich mit Hilfe der Folter dem standhaften Guy Faukes die Namen aller Mitverschworenen abgerungen. Er hatte sie, darf man die erhaltenen Protokolle als echt ansehen, in zwei Gruppen getheilt: die fünf, die zuerst in der Mine arbeiteten, und die übrigen Mitwisser. Von niemand anders als von ihm konnte man überhaupt Aufschluß über diesen Sachbestand erhalten. Der einzige Zeuge außer ihm, Tho Winter, wurde erst am 12. November verhört und sprach sich nicht darüber aus. Und doch lag der Regierung um diese Zeit bereits eine Liste vor, welche die Verschwörer genau nach drei Klassen abtheilt: die fünf, welche zuerst in der Mine arbeiteten, die zwei, welche später zur gleichen Arbeit herangezogen wurden, und die übrigen, welche Geldbeiträge leisteten. Diese Liste, von welcher am 14. November den auswärtigen Gesandten eine Abschrift ausgefertigt wurde, ist noch jetzt erhalten; sie trägt keine Spur, welche sie als Protokoll eines Geständnisses oder einer Zeugenaussage erscheinen ließe. Dr. Gardiner[1], der ihre Entstehung am 10. November annimmt, muß selbst gestehen, daß wir heute „außer stand sind, die Quelle nachzuweisen, aus welcher diese genaue Kenntniß geschöpft sein könnte".

Gegen das Zusammenwirken all dieser Momente scheint Gardiners Beweisgang P. Gerard gegenüber keineswegs durchschlagend. Aus den Verhören, welche der Attorney General, Edward Coke, mit Faukes anstellt oder anstellen läßt, weist Gardiner zwar mit großem Geschicke nach, daß Coke über den wirklichen Verlauf der Verschwörung sich im dunkeln befunden habe. Allein dies zugegeben, so folgt daraus keineswegs, daß auch Cecil sich darüber im dunkeln befand. Er hat auch bei andern Staatsprocessen Coke absichtlich über manches im dunkeln

Wachsamkeit und Scharfblick nicht habe fehlen lassen und seit drei Monaten einem Complot gegen das Parlament auf der Spur gewesen sei. Nur den Plan im besondern habe er nicht gekannt; vgl. l. c. p. 109.

[1] What Gunpowder Plot was p. 47. 51.

gelassen[1]. Dies konnte seiner Politik vortrefflich dienen, konnte manches andere an den Tag bringen, was wissenswerth und verwerthbar war, und sicherte dem Staatssecretär eine Ueberlegenheit über seine Werkzeuge und Mitarbeiter, die für diese etwas Ueberwältigendes gehabt haben muß.

Die weitergehende Vermuthung, daß Cecil nicht nur mit dem Complot der Pulververschwörung seit langem bekannt, sondern auch dessen eigentlicher Anstifter oder wenigstens Ausgestalter gewesen sei, bezeichnet P. Gerard selbst nur als eine „wahrscheinliche". Er glaubt aber, daß zu einem solchen Verdachte schwerwiegende Momente vorhanden seien. Als Cecils Werkzeug dabei erscheint ihm Percy, dessen früherer Lebenswandel, mag auch die Anschuldigung wegen Bigamie des ausreichenden Beweises entbehren, jedenfalls kein sehr vertrauenerweckender war[2]. Auch Catesbys Persönlichkeit und Handlungsweise scheinen P. Gerard ein gewisses Mißtrauen in die Ehrlichkeit seiner Absichten zu rechtfertigen — wie es scheinen möchte, mit Unrecht. Mehr Anlaß zu Verdacht bietet allerdings Percy mit der notorischen Zweideutigkeit seines Wandels, seinen unklaren Beziehungen zum Hof und speciell zum Staatssecretär und seinem tonangebenden Hervortreten bei allen Unternehmungen der Verschworenen. Nimmt man hinzu die staatsmännischen Grundsätze und Gepflogenheiten Cecils, der selbst mitten unter den katholischen Priestern und bei den nächtlichen Gottesdiensten seiner müde gehetzten Opfer willfährige Werkzeuge wie Ausspäher zu finden und thätig zu erhalten wußte, so wird es schwer, den Verdacht auszuschließen.

Daß eine solche Vermuthung keineswegs als willkürlich oder weit hergeholt zu gelten habe, zeigt ein Brief aus London vom 10. December 1605, also fünf Wochen nach Entdeckung des Complots[3]: „Diejenigen, welche genauern Einblick (practical experience) haben in die Art, wie hier die Dinge vor sich gehen, betrachten es als ausgemacht, daß bei dieser Geschichte faules Spiel gespielt wurde und daß einige aus dem Staatsrathe im geheimen das Netz gesponnen haben, um diese armen Männer zu verstricken, gerade wie Walsingham als Staatssecretär es in andern Fällen gemacht hat."

---

[1] Vgl. Dixon a. a. O. II, 73 über den Proceß Georg Brookes: „Vieles wurde Coke vorenthalten . . . aber er erhielt Winke genug, daß Brookes Leben verwirkt sei. . . ."

[2] Vgl. Dixon a. a. O. II, 129.

[3] *Gerard*, What was the Gunpowder Plot? p. 43.

Verstärkt wird dieser Verdacht durch zwei besondere Umstände. Die Zahl der Verschworenen war eine geringe; die Gefahr eines Volksaufstandes mußte als ausgeschlossen gelten; Cecil selbst erging sich, während die flüchtigen Verschwörer noch in Freiheit waren und sich zum Widerstand rüsteten, im wegwerfendsten Spott über den Wahnsinn ihres Beginnens. Er nannte sie „ein paar Hanswurste". Selbst gegen einen großen Volksaufstand wären die getroffenen Vorbereitungen zureichend gewesen. Es mußte daher ein leichtes sein, die wenigen, schlecht bewaffneten Flüchtlinge lebendig einzubringen. Stand die Regierung einem dunkeln Complot gegenüber, dessen Verzweigungen und dessen wirkliche Tragweite sie noch nicht kannte, so war es für sie von der höchsten Bedeutung, vor allem der Häupter habhaft zu werden. Daß aber Percy eines dieser Häupter sei, war fast die erste sichere Thatsache, die in der Nacht auf den 5. November offenbar geworden war. Gleichwohl geschah von seiten der Regierung nichts, um seiner Geständnisse und Enthüllungen sich zu versichern. Als drei Tage nach der Entdeckung endlich auf seine Einbringung ein Preis öffentlich ausgesetzt wurde, war das Häuflein der Flüchtigen von bewaffneter Macht bereits umzingelt. Fünf derselben wurden, wiewohl keiner von ihnen sich zur Wehr gesetzt hatte, durch Schüsse niedergestreckt, unter ihnen gerade die Häupter Catesby und Percy. Es war nur ein Zufall, daß der Schuß, welcher Tho Winters Schulter durchbohrte, und die Stichwunden, die man ihm beibrachte, diesem letzten Zeugen nicht auch noch den Mund verschlossen. Der Schütze, der, hinter einem Baum versteckt, seine Schüsse so gut gezielt hatte, wurde durch eine stattliche Pension für Lebenszeit belohnt. Für den Fall, daß Cecil durch diese feige Tödtung von verbrauchten Werkzeugen und unbequemen Mitwissern befreit wurde, ist seine Freude erklärlich; andernfalls aber konnte dieser Ausfall der Expedition weder dem Interesse noch der Ehre der Regierung entsprechend sein. Die Werkzeuge seiner Arglist mit in den Ruin ihrer Opfer zu verstricken, gehörte auch sonst zu Cecils Künsten[1]. Der berühmte Bischof von Dublin, Peter Talbot, hat es daher 1658 in seinem Polititians Catechisme unumwunden ausgesprochen: „Es steht außer Zweifel, daß Percy und Catesby, als man sie niederschoß, ganz gut hätten lebendig gefangen werden können. Aber Cecil wußte wohl, daß diese zwei Unglücklichen über die Geschichte etwas weniger zu seinem Vortheil berichtet haben würden, als wie nachher

[1] *Gerard*, What was the Gunpowder Plot? p. 153.

er selbst es öffentlich darstellen ließ. Deshalb wurden sie aus dem Wege geschafft, wiewohl sie außer ihrem Degen weder Angriffs- noch Vertheidigungswaffen hatten und daher leicht zu Gefangenen gemacht werden konnten."

Dies sprang so sehr in die Augen, daß die Regierung selbst es für geboten hielt, der öffentlichen Meinung in dieser Hinsicht Aufklärung zu ertheilen. Im officiellen Bericht im King's Book läßt sie sich darüber vernehmen[1]: „Wiewohl verschiedentliche Proclamationen des Königs mit aller nur möglichen Eile diesen Verräthern nachgeschickt wurden, um die Abscheulichkeit ihres blutigen Mordplanes bekannt zu machen und die Nothwendigkeit einzuschärfen, wenn irgend möglich, Percys Leben zu erhalten, so geschah es doch durch die weite Entfernung des Weges (die etwa 100 Meilen betrug)[2], den schlechten Zustand der Wege und die Kürze der Tage, daß die Liebe und der Eifer der guten Unterthanen des Königs der Eile seiner Proclamationen [durch Tödtung Percys und der übrigen Verschwörer] zuvorkamen."

Immerhin läßt aus solchen Indicien ein sicherer Schluß sich nicht gewinnen, zumal bei derlei Begebenheiten außerordentlich viel von kleinen Nebenumständen abhängt, welche zu controlliren wir nicht mehr in der Lage sind. Schwerer dürfte es in die Wagschale fallen, daß die Pulververschwörung genau in die Zeit fiel, wie es der Regierung erwünscht war, und genau so entdeckt wurde, wie es in ihre Pläne paßte[3], und an sich genau jene Ungeheuerlichkeit und Verabscheuungswürdigkeit zur Schau trug, wie die Regierung zur Rechtfertigung ihres Systems es brauchte. Die Absicht, auch den Clerus und namentlich die Jesuiten mit dem Complot in Verbindung zu bringen, gelang freilich nicht so leicht und nicht in der Ausdehnung, wie Cecil es wünschte[4]. Allein die Sache war doch fein genug

[1] *Gerard* l. c. p. 154.

[2] Diese Entfernung hinderte nicht, daß man in weniger als 24 Stunden in London über den Untergang der Verschwörer eingehende Kunde hatte.

[3] Vgl. diese Zeitschrift oben S. 49 f.

[4] Cecil selbst schreibt darüber vertraulich (*Gerard* l. c. p. 181. 259): „Fast alle Angeklagten bestreiten mit aller Entschiedenheit, daß die Priester etwas von der Sache gewußt haben, und weigern sich aufs bestimmteste, als Ankläger gegen dieselben zu dienen, soviel man auch die Folter bei ihnen anwenden mag." — Die einzige Ausnahme macht der Diener Catesbys, Th. Bates, welcher in der Beicht gefragt haben will, ob sein Eid der Geheimhaltung ihn verpflichte, und vorgibt, in dessen Heilighaltung vom Beichtvater bestärkt worden zu sein. Das angebliche Geständniß, das erst nach dem Tode des Geständigen zum Vorschein kam, ist jedoch sehr verdächtig.

angelegt, um eine Verbindung schließlich herstellen und, auch solange sie noch nicht hergestellt war, eine solche behaupten zu können. Die Hauptsache war, die öffentliche Meinung oder vielmehr den Fanatismus des Volkes gegen die Katholiken bis zur hellen Gluth zu schüren. Welch geschickte Handhaben die Pulververschwörung dazu bot, zeigt die Rede des Attorney General bei der Gerichtsverhandlung am 27. Januar 1606[1]:

„Was den Inhalt der Anklage selbst betrifft, so ist derselbe so exorbitant, so alles übersteigend, und begreift er so vielfältige blutige und schauderhafte Verbrechen in sich, daß er gar nicht mehr erschwert werden könnte, sei es nach Ziel, Gegenstand oder Umstand. Eine dreifache Erwägung macht dies klar. Erstens handelt es sich um ein Verbrechen primae impressionis, d. h. sine nomine, ohne daß eine erschöpfende Benennung möglich wäre, d. h. eine solche, die irgend ausreichend wäre, es richtig zu bezeichnen, und die bei irgend einem Gesetzkundigen sich finden ließe, welcher je über Criminalrecht geschrieben hat. Die höchste Art von Verrath, welche diese nur ausdenken konnten, nannten sie crimen laesae maiestatis, d. i. ‚Verletzung der Majestät des Fürsten'. Hier liegt nun aber eine Art von Verrath vor, für den es einen passenden Namen nicht mehr gibt; denn er zielt nicht auf ‚Verletzung', sondern auf ‚Tödtung' des Königs ab, und nicht des Königs allein, sondern seines ganzen Königreiches, non regis, sed regni, d. i. auf Zerrüttung und Zerstörung der Verfassung und grundlegenden Einrichtungen dieses altberühmten und glorreich blühenden Königreiches, ja auf Ausrottung unseres Namens und unserer ganzen Monarchie. Zweitens ist es ein Verbrechen sine exemplo, nie dagewesen, weder in der Geschichte, noch selbst in der Dichtung, nicht einmal bei den großen Tragikern, die doch die ganze Kraft ihres Genies aufboten, möglichst gräßliche und schaudererregende Mordscenen zu ersinnen. Drittens ist das Verbrechen auch sine modo, ohne alles Maß, über allen Grad der Verworfenheit hinaus, vergleichbar der mathematischen Linie, welche theilbar ist ins Unendliche."

Damit hatte man endlich eine Beschönigung für das barbarische Strafverfahren, wie es seit Jahrzehnten schon an Priestern und andern treuen Katholiken nur um ihres religiösen Bekenntnisses willen so oft vollstreckt worden war und nach Cecils Wunsch in der Zukunft noch unerbittlicher vollstreckt werden sollte. Denn bisheran hatte eine solche widerliche Grausamkeit nicht verfehlen können, bessere Elemente der Nation bis ins Innerste zu empören. Der Attorney General ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, die entdeckte Verschwörung nach dieser Richtung hin auszubeuten[2]:

[1] A Complete Collection of State Trials and Proceedings for High-Treason I (4th edit. London 1776), 235.

[2] A Complete Collection of State Trials I (4th edit. London 1776), 243.

„Laſſen Sie mich dieſe meine Rede beſchließen mit einem Hinweis auf die bewunderungswürdige Milde und Mäßigung unſeres Königs. Dieſe Hochverräther hier haben alle ihre Vorgänger im Hochverrath an Schuld und Bosheit übertroffen. Demgemäß hätte crescente malitia auch die Strafe ſich erſchweren müſſen. Allein der König will das durch das Geſetz für Hochverrath beſtimmte Strafmaß nicht überſchreiten, noch neue Foltern und Qualen für ſie erfinden. Er hat vielmehr allergnädigſt geruht, das gewöhnliche Gerichtsverfahren und die geſetzliche Strafe ihnen zu gewähren, wenngleich dieſelbe tief unter dem ſteht, was ihrem Vergehen gebührt. Und in der That iſt auch ſchon die Strafe, welche das Geſetz für Hochverrath, oder was gleichbedeutend iſt, für das crimen laesae maiestatis vorgeſehen und angeordnet hat, einer eindringenden Betrachtung werth. Wenn der Hochverräther ſeinen geordneten Proceß gehabt hat, überführt und verurtheilt iſt, ſo muß er zunächſt vom Gefängniß zur Richtſtätte geſchleift werden als einer, der nicht mehr verdient, auf die Erde zu treten, aus der er genommen iſt. Und wie er entgegen der Ordnung der Natur gehandelt hat, ſo ſoll er ſelbſt rücklings geſchleift werden, an den Schweif eines Pferdes feſtgebunden. Und da Gott das Haupt des Menſchen als den oberſten und höchſten Beſtandtheil geſchaffen hat, als ſeine Zierde und ſeinen Stolz, ſo ſoll er geſchleift werden, das Haupt nach unten, ſo dicht als möglich am Erdboden, weil unwürdig, die freie Luft zu athmen. Aus dem gleichen Grunde ſoll er alsdann gedroſſelt werden, am Halſe aufgehängt zwiſchen Himmel und Erde, als unwürdig beider oder auch nur eines derſelben, damit die Augen der Menſchen ihn ſchauen und ihn verachten. Bei lebendigem Leibe noch ſoll er alsdann heruntergeſchnitten werden....[1] Seine Eingeweide und die innern Organe ſollen aus ſeinem Leibe herausgeriſſen und verbrannt werden, nachdem er ſolch ſchauderhaften Verrath in ſeinem Innern empfangen und gehegt hat. Alsdann ſoll noch ſein Haupt abgeſchlagen werden, das ſolchen Anſchlag ausgeheckt hat, und endlich ſoll ſein Leib geviertheilt, die Theile aber an belebten Plätzen öffentlich ausgehängt werden zum Anblick und Abſcheu der Vorübergehenden und zum Fraß für die Vögel der Lüfte."

Cecil perſönlich, welchen die Entdeckung und Vereitelung der Verſchwörung als Retter des Vaterlandes erſcheinen ließ, gewann durch dieſelbe ungeheuer, nicht nur an Einfluß auf den König, ſondern auch an Popularität bei den Maſſen. Als ihn mit Rückſicht auf die hier erworbenen Verdienſte der König am 20. Mai 1606 durch Verleihung des Hoſenbandordens auszeichnete, geſtaltete ſich die Feier für den früher ſo wenig beliebten Staatsſecretär zu einem großen Triumphe.

Gewiß iſt alſo, daß die Pulververſchwörung in der Geſtalt, wie ſie vor das große Publikum gebracht wurde, ſowohl Cecil perſönlich wie der

[1] Die folgenden Worte über die weitere Tortur der Verſtümmelung bringen die teufliſche Grauſamkeit des Verfahrens in einer ſo draſtiſchen Weiſe zum Ausdruck, daß es nicht gerathen ſchien, ſie hier wiederzugeben.

Regierung außerordentliche Dienſte geleiſtet hat. Unabhängig von der Frage einer Mitſchuld des liſtigen Staatsſecretärs am Entſtehen und Ausreifen derſelben glaubt daher P. Gerard noch die weitere Frage aufwerfen zu müſſen, ob dieſe Geſtalt, welche die officiell zubereiteten Berichte der Verſchwörung zugetheilt haben, dem wahren Verlaufe der Dinge auch entſpricht. In nicht wenigen Angaben dieſer Berichte vermeint er Widerſprüche zu erkennen; in den meiſten Fällen ſtimmen die Zeitangaben ſchlecht. In Bezug auf eines der nächſtliegenden Facta, die Feſtnahme des Guy Faukes, herrſcht die ſonderbarſte Verwirrung[1]; nicht ein Bericht ſtimmt hier mit dem andern. Die Pläne, welche den Verſchworenen für den Fall eines Gelingens des Complots zugeſchrieben werden, erſcheinen zu abenteuerlich, unfertig und undurchführbar, als daß man ſie ſolch geriebenen und welterfahrenen Männern glaubt zutrauen zu können. Ueberaus auffallend erſcheint, daß niemand außer Sir Knyvet die großen Pulvervorräthe — es ſollen 36 Fäſſer geweſen ſein[2] — mit eigenen Augen geſehen, niemand von dem weitern Verbleib derſelben etwas gehört hat. Nirgends in den ſo zahlreichen und ausführlichen Verhören begegnet man der Frage nach der Herkunft dieſer Pulvermaſſe, wann, wo und von wem das Pulver ſei geliefert oder angekauft worden; nirgends findet ſich ein Wort darüber, ob thatſächlich ein Theil des Pulvers durch Feuchtigkeit unbrauchbar geworden ſei, wie die Verſchwörer es befürchtet hatten; nirgends eine Andeutung, wann und wie die Fäſſer aus dem Parlamentshauſe ſeien entfernt worden, was doch ohne Arbeit mehrerer Menſchen und ohne Aufſehen nicht geſchehen konnte. Ja ſelbſt über die Zahl der Fäſſer und das Quantum des Pulvers gehen die Berichte vielfältig auseinander. Dagegen ſteht feſt, daß noch am Tage der Entdeckung, um die Mittagsſtunde des 5. November, die Lords direct oberhalb des furchtbaren Pulverkellers zu friedſamer Berathung ſich verſammelten, und daß der zu ſo unheilvollem Anſchlage mißbrauchte Raum unterhalb ihres Sitzungslocales noch während der 70 nächſten Jahre ohne alle Aengſtlichkeit als Magazinraum an Privatleute vermiethet wurde.

Mit dem allem würde wohl ſtimmen, was der franzöſiſche Geſandte in London gleich in den erſten Tagen nach der Entdeckung, jedenfalls noch

[1] Vgl. Month XC (1897), 236 f.

[2] *Gerard*, What was the Gunpowder Plot? p. 78. 79. Ein Höfling Jakobs I., Joh. Barclay, ſpricht in ſeiner Conspiratio Anglicana von „9000 Pfund des beſten Pulvers“. Month XC, 462.

vor dem 9. November, an seine Regierung nach Paris berichtete[1]: der Plan sei gewesen, daß, „wenn der Staatsrath mit noch einigen andern Lords in ihrem Sitzungssaal beisammen wären, ein Faß mit Pulver unter demselben entzündet werden und der größere Theil der Anwesenden, wenn nicht alle, in die Luft gesprengt werden sollten". Wenige Tage später, am 13. November, hatte man in den diplomatischen Kreisen in Paris die „zuverlässige Nachricht" — so schrieb der dort stationirte englische Gesandtschafts-Attaché D. Carleton —, daß an dem ganzen Lärm nichts sei, oder doch „nichts weiter als ein Faß mit Pulver, das man in der Nähe des Hofes entdeckt habe".

Manches in den berichteten Vorgängen könnte dagegen geradezu unbegreiflich erscheinen, wenn wirklich die Pulververschwörung das gewesen, als was man sie ausgegeben hat. Den Hauptnachdruck legt indes P. Gerard auf die Unvereinbarkeit und innere Unmöglichkeit dessen, was im officiellen Berichte über die Anlegung der Mine und die unterirdischen Arbeiten erzählt wird. Sollte aber in einem Punkte, der mit so viel Geflissenheit ausgemalt wird, die Darstellung der Regierung sich als Lüge erweisen, so würden auch die übrigen Theile des Berichtes alle Glaubwürdigkeit einbüßen.

Auch Dr. Gardiner[2] muß zugeben, daß der unterirdische Gang, welcher vorgeblich von Percys Wohnung zur Mauer des Parlamentsgebäudes gegraben wurde, zum allerwenigsten 7—8 Fuß in der Länge betragen habe. Dabei mußte derselbe Raum genug bieten, die Pulverfässer, Balken u. s. w. hindurchzuschaffen; um ihn anfangen zu können, mußte erst die Mauer im Keller der Wohnung Percys oder das Fundament des Hauses selbst durchbrochen, der Gang mußte im Innern durch Stützen und Holzwerk gegen Einsturz gesichert werden. Das Ausgraben eines so langen Ganges ergab aber ganz bedeutende Massen lockerer Erde; diese wie Steine und Schutt aus der durchbrochenen Mauer mußten, ohne Aufsehen zu erregen, aus der engen Wohnung hinausgeschafft und anderswo untergebracht werden. Aber nur an einer einzigen Stelle, im Geständniß, das Faukes am 8. November abgelegt haben soll, ist hiervon die Rede, und dies in einer Weise, welche die Schwierigkeit nicht zureichend löst. „Am Tage vor Weihnachten," so lauten die Worte, „da sie eine Masse von lockerer Erde hatten, die aus

[1] *Gerard* l. c. p. 140, wo in der Anmerkung der Bericht des Gesandten durch gute Argumente gestützt wird.

[2] What Gunpowder Plot was p. 97.

der Mine kam, ſchafften ſie dieſelbe in den Garten des Hauſes.“ Gardiner[1] ſelbſt, welcher dem Tunnel wenigſtens 8 Fuß Länge und je 5 Fuß in Höhe und Breite zuſchreiben zu müſſen glaubt, berechnet demgemäß die Erde auf 200 Kubikfuß. Dazu kommen noch die Steine aus der Mauer. Eine ſolche Maſſe konnte auch nach ihm nicht in einem kleinen Garten untergebracht werden.

Eine andere Schwierigkeit bietet die Natur der Arbeit, welche zu leiſten war. Fünf Edelleute, von welchen keiner in Erdarbeiten erfahren war, ſollen in 14 Tagen einen ſolchen Tunnel zu ſtande gebracht haben. Wohl hatte Faukes jahrelang als Soldat gedient und mag von Schanz- und Minirkünſten einige Kenntniß beſeſſen haben. Man hatte ihn ja eigens mit Rückſicht auf ſeine Vertrautheit mit ſolchen Dingen ausgewählt[2]. Allein Faukes hatte außerhalb der Mine Wache zu halten und das Haus zu beaufſichtigen. Gleichwohl verlief alles ohne Unfall oder Aufenthalt, wie die leichteſte Sache von der Welt. Die Mauer des Hauſes verſchwindet von ſelbſt; man hört nichts vom Rutſchen der Erde oder vom Einſturz der gegrabenen Höhlung, noch auch vom Eintreten des Waſſers wenigſtens zur Zeit der Fluth; und doch führte der Lauf der Themſe in ziemlicher Nähe vorüber, und das Parlamentsgebäude lag nicht hoch.

Das Auffallendſte aber iſt, daß trotz der vorgeblichen Geſtändniſſe niemals irgend jemand dieſen unterirdiſchen Gang oder auch nur Spuren von demſelben entdeckt oder bezeugt oder näher beſchrieben hat. Auch an der Mauer des alten Parlamentsgebäudes, das ſpäter bloßgelegt, deſſen Fundamente entfernt, aber vor der Entfernung noch unterſucht und beſchrieben wurden, hat man jene denkwürdige Oeffnung nicht gefunden, welche die ſieben Verſchworenen bis in die Mitte der drei Meter breiten Grundmauer geſchlagen hatten. Ebenſowenig iſt bekannt, daß bei einer genauern Durchſuchung der Wohnung Percys Spuren von Verletzung der Mauer oder von einer unterirdiſchen Arbeit irgend welcher Art wären entdeckt worden. Im Gegentheil muß es als feſtſtehend angenommen werden, daß weder vor noch nach den angeblichen Geſtändniſſen etwas dergleichen vorgefunden wurde.

---

[1] L. c. p. 103; vgl. Month XC (1897), 239.

[2] Tho Winter wenigſtens referirt den Auftrag Catesbys (*Gardiner* l. c. p. 60): Withal, you may bring over some confidant gentleman such as you shall understand *best able for this business*, and [he] named unto me Mr. Faukes. Zuvor hatte Winter geltend gemacht (l. c. p. 59): want of one to carry the mine.

Dabei erſcheint es faſt unglaublich, daß dieſe ſieben vornehmen Herren, welche zum Theil der eleganten Geſellſchaft der Hauptſtadt angehörten, eine ſolch herkuliſche Arbeit ſollten auf ſich genommen haben, ohne von dem Gewölbe etwas zu wiſſen, welches in ihrer allernächſten Nähe unter dem Hauſe der Lords ſich hinzog und welches ſie ja zu unterwühlen im Begriffe ſtanden. Dieſes Gewölbe war an Privatleute zu Geſchäftszwecken vermiethet und war allen zugänglich, die Kohlen kaufen wollten. Es lag in der nächſten Nachbarſchaft von Percys Wohnung, und doch hatten ſie von demſelben keine Vorſtellung. Erſt durch das Geräuſch der beim Kaufe eingeladenen Kohlen über ihren Häuptern werden ſie auf dieſen äußerſt wichtigen Umſtand aufmerkſam.

Aber während ſie bei ihrer angeſtrengten Arbeit in der Tiefe für ein wenig gewaltſames oder intenſives Geräuſch ſo feinhörig ſind, konnten ſie ganze Wochen hindurch Erde ausgraben, Stützen einrammen, Balken befeſtigen, an dicken Mauern herumhauen und -bohren, ohne daß die Erde den Schall weitergeleitet, ohne daß jemand in der Nachbarſchaft oder die Verkäufer über ihren Köpfen etwas vernommen oder Verdacht geſchöpft hätten.

Endlich werden ſolche außergewöhnliche Vorräthe von Schießpulver in einem über der Erde liegenden Raume untergebracht, zu welchem drei Eingänge führen, deren einer nur unter der Controlle der Verſchwörer ſtand. Mehrere fremde Perſonen konnten zu jeder beliebigen Zeit dieſen Raum betreten und die vornehmen Herren bei ihrer Arbeit ſehen, wie ſie mit Reiſigbündeln und Holzſcheiten die 36 Pulverfäſſer bargen und Steine und Eiſenbarren darüber deckten. Und dieſer Raum mit ſeiner gefährlichen Befrachtung wurde monatelang ohne jede Beaufſichtigung, ohne jede Controlle gelaſſen, fremder Neugierde zugänglich, während die Verſchwörer hunderte von Meilen entfernt waren!

Um dieſe Schwierigkeiten noch lebhafter zum Verſtändniß zu bringen, hat P. Gerard nach zeitgenöſſiſchen Abbildungen des ehemaligen Parlamentsgebäudes Pläne und Grundriſſe anfertigen laſſen und hat gegenüber unrichtigen Localtraditionen überzeugend die Stelle nachgewieſen, wo das von Percy gemiethete Haus in Wirklichkeit geſtanden haben muß[1]. Er glaubte auch behaupten zu können, daß noch eine ziemliche Anzahl bewohnter

[1] P. Gerards Reſultat wird durch ſeinen Gegner Dr. Gardiner (What the Gunpowder Plot was p. 77) beſtätigt.

Häuser in der Nähe, daß von Percys Haus zum Hause der Lords immerhin noch einige Entfernung und daß bis zur Themse ein ansehnlicher Weg gewesen sei.

Dr. Gardiner seinerseits hat nach bedeutend spätern, aber, wie er glaubt, genauern Abbildungen die Localitäten reconstruirt. Nach ihm lag die Seite des Parlamentsgebäudes mit Percys Wohnung ziemlich einsam und verödet; die Themse war weit näher als nach der Annahme P. Gerards. Auch weist Gardiner in der Nähe ein unbebautes Grundstück nach, wo füglich die aus der Mine zu Tag geförderte Erde abgelagert werden konnte. Gegen die Annahme einer ganz vereinsamten Lage von Percys Wohnung hat P. Gerard hinwieder triftige Momente geltend gemacht; es steht außer Zweifel, daß noch eine Anzahl anderer Personen in Percys nächster Nachbarschaft Wohnung hatten. Im übrigen jedoch scheint Gardiners Reconstruction sehr annehmbar und gibt eine überraschend gute Erklärung der verschiedenen Ortsangaben in den Berichten. Allein über wahrscheinliche Vermuthungen kann man im einzelnen nicht mehr hinauskommen, und selbst alle diese Vermuthungen als feststehend zugegeben, sind die Einwürfe und Schwierigkeiten P. Gerards damit nur zum kleinsten Theile gelöst. Gardiner selbst gesteht dies zu. Bei der unsichern Kenntniß, die wir von den Oertlichkeiten, und bei den dürftigen Angaben, die wir über die Vorgänge haben, wird es auch unmöglich sein, dieselben je befriedigend zu lösen.

Unberechtigt wäre es jedoch, hieraus den Schluß zu ziehen, daß somit die Sache selbst unmöglich gewesen und der Bericht sicher erlogen sei. Geringe Besonderheiten der örtlichen Verhältnisse konnten ausreichen, um alles das möglich zu machen und selbst leicht möglich zu machen, was dem, welcher mit den Besonderheiten des Ortes nicht bekannt ist, unausführbar erscheint. Zwar werden solche eigenthümliche Ortsverhältnisse nicht angedeutet. Dessen bedurfte es aber auch nicht bei einer Sache, die jedermann offenbar oder zur Prüfung zugänglich war; es läßt sich also daraus nicht schließen, daß solche günstige Ortsbedingungen nicht vorhanden waren. Das, was die Berichte bezeugen, konnte bei günstigen örtlichen Voraussetzungen jedenfalls geschehen, und wenn die Berichte äußerlich hinreichend verbürgt sind, so nöthigen sie zu dem Schlusse, daß die Eigenart der localen Verhältnisse solche Vorgänge zuließ.

Hier ist demnach mit allen Schwierigkeiten, welche P. Gerard geltend macht, nichts auszurichten. Nichts von all dem, was in dem officiellen Berichte sich findet, erscheint in der Weise unmöglich, daß es ein inneres

Kriterium für die Fälschung des Berichtes abgeben könnte. Auch wäre es ganz und gar zwecklos gewesen, die Minen-Episode zu erdichten. Nicht das Graben der Mine, die von den Verschwörern selbst als unbrauchbar aufgegeben wurde, machte ja das Verbrechen aus, sondern die Anhäufung des Pulvers unter dem Hause der Lords mit der Absicht der Sprengung. Falls nur dieses nachgewiesen war, blieb eine weitere Ausschmückung durch die Geschichte der Mine ohne Bedeutung.

(Schluß folgt.)

Otto Pfülf S. J.

Der obere Nil und seine Erforschung.

Chartum ist wieder in den Händen der Europäer! Wie Ohrwalder[1] und Slatin Pascha[2] nach ihrer Flucht aus der Gefangenschaft der Mahdisten es vorausgesagt, haben sich dieselben mit dem Muthe des Fanatismus gewehrt, mußten aber dem kriegsgeübtern Feinde unterliegen. Zu Hunderten ließen sich die verblendeten Leute rund um die schwarze Flagge des Chalifa durch die Kugeln der Maximkanonen niederschießen, und so wurde die Schreckensherrschaft Abdullahis endgiltig zu Boden geschmettert[3]. Allerdings, die ehemalige Hauptstadt Gordons am Zusammenflusse des Blauen und des Weißen Nils ist nur mehr als ein Haufen zusammengestürzter Lehmhäuser aufgefunden worden. Aber das Hauptzugangsthor zu den sogen. Aequatorialprovinzen steht jetzt wieder offen.

Damit dürfte sich ein neuer, wenn auch anders gearteter Entscheidungskampf nahen. Ob es beim geographischen Entdeckungseifer, beim kaufmännischen Wettbewerb, beim diplomatischen Federkriege bleiben, oder ob schließlich noch einmal das Schwert über die Theilung und den Besitz der ungeheuern Ebenen des obern Nilbeckens entscheiden werde, läßt sich heute noch gar nicht errathen.

Jedenfalls dürfte es jetzt an der Zeit sein, wenigstens einen kurzen Blick auf die bisherige Erforschungsgeschichte des obern Nils zu werfen.

[1] Aufstand und Reich des Mahdi im Sudan. Innsbruck 1892.

[2] Feuer und Schwert im Sudan. Leipzig 1896. [3] Times, 7. Oct. 1898.

Wir werden daraus ersehen, wie das Nilproblem niemals aufgehört hat, die Wißbegierde, die Gewinnsucht und den Wagemuth der Menschen gleichmäßig zu reizen; welche Opfer und Anstrengungen die Erforschung auch nur eines Theiles der Oberfläche unseres Planeten erfordert und welch ein außerordentliches Feld der Thätigkeit sich jetzt am obern Nil dem Forscher, dem Kaufmanne und dem Feldherrn eröffnet.

Das Becken des obern Nils, d. h. das ganze Gebiet von Chartum bis zu den centralafrikanischen Seen, insoweit es seine Gewässer dem Nil zuführt, zeigt eine netzartige Verworrenheit der einzelnen Wasserläufe. Was hat der Kagera mit dem Kivira und der Kivira mit dem Bahr el Djebel eigentlich gemeinsam? Und welches Gewirr von Flüssen im Gebiete des Bahr el Gasal! Wir sehen nur, daß alle die Abflüsse von Seen und Sümpfen, die Ströme und Bäche einer tiefen Grabenrinne bald zueilen bald zuschleichen, bis endlich etwas südwärts von Faschoda nur ein einziger großer Strom daraus wird, der nunmehr die Kraft hat, die glühende Ebene bis Chartum siegreich zu durcheilen. Dieses Wassernetz südlich von Faschoda oder noch mehr die Stromzweige im Gebiete der großen Seen mit dem einzigen Namen „Nil" zu belegen, ist eigentlich nur ein geographischer Gebrauch.

So zeigt schon ein oberflächlicher Blick auf den Oberlauf des Nils, daß es nicht zu verwundern ist, wenn seine Quelle sich Tausende von Jahren dem forschenden Wanderer entzog, ja daß die Frage nach der eigentlichen Nilquelle heute noch nicht widerspruchslos gelöst ist.

Wenn wir uns zur Orientirung im obern Nilbecken umsehen, so ist es gut, zunächst zwei große hydrographische Systeme zu unterscheiden, nämlich das Plateau der großen Seen und die ungeheure Nilebene, die sich von Lado bis Chartum ausbreitet.

Das Seenplateau, dessen Areal 490 000 qkm beträgt[1], theilt sich in das Gebiet des Victoria-Nyansa und das der beiden Albert-Seen, welche beide Gebiete durch den Kivira verbunden sind. Der Victoria-Nyansa nimmt mit etwa 68 000 qkm zwei Fünftel seines gesamten Zuflußareals ein[2]. Die bis jetzt gefundenen Tiefen sind nicht unbedeutend. In der Speke-Bucht wurden 5—7 m, weiterhin mehr als 10 m[3], in der Ugowe-

[1] E. v. Martonne, Die Hydrographie des obern Nilbeckens. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde XXXII (Berlin 1897), 303 ff.

[2] Stuhlmann, Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika, Kap. 30, S. 727.

[3] Baumann, Durch Massai-Land zur Nilquelle S. 143.

Bucht dicht an der Küste etwa 2 m[1] gelothet; südlich von Ukerewe will man sogar über 90, nördlich davon über 40 m gelothet haben. Die Mitte des Sees ist noch fast gar nicht erforscht. Im Norden und Süden ziehen sich Inseln das Ufer entlang. Die große Sesse-Insel Stanleys wurde durch die Aufnahme von P. Brard, aus der Gesellschaft der Weißen Väter, in mehrere Inseln aufgelöst und mit Uhr und Kompaß aufgenommen[2].

Die Zuflüsse des riesigen Sees kommen hauptsächlich aus Westen, Süd- und Nordosten. Im Westen strömt der als eigentlicher Quellfluß des Nils betrachtete Kagera[3]. Aus den drei Gebirgsflüssen Nyavarongo, Akenyaru und Ruvuvu sammelt er seine Gewässer. Alle drei sind wilde Ströme, deren Zuflüsse bald in sumpfigen Mulden, bald in wilden Schluchten dahineilen, mitunter auch in bedeutenden Wasserfällen zur Tiefe stürzen. So fand v. Götzen unter 2° 30′ zwei 5 m hohe Wasserfälle[4]. Der Ruvuvu ist nach Baumann[5] bei Ruanilo etwa 35 m breit und 3 m tief. Die Ufer sind 3 m hoch, können aber zur Regenzeit kaum die schäumende Wassermasse zurückhalten. Der Mittellauf des Kagera hat nur geringes Gefäll, flache, mit Papyrus bedeckte, sumpfige Ufer und zahlreiche Nebenseen[6]. Der Unterlauf hingegen neigt sich rasch gegen den See zu. Bei Kitangule ist der Fluß 60—90 m breit und 10—12 m tief[7]; durch einen 100 m breiten Papyrusgürtel eilt er mit einer stündlichen Geschwindigkeit von 3—4 km dem Nyansa zu. Die braungelben Wasser des Kagera lassen sich von seiner Mündung, die bei 1° 5′ südl. Breite liegt, noch weit in den See hinaus verfolgen[8]. Es scheint sicher, daß der See früher eine größere Ausdehnung hatte; das ganze Thal des Kagera ist bis Kitunguru mit Anschwemmungsschichten überdeckt[9]. Dasselbe kann man im Süden beim Smith-Sund und Emin-Golf beobachten[10].

---

[1] *Pringle*, Geogr. Journal 1893 II, 137.

[2] Die Sesse-Inseln. Petermanns Mittheilungen 1895, S. 169.

[3] Als Nilquelle faßte ihn Baumann auf, der am 19. September 1892 am Ursprung des Kagera stand. Baumann würde also der erste Europäer sein, der die Quellen des Nils gesehen hat.

[4] Durch Afrika von West nach Ost S. 151.

[5] Durch Massai-Land S. 145.

[6] Stuhlmann a. a. O. S. 228; *Scott Elliot*, Geogr. Journ. 1894, p. 349 ff.

[7] *Stanley*, Through the Dark Continent I, 450.

[8] P. *Guillermin*, Revue Française 1894, p. 198.

[9] *Scott Elliot*, Geogr. Journ. 1894, p. 349 f.

[10] Schynse, Mit Stanley und Emin durch Deutsch-Ost-Afrika (Berlin 1894), S. 10; Peterm. Mitth. 1891, S. 219; Stuhlmann, Mit Emin Pascha S. 696.

Die südöstlichen Zuflüsse des Victoria sind mit dem Kagera gar nicht zu vergleichen. Da in ihrem Quellgebiet die Regenmenge eine viel geringere ist, versiegen sie während mehrerer Monate, und nur kleine Tümpel bleiben im Flußbette stehen[1]. Schon deshalb würde die Behauptung der Neuausgabe von Daniels „Handbuch", daß der Schimiju — auf den Karten Simiu — und nicht der Kagera als Nilquelle zu betrachten sei, hinfällig sein[2].

Die nordöstlichen Zuflüsse, welche größtentheils aus der gewaltigen Gebirgsmasse des Elgon kommen, werden in dem Sir und dem Nsoia gesammelt. Sie führen viel vulkanischen Schutt mit und bauen in dem See große Deltas auf[3].

Wenn man nun bedenkt, daß die jährliche Verdunstung auf etwa 30 cbkm berechnet wird[4], daß ferner der nach Norden ausfließende Kivira um ein Drittel den einfließenden Kagera an Wassermenge übertrifft, so ist ersichtlich, welch eine ungeheure Wasserzufuhr die tropischen Regen jährlich dem Victoria-See zu leisten haben, wenn sie sein Becken gleichmäßig gefüllt halten sollen.

Das Gebiet des Victoria-Nyansa und das der beiden Albert-Seen wird durch den Kivira verbunden. Er verläßt den Victoria über die 150 m breiten und 4 m hohen Ripon-Fälle[5]. Rasch eilt er dann über die Jsamba-Schnellen[6] einer an Sümpfen und Nebenseen, wie dem Gita Nsige und dem Kiodja, reichen Ebene zu. Mit der Wendung gegen Westen wird der Lauf wilder. Von den Karuma-Schnellen bis zu dem wunderschönen, 40 m hohen Murchison-Wasserfalle[7] fällt der Kivira 400 m, also auf den Kilometer 3—4 m, ab. Dann fließt er 500 m breit ohne besonders wahrnehmbare Stromgeschwindigkeit dem Albert-See zu[8].

Das eigenthümliche System der beiden Albert-Seen, welche in einen tiefen Grabenbruch eingesenkt sind und keinen bedeutendern Zufluß erhalten, umfaßt etwa 115200 qkm, wovon auf die beiden Seen selbst

---

[1] Baumann, Durch Massai-Land S. 141; Fischer, Am Ostufer des Victoria-Nyansa; Peterm. Mitth. 1895, S. 4.

[2] Handbuch der Geographie I (1895), 562.

[3] *Pringle*, Geogr. Journ. 1893 II, 136.

[4] E. v. Martonne, Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde 1897, S. 325 *C. W. Hobley*, Geogr. Journ. 1898, p. 362.

[5] *Speke*, Journal of the discovery of the source of the Nile p. 466.

[6] *Speke* l. c. p. 464.

[7] *Speke* l. c. p. 568; Baker, Der Albert-Nyansa S. 288.

[8] *Gordon*, Proceedings of the Roy. Geogr. Soc. 1877, p. 49.

8820 qkm entfallen. Die Verbindung stellt der Semliki her. Wie beim Victoria-See, sind auch hier mehrjährige Schwankungen des Wasserstandes anzunehmen. Während 1878 eine große Anschwellung von Wilson[1] festgestellt wurde, während in diesem Jahre in Lado Ueberschwemmungen in ungewohntem Maße eintraten[2] und auch der Tanganyika einen so hohen Stand erreichte, daß er einen Abfluß nach Westen gewann, berichtet Stuhlmann[3] nach Angaben Emin Paschas von einer Senkung, die 1888 etwa 3 m betrug, und glaubt, daß die Senkungsperiode sich bis 1891 erstreckte. Nach Gedge[4] sind die Eingeborenen von Kavirondo der Meinung, daß eine 25jährige Niveauschwankung stattfinde.

Der Kivira tritt bei der Nordostecke in den Albert-Nyansa ein, dessen Abfluß unter dem Namen Bahr el Djebel nach Norden strömt und das Seengebiet mit der großen Nilebene verbindet. Bis 14 km oberhalb Wadelai ist das Thal von hohen Wänden umrandet[5] und die Stromgeschwindigkeit sehr groß[6]. Plötzlich nimmt das Gefälle ab, das Thal erweitert sich, und der Fluß wird von mehreren Inseln in zahlreiche sumpfige Arme gespalten[7]. Bei Dufile beginnen wieder die Felspartien. Von Dufile bis Lado beträgt auf 200 km die Senkung 180 m, das mittlere Gefälle 1,20 m auf den Kilometer. Auf dieser Strecke sind 7 Stromschnellen bekannt[8]. Von Lado an wird der Fluß ruhig.

Nunmehr tritt der Fluß in das riesige mittlere Nilbecken. Aus einem Areal von 1198000 qkm, von denen 776000 qkm westlich und nur 442000 qkm östlich von der Hauptader liegen, zieht der Bahr el Djebel alle Wasser an sich. Die Ebene ist aber so flach, daß die meisten Flüsse in ihrem Unterlaufe fast gar kein Gefälle mehr haben, sondern nur ganz langsam der Centralmulde zuschleichen. Dadurch entsteht eines der merkwürdigsten Sumpfgebiete, welche man auf der Erdoberfläche beobachten kann. Sumpfige Nebenseen begleiten überall den Flußlauf. Die geringste Anschwellung genügt, um die Flüsse aus ihrem Bette zu bringen. Papyrus- und Ambatch-Wälder dehnen sich so weit aus, daß nur die Palmen, die

[1] Globus XXXIV (1878), 381.
[2] Junker, Reisen in Afrika II, 76; Marno in Peterm. Mitth. 1881, S. 421.
[3] A. a. O. S. 582.
[4] Proceed. of the Roy. Geogr. Soc. 1892, p. 323.
[5] Junker a. a. O. III, 496.
[6] *Gordon*, Proceed. of the Roy. Geogr. Soc. 1877, p. 48.
[7] Junker a. a. O. S. 497.
[8] *Peney*, Bulletin de la Soc. de Géogr. de Paris VI (1863), 1 ss.

hier und dort stehen, in der trostlosen Wasserödе den festen Boden vermuthen lassen [1].

Dadurch wird die freie Wasserfläche oft sehr verengert. So beträgt nach Marno die Breite des Bahr el Djebel an dem Zusammenfluß mit dem Bahr el Gasal 50 m, die Breite des Bahr el Gasal unweit des Zusammenflusses 100, etwas oberhalb 50, stellenweise nur 20 Schritte. Hier ist nun das Land der gefürchteten Grasbarren, Sedd (Sett) genannt. Aus den verflochtenen, wurzelkräftigen Wasserpflanzen, welche mit Staub und Schlinggewächsen überdeckt und verbunden werden, entsteht ein fester Boden, der auf dem Wasser schwimmt. Diese schwimmenden Inseln werden beim Hochwasser den Strom hinabgeschleppt, häufen sich an den Biegungen und thürmen sich aufeinander, so daß der Fluß nach Breite und Tiefe verstopft wird. Selbst das beste Dampfschiff kann gegen diese Pflanzenschranke machtlos sein [2].

Nördlich von Gaba Schambe tritt der Bahr el Djebel unter dem Namen Kir in eine Art Centralsenkung. Noch mehr als im Süden stehen hier alle Zuflüsse durch Sickerwasser oder Seitenarme miteinander in Verbindung. Nicht selten sind bei 60000 qkm überschwemmt. So ist es leicht glaublich, daß während der Regenzeit das Land sich in einen gewaltigen, unpassirbaren Sumpf verwandelt [3].

Auf den Karten sieht man als linken Nebenfluß den Bahr el Gasal einmünden. Derselbe ist nach Junker eine 214 km lange Reihe von Sümpfen [4], in denen man selbst während der Trockenzeit sehr selten feste, gut erkennbare Ufer finden kann. Die großen Wassermengen des Bahr el Gasal und des Kir-Gebietes kommen hauptsächlich aus dem Gebiete der Uelle-Wasserscheide, deren Erforschung wir vor allem Schweinfurth und Junker verdanken [5].

Auf der rechten Seite mündet in dieses Sumpfgebiet der Sobat, dessen Unterlauf von Junker aufgenommen worden ist. Auch hier fand Marquis de Bonchamps oberhalb der frühern ägyptischen Station Nasser einen ungeheuern, von Seen durchsetzten Sumpf [6].

---

[1] Marno, Die Sumpfregion des äquatorialen Nilsystems, in Peterm. Mitth. 1881, S. 411 ff. [2] Peterm. Mitth. 1882, S. 121.

[3] Mason Bey, Peterm. Mitth. 1880, S. 379. [4] A. a. O. II, 70.

[5] Schweinfurth, Im Herzen von Afrika; Junker a. a. O.

[6] Die Expedition Bonchamps 1897/98. Compt. rend. Globus LXXIV (1898), 213.

Als einziger Abfluß des ganzen Kir-Gebietes zieht nun der Bahr el Abiad oder der Weiße Nil ohne jeden bedeutendern Zufluß durch die verbrannte Oede gegen Chartum. Sein Leben hängt ganz von dem Leben des Central-Sumpfgebietes ab[1]. In den regenreichen Jahren kommen die Grasbarren bis Faschoda, kleinere schwimmende Inseln bis Chartum. Sie ziehen immer am rechten, steilen Ufer dahin[2], wo der Fluß am tiefsten und die Strömung am stärksten ist.

In Chartum erscheint das Hochwasser im April. Grüne, übelriechende, an organischen Bestandtheilen überreiche Gewässer treiben gegen Norden. Sie kommen aus dem Sumpfgebiete des Kir, bestimmt, die Felder Aegyptens zu befruchten. Trostlose Oede rings umher auf dem Boden, den die Nilfluthen nicht berühren, Gedeihen in üppigster Fruchtbarkeit hingegen überall, wo sie hinkommen!

Das ist eine kurze Schilderung des obern Nils, welche eigentlich nur bezweckt, das Verständniß der Forschungsgeschichte nicht nur nach der Seite der geographischen Ausdehnung, sondern noch mehr nach der Seite jener ungeheuern Schwierigkeiten, die sich dem Forscher hier entgegenstellen mußten, etwas zu erleichtern.

I. Das Problem der Nilquellen im Alterthum.

Unbeantwortet haben wir aus der grauesten Vorzeit die Frage nach den Quellen des segenspendenden Nils ererbt. Zu einer klaren Erkenntniß des thatsächlichen Sachverhaltes ist man in der Vorzeit, soweit wir wissen, niemals durchgedrungen. Merkwürdig bleibt es uns aber doch, daß die Alten immer wieder auf den südlichen Ursprung, auf die Mondberge und auf die großen Seen zurückkommen. Ob sich die Phantastereien des einen oder andern geographischen Märchenerzählers noch so dicht vor die Wahrheit legen, immer wieder blitzen einige Lichtstrahlen durch[3]. Die völlige Aufklärung ist unserer Zeit aufbewahrt geblieben.

Geheimnißvoll wie das Steigen und Fallen des Vaters Nil war den alten Aegyptern auch seine Herkunft. In dem 146. Kapitel des sogen. „Todten-

---

[1] E. v. Martonne a. a. O. S. 337.

[2] Junker a. a. O. II, 53; Schweinfurth a. a. O. I, 59.

[3] Eine Orientirung bietet K. Ganzenmüller, *Ἡ ἀνατολικωτέρα τῶν λιμνῶν*. Zeitschr. für wissensch. Geogr. VIII (1891), 1—23; Klöden, System des obern Nil. Berlin 1856; Berghaus, Bergketten und Flußsysteme von Afrika. Geogr. Jahrb. von Berghaus II (1850), 1 ff.

buches", auf dessen Beziehung zu den Nilquellen zuerst Brugsch und Chabas in der „Zeitschrift für ägyptische Sprache" aufmerksam gemacht haben, werden aufeinanderfolgend 15 Stationen besprochen, die der Verstorbene passiren muß[1]. Bei der 12. Station lautet die in Hieroglyphen beigegebene Erklärung: „Das 12. Thor. Es breitet aus die Göttin Isis ihre Arme, um sichtbar zu machen den Nil in seiner Verborgenheit." Doch neben dieser der andern Welt angehörigen Nilquelle hatten die alten Aegypter noch eine zweite, auf die irdischen Quellen sich beziehende Vorstellung. Dort, wo an der Südgrenze des alten Aegyptens zwischen Elephantine und Philä das vielverschlungene Wasserlabyrinth des ersten Kataraktes das Weiterkommen gehindert hat, suchte man auch den Ursprung des geheimnißvollen Stromes. So heißt es auf einer Inschrift im Tempel von Redesieh (14. Jahrhundert v. Chr.), daß in den von Sethos I. angelegten Wüstenbrunnen das Wasser hervorgequollen sei „wie in der Höhle der beiden Strudel von Elephantine". Und in einer Erläuterung zu einem Bilde auf Philä findet Dr. E. Meyer die Worte: „Der doppelt verborgene, der doppelt reine, welcher sich erhebt in Senem", d. h. Philä gegenüber auf der Insel Bigeh[2]. Diese mit den Göttersagen verwachsene Vorstellung von den Nilquellen hielt sich Jahrhunderte hindurch. Sie liegt der Erzählung des Herodot zu Grunde, in der er uns berichtet[3]: „Die Quellen des Nils aber vermaß sich keiner von den Aegyptern, Libyern und Hellenen zu wissen, mit denen ich ins Gespräch kam, außer in Aegypten in der Stadt Sais der Schreiber der heiligen Schätze Athenes. Jedoch schien mir derselbe zu scherzen, indem er sie bestimmt zu wissen behauptete. Er sagte aber dieses, es wären zwei Berge mit spitz zulaufenden Gipfeln, zwischen der Stadt Syene im thebischen Gebiete und der Stadt Elephantine gelegen, unter dem Namen Krophi der eine und Mophi der andere[4]; nun flössen die Quellen des Nils, eigentlich tiefe Schlünde, mitten aus diesen Bergen, und die eine Hälfte ströme nordwärts nach Aegypten hin und gegen den Nordwind, die andere Hälfte nach Aethiopien und gegen Süden. Daß aber die Quellen tiefe Schlünde seien, das, behauptete er, habe der König von Aegypten,

[1] Ed. Meyer, Geschichte des alten Aegypten (Berlin 1887) S. 2 ff.

[2] Geogr. Inschriften II, Taf. 79.

[3] Geschichte II. Buch, Kap. 28.

[4] Für die beiden Namen *Κρῶφι* und *Μῶφι* hat Prof. Lauth die ansprechende Ableitung aus den Worten Ker-hapi „Nilstrudel" und Mu-hapi „Nilwasser" aufgestellt. Abhandlungen der Kgl. bayer. Akad. der Wissensch. I. Klasse, XIV. Bd., 2. Abth.; Ed. Meyer a. a. O. S. 4.

Psammetich, erprobt. Dieser habe nämlich ein Seil, viele tausend Klafter lang, geflochten und daselbst hinabgelassen, ohne auf den Grund zu reichen. Damit führte mich denn der Schreiber darauf, wenn anders dem so ist, wie er sagte, dort gewaltige Wirbel und Strudel zu vermuthen, so daß vor dem Stoße des Wassers an den Bergen das Senkblei nicht auf den Grund kommen konnte." [1] Daß man jedoch über die Nilquellen um die Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr., als Herodot Aegypten bereiste, besser unterrichtet war, als der saitische Bericht es vermuthen läßt, erfahren wir aus Kapitel 29—31. Kapitel 31 heißt es: „So ist es mit Fahren und Gehen ein Weg von vier Monaten, daß man den Lauf des Nils über Aegypten hinaus noch kennt. So viel Monate nämlich ergeben sich, wenn man zusammenrechnet, wie lange einer braucht, wenn er von Elephantine zu den Automolen reist. Sein Lauf geht aber von Abend und Sonnenuntergang aus. Das Weitere vermag keiner sicher anzugeben, weil jenes Land wüste ist vor Hitze." Dann kommt Herodot auch auf die fünf jungen Nasamonen zu sprechen, die auf langer Irrfahrt zu einem Volk von Zwergen kamen, an deren Hauptstadt ein großer Fluß vorbeizog, und dieser Fluß, habe Etearchus hinzugefügt, sei kein anderer als der Nil. Diese Ansicht nimmt Herodot an, indem er sagt: „Und das hat wirklich seinen guten Grund; denn der Nil strömt aus Libyen her, so daß er Libyen mitten durchschneidet."

Merkwürdig ist die Annahme des Euthymenes, der im 4. Jahrhundert v. Chr. die Mündung des schon durch den Bericht des Karthagers Hanno [2] bekannten Senegal auffand und ihn als Fortsetzung des Nils, jedenfalls in engster Verbindung damit, ausgab. Er wußte das Steigen des Nils durch die einströmende Fluth des Atlantischen Oceans zu erklären. Damit spricht er die auch schon von Herodot [3] angeführte Meinung neu aus, daß man nämlich in Innerafrika von der Verbindung der großen Nord- und Westflüsse überzeugt sei.

Wenn wir nun den obern Nil nach Herodot und seinen unmittelbaren Nachfolgern zeichnen wollten, so würde er ungefähr von der Biegung des Niger quer durch den Sudan kommen und etwa bei Faschoda im rechten Winkel nach Norden umbiegen. So ist er denn auch reconstruirt

---

[1] Psammetich I. soll etwa 650 v. Chr. Männer ausgesandt haben zur Erforschung der Nilquellen; Athenäus VIII, 346.

[2] *Vivien de St. Martin*, Le Nord de l'Afrique dans l'antiquité p. 22.

[3] A. a. O. Buch II, Kap. 33.

z. B. in Prof. G. Droysens „Allgemeinem historischen Atlas“ [1], in den Skizzen von H. Reed [2], in dem Aufsatze von Dr. Umlauft [3] und in vielen andern Arbeiten.

Sollte nun dieser von Westen kommende und nach Norden umbiegende Nil nicht der heutige Bahr el Gasal sein? Man könnte sich leicht vorstellen, daß die Alten wohl bis an das oben geschilderte Sumpfgebiet des Kir gekommen, aber dort durch die ungeheuern Schwierigkeiten gerade so gut aufgehalten worden seien, wie die Mehrzahl selbst der modernen Reisenden.

Der „Nil des Sudans“ verschwindet nun schon bei Aristoteles von der Karte, lebt aber merkwürdigerweise bei den Arabern, so auf der Karte Edrisis (1154 n. Chr.), wieder auf und ist selbst auf einer Karte von anno Domini 1849 noch zu erkennen.

Aristoteles (350 v. Chr.) war zu klarsehend, als daß er die verworrene Ansicht des Euthymenes hätte annehmen wollen. Er versetzte die Nilquellen nach Nachrichten, die wir nicht kennen, auf den „Silberberg“ [4]. Außerdem weiß er von den großen Sümpfen zu erzählen [5], die nicht weit von den Nilquellen liegen sollen. Dieser Silberberg erinnert sehr an die weißen Berge der Araber und an die Schneeberge des Kilimandscharo und des Runsoro [6]. Damit sind auch schon die Mondberge des Ptolemäus vorbereitet. Wir machen hier wieder die interessante Beobachtung, wie die geographischen Thatsachen jahrhundertelang kometenartig am Horizont menschlichen Wissens auf- und abschweben, bis sie endlich durch positive Beobachtung festgelegt werden.

Im Frühjahre 334 v. Chr. überschritt Alexander von Macedonien den Hellespont, um die Eroberung der Welt zu beginnen. Ihm verdankt Aegypten die Gründung von Alexandria. Ob der König geahnt hat, welch glänzende Zukunft seiner Schöpfung bevorstehe, kann fraglich erscheinen. Aber rasch erwuchs Alexandria zur Weltstadt und zum Centrum griechischer

---

[1] Niebuhrs Versuch einer Welttafel nach Herodot.

[2] The Journal of the Manchester Geogr. Soc. 1890, p. 345.

[3] Afrika in kartograph. Darstellung von Herodot bis heute; Deutsche Rundschau für Geogr. 1886/87.

[4] Meteorol. l. I, c. 13. [5] De animal. hist. l. VIII, c. 12.

[6] Wir schreiben Runsoro, der Bemerkung v. Martonnes (a. a. O. S. 316) folgend: Nachdem Stuhlmann (Mit Emin Pascha S. 297) gezeigt hat und selbst Engländer, z. B. Scott Elliot, anerkannt haben, daß der Name Ruwenzori nur aus der Einbildungskraft Stanleys stammt, wäre es zu wünschen, daß er von allen Karten und aus allen wissenschaftlichen Abhandlungen verschwinde.

Cultur und Bildung. Den Plan, auch zu den Nilquellen vorzudringen, sollte Alexander nicht einmal auszuführen beginnen. Die Mittel indessen hatte er durch seine Gründung herbeischaffen helfen. Nach dem Tode des großen Eroberers (323) wurde das untere Nilthal für lange Zeit der Sitz des glänzenden Reiches der Ptolemäer. Diese hochbegabten Herrscher waren nicht zufrieden mit den kaufmännischen Erfolgen ihrer neuen Hauptstadt. Ptolemäus Soter gründete die bald weltbekannte alexandrinische Bibliothek, und schon von Anfang an war die Geographie einer der Hauptzweige, dem sich die wissenschaftliche Aufmerksamkeit mit Vorliebe zuwandte. Als Vorsteher der Bücherſammlung lernen wir Eratosthenes, den größten Geographen der alexandrinischen Blüthezeit, kennen. Damals scheint auch Ptolemäus Philadelphus (285—247 v. Chr.) eine Expedition zu den Nilquellen veranlaßt zu haben, von welcher uns Strabo in seiner Geographie [1] eben aus Eratosthenes mitzutheilen weiß, daß zwei Flüsse, welche aus Seen kommen, den Nil bilden. „Der eine dieser Flüsse heißt Astaboras und fließt im Osten der Insel Meroë. Der andere ist der Astapus oder, wie einige ihn nennen, der Astasobas. Aber der Astapus ist, wie es heißt, ein anderer Fluß, der von Süden aus verschiedenen Seen kommt, geradeaus fließt und den Hauptarm des Nils bildet, und er wird gefüllt durch die Sommerregen." Hier sehen wir zum erstenmal die Unterscheidung zwischen dem abyssinischen und dem südlichen, dem Blauen und dem Weißen Nil, klar und bestimmt ausgesprochen. Das ist das Verdienst des Eratosthenes und derjenigen Männer, die ihm diese Kenntnisse vermittelten.

Das Unternehmen des Eratosthenes, die als bewohnbar angesehene Erdoberfläche auf einem Globus zu fixiren und die Kugel selbst zu messen, bleibt eine geniale Großthat für alle Zeiten, welche mit Recht schon im Alterthum als eine der größten Leistungen des menschlichen Geistes gegolten hat. Das aus drei Büchern bestehende Werk des Eratosthenes, der 276 v. Chr. geboren wurde und etwa 194 v. Chr. gestorben ist, ging verloren [2]. Seine Karte ist uns hauptsächlich durch die Kritik und Antikritik des Hipparch, Polybius, Posidonius und Strabo bekannt. Zunächst bemerken wir mit Genugthuung den großen Nilbogen bei Abu Hamed, dann die eigene Zeichnung der abyssinischen Seen und Zuflüsse und endlich vielleicht in der Breite des heutigen Bahr el Gasal zwei Quellseen des Nils. Störend

[1] L. XVII, c. 1.

[2] Vgl. über Eratosthenes und die folgenden Geographen das Prachtwerk: Mappae mundi. Die ältesten Weltkarten von Dr. Konrad Miller. Stuttgart 1898.

wirkt nur jener rechte Nebenfluß, dessen Lage mit unserem Atbara sich vereinbaren ließe, und der in directe Verbindung mit dem Rothen Meere gebracht ist. Dieser Fehler bleibt auch auf spätern Karten noch lange genug stehen. Trotzdem kommt die Karte des Eratosthenes dem wirklichen Nillauf unter allen alten Karten am nächsten. Leider ist später die römische Karte dem Alexandriner nicht gefolgt, sondern hat die Fabeleien, welche schon beim Karthager Hanno begonnen haben und welche besonders Juba später förderte, an die Stelle der guten Angaben gesetzt.

Bei Polybius (205—122 v. Chr.), durch dessen antimathematische Richtung der Gedanke an den Zusammenhang des Kartenbildes mit einem Theile der Oberfläche der Erdkugel ganz erlosch[1], finden wir keine Förderung unserer Frage.

Der überkritische Hipparch (geboren etwa 150 v. Chr.) war ein großer Astronom, aber nach Strabo kein so großer Geograph. Auf seiner von Gossellin 1793 reconstruirten Erdkarte[2] finden wir aber doch noch den abyssinischen Quellsee und südlich davon den großen Sumpf, aus dem der Astapus des Eratosthenes kommt. Der „Nilus" hingegen erinnert an den heutigen Bahr el Gasal.

Auf der Karte des Artemidor (100 v. Chr.), der zur Zeit des Sulla seine elf Bücher *Γεωγραφούμενα* schrieb, sehen wir den Astaboras, die Verbindung mit dem Rothen Meer, aber vom obern Weißen Nil soviel wie nichts[3].

Genau soviel oder vielmehr sowenig weiß zur Zeit des Kaisers Augustus Diodor. Kap. 32 des I. Buches seiner historischen Bibliothek sagt er: „Der Nil fließt von Süden gegen Norden. Seine Quellen sind an einem unbekannten Orte auf der äußersten Grenze von Aethiopien gegen die Wüste hin, in einer Gegend, die wegen der übermäßigen Hitze unzugänglich ist."

Auch Strabo (ca. 65 v. Chr. bis 20 n. Chr.), dem wir fast alles verdanken, was wir über die ältesten Geographen wissen, der uns die vollständigste, einheitlichste und bestverarbeitete Erdbeschreibung hinterlassen, welche wir aus dem Alterthume besitzen, läßt uns südlich von dem großen Nilbogen im Stich. Auf der Karte finden wir keinen Quellsumpf mehr, wohl aber wieder die ungereimte Verbindung mit dem Rothen Meere[4].

[1] Berger, Erdkunde I, 60; IV, 28; Miller a. a. O. VI, 125.
[2] Miller a. a. O. VI, 121. [3] Ebd. VI, 129.
[4] Ebd. VI, 2, Beilage 8.

Vielleicht auf die Berichte des mauretanischen Königs Juba hin, der etwa 25 v. Chr. über Libyen und Arabien schriftstellerte, läßt der große römische Architekt Vitruvius (14 v. Chr.) den Nil aus Mauretanien vom Norden her kommen. Erst heißt er Dyris, dann wird der Nigir und schließlich der Nil daraus. Daß der Nil aus Mauretanien von Norden komme, sehe man daraus, daß auf der andern Seite des Atlas Ströme entspringen und gegen Westen fließen, welche wie der Nil Ichneumone, Krokodile und Flußpferde enthalten. Dies alles, sagt Vitruvius, sieht man auf den Weltkarten[1]. Leider sehen wir von jetzt an den Nil wieder ziemlich allgemein dargestellt als den großen, vom Nigerbogen quer durch Afrika strömenden Fluß, der bald in einem bald in zwei Seen verschwindet, ja den man manchmal sogar in den Golf von Aden münden läßt.

Etwas bescheiden tritt der sudanesische Nil bei Pomponius Mela auf. Mela ist der erste Römer, dem wir eine vollständige, abgerundete und einheitliche Erdbeschreibung verdanken. Sein Werk, geschrieben 41 n. Chr., zeichnet sich durch Kürze, Klarheit und Anschaulichkeit aus[2]. Während auf der reconstruirten Karte der abyssinische Nil mit dem Rothen Meere verbunden ist und der Astaboras und der Astapus von hohen Bergen aus dem Süden kommen, windet sich der Nil weit her vom Westen aus einem See, der fons Nili, qui Nuchal dicitur, betitelt wird, durch eine terra inhabitabilis und verschwindet nicht weit von der Quelle des Astapus in einem namenlosen Sumpf.

Nicht viel mehr Licht bringt die unter dem Kaiser Nero ausgesandte Expedition in die Frage nach den Quellen des Nils. Seneca erzählt uns[3], daß die beiden Führer ihm von ungeheuern Sümpfen berichteten, welche ihrem Vordringen ein Ziel gesetzt hätten. Auch Plinius[4] bespricht diese Reise, beschränkt sich aber auf die Geographie der Insel Meroë und die Verarbeitung der Entfernungsangaben, fügt indessen doch hinzu, daß nach verschiedenen Nachrichten der Nil aus zwei Seen entspringe, zwischen denen das Land der Pygmäen liege. Sicher scheint die neronische Expedition

[1] Capita fluminum; vgl. Miller a. a. O. VI, 113.

[2] Miller a. a. O. VI, 102, Beilage 7. Wenn Kretschmer (Zeitschr. für Erdk. [Berlin 1897] S. 84) sagt: Mela verlegt die Nilquelle in den südlichen Continent und läßt ihn durch einen unterirdischen Kanal nach Afrika hinüberfließen, so ist zu beachten, daß nach Mela dies nur dann der Fall sein kann, wenn der südliche Continent überhaupt existiren sollte, woran er zweifelt; vgl. Miller a. a. O. VI, 105.

[3] Quaest. nat. l. VI, c. 8. [4] Hist. natur. l. VI, c. 35.

bis in die Kir-Gegend gekommen zu sein. Andere meinen sogar, daß die Römer bis zum Katarakt von Fola oder Mekade unter dem 3.° bis 4.° nördl. Breite, der in unsern Tagen durch Gordon bekannt wurde, sich durchgearbeitet hätten.

Dionysius Periegetes, der im 2. Jahrhundert n. Chr. unter Kaiser Hadrian eine Art Compendium der Geographie schrieb, läßt auf der Karte[1] den Nil von den iuga perusta kommen; auch fehlt der Sudanfluß nicht, der in einer „sonnenverbrannten und unbewohnten Gegend" in einem großen See verschwindet.

Wir kommen jetzt der Zeit nach zu der höchsten Entwicklung der griechischen Kartographie, nämlich zu dem Werke des Ptolemäus, welches durch die Arbeiten des Marinus von Tyrus vorbereitet worden ist. Bisher bestand eine große Kluft zwischen Hipparch-Strabo einerseits und Marinus-Ptolemäus andererseits. Das große Ptolemäische Werk erscheint zu unvermittelt. Als Uebergang bezeichnet nun Miller[2] den Rest einer werthvollen, uns nicht weiter bekannten Arbeit eines griechischen Geographen, der uns noch in der Klimatentafel des Plinius erhalten ist. Von Eratosthenes an scheint es mehr oder weniger klar festgehalten zu sein, daß nicht der abyssinische, sondern der Weiße Nil der Hauptfluß sei. Genauere Nachrichten kamen aber von dieser Richtung nicht mehr. Es ist wahrscheinlich, daß die Angaben, die Ptolemäus verwerthete, genau auf demselben Wege erlangt wurden, auf welchem die schließliche Entdeckung der Nilquellen stattfand, nämlich über das heutige Deutsch-Ostafrika. Wir wissen, daß ein reger Handelsverkehr zwischen der ostafrikanischen Küste und Alexandrien stattgefunden, und dürfen annehmen, daß ein entsprechender Verkehr wie heute so auch früher zwischen Central- und Ostafrika bestanden hat. Und durch Vermittlung der ägyptisch-griechischen Kauffahrer hat Ptolemäus etwa 140 n. Chr. die endgiltigen Nachrichten über die großen centralafrikanischen Seen, sowie über die Mondberge erhalten, welche Nachrichten nach mehr als 1700 Jahren wenigstens in ihren allgemeinen Umrissen als richtig erfunden werden sollten.

Ptolemäus berichtet (l. IV, c. 7), daß der Nilstrom aus zwei nicht weit vom Aequator gelegenen Seebecken, einem westlichern, *τῶν λιμνῶν ἡ δυσμικωτέρα*, und einem östlichern, *ἡ ἀνατολικωτέρα τῶν λιμνῶν*,

[1] Miller a. a. O. VI, Beilage 6.
[2] A. a. O. VI, 140.

hervorströme. Beide Seen fixirt er unter beinahe dieselbe Breite und läßt sie durch nur acht Längengrade voneinander getrennt sein, was bei der um ein Sechstel zu schmalen Ansetzung des Meridianabstandes auf eine nicht sonderlich starke Uebertreibung der wirklichen Entfernung der Mittelpunkte des Victoria- und des Albert-Sees hinausläuft. Es darf uns auch nicht stören, daß den beiden Wasserflächen eine zu südliche Lage, dem Westsee 6°, dem Ostsee 7° Aequatorabstand, zugemessen wird; denn die Ptolemäische Nilkarte ist überhaupt in den außerägyptischen Breiten zu weit nach Süden verzogen. L. IV, c. 8 werden dann zwei Endkuppen einer Bergkette angegeben, von deren Schneemassen jene Seen gespeist würden. Ptolemäus nennt die Bergkette das Mondgebirge, *τὸ τῆς σελήνης ὄρος*.

Die Literatur über Ptolemäus im allgemeinen und über seine Auffassung von Centralafrika und den Nilquellen im besondern ist gewaltig. Einen sehr scharfsinnigen Vortrag über die Beschreibung des östlichen Aequatorialafrika von Ptolemäus, in welchem dessen Angaben mit dem heutigen Stand der Dinge vortrefflich in Einklang gebracht sind, hat am 9. März 1891 H. Schlichter in einer Versammlung der Londoner königlichen geographischen Gesellschaft gehalten. Freilich trat dem ausgezeichneten Geographen und fein berechnenden Mathematiker der bedeutende Kartograph Ravenstein, wenn auch nicht mit durchschlagenden Gründen, so doch derartig entgegen, daß der Präsident der Gesellschaft die Erörterung mit den Worten schloß: „Es ist nur zu bedauern, daß Ptolemäus nicht selbst heute Abend hier ist, um uns genau zu sagen, was er gemeint hat. Wenn es auch sehr wahrscheinlich ist, daß er den wahren Stand der Dinge erfahren hat, so bleiben doch noch einige Bedenken, so daß nicht jeder Zweifel gehoben ist.“

Leider ist wie in der ganzen Geographie, so auch in der Nilfrage wissenschaftlich jahrhundertelang nichts weiter geleistet worden, so daß das christliche Abendland das Nilproblem ungelöst überkommen hat, es aber auch ungelöst von einer Generation zur andern überlieferte.

(Fortsetzung folgt.)

Joseph Schwarz S. J.

Die Weltanſchauung der Anarchiſten.

Fürſt Bismarck äußerte einſt Lothar Bucher gegenüber — den Nachweis der Echtheit der Geſpräche überlaſſen wir dem Berichterſtatter —, die den Germanen eigenthümliche Neigung zum Philoſophiren mache ihnen den Anarchismus ungenießbar[1]. „Sie werden", fuhr er fort, „unter den Anarchiſten nie einen rechten Naturforſcher finden, einen Chemiker wohl, aber keinen Mann, der ſo recht mit Luſt und Liebe das Wachſen und Gedeihen in der Natur beobachtet und zu ſeinem Studium macht. Solche Leute wiſſen zu gut, daß die ganze Natur und die ganze Cultur auf allmählicher, organiſcher Entwicklung beruht." Ein merkwürdiger Ausſpruch! Er läßt ſich auf gewiſſe, wenig gebildete Anarchiſten anwenden, lehnt ſich indeſſen im ganzen an die populäre Auffaſſung des Anarchismus an, die vor Jahren allenfalls mehr Berechtigung hatte, heutzutage aber den Verhältniſſen nicht mehr entſpricht. Bismarck überſah außerdem den innigen Zuſammenhang der Umſturzbewegung mit den „neuen" Ideen unſeres Jahrhunderts und dem deutſchen Junghegelianismus. Er hätte aus den philoſophiſchen Grundlagen die künftige Entwicklung herausleſen können. Gerade jene Naturauffaſſung, welche er in Gegenſatz zu den Anarchiſten bringt, führte die Hand Proudhons, als er die Grundlinien des Syſtems zog; ſie entwickelte die Lehre Feuerbachs zum Egoismus Max Stirners und ward auch vom revolutionären Radicalismus zum Dogma erhoben. Seitdem haben vor allem jene engliſchen, amerikaniſchen und deutſchen Gegner der Staatsgewalt, die ſich mit Stolz Individualiſten nennen und die Reinheit der anarchiſtiſchen Idee für ihre Richtung allein beanſpruchen, die *organiſche Entwicklung* der Cultur als Ausgangspunkt und Loſungswort gewählt.

In jenem Buche, welches die Ziele und Anſchauungen dieſer Anarchiſten recht klar, freilich vom Parteiſtandpunkte aus, darſtellt, in John Mackays Culturgemälde „Die Anarchiſten", ſpricht es Carrard Auban, der Vertreter des Syſtems, ſehr deutlich aus, wenn er ſein Ideal ganz allgemein als Freiheit bezeichnet und ausruft: „Kommen wird ſie. Sie iſt die Nothwendigkeit, welcher die Menſchheit in dem Einzelnen immer zugeſtrebt hat und immer zuſtreben wird."[2] Die allmähliche Ausgeſtaltung des

[1] Das neue Jahrhundert I, Nr. 10. [2] A. a. O. S. 4 ff.

Individuums zu voller Selbſtändigkeit liegt nach Mackay in der Entwicklung des Culturgeſetzes der Menſchheit.

Der ſogen. communiſtiſche Anarchismus klammert ſich ebenfalls an die Entwicklungsidee. In ſeinem Plea for Anarchist Communist ſucht H. Duncan ſeine Theorie aus dem Geſetze der hiſtoriſchen Evolution zu erweiſen[1]. Noch in den letzten Jahren unternahmen es Grave und Reclus, den Begriff „Evolution" mit jenem der Revolution aufs innigſte zu verſchmelzen. Einer der Chicagoer Anarchiſten vom Jahre 1886, Auguſt Spies, proteſtirt in ſeiner Vertheidigungsrede gegen die Anklage des Aufruhrs und führt aus, wie er ſeine Hoffnung auf die Entwicklung ſetze. „Wir finden", ſagt er, „in der ganzen Geſchichte, daß, ſobald ein Zuſtand zur Nothwendigkeit geworden iſt, er vom künftigen Fortſchritt verwirklicht wird infolge eines logiſchen Bedürfniſſes."[2] Der Anarchismus, wie er ſich jetzt theoretiſch entfaltet hat, kann ohne die naturaliſtiſche Idee der Entwicklung gar nicht verſtanden werden. Er braucht eine Evolutionsmoral und knüpft daher unmittelbar an die unabhängigen Ethiker Englands und Frankreichs an; er braucht für ſeine Zukunftsgeſellſchaft andere Menſchen, von einziger Unbeſcholtenheit und Ehrlichkeit, und glaubt deshalb an eine Steigerung des moraliſchen Sinnes auf dem Wege der Entwicklung. Richtig iſt allerdings, daß viele Anarchiſten Schwärmer ſind, welche von einem wunderbar glücklichen Zuſtand der zukünftigen Welt träumen. Sie bringen aber dieſes Ideal in die engſte Verbindung mit der Entwicklung der Cultur, der allgemeinen Bildung und mit den fortſchrittlichen Erfindungen. Gerade die Evolution ſoll ja den künftigen Geſchlechtern zu jener Stundeneintheilung verhelfen, welche Elihu Burritt, der Apoſtel des Weltfriedens, im Jahre 1843 in ſein Tagebuch eingetragen hatte: „Den 18. Auguſt geſchmiedet 16 Stunden [die Zeit iſt offenbar doppelt berechnet]; celtiſch geleſen 3 Stunden; überſetzt 2 Seiten isländiſch und 3 Seiten deutſch."[3] Der gutmüthige amerikaniſche Schmied und Sprachenkenner hatte nun gewiß nicht gedacht, daß ſein origineller Zeitplan bald einer zukünftigen Geſellſchaft als Ideal werde hingeſtellt werden. Und doch ſollte es ſo kommen. Hier machen übrigens die Socialiſten mit den Anarchiſten gemeinſame Sache. Jeannin erzählt uns in ſeinem Buche Égoisme et misère[4], wie der Schmied der collectiviſtiſchen Welt ſeinen Hammer beiſeite legt, um ſich an einer Horaziſchen

[1] A. a. O. S. 162; vgl. S. 147 ff.
[2] The Chicago Martyrs p. 3. 9.
[3] Unſere Tage VII, 174. [4] L. c. p. 90.

Ode und Vergilſchen Eklogen zu ergötzen. Auch andere ſocialiſtiſche Schriftſteller entwerfen ähnliche Zukunftsbilder und verſprechen, wie Bebel, höchſtens eine 2—3ſtündige ſpielende Arbeit[1], oder laſſen mit Benoît Malon die glücklichen Arbeiter künftiger Generationen mit Fahnen und Muſikbegleitung ans Tagewerk eilen[2]. Niemand verſtand es, dieſe paradieſiſchen Zuſtände anſchaulicher zu ſchildern, als der Anarchiſt Fürſt Peter Krapotkin[3] in ſeiner Conquête du pain. Manches hat er durch gute Beobachtungen und Studien recht wahrſcheinlich gemacht. Andere Verheißungen ſind aber ſtark verfrüht. So ſpricht er von Maſchinen, welche die Sonnenſtrahlen ſo leiten und verwerthen ſollen, daß man die in den unterirdiſchen Kohlenlagern aufgeſpeicherte Sonnenwärme nicht mehr wird heraufholen müſſen[4].

Ohne dieſe utopiſchen Verheißungen ausbeuten zu wollen — ſind ſie ja doch nicht ganz ernſt gemeint —, muß man ſie dennoch wohl beachten, wenn man die Weltanſchauung der Anarchiſten begreifen will. Wie der moderne Entwicklungsgedanke die Grundlage ihres Syſtems bildet, ſo erſcheint er auch als Schlußſtein. Der wunderbare Fortſchritt, welcher prophezeit wird, hat ja an ſich mit der philoſophiſchen, aprioriſtiſchen Evolutionsidee nichts zu ſchaffen; aber in der Zukunftsgeſellſchaft wird die harmoniſche Entfaltung des Menſchen mit dieſem Fortſchritt Hand in Hand gehen und ſo erſt den vollen Genuß der geſteigerten Cultur ermöglichen und ein neues, unerhörtes Glück heraufbringen. Da kann nur ein unbegrenzter Glaube an die modernſte Entwicklungsphiloſophie die Hoffnung dieſer Harmonie erzeugen und erhalten.

Gewiß lachen auch viele Anarchiſten über das Zukunftsparadies Krapotkins; gerade dieſe betonen aber, wie wir oben ſahen, die Macht allmählicher Entwicklung, welche ihre Ideen zum Durchbruch bringen ſoll. Evolution iſt das Amulet des Anarchiſten. Dieſe gemeinſame Grundanſchauung mußten wir vor allem betonen. Allerdings hat auch der Anarchismus ſeine Kriſen durchgemacht und fügte die einzelnen Theile ſeines Syſtems nur langſam zu einer Weltauffaſſung zuſammen. Er hat noch immer, ja jetzt mehr als jemals, ſeine Spaltungen und Verzweigungen.

Prüfen wir nun das Gemeinſame und die trennenden Unterſchiede.

[1] Die Frau (8. Aufl.) S. 162.

[2] Précis du Socialisme p. 317.

[3] In ſeinen franzöſiſchen und engliſchen Publicationen tranſcribirt er ſelbſt ſeinen Namen Kropotkine.

[4] L. c. p. 153. 295.

Man erinnere ſich an die Anfänge des gewaltthätigen Anarchismus. Die Verwerfung jeglicher Autorität war das charakteriſtiſche Merkmal. Alle anarchiſtiſchen Schriftſteller und Redner treffen ſich in dieſem Punkte. Das Haupt der gemäßigten Partei Nordamerikas, Tucker, ſtimmt hier überein mit den vor Gericht gehaltenen Vertheidigungsreden eines Spies, Etiévant, Tennevin; er bezeichnet alle Regierung als Tyrannei [1]. Nach Mackay werden erſt die Kinder des 20. Jahrhunderts echte Atheiſten ſein. „Zweifler an der göttlichen Machtvollkommenheit, mußten ſie beginnen, die unerbittliche Kritik ihrer Vernunft auch an die Berechtigung jeder menſchlichen Autorität zu legen.“ [2] Faſt die Hälfte des neueſten Werkes Jean Graves, L'individu et la société, arbeitet in den Fußſtapfen Krapotkins und Reclus' an der Vernichtung jeder Autorität; ſei dieſe aufgegeben, ſo ſtehe man vor dem „vollendeten Ideal“. Auch Saurin, der doch in ſeinem Buch L'ordre par l'anarchie die Geſellſchaft als eine Forderung der Vernunft bezeichnet, verwirft die autoritative Regierung [3]. Mella und Sergio de Cosmo in Spanien, Duncan, D. Lum, James Parſons in England und Amerika, Malateſta in Italien erklären in ihren Büchern und Broſchüren in voller Uebereinſtimmung mit dem gemäßigten Milano: „In den anarchiſtiſchen Gemeinweſen wird jede Autorität abſolut abgeſchafft ſein.“ [4] A. Hamon hat an viele Anarchiſten Fragebogen geſchickt, um die Gründe für ihre Weltanſchauung zu erforſchen. Er veröffentlichte die Antworten in ſeiner Psychologie de l'anarchiste-socialiste. 60 Erklärungen im dritten und 20 im vierten Kapitel beziehen ſich auf unſere Frage; zwei bis drei ſind unbeſtimmt. Die übrigen rufen laut nach Abſchaffung der Zwangsregierung, und etliche zeugen von einem grimmigen Haß gegen jede Autorität. Selbſt einen Mann wie Auberon Herbert, einen gemäßigten engliſchen Anarchiſten, der doch von einem „freien Staat“ ſpricht, darf man nicht als Gegenbeweis anführen. Dieſer Staat iſt nur der Geſchäftsträger des Individuums, ſolange der ſouveräne Menſch ſich ſeiner bedienen will.

Dieſer Unglaube an die Exiſtenzberechtigung aller Zuſtände und Einrichtungen, die ſich auf Autorität gründen, wird naturgemäß ergänzt durch den Glauben an die Möglichkeit und die alleinige Berechtigung einer freien Geſellſchaft, in der jede Ausbeutung des Menſchen durch den Menſchen

[1] Staatsſocialismus und Anarchismus, überſetzt von Schumm, S. 10 ff.
[2] Die Anarchiſten S. 364 ff.
[3] L. c. p. 70. 71; 5—30.
[4] Primo passo all' anarchia p. 19; cf. p. 18. 47.

aufhört; ſie kennt keine rechtlichen Bande; nur Conventionalregeln halten ſie zuſammen. Alle Anarchiſten ſtimmen auch hierin überein. Beide Geſichtspunkte ſind z. B. deutlich verbunden in den Statuten der ſpaniſchen Anarchiſten, mitgetheilt von Antonio Vicent in ſeinem Buche Socialismo y Anarquismo [1].

So darf man denn mit Ely in den Outlines of Economics [2] die Anarchiſten folgendermaßen beſchreiben: „Sie ſind im Gegenſatze zu den Socialiſten Leute, welche annehmen, daß die Menſchen nach Abſchaffung jeder Regierung freiwillig und auf eigenen Antrieb zuſammenwirkende Gruppen bilden, welche in freier Verbindung die ganze Production in die Hand nehmen. Sie greifen die Regierung an und läugnen, daß irgend jemand ein ſittliches Recht habe, als Regierung ſeine Mitmenſchen mit Autorität zu beherrſchen."

Ueber einen weitern Punkt, das Privateigenthum, herrſcht Uneinigkeit. Die Frage knüpft ſich überdies an einige Mißverſtändniſſe, die wir zunächſt klären müſſen. Selbſt anarchiſtiſche Schriftſteller ſprechen von zwei Lagern, dem individualiſtiſchen und dem communiſtiſchen; nur im zweiten werde die Propaganda der That vertreten. Das letztere iſt zunächſt nur zum Theil eine Syſtemfrage, welche wieder die mannigfaltigſten Formen annimmt. Aber die Zweitheilung ſelbſt iſt ſchon deswegen hinfällig, weil ſie auf einem ganz verſchiedenen Eintheilungsgrunde beruht. Man nennt die einen Individualiſten, weil die philoſophiſche Grundlage ihres Syſtems die volle Selbſtherrlichkeit des Einzelnen iſt. Genau dasſelbe iſt aber theoretiſch bei den anarchiſtiſchen Communiſten der Fall. Wer daran zweifelt, könnte ſich aus allen Werken Graves und aus den Unterſuchungen Hamons im vierten Kapitel der Psychologie überzeugen. Etiévants Déclaration, welche ſich eines großen Anſehens erfreut und in mehrere Sprachen überſetzt wurde, tritt mit größter Schärfe für die volle Autonomie des Individuums ein [3]. Man benennt dieſe Communiſten nach dem an ſich untergeordneten, wenn auch weſentlichen Geſichtspunkte, nach ihrer Stellung zum Privateigenthum, oder genauer geſprochen, Privatbeſitz. Sie wollen nämlich den Privatbeſitz, den die andern feſthalten, zum Theil durch Gemeinbeſitz erſetzen. Das ſcheint einigen ſo ſehr gegen das Grundgeſetz des Individualismus zu verſtoßen, daß z. B. Tucker [4] und

[1] L. c. p. 292. [2] L. c. p. 314.
[3] L. c. p. 24 ss. [4] A. a. O. S. 12.

Mackay[1] die Communisten gar nicht zu den Anarchisten zählen wollen. Mit Unrecht. Der anarchistische Communismus hat ja mit dem autoritären nichts zu thun. Nach allen philosophischen Grundlagen ihres Systems gehören diese Communisten zum Anarchismus. Die Frage kann nur sein, ob nicht die Consequenzen mit dem Ideal des Anarchismus unvereinbar sind. Die echten anarchistischen Communisten — wir sprechen nicht vom Programm der „Freiheit" und der Pittsburger Proclamation — antworten einfach, das Ideal der persönlichen Freiheit, richtiger Eigenheit, Selbstherrlichkeit, müsse zum Theil der Gesellschaft geopfert werden, aber bloß deshalb — und diese Wendung übersehen Mackay und Tucker —, bloß deshalb, weil sonst das ganze individualistische Ideal, auch wenn es zu stande käme, zusammenbrechen müßte. Der Communist Jean Grave kommt in seinem Buche L'individu et la société immer wieder auf diesen Grund zurück. Der Vertreter dieser Richtung in Mackays „Anarchisten", Otto Trupp, würgt noch an alt-communistischen Erinnerungen und macht sich so zwecklose Schwierigkeiten. Es ist ja unbedingt wahr: die consequente Durchführung des Atheismus zwingt zur Verwerfung jeder Autorität, und diese zum vollendeten Selbstcult. Mit einem solchen System aber steht abstract und theoretisch jede Art von Zwangsgemeinbesitz in Widerspruch. Deshalb dürfen aber doch die Individualisten ihre communistischen Genossen nicht ausschließen. Diese schmuggeln freilich ein fremdartiges Element ins System ein, aber nur, um die Bewegung nach ihrer Meinung überhaupt lebensfähig zu machen. Sie sind übrigens selbst gerade so unverträglich. Nach ihrer Ansicht haben die andern, welche am unvermischten System festhalten, wenig mit den Anarchisten zu thun, weil sie ihre Sache durch diesen philosophischen Eigensinn praktisch undurchführbar machen.

Wie man sieht, zwängen sich beide in den engsten Kreis ihres Parteistandpunktes. Für den Geschichtschreiber kann das nicht maßgebend sein. Mögen die einen durch einen Punkt ihrer Theorie, die andern durch ihre Praxis dem philosophischen Anarchismus nicht gerecht werden, die maßgebende Idee beider Theile reiht sie ein unter die Vertreter der Regierungslosigkeit, — der Anarchie.

Um die Sache zu klären, muß man zunächst mit den irreführenden Namen aufräumen. Individualistisch sind beide Lager. So hat denn Anatole Leroy-Beaulieu, welcher die sociale Bewegung in

[1] Die Anarchisten, passim.

Frankreich sehr genau verfolgt, ganz recht, wenn er in einem Zwiegespräch zwischen einem Collectivisten und einem Anarchisten den letztern ganz individualistisch denken läßt[1]. Auch beruht es auf einem Mißverständniß, wenn man zwei Klassen aufstellt, Egoisten und Altruisten; beide Parteien sind streng egoistisch. Man kann sie ja in Gegner und Verfechter des Privatbesitzes scheiden. Will man aber die Namen aus einer tiefer liegenden Schichte hervorheben, so heiße man sie die „Selbständigen" — Max Stirner hätte von „Personalisten" gesprochen — und die „Solidarischen". An diese Bezeichnungen werde ich mich halten. Es ist ein Mißbrauch des Namens, wenn Tucker seine Partei solidarisch nennt.

Uebrigens sind unter den Anarchisten selbst die Ansichten so verschieden und so wechselnd, daß man fast mit gleichem Rechte von vier oder fünf Schulen sprechen könnte. Charles Malatos Buch De la commune et l'anarchie (3. Aufl.) stützt diese unsere Aeußerung zur Genüge. Bleiben wir aber der Deutlichkeit wegen bei den eben genannten zwei Lagern. Jetzt wird sich auch die Propaganda der That nicht mehr zufällig bei einer der zwei Parteien einfinden; sie muß vielmehr dem „Selbständigen", welcher nach Max Stirner unbekümmert lebt um das Wohl und Wehe der Menschheit, *meist* unbrauchbar erscheinen für die Erreichung seiner *Privat*interessen. Freilich will er die uneingeschränkte Freiheit für alle, aber nur, weil er sie zu brauchen meint, um seine „Eigenheit" voll zu genießen. Nicht aus ethischen Rücksichten weist er die Gewalt zurück — das versichert uns Mackays „Selbständiger" ausdrücklich —, nicht um den Feind zu schonen, sondern weil Gewalt mit Freiheit unverträglich, weil die Freiheit durch diese Tactik nicht erreichbar ist, weil die Geburt der neuen Welt sich schmerzlos vollziehen muß, um lebensfähig zu sein[2].

So denken die amerikanischen Anarchisten Tuckerscher Richtung, und sie bilden ein großes Contingent; so ihre Gesinnungsgenossen in England, zum Theil Bewunderer Auberon Herberts, so die deutschen Genossen, die sich unter dem wiedererstandenen Max Stirner zu sammeln versuchen und in John Henry Mackay ihren Romancier und Dichter gefunden haben, so neuere französische Gruppen.

Indes zeigt sich gerade in Frankreich, wie die Praxis die Theorie zu Schanden machen kann. Wenn uns nicht alles täuscht, entwickelt sich hier

---

[1] Revue des deux mondes tom. 149, p. 721 ss.

[2] Die Anarchisten S. 311 ff. 363.

eine Partei „ſelbſtändiger“ Anarchiſten, welche dennoch die Revolution gar nicht verſchmäht.

Die officiöſe Schule des romaniſchen und deutſch-amerikaniſchen Anarchismus und viele einzelne Perſönlichkeiten in Deutſchland und England bekennen ſich zu den Solidariſchen. Nach ihrem Dogma iſt die Selbſtherrlichkeit des Individuums in ihrer Entwicklung, ihrer Inthroniſation und ihrem Fortbeſtand ſo ſolidariſch verbunden mit dem Geſamtleben der Geſellſchaft, daß Geſellſchaft und Individuum zuſammen ſterben und auferſtehen müſſen. Darum wird der Kampf der Gerechtigkeit und Nothwehr gegen die jetzige, gewaltthätige, rechtloſe Geſellſchaft zur Privatſache jedes Einzelnen und aller. Ferner liegt nach ihnen die Revolution in der Linie der Entwicklung als einziges Mittel zum Ziele. Hat ja doch auch ein ganz gemäßigter Communismus die Expropriation zur Vorausſetzung. So weit wie der Londoner Congreß vom Juli 1881, welcher ausdrücklich die Sprengſtoffe empfiehlt, würden indes in neuerer Zeit viele Freunde der That nicht gehen. Und nicht wenige ſolidariſche Anarchiſten mögen heute jede Gewalt verwerfen. So überwältigt auch hier der geſunde, praktiſche Sinn die unvernünftige Theorie.

Die bisherige Darſtellung macht uns ſchon die Weltanſchauung der Anarchiſten pſychologiſch begreiflicher. Sie zeigt, welche Vortheile der Anarchismus vor dem Socialismus jenen Leuten bietet, welche an der Unbrauchbarkeit der heutigen Geſellſchaftsordnung feſthalten und allſeitige Freiheit erſtreben.

Die anarchiſtiſchen Theorien verkörpern eben in ihrer Zukunftsgeſellſchaft die Grundſätze der Autoritätsloſigkeit lebendiger und folgerichtiger und ſtellen eine größere Freiheit und Selbſtändigkeit in Ausſicht. Auch die ſolidariſchen Anarchiſten mit ihren communiſtiſchen Plänen kann man nicht mit Tucker und ſeinem Gewährsmanne Ernſt Leſigne einfach zum Staatsſocialismus werfen; mag ſein, daß die Logik der Thatſachen dahin führen würde, hier handelt es ſich aber um die Logik des Syſtems. Freilich ſchmälern ſie die Selbſtändigkeit des Individuums, bieten ihm aber dafür die Ausſicht auf den baldigen Sieg der Revolution. Hier iſt die platoniſche Schule der Selbſtändigen nicht auf der Höhe. — Auch ſie iſt aber wenigſtens gegenüber den conſervativen Socialiſten, gegen welche ſich indeſſen in Deutſchland eine opportuniſtiſche Reaction geltend macht, bedeutend im Vortheil. Sie befreit den nach Freiheit Durſtenden von den Banden der Partei und lehrt ihn auch eine Art That, die egoiſtiſche Er-

jagung der eigenen Wohlfahrt. In der Geſchichte des Anarchismus ſpiegelt ſich ſeine vortheilhafte Stellung im Kampfe mit dem Socialismus ganz deutlich. Bezeichnend dafür iſt die Rede, welche Reinsdorf am 17. December 1884 vor Gericht gehalten hat. „Der Stimmzettel, ſagen die ſogen. Socialdemokraten," ſo führte er aus, „iſt das Mittel, womit wir kämpfen. Ich ſage aber, ob Bebel und Liebknecht in den Reichstag kommen, iſt ſehr gleichgiltig; dadurch können die Zuſtände nicht beſſer werden. Wir wollen nicht warten, bis die Zuſtände auf Grund geſchichtlicher Entwicklung beſſer werden, zumal die Reaction bemüht iſt, die Beſtrebungen für Beſſerung der Verhältniſſe ſoweit wie möglich zu inhibiren. Deshalb hat ſich auch in Deutſchland eine anarchiſtiſche Partei gebildet, die von Worten zur That übergehen will."

Dieſe Stimmung war auch maßgebend für die anarchiſtiſche Parteibildung in Italien, wie noch unlängſt Franz Nitti in einem ſonſt ziemlich unbedeutenden Artikel der North American Review erwieſen hat[1]. Noch erfolgreicher wirbt aber, wie geſagt, in Italien wie überall die conſequente Durchführung der Autoritätsloſigkeit im Lager der Anarchiſten. Ein treffendes Beiſpiel haben wir an Henry, dem Dynamit-Attentäter im Café Terminus; er erklärte vor Gericht[2]: „Ich ſah, daß der Socialismus eigentlich nichts ändert an der herrſchenden Ordnung, er hält das Autoritätsprincip aufrecht, und dieſes Princip iſt, was auch immer die ſogen. Freidenker ſagen mögen, doch nur ein Ueberbleibſel des Glaubens an eine höhere Macht. Nun war ich aber Materialiſt und Atheiſt; wiſſenſchaftliche Studien hatten mich allmählich ins Spiel der Naturkräfte eingeweiht. Ich begriff, daß die Hypotheſe ‚Gott' durch die moderne Wiſſenſchaft, welche ihrer nicht mehr bedurfte, beſeitigt ſei. So mußte denn auch die religiöſe autoritative Moral, die auf einem Irrthum aufgebaut war, verſchwinden." Der Mann dachte conſequent. Mit ganz ähnlichen Gründen ſuchte Vaillants Vertheidiger ſeinen Clienten zu retten. Die Rede iſt vom atheiſtiſchen Standpunkte aus einfach durchſchlagend. Die Geſchichte des Einzelnen iſt hier meiſtens ein Spiegelbild der Schickſale der geſamten Bewegung. Aehnlich wie Henry urtheilte ſchon die Majorität auf dem Socialiſten-Congreß zu Saragoſſa im April 1872 und trat zum Anarchismus Bakunins über. Und was ſchloß die erſte Anarchiſtenpartei zuſammen? Die Entrüſtung über die Dictatur des Londoner Generalrathes.

[1] Nov. 167. 5. p. 598 ss.

[2] Cour d'assises de la Seine 28 avril 1894.

Es iſt unbeſtreitbar, der glaubensloſe Arbeiter findet im anarchiſtiſchen Lager eine conſequentere Durchſtoßung der atheiſtiſchen Principien und eine bewußtere Zielſtrebigkeit. Dieſe Thatſache erleichtert weſentlich das pſychologiſche Verſtändniß der radicalen Umſturzbewegung.

Immerhin wird der Anarchismus in einem Lande, wo der Socialismus gut organiſirt iſt, nicht leicht einen großen Anhang gewinnen. Andererſeits ſind aber unzufriedene oder zerſprengte Socialiſten eine für den Anarchismus wohl vorbereitete Truppe. Hält man das feſt, ſo wird man das Verhältniß der beiden Bewegungen in den europäiſchen Ländern, mit Ausnahme Englands, verſtehen. Verwickelter ſind die Verhältniſſe in Großbritannien und in Nordamerika.

Verſuchen wir jetzt ein tieferes Verſtändniß der anarchiſtiſchen Weltanſchauung zu gewinnen. Sehen wir ſie zunächſt in ihren traurigſten Wirkungen und beobachten wir den Einfluß, den ſie auf gutmüthige, nicht unedel geſinnte Leute, die kein verbrecheriſches Vorleben aufweiſen, auszuüben vermag. Hierauf werden wir weiter ausgreifen und die Arbeit der anarchiſtiſchen Ideen, die verſchiedenen Richtungen im Leben, Geiſt und Herz der mannigfaltigſten Charaktere ſtudiren. Freilich können wir nur die wichtigſten Erſcheinungen in einem Miniaturbilde zuſammendrängen.

Charles de Corné Malato, einer der rührigſten anarchiſtiſchen Schriftſteller, veröffentlichte 1894 im Septemberheft der Fortnightly Review einige Charakterbilder ſeiner Geſinnungsgenoſſen, welche kurz zuvor in Frankreich den Tod durch Henkershand gefunden hatten. Er ſchwärmt für ihre Tugenden und bedauert nur ihre Mißgriffe. Sein Parteiſtandpunkt iſt damit deutlich genug gezeichnet. Die im Aufſatze niedergelegten pſychologiſchen Skizzen aber bringen uns brauchbare Einzelheiten.

Malato kannte die drei Anarchiſten Ravachol, Vaillant und Henry.

Ravachol war ein Mann von Energie und einer Art primitiver Einfachheit. Er hatte nichts zu eſſen; betteln wollte er nicht, das ſei erniedrigend und ſogar ſtrafbar in den Augen des Staates. Da zog er es vor, ein Mörder zu werden. Hier war zunächſt kein anarchiſtiſches Ziel maßgebend; aber die anarchiſtiſche Weltanſchauung hatte ſein Gewiſſen umgeformt; ſie entſchuldigte in den Augen des Mannes und in den Augen der anarchiſtiſchen Blätter, die ihn zum Heiligen machten, ſeine That. Und Malato ſelbſt glaubt etwas zu ſagen, wenn er erklärt, Ravachols Werk ſei blutig, aber auch eine That aufrichtiger Ueberzeugung, und neue Geſellſchaften gründeten ſich auf feſten Ueberzeugungen und auf Blut.

Vaillant, der die Bombe unter die Abgeordneten ſchleuderte, war eine intereſſantere Erſcheinung. Er ſchwärmte für die Umſturzidee, die ſeine That erzeugte. Es war ein weicher, ſentimentaler Charakter; revolutionäre Broſchüren hatten ihn exaltirt. Nicht unempfänglich für feinere Regungen des Gewiſſens, entſchuldigte er ſich noch kurz vor ſeinem Tode ſchriftlich, daß er in einem Privatbriefe, der veröffentlicht worden war, die Frau eines Anarchiſten mit Namen genannt hatte.

Emile Henry, deſſen Bombe im Café Terminus ſechs Perſonen getödtet hatte, war ein Wiſſenſchaftsenthuſiaſt. Die Wiſſenſchaft, wie er ſie auffaßte, war ihm Evangelium, ihr mußte ſchnell zum Siege verholfen werden. Sein Atheismus ſchlug hie und da, wie es ſcheint, in occultiſtiſchen Aberglauben um. Henry war ſehr empfänglich für Eindrücke des Mitleids; er hatte ſeinen Lohn unter arme Mitarbeiter vertheilt und beherbergte in ſeinem Stübchen mehrere Wochen lang eine obdachloſe Familie. Und derſelbe Mann konnte, von der atheiſtiſch-anarchiſtiſchen Moral fanatiſirt, bedauern, daß ſeine Bombe nicht mehr Menſchen getödtet habe [1].

Caſerio Santo, der Mörder Carnots, war nach Malato der Typus eines Königsmörders. Er lebte ſtill für ſich, war nicht gebildet, zeigte aber in ſeinen Briefen ſtarres Feſthalten an ſeinen Ideen und große Conſequenz. Er gab ſein Leben hin, um das Leben eines Mächtigen dieſer Erde der anarchiſtiſchen Weltanſchauung zu opfern. Darum nennt ihn wohl Malato, cyniſch genug, „ſündunfähig“ vom revolutionären Standpunkte aus.

Ergänzen wir dieſe Bilder durch andere aus der Reihe der Chicagoer Anarchiſten vom Jahre 1886. Ein Urtheil über den damaligen berühmten Proceß und die Verurtheilung mehrerer Angeklagten werden wir nicht fällen. Die Sache iſt überaus dunkel und räthſelhaft. Wer die Bombe unter die Poliziſten geſchleudert habe, ward überhaupt nicht ermittelt. Die Berichte der damaligen Tagesblätter bieten keine Klarheit und ſind vielfach unbrauchbar. Die Geſchichte der ganzen Tragödie wäre ſomit einfach neu zu ſchreiben. Intereſſant iſt es immerhin, einige der Hauptſchuldigen näher kennen zu lernen, um durch einen Einblick in ihre Geſinnung unſer Bild der anarchiſtiſchen Weltanſchauung zu ergänzen.

Ein „Anarchiſt aus Ueberzeugung“, Michael Schwab, ſelbſt, wie es ſcheint, einer der Anſtifter des Aufruhrs, charakteriſirt im Juliheft 1891 der amerikaniſchen materialiſtiſchen Zeitſchrift The Monist zwei ſeiner Mitſchuldigen.

---

[1] Hiſtoriſch-politiſche Blätter Bd. CXIII (1894, I), S. 924 ff.

Der bedeutendſte unter ihnen war Spies. Er war mäßig im Eſſen und Trinken, aber maßlos und nervös überreizt in ſeinen Reden und Schriften. Voll Mitleid gegen die Armen, hielt er ſeine Wohlthaten geheim und hatte es nicht gern, wenn man davon ſprach. Von Natur war er weichherzig und galt bei ſeinen Freunden als zu gutmüthig. Es ſcheint alſo, daß ſeine anarchiſtiſchen Ideale ihn bei Gelegenheit in eine leidenſchaftliche Aufregung verſetzen konnten, welche ihn ſodann, gegen ſeine Charakteranlagen, zu revolutionären Aeußerungen reizten. An einem ſolchen Manne zeigt ſich der verderbliche Einfluß der anarchiſtiſchen Weltanſchauung am deutlichſten. Uebrigens iſt dieſe Charakterzeichnung bei Schwab einſeitig. Man erinnere ſich der Meldung an das Reuterſche Bureau vom 11. November 1887. Spies wies den Diener der Religion barſch ab, war vor der Hinrichtung der ruhigſte und gelaſſenſte unter den Verurtheilten, und ſang kurz vor dem Todesgange die Marſeillaiſe mit lauter Stimme. Ein ſo nervenſchwaches, weichherziges, ätheriſches Weſen ſcheint er demnach nicht geweſen zu ſein. Samuel Fielden wird uns nicht bloß von Schwab, ſondern auch von Richter Joſeph E. Gary in einem Briefe an Oglesby, den Gouverneur von Illinois, vom 8. November 1887 geſchildert als ein Mann von natürlicher Gerechtigkeitsliebe, der aber unverdientes Leiden nicht ertragen konnte; er predigte Gewalt, als ein Enthuſiaſt, der hierin ein heroiſches Mittel ſah, die Unterdrückten zu befreien; er glühte vor Verlangen, Beifall von ſeinen Hörern zu ernten. Daß er wegen ſeiner Brandreden verantwortlich ſei für die geſchehenen Gewaltthaten, habe er nicht gewußt und überhaupt nie begreifen können. Samuel Fielden wurde auch wirklich mit Michael Schwab zu lebenslänglicher Haft begnadigt. Lingg hatte ſich im Gefängniß entleibt. Spies und die drei übrigen, Georg Engel, über den Schwab nichts Nennenswerthes zu berichten weiß, Adolf Fiſcher und Albert Parſons, die er gar nicht nennt, wurden am 11. November 1887 hingerichtet. Engel lachte noch zweimal laut auf, als ihm der Strick um den Hals gelegt ward. Fiſcher erklärt, es ſei der glücklichſte Augenblick ſeines Lebens. Die Hinrichtung wurde offenbar ſehr ungeſchickt vollzogen, da der letzte erſt nach $13^1/_2$ Minuten ſtarb. An ihrem Grabe fielen racheſprühende, blutige Worte, die von einer zahlreichen Menge mit Beifall aufgenommen wurden. Dieſe Amerikaner ſind Typen. Der *echte* Actionsanarchiſt predigt und übt die Gewalt unter dem fanatiſirenden Einfluß der anarchiſtiſchen Idee. Seine Anſchauungen decken ſich mit dem Satze, welchen Reinsdorf am dritten Tage ſeiner Proceßverhand-

lung, am 17. December 1884, aussprach: „Wenn es im Interesse der Gesamtheit liegt, dann darf man auch nicht vor einem Attentat zurückschrecken. . . . Ein Anarchist muß auch im Interesse der Sache zu sterben wissen." Von diesem Typus ist der Verbrecher, welcher einfach behauptet, er sei Anarchist, ohne zu wissen, was die Anarchisten erstreben, genau zu unterscheiden. Die Rechtsfrage, ob eigentliche Anarchisten mit solchen Menschen gleich oder verschieden zu behandeln sind, hat an sich damit nichts zu thun und fällt selbstverständlich gar nicht in den Bereich dieser Ausführungen. Eine ganz eigene Kategorie bilden solche Schurken wie die zwei zu Wien 1884 hingerichteten Raubmörder Stellmacher und Kammerer. Sie handelten wirklich im Dienste und Interesse der Anarchistenpartei, erscheinen aber einfach als gedungene oder freiwillig sich anbietende Verbrecher. Man kann auch nicht vorsichtig genug sein bei Beurtheilung der Leute, welche mit großem Eifer die Propaganda der That predigen. Es können eben bloß Agenten sein, die sich ein Geschäft daraus machen, eine Empörung anzufachen, um sie auszuspioniren und zu vernichten.

Nun noch ein Wort über Luccheni. Er gehört zu einer neuen Klasse. Bei der anarchistischen Propaganda ist ein Hauptmittel, wie z. B. Krapotkin in seinem Buch L'esprit de révolte genau darlegt, die Verbreitung der Unzufriedenheit und die Erregung fanatischen Hasses; dann kommen, meint er, die Thaten der Rache von selbst. Das war Lucchenis Schicksal. Er hat seine Gesinnung vor Gericht offen dargelegt. Sein Mord sei einfach Rache für sein Leben und für die Unterdrückung der Arbeiter, Rache an denjenigen, welche genießen ohne zu arbeiten.

Diese psychologischen Skizzen erweisen, daß eine schablonenhafte Erklärung des revolutionären Fanatismus als Geisteskrankheit oder pathologische Erscheinung unwissenschaftlich ist. Man kann sie nicht einmal für die Vertreter und Ausüber der Gewalt gelten lassen. Lombroso hat in seinem Werke über den Anarchismus neben mancher richtigen Beobachtung auch diese Ansicht einseitig vertheidigt. Schon früher hatte er über die Empörer von Chicago sehr oberflächlich geurtheilt. Auf unzuverlässige Abbildungen hin baute er seine Schlüsse auf. Dr. Carus, der Herausgeber des „Monist", schickte ihm die Originalphotographien zu, worauf Lombroso nichts zu antworten hatte als: „Vielleicht seien diese Photographien einige Jahre vor dem Verbrechen aufgenommen." Aber sie waren im Bezirksgefängniß hergestellt worden. Den Vater Fieldens bezeichnet Lombroso als eine Art Genie; die Söhne seien dann gewöhnlich Mondsüchtige,

Digitized by Google

Idioten oder Verbrecher. Er verwechſelt hier, wie es ſcheint, Fielden, das berühmte Mitglied des engliſchen Parlamentes, einen Verwandten Samuels, mit deſſen Vater, der ein gewöhnlicher, wenn auch recht begabter Arbeiter war[1]. Lombroſo hat die Eigenheit, das Geniale für etwas Krankhaftes zu erklären, und er meint, die Gegner ſeiner Theorie ſeien ihr deshalb ungünſtig, weil ſie in ſich nicht die Krankheitsſymptome fänden, welche das Genie nothwendig begleiteten. Da kann man denn nicht mehr die köſtliche Ironie übel nehmen, mit der Valbert und von Wyzewa in der Revue des deux mondes ſeine Theorie behandeln[2].

In Lombroſos Studie über Lucheni mag allenfalls die Bemerkung richtig ſein, daß hier auch eine Neigung zum indirecten Selbſtmord obwalte. Aber die Ausdehnung dieſes Merkmals auf viele Attentäter der jüngſten Zeit widerſpricht den Proceßacten der letzten 20 Jahre. Der Lebensüberdruß ſoll auch die Thatſache erklären, daß manche unter dieſen Leuten weiche Naturen von friedlichem Vorleben waren. Die weſentlichſte Eigenthümlichkeit des Actions-Anarchismus macht das weit beſſer verſtändlich. „Der Anarchismus hat", wie Antoine in ſeinem Cours d'économie sociale trefflich bemerkt, „ein doppeltes Geſicht; das eine iſt ſanft, das andere grauſam; er iſt Idyll oder Drama, je nachdem er die Geſellſchaft der Zukunft oder die der Gegenwart betrachtet."[3]

Die glänzenden Ausſichten auf Beglückung der ganzen Menſchheit erobern ſchwärmeriſche Geiſter, die keinen religiöſen Halt haben, und wirken als Zweckurſache: ſie rechtfertigen nach den Grundſätzen einer unabhängigen ſocialen Moral die blutigen Mittel, die unumgänglich nöthig ſeien zur Befreiung der Welt. Das Ziel ſei erhaben, höchſt humanitär, die naturaliſtiſche, wiſſenſchaftliche Weltanſchauung habe das Weſen der Autorität in nichts aufgelöſt; wer Rechtsgefühl habe, müſſe ſich der Bewegung anſchließen, und wer ein Charakter ſei, müſſe zielbewußt und kräftig handeln. Dieſe Doppellehre prägt auch dem Charakter vieler Apoſtel blutiger Gewalt, die ſich ihr mit ganzer Seele hingeben, jene eigenthümliche Signatur auf, die vielfach räthſelhaft erſcheint; wir finden in ihnen, wie geſagt, eine naive Gutmüthigkeit im Privatverkehr — ſo ſelbſt bei Bakunin —, eine exaltirte Begeiſterung für Humanität und Menſchenglück neben brutaler Kaltblütigkeit und fanatiſcher Leidenſchaftlichkeit bei Ausführung wilder

[1] Monist I, 4. 520 ss.
[2] L. c. p. 141. 685 ss. et 150. 457 ss.
[3] L. c. p. 209.

Gewaltthaten. Außerdem wirken Attentate anſteckend, was die Anarchiſten offen lehren und zu benutzen verſtehen.

Alles dies verkehrt allmählich das Gewiſſen derart, daß ſonſt harmloſe Menſchen in ſelbſtverſchuldeter Bethörung alle ſittlichen Schranken durchbrechen.

Suchen wir nun unſere Studien über die Pſychologie der Anarchiſten noch nach einer andern Seite zu vertiefen. Im Januarheft der Westminster Review vom Jahre 1897 veröffentlichte Olindo Malagodi Unterſuchungen über die Pſychologie der Verſchwörungen. Ein geringerer Einfluß der Anſchauungen Lombroſos und ſeiner Schule hätte der Studie nur zum Vortheil gereicht. Immerhin findet man hier bemerkenswerthe, wenn auch einſeitige Beobachtungen. Als Haupturſachen der geplanten Verbrechen und — ihres häufigen Mißlingens bezeichnet Malagodi die Ueberwucherung der Phantaſie, die den Verſtand überrumpele und die Thatkraft ſchwäche. Er hat an verſchiedenen Individuen Beobachtungen angeſtellt, und ſein Ergebniß iſt richtig, wenn auch unvollſtändig. So geſtalten ſich, wie er ſchlagend nachweiſt, die Verſchwörungen vielfach zu Bravourſtücken, ohne irgend welche Wahrſcheinlichkeit, daß man zur Ausführung ſchreite.

Vielſeitiger iſt das oben erwähnte Buch Hamons. Leider verblendet ihn ſein poſitiviſtiſcher Standpunkt bei der Zuſammenfaſſung und Begründung der Reſultate. Er unterſchätzt auch die Schattenſeiten und entwirft ein viel zu ideelles Bild. Seine Unterſuchungen beſchränken ſich ferner auf die ſogen. communiſtiſchen, unſere „ſolidariſchen" Anarchiſten. Die anarchiſtiſchen Attentäter hat er erſt in einem ſpätern Werk über die Criminalpſychologie behandelt. Studirt man 450 auf 68 Berichterſtatter vertheilte Stellen durch, ſo ergibt ſich ein Bild, welches nicht wenig von Hamons Darſtellung abweicht. Der Anarchiſtentypus wird ſich dann ungefähr ſo zeichnen laſſen. Meiſt iſt das Herz von Kindheit an zum Mitleid geneigt, der Sinn für Recht und Gerechtigkeit iſt ſtark entwickelt, aber nicht geſchult; der ausgeſprochene Wiſſensdurſt wird nicht gedämmt und geleitet. Mit Leichtigkeit ſchließt ein ſolcher aus allgemeinen Sätzen auf praktiſche Einzelfälle, neigt aber auch ſehr zu Verallgemeinerungen. Eine natürliche, oft ererbte Anlage zur Unbotmäßigkeit, eine religionsloſe oder ganz vernachläſſigte Erziehung, hie und da eigene Entbehrungen und ſchlechte Behandlung oder der Anblick fremden Elends und ungerechter oder mißverſtandener Ausbeutung und Beſtrafung nähren oder entwickeln den Widerwillen gegen jede Obrigkeit, jede Ungleichheit, jede Gewalt, jeden Zwang. War eine

religiöſe Geſinnung jemals vorhanden, ſo wird ſie durch materialiſtiſche und atheiſtiſche Schriften erſchüttert. In gleichem Maße wächſt die eben geſchilderte Mißſtimmung. Dann genügt ſehr oft eine Unterredung, eine anarchiſtiſche Conferenz, eine anarchiſtiſche Zeitung oder Broſchüre, um die Grundidee in den Geiſt und ins Herz zu ſenken. Hie und da hatte ſie der Betreffende ſchon ſelbſt gefunden. Oft iſt der Socialismus eine Zwiſchenſtation, die nicht befriedigt. Eine Vertiefung des anarchiſtiſchen Wiſſens erfolgt meiſt, nachdem das Herz ſchon gewonnen iſt. Sehr ſelten ſind eingehende Studien von Werken, welche die philoſophiſchen Grundlagen des Anarchismus bekämpfen.

Hamon betont auch die Logik des Anarchiſten; das muß man richtig verſtehen. Solange die Verhältniſſe nicht verwickelt ſind, ſieht er leicht und ſcharf die Conſequenzen eines Grundſatzes. Aber man vergeſſe es nicht: die anarchiſtiſche „Wiſſenſchaft" fängt bei einer hochgradigen Negation an, von der aus der letzte Schluß wirklich leicht zu finden, einleuchtend, evident logiſch iſt. Gelehrtere Werke, wie die Krapotkins, werden nur Gebildete verſtehen; die andern werden blind glauben. Und der Autoritätsglaube iſt thatſächlich bei den Anarchiſten ſehr ausgeprägt. Hamon urtheilt hier gar zu naiv. Bei ſeiner Kenntniß anarchiſtiſcher Schriften hätte er doch in den Ergüſſen ſeiner Berichterſtatter die immer wiederkehrende, einfach nachgeſprochene Phraſeologie der „Doctrinäre" heraushören müſſen. Charles Malato iſt trotz ſeiner Verblendung bei Beurtheilung religiöſer Fragen recht aufrichtig in ſeiner und ſeiner Genoſſen Hausgeſchichte. Wie oberflächlich es zugehen kann bei den anarchiſtiſchen Bekehrungen, erfahren wir aus ſeinem Buch De la commune à l'anarchie. Er erzählt nicht ohne Humor, wie ſich ein überzeugungsſtarker Anarchiſt, ein liebenswürdiger, beſcheidener Mann, mit Fanatismus ſeiner Bekehrung widmete und ihm ſtotternd den Horizont der Anarchie eröffnete. „Er ließ mich nicht los," fügt er hinzu, „bis er mich bewogen hatte, Stück für Stück alle freiheitlichen Theorien zu verſchlucken." [1] Die gefühlvolle, ſchwärmeriſche, oft fanatiſche Begeiſterung, welche wir bei den ſolidariſchen Anarchiſten finden, weicht bei den „Selbſtändigen" einer kühlern Ueberlegung. Sie ſind logiſcher, aber unvernünftiger — logiſcher, weil ſie die Conſequenzen der mechaniſchen Weltauffaſſung ſchärfer durchführen, unvernünftiger, weil ſie die ungeheuerlichen Schlußfolgerungen, bei denen ſie anlangen, gegen

[1] L. c. p. 258.

alle Evidenz des gesunden Menschenverstandes festhalten. Die Solidarischen opfern das unvernünftige Resultat und verschlucken den Widerspruch. Immerhin sind die Selbständigen nur in der Theorie und Speculation so unbeugsam. Im Handeln sind sie praktischer. Die Thatkraft der Solidarischen für das eingebildete Ideal ist nervöser, erschöpft sich aber vielfach in Luftstreichen. Der Selbständige sucht sein gegenwärtiges Glück zu begründen; die Verbindung des Augenblicks mit der Welt der Zukunft stellt sein System künstlich her.

Einen wichtigen Punkt hat Hamon zu wenig berücksichtigt. In einem Artikel der North American Review vom April 1895: „Der Arzt und die sociale Frage", bemerkt Paul Gibier, er habe unter den Anarchisten nur Materialisten gefunden, und das sei die einzige Spur von Logik gewesen, die er in ihrer Lehre entdeckt habe. Diese Erfahrung ist richtig. Es gibt ja Schwärmer, welche sich zugleich zum Gottesglauben und zum Anarchismus bekennen. Ihre Zahl ist indes verschwindend klein. Es sind denkschwache Menschen, die nicht recht wissen, was sie wollen, oder Leute, welche jede Zwangsregierung durch das Gesetz der Liebe und Brüderlichkeit zu ersetzen wünschen und deshalb zu den Anarchisten gerechnet werden, obwohl sie selbst diesen Namen abweisen. Zu dieser Klasse gehört z. B. J. C. Kenworthy, Ehrenpastor der Brotherhood Church in England, und allenfalls auch der jüngst verstorbene Moritz von Egidy.

Im übrigen spricht Tucker das anarchistische Dogma aus, wenn er bemerkt: „Soweit es sich in Religionssachen um ihre eigenen Ansichten handelt, sind sie atheistisch; denn sie betrachten die Autorität Gottes und die religiöse Weihe der Moral als den Hauptvorwand der privilegirten Klassen für die Ausübung menschlicher Autorität." [1] Tucker schenkt sich keine Consequenzen. „Auch liegt es nicht im anarchistischen Plan," so sagt er ausdrücklich, „einen Moralcodex zu schaffen, den sich das Individuum zur Richtschnur nehmen müsse. . . . In Uebereinstimmung mit dieser Anschauung betrachten die Anarchisten alle Versuche, das Laster zu unterdrücken, als an und für sich verbrecherisch. Sie sehen in der Freiheit wie in dem aus derselben resultirenden allgemeinen Wohl das sichere Heilmittel gegen alle Laster. Aber sie anerkennen das Recht des Trunkenboldes, des Spielers, des Wüstlings, der Dirne, ihren eigenen Lebenswandel zu befolgen, bis sie aus freier Wahl demselben zu entsagen sich

[1] A. a. O. S. 11.

entſchließen.“ [1] Ganz richtig; nur ſpricht Tucker recht gedankenlos und inconſequent von Verbrechen und Laſtern: Tugend und Laſter ſind, falls man in derſelben Richtung folgerichtig weiter denkt, rein ſubjective Anſchauungen. Iſt das religiöſe Bewußtſein ein erworbener Begriff, welcher überwunden werden kann und muß, ſo iſt gar nicht abzuſehen, warum das ſittliche Bewußtſein, das Rechts- und Pflichtbewußtſein anders zu behandeln wäre. Iſt Metaphyſik reine Ideologie, ſo iſt Moral nur ein Vorurtheil. Gewiß ſind ja unzählige Syſteme einer unabhängigen Ethik geſchrieben worden. Sie wurden alle einzeln widerlegt. Wer dieſe Zeitſchrift ein wenig verfolgt hat, wird das wiſſen. Wir brauchen gar nicht an Eduard von Hartmanns Kritiken zu erinnern. Gutberlets Ethik und Religion, Didios vortreffliche Beleuchtung der modernen Moral im zweiten Band der Straßburger theologiſchen Studien müſſen jeden ſelbſtändig Denkenden von der Unzulänglichkeit aller bisherigen Theorien überzeugen. Alſo hat der Atheiſt und Materialiſt *keinen einzigen wiſſenſchaftlichen* Anhaltspunkt, der ihn von der anarchiſtiſchen Ethik zurückzuhalten vermöchte. Der Widerſpruch zwiſchen dem materialiſtiſch-atheiſtiſchen Dogma und der Autorität auf jedem Gebiet iſt überdies einleuchtend.

Profeſſor Georg Adler hat ſich in einem Artikel über den modernen Anarchismus in der „Neuen Deutſchen Rundſchau“ die Sache gar zu leicht gemacht. Die Arbeit dringt überhaupt nicht tief in die Frage ein. „Eine weitere Beleuchtung der anarchiſtiſchen Taktik aus dem moraliſchen Standpunkte“, ſo meint Adler, „erſcheint für jeden, der zur heutigen allgemeinen Moral ſich bekennt, ganz überflüſſig.“ [2] Man kann doch niemand verbieten, durchſchlagende Beweiſe für dieſe Moral zu fordern und eine ſchlecht begründete Ethik auf ſich beruhen zu laſſen. Die unabhängige Ethik hat aber den eben genannten Unterſchied nicht aus der Welt geſchafft.

In jenem Buche, welches zu unſerer Zeit in England nach dem Werke Darwins das größte Aufſehen erregt hat, in The foundations of belief, ſah ſich Lord Balfour, ein Mann von großem Geiſte und ſcharfem Verſtande, trotz angeſtrengten Denkens zur Anerkennung dieſes Widerſpruchs gezwungen [3]. So ſehr ich auch die Anſchauungen des Buches für verfehlt halte, dieſes eine Reſultat ſcheint geſichert.

Jedenfalls kann man es dem gewöhnlichen Manne nicht verdenken, wenn auch er dies Räthſel nicht löſt. Was bleibt jetzt übrig? Das

[1] A. a. O. S. 11. 12.

[2] A. a. O. IX. Bd., 10. Heft, S. 1095.

[3] L. c. p. 15 ff.

Menſchengeſchlecht, ſagt Balfour, erfreut ſich der „koſtbaren“ Eigenſchaft, „in aller Ruhe die Folgerungen der eigenen angenommenen Theorien zu ignoriren“ [1]. Nun, der Troſt iſt ſchlecht genug. Ein rechtſchaffener Mann von ausgeprägtem ſittlichen Ernſt wird, wenn er logiſch denkt, der ethiſchen Wahrheit, die ſich ihm aufdrängt, ſeinen naturaliſtiſchen Glauben opfern. Denkt er nicht ſtreng logiſch, ſo wird er vielleicht den Widerſpruch, welchen er ſelbſt ahnt, ja durchſchaut, lieber mit ſich herumtragen, als jene ethiſchen Grundwahrheiten, die ſich ihm trotz ſeines Atheismus mit unwiderſtehlicher Wucht aufdrängen, niederzureißen. So rettet er doch wenigſtens um den Preis einer Inconſequenz einige Leitſterne des Lebens.

Aber ganze Klaſſen von Menſchen wurden durch die unerbittliche Logik eines falſchen Glaubensbekenntniſſes zum Niederreißen der grundlegenden ſittlichen Mauern fanatiſirt, und wir ſtehen vor dem Anarchismus der That. Dann entſteht allmählich jenes verkehrte Gewiſſen, welches noch unlängſt Profeſſor Oppenheim in ſeiner Broſchüre „Das Gewiſſen“ den Bombenattentätern zur Laſt legte. Mit Recht macht er ſolche Leute voll und ganz verantwortlich für ihre Thaten. Da aber die ganze Gewiſſenstheorie Oppenheims auf recht ſchwankenden und zum Theil unhaltbaren Grundlagen aufgebaut iſt, blieb auch ihm die Löſung des Problems verborgen. Nach Offenbach ſind wir über den Urſprung des Gewiſſens vollkommen im dunkeln; dasſelbe iſt aber jedenfalls, wie er hinzufügt, „ein pſychologiſches und ſociales Entwickelungsproduct“, „die Wurzel des Gewiſſens — Autorität . . . — iſt einzig und allein in der Macht des Guten über das menſchliche Gemüth zu ſuchen“; der Begriff des Guten ſelbſt aber „entwickelt ſich mit der Entwickelung der Menſchheitsepochen“, ändert ſich indes nur „innerhalb großer Zeiträume“. So iſt denn nach Oppenheim das Gewiſſen eine „Gefühlsſache“, welche durch den Verſtand controllirt werden muß. Als Richtſchnur aber „gilt für jedermann, daß gut iſt, was die Moral und die Religion ſeiner Zeit als gut bezeichnen“. Daraufhin gibt Oppenheim zu, bei einem Conflict zwiſchen der öffentlichen Moral und dem Gewiſſen nach klarer und ſicherer Erkenntniß, daß man im Recht iſt, müſſe man ſeinem Gewiſſen folgen. Das letzte Kriterium iſt die Frage, ob die Forderung des Gewiſſens „gegen die Grundlagen aller Moral und Geſittung gerichtet iſt“, oder ob ſie „die Moral und Geſittung fördert“. Im erſtern Falle liege eine Verkehrung des Gewiſſens vor [2]. Dieſe

[1] L. c. p. 25. [2] A. a. O. S. 32. 14. 17. 37—39.

ganze Beweisführung bricht einfach zusammen bei der einzigen Frage des Anarchisten: Mit welchem Rechte sind die allgemein angenommenen Grundlagen aller Gesittung für mich maßgebend? Ich habe, so wird er sagen, eine höhere Stufe der Gesittung direct und logisch aus der materialistisch-atheistischen Weltanschauung abgeleitet, und dieser höhern Stufe entspricht eine ganz andere Grundlage. Sie ist mein Kriterium. — Gibt doch Oppenheim selbst zu, daß der Weg, auf welchem die Veränderung der Moral-Grundsätze stattfindet, durch das Gewissen der Individuen hindurchgeht[1]. Die Anarchisten sagen nun, ihr Gewissen sei diese culturfördernde Macht. Hier ist kein Ausweg. Man muß also einen unveränderlichen, über dem Individuum und der Gesellschaft stehenden Urgrund der Sittlichkeit erweisen. Des Einzelnen Vernunft muß irgendwie Antheil haben an dieser ewigen Sittlichkeitsnorm. Nur wenn diese beiden Punkte wissenschaftlich geklärt sind, kann man mit Erfolg an eine durchschlagende Bekämpfung der anarchistischen Weltanschauung, sowohl der gemäßigtern als der revolutionären, herantreten. Ohne diese Vorbedingung wird man gegen die Anarchisten wissenschaftlich gar nichts ausrichten und höchstens das trostlose Bekenntniß als einzige Waffe gebrauchen können: consequent, aber thöricht und nicht durchführbar.

Stanislaus v. Dunin-Borkowski S. J.

Die San-José-Schildlaus.

(Schluß.)

Die San-José-Schildlaus zeigte schon bei ihrem ersten Erscheinen im San-José-Thale einen ganz unheimlich universellen Appetit, der sich nicht mit dieser oder jener Obstsorte begnügte, sondern auf die verschiedensten Pflanzenarten sich erstreckte. Mit der Ausdehnung ihres Verbreitungsbezirkes wuchs auch ihre Speisekarte immer mehr. Der amtliche Bericht des Ackerbauministeriums von Washington[2] zählte bereits 1896 nicht weniger als 28 Arten von Futterpflanzen der San-José-Schildlaus auf,

[1] A. a. O. S. 47.

[2] Literaturverzeichniß Nr. 4, S. 38.

die zu zehn verschiedenen Pflanzenfamilien gehören. In dem amtlichen Berichte des Jahres 1898[1] ist diese Zahl schon auf 55 Pflanzenarten gestiegen, unter denen außer den Obstbäumen und den fruchttragenden Sträuchern auch eine ganze Menge von einheimischen Waldbäumen und von eingeführten Ziergewächsen sich befindet. Durch die große Mannigfaltigkeit ihrer Futterpflanzen wird selbstverständlich die weitere Ausbreitung dieser Schildlaus begünstigt und ihre Vertilgung erschwert. Am verhängnißvollsten erweist sie sich für die Zucht der edeln Obstsorten; die Birnen, Pfirsiche, Aepfel und Pflaumen haben unter ihrem Saugschnabel am meisten zu leiden. Obwohl sie keine Kostverächterin ist, wie ihr umfangreiches Menu beweist, so hat sie doch eine besondere Vorliebe für bestimmte Varietäten einzelner Obstarten, während sie andern eine geringere Zuneigung oder sogar eine gewisse Abneigung entgegenbringt. Unter den verschiedenen Pflaumensorten sind nach Professor J. B. Smith die japanischen Varietäten ihre Lieblinge, während sie sich mit den amerikanischen und europäischen weit weniger abgibt. Noch auffallender ist es, daß sie zwei Spielarten von Birnen fast ganz verschmäht, nämlich die Leconte- und die Kieffer-Sorte. Ein und derselbe Birnbaum trug, wie Howard und Marlatt[2] berichten, Pfropfreiser der Lawson- und der Kieffer-Sorte. An den erstern waren Zweige, Blätter und Früchte völlig bedeckt von diesen Schildläusen, während an den letztern keine einzige saß. Leider ist es uns nicht näher bekannt, ob besondere Geschmacksgründe existiren, welche die von der San-José-Schildlaus verachteten Obstsorten vielleicht auch für den menschlichen Gaumen minder begehrenswerth machen; immerhin liegt in den erwähnten Beobachtungen ein wichtiger Fingerzeig für die Praxis der Obstzucht in den von dieser Schildlaus verseuchten Gebieten: man muß eben jene Varietäten cultiviren, welche sich der Schildlausimmunität in höherem Grade erfreuen.

Die von Aspidiotus perniciosus befallenen Obstbäume bieten einen traurigen Anblick. Die Schildlaus setzt sich besonders massenhaft an den saftreichen Zweigspitzen fest, wo sie den reichlichsten Trank findet. Die frische röthliche Farbe der jungen Pfirsich-, Apfel- und Birnensprossen ist dann durch eine dicke Schicht weißgrauer Asche bedeckt, die aus Millionen kleiner Lausschilder besteht. Zerdrückt man diese Kruste, so überzieht sich der Zweig mit einer gelblichen, öligen Flüssigkeit, dem Leibesinhalt der

[1] Literaturverzeichniß Nr. 6, S. 13. [2] Ebd. Nr. 4, S. 38.

Schmarotzer. An den Blättern ist die Zahl dieser Parasiten verhältnißmäßig gering, um so größer dagegen an den Früchten. Kräftige reife Birnen, die nur wenige der winzigen Schildläuse tragen, sehen durch die rothen Punkte, welche sie rings um die grauen Schildchen zieren, noch gesünder und einladender aus als gewöhnliches Obst und waren in Nordamerika sogar vielfach als Marktware besonders beliebt. Aber ihr schönes Colorit gleicht den blühenden Wangen der Schwindsüchtigen: es ist das verrätherische Anzeichen einer todbringenden Krankheit, die an dem Baume zehrt, auf welchem sie wuchsen. Von Schildläusen stark besetzte Früchte sehen bald welk und dürr und wie mit einer schimmeligen Kruste behaftet aus; sie zeigen das Ende der anfangs so schönen Geschichte.

Junge Birnbäume werden nicht selten schon durch den ersten Anfall dieser Schildlauspest getödtet; gewöhnlich fristen sie jedoch noch einige Jahre ein schwächliches, erbärmliches Dasein. Den jungen Pfirsichbäumen geht es meist noch schlechter; sie überleben den Ausbruch der Krankheit selten zwei oder drei Jahre. Auch wenn der Obstbaum mit dem Leben davonkommt, werden seine Zweige knotig und verschrumpft, theils durch den Verlust an Säften, die in den Magen des unersättlichen Schmarotzers wandern, theils auch dadurch, daß der Saugschnabel desselben die Cambiumschicht vergiftet, die eine purpurrothe Färbung annimmt. Rings um eine erwachsene Schildlaus zeigt sich meist schon auf der Rinde des Zweiges ein purpurrother Ring, der sofort ins Auge fällt und die Anwesenheit der Schildlauskrankheit auch dann verräth, wenn die Zahl der Parasiten noch gering ist.

Die Verbreitung der San-José-Schildlaus in Nordamerika erfolgte von ihrem ersten Fundorte in Californien aus mit besorgnißerregender Geschwindigkeit. 1896 mußte das Ackerbauministerium von Washington[1] bereits die folgenden 20 Staaten der Union als inficirt bezeichnen: Alabama, Arizona, California, Delaware, Florida, Georgia, Idaho, Indiana, Louisiana, Maryland, Massachusetts, New Jersey, New York, New Mexico, Ohio, Oregon, Pennsylvania, Virginia, Washington und West-Virginia. Aus Englisch Nordamerika kam noch Britisch Columbia hinzu. Mit Ausnahme New Jerseys, das an vielen Punkten inficirt war, schienen die Ansteckungsbezirke in den einzelnen Staaten damals nur spärlich und sehr zerstreut zu sein. Nähere Untersuchungen in den beiden letzten Jahren haben jedoch

[1] Literaturverzeichniß Nr. 4, S. 17 ff.

leider ergeben, daß die Verbreitung dieſer Schildlaus auch in vielen andern Staaten faſt ebenſoweit fortgeſchritten iſt wie in New Jerſey. Daß man ſie in letzterem Staate ſchon 1896 ſo zahlreich gefunden, beruhte hauptſächlich auf dem Umſtande, daß der ſchon mehrfach erwähnte Profeſſor J. B. Smith die betreffenden Nachforſchungen mit mehr Eifer und Geſchick angeſtellt hatte als andere. Den frühern 20 Staaten ſind durch den neueſten amtlichen Bericht des Jahres 1898[1] außerdem noch 14 neue Staaten hinzugefügt worden, nämlich Arkanſas, Connecticut, Diſtrict of Columbia[2], Illinois, Kentucky, Michigan, Minneſota, Miſſiſſippi, Miſſouri, Nevada, North Carolina, South Carolina, Tenneſſee und Texas. In Britiſch Nordamerika iſt die Schildlaus ſeither auch in Canada in der Provinz Ontario vereinzelt entdeckt worden.

Betrachtet man die beiden ſtatiſtiſchen Karten der Berichte von 1896 und 1898, auf denen die Schildlausherde durch ſchwarze Punkte gekennzeichnet ſind, ſo zeigt ſich ſehr anſchaulich, wie die San-José-Schildlaus an den Küſtengebieten im Weſten und im Oſten der Union viel weiter nach Norden vorgedrungen iſt als in der Mitte. Ein noch wichtigeres Ergebniß jener Statiſtik iſt das Verhältniß der Schildlauskrankheit zu den klimatiſchen Zonen Nordamerikas. Schon 1896 machten Howard und Marlatt darauf aufmerkſam, daß faſt ausſchließlich die auſtrale Zone und deren nächſte Nachbarſchaft von den Infectionsherden durchſetzt ſei, während die boreale Zone von ihnen frei blieb. Die neue Statiſtik von 1898 hat dieſes Ergebniß durchaus beſtätigt. Hieraus folgt, daß das Gedeihen der San-José-Schildlaus weſentlich abhängig iſt *von einem ſüdlichen oder gemäßigt ſüdlichen Klima*. Daher iſt die Gefahr, welche der europäiſchen Obſtbaumzucht von ihr droht, ohne Zweifel viel drohender für Südeuropa und das ſüdliche Mitteleuropa als für Norddeutſchland.

Aber wie war es denn möglich, daß die träge, in ihrer perſönlichen Bewegungsfreiheit ſo beſchränkte Schildlaus binnen 20 Jahren faſt den ganzen nordamerikaniſchen Continent bereiſen und ſo viele Staaten erobern konnte? Die Beantwortung dieſer Frage führt uns zu den *Verbreitungsmitteln von Aspidiotus perniciosus*.

---

[1] Literaturverzeichniß Nr. 6, S. 6 ff.

[2] Streng genommen kann der Diſtrict of Columbia, der mit ſeiner Hauptſtadt Waſhington Sitz der Centralregierung iſt, nicht unter die „Staaten“ der Union gezählt werden.

Den kleinen Schildbürgern ſelbſt kann man nicht zumuthen, daß ſie weit laufen; denn ſolange ſie einen Schild tragen, haben ſie keine Beine; deshalb huldigen ſie einer feſtſitzenden Lebensweiſe und bleiben nicht bloß im Lande, ſondern ſogar ſtets auf demſelben Fleck, an dem ſie ſich einmal feſtgeſogen haben. Auch die jungen, freibeweglichen Larven machen mit ihren eigenen Beinchen keine großen Sprünge; ohne fremde Beihilfe verlaſſen ſie nur ſelten den Baum, auf dem ihre Schildwiege ſtand. Die geflügelten Männchen ſind zwar ein leichtbeſchwingtes Volk und können wohl ziemlich weit fliegen oder vom Winde fortgeführt werden; aber ſie dürfen ihre Weibchen nicht mitnehmen, die unter dem Schilddache daheim feſtſitzen, und deshalb nützt es auch den Männchen nichts, wenn ſie noch ſo weit fortwandern; ſie können dadurch zur Ausbreitung ihrer Familie nichts beitragen. Die Verbreitung der San-José-Schildlaus iſt daher faſt ganz auf die Mitwirkung fremder Weſen angewieſen, die ihnen dieſen Dienſt leiſten.

Eines dieſer hilfreichen Weſen iſt der Wind, der die jungen, noch nicht feſtgeſogenen Larven weit fortführen und in günſtigen Fällen auf den Bäumen der Nachbarſchaft abſetzen kann. Noch wirkſamere Gehilfen ſind Vögel und Inſecten, die aus irgend einem Grunde die von der verderblichen Schildlaus behafteten Bäume beſuchen. Die Schildlauslarven kriechen dann auf die Beine oder auf den Rücken dieſer Gäſte und laſſen ſich von ihnen mit forttragen. Hierbei geben ſie, wie E. A. Schwarz beobachtet hat[1], ſchwarzen Inſecten in auffallender Weiſe den Vorzug vor hellfarbigen, wahrſcheinlich weil ſie die ſchwarzen Ungethüme leichter ſehen können. An einem ſehr häufigen kleinen Blattkäfer, Typophorus canellus, der in ſchwarzen und in rothen Exemplaren vorkommt, machte er die intereſſante Entdeckung, daß die jungen Schildlauslarven zahlreich auf dem Rücken der ſchwarzen Individuen umherkrochen, während auf den rothen keine einzige gefunden wurde. Aehnlich verhält es ſich mit den Ameiſen, die bekanntlich gute Fußgänger, oder wie der Amerikaner ſagt, „große Reiſende“ (great travellers) ſind und daher für den Transport der Schildlausjugend von einem Baume zum andern vorzügliche Reitthiere abgeben. Die große röthliche Ameiſe Formica Schaufussi war auf den von der Schildlaus verſeuchten Obſtbäumen ebenſo häufig wie die viel kleinere ſchwarze Ameiſe Monomorium minutum. Trotzdem waren auf erſterer

[1] Literaturverzeichniß Nr. 4, S. 50.

keine Larven der Schildlaus zu ſehen, während faſt jede der kleinen Schwarzen eine oder mehrere Aſpidiotus-Larven auf dem Rücken trug. Sogar ihren gefährlichſten Feind, den kleinen ſchwarzen Marienkäfer Pentilia misella, der die Bäume beſucht, um die Schildläuſe zu freſſen, benutzen die kleinen Larven mit Erfolg als Organ zu ihrer Verbreitung. Es war ſchwer, auch nur ein einziges dieſer Käferchen zu finden, das nicht wenigſtens eine jener Larven auf den Flügeldecken trug; auf den meiſten hatten mehrere, oft ſechs bis acht Stück, der winzigen Lausreiter Platz genommen.

Der dienſtfertigſte und wirkſamſte Verbreiter der San-José-Schildlaus iſt jedoch „der Menſch in ſeinem Wahn“. Durch die obenerwähnten Helfershelfer kann die Schildlauspeſt nur von einem Baume zu einem andern, benachbarten Baume oder doch höchſtens von einem Obſtgarten zu einem andern, nahe gelegenen Obſtgarten gelangen. Die Unvorſichtigkeit des Menſchen dagegen verſchleppt ſie per Eiſenbahn und Dampfſchiff von einem Lande zum andern und von einem Erdtheil zum andern. Die großen Baumſchulen, Pflanzenhandlungen und Obſtmärkte der Vereinigten Staaten ſind die Reiſebureaux, von denen dieſer gefährlichſte Obſtbaumfeind in alle Weltgegenden hinausgeſandt wurde. Hierfür hier nur einige amtlich feſtgeſtellte Thatſachen.

Die bedrohliche Ausbreitung der Schildlauskrankheit in den Oſtſtaaten der Union, die in den letzten Jahren bereits einen viel bedeutendern Umfang erreicht hat als in den Weſtſtaaten, wo ſie doch zuerſt erſchienen war, iſt faſt ausſchließlich auf zwei bekannte Obſtbaumſchulen von New Jerſey zurückzuführen, welche verſeuchtes Material aus dem Weſten unbeſehen bezogen und ihr angeſteckes Material dann ebenſo unbeſehen im Oſten weiterverbreitet hatten. Die eine der beiden Pflanzſchulen lag nahe bei Burlington am Delawäre, die andere bei Little Silver nahe der Atlantiſchen Küſte. Beide hatten 1886 oder 1887 ihre Pflaumencultur verbeſſern wollen und deshalb aus dem San-José-Diſtrict in Californien junge Pflaumenbäume eingeführt, die völlig krank waren und nicht gedeihen wollten. Bevor man jedoch zu ihrer Ausrottung ſich entſchloß, hatten die unbeachteten Schildläuſe bereits Zeit und Gelegenheit gefunden, über die betreffenden Baumſchulen ſich zu verbreiten, und von dort wurden ſie dann mit den verkauften Pflanzen verſandt. Erſt 1893 wurde die verderbliche Schildlaus im Oſten überhaupt entdeckt, in Charlottesville in

Virginia. Schon hier ſtellte ſich heraus, daß ſie durch Johannisbeerſträucher dorthin gebracht worden war, die man in einer jener beiden Handlungen in New Jerſey gekauft hatte. Ebenſo erging es bei Unterſuchung ihrer Herkunft im Staate Maryland, wo man 1894 in Riverſide einen ſtark verſeuchten Obſtgarten fand; auch hier ließ ſich der Urſprung auf eine der beiden Pflanzenhandlungen in New Jerſey zurückverfolgen. Im Sommer 1895 waren außer den beiden eben erwähnten Staaten auch ſchon Florida, Indiana, Pennſylvania, New York, Georgia, Delaware, Ohio, Alabama, Louiſiana und Maſſachuſetts ſtellenweiſe verſeucht, ganz abgeſehen von New Jerſey, wo bis 1896 bereits gegen 100 Infectionsherde gefunden wurden. Das amtliche Reſultat der ſorgfältig angeſtellten Unterſuchungen über die Urſache des in ſo kurzer Zeit rieſig angewachſenen Unheils lautete: „In faſt jedem Falle war die Quelle der Anſteckung im Oſten eine und dieſelbe, nämlich die eine oder die andere von zwei hervorragenden Pflanzſchulen New Jerſeys.“ [1]

Es iſt daher durchaus berechtigt und in hohem Grade nothwendig, daß die Einfuhr lebender Obſtpflanzen aus amerikaniſchen Baumſchulen auch auf der andern Seite des Oceans unter die ſtrengſte Controlle geſtellt werde. Aber nicht bloß auf die Pflanzen muß man achten, ſondern faſt ebenſoſehr auf die Früchte ſelber. Die jungen Larven kriechen häufig auch auf die letztern, und ſelbſt die erwachſenen Schildläuſe ſind oft auf denſelben zu finden. Für die hohe Bedeutung, welche der Obſthandel für die Verbreitung der San-José-Schildlaus hat, entnehmen wir dem amtlichen Berichte von 1896 [2] folgende Belege. Auf der Aſſociation der Economic Entomologiſts in Brooklyn 1894 legte Profeſſor J. B. Smith eine Anzahl californiſcher Birnen vor, die er ſoeben im nächſten Obſtladen gekauft hatte; ſie waren ſämtlich ſtark verſeucht, zeigten viele erwachſene Weibchen und auch einige junge, umherkriechende Larven. „Solche Früchte“, ſo fügte er bei, „werden auf allen Eiſenbahnzügen und in thatſächlich allen großen Städten der Vereinigten Staaten verkauft.“ Ebenſo ſtellte auch Profeſſor J. W. Toumey in dem 14. amtlichen Bulletin der landwirtſchaftlichen Verſuchsſtation von Arizona feſt, daß er in den Obſthandlungen von Phoenix und Tucſon Birnen und Aepfel gekauft habe, die mit weiblichen und männlichen Laus-

[1] Literaturverzeichniß Nr. 4, S. 14. [2] Ebd. S. 49.

ſchilden bedeckt waren; ähnliche Erfahrungen berichtete Profeſſor Smith über die Obſthandlungen von Philadelphia, Newark, New York und Brooklyn. Selbſtverſtändlich ſind nicht bloß die Früchte, ſondern auch die fortgeworfenen Schalen derſelben geeignet, die Schildlauspeſt zu verbreiten. Daher iſt dem amerikaniſchen Obſte gegenüber die größte Vorſicht geboten. Man muß ſich dasſelbe genau anſehen, bevor man es kauft; und da nicht jeder auf dieſe Inſpection ſich verſteht, war es völlig berechtigt, die Einfuhr desſelben in Deutſchland unter amtliche Controlle zu ſtellen.

Es iſt um ſo ſchwieriger, die San-José-Schildlaus zu erkennen, da es ſowohl in Nordamerika als in Europa noch andere Schildlausformen gibt, die ihr auf den erſten Blick täuſchend gleichen. Ihre amerikaniſchen Verwandten hat Cockerell im Auftrage des amerikaniſchen Ackerbauminiſteriums[1] in einer eigenen kleinen Monographie behandelt. Die vom kaiſerlichen Geſundheitsamt in Berlin herausgegebene Schrift über die San-José-Schildlaus[2] erwähnt auch eine auf Tiroler Aepfeln ziemlich zahlreich beobachtete Coccide, deren Schilde denjenigen von Aspidiotus perniciosus gleichen, aber keinen Schaden verurſachen ſollen. Von größerer Bedeutung iſt eine hauptſächlich auf Birnbäumen in Frankreich und Deutſchland lebende Verwandte, welche die auſternförmige Schildlaus (Aspidiotus ostraeformis) heißt. Sie iſt bisher nicht an den Früchten, ſondern nur an den Zweigen der Bäume gefunden worden, an denen ſie durch Saftentziehung nicht ſelten Unheil anrichtet. Sie hat in Deutſchland nur eine Generation, während die San-José-Schildlaus deren drei bis fünf aufweiſt. Auch pflanzt ſie ſich durch Eier fort, nicht durch lebendige Junge. Trotz der großen Aehnlichkeit ihrer Schilde mit jenen der San-José-Schildlaus zeigt ſomit ihre Lebensweiſe bedeutende Verſchiedenheiten, welche ſie weit weniger gefährlich machen als ihre berüchtigte californiſche Baſe.

Welche *Mittel* ſtehen dem Menſchen nun zu Gebote, um die San-José-Schildlaus zu *bekämpfen*? Gibt es vielleicht natürliche Bundesgenoſſen, auf die er ſich ruhig verlaſſen kann? Dies iſt leider nicht der Fall. Die unbeſchränkte Vermehrung dieſer verderblichen Schildbürger überall dort, wohin ſie vom Menſchen verſchleppt wurden, beweiſt hinreichend das Gegentheil. Allerdings ließen ſich einige nordamerikaniſche Schildlausparaſiten und Schildlausfreſſer nach und nach dazu herbei, auch die San-José-Schildlaus in ihre Speiſekarte aufzunehmen. Nach dem amt-

[1] Literaturverzeichniß Nr. 5. [2] Ebd. Nr. 8.

lichen Berichte von 1896[1] wurden fünf Arten winziger Zehrweſpchen aus den Schilden des neuen Obſtbaumfeindes erzogen. Der Name des thatkräftigſten dieſer Paraſiten iſt Aphelinus fuscipennis; ſelbiger wurde daher damals von Howard als ein ſehr ſchätzenswerther Alliirter im Kampfe gegen dieſe Obſtbaumpeſt bezeichnet. Aber in dem amtlichen Berichte von 1898[2] mußte er geſtehen, daß dieſe Hoffnungen ſich, wenigſtens in den Oſtſtaaten, nicht erfüllt hätten; ſelbſt dieſer kleine Schmarotzer hatte in keinem einzigen Falle vermocht, die Vermehrung der San-José-Schildlaus erheblich einzuſchränken. Auch auf die Familie der Marienkäfer (Coccinelliden), deren Angehörige Blattlaus- und Schildlausfreſſer von Profeſſion ſind, hatte man nicht geringe Hoffnungen geſetzt. Ein kleiner, ſehr häufiger nordamerikaniſcher Marienkäfer, Pentilia misella genannt, bot ſich dem Ackerbauminiſterium in Waſhington aus freien Stücken als Bundesgenoſſe an. Er verzehrte in der That insbeſondere die alten Schildläuſe mit gutem Appetit, während er die Vertilgung der Jungen ſeinen nicht minder gefräßigen Larven anvertraute. Dieſer Alliirte erwies ſich jedoch bald als ein doppelzüngiger, treuloſer Geſelle. Während er es von vorne mit der bedrängten Menſchheit hielt und Schildläuſe fraß, hielt er es von hinten mit dem Feinde, ließ die jungen Schildlauslarven auf ſeinen Rücken ſteigen und transportirte ſie ſo von einem Baume auf den andern. Sein dunkles Gewand machte ihn, wie bereits oben bemerkt wurde, zu dieſer ſchwarzen Verrätherei beſonders geeignet. Daher dachte man daran, fremde Marienkäfer in Sold zu nehmen, um in ihnen treue Poliziſten zu gewinnen. Die New Jerſey State Horticultural Society warf im Jahre 1896 tauſend Dollars zu dem Zwecke aus, um den Staat New Jerſey mit auſtraliſchen Schildlausfreſſern zu verſorgen, die bereits ſeit einer Anzahl von Jahren in Californien angeſiedelt worden waren und dort gegen andere Schildläuſe nicht unwichtige Dienſte geleiſtet hatten. Daher bereiſte Profeſſor J. B. Smith im Frühling 1896 Californien und ließ von dort eine Maſſe der auſtraliſchen Marienkäfer nach den bedrohteſten Punkten New Jerſeys ſenden. Der Bericht, den er 1897 über den Erfolg dieſer Maßnahme erſtattete, lautete jedoch ſehr entmuthigend: „Von den 1896 eingeführten californiſchen Coccinelliden war im Jahre 1897 im Staate New Jerſey nichts mehr zu ſehen.“ Sie waren ſpurlos verſchwunden

[1] Literaturverzeichniß Nr. 4, S. 51 ff. [2] Ebd. Nr. 6, S. 14.

und hatten ſich der ihnen zugedachten hohen Aufgabe durch feige Deſertion entzogen.

Ein wenig dankbarer erwieſen ſich die Schmarotzerpilze. Schon vor mehreren Jahren war man durch Coquillett darauf aufmerkſam gemacht worden, daß auf ſtark verſeuchten californiſchen Birnbäumen faſt alle Schildläuſe durch eine räthſelhafte Pilzkrankheit getödtet worden waren. Seither iſt es gelungen, einen eigenen kleinen paraſitiſchen Pilz, deſſen Name Sphaerostilbe coccophila ſchon auf ſeine Neigung zu den Schildläuſen hinweiſt, als Haupturheber jener rettenden That nachzuweiſen. Man verſuchte daher, ihn in künſtlichen Culturen zu züchten und auf die angeſteckten Bäume zu übertragen, um dadurch den Schildläuſen den Garaus zu machen. Profeſſor Rolfs an der landwirtſchaftlichen Station von Florida widmete dieſer neuen Kriegstactik ein eigenes Bulletin. Seine Methode beſtand darin, ein Stück angeſäuertes Brod, das als Nährboden für die Pilzcultur gedient hatte, in Waſſer ſich auflöſen zu laſſen, damit es dann auf die kranken Bäume geſtrichen oder geſpritzt werde. Vier der von ihm angeſtellten Verſuche endeten glücklich, drei dagegen waren ohne Erfolg, während in acht Fällen das Reſultat zweifelhaft blieb, weil die betreffenden Bäume unterdeſſen bereits abgeſtorben waren. Rolfs verſandte auch Proben der Culturen ſeines neuen Antiſchildlauspilzes an verſchiedene Stationen im Weſten und Norden der Union. Aber faſt alle Verſuche, mittels derſelben die Schildläuſe anzuſtecken, ſchlugen fehl; nur ein einziger hatte einen einigermaßen ermuthigenden Erfolg [1]. Bevor es daher dem Menſchen nicht gelingt, dem kleinen coccophilen Pilz eine beſſere Erziehung zu geben und ihn dadurch willfähriger für ſeine Mordpläne zu machen, wird auch dieſer neue Bundesgenoſſe ihm nicht zum Siege über die verderbliche Schildlaus verhelfen.

Ein erbitterter Vernichtungskampf wurde gegen die San-José-Schildlaus in Nordamerika ſchon ſeit ihrem erſten Erſcheinen von den chemiſchen Laboratorien aus eröffnet [2]. Kalkſchwefelſalzbrühe und Walfiſchölſeife, Schwefelſodabrühe und verſeifte Harzbrühen, Petroleum und Petroleumemulſionen und endlich das ſehr giftige Blauſäuregas wurden gegen ſie ins Feld geführt. Dieſe Waffen mußten jedoch mit großer Vorſicht angewandt werden, ſollten ſie ſich nicht als ein zweiſchneidiges Schwert er-

[1] Literaturverzeichniß Nr. 6, S. 15 ff.
[2] Ebd. Nr. 4, S. 56 ff.; Nr. 6, S. 16 ff.; Nr. 8, S. 26 ff.

weiſen. Bei zu ſtarker Behandlung mit chemiſchen Waſchungen werden nämlich die kranken Bäume mit ſamt ihren Paraſiten getödtet. Den Dämpfen des Blauſäuregaſes können die Pflanzen ſelbſtverſtändlich nur in einem geſchloſſenen Raume ausgeſetzt werden, den man aus gefirnißtem Segeltuch oder aus Brettern eigens ſchaffen muß. Dieſes Verfahren iſt daher ziemlich umſtändlich und koſtſpielig; auch bietet es ernſte Gefahren für die Geſundheit der Arbeiter, wenn nicht ſtrenge Vorſichtsmaßregeln getroffen werden. Bis 1896 glaubte man, das Waſchen der Bäume mit Walfiſchölſeife liefere die beſten Ergebniſſe, während ihre Behandlung mit Petroleum die Pflanzen ſchwer ſchädige oder tödte. In den letzten zwei Jahren iſt jedoch die Beſpritzung der Bäume mit Petroleum in den Vordergrund des Intereſſes getreten; wenn man nur verhütet, daß das Petroleum am Fuße der Bäume ſich anſammelt und ſo an die Wurzeln gelangt, ſoll jede ſchädliche Wirkung auf das Wachsthum und die Ertragfähigkeit der Obſtpflanzen ausgeſchloſſen ſein, während die Schildläuſe und alle andern Inſecten, die auf ihnen ſchmarotzen, unrettbar dem Tode verfallen. Wo die Schildlauskrankheit bereits ſich eingeniſtet und verheerend um ſich gegriffen hat, dort kann man von der energiſchen und umſichtigen Anwendung dieſer Vertilgungsmittel die einzige Rettung erwarten.

Wo die San-José-Schildlaus noch nicht erſchienen iſt, wird man ſich ihrer dadurch am beſten erwehren, daß man die Päſſe beſetzt und den Vagabunden nicht über die Grenze läßt; es muß, mit andern Worten, eine ſtrenge amtliche Controlle über die Einfuhr lebender Pflanzen und friſchen Obſtes aus den verſeuchten Gebieten gehandhabt werden. Jene Schildlaus iſt erwieſenermaßen ein ſehr gefährlicher Feind des Obſtbaues; ebenſo erwieſen iſt es ferner, daß ihre Ausbreitung von einem Lande zum andern durch die Verſendung von verſeuchten Pflanzen oder Obſt erfolgt. Es iſt daher eine ganz einfache Forderung einer obſtbauerhaltenden Staatslogik, daß man der Schildlaus den Zugang durch geſetzliche Maßregeln abſchneide. Die Vereinigten Staaten hatten bereits im Frühjahr 1898 eine Reihe von diesbezüglichen Einzelgeſetzen. Acht Staaten ſchreiben die amtliche Unterſuchung des Pflanzſchulmaterials vor; drei Staaten, Maryland, Michigan und Carolina, haben Geſetze, welche jegliches Pflanzſchulmaterial von der Einfuhr ausſchließen, wenn es nicht von einer amtlichen Beſcheinigung begleitet iſt, daß es von der San-José-Schildlaus frei ſei. Californien will weder Pflanzen noch Früchte über ſeine Grenzen ohne amtliche Unterſuchung

hineinlaſſen. Jedes in San Francisco landende Schiff wird von einem eigenen Beamten beſucht, der die Landung jeglichen Pflanzenmaterials verhindert, bevor nicht ſorgfältig feſtgeſtellt iſt, daß dasſelbe keine ſchädlichen Inſecten enthalte. Ferner wurde bereits Anfang 1898 dem amerikaniſchen Congreß in Waſhington eine allgemeine Bill für das geſamte Unionsgebiet vorgelegt, welche die ſchärfſten Maßregeln zur Beaufſichtigung des Handels mit lebenden Pflanzen und Obſt enthält; dieſe Bill hat im April ſchon die Beſtätigung des Ackerbaucomités des Senats erhalten. In Britiſch Nordamerika beſitzt Ontario ſeit 1897 ein königliches Geſetz, welches man als die „San José Act" bezeichnet; es ſchreibt ebenfalls die ſtrengſten Maßregeln zur Ueberwachung der Schildlauskrankheit vor und wendet ſich insbeſondere gegen die Einſchleppung verſeuchter Pflanzen und verſeuchten Obſtes, die mit ſchweren Strafen belegt wird[1]. Die im Februar 1898 erlaſſene Verordnung der deutſchen Reichsregierung, welche im Eingange unſerer Studie mitgetheilt wurde, ſteht ſomit keineswegs vereinzelt da. Auch Holland hat entſprechende Anordnungen verfügt[2], und in England waren dieſelben im Anfang des Jahres 1898 in Vorbereitung. Hamburg hat überdies noch ſpecielle Beſtimmungen getroffen, die ſich an den Erlaß der deutſchen Bundesregierung anſchließen. Die dort errichtete „Station für Pflanzenſchutz" wacht ſorgfältig darüber, daß keine fremden Schildläuſe den Hamburger Freihafen benutzen, um auf Obſt oder anderem Pflanzenmaterial in das Deutſche Reich ſich einzuſchleichen. Zahlreiche während des Jahres 1898 theils in Fachzeitſchriften theils in Tagesblättern erſchienene Berichte über Schildlausfunde haben beſtätigt, daß dieſe Vorſicht nicht grundlos iſt.

Jene geſetzlichen Vertheidigungsmaßregeln gegen den neuen Feind der Obſtbaumzucht ſind vollkommen berechtigt. Sie ſtellen das beſte, ja das einzig wirkſame Mittel dar, durch welches dem Eindringen der Schildlauspeſt gewehrt werden kann. Allerdings darf man nicht ohne Grund die Hoffnung hegen, daß unſer nordiſches Klima für die Entwicklung von Aspidiotus perniciosus ſich nicht günſtig erweiſe[3]; aber auf dieſe Hoff-

[1] Literaturverzeichniß Nr. 7, S. 44. [2] Ebd. Nr. 10, S. 241.

[3] Nach Webſter (The importation of the San José Scale from Japan [Canadian Entymologist, July 1898, Vol XXX, n. 7]) gewinnt die Anſicht, daß die höher gelegenen Gegenden Japans die eigentliche Heimat von Aspidiotus perniciosus ſind, an Wahrſcheinlichkeit. Man darf daher nicht darauf vertrauen, daß das mitteleuropäiſche Klima ihr nicht zuſagen werde.

nung hin darf man den Feind nicht ſorglos ins Land laſſen. Die Klugheit gebietet, mit dieſer verderblichen Schildlaus nicht erſt einen Acclimatiſationsverſuch zu machen, ſondern ſie von vornherein von den Reichsgrenzen als „ſtaatsgefährlich“ auszuſchließen.

E. Wasmann S. J.

Die Bedeutung mittelalterlicher Kunſtwerke.

Ein Vortrag.

Wie dünn geſät ſind die Anſichten, bei denen es nicht ein Für und ein Wider gäbe! Aber wohl nirgends tritt eine ſo große Verſchiedenheit der Anſchauungen zu Tage, als wenn es ſich um den Geſchmack handelt. Der Geſchmack iſt großentheils etwas rein Perſönliches, wenn nicht gar Launenhaftes, und er hängt in der mannigfachſten Weiſe von Zeit und Umſtänden ab. Was heute gefällt und befriedigt, mißfällt morgen. Was der Geſunde verlangt, weiſt der Kranke ab. Wie verſchieden die Richtungen des Geſchmackes ſind, wie raſch ſie im Leben der Welt wechſeln, beweiſen die Schaufenſter einer modernen Stadt in den belebten Straßen. Gar vielerlei iſt da ausgeſtellt. Die beſte Empfehlung ſcheint aber ſtets zu ſein: „Neuheit“, „Letzte Neuheit“, „Jeden Tag Eingang von Neuheiten“. Was vor einem Jahre das Neueſte, Beſte war, iſt heute überholt, vielleicht ſchon Ladenhüter geworden. Trotzdem ſehen wir nicht wenige Menſchen denken, reden, handeln, als ob ihr oberſter Grundſatz lautete: „Das Neueſte iſt das Schönſte.“ In den Kunſtausſtellungen gelten die neueſten Verſuche der Maler und Bildhauer in Darſtellung des Lichtes und Schattens, der Farbentöne und ihrer Reflexe als das Intereſſanteſte. Man ſucht neue Wege.

Begibt man ſich nun aus einer Kunſtausſtellung in die Sammlung eines Archäologen, ſo ſind alle Ideen geändert. Es handelt ſich darum, ob ſeine Stücke alt ſind. Kauft er einen Gegenſtand als alt und findet er ſpäter, daß das Ding neu iſt, ſo hat es ſeinen Werth in den Augen des Sammlers faſt ganz verloren: das iſt eine moderne Fälſchung, iſt unecht, verdient ſeinen Platz nicht in der Sammlung.

Wer hat den richtigen Geſchmack? Die Freunde des Alten oder die Gönner des Neueſten? Stehen nicht zuletzt die einen ſo gut wie die andern unter der Herrſchaft der Mode? Iſt nicht zuletzt faſt alles Modeartikel, weil der Geſchmack wechſelt? Heute, ſagen die Skeptiker, bevorzugen die einen dieſe, die andern jene Form der Kleider, und die einen dieſe, die andern jene Richtung in der Kunſt. Alles iſt ſchön oder häßlich, je nachdem man es

auffaßt. Ein ſolcher Ausſpruch iſt hochmodern, eine Blüthe moderner Kritik, eine Regel der höchſten Unparteilichkeit. Derſelbe iſt in ſeiner Allgemeinheit gewiß falſch; aber es liegt etwas Wahres in ihm. Er iſt gleich einer Giftpflanze, die ihr Gutes hat als Arznei, die in Form und Geſtalt ſchön ſein kann, aber doch auch Gift enthält. Im Neuen wie im Alten liegt etwas Gutes, ein Strahl ewiger Schönheit; nur darum können die Herzen vernünftiger Menſchen ſich dafür begeiſtern. Für das Neue plaidiren genug Leute; verſuchen wir einmal eine Vertheidigung des Alten. Die Summe des Alten iſt aber ſo groß, daß wir uns auf einen Bruchtheil beſchränken müſſen: *Die Kunſtwerke des chriſtlichen Mittelalters*, und zwar beſonders des deutſchen Mittelalters. Drei Fragen greifen wir hier heraus: I. Warum ſind dieſe Werke *wichtig*? II. Warum finden wir ſie *ſchön*? III. Warum verdienen ſie *Beachtung*? Und wir antworten: Weil ſie einen dreifachen Werth haben: I. einen *culturhiſtoriſchen*, II. einen *äſthetiſchen*, III. einen *vorbildlichen*.

I.

Die Kunſtwerke des Mittelalters ſind wichtig und werthvoll wegen ihrer *culturhiſtoriſchen Bedeutung*. Jedes Kunſtwerk iſt ein *Spiegelbild ſeines Urhebers*. Das gilt zuerſt bei Gott, dem großen Baumeiſter des Weltalls. Die Schöpfung ſpiegelt wie im einzelnen, ſo im Zuſammenhange Gottes Vollkommenheiten. Am meiſten aber iſt der Menſch ſein Bild und Gleichniß. Gott hat in die Welt das Geſetz gelegt, daß jeder Baum, jedes Thier ſeinesgleichen erzeugt. Die Kinder gleichen den Eltern; darum hat jedes Volk ſeinen Typus. So muß auch der *Künſtler*, beſonders wenn er naturgemäß und volksthümlich gebildet iſt, in ſeinen Werken ein Spiegelbild ſeiner Nation, ſeines Landes, ſeiner Zeit, ſeines Charakters niederlegen, ohne daß er ſich deſſen bewußt iſt. Daß er es thut, iſt eine Thatſache, welche durch *die Erfahrung der Jahrtauſende* beurkundet wird. Laſſen wir die Völker der Weltgeſchichte vor unſerem geiſtigen Auge vorüberziehen. Fangen wir an mit *unſerer Zeit*. Wir leben im Jahrhundert der Erfindungen. Großartige Umwälzungen ſind durch die Dampfmaſchine und die Elektricität hervorgerufen. Was wird noch kommen? Wir ſind nicht fertig, ſondern noch auf der Suche. Unſere Techniker forſchen, kritiſiren, experimentiren, verſuchen. Sie ſtehen unter dem Banne unſerer Zeit. Dieſelbe Zeit beherrſcht unſere moderne Kunſt. Darum iſt ſie ein unfertiges Ding, voll Eklekticismus. Im *Anfange dieſes Jahrhunderts* hatte das Kaiſerreich in Frankreich dem müden Europa nach den Stürmen der Revolution Ruhe gegeben. Der neue Cäſar rief mit ſeiner feſten militäriſchen Organiſation auch eine neue Kunſtrichtung ins Leben, den „Stil des Empire“. *Im verfloſſenen Jahrhundert*, vor ſeinem Erſcheinen und vor der Revolution, war alles leichtlebig. Das Rokoko war das Spiegelbild jener Geſellſchaft. Leicht, fein und elegant, ohne feſte Ziele, ohne rechten Grund hängt es ſeine Schnörkel auf hier und da, nach Laune und Belieben. Sein Material ſtimmt zu ſeinem Charakter; es iſt Gips und Stuck, durch leicht nuancirte Farben bemalt, mit Gold geziert. Das alles paßte zur Periode des Unglaubens, des

Voltairianismus und Josephinismus, dessen Wahlspruch im praktischen Leben wiederum lautete: „Krönen wir uns mit Rosen, freuen wir uns des Lebens; denn morgen sind wir nicht mehr." Eilen wir rasch hinauf in der Folge der Zeiten. War nicht Roms Kunst ein Spiegelbild seiner Politik, seiner Kraft ebenso wie seiner Schwäche? Griechenlands bildende Kunst zeigt uns dieselbe Größe, denselben Adel, wie seine Literatur und seine Kämpfe um die Freiheit. Die gigantischen und phantasievollen Ungeheuer, welche ehedem die Thore der assyrischen Königsburgen, jetzt unsere großen Museen zieren, sind charakteristische Werke jenes Weltreiches. Sie standen an Wänden, die mit glänzenden Thonreliefs bekleidet, mit reichen Teppichen behangen waren. Aber der Kern der Wände und Wälle war nur Lehm und Stroh. Eine Wasserfluth, eine Ueberschwemmung zerstörte alles in wenigen Stunden bis hinein in die Fundamente. Rasch wie jene Paläste waren auch die Reiche am Euphrat und Tigris, in Babylon und Ninive emporgewachsen, rasch sanken sie hin. Ganz anders baute Aegypten. Aus Granit meißelte es seine Statuen. Seine Felsengrotten, seine hundertsäuligen Hallen passen zu einem Reiche, das durch Jahrtausende standhielt.

Was die Erfahrung für die Kunst der neuen Zeit wie für jene des Alterthums beweist, das bleibt für das Mittelalter richtig. Seine Kunst ist ein Spiegelbild seiner Lebensauffassung, der christlichen, und zwar in drei Formen: der hierarchischen, scholastischen und bürgerlichen. Bis zum 12. Jahrhundert war alles hierarchisch und mönchisch. Die Verhältnisse waren auf die breitesten Grundlagen gegründet, einfach, patriarchalisch. Man hatte wenige Gesetze; die Dogmen standen als Grundpfeiler da, enge verbunden. So wurden sie ins Volksleben eingebürgert. Der Benediktinerorden war mächtig und maßgebend mit seiner einfachen Regel. So sind die Kunstwerke bis zum 12. Jahrhundert. Die Architektur ist breit, wuchtig, fest und einfach. Der Bilderkreis ist eng. Seine Figuren sind klar, anspruchslos, gesetzmäßig, geformt nach einer feststehenden Methode, fast möchte man sagen nach einer Schablone. Mit der Wende des 12. Jahrhunderts erstarkt eine neue Richtung. Ihre Träger, Herolde und Verbreiter waren die neuen Orden der Cistercienser und Prämonstratenser, mehr noch die Dominikaner und die Franziskaner. Mit ihnen entsteht in der Wissenschaft die Scholastik, in der Kunst die Gotik. Man beginnt zu theilen, zu zergliedern, zu systematisiren wie nie zuvor. Eine gotische Kathedrale mit ihrer folgerichtigen Consequenz, worin jedes Bauglied seine Function hat, erinnert ohne weiteres an die Summa des hl. Thomas von Aquin. Diese Summa ist das literarische, die Kathedrale das künstlerische Spiegelbild des 13. Jahrhunderts. Die Kunst des 15. Jahrhunderts wird freier; in ihr treten Materei und Plastik hervor mit starker Betonung des Individualismus. Die Macht der Bettelorden hatte abgenommen, ähnlich wie die der Benediktiner. Ein regsames, reiches Bürgerthum beherrschte alles. Die Persönlichkeit des Einzelnen gewann eine neue, ungeahnte Bedeutung. In der ruhigen Zeit der romanischen Kunst hatte die Autorität geherrscht durch ihre Vertreter; im 15. Jahrhundert beginnt der Träger der Autorität mit seiner Subjectivität in alles hineinzuregieren.

Warum freut sich nun der Kenner über ein mittelalterliches Kunstwerk? Weil daraus eine ganze Zeitrichtung zu ihm spricht. Die Kunstwerke des Mittelalters sind keine isolirten Findlinge. Nein, sie reden eine bekannte Sprache. Man sieht ihnen an, wo sie entstanden, wann und wozu. Sie sind die Ahnenbilder der Nation, der sie ihre Entstehung verdanken. Wie Ahnenbilder zeigen, was die Familie einst galt, so liefern die Kunstwerke den Maßstab, woran wir die Höhe und Verbreitung geistiger Cultur ablesen. Peruanische und chilenische, chinesische und japanische Meisterwerke oder Alterthümer sind interessant. Wir wollen dankbar sein, daß man sie uns in ethnographischen Museen in so guter Ordnung übersichtlich nebeneinanderstellt. Aegyptische und assyrische Reste, römische und griechische Ausgrabungen sind wichtig. Eine Zeit, welche so viel von Patriotismus redet und stolz ist auf das Deutschthum, darf es aber niemand verargen, sie muß es loben, wenn jemand sich begeistert für Werke, welche vom Geist unserer großen deutschen Könige und Kaiser belebt sind, in dem unsere Zünfte die Märkte, unsere Hansa das Meer beherrschten. Derselbe Geist, aus welchem die Kreuzzüge hervorwuchsen, der dem Deutschen Reiche seine Hegemonie gab unter den christlichen Nationen, er lebt in den Werken unserer mittelalterlichen Kunst. Darum sind sie uns lieb und theuer. Fürchten wir nicht, daß man solche Ausführungen des Chauvinismus beschuldige. Auch Spanien und Frankreich, auch Italien und England waren damals groß. Auch ihre Kunst war ein Spiegelbild christlicher Weltanschauung, die alles beherrschte, die Völker leitete und beglückte. Alle bildeten eine große Familie und hatten eine Kunst. Durch nationale Eigenart wurde sie beeinflußt, schattirt, aber nicht zerklüftet.

Wir achten die alten Sachen hoch, finden sie interessant als Monumente der Vorzeit. Sammle man darum bei Ausgrabungen in Pfahlbauten Reste von Handmühlen, Stücke Leinwand, verbrannte Getreidekörner. Bei Durchforschung mittelalterlicher oder römischer Gräber hebe man darum Reste von Steigbügeln oder Nadeln auf. Schön sind die Sachen nicht, aber sie sind wichtig, bedeutungsvoll für eine culturhistorische Sammlung. So ist jedes Werk der mittelalterlichen Kunst gleichsam eine Urkunde im Archiv der Denkmäler. Gott sei Dank, daß die einseitige, kurzsichtige Herrschaft der Puristen zu Ende ist, die alles aus einer Kirche herauswarfen, „was nicht zum Stil paßte", nicht gotisch war.

II.

Die Kunstwerke sind gleichsam monumentale Urkunden in dem Denkmälerarchiv. In einem Staatsarchiv sind nicht alle Urkunden gleichwerthig. Wenige sind mit allen Mitteln der Schreibkunst ausgestattet, mit Malereien, mit farbigen Anfangsbuchstaben, mit goldenen Siegeln an seidenen Schnüren. Die meisten, die wichtigern sind jedoch sorgsam geschrieben; einige sind nachlässig hingeworfen. So sind nicht alle Werke des Mittelalters schön. Besitzt denn jeder Stein, worauf eine römische Inschrift eingegraben oder worauf ein griechisches Bild ausgemeißelt ist, hohen Kunstwerth? Was verzeichnet ist, was der Farbenharmonie entbehrt, was ohne nöthige Perspective erscheint, das vertheidigt kein

vernünftiger Freund des Mittelalters. Er meint nur, trotz einiger Fehler könne eine Sache noch große Vorzüge haben. Bewahrt denn nicht oft ein Mensch, der ein Glied durch ein Unglück verlor, dem eine Krankheit das Gesicht oder eine Hand verunstaltete, eine schöne Seele und manche körperliche Vorzüge? Man muß bei der Frage, ob das oder jenes schön sei, überdies immer beachten, für welchen Zweck, für welchen Ort, für welche Menschen es geschaffen ist. Eine gotische Figur, welche an einer schlanken Säule hoch oben steht, muß sich etwas beugen, um einen Contrast zur Säule zu bilden. Nimmt man sie von ihrer Stelle, bringt man sie in ein Museum, dann wird bei der neuen Aufstellung die krumme Haltung zum Fehler. Ein Gemälde, eine Figur, die für einen Altar bestimmt ist, welcher in einer dunkeln Kapelle steht, muß viel Glanzgold haben. Versetzt man das Bild mit seinem glitzernden Goldglanz an eine helle, lichte Stelle, so wird das zum Fehler, was ehedem ein Vorzug war. Den Fehler beging nicht der Künstler, sondern jener, der das Kunstwerk von seiner Stelle rückte. Weiterhin war mancherlei ehedem Mode, allgemein beliebt, erfreute darum den Zuschauer, was wir nicht mehr verstehen. Früher war das Auge schärfer, mehr gewöhnt an starke Contraste in den Farben. Noch heute lieben Engländer ein stechendes Roth, Italiener ein anderes Blau als Nordländer. Ihr Himmel ist eben ein anderer, mit ihm auch der Farbensinn. Ultramarinblau ist saftiger als preußisches Blau. Scheiden wir anstandslos alles aus, was wirklich unvollkommen, fehlerhaft ist, so bleiben uns sicher aus der Menge mittelalterlicher Werke ebensoviele schöne als unter der Zahl der antiken Reste.

Warum finden wir nun diese Auslese aus den Erzeugnissen unserer ältern Vorfahren schön? Die *Schönheit* hat gleichsam einen Kern und eine Schale, eine Seele und einen Leib. Ihr Kern, ihre Seele ist der *Glanz der Wahrheit*. Eine *griechische* Statue ist verklärt durch den Glanz der Wahrheit. Eine vorzügliche Statue des Apollo ist wahrhaft ein glänzender Repräsentant edler Männlichkeit. Alles ist daran richtig und bestechend. Der griechische Tempel ist verklärt durch den Glanz der Wahrheit. Alles an ihm ist echt, vernünftig, begründet. Jede architektonische Function der einzelnen Bauglieder ist auf den klarsten, einfachsten Ausdruck gebracht, und über alles ist der Hauch der Poesie ausgegossen. Ist nicht ebenso in den *Meisterwerken mittelalterlicher Kunst* alles berechnet und begründet, richtig und naturwahr? Die romanische Basilika ist eine Weiterentwicklung der römischen; diese aber entstand aus dem Studium griechischer und ägyptischer Bauten. Eine gotische Kathedrale ist wiederum eine rationelle Weiterentwicklung romanischer Dome. Jedenfalls liegt im gotischen Bau mehr Beherrschung der Materie, eine tiefere Erkenntniß aller architektonischen Geheimnisse als im griechischen Tempel. Manche gotische Figur darf den Vergleich aufnehmen mit einer antiken. Straßburg, Paris, Reims, Florenz beweisen es. Ja selbst romanische Figuren, z. B. in Wechselburg, brauchen nicht vor griechischen und römischen zurückzutreten. Sie sind nicht minder wahr, richtig und edel. Wenn wir aber auf die Werke der Malerei sehen, so hat die antike Kunst nichts, was an Formvollendung an die mittelalterlichen Tafelgemälde, an das Kölner Dombild, an den Genter Altar oder Rafaels Sixtina reicht.

Die Antike kennt nur eine Schönheit, die natürliche. Wir Christen behielten sie und empfingen noch dazu die übernatürliche. Die natürliche Schönheit gründet sich auf Erkenntnisse und sittliche Eigenschaften, welche der Mensch aus sich erringen kann. Die übernatürliche Schönheit fügt den Schatz der Offenbarung und die Wirkungen der Gnade hinzu. Eine antike Figur bietet darum nur den Glanz der idealisirten Natur, die noch nicht erlöst ist. Diese Natur seufzt, wie der Apostel sagt, nach Höherem. So liegt auch in den besten Werken der Antike eine tiefe Melancholie, eine Leere, ein ungestilltes Sehnen. Nur derjenige, welcher nicht auf dem Standpunkt des Christenthums steht, welcher den Glauben verlor, wird leicht durch einen Apollo, einen Zeus befriedigt werden. Er findet, was er sucht. Der Christ verlangt mehr. Er kann nicht stehen bleiben bei der natürlichen Schönheit. Ein kunstvolles Bild U. L. Frau offenbart ihm außer und über der rein menschlichen natürlichen Schönheit auch noch die übernatürliche, einen neuen, reinern Strahl göttlicher Eigenschaften. Darum erhebt es ein frommes Herz. Man denkt in Geschmackssachen viel zu wenig an solche Verschiedenheiten des Standpunktes. Nur da, wo er der gleiche ist, läßt sich Einheit im Urtheil hoffen. Wo er verschieden ist, müssen die Anforderungen andere werden. Ein Bild muß anders betrachtet und beurtheilt werden, wenn der Maler voraussetzte, es werde hoch oder niedrig hängen, anders, wenn er will, es solle auf die Nähe oder auf die Entfernung wirken. Wenn der materielle Standpunkt schon so wichtig ist, um wie viel mehr wird der sittliche und religiöse bei der Beurtheilung ins Gewicht fallen! Selbst bei religiösen Menschen wird das Urtheil verschieden sein, je nachdem sie mehr oder weniger mystisch angelegt sind. In der Seelenstimmung der Beschauer liegt zweifelsohne einer der Gründe, warum meist ältere Bilder zu Gnadenbildern werden, selten aber neuere. Alte Madonnen und Pietas haben das Herz des Volkes gewonnen. Das byzantinische, von einem italienischen Künstler umgearbeitete Bild der „immerwährenden Hilfe", das Gemälde „Maria vom guten Rathe", die Statue von Altötting sind berühmt geworden auch darum, weil in ihnen ein tiefer religiöser Geist liegt. Die Andacht, womit Fra Angelico malte, strahlt zurück und entzündet zur Andacht. Die Harmonie der Seele offenbart sich: das Kunstwerk ist das Werk einer schönen und frommen Seele, ihre Stimme; es findet sein Echo in der Seele des gleichgestimmten Beschauers. Es ist mit den Kunstwerken und den Seelen, wie wenn zwei fein gestimmte Instrumente nebeneinander stehen: die Schwingungen des einen theilen sich dem andern mit.

Wenden wir uns zum Aeußern des Kunstwerkes. Um schön zu sein, muß es Einheit bieten in der Vielheit. Einheit schützt es vor zerstreuender Zerfahrenheit, Vielheit vor langweiliger Leere und todtem Einerlei. Wie groß ist auch darin die Kunst des Mittelalters! Schon das eine weltumspannende Ziel des Christenthums, Gottes Ehre, faßt alles innerlich zusammen. Die festen Dogmen helfen weiter zur Einheit. Dann tritt noch die Leitung und Aufsicht der Bischöfe hinzu, durch welche die Künstler in den bestimmten Bahnen der Tradition gehalten werden. Trotzdem bleibt Vielheit. Welche Verschiedenheit herrscht zwischen den romanischen und den gotischen Bauten der einzelnen Länder

oder Jahrhunderte! Ist nicht der Dom von Mailand anders als der von Köln, unterscheiden sich nicht beide von den Kathedralen zu Paris und Burgos? Alle sind Kinder einer Familie, aber jeder hat seine Individualität. Wie die Kathedralen der verschiedenen Nationen verschieden sind, ähnlich auch die Bauten desselben Landes und Volkes. Sicher ist die Kunst des Mittelalters nach jeder Hinsicht vielseitiger als die irgend einer andern Zeit. Nie hat die Baukunst eine so wechselvolle und glorreiche Geschichte gehabt als vom 11. bis zum 16. Jahrhundert. Nicht anders ist es mit der Plastik. Welcher Wechsel und Reichthum tritt uns z. B. entgegen in der Reihe der Grabmäler im Dome zu Mainz, in der Minerva zu Rom, in den Flügelaltären einer Kirche zu Nürnberg oder Danzig oder Lübeck! Wunderbar hat die Kunst, der Stil alles durchdrungen, die Architektur, die Malerei wie die Plastik, die Glaswirkerei wie die Teppichweberei, die Goldschmiedekunst wie die Behandlung des Kupfers, Eisens und Holzes.

III.

Weil viele Werke des Mittelalters schön sind, verdienen sie als *Vorbilder und Muster* zu gelten. Selbst manche, welche wegen ihrer Fehler nicht als schön gelten können, behalten doch einen vorbildlichen Werth. Es gab ehedem mehr eigentliche, geschulte Kunsthandwerker. Fabrikarbeiter existirten nicht; eigentliche, allseitig durchgebildete Künstler waren freilich selten, weil die Männer, welche damals Kunstwerke schufen, nicht zu den höhern Ständen, nicht zu den wissenschaftlich Gebildeten zählten. Sie waren aber in ihr Fach eingearbeitet, nahmen gutes Material, ließen sich Zeit, arbeiteten auf Bestellung, für sichern Lohn, meist im Hinblick auf die höchsten religiösen Zwecke. Ihre Lage war also in mancher Hinsicht viel günstiger als die der heutigen Künstler und Kunsthandwerker. Darum haben auch ihre Erzeugnisse Jahrhunderte überdauert. Ihre Miniaturen sind z. B. bis heute oft unversehrt und unverblichen, ihre Emails tadellos erhalten. Was sie lieferten, war Handarbeit. Heute nimmt man fast überall Guß, Galvanoplastik und Maschinen in den Dienst, man liefert Dutzendware, braucht oft vergängliche Surrogate und nur zu häufig unerprobtes Material. Wer in eine Bildergalerie geht, erkennt das, sobald er Gemälde, die 20, 30 Jahre alt sind, mit denen vergleicht, die vor 300, 400 Jahren entstanden. Die alten haben gelitten unter dem Wechsel der Temperatur und der Vernachlässigung; die neuen zerreißen, gehen auseinander in breiten Sprüngen trotz ängstlicher, umsichtiger Aufbewahrung. Mit welcher Sorgfalt ist ein mittelalterliches Gemälde, eine polychromirte Statue behandelt! Das Holz ist mit Kreidegrund überzogen, fein geschliffen, sorgfältig bemalt und reich vergoldet. Der Grund ist gepreßt, in Relief hergestellt und hat verschiedenartige Vergoldung, matte und glänzende. Ueberall ist das *Material* berücksichtigt, verwerthet und mit Achtung behandelt; Stein, Holz, Kupfer, Gold, jeder Stoff erhält seine Form; jeder vernünftigen Anforderung ist in einfacher, zweckentsprechender Art Genüge gethan. Diese alten Meister arbeiteten nicht nach Schablonen und Musterbüchern, welche für alle Dinge, alle Orte, alle Stoffe verwendbar sein sollen.

Sind viele Werke des Mittelalters durch ihre Technik mustergiltig sowohl für die profane wie für die religiöse Kunst unserer Zeit, so wendet sich die profane Kunst von ihrem Inhalt ab. Sie geht heute darauf aus, international, interconfessionell, intersäcular zu sein. Alles Vergangene will sie verwerthen und überbieten und so mit einem neuen Stil auch neue Lebensauffassungen bilden. Wird aus der Verquickung alles Vergangenen ein neuer Stil entstehen?

Die religiöse Kunst der katholischen Kirche kann derartige Versuche der Veramalgamirung und Vermengung nicht mitmachen. Sie muß conservativ bleiben, an festen Formen und Normen festhalten. Ohne alte, erprobte und ins Volk eingebürgerte Ikonographie werden ihre Kunstwerke nie populär, nie allgemein verständlich. Fordert sie von ihrem Künstler, er solle in den alten Bahnen bleiben, so wiederholt sie nur, was immer und allerorts für religiöse Kunstwerke verlangt wurde. Die religiöse Kunst aller Nationen hatte bis in die neue Zeit Typen, feste Formen. Griechen wie Aegypter und Römer hielten sich an feststehende Regeln, nach denen diese oder jene Gottheit gebildet wurde. Trotzdem herrschte kein Einerlei. Die Kunst wurde nicht stereotyp, weil innerhalb des festgelegten Rahmens Freiheit blieb. Alle Bilder des Zeus, des Apollo haben bei den Griechen und Römern eine bestimmte Form, einen Typus, welcher die herkömmliche Idee verkörpert; dabei bleibt so viel Freiheit, daß der Kunstwerth sehr verschieden wurde. So band man sich im Mittelalter an Regeln und Typen, an eine feste Ikonographie. Die Geheimnisse der Verkündigung, der Geburt, der Kreuzigung wurden so und so geschildert. Es gab Wechsel (man kann schon aus der Anordnung auf das Jahrhundert der Entstehung schließen), aber der Wechsel vollzog sich ruhig, consequent, stand in Beziehung zur zeitgenössischen Auffassung des Geheimnisses. Jeder Heilige hatte seine Kennzeichen, seine Beigaben, wurde in bestimmter charakteristischer Lage dargestellt. Man hat lange versucht, verbessert, geändert, bis man für die einzelnen Geheimnisse und Heiligen eine feste Form fand. Wir dürfen weiter daran modeln; aber diese Erfahrungen aufgeben, das geht nicht. Die Kunst des Mittelalters glich dadurch einer lebendigen Sprache. Sie hatte ihre Regeln, ihren festen Bau, aber dabei auch ihre Entwicklung und ihre Provincialismen. Wo sollen wir besonders heute, da alles auseinandergeht, die Grundlagen unserer katholischen, unserer christlichen Kunst finden? Nirgendwo anders als im Mittelalter. Man wendet ein: „Der innere Geist macht einig, auf die äußern Formen kommt es nicht an.“ Wir Menschen stecken mit unserer geistigen Seele im materiellen Leibe. Ohne äußere Einheit, ohne sichtbare Bindeglieder läßt sich die innere Einheit nicht halten; sie verliert an Kraft und Klarheit. Deshalb ist es eine überaus wichtige Sache, die mittelalterlichen Kunstwerke zu studiren, an ihnen festzuhalten, ihre Ikonographie, ihre Ideen und Typen als Grundpfeiler der Entwicklung zu betonen, auf denen wir ruhig fortzubauen haben. Unsere kirchliche Kunst muß wie ein Pfropfreis sein, tief eingesenkt in den alten Stamm, fest mit ihm verbunden, von seinem Lebenssaft zehrend, aber doch frei, frisch und zeitgemäß. Das Princip ist sicher; in seiner Anwendung wird Freiheit herrschen müssen, da tritt der Geschmack wiederum ein, von dem wir ausgegangen sind. Freiere Geister werden bei aller Liebe und

Achtung des Mittelalters, beim Feſthalten am alten Kern den Fortſchritt bevorzugen und das Neue lieben. Conſervativere Naturen werden ſich enger an die alten Vorbilder und Meiſterwerke anſchließen. Der Geſchmack der Jungen ſtrebt voran, der Geſchmack der Alten ſchaut zurück. Wo der Geſchmack ſich an ſichern Grundſätzen bildet, wird die Verſchiedenheit um ein bedeutendes verringert. Viel Uneinigkeit in den Urtheilen ſtammt aus Unwiſſenheit und ungerechtfertigten Vorurtheilen. Da iſt z. B. ein junger, ſtrebſamer Mann, der will gotiſch bauen, will eine gotiſche Statue ſchnitzen, eine gotiſche Monſtranz machen. Er weiß, die Gotik hat Spitzbogen und Thürmchen. Er zeigt ſein Werk einem Herrn, der von der Gotik nicht mehr verſteht als er. Weil alles ſauber gearbeitet iſt, wird die Kirche, die Statue, die Monſtranz gelobt. Da kommt einer, der gründlicher ſtudirt hat. Er ſieht, dieſe Formen ſind franzöſiſch, jene deutſch, dieſe da ſind modern, nie hat ein gotiſcher Meiſter ſie angewandt. Das eine iſt von Werken des 13. Jahrhunderts, der Jugendblüthe, erborgt; das andere iſt Werken des 15. Jahrhunderts, der männlichen Reife des Stiles, entlehnt. Er zeigt ſich unzufrieden. Hat er unrecht? Welche Mißgeſtalt entſtände, wenn ein Menſch den Kopf eines Greiſes, die Hände eines Kindes und die Füße eines Mannes hätte! Welches Gerede, wenn jemand in die deutſche Converſation italieniſche oder franzöſiſche Brocken hineinfügt! Unſere Vorfahren waren nicht in allem muſtergiltig, aber in vielem. Sie hatten Stil, ſie hatten Einheit und Zuſammengehörigkeit in ihren Arbeiten. Betrachten wir ihre Werke eingehend. In vielem können und müſſen die Ahnen den Nachkommen als Vorbilder und Muſter gelten. Darum läßt ſich das Ergebniß unſerer Ausführungen in die Worte zuſammenfaſſen: Studiren und prüfen wir die Meiſterwerke des Mittelalters. Verwerthen wir für unſere neuen Bauten, Gemälde und Bildwerke gewiſſenhaft das Gute, welches Studium und Prüfung uns boten.

Steph. Beiſſel S. J.

Recenſionen.

Die Bußbücher und das kanoniſche Bußverfahren nach handſchriftlichen Quellen dargeſtellt von Weihbiſchof **Herm. Joſ. Schmitz**, Doctor der Theologie und des K. Rechts. Die Bußbücher und die Bußdisciplin der Kirche. Zweiter Band. Lex.-8°. (XII u. 741 S.) Düſſeldorf, Schwann, 1898. Preis *M.* 30.

Das groß angelegte Werk des Kölner Weihbiſchofs, des hochwürdigſten Herrn Herm. Joſ. Schmitz, das ſich als zweiten Band der Forſchungen über die Bußbücher einführt, enthält nicht ſo ſehr eine Fortſetzung des erſten, als vielmehr eine Begründung und Vertiefung nebſt weiterer Entwicklung des im erſten Bande Gebotenen. Uebrigens ſteht dieſer neue Band als ein Ganzes für ſich da, ſo daß, obgleich derſelbe an hundert und mehr Stellen auf den erſten zurückgreift, dennoch die genauere Kenntnißnahme dieſes erſten nicht abſolut zum Verſtändniſſe jenes zweiten gefordert wird. Wer aber überhaupt mit dem Studium der Bußdisciplin ſich beſchäftigen will, wird von dieſem Werke ausgehen müſſen. Es gilt dies in höherem Grade noch von dem gegenwärtigen zweiten als von dem ſchon 1883 erſchienenen erſten Bande, dem man Aehnliches damals ſchon nachrühmte. Die bloße Ueberſicht des reichen Inhaltes, welche wir hier gleich folgen laſſen, beweiſt das gewiß zur Genüge.

Auf rund hundert Seiten entwickelt der kleinere erſte Theil das ganze canoniſche Bußverfahren. Nachdem im erſten Kapitel das Epitheton „canoniſch" für ſich allein und im zweiten in ſeiner Beziehung zur Bußdisciplin allſeitig exegeſirt und beleuchtet iſt, bringt das dritte den Hergang der canoniſchen Buße zur Darſtellung, woraus ſich dann wie eine Schlußfolgerung die rechtliche Stellung des Büßers nach canoniſcher Regel im vierten Kapitel, und im letzten das Weſen und die Bedeutung der canoniſchen Buße überhaupt ergibt. Dieſer erſte Theil bildet eine neue Begründung des vom Verfaſſer im erſten Bande eingenommenen Standpunktes und iſt naturgemäß der Unterbau der ganzen folgenden Argumentation. Abgeſehen von den reichen canoniſtiſchen Studien, die hier verwerthet ſind, iſt die ganze Ausführung ſehr geſchickt angelegt. Nebenher wird auch hier ſchon die einſchlägige Literatur inſofern bereichert, als auf S. 57 bis 64 aus dem Sacramentarium Fuldense der Göttinger Univerſitätsbibliothek ein „Ordo private seu annualis poenitentiae" zum erſtenmal veröffentlicht wird mit den Varianten desſelben Ordo im Codex Ambrosianus und Codex

Digitized by Google

Vallicellanus, sowie der verschiedenen Toulouser Handschriften, wonach Martène und Morinus denselben publicirten. Nach dem Verfasser wäre dieser Ordo schon im 8. Jahrhundert im Gebrauch gewesen. Es ist eine kostbare Mehrung des sechsten Kapitels im ersten Bande. Um so werthvoller ist die Publication, als sie diplomatisch genau den Text mit allen Eigenthümlichkeiten der Handschrift und allen Varianten in klarer Uebersicht wiedergibt.

Die vier Abschnitte des zweiten Theiles sind ausschließlich der Behandlung jener Bußbücher gewidmet, welche vom Verfasser als „canonisch-römische" bezeichnet wurden. Hier findet sich also nach der ganzen Anlage des Werkes dessen Schwerpunkt und nach dem Standpunkte des Verfassers dessen Hauptarbeit. Zunächst wird die Entstehung und Gruppirung der Bußbücher dargelegt. Das Kapitel über die Entstehung der Pönitentialien betont mit Recht die Verschiedenartigkeit der Tendenz und Ursprungsgeschichte einerseits der canonisch-römischen, andererseits der angelsächsisch-fränkischen Gruppe, obgleich die Literatur beider Gruppen derselben Zeit angehört. Im zweiten Kapitel gibt der Verfasser an erster Stelle eine genauere und klarere Definition von der Bedeutung seines Beiwortes „römisch". Er that recht daran, indem er so den Einwürfen, welche man seiner Gruppirung der Bußbücher im ersten Bande machte, die Spitze abbricht. Ja, wie uns scheint, könnte man den Begriff „römisch" noch weiter fassen, ohne dem Grundgedanken in der Theorie des Verfassers zu nahe zu treten oder das Epitheton als unberechtigt hinzustellen. Bei den Erörterungen über die Provenienz der canonischen Satzungen in den Bußbüchern der römischen Gruppe wird gelegentlich die Columban-Theorie Wasserschlebens mit schwerwiegenden Gründen abgethan und ebenso die Hypothese, welche das Poenitentiale Vallicellanum I, das bei den römischen zunächst in Betracht kommt, aus dem Merseburgense durch Umarbeitung und Ordnung des ungeordneten Materials entstehen läßt. Alsdann verweist der Verfasser selbst für die Herkunft der römischen Bußsatzungen auf die Canones der Synoden, wodurch auch der Titel „canonisch-römisch" gerechtfertigt wird.

Nachdem somit die Bußbücher auf Columbanischer Grundlage ausgeschieden sind, bleibt eine dreifache Gruppe, nämlich außer der canonisch-römischen die beiden Gruppen mit Theodorischer und Cummeanischer Grundlage. Nun gibt es eine Anzahl von Pönitentialhandschriften, welche das Charakteristische dieser drei Gruppen ziemlich unvermischt in sich vereinen. Der Verfasser benennt sie die dreigegliederten Bußbücher. Für die Theorie des Verfassers sind eben solche von ganz besonderem Werthe. Von dieser Dreitheilung ist deshalb im dritten Kapitel eigens die Rede. Alle Momente werden beigebracht, welche das eigenthümliche Gepräge der drei Gruppen gerade in dieser Zusammenstellung hervortreten lassen. Die diesbezüglichen Ausführungen gehören zu den interessantesten und lehrreichsten Partien des Buches.

Die bis hierher entwickelte Theorie beleuchtet der Verfasser nunmehr in den drei weitern Abschnitten dieses zweiten Theiles, indem er nicht bloß Bußbüchertexte nach den besten Handschriften zur Ausgabe bringt, sondern an der Hand derselben seine Theorie durch kritische Exegese der Texte und durch den Nachweis

von deren Beziehungen zu andern Erzeugniſſen der Bußbücherliteratur auf feſte Grundlagen ſtellt. So werden uns im zweiten Abſchnitt hauptſächlich der koſtbare Fund aus der St. Gallener Handſchrift und die Capitula iudiciorum penitentiae vorgeführt; im dritten Abſchnitt aber Text und Kritik der vom Verfaſſer der Gruppe canoniſch-römiſcher Bußbücher zugetheilten Handſchriften, und zwar neben den canoniſch-römiſchen Pönitentialien ſchlechthin auch ſolche mit canoniſchen Bußſatzungen fränkiſcher ſowie fränkiſch-römiſcher Ausgeſtaltung. Der letzte Abſchnitt behandelt den Corrector und andere Sammlungen canoniſch-römiſcher Bußſatzungen, wie die Summa de iudiciis omnium peccatorum.

In ähnlicher Weiſe bringt darauf der dritte Theil des Buches die Theodorſchen, die Cummeaniſchen und die Isländiſchen Bußſatzungen ſamt andern Bußbüchern gemiſchten Inhaltes zur Darſtellung. Die Beſprechung der Summen und Confeſſionalien der nachgratianiſchen Zeit, inſonderheit der Canones poenitentiales des Mailänder Pönitentials, beſchließt dieſen dritten Theil und damit das ganze Werk.

Sache eingehendſter rechtsgeſchichtlicher Einzelforſchung wird es ſein, die Argumentation des hochwürdigſten Verfaſſers vollſtändig zu werthen. Unterdeſſen wird man mit der Freude über das impoſante Ergebniß ein gerechtes Staunen verbinden über die Summe von Arbeit und Fleiß, welche ein derartiges Quellenſtudium benöthigte. Man vergleiche nur das Verzeichniß des allein für dieſen Band benützten Handſchriftenmaterials auf Seite IX—XII. Um ſo dankbarer muß die Wiſſenſchaft dem Verfaſſer ſein, weil derſelbe als katholiſcher Theologe und Canoniſt jedenfalls mit beſſerem Verſtändniß an die Quellen herantrat als andersgläubige Forſcher, deren Arbeiten wir übrigens nicht unterſchätzen. Dieſes ganze Gebiet, zu dem im weitern Sinne auch Beicht- und Ablaßweſen gehört, dürfen wir doch wohl — ein katholiſches Gebiet nennen, und es muß ebendeshalb zumal von katholiſchen Gelehrten bearbeitet und bebaut werden viel mehr, als bislang geſchehen.

Was im einzelnen das Vallicellanum I angeht, das ja für die ganze Beweisführung, zumal für das Grundprincip in der Theorie des Verfaſſers, von größter und wohl ausſchlaggebender Bedeutung iſt, ſo wird deſſen Beweiskraft in dieſem Bande noch dadurch verſtärkt, daß gelegentlich die Einwände, welche man dagegen vorgebracht hatte, berückſichtigt und widerlegt werden. Selbſt der ſchwerwiegendſte Einwurf, es fänden ſich doch ſelbſt hier fränkiſche oder longobardiſche Beimiſchungen, kann, wie der Verfaſſer klar darlegt, ſeiner Theorie nichts anhaben. Solange aber keine neuen Funde gemacht ſind — und kaum kann man noch etwas von Werth erwarten —, möchten wir uns noch immer etwas von einer genauen Prüfung dieſes koſtbarſten römiſchen Fundes des Verfaſſers verſprechen. Wenn auch vielleicht der Wunſch der Vater dieſes Gedankens iſt, ſo ſprechen wir ihn dennoch aus, und meinen, Handſchriftenkunde vereint mit divinatoriſchem Scharfblick wie dem eines De Roſſi könne auch hier noch etwas Erkleckliches zu Tage fördern. Irgend ein ſicherer Aufſchluß über die Herkunft der Handſchrift der Vallicellana müßte für die Bußbücherforſchung von eminentem Werthe ſein. Ein Urtheil über den vorausſichtlichen Erfolg einer ſolchen Unter-

Digitized by Google

ſuchung ſteht natürlich an erſter Stelle dem Verfaſſer zu. Auch dürfte es ſich empfehlen, bei neuen Forſchungen die Specialgeſchichte der ältern Kirche S. Lorenzo in Damaſo, an welcher die Handſchrift ja im Gebrauche war, mehr heranzuziehen und um Löſung des Räthſels zu befragen. Unwillkürlich dachten wir dabei an die Amiatiniſche Bibel Ceolfrieds und ihre intereſſante Geſchichte. Und wenn einer für die Pönitentialhandſchrift der Valicellana ein ähnliches Schickſal vermuthen wollte, ließe ſich das wohl nicht ſo einfachhin als bloße Phantaſie abweiſen. Steht es doch notoriſch feſt, daß nicht bloß die Apoſtoliſche Bibliothek Roms Angelſachſen und Franken gerade mit liturgiſchen Büchern reich verſah, ſondern auch daß nicht ſelten Bücherſchätze gleicher Art in den koſtbarſten Abſchriften aus dem dankbaren Norden zum Entgelt in die Bibliothek des hl. Petrus über die Alpen heimkehrten. Bei einer ſolchen Wanderung würden ſich die fränkiſchen Beimiſchungen der Handſchrift ebenſo leicht erklären laſſen wie der Umſtand, daß uns gerade dieſe Handſchrift vor einheimiſchen erhalten blieb.

Was aber auch immer neue Forſchung bringen mag, dem Verfaſſer bleibt das unbeſtreitbare Verdienſt, durch ſeine unermüdlichen Studien über das mittelalterliche Bußweſen die Unterſuchungen von neuem in Fluß gebracht und ſo weit gefördert zu haben, daß nunmehr in dem vorliegenden zweibändigen Werke die feſte Grundlage aller weiteren Forſchung gegeben iſt. Betrachtet man das ganze Werk auch nur von dem Geſichtspunkte neu edirter Handſchriftentexte der Bußbücherliteratur, ſo kann man dasſelbe ja einfachhin ein Corpus librorum poenitentialium nennen. Sowohl wegen der großen Zahl neu edirter und vom Verfaſſer theilweiſe neu entdeckter Texte, als ganz beſonders wegen der ſorgfältigen Edition, wodurch Waſſerſchlebens Sammlung an manchen Stellen berichtigt und überholt wird, nimmt die Schmitzſche Sammlung zweifellos die erſte Stelle ein, die ihr überdies auch in Zukunft kaum wird ſtreitig gemacht werden können. Sehr gerne hätten wir es aber geſehen, wenn der hochwürdigſte Herr Verfaſſer uns neben dem Handſchriftenverzeichniß und neben dem vorzüglichen Sachregiſter ein ebenſo genaues Verzeichniß aller von ihm in den beiden Bänden edirten Texte gegeben hätte. Da ein ſolches Regiſter unſeres Erachtens für den praktiſchen Gebrauch des Werkes ſo überaus nützlich wäre, möchten wir nachträglich noch darum bitten.

Joſeph Hilgers S. J.

Jesucristo y la Iglesia romana. Estudios critico-biblicos sobre Jesucristo como fundador de la Iglesia y sobre ésta en calidad de institución de Jesucristo, por el P. ***Lino Murillo*** S. J. 8°. Tomo I. (591 p.) Tomo II, vol. 1. (483 p.) Madrid, Gregorio del Amo, 1899.

Vorliegende zwei Bände ſind der Anfang einer auf breiteſter Grundlage aufgebauten Darſtellung der Perſon des Erlöſers und ſeiner Kirche. Der erſte Band beſchäftigt ſich zunächſt mit Unterſuchung und Prüfung der Quellen. In ſehr ausführlicher Weiſe wird das geſchichtliche Anſehen und die Glaubwürdigkeit der Evangelien begründet. Der ſpaniſche Verfaſſer kennt ſehr gut die Einwürfe

und Gegengründe, welche von den deutſchen Rationaliſten und Proteſtanten gebracht werden; er legt ſelbe eingehend dar und bekämpft ſie mit Geſchick (S. 17 bis 136). Neben den Evangelien wird vom Neuen Teſtament noch der geſchichtliche Werth der Briefe an die Hebräer und Koloſſer bewieſen (S. 136 bis 154). Dann wendet ſich die Unterſuchung dem Alten Teſtamente zu. Beim Pentateuch werden namentlich die von Wellhauſen in betreff der Cultusſtätte, der Opfer, der Feſtzeiten, der Prieſter und Leviten erhobenen Schwierigkeiten einer ausgedehnten Prüfung und Widerlegung unterzogen. Die Abhandlung über den Pentateuch umfaßt S. 155—284. Von den andern Büchern des Alten Teſtamentes wird noch der geſchichtliche Werth der Bücher Samuel, Iſaias, Daniel, Michäas erörtert (S. 285—326).

Hiermit ſind die Quellen für die folgenden Abhandlungen bezeichnet: Jeſus legatus divinus, wahrer Meſſias, König. In vier Abſchnitten wird für Jeſus als Gottesgeſandten der Beweis erbracht aus den von ihm gewirkten Wundern. An die geſchichtlich-exegetiſche Darſtellung der Wunder knüpft der Verfaſſer eine reichhaltige Ausführung über die verſchiedenen Verſuche, die Wunder im allgemeinen und jedes insbeſondere wegzuerklären. Hierbei berückſichtigt er beſonders die mythiſche Erklärung von Strauß, die ſymboliſche von Baur und die neuere „kritiſche" Schule (Pfleiderer, Renan). Daran ſchließt ſich die Darlegung des wahren Weſens der Wunder Chriſti, ihrer Beweiskraft, ihrer Erkennbarkeit, ihres übernatürlichen Urſprunges nebſt Widerlegung rationaliſtiſcher Einwürfe. Dieſe erſte Abhandlung umfaßt S. 327—584.

Die erſte Abtheilung des zweiten Bandes handelt über Jeſus als Meſſias und König. Hier kommen die meſſianiſchen Weisſagungen zur Darſtellung (1 Moſ. 12, 3; 49, 10. Daniel. Iſaias. 2 Kön. 7, 11—16. Michäas. Pſ. 2, 71). Die Erklärung berückſichtigt in recht ausgiebiger Weiſe die in älterer und neuerer Zeit vorgetragenen verſchiedenen Auffaſſungen, wobei ein ganz bedeutender Theil den deutſchen akatholiſchen Anſchauungen und deren Widerlegung gewidmet iſt. Die neuere katholiſche und akatholiſche Literatur iſt hinlänglich benutzt. Die ganze Arbeit zeugt von ernſtem Studium und von tiefem Eindringen in den Sinn und die Tragweite des heiligen Textes. Die theoretiſchen Erörterungen über Wunder und Weisſagungen bekunden einen reichen, ſpeculativ begabten Geiſt, der aber auch in rein poſitiven Fragen Bedeutendes zu leiſten im ſtande iſt.

Gegen einzelne Auffaſſungen und Erklärungen hätte Referent allerdings Einwendungen zu machen; namentlich ſcheint mir die prophetiſche Fernſicht nicht durchweg richtig aufgefaßt zu ſein. Allein hier iſt zu dergleichen Auseinanderſetzungen nicht der Ort. Zu bedauern iſt aber, daß die griechiſchen Anführungen durchgängig gar fehlerhaft betreffs der Accente u. dergl. gedruckt ſind — die hebräiſchen ſind im Vergleich damit viel correcter.

Nach Gregory gibt es für das Neue Teſtament 88 Uncial-Codices (von denen freilich die größte Anzahl nur wenige Bruchſtücke bietet), Minuskeln für die Evangelien 1273 und die Lectionarien 936 (Prolegomena p. 337. 616. 777). Und Neſtle ſchreibt: Auf die Evangelien kommen 73 Uncial-Codices; von dieſen 73 ſind aber wiederum nur 6 ganz vollſtändig, faſt vollſtändig 9, den größern Theil

bieten 11, die übrigen nur Bruchſtücke (Einführung in das griechiſche Neue Teſtament S. 27).

Hiernach iſt im vorliegenden Werke die I, 74 gegebene gänzlich verfehlte Angabe zu berichtigen.

Joſ. Knabenbauer S. J.

Die Nuntiatur-Korreſpondenz Kaſpar Groppers. Nebſt verwandten Aktenſtücken. (1573—1576.) Geſammelt und herausgegeben von **W. E. Schwarz.** (Quellen und Forſchungen aus dem Gebiete der Geſchichte. In Verbindung mit ihrem hiſtoriſchen Inſtitut in Rom herausgegeben von der Görres-Geſellſchaft. V. Band.) 8°. (CXX u. 460 S.) Paderborn, F. Schöningh, 1898. Preis *M.* 21.

Ohne Rückhalt wird man von dieſem ſchönen Bande ſagen müſſen, daß er ein ſehr bedeutſames Stück unſerer heimiſchen Kirchengeſchichte aufdeckt und durch ſeinen Inhalt wirklich werthvoll iſt. Schon der Umſtand, daß es hier ausnahmsweiſe zwei Söhne deutſcher Erde ſind, mit den verwickelten Verhältniſſen Deutſchlands von Jugend auf vertraut, welche im Auftrag des Papſtes die deutſchen Diöceſen bereiſen, um überall beſſernde Hand anzulegen und nach Rom eingehenden Bericht zu erſtatten, verleiht der Documentenſammlung eine ungewöhnliche Bedeutung. Mochte für ſolche Männer die Gefahr der Entmuthigung näher liegen, da ſie den Schwierigkeiten mehr auf den Grund ſchauten, ſo war die Gefahr einer Täuſchung oder Illuſion um ſo ſicherer ausgeſchloſſen. Schon die Perſönlichkeiten ſelbſt verdienen Beachtung: Gropper, das Glied einer hochangeſehenen, um das Kölner Erzſtift vielverdienten Soeſter Patricierfamilie, welcher vor ſeiner Verwendung zu päpſtlichen Dienſten bereits eine vielſeitige Wirkſamkeit in Deutſchland entfaltet hatte, und Elgard, der nachmalige Weihbiſchof von Erfurt, ausgezeichnet durch diplomatiſche Gewandtheit, aber mehr noch durch den ſelbſtloſeſten Seeleneifer. Man kann es nur billigen, daß im Anhang auch eine Reihe von Urkunden theils aus früherer theils aus ſpäterer Zeit zur Mittheilung kommen, welche ausſchließlich auf die perſönlichen Verhältniſſe dieſer Männer ſich beziehen. Ueber Kaſpar Groppers Vergangenheit finden ſich noch Einzelheiten bei Höhtbaum, Buch Weinsberg, wo II, 32 auch einem Briefe desſelben vom 23. September 1553 an den Rath von Köln eine Stelle entnommen wird. Cardinal Truchſeß empfahl ihn am 17. Januar 1562 dem Kaiſer Ferdinand I. für das Bisthum Merſeburg, Pius V. ſelbſt in einem Breve an Decan und Kapitel von Halberſtadt im Frühjahr 1563 für den dortigen ſchwer bedrohten Sprengel.

Neben Gropper und Elgard findet ſich auch ein früherer Begleiter des Nuntius Commendone, der jetzt in Bonn begründete Alexander Trivius, hier wieder im Dienſte der päpſtlichen Diplomatie, ſo daß aus derſelben Zeit und theilweiſe über dieſelben Angelegenheiten von drei Vertrauensmännern unabhängige Berichte vorliegen.

Die religiöſen Zuſtände, welche dieſe Berichte enthüllen, ſind, wenigſtens ſoweit es den Clerus angeht, für manche der altehrwürdigſten Diöceſen Deutſchlands überaus niederſchlagend. Aber vielerorts hat ſich auch das Gute bereits

wieder geſeſtigt. Die Reform von innen ſchreitet voran. Die Nuntien ſind beauftragt, auf verdiente, kirchlich geſinnte Männer aufmerkſam zu machen, denſelben Anerkennungen und Belohnungen zuzuwenden. An ſolchen Männern fehlt es keineswegs weder unter dem Clerus noch unter den Laien. Die Kurfürſten Daniel von Mainz und Jakob von Trier ſind treffliche Prälaten; Fürſtabt Balthaſar von Fulda und die Würzburger Fürſtbiſchöfe Friedrich von Wirsberg und Julius Echter ſind Charakterfiguren vom edelſten Gepräge. Mehrere vorzügliche Weihbiſchöfe werden genannt; auch dem erſten Roermonder Biſchof Lindan wird hohes Lob geſpendet. Unübertrefflich ſind die Bemerkungen Elgards über Julius Echter von Würzburg, wenn er z. B. S. 329 bei aller Anerkennung meint, derſelbe leide von zu großer Fruchtbarkeit an großartigen Plänen und wolle zu viel Gutes auf einmal beginnen, oder S. 355, daß, ſo ſchwer andere Biſchöfe unter den auferlegten Wahlkapitulationen litten, Fürſtbiſchof Julius ſich ſchon zu helfen wiſſe (S. 171); er ſei feſt entſchloſſen, entweder in ſeiner Diöceſe wirklich Biſchof zu ſein oder abzudanken. Beide Nuntien haben dieſen Mann von Anfang an nach ſeinem ganzen Werthe geſchätzt.

Mehr neues Licht als auf die Verhältniſſe der verſchiedenen Diöceſen werfen die Berichte der Nuntien auf die Zuſtände in den deutſchen Klöſtern. Keiner, der über deutſche Kloſtergeſchichte ſchreiben will, darf an dieſen Artenſtücken vorübergehen. Erfreulich ſind dieſelben allerdings nicht. Es erklärt ſich nur allzu gut, wie bei ſolcher Lage der Dinge Papſt und Landesherren auf den Gedanken kommen konnten, verwahrloſte und faſt leer ſtehende Ordenshäuſer dieſer Art dem neu aufgekommenen und erfolgreich thätigen Lehrorden zur Errichtung von Lehranſtalten zur Verfügung zu ſtellen. Es bedurfte hierzu wahrlich nicht eigenſüchtiger Umtriebe von ſeiten dieſes faſt über ſeine Kräfte in Anſpruch genommenen neuen Ordens, und die dahin zielenden Verdächtigungen alter und neuer Zeit haben ihre Wurzeln nicht auf dem Boden der Geſchichte. Elgards Bemerkungen hierüber an Cardinal Como (S. 357) ſind aller Beachtung werth.

Neben den rein kirchlichen Angelegenheiten nimmt auch eine ziemlich weltliche in dieſem Bande Raum und Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Es iſt der Streit, ob die Münſterer Domherren den rechtmäßig ernannten adeligen Kapitularen Joh. Schenking, wenigſtens nach erfolgter richterlicher Entſcheidung der Rota, in ihr Kapitel zulaſſen müßten, oder ob er wegen zu niedern Adels gleichwohl ausgeſchloſſen werden könne. Das Kapitel behauptete, Schenking ſei nicht ritterbürtig, in Rom aber verſtehe man ſich nicht auf dieſe feinen und wichtigen Unterſchiede in der Rangſtufe des deutſchen Adels. Dagegen trat aber eine große Zahl Münſterſcher, Paderborner und Osnabrücker Adeligen in einem Schreiben an Gregor XIII. (S. 276, Nr. 228) für Schenkings Ritterbürtigkeit mit allem Nachdruck ein. Der langwierige Streit (vgl. S. 249 f., Nr. 208) gewährt einen ungemein lehrreichen Einblick in die Entwicklung des deutſchen Adels im Mittelalter.

Was die Art der Edition angeht, ſo theilt dieſer Band die gefällige und geſchickte Anordnung der ganzen Sammlung. Beſonderes Verdienſt des Herausgebers aber iſt, daß er zu der reichen archivaliſchen Ausbeute aus Rom und

Digitized by Google

Neapel auch aus deutſchen Archiven treffliche Ergänzungen beigebracht hat. Eine andere, und ſicher die werthvollſte, Ergänzung hatte er ſchon früher gegeben in den „Zehn Gutachten über die Lage der katholiſchen Kirche in Deutſchland (1573—1576)", Paderborn 1891. Das dort S. 71 f. mitgetheilte „Protokoll der Deutſchen Congregation (1573—1578)" gehört ganz weſentlich zu der jetzt veröffentlichten diplomatiſchen Correſpondenz, ſo ſehr, daß der Hauptinhalt der nicht wenigen verloren gegangenen Stücke der Correſpondenz aus dieſem Protokoll ſich einigermaßen ergänzen läßt.

Ferner muß man anerkennen, daß der Herausgeber mit weiſer Sparſamkeit verfahren iſt. Schon gedruckte oder unwichtige Stücke werden in kurzem Auszug gegeben; die vorausgehenden Inhaltsangaben ſind möglichſt knapp, und die erläuternden Anmerkungen ſind ſehr ſparſam bemeſſen. Was aber gegeben wird, iſt faſt ausnahmslos von Werth. Freilich könnte man finden, daß in manchen Fällen dieſe Sparſamkeit zu weit getrieben wurde, und daß man zuweilen ſich im Stiche gelaſſen ſieht, wo ſonſt die Herausgeber von Documenten hilfreiche Hand zu leiſten pflegen. Allein hier muß man der vielſeitigen anderweitigen Inanſpruchnahme des Herrn Verfaſſers billig Rechnung tragen, der ja auch nur ein geſammeltes werthvolles Material dem Hiſtoriker zur weitern Verarbeitung zur Verfügung ſtellen wollte.

Auffallend iſt, um noch auf einige Einzelheiten einzugehen, daß der Herausgeber S. xxxv zum Legationsbezirke Groppers die Diöceſe Würzburg nicht zu rechnen ſcheint, wie denn auch in der That die Facultätsbulle Groppers vom 1. Juli 1573 (S. 41) dieſe Diöceſe nicht nennt. Man möchte aber hier ein einfaches Verſehen bei der Ausfertigung annehmen. Denn in Groppers Inſtruction nimmt gerade dieſe Diöceſe einen hervorragenden Platz ein, und das Beglaubigungsſchreiben für den Nuntius an den Fürſtbiſchof von Würzburg iſt eines der erſten, die ihm überhaupt ausgeſtellt wurden. Die Urkunde des Nuntius über Gutheißung und Ablaßbewilligung für die Marianiſchen Sodalitäten ſeines geſamten Legationsbezirkes vom December 1575, welche Gregor XIII. am 10. September 1577 ausdrücklich beſtätigte, zählt zwiſchen Worms und Münſter auch Würzburg als zu ſeinem Legationsbezirk gehörig auf. So druckt es nicht etwa erſt Reiffenberg 1764 (Mantissa p. 53), ſondern ſo wurde es unter des Nuntius eigenen Augen bereits 1576 zu Köln gedruckt in dem Büchlein des P. Coſter: Thesaurus piarum et christianarum Institutionum in usum catholicae iuventutis (unter dem Pſeudonym Jo. Perellius 1578 zu Ingolſtadt in 2. Auflage gedruckt, S. 245).

Ueber die Verhältniſſe der Würzburger Kirche wäre im übrigen mit weit mehr Nutzen als Wegeles voreingenommenes Werk die „Geſchichte der Heranbildung des Clerus in der Diöceſe Würzburg" von Dr. Braun zu Rathe gezogen worden. Es findet ſich dort I, 161 ein beachtenswerther Hinweis auf die Thätigkeit Groppers, I, 164 auch die Spur der Legation Elgards. Die Anordnung betreffend Vorleſungen über das Tridentinum (I, 138) könnte wohl auf Groppers Einfluß zurückzuführen ſein.

Für die Augsburger Angelegenheit hätten nicht unwichtige Ergänzungen gefunden werden können bei J. Agricola, Historia Provinciae Societatis Iesu

Germaniae Superioris (Augsburg 1727), namentlich p. 102—104 (Decas III, Nr. 180—185), p. 117 (D. III, Nr. 220), p. 132 (D. IV, Nr. 10 und 11), p. 143 sq. (D. IV, Nr. 72—76) u. ſ. w. Aus Agricolas Darſtellung geht hervor, daß es ſich um das Benediktinerkloſter St. Ulrich niemals gehandelt hat, ſondern um Ankauf eines der Häuſer in der Stadt, welche dieſem Kloſter als Eigenthum gehörten. Ferner erſcheint der wider den Befehl des Papſtes erwählte Auguſtinerpropſt Anton Bleirer dort in ganz anderem Lichte. Er zeigte ſich ſpäter als guter Katholik, brachte Ordnung in ſein Kloſter und kam auch beim päpſtlichen Stuhle zu Gnaden. Die Augsburger Jeſuiten haben ſich bei der ganzen Sache lediglich paſſiv verhalten. Die Bemühungen um Ueberlaſſung des Dominikanerkloſters geſchahen ſelbſt ohne ihr Vorwiſſen. Auch das Heiligkreuz-Kloſter haben ſie nicht für ſich gewünſcht. Die päpſtliche Politik aber, welche Nuntius Gropper inaugurirte und welche auch Barth. Portia als Nuntius bis Frühjahr 1575 feſthielt, war die, mit aller Feſtigkeit auf dem Heiligkreuz-Kloſter zu beſtehen, um das Kapitel, welches ſich heftig dagegen ſträubte, wenigſtens zur Abtretung eines andern geeigneten Platzes zu drängen. Dabei war es weder dem Papſt noch den Fugger um dieſes Kloſter beſonders zu thun. Die Jeſuiten, namentlich P. Gregor Roſeſſius, wandten ſich ein über das andere Mal mit Vorſtellungen nach Rom, um auf die große Gehäſſigkeit hinzuweiſen, die infolge dieſes Handels auf ſie geworfen werde. Trotzdem ſchien der Papſt noch über ein Jahr am Heiligkreuz-Kloſter feſtzuhalten. Darüber war jedoch der Parteikampf ſo heftig geworden, daß es ſich zuletzt nicht mehr um das Auguſtinerkloſter oder die Jeſuiten, ſondern um eine Machtfrage zwiſchen dem Domkapitel und dem vielvermögenden Hauſe Fugger handelte. Es hätte dem Heiligen Stuhl an Mitteln keineswegs gefehlt, das Domkapitel wie die Auguſtiner zum Nachgeben zu zwingen. Beide hatten große Beſitzungen in den Gebieten Alberts von Bayern und Ferdinands von Tirol. Der Papſt brauchte nur dieſe beiden Fürſten zu Executoren ſeiner Befehle zu ernennen. Auch konnte er dem Domkapitel, bis es ſich fügen würde, wichtige kirchliche Privilegien entziehen. Aber es bewährte ſich hier wieder recht ſichtbar die ſprichwörtliche Mäßigung und Weisheit des Römiſchen Stuhles. Bei ſolcher Heftigkeit der Gegenſätze wollte der Papſt weder das Domkapitel noch die Fugger völlig obſiegen laſſen, in weiſer Vorausſicht der üblen Folgen. Im Frühjahr 1575 war nach vielen ergebnißloſen Verhandlungen das Project mit dem Auguſtinerkloſter aufgegeben. Allein ſo viel war durch die Politik der Nuntien doch erreicht worden — und das iſt zum großen Theile Groppers Verdienſt —, daß das Domkapitel von dem principiellen Widerſtande gegen Errichtung des Collegs abließ, und daß der Streit ſich immer mehr ausſchließlich um den geeigneten Platz für daſſelbe drehte. So war ein ernſtes Hinderniß beſeitigt. Dem mächtigen Einfluß der Fugger gelang es endlich, am 14. September 1580 ein Decret des Magiſtrates durchzuſetzen, durch welches die Verwendung eines ihrer Häuſer für das Jeſuitencolleg geſtattet wurde. Schon im December 1580 zogen die Jeſuiten ein; das Domkapitel konnte jetzt keine Schwierigkeit mehr erheben. Der Widerſtreit des Domkapitels gegen die Jeſuiten ſtammte übrigens, wie Agricola zeigt, ſchon aus frühern Jahren. Er war keine vereinzelte Erſcheinung für Augsburg.

Digitized by Google

In Würzburg, Bamberg, Fulda waren ganz analoge Verhältniſſe. Man muß dabei die Zuſtände in vielen der damaligen Kapitel im Auge behalten, wie ſie in den Berichten der Nuntien ſo klar hervortreten. Eine merkwürdige Thatſache bleibt es jedenfalls, daß, was Papſt und Kaiſer, Bayern und Tirol, Nuntien und Biſchöfe mit zahlloſen Verhandlungen und Schriftſtücken nicht zu ſtande gebracht hatten, der ausdauernden klugen Politik, aber allerdings auch der großartigen Opferwilligkeit des berühmten katholiſchen Kaufhauſes der Augsburger Fugger nach zwölfjährigem Bemühen glänzend gelungen iſt.

Otto Pfülf S. J.

Nachgelaſſene Gedichte von Emilie Ringseis. Herausgegeben von **Bettina Ringseis.** 8°. (230 S.) Freiburg, Herder, 1898. Preis broſch. *M.* 2.80; geb. *M.* 4.

Es iſt meiſt eine zweifelhafte Sache um „nachgelaſſene" Gedichte. Nicht jeder hat wie F. W. Weber ſeine „Herbſtblätter". Meiſtens bereichern die poſthumen Veröffentlichungen weder unſern Literaturſchatz noch unſere Kenntniß des Verſtorbenen. Und doch, wer möchte dem Beſitzer eines Nachlaſſes wie desjenigen einer Emilie Ringseis nicht zum vornherein Dank wiſſen, wenn er ſich der Mühe des Sammelns und Ordnens der dichteriſchen Reliquien unterzieht! Emilie Ringseis war eine der ſeltenen dichtenden Frauen, die einen ausgeſprochenen Charakter und darum auch eine charakteriſtiſche Dichtung hatten. Daß die hervorragendſte Seite dieſes Charakters eine männliche Kühnheit des Denkens und Wollens, eine faſt ſpröde Selbſtändigkeit des Geſchmackes und der Meinung war, braucht nicht erſt geſagt zu werden. Dazu iſt die Dichterin viel zu bekannt, wenn auch immer noch bedauert und beklagt werden muß, daß ſie bei weitem nicht jene literariſche Popularität genießt, die ſie verdient und die andern minder würdigen Verfaſſern zu theil wird. Daß Perlen unſerer katholiſchen Literatur wie „Veronika" es nur zu vier Auflagen, die klaſſiſche „Sibylle von Tibur" erſt zu zwei, „Sebaſtian", die „Gedichte" und „Neue Gedichte" gar nicht einmal zu einer zweiten Auflage gebracht haben, das iſt eigentlich kaum zu begreifen. Dieſe Dichtungen ſtehen wenigſtens auf einer Höhe, die weit über ähnliche Literaturerſcheinungen hinausragt. Bei dem großartig angelegten und in ſeiner eigenen Weiſe durchgeführten Hochgeſang „Der Königin Lied" läßt ſich für die geringere Verbreitung ſchon eher ein erklärender Grund finden. Selbſt für ſolche, die ſich von dem theologiſch-vertieften Stoff nicht abgeſchreckt fühlen, kann die Bearbeitung, die ihm die Dichterin hat angedeihen laſſen, leicht etwas Abſchreckendes haben, ohne daß man darum dieſe Behandlung im mindeſten undichteriſch oder verfehlt nennen dürfte. Sie beſitzt nur nicht das Geheimniß, das Intereſſe des gleichgiltigen Leſers zu wecken und zu zwingen, ſetzt dieſes im Gegentheil in reichem Maße voraus, um es dann freilich in noch reicherem zu befriedigen. Das aber iſt am Ende des 19. Jahrhunderts nicht der Weg, ſich eine Leſerſchar zu gewinnen. So wird vielleicht „Der Königin Lied" im künftigen Jahrhundert zu ſeinen Ehren kommen. Eine ungedeckte Ehrenſchuld des gegenwärtigen aber bleibt es, die kleinern Dichtungen und Dramen nicht hinlänglich gewürdigt und zum

Gemeingut der wirklich Gebildeten gemacht zu haben, und dies um ſo mehr, als jene kleinern Werke uns die Dichterin eigentlich in ihrem beſten Licht und noch frei von einzelnen kleinen Eigenheiten zeigen, die ſpätern Schöpfungen nicht zu jedermanns Freude anhaften. Zur wünſchenswerthen Populariſirung der Dichterin werden leider auch dieſe „Nachgelaſſenen Gedichte“ nicht ſonderlich beitragen. In ihnen tritt uns hauptſächlich die ganze Emilie Ringseis der letzten Schaffensperiode mit ihrer etwas zu Beſonderheiten neigenden Kunſtrichtung entgegen. Ein ſo kraftvolles und tiefpoetiſch angelegtes Talent freilich wird ſelten etwas ganz Werthloſes ſchaffen; ſelbſt in ſo verwegenen kleinſtädtiſchen Gelegenheitsgedichten, wie auf die „Veteranenfahne“, auf die Fahne der Feuerwehr, Grabſchrift für eine „Beckin“, Inſchriften zu einem Pfarrjubiläum u. dgl., wird die Dichterin ſich nicht ganz verläugnen, wenn auch fraglich iſt, ob ſachliche Gründe den Wiederabdruck ſolcher Auslaſſungen rechtfertigen. Proſaismen, wie das ganze Sonett „Die neue St. Bennokirche“, ſind freilich ſehr ſelten; aber andere Stücke ſtehen hart an der Grenze. Die Auswahl hätte alſo unbeſchadet des Ruhmes der Dichterin und des Genuſſes der Leſer um ein gutes Theil verkürzt werden dürfen. Andere Gedichte, die der Literat ſehr ungern miſſen würde, weil ſie ihn lehrreiche Blicke in das Weſen der Dichterin thun laſſen, ſind für den großen Leſerkreis verſiegelte Quellen. Dahin zählen vor allem die Sonette über „die Künſte“, aus denen hier eines als Probe angeführt werden ſoll. Wir nehmen gleich das erſte:

Die tanzenden Künſte.

Mag ſich im Rhythmus Kraft zum Tanze ſchicken,
Im Tanze ſchlingt die Körperwelt den Reigen,
Macht ſich im Schweben Erd' und Himmel eigen,
Es tanzt die Sternenwelt vor Engels Blicken.

Und wo ſich Harmonien hold verſtricken,
Sich fliehen bald, bald zu einander neigen,
Da tanzt der Klang im Rhythmenfall und -Steigen;
O Reih'n, gemacht, die Seelen zu erquicken.

Wo der Gedanke weit den Flügel ſpannet,
Wird auch das Wort zum Ruhm der Rhythmengilde.
„Tanzt alles denn?“ mag Bildnerei wohl fragen.

Der Baukunſt ernſtes Lächeln ſcheint zu ſagen:
„Bann du die Tänzer feſt in ſtillem Bilde,
Ich habe träumend feſt den Tanz gebannet!“

Aehnlich für den Liebhaber äußerſt intereſſant, aber „Caviar fürs Volk“ iſt die „Briefliche Disputation mit Alban Stolz über Weſen und Beſtimmung der Kunſt, in Hexametern dichteriſch concentrirt“ (S. 139—158). Dieſe, unſeres Erachtens gar zu gedanklich concentrirten Hexameter behandeln einen Gegenſtand von größter Tragweite und Actualität. Der Seelenproceß, den hier die Dichterin als Selbſterlebniß ſchildert, tritt auch an ſehr, ſehr viele andere heran, die nicht das Glück haben, ſich einem Gegner wie Alban Stolz gegenüber ihre Verſtandes-

und Gewissensklarheit durch Nachdenken und Lesen und besonders durch einen gewissen gesunden religiösen Fraueninstinct zu retten.

Herrscht nun auch, dem Wesen der Dichterin entsprechend, der Gedankengehalt in allen Stücken des vorliegenden Buches vor, so sind doch die meisten derselben leichter zu genießen als die obengenannten, und manche haben einen allgemein ansprechenden Stimmungsgehalt. In der ersten Abtheilung „Adventgesänge und Heilandslieder" sowohl als in der zweiten „Marienlieder" begegnen wir Gedichten, die zu den besten der Verfasserin zählen. Die schönsten Perlen in formaler Hinsicht finden wir jedoch in der Abtheilung VII: „Persönliche Apostrophen und Gelegenheitsgedichte". Die Ode „An Platen" wäre eines Platen nicht unwerth; ganz vortrefflich im Ton sind ebenfalls die beiden Schlußoden: „An Schwester Marie" und „Schwesterliche Verliebtheit". In einer ganz andern Art schön ist wiederum das Gedicht: „Advent. An D[öllinger?]", ebenso die beiden Sonette „An O. v. R.", „Zum neunzigsten Geburts- und Namenstag des Vaters", „Chica, unser Seidenpudelchen" u. dgl. Die mitgetheilten Uebersetzungen, besonders diejenige „Auf Pius IX. und die Mutter Gottes", lesen sich sehr gut und übertreffen manchmal das Original. So wird denn den Besitzern der übrigen Werke Emiliens und den hoffentlich zahlreichen Freunden ihrer Kunst diese letzte Gabe sehr willkommen sein, und wenn sie zufällig in andere Hände kommt, weckt sie vielleicht das Verlangen, eine Dichterin von solcher Kraft und Tiefe der Gedanken und spielenden Beherrschung der künstlerischen Form auch in ihren besten und reifsten Werken kennen zu lernen.

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Commentarius in quatuor S. Evangelia Domini N. Jesu Christi, auctore Josepho Knabenbauer S. J. IV. Evangelium secundum Joannem. Cum approbatione Superiorum. 8°. (592 p.) Paris, Lethielleux, 1898. Preis *Fr.* 11.25.

In verhältnißmäßig kurzer Zeit hat der Verfasser seine Commentare zu den vier Evangelien abgeschlossen. Die uns vorliegende Erklärung des Johanneischen Evangeliums muß um so mehr interessiren, als dieses heilige Buch bekanntlich der Kritik und Auslegung besondere Schwierigkeiten bietet. In der Einleitung wird die Eusebianische Fabel von einem zweiten „Aeltesten" Johannes, die noch von vielen kritiklos genug vertheidigt wird, klar und bündig zurückgewiesen; sodann werden der Autor, der Zweck und die Gelegenheit der Abfassung besprochen. Sehr erfreulich ist, daß die Ansichten der Gegner der Authenticität auf einem breitern Raume als in den andern Commentaren geprüft und widerlegt werden. Der Com-

mentar selbst schließt sich in der Art der Behandlung an die drei ersten an und befriedigt durch die natürliche, sachgemäße Interpretation und die große patristische Gelehrsamkeit. Um nur einiges herauszuheben — ansprechend ist die Deutung der Worte Christi an seine Mutter bei der Hochzeit von Kana, wobei der zweite Theil des Satzes als rhetorische Frage erklärt wird: „Ist denn etwa meine Stunde noch nicht gekommen?" Wichtig für die Chronologie des Lebens Jesu sind die Ausführungen zum Anfang des fünften Kapitels. Nach dem Verfasser handelt der erste Theil der Rede des Herrn im sechsten Kapitel nicht von der Eucharistie. Mit vieler Liebe wird die Abschiedsrede des Herrn behandelt. Der Leser gewinnt aus dem Buche P. Knabenbauers eine Fülle von Belehrung und Anregung.

Die Mysterien des Christenthums. Nach Wesen, Bedeutung und Zusammenhang dargestellt von Dr. M. J. Scheeben. Zweite Auflage, besorgt durch Dr. Ludwig Küpper, Gymnasialoberlehrer und Religionslehrer a. D. 8°. (XXII u. 716 S.) Freiburg, Herder, 1898. Preis *M.* 7.50.

Dem Herausgeber gebührt warmer Dank dafür, daß er ein so außergewöhnlich verdienstvolles Werk, das wohl noch lange nicht genug Berücksichtigung und Verbreitung gefunden hat, uns in neuer Auflage schenkt. Freilich erfordert die Lectüre dieses Buches einige Zeit und Geistesarbeit, sowohl wegen des Umfanges als auch wegen der Tiefe und Erhabenheit des Gegenstandes, der hier in so gründlicher und feinsinniger Behandlung vorgelegt wird. Aber jeder, der die Grundzüge der Theologie in sich aufgenommen, wird mit hohem Genuß und reicher Frucht an der Hand des bewährten Meisters, dem unstreitig einer der ersten Plätze unter den Theologen unseres Jahrhunderts zukommt, den großartigen Aufbau der christlichen Geheimnißlehren im Lichte dieser edlen und durchdringenden Auffassung studiren. Wohl wird man hin und wieder Aufstellungen und Ausdrücke finden, die in ihrem nackten Wortlaut genommen zu weit gehen; aber der Theologe wird durchgehends entweder aus den allgemeinen Grundsätzen über unsere immer nur analoge Auffassung von den „Geheimnissen" (vgl. S. 15) oder aus anderweitigen Erläuterungen des Verfassers deren richtige Deutung entnehmen. Und wenn er in einzelnen Fällen (wie etwa betreffs der Einwohnung des Heiligen Geistes, insofern sie auch ein wahres proprium der dritten Person sein soll, S. 151 ff., oder auch betreffs der Auslegung gewisser Schriftstellen u. s. w.) glauben sollte, ein Correctiv anwenden zu müssen, so wird er doch stets einen werthvollen Wahrheitsgehalt darin anerkennen. Scheeben pflegt eben in kühnem Geistesflug dort noch weiter zu ringen, wo die Sache, an den gewöhnlichen Begriffen gemessen, erledigt schiene; und jedem Moment, das sich so noch zu ergeben scheint, sucht er mit ängstlicher Sorgfalt gerecht zu werden. Der Herausgeber hat es verstanden, bei leichter Verbesserung des Textes überall die Eigenthümlichkeit des Autors zu wahren. Die Beigabe eines Registers war sehr erwünscht.

Institutiones Theologiae dogmaticae. Tractatus de Deo Creante, de Deo Consummante. Auctore Petro Einig, S. Theol. et Phil. Doctore etc. 8°. (VII et II et 171 et 68 p.) Treveris, ad S. Paulinum, 1898. Preis *M.* 3.

Auch dieses weitere Bändchen des vortrefflichen Lehrbuches für den dogmatischen Unterricht legt beredtes Zeugniß ab für die zuverlässige Tüchtigkeit und weise Besonnenheit des Lehrers, der seinen Schülern einen zugleich so handlichen und so

zweckentsprechenden Leitfaden darzubieten weiß. Der Verfasser hält sich ebenso fern von Verflüchtigung der Offenbarungslehre wie von Ueberspannung derselben. In der Auswahl des Stoffes leitet ihn sichtlich das Bestreben, den Schüler allseitig zu orientiren, ohne ihn durch gelehrtes Beiwerk zu erdrücken oder durch allerlei abweichende Lehrmeinungen zu verwirren. Die Beweisführung ist durchweg solid und nüchtern; besonders anerkennenswerth sind unter anderem die anläßlich des Sechstagewerkes und verschiedener Fragen über die Urgeschichte des Menschengeschlechtes vorgetragenen gesunden Principien für die Schrifterklärung. Immerhin hätte sonst an vereinzelten Stellen noch größere Vorsicht walten können. Daß die Beweise und Erklärungen häufig in den schlichten, durchsichtigen Worten des Fürsten der Schule und anderer hervorragender Kirchenlehrer oder tüchtiger Schriftsteller gegeben werden, erscheint dem Verständniß der Sache und der so wünschenswerthen Einführung der Schüler in die großen Werke der Vorzeit sehr förderlich.

Theologia Sancti Joseph, Virginis Deiparae Sponsi. Juxta Scripturam Sacram, Sanctos Patres, Doctores Catholicos ac Traditiones Ecclesiasticas. Cura et opere C. H. T. Jamar, auctoris libri, cui titulus: Theologia Mariana. 8°. (X et 446 p.) Lovanii, Fonteyn, 1897. Preis *Fr.* 6.

Schon die vornehme, fast luxuriöse Ausstattung zeigt an, daß es sich hier um ein Werk besonderer Andacht und Vorliebe handelt. Als „Theologie" kann der Inhalt insofern bezeichnet werden, als die Fragen, welche die alten Theologen, sei es gelegentlich der Schrifterklärung, sei es bei dogmatischer Erläuterung einzelner Offenbarungslehren, hinsichtlich der Person des heiligen Nährvaters Jesu aufgeworfen haben, der Reihe nach zur Erörterung kommen. Vieles dabei beruht jedoch auf bloßer Vermuthung und frommer Betrachtung. Fast ausschließlich, und wohl nicht ohne Absicht, hielt sich der Verfasser an Theologen früherer Jahrhunderte und hat sich auch des Lateinischen als der eigentlichen Theologensprache bedient. Seine Sprache ist jedoch überall klar und leicht verständlich. Wenn S. 179 das „Gelübde ewiger Keuschheit" einfachhin als „trennendes Ehehinderniß" bezeichnet wird, so soll damit offenbar nur das feierliche, im Namen der Kirche entgegengenommene Gelübde verstanden werden. Der Vorzug des Buches, das sich sonst ganz in der gleichen Richtung bewegt wie das ausführlichere von Mercier (vgl. diese Zeitschr. Bd. LV, S. 203), besteht darin, daß es übersichtlich und verhältnißmäßig kurz, doch fast sämtliche discutirbare Fragen behandelt und dabei oft Ansichten und Aussprüche älterer Autoren mittheilt, deren Werke heute für viele schwer zugänglich sind, wie aus der Scholastica Mariana des Benediktiners Sedlmayr und aus den Homilien des spanischen Franziskaner-Observanten Carthagena. Das Literaturverzeichniß am Ende kann gute Dienste thun.

La procédure canonique moderne dans les causes disciplinaires et criminelles. Notions pratiques sur les tribunaux ecclésiastiques et le fonctionnement des officialités par M. l'abbé G. Périès, ancien professeur de Droit canonique à la Faculté do Théologie de Washington. 8°. (XVI et 387 p.) Paris, Roger et Chernoviz, 1898. Preis *Fr.* 4.

Aus dem canonischen Recht haben in der letzten Zeit besonders einige französische Schriftsteller dankenswerthe Einzelstudien veröffentlicht. Unter diesen nennen

wir an erſter Stelle den frühern Profeſſor an der Univerſität zu Waſhington George Périès, der uns ſchon mit verſchiedenen guten Arbeiten beſchenkt hat. Jetzt veröffentlicht er ein neues Werk über das gegenwärtige Straf- und Disciplinar-Verfahren, in welchem der kirchliche Richter gegen Cleriker vorgeht. Seit der Inſtruction der Congr. Episc. et Reg. vom 11. Juni 1880 iſt dieſes Verfahren — ohne daß dadurch das ordentliche ſtrafrechtliche frühere aufgehoben wäre — bedeutend vereinfacht worden. Die augenblicklichen Verhältniſſe der Kirche in den meiſten Staaten verlangen eine ſolche zeitgemäße Aenderung. Ebenſo zeitgemäß iſt die vorliegende Arbeit, welche das neue Verfahren in dem erſten und Haupttheil des Buches auf 159 Seiten ausführlich und gründlich, dabei — was ein Hauptvorzug des ganzen Werkes iſt — klar und gemeinverſtändlich behandelt. Der Verfaſſer nennt entgegen der frühern Terminologie dieſes vereinfachte Verfahren das ordentliche, le jugement ordinaire. Er thut recht daran; denn in Wirklichkeit iſt es jedenfalls für Frankreich ſeit dem 14. Januar 1882 das ordentliche oder gewöhnliche. In drei Kapiteln beſchreibt er im einzelnen die Eröffnung des Proceſſes, die Vorunterſuchung, die Unterſuchung, die Schlußverhandlung und das Urtheil. Der folgende, kürzere Theil handelt in zwei Kapiteln von den vier Arten des außergewöhnlichen Straf- und Disciplinarverfahrens, wobei der suspensio oder sententia ex informata conscientia der Wichtigkeit der Sache gemäß das ganze zweite Kapitel zugetheilt wird. Im dritten und letzten Theil beſpricht das erſte und dritte Kapitel kurz die querela nullitatis, ſowie die außergewöhnlichen Rechtsmittel der supplicatio und der restitutio in integrum, während das zweite Kapitel das Hauptrechtsmittel der Appellation eingehend erörtert. Das Werk hat außer fachgemäßer Correctheit zwei Vorzüge, die beide nicht hoch genug anzuſchlagen ſind. Der erſte Vorzug betrifft die Form, in welcher das Ganze dargeboten wird: den kirchenrechtlichen Inhalt gibt der Verfaſſer, ohne ab ovo alles herzuleiten, in einer ſolchen populären Faſſung, daß auch ein Nichtfachmann die Arbeit mit Genuß ſtudirt. Der echt katholiſche Geiſt, der das Buch durchweht, iſt der zweite, noch größere Vorzug. Sollen wir auch etwas — wenn auch nur etwas Aeußerliches — tadeln, ſo iſt es der nicht gerade durchſichtige und überſichtliche Druck, ein Mangel, der aber einigermaßen wieder gut gemacht wird durch einen reichen, genauen alphabetiſchen Index.

La S. Congrégation du Concile, son histoire, sa procédure, son autorité. Thèse présentée à la faculté de théologie de Lyon par l'abbé R. Parayre, Dr. en droit canonique, membre du Studio du Concile. 8°. (XXI et 424 p.) Paris, Lethielleux, 1897. Preis *Fr.* 5.

Die vorliegende Monographie über die Congregation des Concils iſt ſo klar und friſch geſchrieben, daß auch der Laie ſie mit Intereſſe und Nutzen lieſt. Dabei orientirt ſie gut und gründlich über Geſchichte, Verfahren und Bedeutung der Congregation und ihrer Entſcheidungen. Das ſind auch die drei Theile des Werkes. Auf Seite 1—86 führt der Verfaſſer uns die geſchichtliche Entwicklung der Congregation vor; die folgenden 70 Seiten ſchildern ihre heutige Organiſation, zeigen mehr das Gerippe, um in dem zweiten Buche (S. 155—269) demſelben Fleiſch und Blut zu geben; denn hier wird in lebendiger Weiſe das ganze Arbeits- und Gerichtsverfahren dargeſtellt. Naturgemäß beſchäftigt ſich alsdann das dritte und letzte Buch mit dem, was der Congregation bezw. ihren Entſcheidungen Leben und Seele verleiht, mit der Autorität ihrer Decrete und Urtheilsſprüche. Es berührt etwas peinlich,

Digitized by Google

wenn der bekannte Canonist mit dem echt deutschen Namen in einem fort zu einem „Schmalzgrueberg" gemacht wird. Sodann möge der Verfasser es mit den Eminenzen, welche zwar Mitglieder der Concilscongregation sind, nicht aber in Rom residiren, selbst ausmachen, ob dieselben nicht lieber Ehrenmitglieder mit Sitz und Stimme als Mitglieder „ad pompam" genannt sein wollen. Jedenfalls nützt es wenig, daß ein Schriftsteller von Talent sie vorher mit dem letztern Namen titulirt hat: ein Canonist darf das doch kaum nachsprechen. Auf Seite 93 heißt es: „Ordinairement le Préfet est nommé à vie." Dies wird doch wohl nur so zu verstehen sein, daß die Einschränkung, welche in ordinairement liegt, das nommé à vie einfach aufhebt. Die Ungelegenheiten und Schwierigkeiten, welche durch das Hineinragen der Befugnisse der einen Congregation in das Gebiet der andern entstehen, dürften jedenfalls erheblicher sein, als es dem Verfasser (S. 113 f.) scheint. Als Frist, innerhalb welcher das Rechtsmittel der supplicatio gestattet ist, gibt der Verfasser irrthümlich 10 Tage an anstatt eines Zeitraumes von 2 Jahren. Es scheint aber, daß, wenn innerhalb der 10 Tage, nachdem die erste Entscheidung ergangen ist, die supplicatio angewendet wird, die Ausführung der Entscheidung von der Congregation aufgeschoben werden kann. Das Buch hat die Approbation des Rectors der katholischen Universität zu Lyon; warum die des ordinarius loci, an dem das Werk erschien, nicht angeführt ist, wissen wir nicht. Druck und Ausstattung des Buches ist lobenswerth.

Am steilen Weg. Einige Worte über den Beruf der Frau. Von Maria Johanna Bauer. kl. 8°. (VIII u. 108 S.) Augsburg, Literarisches Institut (Dr. M. Huttler), 1898. Preis geb. *M.* 2.20.

Das Büchlein, das sich im äußern so artig präsentirt, ist auch inhaltlich recht hübsch. Es ist auf die Töchter des gebildeten Mittelstandes berechnet, und man möchte es möglichst vielen christlichen Jungfrauen in die Hand wünschen. Großer Gewinn ist es schon, wenn ein Mädchen über seinen „Beruf" nur einmal nachzudenken beginnt. Diese Frage ernstlich anzuregen, ist der Hauptwerth der Schrift. Auch sonst werden in Bezug auf die verschiedenen Lebensstellungen, welche dem Mädchen sich öffnen können, gute Winke gegeben und meist recht gesunde Ansichten ausgesprochen. Erschöpfend wird jedoch keine dieser Stellungen behandelt; es bleibt bei ziemlich allgemeinen Andeutungen. Bei mancher Leserin könnte es dem Büchlein schaden, daß die Fragen über Tanz, Eislauf und Theaterbesuch, die hier füglich ganz hätten entbehrt werden können, anscheinend zu allgemein ablehnend behandelt werden. Thatsächlich will jedoch die Verfasserin nur zu Mäßigung und weiser Auswahl mahnen. In manchen Kapiteln drängt zuweilen ein Anflug von Büchergelehrsamkeit sich hervor, der gegenüber man die einfach edle Sprache des Herzens weit vorziehen würde, welche sonst das Büchlein ziert. Auch scheint die Verfasserin dazu geneigt, gelehrtes Studium und literarische Beschäftigung der jungen Frauenwelt anziehend und mundgerecht machen zu wollen. Es liegt dies nun einmal in der Richtung der Zeit, und die Verfasserin will ja noch weise Schranken gezogen sehen. Allein auch von ihren Gedanken und Vorschlägen würde manches, wenn einmal praktisch durchgeführt, schwerlich dem Wohle der Allgemeinheit und vielleicht auch der Würde der Frau ganz entsprechend gefunden werden. Das Beispiel aus der Diöcese Nashville (S. 35) läßt sich — vorausgesetzt, daß der Thatbestand genau und vollständig wiedergegeben ist — nur durch den schreienden Nothstand entschuldigen. Es ist jedoch so abnorm und vereinzelt dastehend und bietet so ernste Seiten, daß auf dasselbe in einem Büchlein für die Frauenwelt weit besser nicht Bezug genommen worden wäre.

Digitized by Google

Kompaß für den deutschen Studenten. Ein Wegweiser durch's akademische Leben. Von Ernst Geradaus. Mit einem Geleitsbriefe von Herrn Professor W. Köhler. 8°. (VIII u. 202 S.) Tauberbischofsheim, Bott, 1899. Preis geb. *M.* 1.60.

Von einem seeleneifrigen, in der Leitung von Studenten erfahrenen Priester geschrieben, entbehrt das Büchlein weder der Frische nach der Weltkenntniß, welche es anziehend machen können. Wenn fleißig beherzigt, wird es sich als ein gutes Vademecum für den katholischen Akademiker erweisen. Es wäre indes rathsam, dasselbe auch schon dem Primaner in die Hände zu spielen, auf welchen vieles weit nachhaltiger einwirken wird. Der erste Abschnitt, Warnung vor Carps und Duellwesen, ist sogar vorwiegend für diesen bestimmt. Im zweiten Abschnitt werden dann die besondern Pflichten, Gefahren und Lebensverhältnisse des akademischen Bürgers durchgesprochen, im dritten die allgemeinen Christenpflichten auf denselben angewandt, im vierten die Zukunft nach Abschluß der akademischen Laufbahn ins Auge gefaßt. Ungemein viel Heilsames und Praktisches ist in dem hübschen Büchlein niedergelegt. Der Student, der es einmal näher kennen gelernt hat, wird es gern wieder zu Rathe ziehen. Der etwas problematische Vorschlag des Besuches theologischer Collegien durch Studenten weltlicher Berufe dürfte, solange nicht ein eigenes Religions-Colleg für Akademiker geschaffen ist, füglich ersetzt werden durch erhöhte Betonung dessen, was S. 168 f. über die religiöse Lectüre ausgeführt wird. Wenn einmal, was nur zu billigen ist, der Anschluß des katholischen Studenten an eine der katholischen Carporatianen als das Richtige und Normale festgestellt wird, so erscheint es geboten, auch die Consequenzen zu ziehen. Einerseits müßten gewisse, in der Praxis kaum zu vermeidende Concessionen für die ersten Semester innerhalb vernünftiger Schranken eingeräumt und überhaupt berechtigte Rücksichtnahme auf das Gedeihen der Corporation zugestanden werden. Andererseits wären aber auch Schattenseiten und Gefahren des Carparatianslebens — allzu zart angedeutet (S. 47) —, wie eventuelle Schwierigkeiten im Verhältniß der katholischen Carparatianen untereinander nicht ganz in Stillschweigen zu hüllen gewesen. Auch sonst gäbe es manches, wofür ein Fingerzeig des „Compaß" gut angebracht wäre. Für künftige Neuauflagen empfiehlt sich die Verdeutschung des vielen Latein.

Un Catholicisme Américain. Par A. J. Delattre S. J. 8°. (XVI et 186 p.) Namur, Godenne, 1898. Preis *Fr.* 3.50.

Das Schriftchen bietet eine zeit- und sachgemäße Orientirung über die Grundideen dessen, was gegenwärtig vielerorts als der neue „amerikanische Katholicismus" angepriesen wird. Für den Nachweis derselben beschränkt sich der Verfasser auf Aussprüche P. Heckers und seiner Biographen Elliot und Klein. Es sind namentlich die Ideen von einer den neuen Weltverhältnissen entsprechenden Veränderung in der Art der Wirksamkeit der Gnade auf die Menschenseele, von der Werthlosigkeit der religiösen Gelübde, von einer neuen Ascese der Freiheit und Unabhängigkeit und eine Anzahl geradezu grundstürzender historischer Irrthümer. Der Verfasser weist zugleich die eigenen Widersprüche der neuen Theoretiker nach, die Unvereinbarkeit ihrer Hauptgrundsätze mit der Heiligen Schrift und dem katholischen Dogma, deren Infection durch wesentlich protestantische Anschauungen, deren bedenkliche Consequenzen. Gegen die Person Heckers enthält die Schrift sich jeder Polemik um so mehr, als es offenbar ist, daß dieser zu sehr alles theologischen Wissens entbehrte,

Digitized by Google

um die ganze Tragweite seiner eigenen Aussprüche überschauen zu können, und daß er in der praktischen Seelenleitung, seinen eigenen Theorien zum Trotz, ruhig bei den altüberlieferten Grundelementen der christlichen Frömmigkeit blieb.

1. **Gesammelte Werke** von Alban Stolz. Billige Volksausgabe. 1. bis 22. Lieferung. 12°. Freiburg, Herder, 1897—1898. Die Lieferung von je 4—6 Bogen à 30 *Pf.*

2. **Die heilige Elisabeth.** Ein Buch für Christen. Von Alban Stolz. Prachtausgabe. Mit 16 Bildern. gr. 8°. (448 S.) Freiburg, Herder, 1898. Preis *M.* 6; geb. *M.* 9.

1. Von den unvergleichlichen Schriften des lieben alten Alban Stolz sind die meisten in zahlreichen Auflagen über das Land verbreitet. Die Ausgabe seiner „Gesammelten Werke" in 15 Bänden mußte, auch neben den 6 Bänden „Ausgewählter Werke", zu wiederholten Malen in die Welt gehen. Aber noch immer lockt die unerschöpfliche Ideenfülle und die liebenswürdige Eigenart des gefeierten Volksschriftstellers neue Leser aus allen Alters- und Gesellschaftsklassen. Es ist daher zu begrüßen, wenn jetzt durch eine wohlfeile Volksausgabe diese Schriften als Labsal für Geist und Herz noch weitern Kreisen unseres Volkes leichter zugänglich gemacht werden. Von den 7 Bänden, welche durch die ersten 44 Lieferungen ausgefüllt werden sollen, liegen bis jetzt 4 Bände in 22 Lieferungen vor, darunter „Die hl. Elisabeth" und „Spanisches" in je 5 Lieferungen; der I. und III. Band enthalten in jedesmal 6 Lieferungen je 4 kleinere Schriften. Bei günstiger Aufnahme sollen an die ersten 7 Bände noch weitere 65 Lieferungen (8 weitere Bände) sich anreihen. Man kann nur besten Erfolg wünschen. Niemand wird sich dauernd mit den Stolzschen Schriften beschäftigen, ohne für Geist und Herz Segen daraus zu schöpfen.

2. Eines der schönsten Bücher desselben unvergeßlichen Verfassers, das einer Empfehlung sonst nicht mehr bedarf, liegt hier in neuem Prachtkleide vor, mit 16 würdigen und anmuthenden Vollbildern. Der eine oder andere Abschnitt der frühern Auflagen, der zartere Seelen unsanft berühren könnte, ist mit Recht hier fern gehalten. Nichts stört jetzt den Eindruck einer der lieblichsten Frauengestalten unseres christlichen Heimatlandes, die eine sinnige, fromme Priesterhand so anziehend gezeichnet hat. Das gewählte Aeußere ist dem Inhalte entsprechend. Es ist jetzt fürwahr ein schönes Festgeschenk.

Vie de Saint Bruno, Fondateur de l'Ordre des Chartreux. Par un Religieux de la Grande Chartreuse. Lex.-8°. (XVI et 684 p.) Montreuil-sur-Mer, Imprimerie Notre-Dame de Près, 1898. Preis *Fr.* 6.

Ein Denkmal der Liebe und Andacht, das ein ungenannter Mönch gleichsam im Namen seines ganzen Ordens dem Vater und Stifter desselben gewidmet hat, unterscheidet sich das vorliegende Werk wesentlich von einer modernen Biographie. Ein eigenthümlicher Hauch des Friedens und der frommen Beschauung weht dem Leser entgegen; es ist fast, als vertiefe man sich in ununterbrochene Meditation. Das Werk soll und will Erbauungsbuch sein, ein echtes „Heiligenleben", und ist zunächst für die Angehörigen des Kartäuserordens selbst bestimmt. Die prachtvolle Ausstattung beweist den Werth, den man ihm beilegt. Jeder Spur, die über das Leben des heiligen Ordensstifters noch zu entdecken ist, wird liebevoll nachgegangen;

Digitized by Google

die vorhandenen Streitfragen werden sorgfältig abgewogen, die frommen Ueberlieferungen meistens pietätsvoll festgehalten. Mit dem Leben des Heiligen wird auch die interessante Geschichte seiner Verehrung ausführlich behandelt und mehr noch das Werk seines Lebens. Bruno ist ein für seine Zeit bedeutender Exeget und Schriftsteller. Im Kampf gegen die Simonie, welche dem Pontificat Gregors VII. ein so unsterbliches Andenken sichert, hat er eine nicht zu unterschätzende Rolle gespielt; auf das große Pontificat Urbans II. hat er weitgehenden Einfluß geübt. Brunos größtes, noch heute fortlebendes Werk aber ist der Kartäuserorden mit seinen ehrwürdigen Einrichtungen und den leuchtenden Gestalten seiner Heiligen, Martyrer und Geisteslehrer. Hervorgehoben sei, daß der Verfasser die Annahme, Bruno sei Schüler Berengars von Tours gewesen, mit guten Gründen abweist. Für Deutsche bietet das Werk ein besonderes Interesse dadurch, daß es sich um einen großen Sohn unseres Landes handelt. Bruno stammte aus altem und edlem Kölner Geschlecht; in Köln sah er das Licht der Welt und hat er in fromm verlebter Jugend die Grundlage spätere Größe gelegt, einer Größe, die auch rein geschichtlich betrachtet weit bedeutsamer ist, als wie dies heute im Bewußtsein der deutschen Katholiken fortlebt. Zwar hat P. Tappert 1872 eine ganz brauchbare Lebensbeschreibung des hl. Bruno der „Geistlichkeit Deutschlands gewidmet", aber sein Werk ist hier um ein bedeutendes überholt.

Johann Philipp Roothaan, 21. General der Gesellschaft Jesu (23. Nov. 1785 bis 8. Mai 1853). Nach dem Holländischen des P. J. A. Thijm S. J. von Joseph Martin, Priester derselben Gesellschaft. 8°. (150 S.) Ravensburg, Dorn, 1898. Preis *M.* 1.60.

In der schönen Lebensskizze, die 1854 der „Katholik" (II, 352 f.) dem Andenken P. Roothaans widmete, waren bereits eine Reihe von Briefen verwerthet worden, welche dieser in jüngern Jahren mit nahestehenden Personen gewechselt hat. P. A. Thijm hat nun 1885 zur Feier des Centenariums von Roothaans Geburt, unter vollständiger Mittheilung dieser Familienbriefe und Herbeiziehung anderer interessanter Nachrichten und Documente, ein anschauliches Charakterbild des einst so viel genannten Ordensgenerals entworfen, wenn auch vorwiegend nach der innern Seite hin. Eine kleine Blüthenlese aus diesem Werke haben seiner Zeit die „Historisch-politischen Blätter" (CVI, 182 f.) gebracht. Hier liegt nun aber zum erstenmal ein vollständiges Lebensbild in deutscher Sprache vor, welches sich an das Werk P. Thijms enge anschließt, so jedoch, daß am Texte häufige Kürzungen angebracht, kleinere Erläuterungen beigefügt, die zahlreichen Beilagen aber beiseite gelassen werden. Da es für einen so bedeutenden, Jahrzehnte hindurch wirksam eingreifenden Ordensobern bislang an einer Lebensbeschreibung gefehlt hat, so ist das kurze, übersichtliche, gefällig ausgestattete Büchlein dankbar zu begrüßen. Die von Roothaan 1822 abgehaltenen Missionen waren zu Leut und Aernen; zu S. 75 wäre hinzuzufügen, daß die Kataloge ihn 1822—1823 als Consultor der Provinz bezeichnen. Die Angabe S. 77 von „über 100 neuen Novizen" in den ersten zehn Jahren der erstehenden Ordensprovinz beruht auf einem Versehen; der auffallende Zuwachs erklärt sich zum Theil durch die Einverleibung der Missionäre von Belgien in die Vice-Provinz. Dem willkommenen Büchlein wäre eine etwas sorgfältigere Correctur wohl zu statten gekommen.

Petrus Cantor Parisiensis. Sein Leben und seine Schriften. Ein Beitrag zur Literatur- und Gelehrtengeschichte des zwölften Jahrhunderts. Auf Grund des Nachlasses von Prof. Dr. Otto Schmid bearbeitet von F. S. Gutjahr. 8°. (VI u. 72 S.) Graz, „Styria", 1899. Preis *M.* 1.80.

Wer immer an der vorscholastischen theologischen Literatur ein Interesse hat, wird von dieser gediegenen Schrift mit Interesse Kenntniß nehmen. Als hochgefeierter theologischer Lehrer wie als Vorbild ernster Christentugend verdient der Pariser Cantor, der mancherorts als Seliger in Verehrung stand und füglich als der christliche Cato des 12. Jahrhunderts bezeichnet werden dürfte, alle Beachtung. Die bisher allenthalben vorhandene Unsicherheit über den Ort seiner Geburt, seine Lebensumstände und seine Schriften sichert dieser eingehenden Studie über ihn noch besondern Werth. Es ist überraschend, wie vieles über ein so wenig gekanntes Leben noch hat beigebracht und festgestellt werden können. Petrus stammt aus dem Geschlechte der Hosdenc in der Landschaft Beauvais und war wahrscheinlich zu Gerberoi (Diöcese Beauvais) geboren, kam in früher Kindheit nach Rheims, wo er herangebildet wurde, lange eine Lehrthätigkeit übte und als Canonicus wie als Cantor dem Kapitel angehörte. Seit 1169 oder 1170 war er Lehrer der Theologie und Canonicus an der Notre-Dame-Kirche zu Paris, seit 1178 Cantor, 1191 wurde er zum Bischof von Tournay, wie man glaubt, 1196 als Bischof von Paris gewählt; doch gelangte er nicht zum Besitz dieser Würden. Das Kapitel von Rheims wählte ihn 1197 zum Dechanten; jedoch noch ehe er diese Stellung angetreten hatte, ereilte ihn der Tod im Cistercienserkloster Long-Pont am 22. September 1197. Von seinen in der theologischen Literaturgeschichte bedeutungsvollen Schriften ist nur das Verbum abbreviatum gedruckt worden. Eine Besprechung seiner sämtlichen noch vorhandenen Schriften und ein Nachweis der ihm fälschlich zugeschriebenen schließen das Werkchen. Ueber die wiederholt berührte Frage, ob der berühmte Lehrer der alten Notre-Dame-Kirche als Lehrer der „Pariser Universität" bezeichnet werden dürfe, hätte vielleicht P. Denifle gegenüber auch Feret (Faculté de Théologie de Paris I. Paris 1894) verglichen werden dürfen.

Fürstbischof Jakob Fugger von Konstanz (1604—1626) und die katholische Reform der Diöcese im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts. Von Dr. Konstantin Holl. Mit einer Heliogravüre des Fürstbischofs Jakob Fugger. (Studien aus dem Collegium Sapientiae zu Freiburg im Breisgau. I. Band.) 8°. (XII u. 296 S.) Freiburg, Commission der Geschäftsstelle des „Charitasverbandes für das kathol. Deutschland", 1898. Preis *M.* 3.60.

Das Studienhaus für katholische Priester an der Universität Freiburg, welches unter der eifrigen Förderung des hochseligen Erzbischofs Dr. Roos vor drei Jahren ins Leben treten konnte, hat mit dieser dem neuen Erzbischof der Diöcese zum Willkommsgruß gewidmeten Schrift zu einem literarischen Unternehmen den Anfang gemacht, geeignet, die Lebenskraft wie den Geist erkennen zu lassen, welche dieser hoffnungsvollen Gründung innewohnen. Nachdem die Frequenz bedeutend zugenommen und bereits sieben Priester als Insassen dieses Hauses an der Universität sich den Doctorgrad erworben, sollen von nun an Doctorarbeiten der Mitglieder, welche ein allgemeineres Interesse beanspruchen, in zwangloser Reihenfolge auf Kosten

des Studienhauses herausgegeben werden. Das vorliegende, von dem derzeitigen Director des Erzbischöfl. Knabenseminars zu Rastatt verfaßte Werk führt das Unternehmen recht glücklich ein. Es behandelt Verhältnisse, welche für die Geschichte der jetzigen Freiburger Erzdiöcese wie der katholischen Schweiz und zum Theil auch Württembergs von höchstem Interesse sind, und bringt aus handschriftlichen Quellen recht werthvolle Dinge. Fürstbischof Fugger selbst ist nicht nur eine würdige und anziehende, sondern auch eine bedeutende Gestalt. Ueber seiner Jugend schimmert der Glanz seines Hauses, das damals auf dem Gipfel der Größe stand; sein Mannesalter wird noch reicher verklärt durch die Thaten und Segnungen, die von ihm persönlich ausgingen. Seine Begabung als Regent, seine hohen Verdienste um die Diöcese, um die Kirche und das ganze katholische Deutschland werden verständnißvoll geschildert, ebenso sein menschenfreundlicher Charakter und seine klare, feste katholische Gesinnung. An vielem Trüben fehlt es freilich nicht; aber auch das Trübe weiß der Verfasser so zu geben, daß es mehr zur Belehrung und durch das entgegenwirkende Gute mehr zur Erhebung gereicht als zum Aergerniß. Ein tiefer Einblick wird eröffnet in die Schwierigkeiten, mit welchen ein bischöflicher Reichsfürst jener Tage zu ringen hatte, zugleich eine Warnung gegen vorschnelles Verurtheilen. Der Priester wie der Historiker kann manches daraus lernen.

Seraphici Doctoris S. Bonaventurae Legendae duae de vita S. Francisci Seraphici. Editae a PP. Collegii S. Bonaventurae. 8°. (VIII et 272 p.) Ad Claras Aquas (Quaracchi), ex typographia ejusdem Collegii, 1898. (Freiburg, Herder.) Preis *M.* 1.

Die bekannte Lebensbeschreibung des Heiligen von Assisi durch einen der größten und berühmtesten seiner Söhne ist hier aus dem achten Band der neuen Bonaventura-Ausgabe in handlicher Form nachmals zum Abdruck gebracht unter Beifeitelassung der dort verzeichneten zahlreichen Textvarianten. Eine kürzere, aber an Salbung und Schönheit kaum nachstehende „Legende", welche der hl. Bonaventura selbst aus der größern herausgehaben und mit Rücksicht auf liturgische Zwecke in Lectionen eingetheilt hat, ist gleichfalls beigegeben. Es bedarf der Bemerkung nicht, daß die Ausgabe eine sehr sorgfältige ist, und daß das freundliche Büchlein allen Verehrern des großen Ordenspatriarchen willkommen sein wird.

Oeuvres de Saint-François de Sales, Évêque et Prince de Genève et Docteur de l'Église. Édition complète d'après les autographes et les éditions originales enrichie de nombreuses pièces inédites... publiée ... par les soins des Religieuses de la Visitation du Ier Monastère d'Annecy. Tome X. Sermons: volume IV. 8°. (CVIII et 480 p.) Genève, Trembley, 1898. Preis *Fr.* 8.

Dieser zehnte Band der Werke des heiligen Kirchenlehrers bildet den Schluß der vierbändigen Neuausgabe seiner Predigten (vgl. diese Zeitschrift Bd. LII, S. 563; Bd. LIV, S. 334). Derselbe umfaßt noch 28 jener Predigten, welche von den Schwestern der Heimsuchung aus dem Gedächtniß nachgeschrieben sind, und im Anhang zwei kurze Stücke, welche nachträglich im Manuscript gefunden wurden. Auch in den sogen. „nachgeschriebenen" Predigten gelangen manche bisher unterdrückte Abschnitte hier zum erstenmal an die Oeffentlichkeit. Außer den Vorzügen in Bezug auf Ausstattung, Glossar, Uebersichtstabelle und orientirende Anmerkungen,

welche dieser Band mit seinen Vorgängern theilt, bringt er für alle vier Bände das Verzeichniß der in den Predigtentwürfen genannten Autoren, sowohl Katholiken wie Häretiker, vom 13. Jahrhundert angefangen, und eine nach dem kirchlichen Festkalender getroffene chronologische Zusammenordnung sämtlicher Stücke. Besondern Werth verleiht diesem Schlußbande die beigegebene Abhandlung des um die Ausgabe so hochverdienten Benediktiners Dom. B. Mackey, in welcher er den heiligen Kirchenlehrer nicht nur als Lehrer und Vorbild echt apostolischer Predigtweise darstellt, sondern auch nachweist, daß an dem glänzenden Wiederaufleben der Kanzelberedsamkeit in Frankreich während des 17. Jahrhunderts ein namhafter Antheil dem hl. Franz von Sales zuzuschreiben ist. Mag die Abhandlung vielleicht auch etwas schwungreicher erscheinen und mehr panegyrisch gehalten sein, als es dem deutschen Geschmacke bei dergleichen Dissertationen zusagt, so ist sie doch voll Interesse und reich an den heilsamsten Winken.

Forschungen zur schwäbischen Geschichte. Von Dr. Franz Ludwig Baumann, k. bayr. Reichsarchivrath. 8°. (VIII u. 626 S.) Kempten, Kösel, 1899. Preis *M.* 8.

Name und Verdienst des Verfassers der „Geschichte des Allgäus" sind so rühmlich bekannt, daß vorliegende Sammlung seiner seit zwei Jahrzehnten in den verschiedensten wissenschaftlichen Zeitschriften zerstreuten Aufsätze nur mit Freuden begrüßt werden kann. Die Stücke sind nach geographischem Zusammenhang geordnet. An der Spitze stehen die auf das Allgäu bezüglichen Abhandlungen, unter welchen die wichtigsten die Geschichte der Abtei Kempten betreffen. Es folgen Beiträge zur Geschichte des obern und des badischen Schwaben, letztere mit interessanten Ausführungen über die Ortsnamen. Die Untersuchungen über die angebliche Grafschaft Kelmünz und die Geschichte der Stadt Hüfingen gehören zu den anziehendsten Partien des ganzen Bandes. Der letzte Theil der Sammlung nimmt auf Gesamtschwaben Bezug und schließt mit dem eingehenden Nachweis der Identität zwischen „Schwaben" und „Alemannen". In allen diesen Ausführungen verräth sich der scharfe Kritiker, aber auch den kenntnißreichen, erfahrenen Localforscher findet man überall wieder. Durch ein sorgfältiges Orts-, Personen- und Sach-Register wird der reiche Inhalt des Bandes den Zwecken des Geschichtsfreundes bequem dienstbar gemacht.

Die religiöse Toleranz Friedrichs des Großen nach ihrer theoretischen und praktischen Seite. Auf Grundlage der Quellen dargestellt von Dr. phil. Heinrich Pigge. 8°. (VIII u. 420 S.) Mainz, Kirchheim, 1899. Preis *M.* 4.

Rein sachlich gehalten, dabei gründlich und sorgfältig gearbeitet, gewährt das Buch einen lehrreichen Einblick in eine für die religiösen Verhältnisse Deutschlands höchst folgenreiche Periode. Es ist nicht nur Friedrichs II. oft anscheinend widerspruchsvolles Verfahren hinsichtlich confessioneller Fragen, was hier auf seine letzten Triebfedern zurückgeführt und in die richtige Uebereinstimmung gebracht wird; auch manche bis heute in Preußen weiterwirkende Tendenz und mehr noch manche bis auf die Gegenwart sich fühlbar machende Folge wird in ihrer Wurzel bloßgelegt. Friedrich als Ungläubiger und philosophischer Skeptiker, gleichgiltig gegen alle positive Religion, setzt eine Art von Eitelkeit darein, auch in der Praxis die Grundsätze der allgemeinsten Toleranz zur Geltung zu bringen und den Geist des gleichgiltigen

Digitized by Google

Hinwegsehens über dogmatische Unterschiede auch den in seinen Landen bestehenden Religionsgesellschaften mit Güte oder Gewalt einzuimpfen. Wirkliche, oft auch fälschlich vorausgesetzte Rücksichten der Politik und Staatsnützlichkeit, persönliche Voreingenommenheiten und das Princip des schrankenlosesten Staatsabsolutismus haben jedoch zu Ungunsten des Katholicismus diese Toleranz oftmals durchbrochen. Im einzelnen verdankt die katholische Kirche im damaligen Preußen der Weitherzigkeit dieses Königs den einen oder andern, meist localen Vortheil; im ganzen hat die katholische Kirche unter ihm die furchtbarsten Nachtheile erlitten, schlimmer vielleicht als die der offenen Verfolgung. Immerhin muß man anerkennen, daß über die kleinliche Gehässigkeit mancher seiner Rathgeber und den zelotischen Eifer einzelner Prediger oder Consistorien des Königs heller Geist um Meilenlänge emporragt. Auch sind in der weitern Folge die indifferentistischen Regierungsmaximen dieses Fürsten dem Protestantismus ungleich verhängnißvoller geworden als dem widerstandsfähigern Bau der katholischen Kirche. Hinsichtlich des Jesuitenordens scheint der Verfasser übersehen zu haben, daß eine directe Correspondenz des Königs mit dem Jesuitengeneral bis auf 1746 zurückgeht. Mehrere der in verbindlichstem Tone gehaltenen Cabinetsschreiben des Königs an die Generäle Retz, Visconti und Ricci finden sich bei Lehmann. Neben der Fürsorge für die Schule mag zu dieser Geltung die politische Annäherung an das Haus Bayern beigetragen haben, bei welchem der Orden damals noch in hohem Werth gehalten wurde.

Die Universität Paderborn. Erster Theil: Quellen und Abhandlungen von 1614—1808. Von Joseph Freisen, Doktor der Theologie und beider Rechte, Ehrendoktor des can. Rechts der jur. Fakultät der Univ. Budapest, Professor des Kirchenrechts in Paderborn. 8°. (VIII u. 248 S.) Paderborn, Junfermann, 1898. Preis *M.* 4.

Freunden der Paderborner Geschichte wie vorzüglich solchen, welche an der dortselbst blühenden philosophisch-theologischen Lehranstalt ein Interesse nehmen, wird diese neue literarische Erscheinung, die fast auf ein „Urkundenbuch der Universität Paderborn" hinausläuft, willkommen sein. Den größten Nutzen schöpft daraus die Geschichte der Jesuitenschule in Deutschland. Manches Wichtige wird hier mitgetheilt, was seiner Zeit den Nachforschungen des P. Pachtler entgangen ist. Die Angaben der verschiedenen Kalendarien wie die Einzelzüge aus dem Paderborner Studentenleben sind von großem Interesse. Manches andere freilich gehörte weniger zur Sache oder hätte, weil anderswo gedruckt, zum Theil entbehrt werden können, wie z. B. die Breven bei Gelegenheit der Aufhebung des Jesuitenordens. Dabei wird das Aufhebungs-Breve aus Versehen als „Bulle" bezeichnet. P. Wolfsurt, der um 1617 Rector zu Augsburg war, wird S. 73 irrthümlich nach Trier versetzt. Die Correctur artisticam S. 61 Anm. ist sicher irrig; es wird wohl ethicam heißen müssen. Ueber gedruckte Thesen aus der Jesuitenzeit (vgl. S. 152) und über vieles andere in Bezug auf die Paderborner Universität hätten brauchbare Angaben gefunden werden können bei *Sommervogel*, Bibliothèque de la Compagnie de Jésus VI, 67 ss. Dem zweiten Theile der „Quellen und Abhandlungen", welchem man mit Freuden entgegensieht, wäre es gut, ein Verzeichniß der gröbern Druckversehen beizugeben, die leider zahlreich und oft sehr sinnstörend sind.

Lebenserinnerungen. Ein Beitrag zur Geschichte des Rheinlandes im neunzehnten Jahrhundert. Von Karl Schorn, Landgerichts-Kammerpräsident a. D. Erster Band (1818—1848). Zweiter Band (1849—1885). 8°. (VIII u. 346, VI u. 288 S.) Bonn, Hanstein, 1898. Preis *M.* 10.

Ein geistesfrischer Achtziger, der in langer ehrenvoller Laufbahn vieles beobachtet und erfahren und, mitten im öffentlichen Leben stehend, auch vieles „mitgemacht" hat, hält hier einen Rückblick nicht so sehr auf seine persönlichen Lebensschicksale, als vielmehr auf die großen Ereignisse und Umwälzungen des Jahrhunderts im politischen, gesellschaftlichen und culturellen Leben, von welchen er Zeuge gewesen ist. Dies schließt nicht aus, daß gerade seine persönlichen Berührungen mit vielen bedeutenden Menschen und freundschaftliche Beziehungen zu zahlreichen, weithin bekannten Familien, bei welchen die Erzählung gerne verweilt, diesen Erinnerungsblättern besondern Reiz verleihen. Was da berichtet wird vom geselligen Leben in Köln aus der Mitte dieses Jahrhunderts, von den Sängern der Freiheitslieder aus der Zeit des deutschen Revolutionsfiebers, von der Pflege der Tonkunst in den verschiedenen Städten des Rheinlandes, von den frühern und spätern Verhältnissen im rheinischen Richterstande, dann auch wieder von einzelnen Persönlichkeiten wie Alfred Krupp, Jenny Lind, General von Goeben u. s. w., kann jeder mit Gewinn und großem Vergnügen lesen. Allerdings ist nicht alles in dem Buche zu billigen. So wird man dem greisen Erzähler nicht beistimmen in seiner Begeisterung für das Corps- und Duellunwesen, noch in seiner „Hochverehrung" für Heinrich Heine, noch in der Begründung des Grundsatzes der Parität mit den drei Ringen in Lessings „Nathan" oder dem façonlosen Seligwerden des alten Fritz. Wer sich jedoch über diese und einige ähnliche Punkte hinwegzusetzen vermag, und an die Lebenserinnerungen des flotten Weltmannes nicht gerade die Anforderungen eines Asceten stellt, wird oft durch das gesunde Urtheil und den billigen, wohlwollenden Sinn des Verfassers sich angenehm berührt fühlen. Religiöse Motive werden zwar kaum je von ferne gestreift, und ein (durchaus fernliegender) Verdacht „clericaler" Gesinnung wird vorsichtig abgewehrt; aber der Ton ist stets so, daß ernstere Lebensgrundsätze wenigstens nicht ausgeschlossen erscheinen. Rühmend hervorzuheben ist eine gewisse vornehme Zurückhaltung in Bezug auf das eigene Selbst, durch welche zwar die theilnehmende Neugierde manches Lesers unbefriedigt gelassen, aber auch ein häufiger Fehler solcher Lebenserinnerungen glücklich vermieden wird.

Strandgut des Lebens. Gesammelte Novellen von A. Jüngst. Erster Band. 8°. (292 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh, 1898. Preis *M.* 2.60.

Unter diesem poetischen Titel eröffnet Fräulein Jüngst eine Reihe gesammelter Erzählungen aus ihrer stets so edeln, gemüthreichen und kunstgewandten Feder. Das vorliegende erste Bändchen umfaßt drei Stücke, welche nach Inhalt und Ton wohlthuend abwechseln. Die erste Geschichte, in der uns vorzüglich das Gelehrtenheim des Alisoforschers und seine Frühlingsliebe angemuthet haben, ist ein hohes Lied auf Frauentreue, die in dem gegenwärtigen Falle hart an die Grenze des Idealen streift. Die zweite Novelle ist heitern Charakters und setzt ganz trefflich mit der Unzufriedenheit einer Unbeschäftigten ein. Es ist kein geringer Sieg der Dichterin, daß sie den Leser, der die Verwicklung des Stückes sehr rasch ahnt, durch den flotten Ton der Unterhaltung und die feingeführte Charakteristik bis zum Schlusse zu fesseln weiß. Mehr noch in die Tiefe geht die dritte Novelle. Auch hier stimmt die Dichterin einen Preisgesang auf Frauenlieb und -Treue an; aber

dieſe treten uns hier veredelt durch den chriſtlichen Gedanken der Sühne und des Opfers für den Geliebten entgegen. Die Motive ſind ja nicht mehr neu, aber Frl. Jüngſt hat es vortrefflich verſtanden, ſie in neuer Beleuchtung zu zeigen. Das Opferleben an der Seite der Mutter erregt unſer Erſtaunen faſt noch mehr als das Hingeben des Lebens am Choleraherde. Kurz, dieſe drei Novellen wird man gerne leſen und mit Nutzen in die Hand der weiblichen reifen Jugend legen. In den fremdſprachigen Ausdrücken hätte die Druckcorrectur etwas ſorgfältiger ſein müſſen. Zum Schluß ſei noch auf eine hervorſtechende gemeinſame Seite dieſer Erzählungen hingewieſen. Sie enthalten alle drei eine reiche Fülle von Landſchaftsbildern, die auf jeden aufmerkſamen Leſer den Eindruck machen, daß ſie nach der Natur gezeichnet und ſtreng realiſtiſch gehalten ſind. Dieſe Landſchaftsbilder erhöhen ungemein den Reiz der Novellen, beſonders da ſie ſich nirgends ſelbſtändig vordrängen, ſondern im Gegentheil der jeweiligen Stimmung einordnen und ſo künſtleriſch wirken.

Die Kunſtanſtalt von B. Kühlen in M.-Gladbach hat einen erfreulichen weitern Schritt gethan in Verfolgung ihres ſchönen Zieles, dem deutſchen Volke gute religiöſe Bilder zu bieten in tadelloſer Ausführung, aber doch zu billigen Preiſen. Sie veröffentlichte Ende 1898 das Buch: Rosa mystica, die Geheimniſſe des hochheiligen Roſenkranzes in ſechzehn Kunſtblättern nach Original-Federzeichnungen von Bernh. Kraus und ſechzehn Sonetten von P. Fritz Eſſer S. J. 20 Seiten und 16 Blätter in Klein-Folio. Preis *M.* 6. Die Zeichnungen ſind im Stile des beginnenden 16. Jahrhunderts entworfen, voll Kraft und Eigenart, klar und ruhig. Die Sonette führen in den Geiſt der Bilder ein. Sie vereinen ſich mit ihnen, wie in Dürers Marienleben, zu einem abgeſchloſſenen Ganzen, worin die Vorzüge älterer Werke ſich mit denen unſerer modernen Technik paaren. Der Druck iſt ſauber, das Papier feſt. — Zwei neue Serien kleinerer Bilder enthalten ſechs Engel aus dem Rahmen des bekannten, dreiflügligen Bildes zu Florenz, in deſſen Mitte die Gottesmutter thront, und zehn Heilige. Die Bilder der Engel ſind allgemein beliebt und wurden in letzter Zeit in ſchönen farbigen Holzſchnitten Knöflers zu Florenz auf den Markt gebracht. Kühlens Farbendrucke (Serie 1080) können natürlich nicht ſo fein ſein, entſprechen aber vollkommen ihrem Zweck und ſind bedeutend billiger. Der Preis für ein Päckchen zu 100 Stück beträgt nur *M.* 2.40. Jene andern Bilder (Serie XX) heben ſich in grauen Tönen vom ſchwarzen Hintergrund gut ab. In gotiſchem Stile trefflich gezeichnet wirken ſie ruhig und vornehm. Preis 100 Stück zu *M.* 1.20.

Miscellen.

Zur Geſchichte der mittelalterlichen Bibelverbote iſt eine Stelle aus den Predigten des Johannes Eck nicht ohne Intereſſe, auf welche, ſoviel wir ſehen, bisher noch nicht aufmerkſam gemacht wurde. Und doch zeigt ſie klar, was man von gewiſſer Seite noch immer nur zögernd zugeben mag, daß nämlich

am Ende des Mittelalters weder von einem allgemeinen Bibelverbot noch von einem solchen für Deutschland insbesondere auch den gelehrtesten gleichzeitigen Theologen etwas bekannt war.

In seiner dritten Predigt auf den vierten Sonntag nach Ostern erklärt Eck die Worte des Evangeliums: Ich habe euch noch viel zu sagen, ir mögts aber jetzt nit tragen. „Der höchst Meyster", führt er aus, habe „mit sein Jüngern thon, wie ein jeder guter Schulmeister mit seinen Jüngern, der ihn Lehr fürgeben soll, wie sie fähig sind. Ist einer sinnreich, gibt er ihm ein höhere Lection auff, als weit sein Verstand reicht." Daraus wird nun eine Nutzanwendung für die Prediger gezogen und gesagt, auch sie sollten Rücksicht nehmen auf die Fassungskraft ihrer Zuhörer, und vor schlichten, einfältigen Leuten nicht allzu hohe Geheimnisse verhandeln, und das aus zwei Ursachen. „Die erst ist, daß sie nit daraus geärgert werden, denn sie mögen leicht darin umbgribeln, sie verstoßen sich. Darumb wann die Prediger, die wöllen gesehen sein, viel wöllen predigen dem einfältigen Mann von göttlicher Fürsehung eines Menschen zu ewiger Seeligkeit (de praedestinatione) oder dergleichen Matery, die dem gemeinen Mann zu spitzig sind, wirt ihm bald Ursach geben, daß er sich ärgert. . . . Die ander Ursach, wann ihm die Heimlichkeit fürgelegt werden, daß sie die nit verachten und nit freveln. Also haben die Juden in Brauch gehabt, sagt Origenes, daß sie das Buch Cantica canticorum kein haben lesen lassen, er sei dann 40 Jahr alt gewesen, und sonst drei Theil etlicher Bücher auch [1]. Also sagten sie mir, daß ein Gesatz sei gewesen in Engelland, daß man kein Buch der Biblie, ausgenommen die bloßen Evangelia hat dörsen in ihr Sprach vertolmetschen. Und hätten die Neuchristen aus Hoffart und Neid nicht geben alle Ding in den teutschen Druck, wären [im Bauernkrieg] nit so viel der armen Leut erschlagen und verderbt worden (1525)." (Der ander Teyl Christenlicher predig uber die Evangelien s. l. M. D. XXXI, fol. XL.)

Absichtlich haben wir diese Stelle dem ganzen Zusammenhang nach wiedergegeben, weil sie ein Licht auf die Stellung wirft, welche der große Vorkämpfer gegen die Reformation der Bibel in der Volkssprache gegenüber einnahm. So viel möchte aus den Schlußsätzen derselben hervorgehen, daß Eck von einem Bibelverbot deutscher Concilien und deutscher Bischöfe nichts wußte. Und vollends ein allgemein verpflichtendes Kirchengesetz in der genannten Beziehung muß ihm noch weniger bekannt gewesen sein. Wie hätte er sonst sich auf eine Verfügung berufen, von welcher er, ein Kenner des kirchlichen Rechtes, nur dem Hörensagen nach etwas wußte, welche nur für England galt und auch dort nur in früherer Zeit einmal „gewesen" ist. Und wenn die neue Auflage der protestantischen Realencyklopädie, die übrigens, nebenbei gesagt, in ihrem bezüglichen Artikel die Nachweise in Janssen-Pastors „Geschichte des deutschen Volkes" (Bd. VII) völlig ignorirt, wiederum der Censurverordnung des Erzbischofs Berthold von Mainz

[1] Die „drei Teil" sind die Schöpfungsgeschichte 1 Mos. 1 und Ezechiels Visionen über die Cherubim und den Tempel, c. 1, c. 40 s. *Origines* in Cant., Prol. (*Migne*, PP. GG. XIII, 63 s.). Cf. *Greg. Naz.*, Orat. 2, n. 48 (ib. XXXV, 456).

von 1485 und 1486 eine bedeutendere Rolle in der Geschichte der mittelalterlichen deutschen Bibel beimißt, so möchte auch diese Behauptung durch Ecks Aeußerung in ein wenig günstiges Licht gerückt werden.

Die erste deutsche Grammatik ist von einem Katholiken geschrieben. An die Entstehung der beiden ersten eigentlichen Grammatiken der deutschen Sprache hatte sich eine recht interessante Streitfrage geknüpft, die erst vor kurzem ihre endgiltige Lösung fand. Es ist nämlich durch das dankenswerthe Unternehmen John Meiers, die ältern deutschen Grammatiken in Neudrucken herauszugeben, leichter möglich geworden, den Beziehungen dieser Bücher zu einander und ihren Quellen genauer nachzuforschen. Da hat sich denn ein merkwürdiges Ergebniß über die bisher nicht aufgeklärte Verwandtschaft zwischen den beiden Sprachlehren herausgestellt. In einem und demselben Jahr 1573 war die „Teutsch Grammatick oder Sprachkunst" des katholischen Würzburger Gelehrten Laurentius Albertus und des protestantischen Straßburger Notars Albert Oelinger „Underricht der Hoch Teutschen Spraach" im Drucke erschienen. Beide Werke enthalten auffallende Uebereinstimmungen, und so hat schon vor 50 Jahren R. v. Raumer die Vermuthung ausgesprochen, daß der Katholik Albertus das Plagiat verübt habe, wiewohl die Vorrede zu seinem Buche ein gutes Jahr früher datirt ist als die seines protestantischen Widerparts. Selbstverständlich richtete sich nach dieser Auffassung auch die Stellung, die v. Raumer in seiner Geschichte der germanischen Philologie dem Buche des Albertus anweist. Auf v. Raumers Urtheil beriefen oder stützten sich mehr oder weniger alle einschlägigen gelehrten Abhandlungen lange Jahre hindurch: Albertus galt als ausgemachter Plagiator.

Erst vor zehn Jahren hat sich das Blatt gewendet und die andere Lesart gezeigt, nach der die Ehre des Albertus gerettet wird und Oelinger des literarischen Diebstahls überführt erscheint; das Verdienst dieser Berichtigung hat sich A. Reifferscheid in zwei Artikeln für die „Allgemeine deutsche Biographie" über Albertus (Osterfrank) und Oelinger erworben. Wunderlicherweise hat einige Jahre später (1894) Dr. K. Müller in der bekannten Festschrift für R. Hildebrand eine neue Hypothese aufgestellt, nach der die beiden Grammatiker, Laurentius Albertus und Albert Oelinger, für eine und dieselbe Person zu gelten hätten: „Albert sei 1572/73 von Würzburg, wo er sein wissenschaftliches Werk veröffentlicht hatte, nach Straßburg gegangen und habe dort 1573/74 mit Benutzung seiner eigenen Grammatik ein praktisches Handbuch der deutschen Sprache für Ausländer erscheinen lassen."

Die große Sonderbarkeit dieser neuen Erklärung hat aber nicht zu hindern vermocht, daß sie von andern Gelehrten aufgegriffen und weiter vertheidigt wurde, bis schließlich vor einem Jahre ihr Erfinder in dem Programm des Wettiner Gymnasiums zu Dresden seine eigene Annahme fallen ließ und zugab, daß „Oelinger an einigen Stellen wörtlich mit Albrecht übereinstimmt, ohne daß diese Thatsache durch eine gemeinsame Quelle sich erklären läßt". Nur will Dr. K. Müller „die Entrüstung über den Plagiator Oelinger" besonders dadurch

Digitized by Google

abschwächen, daß man als Milderungsgrund gelten lassen müsse, „es sei der Begriff des geistigen Eigenthums in jener Zeit eben nicht vorhanden gewesen".

Gleichzeitig mit Dr. K. Müller ist Willy Scheel in der Einleitung zu dem von ihm besorgten Neudruck der deutschen Grammatik des A. Oelinger so ziemlich zu demselben Endergebniß gekommen. Ein Recensent des Scheelschen Buches faßt dasselbe kurz und gut so zusammen: „Die räthselhafte Verwandtschaft zwischen den deutschen Grammatiken des Albertus und Oelinger ist durch die Untersuchungen, die Scheel seinem Neudruck des Oelingerschen Buches beigegeben hat, wie mir scheint, aufgeklärt. Es handelt sich wirklich um zwei verschiedene Personen. Albertus ist Würzburger und Katholik, Oelinger Straßburger und Protestant. Als die Grammatik des Albertus 1573 zur Fastenmesse in Frankfurt erschien, beeilte sich Oelinger, seine für den Unterricht zusammengestellten Lehren und Beispiele zum Druck zu bringen, vervollständigte sie aber kurzerhand aus dem Werke des Nebenbuhlers. Anspielungen, die Freunde Oelingers in Begleitgedichten zu seinem ‚Underricht in der Hoch Teutschen Spraach' machen, besagen, daß Oelinger glaubte oder seine Bekannten glauben machte, er sei durch Albertus mit Hilfe irgend eines Zwischenmannes bestohlen worden. Da er selbst vielmehr den Albertus ausschrieb, mußte er sich offener Angriffe gegen ihn natürlich enthalten, konnte ihm auch kein Unrecht nachweisen. Denn daß umgekehrt auch Albertus den Oelinger mit Hilfe der Nachschrift eines Schülers plünderte, halte ich für höchst unwahrscheinlich, nachdem Scheel gezeigt hat, wie kläglich Oelinger sein Lehrbuch im eigentlichen Sinne des Wortes componirt, wie er sogar in der Widmung fremde Dedicationen verarbeitet hat. Es ist geradezu ergötzlich, diese mit scharfem und überlegtem Spürsinn gewonnenen Quellennachweise Scheels zu lesen: er setzt den ganzen Text vor unsern Augen zusammen. Stark benutzt sind französische Grammatiken, wie denn Oelinger auch in dieser Sprache Unterricht ertheilte und sie gern heranzieht. Sein Geschick in der Herrichtung fremdsprachiger Regeln fürs Deutsche — über dies Verfahren kam ja damals kein Grammatiker hinaus! —, seine ergiebigen Sammlungen und brauchbaren Winke für Deutsch lernende Ausländer sind zu loben. An Fremde denkt er in erster Linie; Albertus mehr an Deutsche, die sich ein fehlerloses und elegantes Deutsch aneignen wollen. Er preist und liebt seine Muttersprache, weiß mehr von ihrem ältern Stand als Oelinger, richtet sein Augenmerk auf ihre Fortentwicklung und Ausbildung, ist überhaupt der gelehrtere, der dabei doch bescheiden von seiner Leistung redet. Die Dialekte ziehen beide heran, Albertus reichlicher, der auch eine tabellarische Uebersicht gibt. (Es folgen Belege.) Sein streng katholischer Standpunkt, den Albertus mit Vorliebe in Beispielssätzen herauskehrt, hindert ihn nicht, Wittenberg als sprachlich maßgebende Druckstätte neben andern protestantischen und katholischen zu nennen. . . . Auch läßt sich Albertus auf Etymologien ein, Oelinger nie." So Max Roediger in der „Deutschen Litteraturzeitung", Berlin, 7. August 1897 (S. 1213 ff.).

Dieselbe Auffassung muß sich jeder bilden, der vorurtheilsfrei die beiden Grammatiken vergleicht: der katholische Würzburger „liebt seine Muttersprache", „weiß", im Vergleich mit dem protestantischen Plagiator Oelinger, „mehr von

ihrem ältern Stand, richtet sein Augenmerk auf ihre Fortentwicklung und Ausbildung, ist überhaupt der gelehrtere, der dabei doch bescheiden von seiner Leistung redet, zieht die Dialekte reichlicher heran als sein Nebenbuhler, läßt sich auf Etymologien ein, was Oelinger nie thut".

Solcherlei literarische Ehrenrettungen bescheidener katholischer Gelehrten des 16. und 17. Jahrhunderts stehen dank der fleißigen Einzelforschung nicht mehr vereinzelt da, müssen aber noch eifriger betrieben werden, soll sich unsere Kenntniß jener wirren Zeiten allmählich richtig gestalten.

Gaurisankar-Mount Everest? Wie der höchste Berg unserer Erde eigentlich heißt, ist noch immer eine nicht ausgemachte Sache. Die Glorie, sein Haupt am höchsten zu tragen, heftete sich nacheinander an den Chimborasso in den Anden, 6310 m, den Aconcagua in Argentinien, 6970 m, danach an die Himalayariesen Dhawalagiri, 8176 m, und Kantschindschinga, 8580 m. Dann aber hat Waugh 1856 nördlich der Grenze von Nepal und Sikkim unter dem 87° 20′ ö. L. aus ziemlicher Ferne trigonometrisch einen Gipfel gemessen, der sich bis zu 8839 m aufthürmen soll.

Wie heißt nun dieser Fürst unter den Bergen? Einem fast allgemeinen europäischen Gebrauch folgend, sagt die 6. Auflage des „Daniel" von 1895 in Band I, Seite 334, der gemeinte Berg heiße in der Sprache der Eingeborenen Gaurisankar, und die Engländer hätten in Unkenntniß dieses Namens ihn nach dem Oberst Everest, dem Begründer der trigonometrischen Abtheilung in Indien, Mount Everest genannt. Zweckmäßig, meint unser Lehrbuch, könnte man Gaurisankar-Mount Everest sagen.

So finden wir auch in der That in Büchern und Atlanten den Berg benannt.

Das scheint aber nicht zu stimmen. Allerdings glaubte Hermann Schlagintweit den Gaurisankar-Mount Everest vom Kakanirücken und der Kauliaspitze bei Khatmandu in Nepal gesehen und von Tonglu aus skizzirt zu haben. General Walker hat aber in den Proceedings of the R. Geogr. Society 1886 dagegen behauptet, daß der eigentliche Mount Everest infolge der Kugelgestalt unserer Erde dort nicht sichtbar sein könne, sondern etwa 25′ unter dem Horizont liegen müsse. Von Tonglu aus kann freilich ein Bergriese gesehen werden, dem Hooker den Namen Tsangau gegeben hat. Wenn dieser Gipfel aber auch der Mount Everest wäre, so würde sein einheimischer Name doch kaum Tsangau lauten. Tsangau bedeutet nämlich in der Sprache Tibets: Schnee von Tsang. Tsang ist die an Sikkim und Nepal angrenzende Provinz von Tibet. Es liegt also näher, Tsangau mehr als eine Allgemeinbenennung denn als Eigenname zu betrachten.

Gegen den Namen Gaurisankar behauptet nun auch Major L. A. Waddell im Journal of the Roy. Geogr. Soc., Dec. 1898, p. 565, daß kein einziger jener Eingeborenen Ost-Nepals, die er darüber ausgefragt und die die Everestgruppe ständig vor Augen hatten, jemals etwas von Gaurisankar gehört noch irgend eine ihnen bekannte Bergspitze so benannt hätten.

Digitized by Google

Oberst Tanner und General Walker haben schon früher darzuthun gesucht, daß der Name Gaurisankar einem Berge gegeben werde, der etwa 65 km westlich vom Mount Everest liegt.

Auch andere Nepalesische Namen, wie Bhairab Langur und Deodhunga, bezeichnen nach Waddell weder die Mount Everest-Kette noch deren höchste Erhebung. Bhairab Langur oder der „Schreckenspaß" ist vielmehr der indonepalesische Name für jenen fürchterlichen Uebergang, der 60 km nordwestlich vom Everest von Nepal über Nyalam oder Nilam, wie die Nepalesen sagen, nach Lassa führt. Diesen Bergweg haben im 16. und 17. Jahrhundert die Jesuiten auf ihren Wanderungen nach Tibet beschritten und beschrieben, wie man in Kirchers China illustrata sehen kann.

Deodhunga oder Deodhanga, was „Gottesberg" heißen soll, ist eine Hindubezeichnung für jede heilige Anhöhe. So gibt es Hunderte von Deodhungas. Der Mount Everest wird aber, wie Waddell sagt, von den Nepalesen nicht dazu gerechnet.

Schärfer pflegen die Tibetaner die einzelnen Gipfel ihrer Hochgebirge durch passende Namen auseinanderzuhalten. Sie verehren den Mount Everest als die Wohnung der fünf „Schwester-Nymphen des langen Lebens" und suchen auf ihm die Einsiedelei ihres großen Heiligen Milarapa. Scharen von Pilgern klettern die Flanken des Gebirges hinauf, um ihren Gottesdienst hoch oben in den Wolken zu verrichten.

Als tibetanischen Namen erhielt Waddell auf dem Semorumpaß für die Everest-Kette Lapchi Kang und für deren höchsten Gipfel Jomo Kang-kar oder die „weiße Gletscherfrau". Mit derselben Bedeutung finden wir diese beiden Namen auch in den Proceedings vol. XIII, p. 109 durch Freshfield von Babu Sarat Chandra Das angegeben.

Ein anderer Führer behauptete Waddell gegenüber freilich, daß Jomo Kangkar westlich von der Everest-Kette liege, ließ aber derselben, wie sein Vorgänger, den Namen Lapchi Kang.

Zur Vermeidung weiterer Mißverständnisse ist noch zu beachten, daß die Berichterstatter Waddells zwei Lapchi Kangs unterscheiden. Den „untern", welcher mit unserer Everest-Kette stimmt, und den „obern", welcher bedeutend weiter nach Norden im obern Tibet liegen und von Nepal aus überhaupt nicht sichtbar sein soll.

Tibetanische Manuscripte geben in der That zwei Lapchi Kangs an, und in der gedruckten Topographie von Tibet, welche theilweise von dem schon genannten Babu übersetzt worden ist (Journ. of Asiatic Society of Bengal, vol. LVI, pt. I, p. 1), kommt in der Liste der großen Schneeberge unmittelbar nach dem Kailas der „Chomo kankar". Die Gegend wird so beschrieben: Oestlich von Kirong liegt Naram oder Nalam, in dessen Nachbarschaft sich die Toipahöhle, die Einsiedelei des weisen Milarapa, und Ch'ubar, der Sterbeort Milarapas, befinden. Alle diese Plätze liegen an der Grenze von Tibet und Nepal. Nahe dabei sind die Klöster Phelgyaling und Targyaling. Und nahe dabei ist der große, mächtige, sehr hohe Schneeberg Jomo Kang-kar. Die Klöster liegen am Fuße des Lab-

Digitized by Google

chhyi Kang, und auf dessen Gipfel ist die Wohnung der Tj'ering-tshe-nga, d. h. der fünf Bergnymphen. Am Fuße des Lab-chhyi Kang, auf der tibetanischen Seite, sind fünf Eisseen, von denen jeder eine andere Farbe hat. Geht man von Nanam nach Norden, so gelangt man an den Fuß eines hohen Gebirges, welches Gung-thang-La heißt. Ueber Gung-thang-La weg nach Norden erreichen wir den District von Tengri.

Soweit Babu in seiner Uebersetzung.

Einige interessante Detailangaben werden von Waddell auf einer Skizze mitgetheilt, die er aus Darjiling von Mr. Paul erhalten hat. Die Karte hat keinen Titel, stellt aber die Südflanke des Everestgebirges dar. Das ergibt sich aus den eingeschriebenen Namen von Chubar, dem Platze von Milarapas Tode, der Adlershöhle, seiner bevorzugten Einsiedelei, einiger Heiligthümer der Tj'ering-ma. Außerdem sind oben rechts und links die Namen der angrenzenden Provinzen Tibets, Nalam oder Nilam und Dingri eingezeichnet.

Auf dieser Itinerarkarte endigt die Kette der Schneeberge in fünf bedeutenden Gipfeln, von denen die drei mittlern ihre Häupter hoch in die Wolken erheben. Zwei Pässe führen daran vorbei: der Laskyi- und der Chitsipaß. Beide Namen erinnern an Lapchi Kang. Denn die tibetanischen Namen werden oft ganz verschieden buchstabirt infolge des großen Unterschiedes zwischen der geschriebenen und der gesprochenen Wortform. So wird in einem tibetanischen Buche geschrieben Bab chi, was bedeuten würde: Paß des Todes, während der Führer Waddells den Weg als: „Gletscher des entfernten Passes" bezeichnete, welche Benennung etwa Lab-p'yi-sgangs geschrieben und Lapchi Kang gesprochen würde.

Die kühnen Felsen, die zwischen den beiden Pässen auf dem Kartengemälde eingezeichnet sind, haben eine so eigenartige Form, daß sie wohl eine barbarische Porträtirung des heiligen Gipfels vermuthen lassen.

Keines der Dörfer, die auf unserer Zeichnung stehen, findet sich auf irgend einem Vermessungsblatt der trigonometrischen Aufnahme.

Es ist noch der Zukunft vorbehalten, wann der eine oder andere Forscher so weit in das eifersüchtig gehütete Tibet eindringen wird, daß er uns sichere Kunde über den Mount Everest bringen kann. Bis jetzt wissen wir nicht, wie der höchste Berg der Erde von seinen nächsten Anwohnern genannt worden ist, und über seine nächste Umgebung befinden wir uns noch in größter Unkenntniß.

„Rosegger gegen Kreiten." Unter dieser Spitzmarke theilt die „Deutsche Zeitung" (Berlin Nr. 346 vom 18. December 1898), die sich seit einiger Zeit das Wohl der katholischen Literatur in besonderer Weise zu Herzen nimmt, die in Form eines offenen Briefes gehaltene Antwort mit, die Rosegger in seinem „Heimgarten" auf den Artikel der „Stimmen" gegen die antikathotische Tendenz seiner Schriften gibt. Nach dem angeführten Blatt heißt es in diesem Brief:

„Sie beurtheilen mich von einem falschen Standpunkt aus. Nie wollte ich ein ‚katholischer Schriftsteller' sein. [Das zu beweisen war ja aber gerade der Zweck jenes Artikels!] Unter solchen versteht man doch wohl Cleriker, die ausschließlich im Sinne katholischer Dogmen schreiben, wie z. B.

Euer Hochwürden. [Ueber dieſe neue Definition eines katholiſchen Schriftſtellers wird mancher vielleicht ſtaunen.] Oder wollten Sie mich verpflichten, meine mir von Ihnen zugeſtandene ‚wirklich volksthümliche Schreibart' lediglich der orthodoxen Scholaſtik zu weihen, für deren ſittlichen Werth mir das Verſtändniß fehlt? [Eine ſolche Forderung aufzuſtellen, wird keinem vernünftigen Menſchen einfallen, ſelbſt wenn man an Stelle von „Scholaſtik" richtig „Dogma" ſetzte. Kein Dichter kann von irgend einem Menſchen verpflichtet werden, ein religiöſer Schriftſteller zu werden; wohl aber darf und muß ein überzeugter Katholik bedauern, daß ein Mann wie Roſegger ſeine wirklich volksthümliche Schreibart und ſeine ihm ebenfalls gern zugeſtandene poetiſche Kraft gegen den orthodoxen Katholicismus wendet; und wenn die Bücher eines ſolchen Mannes im katholiſchen Volk verbreitet werden, ſo hat ein katholiſcher Kritiker wohl auch die Pflicht, auf die antikathotiſche Tendenz der Werke hinzuweiſen und vor denſelben zu warnen. Das und nur das geſchah in jenem Artikel der „Stimmen", und daß es mit Recht geſchah, geht auch aus dieſer Antwort Roſeggers wieder deutlich hervor.] Ich bin ein wetttlicher Schriftſteller, der beſtrebt iſt, in volksthümlicher Weiſe ſittliche und chriſtliche Geſinnung zu verbreiten, aber auch Dinge, die nach meiner Meinung der allgemeinen Ausbreitung des chriſtlichen Geiſtes in der modernen Welt hinderlich ſind, zu bekämpfen. Wenn ich als Laie die Kirche und ihre Cleriker von allem, woran die Welt Aergernis nimmt, rein wiſſen will, ſo bedeutet das wohl eher Liebe als etwas anderes. Ich bin von Haus aus Katholik; wenn es einem ſolchen verboten iſt, an kirchlichen Zuſtänden nach gewiſſenhaftem Dafürhalten Kritik zu üben, nun dann weiß ich nicht, was wir thun. Von meiner Natur kann ich nicht laſſen und von meinem perſönlichen Gottesglauben auch nicht. Iſt gleichwohl in meiner Jugend manch ſchalkhaftes Wort gefallen: in dem Maße als mein Leſerkreis wuchs, bin ich mir der Verantwortlichkeit bewußt geworden, alles, was ich veröffentlichte, vorher zu prüfen, und zwar einzig nur nach dem Maßſtabe meines Gewiſſens. [Ferne ſei es von uns, Roſegger zu zwingen oder zu bereden, gegen ſein Gewiſſen zu ſprechen und zu urtheilen; aber die öffentliche Kritik hat doch wohl das Recht und die Pflicht, an die aus dem ſubjectiven Gewiſſen des Dichters herausgeſchriebenen Werke den Maßſtab der objectiven chriſtkathotiſchen Wahrheit zu legen, nicht um den Dichter zu verurtheilen, ſondern um den Leſer vor Gefahren und Irrthümern zu warnen.] Man kann es, beſonders heute, wo wieder mehr Neigung zur Religion da iſt, nicht tief genug beklagen, daß der Katholicismus ſich ſo ablehnend verhält gegen denkende Menſchen, gegen verſöhnliche, duldſame Gemüther. Ueber Ihre Behauptung, daß der Tendenzſchriftſteller, zu dem Sie mich ausſchließlich ſtempeln, auch als Erzähler alle Geſtalten in ſeinem Sinne ſprechen und handeln laſſen müſſe, empfinde ich faſt ein wenig Schadenfreude: dieſe Behauptung zeigt nämlich, daß Sie von der Dichtkunſt gerade ſoviel verſtehen wie, um Ihr eigenes Beiſpiel zu gebrauchen, ein Schneidergeſell von der Theologie. [Es iſt erfreulich, daß Roſegger hier einen humoriſtiſchen Ton anſchlägt; um ſo leichter wird die Verſtändigung ſich geben. Mag Roſegger den P. K. im Scherz auch noch ſo ſehr für einen Schneidergeſellen in

aestheticis halten, Schneidergesellen brauchen darum doch nicht auf den Kopf gefallen zu sein. Es wäre aber mehr als dumm, wollte P. K. z. B. verlangen, der Jesuit in „Das ewige Licht" müsse „im Sinne" des Autors handeln, d. h. die Anschauungen Roseggers vertreten. P. K. konnte also nur sagen und hat nur gesagt, daß in einem Tendenzroman die Figuren nicht objectiv reden und handeln, sondern so, wie es der Dichter für seinen Zweck braucht oder wie er sich die Sache in seiner Voreingenommenheit denkt. Oder glaubt etwa Rosegger auch heute noch, daß ebenerwähnter Jesuit objectiv, d. h. wie ein wirklicher Jesuit dargestellt ist?] ‚Widersprüche?' Wer, der in bewegter Zeit lebt, ist frei davon! Ein Mensch, der sich selbst seines Irrens bewußt sein müßte, sollte nicht immer bei andern darauf herumreiten. Große oder gar bewußte Widersprüche wird nur der finden in meinen Schriften, der sie, vergewaltigend, auf solche deutelt. [Unseres Wissens ist in jenem Aufsatz nicht von „Widersprüchen" die Rede, von einem „Herumreiten" auf solchen kann erst recht nicht die Rede sein; so dürfte sich dieser Theil der Antwort wohl an einen andern Adressaten wenden.] Man soll nicht allein gewissenhaft dichten, man soll auch gewissenhaft kritisiren. Dann wird man jede, auch die abfälligste Kritik achten müssen. Sie haben allerdings stellenweise einen anständigern Ton gewählt, als mancher Ihrer Streitgenossen aufzubringen weiß. Darum die Möglichkeit einer ergebenen Antwort. — Sie bedauern an mir den Mangel eines systematischen Schulstudiums. Ich auch. Mit einem solchen ausgerüstet, kann man ja leicht das Ja zum Nein machen und umgekehrt, ohne erst seine Ueberzeugung befragen zu müssen. [?] Ob mich aber ein großes Schulstudium und vieles Lesen gerade zu Ihren dogmatischen Anschauungen geführt hätte, bezweifle ich. Sie meinen ja selbst [wo?], daß die Schule so leicht vom Glauben abführt! — Glauben Sie mir, hochwürdiger Pater, daß ich ein nicht minder redlicher Gottsucher bin als Sie, und zweifeln Sie mit mir, ob ihn einer von uns wohl auch schon unverlierbar gefunden hat!" So weit Rosegger. „Diese Schlußwendung", meint die „Deutsche Zeitung", „ist in den Augen eines W. Kreiten S. J. natürlich erst recht bedenklich." Aber warum denn? Der Satz Roseggers ist, richtig verstanden, ganz biblisch und katholisch: kein Sterblicher darf sich rühmen, Gott unverlierbar durch die Gnade zu besitzen. Das hindert aber gar nicht, daß ein Katholik sich von Herzen freuen kann, im Anschluß an den Glauben der Kirche Gott, d. h. die wahre Gotteserkenntniß, gefunden zu haben.

Zum Schluß noch eine ergebene Anfrage: Enthielt die Nummer des „Heimgarten", in der sich der offene Brief an P. K. findet, auch so etwas, was einem Widerruf der von Rosegger gebrachten Jesuitenfabel ähnlich sieht? An der Unrichtigkeit des von Rosegger Erzählten kann ihm doch jetzt unmöglich noch ein Zweifel bleiben. U. A. w. g.!

Der neuentdeckte Königsberger Friede.

Die „große Krankheit unſerer Zeit“ iſt nach Prof. Paulſen „der klaffende Widerſpruch zwiſchen dem Glauben und der Wiſſenſchaft“. Als Urſache davon wird angegeben, „daß aus der Religion ein pſeudo-wiſſenſchaftliches Syſtem gemacht iſt und für deſſen Formeln unbedingte Anerkennung gefordert wird“ [1].

Dieſe Auskunft läßt ſich unſeres Erachtens glatt umwenden, wie folgt: Gedachte große Zeitkrankheit „kommt offenbar daher, daß aus der Wiſſenſchaft ein pſeudo-religiöſes Syſtem gemacht iſt, und für deſſen Formeln unbedingte Anerkennung gefordert wird“.

Die ungläubige Wiſſenſchaft erſcheint als pſeudo-religiöſes Syſtem: erſtens, weil ſie die Lücke, die im individuellen und ſocialen Leben durch Religionsloſigkeit ſich aufthut, mit Wiſſenſchaft überreichlich ausfüllen zu können immer verſichert hat; ferner, weil ſie, bei Lichte beſehen, doch nichts iſt als eine Summe von Glaubensartikeln, ein Pſeudo-Credo, das ſich aus wunderbaren Disharmonien zuſammenſetzt. Deshalb wohl hat auch noch niemand es zu componiren verſucht; müßte doch zuvor die Katzenmuſik in der Tonkunſt obenauf kommen.

Man erinnert ſich noch an den Schrei der Entrüſtung, der Du Bois-Reymonds Wagniß beantwortet hat, als er das Geſpenſt des „Ignoramus“ vorführte. Nur deshalb konnte das Bekenntniß, die Naturwiſſenſchaft wiſſe nicht alles, ſo ſehr übel genommen werden, weil man im Anſpruch lebte und webte, alles zu wiſſen; inſonderheit den Urſprung von Kraft und Stoff aus ſich, den des Lebens aus nichts oder aus ſich, den der Weltordnung aus Zufall und den der Sittengeſetze aus meiſtentheils übler Angewöhnung u. ſ. w.

[1] Einleitung S. 344. Die Werke Paulſens werden wie folgt citirt: Einl. = Einleitung in die Philoſophie (5. Aufl., 1898), Ethik = Syſtem der Ethik (4. Aufl., 1896), Kant = Imm. Kant, Sein Leben und ſeine Lehre (Fromm, Claſſ. d. Philoſ. VII) 1898.

Wie hat man Brunetière geſcholten, als er den einfachen Thatbeſtand bekannte, daß die freie Wiſſenſchaft die Verſprechungen nicht gehalten hat, mit denen ſie unermüdlich zu prunken pflegte!

Der Vollblut-Liberale der ſiebziger Jahre mußte an das Dogma glauben, der Fortſchritt der freien Wiſſenſchaft ſtehe im Begriffe, das verſchleierte Bild der Welterklärung zu enthüllen. Wer nicht daran glaubte, verfiel dem tauſendſtimmigen Bannfluch der Bildungsmenſchheit. Wer aber daran glaubte, hatte das Nachſehen und hat es bis heute, wie jemand, der fällige Wechſel einer inſolventen Firma ſein eigen nennt.

Dennoch ſind die beregten Ausführungen des geiſtvollen franzöſiſchen Schriftſtellers nicht vergeblich geweſen, noch ſo ganz vereinzelt geblieben. Wer aufmerkſam den Zeitſtrömungen folgt, begegnet zuweilen, wo er es nicht gerade erwartet, der dämmernden Einſicht, daß kein Culturfortſchritt je die Religion überflüſſig machen oder erſetzen kann. Auf einigen Hochgipfeln „freier" Wiſſenſchaft ſcheint etwas ſpürbar zu ſein wie Sehnſuchtswehen nach der allumfaſſenden Weite und der geſchloſſenen Einheit einer religiöſen Weltanſchauung, nach ihrem friedreichen Glück und dem unerſchöpflichen Reichthum an Liebe, den ſie gewährt, und der *jedes* Menſchenleben, auch das „belaſtete" und verfehlte, noch in fruchtbare Segensausſaat zu wandeln vermag.

Im Intereſſe der hiſtoriſchen Wahrheit muß aber doch feſtgehalten werden, daß dieſes Palinodien, Rückläufigkeiten des Zeitgeiſtes ſind, die wir durchaus nicht für optiſche Täuſchungen, ſondern für ſehr beachtenswerthe Thatſachen anſehen. Sie beleuchten unter anderem auch „das harte Wort von der Inferiorität des Katholicismus", wie Th. Ziegler — bald hätten wir geſagt mit vergnügtem Händereiben — ſchreibt[1]. Die vielberufene Rückſtändigkeit der katholiſchen Weltanſchauung kann neben jenen Rückläufigkeiten doch wenigſtens den Vorzug beanſpruchen, großartige Erſparniß überflüſſiger Umwege zu ſein.

Auch bei Paulſen klingt dieſe Palinodie zuweilen an, hie und da ſogar recht kräftig durch. Freilich vom Bankrott der ungläubigen Wiſſenſchaft zu reden, das möchte wohl als unvergebbare Sünde wider den Geiſt der freien Forſchung angeſehen werden; aber an flüchtigen, vorſichtigen Winken fehlt es nicht: Seht euch vor, die Actien der allmächtigen Wiſſenſchaft fallen, die der verachteten Religion ſcheinen zu ſteigen.

[1] Die geiſtigen und ſocialen Strömungen des 19. Jahrhunderts (1899) S. 437.

„Die Ueberschätzung ... der wissenschaftlichen Forschung und ihrer Leistungen dürfte ihren Höhepunkt überschritten haben.“ [1] „Ein Verlangen nach einem neuen, reichern, freiern, geistigern Lebensinhalt scheint sich, nach manchen Symptomen zu urtheilen, in den Völkern des Abendlandes wieder zu regen: die Sehnsucht nach leitenden Ideen, nach Religion.“ [2]

Daß das Subject dieser Sehnsucht äußerst unbestimmt ist (Völker des Abendlandes), verschlägt nicht viel; weit schlimmer erscheint der Abgang aller Objecte. Denn die allgemeinsten, religiösen Wahrheiten sind nach Paulsen wie schwindender Schnee.

Der Glaube an ein künftiges Leben „wird in unserer Zeit in immer weitern Kreisen wankend, und schwerlich wird hierin die Zukunft eine Umkehr bringen“ [3].

Uebereinstimmend schreibt Paulsen in zweien seiner Werke, der Glaube an Gott oder Götter, wozwischen „kein wesentlicher Unterschied“ [4] bestehe, sei im „Aussterben“ [5] oder „Absterben“ [6] „begriffen“ und werde „nicht wieder lebendig werden“ [7], „es sei denn, daß Wissenschaft und Philosophie im Abendland wieder erlöschen“ [8]. Danach erschlössen sich der „Sehnsucht nach Religion“ üble Aussichten. Solange das Licht der Philosophie leuchtet, müßte sie suchen, was nicht da ist; wenn es aber verlöschen sollte, bleibt ihr nichts übrig, als im Finstern umherzutappen, was selten zu einem erfreulichen, objectiven Ergebniß führt und meistens nur subjective Beulen verursacht.

Obgleich Paulsen aber die Ueberzeugungen vom jenseitigen Leben der Seele und von der Existenz eines persönlichen, außerweltlichen Gottes für einen bleibend überwundenen Standpunkt hält, hat er dennoch wiederholt und in kraftvollen Worten den Gedanken ausgesprochen, daß die Religion bleiben müsse und bleiben werde, der Glaube unausrottbar und unersetzlich sei [9]. Insbesondere erachtet er es für ein großes Verdienst Kants, ja für den „Angelpunkt“ [10] von dessen Philosophie, daß er die Versöhnung von Wissen und Glauben zu stande gebracht habe. Das hören wir am Anfang [11] und am Ende [12] seiner „Einleitung“; zwischendurch ist ein ganzer Abschnitt dem Kantschen Frieden gewidmet [13]. Ebenso lesen wir am Be-

[1] Einl. S. 344. [2] A. a. O. [3] Ethik I, 407.
[4] Einl. S. 8; Ethik I, 393. [5] Einl. S. 7. [6] Ethik I, 393.
[7] Einl. und Ethik a. a. O. [8] Einl. a. a. O.
[9] Vgl. Ethik I, 393 f.; Einl. S. 7 f. 337 ff. u. a.
[10] Einl. S. 11 und 331. [11] Vorwort S. v. [12] S. 431.
[13] S. 323—346.

ginn und am Schluß des Werkes über Kant: „Die kritiſche Philoſophie" hat „das alte Problem des Verhältniſſes von Wiſſen und Glauben" [1], „das centrale Problem der modernen Philoſophie" [2] „aufgelöſt" [3]. Und jedesmal kargt der Verfaſſer weder mit nachdrücklichen Worten noch mit eingehenden Darlegungen.

Dieſer Thatbeſtand hat nun auf den erſten Blick etwas ſehr Merkwürdiges. Kant verſöhnte vor 100 Jahren Wiſſen und Glauben; Kant, der große philoſophiſche Arzt, iſt Specialiſt in der „Zeitkrankheit" des „klaffenden Widerſpruches" zwiſchen Wiſſen und Glauben. Seine kritiſche Klinik war die mächtigſte Schule des 19. Jahrhunderts. Eine Zeitlang iſt er für unmodern gehalten worden, „gegenwärtig" übt er aber wieder „den breiteſten Einfluß aus" [4]. Trotz alledem hat ſich „die große Zeitkrankheit" des klaffenden Widerſpruchs geſteigert oder jedenfalls um nichts gemindert. Dieſes läßt ſich nur daraus erklären, daß der beregte Angelpunkt der Kantſchen Philoſophie bisher kaum ernſthaft beachtet worden iſt, weshalb es ſich denn auch leicht begreift, daß Paulſen ſo nachdrücklich darauf zurückkommen zu müſſen glaubt und wir berechtigt zu ſein meinen, von neuentdecktem Königsberger Friedenstractat zu ſprechen.

Auch in die Polemik wider Willmann haben dieſe Fragen mit hereingeſpielt. Willmann hat das Verhältniß von Wiſſen und Glauben u. a. auch mit Worten dargelegt, die der erſten Encyklika Pius' IX. entnommen ſind [5] und als „monumentale Worte" bezeichnet werden [6]. Nach Paulſen [7] aber „ſprechen" ſie „in der Form eines Semirationalismus doch nur die völlige Gefangenſchaft der Vernunft unter der den Glauben definirenden Autorität aus". Zudem iſt das nicht bloß völlige Gefangenſchaft ſchlechthin, ſondern ebenſolche verſchärft durch völlige „Bindung" des Denkens. Theobald Ziegler konnte es natürlich nicht genügen, daß der Verſtand katholiſcher Forſcher gebunden im Gefängniß liege. Offenſichtlich inſpirirt er ſich an Paulſens Polemik, der er ja auch Anerkennung ſpendet, fügt aber aus eigenem als unvermeidliche Begleiterſcheinung katholiſcher Ueberzeugungen noch einen dreifachen Seelenſchmerz hinzu: ſchlechtes Gewiſſen, verbittertes Mißtrauen und unglückſelige Gefühle überhaupt [8].

---

[1] Kant S. 6. [2] Ebd. S. 381. [3] Ebd. S. 6 und 381.
[4] Einl. S. 12. [5] Qui pluribus vom 9. November 1846.
[6] Geſchichte des Idealismus III, 876.
[7] Deutſche Rundſchau Bd. 96, S. 203.
[8] Die geiſtigen und ſocialen Strömungen S. 436.

Es möchte ſich alſo der Verſuch empfehlen, in Kürze zu ſagen, wie der Kantſche Friede beſchaffen iſt, den Paulſen mehr oder weniger entdeckt hat. Im Hintergrund ſteht freilich die Frage, was das für eine Religion ſein mag, die bleiben muß, obgleich der Glaube ans Jenſeits unabänderlich abgeht, und die bleiben wird, obgleich die Ueberzeugung vom Daſein Gottes unaufhaltſam ausſtirbt. Allein in eine ſo weitausſchauende Polemik wollen wir nicht eintreten, ſtatt deſſen vielmehr in einem weitern Artikel ein Wort pro domo zu ſagen verſuchen zu Gunſten des Glaubenskerkers, in dem unſer Verſtand ſchmachtet. Dafür wollen wir die unglückſeligen Gefühle auf ſich beruhen laſſen. Sie erledigen ſich etwa mit den Worten des Evangeliums: „Selig diejenigen, die nicht ſehen und doch glauben."

Zwar habe die Reformation mit der Verſöhnung von Glauben und Wiſſen den Anfang gemacht, ſei aber bald wieder auf ſcholaſtiſche Irrwege gerathen: Kant jedoch „vernichtete die Scholaſtik definitiv; indem er den Glauben aus der Wiſſenſchaft und die Wiſſenſchaft aus der Religion verwies, gab er beiden Freiheit und Selbſtändigkeit"[1]. Der alſo geſchilderte Vorgang hat etwas Befremdendes. „Aus" einem Gebiet oder Gemach „verweiſen", iſt nahezu hinauswerfen. Eine Verſöhnungsaction, die mit ſolchen Maßregeln anhebt, läßt ſich in der That wunderlich an.

Die moderne Philoſophie ſpricht, wie früher[2] ausgeführt wurde, dem menſchlichen Willen ab, was ihm gebührt: die Freiheit, und ſie ſpricht dem Verſtande zu, was ihm fehlt: wiederum die Freiheit. Da in den Verſtand etwas aufgenommen wird, wofür kein Platz vorgeſehen iſt, muß etwas weichen, was doch im Verſtand ein ewiges Heimatsrecht hat: die religiöſen Ueberzeugungen. Sie werden nach dem Königsberger Frieden einfach heimatlos. Das Gemüth will Religion willkommen heißen, kann aber Ueberzeugungen nicht herſtellen noch aufnehmen. Der Verſtand ſieht Ueberzeugungen als zu ihm gehörig an, religiöſen Ueberzeugungen iſt aber dort der Eintritt verboten. So oft Paulſen von der Kantſchen Vermittlung, Verſöhnung, Friedensſtiftung zwiſchen Wiſſen und Glauben redet, er aber ſagen will, wie die Sache verläuft, kommt doch immer wieder das gegenſeitige „Hinausweiſen" zum Vorſchein oder „reinliche Grenzſcheidung"[3] oder „Loslöſung" des Wiſſens vom Glauben[4]; einmal ſogar das „Abbrechen aller Brücken" zwiſchen beiden[5].

---

[1] Kant S. 7. [2] In dieſer Zeitſchrift Bd. LVI, Heft 2, S. 125 ff.
[3] Kant S. 384. „Reinliche Auseinanderſetzung" Einl. S. 10.
[4] Einl. S. v und 310.
[5] Ebd. S. 115 unten, „Fechner baute ſie wieder auf". . . .

Gegenſätze können auf zweierlei Weiſe beglichen werden: einmal indem man den Gegenſatz läugnet und Einklang herzuſtellen verſucht, oder dadurch, daß man jede Beziehung in Abrede ſtellt, alſo auch die des Gegenſatzes — wie wenn jemand einen Gegenſatz zwiſchen der Verbreitung dichteriſcher Begabung und hohen Getreidepreiſen behauptete und entgegnet würde, weder Gegenſatz noch Zuſammenhang ſei vorhanden, weil gar keine Beziehung beſtehe.

Religion und Wiſſenſchaft ſind nach Paulſen nämlich heterogen in ihrem Urſprung und incommenſurabel in ihrem Inhalt. Iſt die Wiſſenſchaft dem Willen, was Hegels Werke dem Analphabeten ſind, ſo verhält ſich der Verſtand zur Religion im beſten Fall wie eine Marmorbüſte zur Muſik, vielleicht wie ein Foxterrier zur Muſik. Zwiſchen ſtreitenden Kindern vermeidet man Zuſammenſtöße am ſicherſten, wenn man ſie „definitiv“ auseinander bringt. So wird der „klaffende Widerſpruch“ zwiſchen Wiſſen und Glauben durch die nachſtehenden Erwägungen ein für allemal beſeitigt. Der Urſprung der Religion liegt im Willen, in Wünſchen und Gefühlen [1]. Ihr Weſen iſt „nicht ein Wiſſen“, ſondern ein „Habitus des Gemüths“ [2]. Glauben iſt ganz und gar Willensmonopol, der Glaube lediglich auf Werthe und Schätzungen [3], auf Gut und Schlecht, nicht auf Wahr und Falſch gerichtet. Er „beruht nicht auf Gründen“, ſondern auf der „Nothwendigkeit“, daß das Leben „erträglich“ werde [4]. Der Urſprung der Wiſſenſchaft aber iſt ſelbſtredend im Verſtand; die Wiſſenſchaften, die Philoſophie ſind Verſtandesmonopol; der Verſtand ſelbſt auf Erkenntniß der Wirklichkeit, wenigſtens der „phänomenalen“, gerichtet, auf Wahr und Falſch, nicht auf Gut und Schlecht eingeſtellt [5]. Deshalb bewohnen Erkenntniſſe, insbeſondere wiſſenſchaftliche, und Gefühle, zumal religiöſe, verſchiedene Welten. Gedanken und Wünſche ſprechen nicht bloß verſchiedene Sprachen; es müßte vielmehr geſagt werden, bloß die Gedanken ſprächen, und Wünſche hätten nur Lieder ohne Worte zur Verfügung — wobei denn freilich Lieder mit Worten, gedankenreiche Wünſche, wider ſolchen Dualismus eine nicht unerhebliche Schwierigkeit bilden. Und wiederum: der Verſtand iſt nur ein „Regiſtrirapparat des Wirklichen“ [6], des Wahren und Falſchen, das Gemüth ein automatiſcher Signalapparat für das Gute, dürfte im Sinne des Verfaſſers ergänzt werden. Umgekehrt ſind Werthe für den Verſtand, Wahr-

[1] Einl. S. 311. 339 ff.; Ethik I, 399. [2] Einl. S. 252.
[3] Ebd. S. 253. 273. [4] Ebd. S. 255 u. a.
[5] Ebd. S. 8 und 336 u. a. [6] Ebd. S. 8 f.

heiten für den Willen ſpaniſche Dörfer. Der Verſtand photographirt recht und ſchlecht das Wirkliche, im Grunde ohne zu wiſſen, was er thut, da Paulſen wider v. Gizycki bemerkt: „Was iſt nun die Wirklichkeit an ſich? Ich weiß es nicht.“ [1] Daneben iſt der Wille eine Spieldoſe voll uralter, wunderſüßer, theilweiſe andachterregender Melodien. Man ſieht leicht ein, daß dieſe Betriebe einander nicht im Wege ſtehen. Der Friede einer Ehe wird dadurch nicht gefährdet, daß der Mann den Wiſſenſchaften obliegt, die Frau ſich häuslicher Arbeiten befleißt. Wie jedoch, wenn er als Philoſoph und Anhänger Nietzſches einen Commentar zum „Fall Wagner“ abzufaſſen für ſeine Lebensaufgabe anſähe, die Frau aber ruheloſe, „wahnfriedig“-wagnerfreundliche Klaviervirtuoſin wäre? — Gewiß, die reine Mathematik bedarf keiner Affecte, um zur Geltung zu kommen, und großer Enthuſiasmus frägt nicht viel nach ſyllogiſtiſchen Formen. Nie war jemand verſucht, dem Baum des Porphyrios ewige Liebe zu ſchwören, noch hat je jemand daran gedacht, Brahms' deutſches Requiem zu widerlegen. Und ſo kann zwar, wie Paulſen öfters ſagt, die Religion, in ihrem Urſprung Willensbedürfniß, in ihrem Inhalt Gemüthszuſtand, nicht bewieſen, kann aber auch nicht widerlegt, ſie kann weder „andemonſtrirt“ noch „wegdisputirt“ werden [2].

„Eine geglaubte Philoſophie iſt ebenſo ein innerer Widerſpruch wie eine erdachte Religion“ [3], lautet einer von Paulſens ſorgſam abgetönten Sätzen. Wollten wir mit Worten fechten, ſo würden wir ſagen, daß Paulſen der erſte iſt, eine unglaubliche Philoſophie, z. B. die Ludwig Büchners, auch nicht gar ſchön zu finden [4], und daß mit einer undenkbaren Religion auch niemanden gedient iſt. „Eine geglaubte Philoſophie iſt ein innerer Widerſpruch,“ dagegen hätte die philosophia perennis nichts einzuwenden. Aber ſchreibt nicht Paulſen ſelbſt an anderer Stelle: „Glaube iſt ein Element, ja das eigentliche Formprincip jeder Philoſophie“? [5] Paulſen hält die Gewißheit von der Möglichkeit des Erkennens für eine „Glaubensgewißheit“ und ſagt deshalb: „So kommt der alte Satz: Fides praecedit intellectum wieder zu Ehren. Der Menſch lebt zuletzt überall vom Glauben, nicht vom Wiſſen.“ „Selbſt die

[1] Ethik I, 414.

[2] Einl. S. 238; Kant S. 384; vgl. Lange, Geſchichte des Materialismus II (3. Aufl.), 495.

[3] Einl. S. 5. [4] Ebd. S. 69 Anm. 85 Anm.

[5] Ebd. S. 330.

Wiſſenſchaftsfanatiker" thun desgleichen[1]. Hier wäre nun zu conſtatiren, daß wir weniger glauben als Prof. Paulſen, daß alſo der Satz, „eine geglaubte Philoſophie" ſei ein Unding, für uns einen reinern Klang und vollere Bedeutung hat als ſelbſt für ſeinen Urheber. Denn die Möglichkeit der Wahrheitserkenntniß erſcheint bei uns als „Wiſſen" inventariſirt und zwar bei jenen wenigen Stücken eigener Art, die zwar nicht bewieſen werden können, weil jeder Beweisverſuch ſie vorausſetzt, die aber auch nicht geläugnet werden können, weil jedweder Läugnungsverſuch ſie zugibt. Das aber iſt nicht „unmittelbares Glauben", ſondern „unmittelbares Wiſſen"; oder ſollte die Evidenz, z. B. daß zweimal zwei vier iſt, unmittelbares Glauben erzeugen? Was nun den zweiten Theil betrifft, eine erdachte Religion ſei ein innerer Widerſpruch, ſo iſt es mehr als bloßes Wortgefecht, wenn wir auf eine undenkbare Religion anſpielten. „Erdachte Religion" ſcheint uns ein allzu abgeſchwächter Ausdruck für die Meinung des Verfaſſers. Wenn nicht bloß der Urſprung, ſondern auch der Inhalt der Religion jenſeits des Verſtandes liegt, ſo müßte es heißen, eine gedachte oder gar eine denkbare Religion ſei ein Unding. Dann erübrigt nur eine undenkbare, oder, wenn man auf ſcholaſtiſchen Subtilitäten beſtehen will, eine nicht denkbare. Mag der Wille Religion nach Belieben erzeugen, „der Verſtand ſteht daneben und vermag es nicht zu faſſen"[2].

Aus dem Geſagten ergibt ſich klärlich, wie ſchroffe Gegenſätze zwiſchen der chriſtlichen Weltanſchauung und der „moniſtiſch-voluntariſtiſchen" beſtehen.

Einerſeits iſt uns nicht Glauben, ſondern Wiſſen die Grundlage und der Ausgangspunkt der Wiſſenſchaften überhaupt und zumal der Philoſophie, evidentes Wiſſen der Wahrheiten, die nicht bewieſen werden können und nicht bewieſen zu werden brauchen. Andererſeits können wir das Glauben unmöglich für einen blinden Willensact, überhaupt an ſich für keinerlei Willensact, ſondern nur für eine Verſtandeszuſtimmung halten. Wird der Glaube als Gemüthshabitus beſtimmt, ſo können wir nicht daran denken, die Definition der Religion anzunehmen, die ſie als „Glauben an ein Tranſcendentes erklären" will[3] oder die Religion eines Volkes als „Spiegelung ſeines eigenen Willens in einer tranſcendenten Welt" bezeichnet[4].

Wenn Paulſen ausführt, daß der religiöſe Glaube nicht aufhören wird, ſolange es Menſchen gibt[5], wenn er die Ehrfurcht vor dem Un-

[1] Kant S. 385 f. und Einl. S. 323. [2] Einl. S. 256.
[3] Ethik I, 385. [4] Ebd. S. 386.
[5] Ebd. S. 399 ff.; vgl. Einl. S. 8 ff. 337 ff.

endlichen, als dem Ziel alles Lebens und Seins, nachdrücklich hervorhebt [1], wenn er klar auszusprechen kein Bedenken trägt, daß „das wissenschaftliche Specialistenthum vor allem die Entwicklung des Gefühls begünstigt, das religiösem Leben am wenigsten günstig ist, des Hochmuths“ [2], so muß dies alles unser Bedauern darüber steigern, daß uns thatsächlich unüberbrückbare Gegensätze trennen, da er den Pantheismus für den wahren Monotheismus ausgibt [3], die Ueberzeugung vom Dasein des persönlichen Gottes und Schöpfers der Welt für nicht wesentlich vom Polytheismus verschieden ansieht [4], diese Ueberzeugung wie die von der Unsterblichkeit der Seele für rettungslos verlorene Positionen hält [5] u. s. w.

Wie sollten wir uns nicht bei Stellen, wie die folgenden es sind, der Uebereinstimmung freuen: „Das Christenthum ... das so viele Staatsumwälzungen und Culturwandlungen, so viele Reiche und Völker überlebt hat, wird auch die Stürme überleben, denen die europäischen Völker jetzt entgegenzugehen scheinen“ [6]; und anderwärts: „Selbst diejenigen, die in entschiedenem Gegensatz zum Christenthum sich fühlen, können seinem Einfluß sich nicht entziehen; es fährt fort, ihr Denken, ihr Wollen und ihr Fühlen zu bestimmen.“ [7] Außerordentlich treffend dünkt uns die Antwort auf eine oft gehörte Frage am Schluß des ersten Buches der Einleitung: „Was können wir denn thun, um dem Volk die Religion zu erhalten?“ — „Ich weiß es wahrlich nicht, es sei denn dies, daß ihr bei der Frage der Erhaltung der Religion an euch selbst zuerst denkt.“ [8]

Aber alle diese Uebereinstimmungen verschwinden leider auch hier in der Weite und Tiefe des Gegensatzes, wenn in Beziehung auf den Inhalt der Evangelien „das Fürwahrhalten von diesen Dingen“ in schroffen Worten als unmöglich, einem nachdenkenden und freigesinnten Mann unmöglich [9] und unerträglich [10] abgelehnt wird.

Es wäre wohl überflüssige Mühe und ein aussichtsloses Beginnen, zum so und so vieltenmale die Polemik auf der ganzen Linie führen zu wollen. Wir begnügen uns mit drei aus der Sache selbst genommenen Bemerkungen zu dem Kantschen Friedenswerk, das Paulsen ans Licht brachte.

Die Auffassung des Glaubens als eines reinen Willensactes vermag Paulsen, ich möchte sagen auch sprachlich nicht völlig und nur deshalb so

---

[1] Einl. S. 249; vgl. ebd. S. 14; Ethik I, 398. [2] Ethik I, 401.
[3] Einl. S. 275. 300 u. a. [4] Ebd. S. 7; Ethik I, 393.
[5] Ebd.; Ethik I, 407. [6] Einl. S. 15. [7] Ethik I, 142.
[8] Einl. S. 346. [9] Ebd. S. 258 u. a. [10] Ebd.; vgl. Ethik I, 405.

weit durchzuführen, weil er durchgängig nur eine von den drei Bedeutungen des Wortes Glauben berücksichtigt, jene nämlich, welche durch das Präpositionalobject gekennzeichnet ist: „an etwas glauben". Von diesem spricht er, so viel wir sehen, ausschließlich. Die andere Bedeutung für unsicheres Urtheilen, Vermuthen, wird einmal erwähnt, um abgelehnt zu werden; mit Recht schreibt Paulsen: „Glaube bedeutet in der Religion nicht ein Meinen, ein minder gewisses Fürwahrhalten." [1] Die Hauptbedeutung aber, das eigentliche Glauben, die Zustimmung des Verstandes zu glaubhaft Bezeugtem, fehlt so vollständig, als ob sie nicht existirte. Unseres Erachtens ist es nun sowohl ein Erkenntnißact, wenn man sagt: Ich glaube, daß es morgen regnen wird, wie wenn man versichert: Ich glaube, was der Zeuge aussagt, wie wenn endlich ein Redner betheuert, er glaube an den Fortschritt der Menschheit. Diese Verstandeszustimmungen und Erkenntnißweisen, zumal die zwei letztgenannten, stehen aber in viel innigerer, ganz anderer Beziehung zum Willen, als die Wahrnehmungen der Sinne oder die Einsichten des Verstandes, wofür wir im weitern einen Grund anzugeben versuchen werden. „An etwas glauben" hat wiederum vor anderem Glauben eine ganz besondere Beziehung zum Willen, insofern es auch die Zuversicht, das Vertrauen, die Hingabe hervorhebt [2]. Deshalb empfahl sich dieses Glauben, wo es galt, eine ausschließlich voluntaristische Glaubenstheorie zu begründen. Die Beispiele, an denen Paulsen seine Theorie erörtert, sind etwa diese: „Die Mutter glaubt an ihr Kind", der Mann „an sein Volk", „an den Sieg der Wahrheit", „seiner Sache" u. ä. m. Das alles „beruht nicht im Verstand, sondern im Wesen und Willen" [3], „das hat immer etwas von der Form einer Religion" [4]. Mag sein, insofern die Hingabe an etwas darin ausgedrückt wird; aber ohne jede Wahrnehmung, mit Ausschluß aller Wahrnehmung unterscheidet weder eine Mutter ihr eigenes Kind von einem fremden Kinde noch ein Mann seine Volksgenossen von Holzklötzen. Aber gerade darum handelt es sich. Jede

[1] Einl. S. 253.

[2] „An etwas glauben" verwendet der Sprachgebrauch übrigens auch in Fällen, wo das Glauben objectiv auf die Existenz eines Wesens, einer Sache eingeschränkt wird und von keinerlei Zuversicht die Rede sein kann, z. B. „an Gespenster" oder gar „an den Teufel" glauben. Für eine rein voluntaristische Theorie sind diese Redewendungen natürlich erst recht nicht verwendbar.

[3] Vgl. Einl. S. 253. 271 f. 331; Kant S. 385. Die zuletzt citirte Stelle Einl. S. 254.

[4] Einl. S. 9.

Wahrnehmung, jedes Fürwahrhalten soll ausgeschlossen werden. Es sei das Verderben der Religion, wenn auf dem „Fürwahrhalten" bestanden werde[1], die große That Kants, das Fürwahrhalten abgeschafft zu haben[2]. Und was tritt an die Stelle? Die „Gewißheit des Herzens"[3]. Deshalb sagten wir, auch sprachlich könne Paulsen seine voluntaristische Glaubenstheorie nicht durchführen. Denn was ist denn Gewißheit, wenn nicht zweifellose Verstandeszustimmung, eine Zustimmung, die objectiv auf Wahrheit sich bezieht und den Verstand zum Träger hat. Auch der Wille bejaht und verneint; seine Zustimmung ist Freude, Hoffnung, Liebe, seine Ablehnung Trauer oder Abneigung. Gewißheit aber bezieht sich nur auf die Wahrheit, ist nur im Verstande. Mag man also das Fürwahrhalten zur Thür hinausweisen, es kommt als Gewißheit verkleidet wieder beim Fenster herein. Gewißheit des Herzens ist Gewißheit des Verstandes, die Freude des Herzens bewirkt.

Die völlige Trennung von Wissen und Glauben führt zweitens dazu, daß entweder die Möglichkeit einer einheitlichen Weltanschauung oder die Theorie selbst in die Brüche geht. Paulsen betont energisch die Nothwendigkeit einer Weltanschauung, und zwar als Nothwendigkeit für alle Menschen aller Bildungsstufen. In polemischem Zusammenhang hat er feine und scharfe Sarkasmen für diejenigen, die sich ohne eine solche zu behelfen suchen[4]; in thetischen Ausführungen bezeichnet er die „Antwort auf die Frage nach dem Woher und Wohin der Dinge" als eine „allgemein menschliche Function"[5]. „Jeder normal entwickelte Mensch, auch der einfache Mann aus dem Volke, auch der Indianer und Neuseeländer, hat eine Philosophie . . . weiß eine Antwort auf die Frage nach Ursprung und Bestimmung der Welt und des Menschenlebens."[6] Wenn man nur einmal Klarheit darüber erlangen könnte, wer nach Paulsen diese Quintessenz der Philosophie, die Weltanschauung, hervorbringt: der Verstand allein, der Wille allein oder beide zusammen? Zunächst einmal der Verstand; denn die Weltanschauung ist die Ansicht über den Ursprung und die Bestimmung der Welt, diese Ansicht ist nach Paulsen Philosophie, und Philosophie ist wiederum nach Paulsen durchaus Verstandessache. Sodann der Wille; denn Weltanschauung ist nach Paulsen Religion, und die erzeugt wiederum nach Paulsen allein der Wille.

[1] Einl. S. 258; vgl. S. 257. 166.
[2] Kant S. 7; Einl. S. 253. 258. [3] Einl. S. 257 u. a.
[4] Ebd. S. 248 u. a. [5] Ebd. S. 3. [6] A. a. O.

Sind nun die vom Verſtand erzeugte Weltanſchauung, welche wir wiſſen, und die angeblich vom Willen erzeugte Weltanſchauung, welche wir glauben, eine und die nämliche Weltanſchauung, ſo geht die Trennungstheorie in die Brüche; ſind ſie aber disparate Gebilde, ſo hört die Möglichkeit einer im einzelnen Menſchengeiſt einheitlichen Weltanſchauung auf.

Daher mag es auch kommen, daß Paulſen über dieſen Punkt ſich ſchwankend auszudrücken ſcheint.

„Die Welt iſt ein Myſterium, deſſen geheimen Sinn den Herzen zu offenbaren die Philoſophie der Vertreterin der Myſterien, der Religion, überläßt.“ [1] In Uebereinſtimmung hiermit heißt es anderwärts, „den Sinn, der in den Dingen iſt, aufzuzeigen“, ſei „immer eine Sache nicht des Wiſſens, ſondern des Wollens und Glaubens“ [2]. Schwerer laſſen ſich damit folgende Sätze vereinbaren: „Die Philoſophie iſt der Verſuch, ein Ganzes von Gedanken über ... Sinn und Bedeutung aller Dinge zu gewinnen.“ [3] „Die Wirklichkeit iſt dem Menſchen als ein großes Räthſel aufgegeben ..., der Verſuch, die Löſung des Räthſels auszuſprechen, den Schlüſſel zu dem *mysterium magnum* des Daſeins zu finden, das iſt die Philoſophie.“ [4] Paulſen ſpricht wiederholt von „philoſophiſcher Weltanſicht“ [5], als einem Werk des Verſtandes, ſagt zugleich noch eindringlicher, „der Wille baue die Weltanſchauung“ [6]. Ein beſonders beliebter, unſeres Erachtens ſchwer verſtändlicher Ausdruck iſt „Spiegelung“. „Die Weltanſchauung iſt, ſofern ſie Werthurtheile einſchließt, eine Spiegelung des eigenen Willens“ [7]; „die Religion eines Volkes iſt die Spiegelung ſeines eigenen Willens in einer tranſcendenten Welt“ [8]; im Leben der Völker erſcheint „die geſchichtliche Götterwelt“ als „die tranſcendente Spiegelung des eigenen geſchichtlichen Lebens“ [9]; oder die „Einheit aller kosmiſchen Bewegungen durch Wechſelwirkung“ iſt „eine Spiegelung der innern Zuſammenſtimmung des einheitlichen Innenlebens eines geiſtigen All-Einen“ [10]. Von der letzten Spiegelung als der dunkelſten abgeſehen, dürfte aus dem übrigen hervorgehen, daß Weltanſchauung, Religion, Glauben Willensſache iſt. Der Pantheismus iſt aber doch wohl eine Weltanſchauung und dennoch dem Verfaſſer zufolge das letzte Wort der Wiſſenſchaft, die höchſte Einſicht des Verſtandes. Freilich heißt es gelegentlich, der

[1] Einl. S. 11. [2] Ebd. S. 323. [3] Ebd. S. 2 f.
[4] Ebd. S. 19. [5] Ebd. S. xi. 244. [6] Ebd. S. 330; Kant S. 384.
[7] Ethik I, 391 f. [8] Ebd. I, 386. [9] Einl. S. 278.
[10] Ebd. S. 225; vgl. S. 235.

Pantheismus ſei keine Religion, ſondern eine kosmologiſche Hypotheſe[1], und die Religion ſei an kosmologiſchen Hypotheſen nicht intereſſirt[2]; andererſeits ſoll aber doch, zwar nicht ein Beweis für die Wahrheit, aber eine „entgegenkommende Vorſtellung" in der Uebereinſtimmung zwiſchen pantheiſtiſcher Weltanſicht als gewußter Philoſophie und pantheiſtiſcher Weltanſchauung als geglaubter Religion beſtehen[3].

Die völlige principielle Trennung von Wiſſen und Glauben trägt drittens in den innern Menſchen einen Dualismus von ſo ſchneidender Gegenſätzlichkeit, daß aller übrige Monismus, deſſen ſich Paulſen häufig berühmt, auch für die, welche auf ſeinem Standpunkt ſtehen, als dürftiger Troſt erſcheinen muß. Kants Friede iſt eine Scheidung von Kopf und Herz wegen Unverträglichkeit des Charakters nebſt dem erſchwerenden Umſtand, daß dieſe Scheidung nur grundſätzlich ausgeſprochen, aber praktiſch nicht durchgeführt werden kann. Denn die alſo Geſchiedenen müſſen zeitlebens dieſelbe Wohnung bewohnen, gemeinſam zu allen wichtigen Fragen des Lebens Stellung nehmen, auseinanderſtrebend zuſammenwirken. Immer wieder bezweifelt der Kopf oder er verneint, was das Herz bejaht und verlangt. Selbſt wenn der Verſtand in überlegener Schonung ſchwiege, empfände das Gemüth dieſes gewiß nicht als Förderung ſeines Glückes. Widerwillig möchte das Herz ein für allemal dem Kopf den Rücken kehren, wenn es nur könnte!

Hat der Wille etwa ein eigenes Erkenntnißvermögen? Das wäre ja noch ſchlimmer als bloßer Dualismus[4]. Hat er es aber nicht, wie kommt er überhaupt an ſeine Objecte? Der geiſtige Wille hat ja keine Arme, um nach den Objecten zu langen, erreicht ſie überhaupt nicht anders als dadurch, daß der Verſtand ſie ihm vorſtellt. Wenn der Wille nun Religion zu produciren geneigt iſt, muß der Verſtand bei einer Sache mitwirken, die er mißbilligt. Thut er es ſchweigend, ſo wird er unehrlich; proteſtirt er aber, ſo iſt der Friede dahin, und es gibt Scenen.

Iſt ein ſolcher Dualismus von Verſtand und Wille wirklich das richtige Mittel, um einen „klaffenden Widerſpruch" zum Einklang zu ſtimmen? Was bedeutet aller Monismus in Bezug auf Sonne, Mond und Sterne, Steine, Pflanzen, Thiere und Menſchen, ein Monismus, der

[1] Einl. S. 260. [2] Ebd. S. 164 f. [3] Ebd. S. 260.

[4] In der Ethik iſt einmal die Weltanſchauung, die der Wille erzeugt, ein Syſtem von Urtheilen, die der Menſch als „wollendes, fühlendes Weſen" fällt. I, 148.

„in einem Planeten eine Ganglienzelle des Welthirns zu erblicken“ [1] geneigt wäre, wenn das Geistesleben des Einzelnen so zwiespaltig auseinanderklafft?

Daß der Mann aus einem Guſſe ſei, das dünkt uns ein ſchätzbarer Monismus. Das Einzige aber, was ſolchen Monismus zu bewirken vermag, iſt eine einheitliche Weltanſchauung. Deren logiſche Einheit beſteht darin, daß alles in vernünftigem Zuſammenhang ſtehe, ſchön ſtimme: das Wiſſen und das Glauben; deren pſychologiſche Einheit aber darin, daß eben dasſelbe, was der Verſtand als Wahrheit umfaßt, dem Willen die Wege der Pflicht weiſe und die Fülle des Glückes biete.

N. v. Noſtitz-Rieneck S. J.

Zur kirchlichen Geſetzgebung über verbotene Bücher.

Das Buch, welches bislang den Titel führte: „Index der verbotenen Bücher“, könnte man auch nennen: Allgemeine und beſondere Decrete über verbotene Bücher. Es beſteht nämlich und wird jedenfalls auch nach der geplanten Neuausgabe beſtehen aus zwei Theilen von ganz verſchiedener Bedeutung und Wichtigkeit. Der erſte Theil enthält in kurzen, knappen Geſetzesparagraphen die ganze kirchliche Geſetzgebung über das Bücherweſen. Unſtreitig iſt er ſeinem Werthe, wenn auch nicht ſeinem Umfange nach der wichtigere, ja einfachhin der weſentliche Theil des Buches. Mit Fug und Recht könnte er für ſich allein beſtehen ohne den Anhang des zweiten Theiles. Nicht aber umgekehrt: der zweite Theil ohne die Grundlage des erſten würde vielfach unerklärlich ſein und jedenfalls nicht einen Geſetzescodex darſtellen. Er bietet eben nichts mehr und nichts weniger als die Titel der durch Sonderdecrete namentlich verbotenen Bücher. Wenn daher auch dieſer zweite Theil der umfangreichſte und der meiſt umſtrittene iſt, ſo daß er dem ganzen ſeinen Namen geben konnte, ſo hieße es dennoch die kirchliche Geſetzgebung über Bücherweſen vollſtändig verkennen, wollte man dieſelbe hauptſächlich nach dieſem Kataloge der verbotenen Bücher beurtheilen.

[1] Einl. S. 247.

Unaufrichtig aber zum wenigsten, ja ungerecht ist es, wenn jetzt wirkliche Kenner des Index der Kirche bittere Vorwürfe machen, weil ihre Bücherverbote im Index so mangelhaft, so planlos seien. Diese Kritiker sollten vorab bedenken, daß ihre Anklagen, um Sinn und Grund zu haben, sich gegen den ersten Theil des Index, gegen die sogen. allgemeinen Decrete, richten lassen müßten. Es scheint in der That die bloße Richtigstellung dieser absichtlichen oder unabsichtlichen Verwechslung der allgemeinen und der besondern Decrete vielen, vielleicht den meisten Anklagen gegen den Index die Spitze abzubrechen. Ein Haus ist deshalb nicht schlecht, weil man auf dem Dache vergebens sucht, was nur im Keller zu finden ist. Doch wenden wir uns zunächst den sogen. allgemeinen Decreten oder Regeln zu.

I.

Daß die wahre Kirche Christi das göttlich verbriefte Recht hat und die heiligste Pflicht, Gefahren für Glauben und Sitten durch heilsame Vorkehrungen zu begegnen, daß zweitens die schlechten Bücher und Schriften eine Pest sind, welche Kirche und Staat, Familie und Herz durchseuchen: das sind zwar Binsenwahrheiten, oft genug ausgesprochen und gewürdigt; aber deshalb, weil mit logischer Nothwendigkeit aus ihnen der Schluß sich ergibt: also hat die Kirche Gottes Recht und Pflicht, durch ihre Gesetzgebung die Ihrigen vor dem Gift solcher Schriften zu schützen, verlieren sie kein Krümchen ihrer Wahrheit. Wunder nehmen muß es nur, daß unsere politische wie gelehrte Welt, die doch heute wie nie zuvor mit seltener Einmüthigkeit das Klagelied von der schlechten Presse anstimmt, trotz alledem noch immer erbost über den obigen Schluß der Logik, die Freiheit der Wissenschaft, die freie Forschung zur Rache gegen die Knechtschaft römischer Bücherverbote aufruft. Gerade als wenn Zügellosigkeit überhaupt Freiheit genannt werden dürfte, als wenn jeder Einschränkung der Freiheit, der Freiheit in des Wortes zügellosester Bedeutung, das Brandmal der Tyrannei aufgedrückt wäre! Was ist denn Autorität, alle Autorität auf Erden, was ist jede Gesetzgebung anders als eine Einschränkung, eine Zügelung des vernünftigen, freien Menschen? Freie Forschung! Es ist ein eigen Ding um diese freie Forschung. Sie zeitigte auf dem Gebiete der Theologie hundert und eine verschiedene Auslegungen der Heiligen Schrift, die hinwiederum ebensoviele Kirchen der lautern Wahrheit des Evangeliums zur Welt brachten. Von den Freigeistern des vorigen Jahrhunderts mit dem Philosophenmantel neu aufgeputzt, wurde

sie in der Göttin der Vernunft auf den Altar erhoben, und die Orgien der Revolution waren ihre süßen Früchte. Unser Jahrhundert aber zeigt in den Wahngebilden eines Stirner, Büchner, Nietzsche, wie weit freie Forschung es zu bringen vermag. Ja die Specialität des ausgehenden Jahrhunderts der Wissenschaft, der Anarchismus und die Helden der Dynamitbomben, wie jener berüchtigte Vaillant, sie zehren davon. Dieser schrieb: „Ich habe den Aerzten im Hôtel-Dieu dargelegt, daß meine That die unerbittliche Folge meiner und der Philosophie von Büchner, Darwin, Herbert Spencer sei."

Aber sollte man auch für jene schrankenlose Freiheit einer von Gott gesetzten Autorität gegenüber immer noch Menschenrechte verlangen, eher und mit mehr Schein von Grund und Vernunft könnte man Gott im Himmel das Recht bestreiten: den Stammeltern im Paradiese das Abstinenzgebot zu geben, eher als einem Vater Recht und Pflicht verneinen: Sohn oder Tochter den Umgang mit schlechten Kameraden zu wehren. Daß aber schlechte Bücher noch viel stiller und ebenso viel sicherer als schlechte Gesellschaft ihr Gift einimpfen, daran zweifelt kein Mensch, am allerwenigsten die Verfasser jener Bücher und alle jene, die da im Namen der Aufklärung und Freiheit sich gegen den römischen Geisteszwang ereifern. Deshalb dürfte es in der That wohl kaum einen Vater geben, auch wenn er vom Lehrstuhle an der Hochschule noch so oft die freie Forschung hochhält und dabei über die Knechtung des römischen Index spöttelt — keinen Vater, so aufgeklärt, daß er jetzt folgerichtig seinem heranwachsenden Sohne jedes religiöse, philosophische, medicinische, belletristische Buch zur freien Forschung zugestände oder in die Hand gäbe.

Es ist nicht unsere Absicht, den Liberalismus auch in diesem Punkte der Inconsequenz zu zeihen. Wohl aber wird es uns gestattet sein, aus jener überaus vernünftigen väterlichen Handlungsweise den einzig richtigen Schluß zu ziehen: Also steht es wohl bei hoch und niedrig, gelehrt und ungelehrt wie ein Grundsatz fest, daß ein Vater kraft seiner Autorität Bücherverbote erlassen darf, ja gegebenenfalls erlassen muß. Warum also bei der Kirche ein ähnliches Recht und eine gleiche Pflicht nicht anerkennen? Wir können und wollen nicht einmal dem Staate das Recht absprechen, Schriftsteller, welche in Wahrheit durch ihre Schriften die kostbarsten Güter des Volkes schwer gefährden, strenge zu strafen. Gerne gestehen wir es zu, daß er den Vertrieb schmutziger Bücher ebenso wie giftiger Waren gesetzlich untersagen darf. Wenn deshalb auch die Kirche mit dem Staate nur

gleichberechtigt wäre in diesem Punkte, jedenfalls wäre es unbillig, das, was für den einen als Recht gefordert wird, bei der andern als Anmaßung zu verhöhnen. Im übrigen ist das Gebiet des Glaubens wie der Sitten — auf dem so recht die Pest schlechter Lesung verheerend wirkt — das eigenste Gebiet der Kirche, wenn anders sie überhaupt ein Existenzrecht besitzt. Zum Glück ist das im Naturgesetz begründete Recht der Kirche gegen die Glauben und Sitten gefährdenden Schriften noch obendrein von dem göttlichen Stifter der Kirche mehr verbürgt und klarer verbrieft als alle väterliche Autorität. Und fester begründet als jedes Staatsrecht ist die göttliche Sendung der Kirche, die Herde Christi auf gute Weide zu führen und die giftige Nahrung falscher Lehre, ob sie nun in Wort oder Schrift gereicht wird, nimmer zu dulden. Mit gutem Grund dürfte man deshalb eher irre werden an der göttlichen Sendung der Kirche, wenn sie *nicht* neben der steten Ausübung ihrer apostolischen Lehrthätigkeit durch Verbot und Strafe nach den Erfordernissen der Zeitumstände falsche Lehren wie schlechte Bücher bekämpfte. Das eine wie das andere gehört eben zum Hirtenamt der Kirche. Getrost können wir aber das Zeugniß der Kirchengeschichte für uns anrufen; denn nicht von ungefähr solidirte sich die kirchliche Gesetzgebung über das Bücherwesen und nahm sie ein festes System an, als nach Erfindung der Buchdruckerkunst zur Zeit der Glaubensspaltung eine früher nicht gekannte Fluth von Büchern alles überschwemmte; nicht von ungefähr war es, daß gerade zur Zeit der Philosophie, welche um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Religion und Moral in so gottloser Weise mit ihren Schriften untergrub, Benedikt XIV. durch die Neuausgabe und Umgestaltung des Index die kirchlichen Bücherverbote eindringlich betonte. So wird es denn auch wohl mehr als bloßer Zufall sein, wenn am Abend des Jahrhunderts der Aufklärung, wo die Sündfluth verderblicher Schriften in solch schreckenerregender Weise anschwillt, die Kirche mit einer vollständigen Gesetzgebung über das Lesen schlechter Bücher wiederum auf dem Plane erscheint. Durch die Constitution „Officiorum ac munerum“ vom Jahre 1897 hat die Kirche diese ihre Gesetzgebung nicht bloß den Zeitverhältnissen zweckmäßig angepaßt, sondern auch im Selbstbewußtsein ihres Rechtes wie ihrer Pflicht dieselbe aller Welt kundgethan und von neuem den Katholiken nachdrücklich eingeschärft. Will und kann man die Kirche nicht aus dem Wege räumen, so muß Freund und Feind wohl oder übel ihr wie ein Grundrecht die Befugniß einräumen, durch gesetzliche Maßregeln die schlechten Bücher unschädlich zu

machen, Bücherverbote zu erlassen. Sollte dabei der Grundsatz von der Freiheit der Presse in Mitleidenschaft gezogen werden, so könnte dies nur ein Fingerzeig sein, daß die liberalen Principien überhaupt der Reform bedürftig sind, wie grundlegend sie auch scheinen mögen.

Im übrigen darf man nicht glauben, daß Bücherverbote bloß bei der römisch-katholischen Kirche vorkommen. Nichts irriger als das! Gerade dort, wo man die „Freiheit des Wortes" zum Feldgeschrei gegen Rom wählte, finden wir nicht selten einen fanatischen Haß gegen andersdenkende Schriftsteller, der nur zu oft mit wahrer Verfolgungswuth die gegnerischen Bücher und Schriften auf den Scheiterhaufen brachte und die Autoren mit den schwersten Strafen belegte. In England, in Holland, in Deutschland, in der Schweiz, überall gab es bei den verschiedensten Secten in den Reformationszeiten Bücherverbote, Bücherverbrennungen mit harten und selbst Todesstrafen für die Schreiber und Besitzer der verpönten Bücher. Es ist wahr, daß die Bücherverbote hier sporadischer auftreten, weil eben ohne System und feste Organisation. Nachdem man aber einmal durch Bücherverbote sich grundsätzlich das Recht beigelegt, zeugt dies nur von der Inconsequenz in der Anwendung des Grundsatzes, wenn nicht gar von der Wandelbarkeit der Lehre bei eben diesen Secten. War es möglich, daß man im 16. Jahrhundert den Brief des Apostels Jacobus als schriftwidrig censirte, so kann es im 19. geschehen, daß das apostolische Glaubensbekenntniß als unkirchlich aus der Liturgie entfernt wird. Auch das wären oder sind Bücherverbote, für die sich auf katholischer Seite wahrhaftig kein Analogon findet. Wir geben gerne zu, daß die geschichtlichen Thatsachen, welche jenen unsern Andeutungen zu Grunde liegen[1], das Recht der Kirche, Bücher zu verbieten, nicht heiliger und nicht sicherer machen können, ebensowenig wie die endlosen Plackereien staatlicher Bücherverbote und Büchercensur napoleonischer und josephinischer Art kaum dazu angethan sind, die wenigen festen Bestimmungen der allgemeinen Decrete besonders zu empfehlen. Aber dennoch haec meminisse iuvabit: das eine wie das andere illustrirt zu unserem Frommen in merkwürdiger Weise jenes heilige Recht der Kirche, und beide — protestantische und staatliche — Bücherverbote müssen die grundsätzlichen Gegner der römischen Bücherverbote wenigstens nachdenklich und vorsichtiger machen.

---

[1] Vgl. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes VII, 610 ff.; Döllinger, Die Reformation I, 547 ff.

Und so dürfen wir nach dem Gesagten hier drei Sätze aufstellen. Erstens: aus dem Wesen der Kirche wie aus ihrem Hauptzweck ergibt sich für dieselbe Recht und Pflicht, durch geeignete Maßregeln die drohende Gefahr der schlechten Bücher von den Gläubigen abzuwenden. Zweitens: für unsere Zeit hat die Kirche dies gethan durch ihre neueste Gesetzgebung, welche niedergelegt ist in der Constitution „Officiorum ac munerum". Daraus folgt drittens: daß alle Katholiken im Gewissen verpflichtet sind, diese Gesetzgebung treu zu beobachten, wie dies übrigens auch der Wortlaut der Constitution besagt und neuerdings durch Decret der Indexcongregation bestätigt ward.

II.

Selbst unter denen, welche der Kirche das Recht, Bücher zu verbieten, grundsätzlich zugestehen, gibt es nicht wenige, die vor den wirklichen Bücherverboten dennoch zurückbeben. Es mag sein, daß sie die Kirche und ihre Vertreter in dieser Gesetzgebung nicht bloßgestellt sehen wollen; darum schließen sie lieber die Augen. Möglich ist es auch, daß sie fürchten, durch Kenntnißnahme der kirchlichen Gesetze über das Bücherwesen sich zu etwas verpflichtet zu fühlen, worüber sie in ihrer Unwissenheit hinwegsehen zu können vermeinen. Wir sind weniger ängstlich und wollen die allgemeinen Bücherdecrete aus der Nähe würdigen, um uns davon zu überzeugen, ob sie Anspruch machen können auf den Titel einer wohlgeordneten zweckmäßigen Gesetzgebung, auf den Namen guter Gesetze.

Die erste Bürgschaft für ein gutes Gesetz sind kluge, erfahrene Gesetzgeber. Es hat bei den neuen Decreten der Constitution daran nicht gefehlt. Männer, welche mit einem tiefen kirchenrechtlichen Wissen eine überaus reiche Erfahrung verbanden, Männer, nicht bloß aus einem Lande und einem Volke, Romanen sowohl wie Germanen, haben im Wetteifer des Austausches der Meinungen lange und ernstlich daran gearbeitet, bis die neuen Regeln als das wohldurchdachte abgeschlossene Ganze dastanden, als welches der höchste kirchliche Gesetzgeber es in seiner Constitution bekannt gemacht hat. Nehmen wir noch hinzu, daß bei Abfassung der neuen Decrete die Geschichte und die Schicksale der frühern tridentinischen Regeln nicht bloß benutzt werden konnten, sondern auch, wie ein Vergleich derselben auf den ersten Blick ergibt, in Wirklichkeit mit Sachkenntniß verwerthet worden sind, so liegt in alledem schon eine Gewähr dafür, daß die neue kirchliche Gesetzgebung keine Stümperarbeit der romanischen Rasse ist.

Wohl wissen wir, daß es besonders dort, wo man romanisch und römisch-katholisch gleichsetzt, gemach zur Mode geworden ist, mit vornehmer Selbstüberhebung über die wissenschaftlichen Leistungen der Romanen den Stab zu brechen. Deutsche aber, welche, von Vorurtheilen frei, im wissenschaftlichen Leben mit Romanen jahrelang verkehrten und neben den Werken ihrer Landsleute die der romanischen Gelehrten studirten, sie stimmen alle darin überein, daß dem Spanier, dem Franzosen, dem Italiener zumal neben einer großen Leichtigkeit in der Auffassung eine Klarheit in den Begriffen eignet, die uns Deutschen bei aller Gründlichkeit und Tiefe abgeht. Und gerade diese Eigenschaften sind Elemente, die einem Gesetzgeber an erster Stelle zu gute kommen. So haben denn auch die neuen Decrete bei einer knappen, kurzen Fassung eine wohlthuende Klarheit und Bündigkeit erhalten, was um so mehr unsere Bewunderung erregen muß, als es Gesetze sind nicht bloß für ein Land und ein Volk, für einen bestimmten Stand oder ein bestimmtes Alter, sondern Gesetze für die ganze katholische Welt. Wollte man unparteiisch einen Vergleich anstellen zwischen dieser kirchlichen und irgend einer staatlichen Gesetzgebung in einer ähnlichen Materie, wir glauben nicht, daß er zu Ungunsten der erstern ausfallen würde. Und hierbei dürfen wir wohl an die trotz langer und wiederholter Berathungen auch heute noch ungelösten Probleme des Umsturzparagraphen sowie der lex Heinze erinnern.

Aber sehen wir ab von diesen mehr äußern Gründen und lassen wir das Werk selbst den Meister loben. Jedes Gesetz muß nach seiner klassischen Definition eine vernünftige Richtschnur des menschlichen Willens sein. Nur dann haben wir Begriff und Wesen desselben. Wo es sich nun um das Verbieten schlechter Bücher handelt, kommt es einzig darauf an, den Begriff der *schlechten* Bücher weder zu eng noch auch zu weit zu fassen. Wir wollen sagen: *besonders* nicht zu weit. Der Gesetzgeber bewegt sich hier eben in odiosis, und er wird klug daran thun, den Begriff der schlechten Bücher möglichst enge zu ziehen. Jedoch versteht es sich von selbst, daß er alle Bücher, welche den Glauben oder die Sitten der Allgemeinheit oder des Durchschnittsmenschen schwer gefährden, in große Gefahr bringen, verbieten *muß*. Die Gefährlichkeit eines Buches für Glauben und Sitten muß für ihn beim Verbote maßgebend sein.

Bestimmen wir in dieser allgemeinen Norm „den Glauben" näher als den Glauben, die Lehre der katholischen Kirche, da es sich ja einzig und allein um *ihre* Gesetzgebung handelt, und „die Sitten" als die moralischen

Verpflichtungen, wie sie im Naturgesetz und Dekalog niedergelegt sind, so ergeben sich für jeden vorurtheilslosen Beurtheiler als gefährliche Bücher, die ein Verbot nöthig machen, die folgenden beiden Gruppen:

1. Alle ungläubigen, irrgläubigen, abergläubischen und unsittlichen Schriften und

2. alle Schmähschriften gegen Gott und die Kirche. Fügen wir diesen beiden noch eine dritte hinzu, deren Gefährlichkeit aber schon in den obigen gewissermaßen enthalten ist, die aber besonders aufgezählt werden muß, weil ihr Verbot ein bedingtes sein wird. Wir meinen nämlich

3. alle Bücher der christlichen Belehrung und Erbauung, von der Heiligen Schrift und den Büchern der Liturgie angefangen bis zum kleinsten Gebet- oder Andachtsbuch, wofern dieselben nicht von vornherein die Garantie bieten, daß sie nicht schädlich wirken werden, daß sie nichts Unchristliches und Unkirchliches enthalten.

Daß auch diese dritte Bücherklasse gerade für das katholische Volk gefährlich und sehr gefährlich ist, wird selbst von Akatholiken zugestanden und das Verbot derselben deshalb auch gefordert. Um aber zu verhindern, daß nicht mit dem Unkraut zugleich der Weizen ausgerissen wird, sollen die durch voraufgehende kirchliche Censur gutgeheißenen Bücher dieser Art — und nur diese — erlaubt sein. Jeder Rechtsphilosoph, der sich auf den Standpunkt des kirchlichen Gesetzgebers zu versetzen weiß, wird mit uns diese drei Klassen als gefährliche Bücher definiren, die eines Verbotes würdig sind. Aber schauen wir uns nach diesen Vorbemerkungen jetzt die päpstliche Constitution selbst mit den kirchlichen Bücherverboten an. Nur zu bald wird man die Beobachtung machen, daß in Wirklichkeit nichts mehr als diese drei Klassen — vielleicht noch etwas weniger — verboten ist, nichts mehr als das, was in Wahrheit vom gesunden Menschenverstand als gemeingefährlich definirt wird.

Das kirchliche Büchergesetz enthält wohl mehr als drei Paragraphen, weil dies eben von der Klarheit, die ein Gesetz haben muß, und von dem praktischen Zweck desselben gefordert wird. Es hat Abtheilungen und Unterabtheilungen. Nichtsdestoweniger können wir alle Paragraphen ohne Wortklauberei und ohne scholastische Spitzfindigkeit in jene drei Klassen unterbringen.

In der Constitution „Officiorum ac munerum“ handeln im ersten Titel der allgemeinen Decrete nur das erste bis fünfte Kapitel und das siebente mit dem achten über Bücherverbote, und zwar in diesen sieben Kapiteln nicht alle einzelnen Nummern.

Was im ersten Kapitel eigentlich verboten ist, erhellt am klarsten aus Nr. 4, wo gesagt wird, was *nicht* verboten sein soll: nämlich alle Bücher von Andersgläubigen, selbst solche, welche ex professo über die Religion handeln, wofern es feststeht, daß sie nichts gegen den katholischen Glauben enthalten. Wir entnehmen daraus, daß in diesem ersten Kapitel nur die Bücher der Akatholiken, Apostaten, Häretiker, Schismatiker und selbst der Katholiken verboten sind, welche *Unglauben* oder *Irrglauben* enthalten. Mit andern Worten (Nr. 2): „Verboten sind die Bücher der Apostaten, Häretiker, Schismatiker und überhaupt aller Schriftsteller, welche Häresie oder Schisma vertheidigen oder die Grundlagen der Religion selbst untergraben."

Im fünften Kapitel (Nr. 11) werden die Bücher verboten, welche den Begriff der Inspiration der Heiligen Schrift fälschen, sowie diejenigen (Nr. 14), welche das Duell, den Selbstmord, die Ehescheidung als erlaubt darstellen oder die Freimaurerei und ähnliche geheime Gesellschaften als nützlich, für Kirche und Staat unschädlich hinstellen oder überhaupt Irrthümer vertheidigen, welche der Apostolische Stuhl ausdrücklich verworfen hat. Schließlich verurtheilt das achte Kapitel auch Zeitschriften und Zeitungen, und zwar diejenigen, welche nicht etwa in der einen oder andern Nummer, sondern gewissermaßen beständig und planmäßig Religion oder gute Sitten angreifen. Es leuchtet ein, daß wir diese verschiedenen Arten von Büchern als Unterabtheilungen unserer obigen ersten Klasse auffassen können. Sie gehören alle samt und sonders mehr oder weniger zu dem, was wir ungläubige, irrgläubige, unsittliche Bücher nannten. Abgesehen davon ist es aber auch durch sich klar, daß die hier im einzelnen aufgezählten Bücher Glauben und Sitten schwer gefährden.

Die abergläubischen Bücher dann werden verurtheilt im fünften Kapitel, wo es (Nr. 12) heißt: „Es soll verboten sein, Bücher herauszugeben, zu lesen oder aufzubewahren, welche Zauberei, Wahrsagerei, Spiritismus oder ähnliche abergläubische Dinge lehren oder empfehlen." Die Bücher aber, „welche schmutzige oder unsittliche Dinge behandeln, erzählen oder lehren", verbietet mit eben diesen Worten das vierte Kapitel (Nr. 9). Und damit ist auch schon alles erschöpft, was in den neuen Decreten unsere erste Gruppe der gefährlichen Bücher ausmacht.

Als zweite Gruppe bezeichneten wir oben alle Schmähschriften gegen Gott und die Kirche. Ausführlicher, aber deshalb nicht inhaltsreicher, heißt es statt dessen im fünften Kapitel der Constitution: „Verurtheilt

sind die Bücher, in welchen Gott, die seligste Jungfrau, die Heiligen, die katholische Kirche, ihr Cult, ihre Sacramente oder der Apostolische Stuhl geschmäht, geschmälert oder verkleinert werden, sowie diejenigen, welche planmäßig die kirchliche Hierarchie, den Clerus oder Ordensstand schmähen."

Was dann noch an verbotenen Büchern in der Constitution übrig bleibt, findet sich in Kapitel 2, 3, 5 und 7, nämlich zunächst alle Ausgaben der Heiligen Schrift, welche nicht von der zuständigen kirchlichen Obrigkeit gutgeheißen sind. Dazu kommen an zweiter Stelle die liturgischen Bücher, wie Missale, Brevier, Rituale, Ceremoniale Episcoporum, Pontificale Romanum und andere, wenn in denselben ohne Gutheißung des Apostolischen Stuhles eine Aenderung vorgenommen ist; drittens und zuletzt alle Gebet- und Andachtsbücher, alle Katechismen und religiösen Unterrichtsbücher, alle Bücher und Büchlein der Sittenlehre, Ascese, Mystik, wofern diesen die Druckerlaubniß des zuständigen Bischofs fehlt. Hierzu rechnen wir wegen der Aehnlichkeit des Stoffes noch aus Kapitel 5 (Nr. 13) alle Bücher und Schriften, welche neue Erscheinungen, Offenbarungen, Visionen, Prophezeiungen oder Wunder erzählen, und solche, welche neue Andachten, öffentliche oder private, einführen wollen, es sei denn, daß sie mit Genehmigung der kirchlichen Obern veröffentlicht wurden. Diese drei- oder vierfache Unterabtheilung macht unsere obige dritte Gruppe aus: und es finden sich diese vier hier beisammen, weil sie alle nur bedingungsweise, und zwar schließlich unter einer und derselben Bedingung, des Mangels der kirchlichen Gutheißung, verboten sind.

Somit hätten wir auch alle einzelnen Paragraphen, welche verbotene Bücher enthalten, ausführlich und im einzelnen aufgezählt und uns dabei überzeugt, daß in der That nicht *mehr* verurtheilt wurde, als das, was wir für gefährlich und verdammungswürdig in den drei Klassen erkannten, und daß in den Unterabtheilungen, so wie wir sie in der Constitution selbst haben, keine Bücherart sich findet, die für die Allgemeinheit nicht verderblich und verwerflich wäre.

Das wären also *alle* kirchlicherseits verbotenen Bücher! Man wird zugestehen, daß die Kirche nicht zu strenge war in ihren Bücherverboten, daß diese ihre Gesetzgebung eine weise, eine gute zu nennen ist. Sie verbietet eben im Grunde nicht mehr, als schon durch Naturgesetz und Dekalog verboten ist. Denn auch jene dritte Gruppe von Büchern, die nur bedingungsweise verboten wurden, ist eben in dem Falle, in welchem jene Bedingung sich nicht erfüllt, wenigstens immer verdächtig, und praktisch läßt sich keine

Digitized by Google

andere bessere Bedingung aufstellen, um die vorhandene Gefahr zu verhüten. Vielleicht wundert man sich, daß wir den ganzen Katalog der verbotenen Bücher, den eigentlichen Index librorum prohibitorum, bei alledem mit keinem Worte erwähnten. Es geschah mit Vorbedacht; denn beinahe alle Bücher, welche namentlich auf den sogen. Index gesetzt werden, gehören in der einen oder andern Weise zu den oben besprochenen Abtheilungen oder Unterabtheilungen. Dies gilt besonders für den Index der verbotenen Bücher, wie er sich in Zukunft gestalten wird, und wir berufen uns dabei auf Nr. 1 des ersten Kapitels der Constitution. Im übrigen gedenken wir an anderer Stelle darauf noch zurückzukommen. Hier bei der Erörterung über die weise Beschränkung der Kirche in dieser ihrer Gesetzgebung sei es gestattet, noch eine Bemerkung hinzuzufügen.

Ueberblickt man alle die einzelnen Klassen der verbotenen Bücher, so gewahrt man, daß, abgesehen von Einzelfällen und Ausnahmen, die Lesung oder das Studium nur einer einzigen Gruppe derselben wenigstens für eine Anzahl von Gelehrten nothwendig oder doch nützlich sein kann. Es sind dies die ungläubigen und irrgläubigen Bücher. Dabei muß man aber wohl berücksichtigen, daß erstens bei weitem nicht alle Gelehrten solche Bücher zu ihren Studien benöthigen, sondern nur ein verschwindend kleiner Theil derselben, daß zweitens nicht alle Bücher dieser Klasse jenen Männern der Wissenschaft nothwendig sind, sondern hauptsächlich nur eine Anzahl gelehrter wissenschaftlicher Werke, daß aber gerade diese trotz alledem in sich wenigstens die gefährlichsten von allen sind. Wer dies alles bedenkt, wird es begreifen, daß die Kirche im Gesetze, das für alle gelten soll, jene Bücherklasse einfachhin verbieten mußte, wie bereitwillig sie andererseits jedem einzelnen Gelehrten die Erlaubniß ertheilt, solche Bücher zu gebrauchen. Man darf es aber auch aussprechen, daß die Lesung, das Studium solcher Werke selbst dem Gelehrten gefährlich werden kann; die Geschichte[1], die Erfahrung beweist es. Daher kann es Fälle geben, wo ein Buch trotz aller besondern Erlaubniß auch für ihn ein durch das Naturgesetz unter schwerer Sünde verbotenes Buch wäre und bliebe. Es dürften aber auch die Fälle, in welchen das Studium verbotener Bücher von großem Nutzen ist, nicht so häufig sein, wie man wohl glauben machen will. Der Cardinal Mai war ein Mann der Wissenschaft. Er sagte — und dafür können

[1] Cf. *Socrates*, Hist. eccl. III, 1. *Anastasius Sinaita*, Viae dux adv. Acephalos c. 6. *Hieron.*, Ep. 124 ad Avitum 1. 2. *Orosius*, Consultatio ad August. n. 3. *Melchior Adamus*, Vitae Germ. theolog. (Francof. 1653) p. 479.

wir einstehen —: „Ich habe auch die Erlaubniß, verbotene Bücher zu lesen; ich benutzte dieselbe aber nie und habe auch nicht vor, sie zu gebrauchen." Der gelehrte Ludovico Antonio Muratori verfaßte eine Schrift zur Widerlegung eines Buches von Thomas Burnet, und er glaubte sich trotz alledem noch entschuldigen zu müssen, daß er das häretische Werk gelesen: „Spät gelangte dieses Buch in meine Hände . . ., und ich konnte es nicht über mich bringen, es zu lesen. Denn zu welchem Zwecke anders, als um selbst der Thorheit zu verfallen, sollte ich die Schriften der Neuerer lesen? Ich suche und liebe solche, die mich in der Religion bestärken, nicht solche, die mich von ihr abwendig machen. Als ich aber vernahm, daß es in Italien verbreitet wurde, da beschloß ich, zum Schutze der Religion und Wahrheit wie auch meiner Brüder meine Kraft aufzubieten."

III.

Schon Bischof Feßler sagt in seiner Abhandlung über „Censur und Index", daß es kaum einen Gegenstand von praktischer Bedeutung gibt, der so schwierig zu besprechen wäre als der Index. Viel besser ist es in unsern Tagen damit nicht geworden. Wenn wir gleichwohl es wagten, das kirchliche Bücherverbot zu besprechen, geschah es, weil wir überzeugt sind, daß ein Einblick in die neue Gesetzgebung am besten geeignet ist, die alten Vorurtheile zu zerstreuen. Die Constitution „Officiorum ac munerum" hat nämlich bereitwilligst Rücksicht genommen auf die geänderten Zeitverhältnisse; sie hat nicht bloß das, was sich in der Tridentiner Gesetzgebung überlebt hatte, einfach gestrichen, sondern ist auch sozusagen mit Weitherzigkeit dabei zu Werke gegangen. Verfolgt man im einzelnen die Spuren dieser Weitherzigkeit in der Constitution, so gewahrt man mit Staunen, daß die vielgeschmähte kirchliche Gesetzgebung über Bücherverbote nicht bloß gut und vernünftig, sondern sogar milde und freisinnig erscheint. Es lohnt sich, dies wenigstens in Kürze zu zeigen.

Manche selbst katholische Kritiker des Index reden so, als ob das Naturgesetz und der Dekalog gar keinen Paragraphen über verbotene Bücher enthielte, oder als ob die Kirche sich dem Zeitgeiste so weit anbequemen sollte, daß sie jene Paragraphen einfach außer Curs setzte. Wie hat man nicht Zeter und Mordio über das sogen. Bibelverbot geschrieen! Man wird es auch weiter thun, obwohl es ein solches Verbot gar nicht gibt. Von dem Originaltext der Heiligen Schrift sowie von den alten Uebersetzungen in eine todte Sprache, wofern diese Ausgaben von Katholiken stammen,

ist in den allgemeinen Decreten überhaupt nicht die Rede. Diese sind also, was die Kirche angeht, einfachhin gestattet. Jeder Katholik darf aber auch — soweit es auf das kirchliche Gesetz ankommt — die ganze Heilige Schrift in seiner Muttersprache lesen. Mit Fug und Recht wird aber keiner etwas als Gotteswort und Bibelwort ansehen, was ihm nicht als solches durch die von Gott gesetzte Hüterin und Erklärerin der Heiligen Schrift verbürgt wird. Die Kirche verlangt also, daß das gläubige Volk nur solche Bibelausgaben zur Hand nehme, unter welche sie zur Beglaubigung gewissermaßen ihr Siegel gesetzt, etwa durch die ausdrückliche Approbation des Apostolischen Stuhles selbst. Sie thut dies aber in der Regel durch die Bischöfe, welche wohlweislich, aus den vernünftigsten, offenkundigsten Gründen nicht den bloßen Text, sondern diesen nur mit erklärenden Anmerkungen gutheißen. Wir denken eben mit Augustinus: „Ich würde selbst dem Evangelium nicht glauben, wenn mich nicht die Autorität der katholischen Kirche dazu vermöchte."

Man sollte meinen, das wäre freisinnig genug, wenn man noch dazu nimmt, daß jeder Theologiestudirende jede andere Ausgabe der Heiligen Schrift, mag sie nun von einer Bibelgesellschaft oder sonst irgend einem Andersgläubigen herausgegeben sein, wofern sie nur nicht durch häretische Vorbemerkungen oder Commentare gewissermaßen zu einem irrgläubigen Buche gestempelt wird, zur Hand nehmen und zu seinen Studien benutzen darf. So freisinnig erscheint uns dies alles, daß es gut sein wird, an Bestimmungen des Naturgesetzes und des Dekalogs, die durch jene kirchliche Erlaubniß nicht aufgehoben werden können, wenigstens zu erinnern. Das Naturgesetz besagt nämlich klipp und klar: Wenn die Lesung eines Buches — die Bibel nicht ausgeschlossen — dir schwere Glaubenszweifel bringt oder große Gefahren für deine Herzensreinheit, so darfst du dasselbe nicht lesen, auch dann nicht, wenn die Kirche ein solches Buch nicht verbietet. Für alle, welche auch nur eine oberflächliche Kenntniß haben von den thatsächlichen Wirkungen der Bibellectüre, besonders bei der Jugend, werden diese Andeutungen genügen. Man lasse sich nur einmal von der protestantischen Jugend aufrichtig die Stellen aus ihrer Bibel zeigen, zumal dem Alten Testamente, die da vielfach mit Vorliebe gelesen werden. Es kann deshalb nicht Wunder nehmen, daß protestantische Pädagogen schon längst die katholische Auffassung von den Wirkungen der Bibellectüre theilen und rundweg aussprechen [1].

[1] Vgl. diese Zeitschrift Bd. L, S. 242 ff.

Scheinbar am strengsten ist die Kirche und ihr Gesetz gegenüber den Gebet- und Erbauungsbüchern und allen Büchern der Andacht und Belehrung für das christliche Volk. Sie verlangt nicht nur, daß alle diese Bücher vor ihrem Erscheinen der kirchlichen Censur unterworfen werden, sondern erklärt auch von vornherein alle Bücher ähnlicher Art, welche sich der voraufgehenden Censur entziehen, einfachhin als verboten. Wer jedoch etwas mit dieser Literatur vertraut ist und weiß, wie viel Unheil dieselbe besonders bei dem ungebildeten Manne anrichten kann, wird gerade an dieser Strenge sehen, wie die Kirche mit der Zeit Schritt hält und dem vernünftigen Verlangen, auch wenn es von feindlicher Seite befürwortet wird, nachzugeben weiß. So wird denn auch schwerlich über dieses Verbot bei Freund oder Feind eine Klage laut werden.

Geklagt hat man in Wirklichkeit über ein anderes Verbot, welches in den frühern Regeln nicht oder wenigstens nicht in der Klarheit enthalten war, nämlich über das der schlechten Zeitschriften und Zeitungen. Aber genau besehen verbietet eben in dieser Materie das Naturgesetz mit dem Dekaloge weit mehr als das kirchliche Gesetz. Dieses verurtheilt nur Zeitschriften und Zeitungen, welche planmäßig Religion und gute Sitten angreifen, deren ganze Richtung also gegen Glauben oder Sitten geht. Und doch gibt es wahrlich außerhalb dieses Rahmens noch manche andere Zeitung, die, wenn sie auch nicht gerade planmäßig (data opera) jenes Ziel verfolgt, dennoch nach dem Zeugniß der Erfahrung besonders bei Ungebildeten äußerst gefährlich wirkt. Zudem verbietet das Naturgesetz selbstverständlich auch das Lesen eines einzelnen Blattes, einer einzelnen Nummer einer von der Kirche nicht verbotenen Zeitung, wofern dieselbe für Glauben oder Sitten gefährliche Artikel enthält. Also auch hier hat sich die Kirche auf das Nothwendigste beschränkt und ist mit wahrer Milde verfahren.

Am weitherzigsten zeigt sich das kirchliche Gesetz mit Bezug auf die sogen. klassischen Schriftsteller. In dem vierten Kapitel der allgemeinen Decrete, welches über die unsittlichen Bücher handelt, „werden nämlich die Bücher der alten wie neuerer Klassiker, welche unsittliche und schmutzige Dinge enthalten, wegen der Feinheit und Reinheit der Sprache jenen gestattet, welche die Rücksicht auf ihren Beruf oder ihr Lehramt entschuldigt; zum Unterricht der Jugend jedoch sollen nur sorgfältig gereinigte Ausgaben benutzt werden". Aber auch hier muß beachtet werden, daß das Naturgesetz, welches in diesem Punkte wenigstens für einzelne Fälle strenger lautet,

nicht außer Kraft gesetzt werden kann und soll. Doch kommt es für uns nur darauf an zu zeigen, wie wenig die Kirche in ihrem Gesetze von Engherzigkeit beeinflußt war.

In der That bleibt von der so verschrieenen Strenge und Engherzigkeit der Indexregeln blutwenig übrig, wenn man vorurtheilslos Paragraph um Paragraph mit den entsprechenden Bestimmungen des Naturgesetzes vergleicht. Aber sollte auch in einem einzelnen Falle das kirchliche Gesetz, welches Wohl und Wehe der Allgemeinheit berücksichtigen muß, drücken, so weiß jeder, mit welcher Freigebigkeit die Kirche gerade für solche Fälle die Erlaubniß ertheilt, verbotene Bücher zu lesen.

Die Milde und den Freisinn der Kirche in ihren Bücherverboten haben wir damit zur Genüge gekennzeichnet. Es wäre aber doch eine arge Täuschung, wollte man dieses weitherzige Verfahren der Kirche gewissermaßen als Rath auffassen, nun auch bei der Lesung gefährlicher Bücher bis an die Grenze des Erlaubten zu gehen, oder aber zu glauben, alles das, was durch die allgemeinen Bücherdecrete nicht verboten, sei nun für jeden Einzelnen auch erlaubt. Wir sind vielmehr davon überzeugt, daß selbst diejenigen, welche durch ihren Beruf gezwungen sind, verbotene Bücher zu lesen, oder besondere Erlaubniß dazu haben, einzig im Geiste der Kirche wie heiliger Klugheit handeln, wenn sie es nur mit der größten Vorsicht thun. Der große und gelehrte Bischof, der hl. Franz von Sales, dankt in seinen Schriften mit rührender Einfalt Gott dem Herrn, weil er ihn bei Lesung derartiger Bücher vor dem Verluste seines Glaubens bewahrt habe. Und der berühmte spanische Gelehrte Balmes sagte einst zu zweien seiner Freunde: „Ihr wißt, daß der Glaube tief in meinem Herzen wurzelt. Und dennoch kann ich kein verbotenes Buch lesen, ohne das Bedürfniß zu fühlen, mich wieder durch das Lesen der Heiligen Schrift, der Nachfolge Christi und des gottseligen Ludwig von Granada in die rechte Stimmung zu versetzen.“ Es ist und bleibt eben ein alter Satz der Erfahrung, den der Gottmensch im Evangelium ausspricht: „Wer die Gefahr liebt, kommt darin um.“ Wahr bleibt er auch dann, wenn Gelehrtenstolz sich über solche Gefahr erhaben dünkt.

Joseph Hilgers S. J.

Oſterpräconium und Oſterkerzenweihe.

Praeconium paschale heißt der Geſang, unter dem der Diakon im Gottesdienſte des Karſamstagsmorgens die feierliche Weihe der Oſterkerze vollzieht. Praeconium paschale, Oſterankündigung, wird er genannt, weil er das Ende der Leidenszeit und den Anbruch des frohen Oſterfeſtes dem gläubigen Volke meldet. Mit dem Namen Laus paschalis wird der Heroldsruf des Diakonen bezeichnet, weil er ein von heiliger Freude durchflutheter Preisgeſang auf die wunderbare Nacht iſt, in welcher der Erlöſer die Bande des Grabes und des Todes zerriß, die Pforten der Hölle brach, den glorreichen Sieg über die Sünde und die Gewalten der Finſterniß vollendete, von neuem Leben erfüllt und neues Leben ſpendend aus der Felſengruft erſtand und dem Werke der Erlöſung, das er als das wahre Oſterlamm am Kreuze vollbracht, das unverletzliche Siegel aufdrückte.

Das Praeconium paschale iſt der erſte Ausdruck der frohen Oſterſtimmung. Es iſt Jubel, überquellender Jubel über Chriſti Triumph und die Erlöſung, die dem gefallenen Menſchengeſchlechte durch den Gottesſohn zu theil ward. Melodie und Wort werden in gleicher Weiſe zum Dolmetſcher unverhaltener Siegesfreude. Schon gleich der erſte Laut ſpricht den Charakter aus, welcher das ganze Präconium beherrſcht. Das Exultet, mit dem es beginnt und von dem es den Namen Exultet erhalten, gibt das Leitmotiv an, das ſich in immer neuen Formen und Wendungen von Anfang bis zu Ende durch die „Ankündigung" der beginnenden Oſterfeier hindurchzieht. Es gibt in der an herrlichen Geſängen gewiß nicht armen Liturgie der Kirche nicht manche, in denen ſich heilige Begeiſterung, überſtrömender Jubel, hoher Gedankenflug, Kraft und Schwung der Sprache, Tiefe der Ideen, Großartigkeit des Ausdrucks und Macht wie Majeſtät der Weiſe in einem Maße vereinten, wie im Praeconium paschale.

Nicht ohne Grund ſind die Weihe der Oſterkerze und die Abſingung des Exultet in eins verflochten. Die Oſterkerze iſt das Sinnbild Chriſti. Die fünf Weihrauchkörner, welche der Diakon bei der Weihe in ſie hineingefügt, erinnern an ſeine heiligen fünf Wunden. Das feierliche Anzünden der Oſterkerze und das Aufglühen ihres Lichtes ſtellen des Herrn Auferſtehung dar. Ehe ſie brennt, ſymboliſirt ſie den noch in Todesbanden befangenen Gottmenſchen. Angezündet iſt ſie das Bild des dem Grabe entſtiegenen und im Glanze der Auferſtehung ſtrahlenden Chriſtus. Zugleich weiſt ſie alsdann darauf hin, daß der Auferſtandene das wahre Himmelslicht iſt, welches die Nacht der Sünde und des Todes erhellte, die Finſterniß zum Tage machte und als die wahre Feuerſäule dem Erdenpilger auf der Wanderſchaft zum Himmel voranleuchtet, wie einſt den Kindern Israels in der Wüſte die wunderbare Feuerſäule als Führerin voranging.

Kerzenweihe und Abſingung des Exultet gehören zum Ritus der Oſtervigil und bilden gleichſam den Eingang desſelben. Nach gegenwärtigem Gebrauch hat die Vorfeier des Oſterfeſtes ſchon am Morgen des Karſamstages ſtatt. Ehedem

war es anders. Bis gegen Ende des Mittelalters galt nämlich der Karsamstagmorgen mit Rücksicht auf den noch im Grabe ruhenden Gottessohn als aliturgisch, d. h. es durften an ihm außer dem letzten Scrutinium, der letzten Vorbereitung der Täuflinge auf den Empfang der Taufe, keinerlei sonstige gottesdienstliche Functionen vorgenommen werden. Die Feier der Ostervigil begann erst am Nachmittag des Karsamstags, in frühester Zeit gegen Abend, dann zur hora nona oder octava diei, also um 3 oder 2 Uhr Nachmittags, später zur hora septima oder sexta, um 1 Uhr oder um Mittag. Die jetzige Praxis scheint im Verlauf des 14. Jahrhunderts sich ausgebildet zu haben.

Die Einleitung zur Weihe der Osterkerze bildet die Segnung des neuen Feuers, woran dieselbe angezündet, und der fünf Weihrauchkörner, welche in sie eingefügt werden sollen. Dieselbe wird an der Kirchenthüre vorgenommen. Dann zieht man unter den bekannten Ceremonien zur Kirche hinein. Bald sehen wir den Diakon am Lesepult vor der Osterkerze stehen, rings um ihn den Kreuzträger und je einen Akolythen mit dem Inceus, der dreiarmigen Kerze und den fünf Weihrauchkörnern. Die Osterkerze, größer und stärker, als die Kerzen sind, welche sonst beim Gottesdienste gebraucht werden, eine columna (Säule), wie es im Präconium heißt, steht auf hohem Leuchter. Sie ist gewöhnlich reich geschmückt. Vorschrift ist das freilich nicht, doch entspricht es der Bedeutung der Osterkerze. Es war deshalb schon in früher Zeit Sitte, dieselbe prächtig zu verzieren. Darum erscheint sie auch auf den Miniaturen der Exultetrollen des 11. und 12. Jahrhunderts, von denen später die Rede sein wird, nicht selten in herrlichem Blumenkleide.

Ehedem war es auch Brauch, an der Osterkerze ein Täfelchen mit einer Reihe von chronographischen Angaben anzubringen oder das laufende Jahr mit oder ohne sonstige Daten unmittelbar auf ihr zu verzeichnen. Denselben kannte man, wie aus einer Notiz in des ehrwürdigen Beda Abhandlung De temporum ratione (c. 47) hervorgeht, in Rom schon um 700. Die römischen Gottesdienstordnungen enthalten keinen Hinweis auf die Gewohnheit. Im 11. Jahrhundert wird dieselbe von Udalrich (circa 1086) in den Consuetudines Cluniacenses (l. 1, c. 14), im Beginn des 12. Jahrhunderts von Rupert von Deutz († 1135) in der Schrift De divinis officiis (l. 8, c. 4) und etwas später von Honorius von Autun († circa 1150) in dessen Gemma animae (l. 3, c. 101) erwähnt. Um 1275 redet Durandus in seinem Rationale divinorum officiorum (l. 6, c. 80) von der Gepflogenheit. Von Udalrich erfahren wir, daß man außer dem Jahre des Herrn auch die Indiction und die Epakten auf die Kerze schrieb. Honorius gibt uns eine mystische Deutung der Sitte. „Auf die Kerze", so sagt er, „schreibt man des Herrn Jahr, weil Christus das Gott wohlgefällige Jahr ist, dessen Monate die zwölf Apostel, dessen Tage alle Auserwählten, dessen Stunden die neugetauften Kinder darstellen." Der Gebrauch erhielt sich verschiedenenorts bis in das 18. Jahrhundert. Martène theilt in seinem Werke De antiquis ecclesiae ritibus (l. 4, c. 24, n. 7) die Aufschrift mehrerer Ostertäfelchen aus den Jahren 1585, 1678 und 1708 mit. Dieselben sind allesamt sehr weitläufig. Das erste enthält 18, das zweite 48 und das dritte 35 Zeitangaben. Dieselben decken sich nach Form

und Inhalt im wesentlichen so ziemlich mit den „chronologischen Merkwürdigkeiten", die auf der ersten Seite unserer Volkskalender ihren Platz zu haben pflegen. Ihre Wiedergabe kann daher an dieser Stelle füglich unterbleiben. Den Daten geht auf zweien der Täfelchen ein Vermerk über die Weihe und Widmung der Kerze voraus; auf dem dritten folgt ihnen derselbe. „Gesegnet worden", so heißt es auf dem Ostertäfelchen aus dem Jahre 1708, welches aus der St. Stephans-Kathedrale zu Chalons-sur-Marne stammt, „ist diese Kerze zu Ehren unseres Herrn Jesus Christus, des unbefleckten Lammes, der allerseligsten Jungfrau Maria, des hl. Erzmartyrers Stephanus und aller Heiligen."

Wie die Osterkerze, so pflegt sich auch ihr Ständer durch Größe und Schmuck auszuzeichnen. Einen wie hohen Werth das Mittelalter auf einen prächtigen Osterleuchter legte, zeigen am besten die Exemplare, welche sich aus demselben noch erhalten haben. Im Norden scheinen sie vorherrschend aus Metall gearbeitet oder aus Holz geschnitzt worden zu sein. In Italien liebte man es, sie aus Stein anzufertigen. Wer in Rom S. Paolo fuori le Mura, S. Lorenzo fuori le Mura, S. Maria in Cosmedin, S. Clemente oder S. Agnese zu besuchen Gelegenheit hatte, wird dort glänzende Beispiele von steinernen Osterleuchtern gesehen haben. Der Candelaber in S. Paolo ist mit Sculpturen reich verziert. Die übrigen sind vortreffliche Cosmatenarbeiten; sie stellen gewundene Säulchen aus weißem Marmor dar, deren Schraubengänge zierlich mit Mosaik ausgelegt sind; letzteres setzt sich aus geometrischen Mustern zusammen und ist aus vergoldeten und farbigen Glaspasten hergestellt.

Der Osterleuchter in S. Lorenzo fuori le Mura erhebt sich auf der Brüstung der Treppe des Ambo, der kanzelartigen Erhöhung, von welcher das Evangelium verlesen wurde. Während nämlich gegenwärtig die Osterkerzenweihe auf dem Chore der Kirche an der Evangelienseite des Altares statthat, wurde sie ehedem häufig von dem Diakonen von der Stelle aus vorgenommen, von welcher er das Evangelium sang; weshalb denn der Ständer der Kerze entweder auf der Balustrade des Ambo oder doch in nächster Nähe des letztern seinen Platz hatte. Die Osterkerze vom Ambo aus zu weihen, muß in Italien im Mittelalter sehr gebräuchlich gewesen sein; denn wir sehen auch auf den Miniaturen der Exultetrollen des 11., 12. und 13. Jahrhunderts deren Segnung auf dem Ambo vor sich gehen (Fig. 1, siehe S. 276).

Doch lauschen wir dem Diakonen, welcher bereits seine Stimme zum Vortrage des Exultet erhoben hat.

„Es jauchze nun", so beginnt er, „die himmlische Engelschar; es jauchze der seligen Geister Chor, und es erschalle ob des so großen Königs Sieg Heil meldend die Posaune." Doch nicht bloß die Heerscharen des Himmels, auch die Erde soll in Jubel über des Erlösers Triumph ausbrechen; denn es scheuchte ja Christi Sieg das Dunkel des Sündenfluches, in dem sie so lange geschmachtet, hinweg. Vor allem aber hat die Kirche Grund zur Freude, da Christi Erlösungsthat ihr ja das Dasein gab. Darum vergißt denn der Diakon nicht, auch sie zur Theilnahme an dem allgemeinen Jubel einzuladen. Doch da gedenkt er, wie er in seiner Unwürdigkeit so wenig geeignet ist, das Osterlob geziemend zu singen.

Digitized by Google

Darum wendet er sich denn, bevor er den Preis auf die Auferstehungsnacht anstimmt, an die Umstehenden mit der Bitte, mit ihm und für ihn zu Gott um Gnade zu flehen.

Nach dieser Einleitung beginnt der Triumphgesang auf die Nacht, in der der Gottessohn die Riegel der Hölle brach. Er ist in die Form des feierlichsten Präfationsgesanges gekleidet. Es folgt darum zunächst der vor den Präfationen übliche Wechselgesang, und dann hebt der Diakon an: „Wahrhaft ziemend und gerecht ist es, in aller Inbrunst des Herzens und der Seele und mit der Stimme Dienst jubelnd zu verherrlichen den unsichtbaren Gott, den allmächtigen Vater

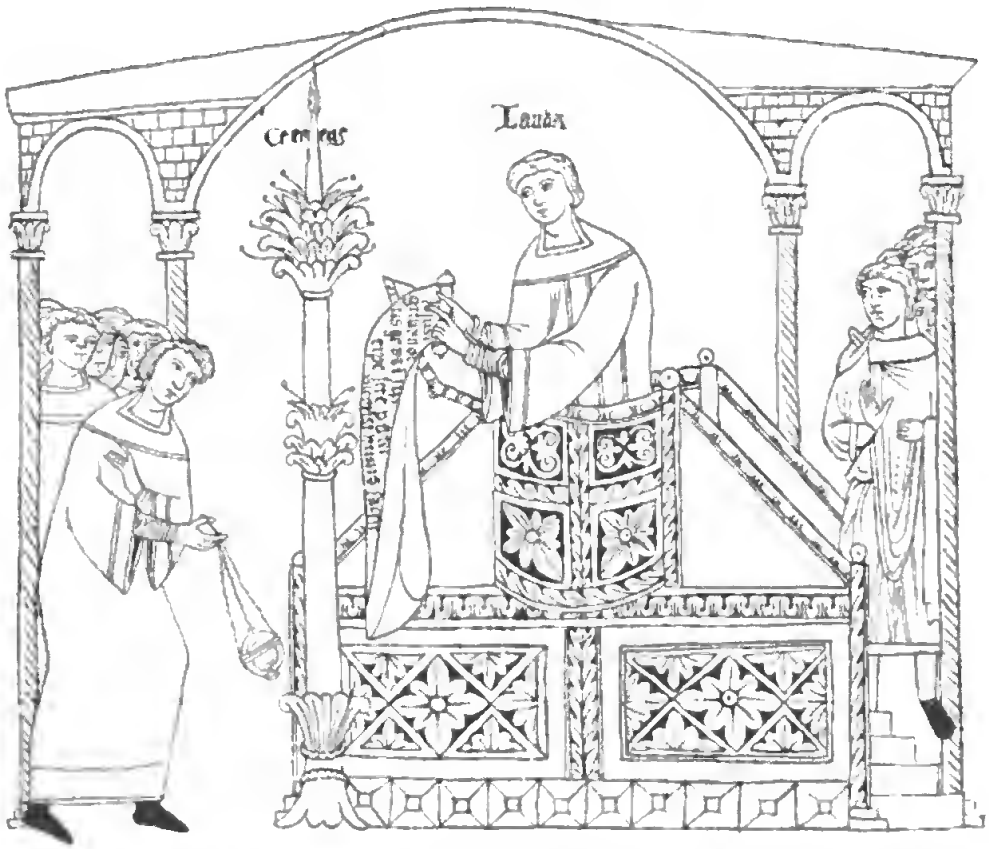


Fig. 1. Die Osterkerzenweihe (nach einer Miniatur der Barberinianischen Exultetrolle).

und seinen eingeborenen Sohn, unsern Herrn Christus, der an unserer Statt dem ewigen Vater Adams Schuld bezahlt und der alten Sünde Handschein in Liebe mit seinem Blute ausgelöscht hat."

Allein warum gerade jetzt ein Loblied auf den Erlöser singen? Der Diakon gibt uns die Antwort, indem er darauf hinweist, daß in der Osternacht Wirklichkeit geworden ist, worauf einst zur Zeit, da die Hebräer in der Knechtschaft der Aegypter schmachteten, die wunderbaren Begebenheiten dreier andern Nächte hingewiesen haben: die um des Blutes des Osterlammes willen erfolgte Rettung der hebräischen Erstgeburt vor dem Morden des Würgengels, der Durchgang durch

das Rothe Meer, welcher des Herrn Volk vor des Pharao Zornesschnauben schirmte, und das Aufleuchten der Feuersäule, welche den Kindern Israels als nächtlicher Führer auf ihrer Wanderfahrt dienen sollte. Den Menschen ward in der Osternacht Heil und Licht, Gnade und ewiges Leben. Und so gilt es vor allem dann, wenn dieselbe im Kreislauf des Jahres wiederkehrt, die Großthat der Erlösung wie auch Gottes erbarmende Liebe zu preisen. Darum fährt denn der Diakon fort:

„Nichts hätte es uns ja helfen können, geboren zu werden, wenn uns nicht Erlösung zu theil geworden. O wunderbare Herablassung deiner Güte gegen uns, o unschätzbare Huld und Liebe, daß du den Sohn hingabst, um den Knecht zu retten! O wahrlich nothwendige Sünde Adams, welche Christi Tod getilgt hat! O selige Schuld, die eines solchen und so großen Erlösers gewürdigt ward!"

Doch auch die Osternacht darf nicht leer ausgehen; sie ist die Nacht, da Christus den Triumph der Auferstehung gefeiert hat, die Nacht, da Christi Licht sich in die Finsterniß der Welt ergoß. Deshalb singt der Osterbote weiter:

„O wahrhaft selige Nacht, der es allein vergönnt war, Zeit und Stunde zu schauen, da Christus von den Todten auferstand. Das ist die Nacht, von der geschrieben ward: die Nacht wird hell werden wie der Tag, und wiederum: die Nacht ist mein Licht in meiner Wonne. Es ist die Nacht, deren Weihe die Laster scheucht, die Schuld abwäscht, den Gefallenen Unschuld und Freude den Trauernden wiederschenkt, die Nacht, welche den Haß verbannt, Eintracht stiftet und Gewaltherrschaft beugt."

Der Diakon hält nunmehr eine kurze Weile inne, um die fünf Weihrauchkörner in Kreuzesform der Osterkerze einzufügen. Die Handlung bedeutet die Weihe derselben. Dann hebt er von neuem an:

„Nimm also, heiliger Vater, in dieser gnadenreichen Nacht dieses Rauchwerks abendliches Opfer hin, welches dir die Kirche darbringt, wenn sie dir durch ihrer Diener Hände diese Kerze, der Bienen Werk, feierlich weiht. Schon wissen wir, was diese Säule kündet, welche zu Gottes Preis nun des Feuers Gluth entzündet."

Hier unterbricht der Diakon den Gesang ein zweites Mal, um aus der Hand des Akolythen den Stab zu nehmen, auf dessen Spitze die dreiarmige Kerze brennt, und an einem ihrer Arme die Osterkerze anzuzünden. Ist das geschehen, so fährt er fort:

„Mag selbiges auch in Theile geschieden sein, durch Abgabe des Lichtes verspürt es doch keinen Schaden; denn es nährt sich ja von dem schmelzenden Wachse, welches Mutter Biene zur Herstellung dieser kostbaren Leuchte bereitet hat."

Nun werden in der Kirche auch die andern Lichter angezündet; dann folgt ein nochmaliges knappes, aber inhaltreiches und markiges Lob auf die Osternacht: „O wahrhaft selige Nacht, welche die Aegypter beraubte, die Hebräer bereicherte! Nacht, in welcher mit dem Irdischen das Himmlische, Göttliches mit dem Menschlichen sich einigt."

Bei ihrem Auszuge aus Aegypten nahmen die Kinder Israels eine Menge kostbarer Gefäße mit sich, welche sie von den Aegyptern für die Darbringung der

Opfer geliehen hatten, die sie, wie sie angaben, in der Wüste darbringen wollten. Durch Pharaos Untergang im Rothen Meere blieben dieselben in den Händen der Hebräer. Die Aegypter erscheinen hier als Symbol des Höllengeistes, die Hebräer versinnbilden das durch die Erlösungsthat Christi mit Gnaden bereicherte Menschengeschlecht. Das zum Verständniß des ersten Satzes. Irdisches einte die Osternacht mit Himmlischem, Menschliches mit Göttlichem, weil in ihr das Werk seine Vollendung erhielt, das den gestörten Frieden zwischen Himmel und Erde herstellte und die Menschen wieder zu Gotteskindern machte.

Den Schluß des Präconiums bildet ein längeres Bittgebet, welches sich zu einer Fürbitte für die ganze Kirche mit Haupt und Gliedern ausgestaltet.

Die Weihe der Osterkerze und das Praeconium paschale sind zu Ende; der Diakon vertauscht die weiße Dalmatik mit violetter Gewandung; es beginnt die Lesung der zwölf alttestamentlichen Prophetien.

Die Osterkerzenweihe und die Absingung des Osterpräconiums sind uralt. In den römischen Kirchen muß die Benedictio cerei schon wenigstens im fünften Jahrhundert in Gebrauch gewesen sein. Der Liber pontificalis läßt den Papst Zosimus († 418) den Pfarreien in Rom die Erlaubniß zur Vornahme derselben geben, weshalb denn die mittelalterlichen Liturgiker des 9. Jahrhunderts und der Folgezeit vielfach den Papst schlechthin als Urheber der Osterkerzenweihe bezeichnen. Die betreffende Stelle hat allerdings in der ersten Recension des Papstbuches einen etwas andern Sinn. Sie erhielt jedoch bereits um 530 bei einer Ueberarbeitung des Liber pontificalis ihre jetzige Fassung. Es kann darum nicht bezweifelt werden, daß die Weihe der Osterkerze schon eine geraume Weile vorher in Rom in Uebung gewesen ist. Wäre sie noch gar nicht oder nur erst seit kurzem daselbst eingeführt worden, so hätte der Bearbeiter des Papstbuches unmöglich dem Papste Zosimus die Ausdehnung der Osterkerzenweihe auf die römischen Parochien zuschreiben können.

Die älteste Nachricht über das Praeconium paschale erhalten wir in einem Briefe des hl. Hieronymus an den Diakonen Präsidius von Piacenza. Dieser hatte den Heiligen ersucht, ihm für Ostern eine Laus cerei zu verfassen. In seinem Antwortschreiben schlägt dieser aber die an ihn gerichtete Bitte ab, indem er auf das Schwierige einer solchen Aufgabe hinweist. Es sei ihr keiner noch eigentlich gerecht geworden. Man beginne schon gleich mit prunkenden Declamationen, schildere Blumen und Gefilde und besinge in süßklingenden Worten die jungfräulichen Bienen. Man tische ein ganzes Buch aus Vergils Georgica auf: da fliege die Königin an der Spitze ihrer Schar daher, und mit solchem Bombast würden die verschiedenen Verrichtungen (der Bienen) dargestellt, daß man sich in das Getümmel eines Heerlagers versetzt glaube. Das möge ja an sich recht hübsch sein und den Ohren schmeicheln; allein es passe weder für den Diakonen noch zum heiligen Ort noch zur heiligen Osterzeit, in der das Osterlamm geschlachtet werde und der Diakon das einzige Mal im Jahre unter dem Schweigen des Bischofs und der Priester seinen Mund zum liturgischen Gesang öffnen dürfe. Bei einer solchen Gelegenheit müsse man nicht sowohl die Sprache der Menschen als diejenige Gottes reden. Aber da liege freilich die Schwierigkeit.

Sowohl das Alte wie das Neue Teſtament ließen einen hier im Stiche. Präſidius werde demnach begreifen, wenn er ihm den erbetenen Text nicht mache. Er werde übrigens demnächſt mit ihm mündlich die Sache beſprechen. Inzwiſchen möge dieſer bei ſich überlegen, ob er nicht gut daran thue, Piacenza mit ſeinen Annehmlichkeiten zu verlaſſen und in die Einöde zu gehen, um daſelbſt ein Leben des Gebetes und der Abtödtung zu führen. Er möge ſich ſo eine geiſtige Oſterkerze aus den mannigfachen Tugendblüthen bereiten. Das Schreiben iſt ſeinerzeit von Erasmus und ſeitdem von verſchiedenen andern dem hl. Hieronymus abgeſprochen worden. Indeſſen darf man nach den gründlichen Unterſuchungen, welche neuerdings der Benediktiner Morin (Revue bénédict. 1891, VIII, 20—28; 1892, IX, 392—397) über dasſelbe angeſtellt hat, unbedenklich an der Autorſchaft des Heiligen feſthalten. Zur Zeit, da der Brief geſchrieben wurde, war, wie aus einer gelegentlichen Bemerkung desſelben erhellt, noch nicht ein Jahr nach dem am 25. Auguſt 383 erfolgten Tode Gratians verfloſſen. Das Schreiben muß alſo ſpäteſtens vor Oſtern 384 abgefaßt worden ſein. Es würde demnach auch dann ſeine Bedeutung als Zeugniß für das hohe Alter der Laus cerei paschalis nicht verlieren, wenn es von einem andern als dem hl. Hieronymus herrühren ſollte.

Einen andern frühen Hinweis auf das Oſterpräconium hat man in dem Hymnus des Prudentius Ad incensum lucernae ſowie in einer Stelle der Schrift des hl. Auguſtinus De civitate Dei (l. 15, c. 22), worin der Heilige zwei Verſe aus einer von ihm in Hexametern verfaßten Laus cerei anführt, finden wollen. Allein Prudentius redet ſchwerlich von der Oſterkerze; beim großen Biſchof von Hippo iſt es aber nicht hinlänglich klar, welcher Kerze ſein Lied gegolten hat. Man wird deshalb von beiden Zeugniſſen abſehen müſſen. Eine Rede über die Oſterkerze, die wohl dem hl. Auguſtinus zugeſchrieben wurde, kann jedenfalls, weil unecht, nicht als Beweis angezogen werden, daß ſchon um den Beginn des 5. Jahrhunderts der Ritus der Oſterkerzenweihe in Uebung geſtanden habe.

Um den Anfang des 6. Jahrhunderts, alſo zur Zeit, da uns die Benedictio cerei paschalis im römiſchen Cultus begegnet, war dieſelbe auch in Pavia gebräuchlich. Es bekunden das die beiden noch vorhandenen Oſterpräconia des einſtigen Diakonen und nachmaligen Biſchofs von Pavia, Ennodius († 521). In Ravenna nahm, wie aus einem Schreiben Gregors d. Gr. an den dortigen Erzbiſchof Marianus hervorgeht, nicht der Diakon oder ein Prieſter, ſondern der Erzbiſchof ſelbſt die Weihe vor (Ep. l. 9, n. 33).

Im Jahre 633 ſpricht das vierte Concil von Toledo von der Oſterkerze. Seine Worte (can. 9) ſind in mehr als einer Hinſicht bemerkenswerth. Wir erfahren nämlich aus ihnen, daß damals die Segnung derſelben in Spanien allenthalben üblich war, daß ſie ſich auch ſonſt in vielen Gegenden eingebürgert, daß ſie aber noch keineswegs allgemeine Aufnahme gefunden hatte. Um das 9. Jahrhundert dürfte die Weihe im Abendlande wohl nirgends mehr dem Ritus der Oſtervigil fremd geweſen ſein.

Die einzelnen Ceremonien, unter denen die Segnung der Oſterkerze ſtatthatte, waren ehedem keineswegs überall die gleichen. So wurde dieſelbe hier durch eine Litanei eingeleitet, während man anderswo ohne Litanei begann. Hier wurde die

Digitized by Google

Osterkerze gleich bei Beginn des Präconiums angezündet, dort geschah das erst im Verlauf desselben. Hier fügte man ihr als dem Symbol Christi fünf Weihrauchkörner ein, anderswo unterließ man solches, und ähnliches. Eine größere Einheit und Gleichförmigkeit bildete sich in dieser Beziehung erst, als man sich im spätern Mittelalter enger an den römischen Ritus anzuschließen begann.

Was das Präconium anlangt, so sind deren zur Zeit im Abendlande noch drei in Gebrauch, das mozarabische, das ambrosianische und das römische. Die beiden ersten beschränken sich auf die Kirchen des betreffenden Ritus. Ihre Verbreitung ist daher sehr gering. Das gilt vor allem von dem mozarabischen Praeconium paschale.

Anfänglich scheint für die Osterkerzensegnung jedesmal ein neues Formular der Laus cerei angefertigt worden zu sein. Wie aus dem Briefe des hl. Hieronymus an Präsidius hervorzugehen scheint, war es vornehmlich Sache des Diakonen, dasselbe abzufassen oder doch zu beschaffen. Natürlich konnten die verschiedenen Texte zuletzt nur Variationen eines und desselben Themas sein. Wirklich ergibt ein Vergleich der beiden Laudes cerei paschalis des Ennodius mit dem Präconium des gelasianischen und gallikanischen Sacramentars oder des mozarabischen und ambrosianischen Missale bei aller Verschiedenheit eine unverkennbare Verwandtschaft: überall derselbe Grundgedanke und wesentlich dieselbe Symbolik, ja vielfach dieselben Bilder, Ausdrücke und Wendungen. Die Sitte, für die Feier der Ostervigil allemal ein neues Praeconium paschale zu machen, dürfte übrigens nicht allzu lange bestanden haben. Schon im 7. Jahrhundert hatte dasselbe, wenngleich vielleicht noch nicht überall, eine bestimmte, feststehende Gestalt gewonnen und auch schon hier und dort in den liturgischen Büchern Aufnahme gefunden.

Der Text des Osterpräconiums, wie er gegenwärtig mit Ausnahme der wenigen Kirchen des mozarabischen und ambrosianischen Ritus im ganzen Abendlande in Gebrauch ist, begegnet uns bereits gegen Ende des 7. Jahrhunderts. Am frühesten treffen wir ihn in gallikanischen Sacramentarien an. Im Gregorianum fand er erst in etwas späterer Zeit Aufnahme, und zwar steht er hier ursprünglich nicht im eigentlichen Sacramentar, sondern in einem mit Hucusque beginnenden Anhang, welcher wohl Alcuin zugeschrieben wird. Man hat daher die Vermuthung ausgesprochen, es sei unser Exultet aus dem gallikanischen Ritus in den römischen übergegangen. Schon im 9. Jahrhundert hatte der jetzige Text des Präconiums so ziemlich alle übrigen verdrängt.

Wer der Verfasser unseres Exultet ist, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Man hat die Päpste Zosimus († 418), Leo d. Gr. († 461) und Gregor d. Gr. († 604) sowie den hl. Ambrosius († 397) als solchen bezeichnet, jedoch ohne Grund. Mehr Berechtigung hat es, dasselbe dem hl. Augustinus zuzuschreiben; denn ihm weist es nicht nur ein Pontificale von Poitiers zu, das nach Martène dem Ende des 1. Jahrtausends entstammt; dasselbe thun schon 200 Jahre früher gallikanische Sacramentarien. So heißt es in dem von Thomasius herausgegebenen in der Ueberschrift zum Exultet: Incipit benedictio cerae beati Augustini episcopi, quam adhuc diaconus cum esset, edidit et cecinit feliciter. Das Pontificale von Poitiers macht den Heiligen sogar

zum Urheber der Osterkerzenweihe überhaupt. Den Gebrauch, die Kerze zu segnen, so erzählt es, habe nach kirchlicher Ueberlieferung der hl. Augustinus eingeführt. Derselbe sei jedoch, da er die Segnung vorgenommen, von Hieronymus darüber zur Rede gestellt worden, warum er ihr Stellen aus Virgil eingeflochten habe. Seitdem werde das Weihegebet in den Kirchen in der Fassung gesungen, wie es von Hieronymus verbessert worden sei. Pieralisi, der Herausgeber der Exultetrolle der Barberinischen Bibliothek, hat auf Grund dieser Notiz den Tadel, den der hl. Hieronymus über die Weise, das Osterpräconium anzufertigen, Präsidius gegenüber ausspricht, auf die Laus cerei bezogen, von welcher der hl. Augustinus De civitate Dei (l. 15, c. 22) redet. Mit Unrecht; denn es hatte ja im Jahre 384 noch nicht dessen Bekehrung stattgefunden. Die Bemerkung des Pontificale von Poitiers beruht lediglich auf einer kritiklosen Verquickung der Exultetüberschrift in den gallikanischen Sacramentarien mit dem erwähnten Schreiben des heiligen Hieronymus.

Richtig ist allerdings, daß aus unserem Exultet im Laufe der Zeit ein Passus der Art, von welcher der Brief an Präsidius redet, ausgefallen ist: das Lob der Biene. Seine Ausscheidung begann jedoch kaum vor dem Ende des 9. Jahrhunderts, da er sich bis dahin noch regelmäßig in den Handschriften findet. Auch vollzog dieselbe sich nicht auf einmal, sondern nur nach und nach. Es dauerte bis in das 13. Jahrhundert, bevor die zum ganzen Gedankengang und dem großartigen Schwung des Osterpräconiums minder passende, wenngleich an sich liebliche und anziehende Schilderung des Lebens und Webens, des Treibens und Schaffens des emsigen Bienenvolkes aus den Missalien verschwand. Der Schlußsatz, in welchem die Biene als Symbol der allerseligsten Jungfrau hingestellt wird, erhielt sich sogar an verschiedenen Orten bis in das 16. Jahrhundert. Er findet sich z. B. noch in einem Missale von Sevilla aus dem Jahre 1534, einem Missale von Palencia von 1568 und einem für Sicilien gedruckten Missale von 1569.

Das Lob der Biene schloß sich an die Worte des Exultet an: „Das Licht (der Osterkerze) nährt sich von dem schmelzendem Wachse, welches Mutter Biene zur Herstellung dieser kostbaren Leuchte bereitet hat."

„Die Biene", so lautet es, „zeichnet sich vor den übrigen aus, welche in des Menschen Dienste stehen. Winzig dem Körper nach, birgt sie doch gewaltigen Muth in ihrer engen Brust. Ob auch schwach an Kräften, ist sie doch mächtig durch ihren Instinct. Merkt sie der Zeiten Wechsel, wenn der bereifte Winter sein graues Gewand abgeworfen und der Frühling mit lauem Hauch die greisenhaft aussehende Eisdecke geschmolzen, so drängt es sie, alsbald zum Schaffen auszuziehen. Auf leichtbewegten Schwingen, die Beinchen aufgezogen, zerstreuen sich die Bienlein über die Fluren. Nun lassen sie sich nieder, saugen die Blüthen aus und kehren dann mit Nahrung schwer beladen zum Stock zurück. Dort bauen die einen aus zähem Wachs mit wundersamer Kunst die Zellen; die andern bilden mit dem Munde die Jungen; wieder andere legen den aus den Blättern gewonnenen Honig ein. O wahrhaft seliges und wunderbares Bienlein, dessen Geschlecht weder Befruchtung verletzt, noch Gebären schwächt, und dessen Unversehrt-

heit zugleich mit Nachkommenschaft zusammen besteht. So hat auch Maria, der Heiligkeit voll, als Jungfrau empfangen und als Jungfrau geboren, und so ist sie immerdar Jungfrau geblieben."

Die Osterkerze sinnbildet Christus; in ihrem Wachse erblickte man seine heilige Menschheit. Dementsprechend galt die für jungfräulich angesehene Biene, welche das Wachs bereitet, als Symbol der allezeit reinen Jungfrau, aus welcher der Gottessohn Fleisch angenommen hat. Für jungfräulich wurden aber die Bienen gehalten, weil man glaubte, sie erzeugten die Jungen nicht auf dem Wege der natürlichen Befruchtung, sondern formten dieselben mit ihrem Munde aus den Stoffen, welche sie aus den Blumen zusammengelesen hätten. Auch der hl. Hieronymus erwähnt die Fabel in dem Briefe an Präsidius.

Der Ausfall des Lobes der Biene ist die einzige namhafte Veränderung geblieben, welche das Exultet im Laufe der Zeit an sich erfahren hat. Wohl war eine Zeitlang auch der Passus, welcher Adams Sünde als nothwendig und seine Schuld als glücklich preist, in Gefahr, beseitigt zu werden. Man stieß sich an dem in kirchlichem Sinne durchaus unverfänglichen, aber immerhin Mißdeutungen und Mißverständnissen offenstehenden Texte. Man untersagte deshalb den Vortrag der Stelle, ließ sie, wie uns das Udalrich vom hl. Hugo von Clugny berichtet, gar ausradiren oder überging sie beim Abschreiben des Exultet. Sie fehlt darum in einer nicht geringen Zahl von Codices, und das nicht bloß in solchen, welche dem 2. Jahrtausend angehören. Wir vermissen sie auch schon in einzelnen Manuscripten des 9. oder 10. Jahrhunderts. Es ist nicht zur Ausscheidung des tiefsinnigen Passus gekommen, in welchem sich in markigster Weise der Jubel über die Erlösung ausspricht.

Wir dürfen die Geschichte der Osterkerzenweihe und des Praeconium paschale nicht schließen, ohne einer interessanten Gepflogenheit zu gedenken, welche ehedem in manchen Kirchen Unteritaliens, aber, wie es scheint, auch nur dort herrschte. Man schrieb dort das Exultet auf eine Pergamentrolle, rotulus. Dem Texte wurden eine Reihe von Miniaturen eingefügt, welche den Inhalt des Präconiums nach seinen hauptsächlichsten Gedanken bildlich zum Ausdruck brachten. Die Blüthezeit dieser Sitte fällt in das 11. und 12. Jahrhundert.

Es haben sich noch verschiedene dieser Exultetrollen erhalten. Die Vaticana besitzt ihrer zwei, die Casanatensische und die Barberinische Bibliothek zu Rom je einen. Andere befinden sich in den Domen von Capua, Salerno und Pisa, sowie zu Bari. Auch das Britische Museum darf sich eines Rotels rühmen.

Die Exultetrollen haben zum Theil sehr bedeutende Abmessungen. Der jetzt in fünf Stücke zerschnittene unvollständige Rotel der Barberiniana mochte ehedem eine Länge von circa 6 m haben. Seine Breite beträgt 0,30 m. Eine der beiden vaticanischen Rollen ist 6,60 m lang und 0,28 m breit. Die Exultetrolle der Casanatensis weist eine Länge von 6,85 m und eine Breite von 2,40 m auf. Am längsten ist vielleicht der Rotel von Salerno, da er bei einer Breite von 0,48 m die ungemeine Länge von mehr als 8 m besitzt.

Bald geht auf den Rollen die Darstellung dem betreffenden Text voraus, bald folgt sie demselben. Scheinbar sehr merkwürdig ist hierbei, daß Schrift und

Digitized by Google

Bild eine verschiedene Richtung haben. Steht jene richtig, so erscheint dieses auf dem Kopfe, und umgekehrt. Die Sache erklärt sich indessen sehr leicht. Bei der Absingung des Exultet ließ der Diakon den abgerollten Theil des Rotels über die Brüstung der Kanzel herabfallen (Fig. 1), damit das Volk die Bilder desselben betrachten könne und so in das Verständniß des Textes eingeführt würde. Hätten nun die Miniaturen dieselbe Richtung wie der Text gehabt, so hätten sie, gerade wie dieser, für die den Ambo umringenden Gläubigen auf dem Kopfe gestanden und ihnen darum den Inhalt und den Gedankengang des Präconiums nicht verdolmetschen können. Daher die für den ersten Blick so sonderbare Einrichtung der Exultetroteln, die Darstellungen umgekehrt dem Text einzufügen.

Vom künstlerischen Standpunkt aus betrachtet, sind die Miniaturen der Roteln nicht nur keine Meisterwerke, sie können sogar, wie so viele andere ihrer Zeit, in dieser Hinsicht nur eine sehr bescheidene Stellung unter den Schöpfungen der christlichen Kunst beanspruchen. Composition, Perspective, Ausdruck, Colorit sind sehr mangelhaft. In den meisten Fällen sind die Bilder fast nichts als leicht und flüchtig, wenn nicht gar roh hingeworfene Skizzen. Für die Kunstgeschichte, die Ikonographie, die Culturgeschichte und die Geschichte der Liturgik haben dagegen die Miniaturen der Exultetrollen eine sehr große Bedeutung. Schade, daß sie nach all diesen Beziehungen hin noch nicht genügend bearbeitet worden sind.

Eine allseitige und erschöpfende Würdigung des Bilderschmuckes der Exultetrollen ist an dieser Stelle nicht möglich, so viele interessante Perspectiven das auch eröffnen würde. Indessen möchten wir doch wenigstens einen kurzen Ueberblick über ihren Miniaturenschatz geben.

Die erste Darstellung pflegt regelmäßig an die Worte anzuknüpfen, in denen der Diakon die Himmelschöre zum Jubel über Christi glorreichen Sieg auffordert. Sie besteht gewöhnlich aus zwei Abtheilungen. In der einen sehen wir den Auferstandenen; er hält in der Hand eine mächtige Lanze, die er mit wuchtigem Stoß gegen den am Boden gefesselt liegenden Höllenfürsten geschwungen hat. Die Pforten der Unterwelt sind aus den Angeln gehoben. Schloß und Riegel liegen zerbrochen in Stücken umher. Es ist Christi Triumph, den die erste Abtheilung darstellt. In der zweiten schauen wir jubelnde Engelscharen. Alles, Miene, Gebärde und Haltung, kündet ihre Freude. In der Mitte des Bildes pflegt einer der himmlischen Geister in ein gewaltiges Horn zu stoßen. Der dem Horn entquellende Schall ist durch Linien angedeutet. Der Miniator hat in der zweiten Abtheilung das Jauchzen und Jubeln der Himmelschöre ob Christi Sieg geschildert.

Die folgende Miniatur verkörpert die Worte des Exultet, in welchen der Diakon die Erde zur Freude ermahnt, da ja nunmehr die Finsterniß verscheucht ist und der König der Herrlichkeit sein Licht über sie ergossen hat. Hoch oben erscheint der rex gloriae, etwas tiefer die Hand Gottes, welche Lichtstrahlen auf eine unten am Boden sitzende weibliche Gestalt hinabsendet. Das Weib ist die bekannte Personification der Erde und demgemäß mit der Beischrift tellus oder terra versehen. Es ist bis zur Hüfte entblößt und nährt an seinen Brüsten Thiere, wie z. B. einen Stier, eine Schlange, einen Bär, einen Wolf und ähn-

liche. Sein Haupt umgibt eine Feuerkrone, von welcher zwölf Feuerstrahlen ausgehen. In der erhobenen Rechten hält es ein Füllhorn, mit der Linken stößt es eine dunkle Gestalt von sich, die als caligo oder tenebrae bezeichnet ist.

„Es freue sich auch die Mutter, die Kirche", mahnt das Präconium weiter. Die an diese Aufforderung sich anschließende Darstellung pflegt, wie die erste, wiederum zweitheilig zu sein. Im obern Felde ist die Kirche dargestellt. Sie erscheint als weibliche Gestalt mit reicher Krone auf dem Haupte und steht oder thront unter bezw. vor einem Tempelbau. Sie hat die Arme jubelnd ausgebreitet. Ueber ihr hangen Lichtampeln. Auch pflegen Leuchter mit Kerzen zu ihrer Rechten wie zu ihrer Linken aufgestellt zu sein. Im untern Felde sehen wir das gläubige Volk. In seiner Mitte steht ein Fürst mit seinem Gefolge. Alle schauen voll Freude jubelnd aufwärts.

Die vierte Miniatur bildet die Illustration zur Bitte des Diakonen, man wolle doch für ihn zu Gott um Barmherzigkeit flehen, auf daß er die Weihe der Osterkerze würdig vornehmen möge. Sie zeigt uns den Diakonen auf dem Ambo, mit der Dalmatik und darüber mit der Stola bekleidet, falls der Miniator letztere nicht etwa, was jedoch selten der Fall ist, vergessen hat (Fig. 2). Ringsherum steht der Bischof mit dem Clerus und den Gläubigen. Die Osterkerze erhebt sich zur Seite des Ambo. Bereits hat der Diakon einen Theil des Rotels abgerollt und über die Brüstung herabfallen lassen. Die Darstellung hat als Wiedergabe der Osterkerzenweihe, wie dieselbe in Süditalien vor sich ging, besondere Bedeutung für den Liturgiker. Sie ist auch insofern von großem Interesse, als sie beweist, daß in der Heimat der Exultetrollen, Benevent, Capua, Monte Cassino, im 11. und 12. Jahrhundert die Diakonen abweichend vom römischen Ritus die Stola über die Dalmatik anlegten. Zu Rom trug man das Gewandstück unter derselben.

Fig. 2. Diakon (aus einer Miniatur der Exultetrolle zu Pisa).

Die Präfation leitet regelmäßig das in den Missalien des 10., 11. und 12. Jahrhunderts gewöhnliche Präfationszeichen ℣ ein. Dasselbe setzt sich aus den Buchstaben V und D sowie dem Kürzungsstrich zusammen und stellt die beiden ersten Worte der Präfation Vere dignum in ihren Anfangsbuchstaben dar. In den Exultetrollen ist es gewöhnlich von außerordentlicher Größe und auf den ältern Rollen stets im Geschmack der montecassinensischen und beneventanischen Miniatoren der Frühzeit unseres Jahrtausends mit Flechtwerk und phantastischen Thiergestalten überreich geschmückt. Da, wo der Kürzungsstrich und der den Buchstaben V und D gemeinsame Mittelschaft sich schneiden, befindet sich in der Regel in einem Medaillon ein Brustbild Christi, wie denn überhaupt die Darstellung des Erlösers im Einklang mit dem Charakter der Exultetrollen an vielen Stellen derselben wiederzukehren pflegt.

Bis zum Beginn der Präfation herrſcht in den Roteln hinſichtlich der Textillustrationen eine ziemliche Gleichförmigkeit. Dann aber beginnt eine große Mannigfaltigkeit. Wir ſehen deshalb davon ab, die dem Präfationsgeſang eingeſchobenen Miniaturen an der Hand des Textes zu verfolgen, und beſchränken uns auf eine bloße Angabe ihrer Darſtellungen.

Am häufigſten begegnen uns Chriſtus am Kreuze, der Stammeltern Befreiung aus der Vorhölle, Maria Magdalena am Grabe und das Anzünden der Osterkerze. Niemals fehlt eine auf das Lob der Biene bezügliche Miniatur. In der Regel ſchildert dieſelbe bloß das bewegte Treiben und Schaffen der emſigen Thierlein, welche aber dem Künſtler ſtets um ein Vielfaches zu groß gerathen

Fig. 3. Die Bienen (nach einer Miniatur des Barberinianiſchen Rotels).

ſind. Wir ſehen ſie zu den Blumen fliegen, die Blüthenkelche umſchwärmen, Honig und Blüthenſtaub ſammeln und mit Beute beladen zum Stock heimkehren. Am reichſten iſt die Darſtellung im Rotel der Barberiniana, in welchem ſie uns außer dem Leben und Weben der Bienen auch die Thätigkeit des Imkers, das Ausnehmen des Honigs und das Einfangen eines Schwarmes erzählt. Leider iſt die originelle und wohl ganz vereinzelt daſtehende Miniatur in einzelnen Partien ſchlecht erhalten. Statt einer weitern Beſchreibung der Darſtellung, welche ihr ohnehin kaum gerecht würde, geben wir von derſelben eine verkleinerte Abbildung (Fig. 3). Dieſelbe dürfte namentlich die Freunde der Bienenzucht intereſſiren, da ſie aus ihr erſehen, wie man dieſe Beſchäftigung vor etwa 700 Jahren betrieb.

Digitized by Google

Minder regelmäßig als die erwähnten kommen eine Anzahl anderer Miniaturen vor. Zu ihnen gehört außer der Darstellung des von den Evangelistensymbolen umgebenen und im Glorienschein strahlenden Gotteslammes, der Grabesruhe des Erlösers und der heiligen Frauen am Grabe besonders die naive Schilderung des Durchzuges der Kinder Israels durch das Rothe Meer. Aegypten ist auf derselben zur Linken als eine, wie es scheint, aus Bambusrohr gebaute Veste dargestellt, über deren Rand die Köpfe von Aegyptern hervorlugen. Das Rothe Meer ist als röthlich gefärbter Fluß behandelt. Die Kinder Israels sind schon mit Moses an das sichere Ufer gestiegen. Welches Los Pharao zu theil geworden, deuten ein im Wasser schwimmender Schild und zwei ertrunkene Rosse an. Vor den Kindern Israels steht die Feuersäule, ein merkwürdiges, kerzenförmiges Ding, aus dem von oben bis unten ringsum Flammen hervorbrechen. Im Hintergrund sehen wir die Personification der Nacht.

Dem Schlußsatze des Lobes der Bienen, welcher sich zum Preise auf die jungfräuliche Reinheit der Gottesmutter erhebt, pflegt irgend eine Darstellung Marias beigefügt zu sein, so z. B. die Verkündigung oder die allerseligste Jungfrau mit dem Jesuskinde zwischen Engeln.

In Bezug auf die Illustration der Fürbitte, mit welcher das Präconium schließt, herrscht in den Exultetrollen wiederum größere Einheit. Die derselben eingeschalteten Miniaturen pflegen die Personen darzustellen, für welche der Diakon betet, insbesondere den Papst, den Bischof und den Landesherrn.

Die Exultetrollen kommen seit etwa der Mitte des 13. Jahrhunderts außer Gebrauch. Sie verschwinden zugleich mit der longobardischen (beneventanischen) Schrift, in der sie geschrieben sind. Eine Erinnerung an die frühere Sitte ist es aber, wenn noch jetzt am Karsamstag am Ambo des Domes zu Salerno der dortige Rotel mit seinen Bildern für das Volk ausgehängt wird. Mit dem Abgang der Exultetrollen endete eine der interessantesten Episoden aus der Geschichte des Osterpräconiums.

Joseph Braun S. J.

Die Controverse über die Pulververschwörung.

(Schluß.)

III.

Einen gewissen Werth bewahren P. Gerards scharfsinnige Einwendungen gegen die überlieferte Geschichte des Minenbaues besonders insofern, als sie ihn dazu führten, die vier einzigen ursprünglichen Documente, in welchen dieselbe sich findet, einer schärfern Kritik zu unterziehen. Alle vier erachtet er als Fälschungen.

Digitized by Google

Ein kurzes Sätzlein in Bezug auf die Mine findet sich zunächst im Bekenntnisse Rob. Keyes' vom 30. November 1605. Dieses Bekenntniß trägt indes Keyes' Unterschrift nicht, noch läßt es sich nachweisen, von wem die Handschrift herrührt; jedenfalls ist von fremder Hand vieles hinzugesetzt. Das Sätzlein selbst scheint vom Schreiber nachträglich hinzugefügt und lautet nur: „Er half [auch] in der Mine arbeiten." Ein kürzeres Protokoll desselben Verhöres, welches die officiellen Unterschriften der königlichen Commissäre trägt, enthält diesen Satz nicht. P. Gerard [1] betrachtet daher jenes erstere Protokoll, das nur vom Commandanten des Tower, vom Attorney General und vom Oberrichter Popham gezeichnet und so vielfach interpolirt ist, nicht als glaubwürdig und authentisch.

Der zweite, dessen Aussage für die Geschichte der Mine in Betracht kommt, ist Guy Faukes. Von elf Verhören, die mit ihm angestellt wurden [2], liegen noch die Protokolle oder doch vermeintliche Protokolle theils im Original, theils in der Abschrift vor; von einer Anzahl anderer Verhöre sind nur auf Umwegen Nachrichten uns erhalten [3]. Nur zwei aus diesen vielen Verhören nehmen Bezug auf die Mine; es sind die vom 8. und 17. November 1605. Bei genauerer Vergleichung dieser beiden scheint sich aber zu ergeben, daß die beiden auch sonst in ganz besonders naher Beziehung zu einander stehen, und daß das vermeintliche Protokoll vom 8. November nichts anderes ist als der Rohentwurf eines Bekenntnisses, wie man es Faukes in den Mund legen wollte und mit dem angeblichen Protokoll vom 17. November ihm wirklich in den Mund gelegt hat [4].

Das Document vom 8. November, in welchem der Entwurf vorliegt, trägt keine Unterschrift, wie es sonst bei den Protokollen der Verhöre sich findet. Am Ende ist in derselben Handschrift eine Liste von Zeugen beigeschrieben, aber mit so kurzer, summarischer Bezeichnung ihrer Persönlichkeit, wie keiner dieser hohen Kronbeamten auf einem officiellen Actenstück

---

[1] The Gunpowder Plot and the Gunpowder Plotters p. 7, n. 1.

[2] Am 5. November, 6. Nov. (zweimal), 7., 8., 9., 16. und 17. Nov. 1605 und 9., 20. und 26. Januar 1606.

[3] Verhör vom 19., 25. und 30. November 1605 und 20. Januar 1606 in den Tanner Manusc. der Bodleian Library; vgl. *Gerard*, What was the Gunpowder Plot? p. 190/91.

[4] Gerard (What was the Gunpowder Plot? p. 268 f.) druckt zur Vergleichung beide nebeneinander ab. Vgl. auch *Gerard*, The Gunpowder Plot etc. p. 8 f.

sich zu unterschreiben pflegte[1]. Von Faukes, dem Urheber der angeblichen Geständnisse, ist nur in der dritten Person die Rede. Was auffallender ist bei den vielen und bedeutenden Correcturen, welche sich finden, mehrmals besagt das Durchgestrichene das gerade Gegentheil oder etwas durchaus Verschiedenes von dem, was dann an Stelle des Durchgestrichenen gesetzt wird. Ein solches Verfahren ist psychologisch kaum denkbar bei einem Manne, der seine Geständnisse schreibt, oder einem Beamten, der Geständnisse zu Protokoll nimmt. „Hieraus schließe ich", schreibt daher P. Gerard[2], „daß diejenigen, welche den Bericht vorbereiteten, wie man solchen von ihm (Faukes) haben wollte, noch am Herumtasten waren und probiren wollten, welche von den verschiedenen Wendungen der Sache ihren Zwecken am besten entsprechen würde. Denn es kann z. B. nicht wahr gewesen sein, und es läßt sich kaum denken, daß Faukes habe sagen wollen: einerseits, daß die Verschwörer die Absicht gehabt hätten, sogleich nach der Katastrophe zu ihrer That sich zu bekennen, und daß sie dafür eine Proclamation schon in Bereitschaft gehabt hätten, und zugleich andererseits, daß sie entschlossen waren, sich nicht zu ihrer That zu bekennen, bevor sie genügende Macht um sich gesammelt hatten, um ihren Feinden die Spitze zu bieten. Und doch war die erstere Behauptung ursprünglich niedergeschrieben, wurde dann aber durchgestrichen und durch die zweite ersetzt."

Außerdem sind in dem Schriftstück vom 8. November mehrere Stellen mit dem Zeichen versehen, daß sie wegfallen sollten, die dann im Protokoll vom 17. November wirklich weggelassen sind. Wo der Entwurf vom 8. November verschiedene Aussagen über denselben Gegenstand aufweist, die eine als unrichtig durchgestrichen und die andere als die richtige ausgeschrieben, da weiß das angebliche Bekenntniß vom 17. November brauchbare Elemente beider Aussagen miteinander zu verbinden, indem es aus dem „Richtigen" wie aus dem „Unrichtigen" etwas beibehält.

Freilich trägt das Bekenntniß vom 17. November, dessen Inhalt auf zwei Seiten desselben Blattes vertheilt ist, auf der einen Seite die eigenhändige Unterschrift des Guy Faukes. Im übrigen ist es aber im Original nur bezeugt von Ed. Coke, dem Attorney General, und W. Waad, dem Commandanten des Tower, zwei Werkzeugen Cecils, von welchen einer

[1] *Gerard*, What was the Gunpowder Plot? p. 169. Statt des Namens wird nur das Amt genannt, z. B. L. Admiral, L. Chamberlain, attorney General u. s. w.

[2] The Gunpowder Plot p. 8.

den andern an Gewissenlosigkeit übertraf. Wer kann sagen, in welcher Weise diese Unterschrift erlangt wurde? Das Document, wie es heute noch vorliegt, ist sicher nicht geeignet, Vertrauen zu erwecken. Zunächst findet sich das Datum des 17. November nebst der Bemerkung, diese Aussagen seien in Gegenwart der Lord Commissioners als richtig anerkannt worden, nachträglich von der Hand Ed. Cokes hinzugefügt. Von Cecils Hand ist der Name eines jener, die in der Mine mitgearbeitet haben sollten, durchgestrichen und durch einen andern Namen (unrichtig) ersetzt.

Noch ein anderer Zusatz findet sich von Cokes Hand. Unter den englischen Katholiken, welche in den Niederlanden Dienste genommen hatten, war kaum ein anderer der Regierung so verhaßt wie Hugh Owen, eine der Hauptstützen für die verfolgten Glaubensbrüder in England. Cecil ging nun eifrig darauf aus, diesen Mann als Mitschuldigen der Pulververschwörung erscheinen und von dem Könige dessen Auslieferung betreiben zu lassen. Schon am 14. November 1605 schreibt er an den englischen Gesandten in Brüssel, man erwarte, die gewünschten Aussagen gegen Owen von Faukes zu erlangen. In der Instruction für Ed. Coke von Cecils Hand zur Leitung der Gerichtsverhandlung heißt es mit nackten Worten: „Sie müssen Ihr Augenmerk darauf gerichtet halten, Owen so tief in diese Sache zu verwickeln, als Sie nur können." Freilich enthielt das von Faukes unterschriebene Geständniß vom 17. November gleichwohl nichts über Owen. Aber der Attorney General corrigirte das Fehlende mit eigener Hand nachträglich hinein, und so kam dann das „Bekenntniß" mit einem vierfachen Zusatze im King's Book officiell zum Abdruck. Hinzugefügt war 1. die Reihe von Zeugen, die auf dem Document vom 17. November sich gar nicht findet, sondern nur auf dem Entwurf vom 8. November kurz verzeichnet stand; 2. die Behauptung Cokes, daß das vorliegende Bekenntniß in Gegenwart der königlichen Commissäre anerkannt worden sei; 3. die Aussage über Owen; 4. Cecils verfehlte Aenderung eines Namens. Mit einem ernst zu nehmenden amtlichen Document pflegt man bei der Veröffentlichung mit solcher Unverfrorenheit nicht zu verfahren; anders, wenn das Document ohnehin schon zum größern Theile eigenes Machwerk war.

Dr. Gardiner allerdings betrachtet das Verhältniß der beiden Verhörsprotokolle (wenn man sie in ihrer vorliegenden Gestalt so nennen darf) vom 8. und 17. November in einem andern Lichte und hält die Authen-

ticität beider aufrecht. Nach ihm wurde einfach das Protokoll vom 8. November für das Verhör vom 17. November zu Grunde gelegt, um einzelne Aussagen zu vervollständigen, andere näher zu erklären. Dadurch will er das auffallend genaue Uebereinstimmen beider Protokolle wie auch die Uebergehung einzelner Punkte, über die man nichts weiter zu wissen wünschte, ganz begreiflich finden. So sehr jedoch Dr. Gardiner es versteht, seine Vermuthungen annehmbar erscheinen zu lassen, kommt er doch über bloße Vermuthungen dabei nicht hinaus und vermag die schwerwiegenden Bedenken nicht zu beseitigen, welche P. Gerard der handschriftlichen Beschaffenheit der jetzt noch vorliegenden Documente entnommen hat. Verdacht muß es schon erwecken, daß, nachdem Faukes in den frühern Verhören sich verschlossen und starr gezeigt, gerade zur rechten Zeit, wie auf Bestellung, für die Drucklegung des King's Book ein Bekenntniß von ihm erfolgt, wie man es nicht zu criminalistischen, sondern zu publicistischen Zwecken eben brauchte. Hier ist nicht mehr in dritter Person von einem geständigen Delinquenten die Rede, in der trockenen Form eines gerichtlichen Geständnisses, sondern es ist eine in erster Person gehaltene Mittheilung über Selbsterlebtes. Alles lautet wie die spannende, auf möglichste Erregung des Gemüthes berechnete Erzählung eines guten Kameraden im Kreise seiner Freunde. So brauchte man es gerade für das große Publikum.

Diese beiden letzten Verdachtsmomente gelten in noch ungleich höherem Maße von dem wichtigsten der auf die Pulververschwörung bezüglichen Documente, der sogen. „eigenhändigen Bekenntnißschrift" Thomas Winters vom 23. November. Dieselbe kam für den Druck des King's Book so ungemein erwünscht, daß der Herausgeber selbst eine Bemerkung darüber nicht unterdrücken konnte [1]:

„Und da gerade, noch ehe die Erzählung von der Entdeckung des Complots fertig werden konnte, um in den Druck zu gehen, Thomas Winter, welcher gefangen und nach London gebracht worden war, ein Bekenntniß abgab, welches, im wesentlichen mit dem von Faukes übereinstimmend, noch mehr ins Einzelne geht, so habe ich es für zweckmäßig erachtet, dasselbe gleichfalls hier einzufügen zur weitern Aufhellung der Sache und zur Unterhaltung für den Leser."

[1] Nach Gardiner (What Gunpowder Plot was p. 74) begann der Druck zwischen dem 23. und 28. November.

Dem Tone nach aber liest sich die Erzählung Winters wie das Geistesproduct eines Novellenschreibers oder wie die Erinnerungen eines Veteranen. Niemand würde in dem Erzähler den zur Verzweiflung getriebenen katholischen Edelmann vermuthen, der, in die Hände gehaßter Todfeinde gerathen, in der harten Gefangenschaft des Tower einem grauenhaften Ende hoffnungslos entgegensieht.

Richtig ist, daß dieses Bekenntniß Winters mit den Geständnissen Faukes' vom 17. November ziemlich genau übereinstimmt und einer poetischen Erweiterung derselben nicht unähnlich erscheint. Was der Attorney General am 17. November über die Complicität des Hugh Owen mit eigener Hand in ein fertiges Schriftstück nachträglich einflicken mußte, ist hier bereits von Anfang an in die Erzählung verwoben, und der Mitschuld Owens wird etwas ausgiebiger Erwähnung gethan. Die Geschichte vom Graben der Mine und der Aushöhlung der Mauer findet sich ausführlich in beiden Bekenntnissen. Bedenken könnte es dagegen erregen, daß in Bezug auf das Ende der Verschwörer, von welchem bei Faukes sich nichts findet, Winters „freiwilliges Bekenntniß" etwas enthält, was sicher falsch ist, und dies über einen Punkt, den er sicher kennen mußte. Dem Bekenntniß zufolge wären zu Holbeche am 8. November die beiden Wright sofort todt niedergestreckt worden, während es feststeht, daß sie noch längere Zeit (1 bis 2 Tage) gelebt haben.

Es sind jedoch Schwierigkeiten anderer Art, die sich viel gewichtiger der Glaubwürdigkeit dieses Documentes entgegenstellen und nahezu unlösbar erscheinen; sie gründen sich ausschließlich auf den Handschriftenbefund. Im Record Office zu London, welches die geheimen Papiere der Regierung bewahrt, findet sich von diesem Bekenntniß nur eine „Abschrift", datirt vom 23. November 1605. Von Cecils Hand sind die Namen der Commissäre beigefügt, welche im Druck als Zeugen des abgelegten Bekenntnisses erscheinen sollten und im King's Book in dieser Eigenschaft wirklich figuriren. Diese „Copie", ganz von der Hand von Cecils Geheimsecretär, wurde nämlich dem Druck des King's Book zu Grunde gelegt. Der König selbst, dem sie zur Einsicht vorlag, hatte durch eigenhändige Randbemerkungen einige leichte Aenderungen angeordnet, die im Druck auch befolgt wurden. Mehrere Stellen des „Originals", welche in dieser „Copie" ausgelassen sind, fehlen auch im Druck. Das „Original" ist unter Cecils Privatpapieren zu Hatfield bewahrt. Es trägt an einer Stelle den Namenszug des Attorney General Ed. Coke als einzigen, aber nicht amtlichen

Zeugen, und von der gleichen Hand ist das Datum vom 23. November in das des 25. November umgewandelt [1], so daß nunmehr das „Original" ein späteres Datum trägt als die „Copie". Die Handschrift, welche das übrige Document aufweist, gleicht auf ein Haar der Handschrift Winters in seinen gesunden Tagen; Züge und Buchstaben sind genau die seiner frühern Briefe aus den letzten zwei bis drei Jahren, und um allen Zweifel auszuschließen, hat Ed. Coke als bekannter Ehrenmann eigenhändig die Bemerkung daruntergesetzt [2]: „Uebergeben von Thomas Winter, ganz geschrieben von seiner eigenen Hand." Allein dies gerade ist geeignet, Verdacht zu wecken. Nach Winters eigener Angabe war ihm am 8. November eine Kugel durch die rechte Schulter gegangen und hatte ihm den Gebrauch des Armes geraubt. Er hatte überdies einen Stich in den Leib erhalten und mehrere andere Wunden davongetragen. Bei seinem ersten Verhör am 12. November war er infolgedessen unfähig, auch nur seinen Namen zu unterschreiben. Am 21. November erst schreibt W. Waad, der Commandant des Tower, an Cecil: „Thomas Winter fühlt jetzt seine Hand so weit gekräftigt, daß er heute nach Tisch darangehen will, das, was er Ew. Herrlichkeit bereits mündlich erklärt hat, niederzuschreiben, indem er noch hinzufügt, was ihm nachträglich eingefallen ist."

In der That ist es ausgemacht, daß während dieser Tage Winter etwas für Cecil niedergeschrieben hat; es ging aber damit nicht so rasch, und es war etwas ganz anderes als das „eigenhändige Bekenntniß". Erst am 26. November schreibt der Commandant des Tower wieder an den Staatssecretär: „Ew. Herrlichkeit möge es gefallen, daß der ehrenwerthe L. Tho. Winter, wie ihm Weisung gegeben war, einen Bericht über den ganzen Verlauf seiner Sendung nach Spanien mit eigener Hand niedergeschrieben hat, welchen ich beigeschlossen Ew. Herrlichkeit übersende. W. Waad."

Dieses von Winter eigenhändig abgefaßte Schriftstück ist leider nicht mehr erhalten. Allein wie es mit der Beschaffenheit seiner Handschrift in diesen Tagen stand, dafür existiren zwei unwidersprechliche Proben. Am 25. November, wohl demselben Tage, an welchem er das Schriftstück zu

[1] Außer dieser Correctur bemerkt Coke noch ausdrücklich, das Bekenntniß sei am 25. November abgelegt. Vgl. folgende Anm.

[2] Die Ueberschrift, gleichfalls von Coke geschrieben, lautet: „Die freiwilligen Bekenntnisse des Tho. Winter von Hodington, in der Grafschaft Worcester, Edelmann, im Tower, am 25. November 1605.

Ende brachte, wurde er auch in betreff der Pulververschwörung wieder einem Verhör unterworfen, dessen Protokoll er unterschrieb. Außerdem sah er sich veranlaßt, an dem gleichen 25. November einige Zeilen an die königlichen Commissäre zu richten, welche eine Aeußerung näher erklären sollten. Beide Proben zeigen eine schwache und zitternde Schrift, von Winters Handschrift in gesunden Tagen an Gefälligkeit und Regelmäßigkeit merklich verschieden. Die sechs Zeilen an die königlichen Commissäre thun dar, welch große Schwierigkeit ihm auch jetzt noch der Gebrauch seines Armes gemacht haben muß. Nun soll aber dieser selbe Mann, der am 21. November erst wieder mühsam zu schreiben begann, dem ein Bericht über seine spanische Mission volle vier Tage Zeit kostete, der am 25. November selbst wenige Zeilen nur mit großer Anstrengung zu Papier brachte, in dieser selben Zeit, oder vielmehr noch zwei Tage früher, am 23. November, auch einen Bericht über die Pulververschwörung für Cecil geschrieben haben, welcher zehn dichtbeschriebene Folioseiten umfaßt. Und während wenige Zeilen am 25. November so große Schwierigkeiten bereiten und eine unsichere, entstellte Handschrift aufweisen, sind die zehn Folioseiten, die Winter am 23. November soll geschrieben haben, mit fester, sicherer Hand und männlichem Schwung geschrieben, ohne irgendwo eine Spur von Ermüdung erkennen zu lassen.

„Es steht fest," schreibt P. Gerard in Bezug auf die Justizverwaltung unter Cecil[1], „daß bei sich ergebender Gelegenheit die Handschrift von Staatsgefangenen oder verdächtigen Personen so kunstvoll nachgeahmt wurde, daß selbst die vertrautesten Kenner einen Unterschied nicht bemerkten. So geschah es im Falle von P. Garnet, dessen ganz eigenartige Handschrift so ungemein geschickt nachgeahmt wurde, daß auch seine fleißigsten Correspondenten die Nachahmung für echt ansahen, während hinwieder auch ihre Handschrift nachgeahmt wurde, um ihn in Täuschung zu führen."

Von einem dieser Handschriftenkünstler in Cecils Dienst, Arthur Gregory, liegt noch ein Bittschreiben an seinen Brodherrn vor, in welchem er sich seiner Verdienste rühmt[2]:

[1] The Gunpowder Plot etc. p. 14.

[2] *Gerard*, What was the Gunpowder Plot? p. 203. Die Briefe wurden in jener Zeit der Verfolgung gewöhnlich mit einem Safte geschrieben, der dem Auge nicht mehr sichtbar war, sobald er trocken wurde. Man mußte das Blatt dicht ans Feuer halten, um die Schriftzüge wieder kenntlich zu machen, oder in andern Fällen dasselbe ins Wasser tauchen. Vgl. Hoffmann, Memoiren eines Jesuiten (Freiburg 1872) S. 89. 91.

„Ew. Herrlichkeit haben eine Probe vor Augen gesehen von etwas, was noch keiner vor mir geleistet hat, nämlich die Handschrift eines andern zu schreiben, ihre geheime Schrift, welche auf dem Papier nicht kenntlich war, zu entdecken, und mit Täuschung, auch des listigsten Schurken, es so einzurichten, daß auch die neue Schrift nicht äußerlich kenntlich war. Das war freilich keine leichte Sache; aber ihre Antworten zeigten, daß sie keinen Verdacht geschöpft hatten."

Aehnliche Dienste hatte schon zu Elisabeths Zeit sowohl der Königin selbst wie dem Grafen Essex und dem Staatssecretär Cecil ein gewisser Thomas Phelippes geleistet, der auch in den Intriguen gegen die unglückliche Maria Stuart eine große Rolle gespielt hat[1]. England erlebte damals die Blüthezeit der Fälschungskünste, und gerade der Actenfälschung von Staats wegen.

Dies einmal vorausgesetzt, zwingt die zehnseitige Bekenntnißschrift vom 23. November geradezu den Verdacht auf. Winter ist noch wiederholt verhört worden: am 25. November und 5. December 1605 und am 9. und 17. Januar 1606. In mehreren dieser Verhöre bezieht er sich auf frühere Aussagen, aber in keinem einzigen findet sich eine Bezugnahme auf diese umfassende, wichtige Bekenntnißschrift. Es ist, als ob sie gar nicht für ihn existirte. Wenn Winter so freigebig war mit „freiwilligen Bekenntnissen", so versteht sich kaum, weshalb er immer und immer wieder neuen Verhören unterworfen werden mußte, sogar an dem Tage selbst, an welchem er das große Bekenntniß überreicht haben soll. Ein anderer Umstand noch ist auffallend. In Winters Bekenntniß wird die Formel eines Eides wörtlich mitgetheilt, welchen die Verschwörer behufs Geheimhaltung wie behufs treuen Festhaltens an ihrem Unternehmen sich gegenseitig geschworen hätten. Aus dieser Eidesformel wurde später außerordentlich viel Kapital geschlagen, und sie spielt in der spätern Literatur eine Rolle; aber beim Abdruck des Bekenntnisses im King's Book wurde diese Formel unterdrückt. Augenscheinlich fürchtete man einen Widerspruch von seiten solcher, die noch am Leben waren, oder eine Kritik der Formel durch die Priester.

Innere Verdachtsgründe, welche der Schrift, wie sie vorliegt, selbst anhaften, sind noch belangreicher. Winter hatte die Gewohnheit, während des Schreibens häufig seinen Gedankengang zu ändern, und deshalb Worte zu streichen, um in anderer Wendung fortzufahren. Auch in den zehn

[1] *Gerard* l. c. p. 111. 112.

Seiten des Bekenntnisses finden sich eine Reihe von durchgestrichenen Worten, aber hier in ganz anderer Art. Es handelt sich hier lediglich um stilistische Feilung, um Feinheiten des Ausdruckes, wie beim Romanschreiber, welcher die Wirkung auf sein Publikum berechnet. Eine solche Zartheit in der Wahl seiner Worte ist Thomas Winter in seinen sonstigen Briefen nicht geläufig, und bei einem „Pulververschwörer", der im Tower verwundet dem Tod wegen Hochverraths entgegensieht, wäre solche Geziertheit und Zimperlichkeit bei seinem Geständniß gleich einem Mangel an Würde.

Wie sehr im ganzen die Handschrift der sonstigen Schrift Winters gleichen mag, so findet sich doch auch hier eine bemerkenswerthe Ausnahme. Die Unterschrift seines Namens hebt sich von allen andern Unterschriften, die von ihm erhalten sind, fremdartig ab. Die Bildung der einzelnen Buchstaben entspricht zwar Winters gewohnten Schriftzügen, aber die Unterschrift als Ganzes ist von seiner Art zu unterzeichnen verschieden. P. Gerard[1] stellt in treuen Nachbildungen dieser einen Unterschrift neun andere aus der Zeit vom 4. December 1603 bis zum 17. Januar 1606 an die Seite; von allen weicht diese eine wesentlich ab. Die Unterschrift im Verhörsprotokoll vom 25. November stimmt zwar mit der Unterschrift des Bekenntnisses darin überein, daß auch hier ausnahmsweise der Vorname Thomas voll ausgeschrieben ist; der ganze Schwung der Hand ist aber anders geartet. Sonst ist die Unterschrift trotz großer Deutlichkeit wie ein einziger Zug; hier erscheint jeder Buchstabe einzeln gemalt.

Geradezu entscheidend ist jedoch die Abweichung in der Schreibweise des Namens. Cecil und die Männer der Regierung schrieben den Namen stets, entsprechend der Aussprache und der damals gebräuchlichen Orthographie, „Winter" oder „Wynter". Winter selbst, wie seine beiden Brüder und alle Glieder seiner Familie[2], schrieb ausnahmslos und immer Wintour; auch das Verhörsprotokoll und den kurzen Brief vom 25. November hat er mit Wintour unterschrieben. Es ist unerklärlich und unglaublich, daß der feingebildete, selbstbewußte Mann gerade bei Zeichnung der verhängnißvollsten Schrift seines Lebens der Schreibweise des eigenen Namens sollte

[1] Thomas Winter's Confession and the Gunpowder Plot p. (10) f.

[2] Es existiren neun echte Unterschriften von Thomas Winter selbst, elf von seinem Bruder Robert, eine von seinem Bruder John; der Name der Familie findet sich auf zwei Leichensteinen aus dieser Zeit und in einem Meßgewand, das Helene, Roberts Tochter, gestickt und mit dem Namen der Familie bezeichnet hat. Ueberall lautet der Name: Wintour. Vgl. *Gerard* l. c. p. 9, n. 1.

vergessen haben. War dagegen ein geübter Handschriftenfälscher beauftragt, eine Vorlage der Regierung in Winters Handschrift zu copiren, so war es natürlich, daß er sich sklavisch ängstlich an seine Vorlage hielt und daher auch die den Regierungsorganen geläufige Schreibweise des Namens beibehielt. Das Versehen scheint Cecils scharfen Augen auch nicht entgangen zu sein, denn auf der „Copie", nach welcher der Druck erfolgte, wurde der Name ganz weggelassen und, um es weniger auffällig zu machen, die Schlußformel abgekürzt.

Es sind daher wirklich nicht frivole noch leicht zu nehmende Gründe, welche von P. Gerard gegen die Echtheit dieses merkwürdigen Schriftstückes geltend gemacht worden sind. Immerhin verdient eine der Gegenerwägungen Dr. Gardiners volle Beachtung, wenn er am Schlusse von Winters Bekenntniß bemerkt:

„Ich habe dieses interessante Geständniß im vollen Wortlaute mitgetheilt, weil dies der einzige Weg ist, um meinen Lesern einen Begriff von der Ursprünglichkeit (Natürlichkeit = spontaneity) zu geben, welche von Anfang bis zum Ende dasselbe erfüllt. Mir wenigstens erscheint es unglaublich, daß es nach einer Vorschrift abgefaßt oder von einer durch einen Regierungsagenten entworfenen Vorlage copirt wurde. Auch darf man nicht vergessen: wenn es etwas gab, wonach die Regierung begierig verlangte, so waren es Aussagen gegen die Priester. Keine solche Aussage läßt sich aber aus diesem Bekenntniß ableiten. Was vielleicht noch schwerer ins Gewicht fallen dürfte, ich kann mir nicht denken, daß ein ehrlicher Mensch dieses Bekenntniß durchlesen kann, ohne daß der Charakter dieser Verschwörer hoch in seiner Achtung steigt. Nicht als ob mit Absicht denselben hervorragende Eigenschaften zugeschrieben würden, aber jeder neue Zug verstärkt den Eindruck, daß diese Männer, die in das Complot verwickelt waren, brav und loyal waren, muthig über die Grenzen gewöhnlichen Mannesmuthes hinaus und völlig ohne eigennützige Absichten. Könnte wohl ein solcher Gesamteindruck hervorgerufen werden durch ein auf Commando abgefaßtes oder von Cecil oder seinen Agenten dictirtes Bekenntniß, in deren Augen die Verschwörer nur mordgierige Schurken der gemeinsten Sorte waren?"

Dieser Einwand wäre zweifellos von großer Kraft, handelte es sich nicht um eine Zeit und ein Regierungssystem, in welchen die Virtuosität der Fälschung ihre höchsten Triumphe feierte. Auch in andern berühmten Processen sind Schriftstücke gefälscht worden mit ebenso anmuthender Natürlichkeit und ebenso geschickter Anpassung an Persönlichkeiten und Ver-

hältnisse. Jardine, der Geschichtschreiber der großen Staatsprocesse dieser Zeit, steht nicht an, in Bezug auf die Pulververschwörung sich auszusprechen[1]:

„Ohne Zweifel, die Erzählung, welche es so viele Mühe kostete, in die Oeffentlichkeit zu bringen, war das Ergebniß mehrseitig zusammenwirkender Sorgfalt bei ihrer Fabricirung. Derselbe geschickte Tausendkünstler, der einst zu Zeiten der Königin Elisabeth verwendet wurde, der Geschichte des Verrathes eines Lopez und eines Earl von Essex die rechte Gestalt zu geben, wie sie den Staatsinteressen entsprach, war auch jetzt noch im Dienste der Regierung; derselbe Staatsmann, der ihn anwies, in dem letztern Falle die Zeugenaussagen zuzustutzen und die Thatsachen zu verdrehen, war auch jetzt noch der leitende Minister der Krone. Das ganze Kunststück bei der Erzählung (über den Verlauf der Pulververschwörung) im King's Book ist dasselbe wie bei der Declaration of the Earl of Essex' treason, nämlich Dichtung mit unzweifelhaften Wahrheiten zu umgeben, anscheinend mit so viel Einfachheit und Sorglosigkeit, in der That aber mit solch vollendeter Kunst und nach so abgefeimtem Plan, daß der Leser unwillkürlich in den zweifellosen Glauben an die ganze Erzählung eingelullt wird. In beiden Fällen soll die Wahrhaftigkeit des Berichtes verbürgt werden durch Beifügung von gerichtlichen Aussagen und Documenten, welche aber nach dem Ermessen des Schreibers verfälscht sein konnten ohne jede Gefahr einer Entdeckung. Denn die Originale waren in seinem alleinigen Besitz. Dieselben gaben aber einen gewissen Anschein von Aufrichtigkeit und Actenmäßigkeit, und dadurch setzten sie der Täuschung die Krone auf."

Solchen Erfahrungen gegenüber kann das von Gardiner angerufene innere Kriterium kaum noch stichhalten.

Wenn indes auch mit größerer Sicherheit, als es der Fall ist, die Unechtheit der beiden Hauptzeugnisse, Guy Faukes' vom 17. November und Thomas Winters vom 23. November, nachgewiesen werden könnte, so wäre damit doch der Beweis nicht erbracht, daß die Pulververschwörung nicht bestanden habe oder daß sie ein wesentlich anderes Ziel verfolgt, einen wesentlich andern Verlauf genommen habe als bis jetzt geglaubt wurde. Viele Momente aus diesem Verlaufe sind durch andere Geständnisse und Zeugenaussagen festgestellt, die man nicht samt und sonders als Fälschungen verwerfen kann. Die ganze Geschichte der Verschwörung wird bei der Gerichtsverhandlung vom 27. Januar 1606 nochmals in allen

[1] *Gerard*, The Gunpowder Plot p. 14.

Einzelheiten öffentlich erörtert; auch alle Berichte über diese Verhandlung müßten also als Fälschungen erklärt werden. Und selbst wenn man sich entschließen könnte, eine solche Verschwendung von Fälschungskünsten vorauszusetzen, blieben noch unverdächtige Berichte von zwei wichtigen Zeugen und Zeitgenossen. Es sind die damals in England lebenden Jesuitenpatres John Gerard und Oswald Greenway, welche beide Aufzeichnungen über die Pulververschwörung hinterlassen haben[1]. Zwar wendet ihr jetzt in England lebender Ordensbruder ein, auch sie hätten sich für ihre Kenntniß dieses Complottes lediglich auf die officiellen Berichte der Regierung angewiesen gesehen, welche sie in ihrer Weise zu erklären und zu erläutern gesucht hätten. Allein man darf nicht vergessen, daß diese beiden Patres mit allen Verhältnissen aufs beste vertraut und mit den zunächst betheiligten Männern genau bekannt waren. Ihre eigenen Namen sind in dem Processe viel genannt worden, und die Regierung hat sich die größte Mühe gegeben, einen Schein von Mitschuld oder Mitwisserschaft auf sie zu werfen. Wenn irgend jemand, so konnten diese beiden Männer wissen, einerseits welches die Stimmung unter den mißhandelten Katholiken in England, andererseits wozu die englische Regierung unter einem Cecil im stande war. Man wird sie zu großer Vertrauensseligkeit nicht anklagen dürfen, und wer John Gerards „Lebenserinnerungen" gelesen hat, wird sich nie überzeugen können, daß ein so erfahrener Mann und ein so feiner Kopf durch eine solch kolossale Fälschung der Regierung wäre in Täuschung verstrickt worden.

Alles in allem betrachtet und Gründe mit Gegengründen abgewogen, lassen sich die greifbaren Ergebnisse aus den Schriften des jetzt lebenden P. Gerard und seiner interessanten Controverse mit Dr. Gardiner in folgenden Hauptsätzen zusammenfassen:

1. Es ist in hohem Maße wahrscheinlich, daß Cecil von der Pulververschwörung und näherhin von dem für den Tag der Parlamentseröffnung vorbereiteten Schlag hinreichend unterrichtet war, schon geraume Zeit bevor Lord Monteagle von dem anonymen Briefe ihm Mittheilung machte.

2. Manche Umstände deuten darauf hin, daß Cecil auf die Entstehung der Verschwörung oder doch Gang und Richtung, welche dieselbe einschlug,

[1] P. Gerard spricht von derselben sowohl in seinen „Lebenserinnerungen" (vgl. M. Hoffmann, Memoiren eines Jesuiten. Nach dem Englischen des P. Morris S. J. [Freiburg 1872] S. 180 ff.), wie in einer besondern Schrift. Die letztere ist von P. Greenway ins Italienische übertragen und mit Zusätzen bereichert worden.

maßgebenden Einfluß übte. Der Rolle eines Werkzeuges zunächst verdächtig erscheint Percy. Doch läßt sich hier über vage Vermuthungen nicht hinauskommen.

3. Das sogen. Geständniß des Guy Faukes vom 17. November und das Bekenntniß des Thomas Winter vom 23./25. November 1605 sind in ihrer überlieferten Form höchst wahrscheinlich Machwerke eines geschickten Fälschers im Auftrage der Regierung, jedoch so, daß sie zum größern Theil aus wirklichen Geständnissen zusammengearbeitet sind, und daß mehr nur die äußere Form den Bedürfnissen (zur Publication im King's Book) angepaßt wird. Willkürliche Einschaltungen und Abänderungen sind natürlich nicht ausgeschlossen, stehen vielmehr fest.

4. Der Verlauf, welchen die Pulververschwörung thatsächlich nahm, entspricht in den Grundzügen der überlieferten Darstellung. Dafür spricht wenigstens die größere Wahrscheinlichkeit. Wenn der Erzählung von der Minenarbeit unlösbare Schwierigkeiten entgegenzustehen scheinen, so ist dies auf die heutige Unkenntniß der localen Eigenthümlichkeiten zurückzuführen.

5. Die Behauptung, das verzweifelte Complot sei von den Katholiken Englands als solchen und kraft ihres katholischen Bekenntnisses ausgegangen, es sei von den Priestern, insonderheit den Jesuiten, ausgeheckt und in Scene gesetzt worden, beruht in ihrem ersten Ursprung auf bewußter Unwahrhaftigkeit und böswilliger Erfindung und ist heute von unbefangenen Historikern als wissenschaftlich unhaltbar aufgegeben.

Ein schönes Beispiel hierfür bietet Dr. Gardiner, welcher, wiewohl er als wissenschaftlicher Gegner im übrigen P. Gerard bekämpft, doch in dieser Hinsicht seinen kritischen Untersuchungen eine innere Berechtigung zugesteht und begründend fortfährt[1]: „Die Anklage, daß diese Verschwörung von den römischen Katholiken Englands als Gesamtheit ausgegangen oder gebilligt worden sei, ist in ihrer gänzlichen Unwahrheit heute jedem Historiker offenkundig. Aber lediglich infolge dieser Anklage waren nicht nur seine (P. Gerards) geistlichen Vorfahren einer harten Verfolgung unterworfen, die sie mit der edelsten und anspruchlosesten Standhaftigkeit ertrugen, sondern diese falsche Anklage übte auch eine solche Herrschaft, daß sie in nicht geringem Maße die Ausbreitung jener Kirche gehindert haben muß, in welcher P. Gerard eine göttliche Institution erkennt für die Rettung der Menschheit."

[1] What Gunpowder Plot was p. 2.

Otto Pfülf S. J.

Der obere Nil und seine Erforschung.

(Fortsetzung.)

II. Das Problem der Nilquellen von Ptolemäus bis 1800.

Die wissenschaftliche Geographie der Griechen, welche in Ptolemäus ihren Höhepunkt gefunden, ist im Alterthume niemals, namentlich nicht unter den Römern, zum Gemeingut der Gebildeten geworden. Deshalb blieb Ptolemäus dem ganzen Mittelalter soviel als unbekannt. Kein einziger Codex desselben hat sich im Abendlande erhalten[1]. Die ganze mittelalterliche Geographie knüpft vielmehr an die römische, die gewöhnliche Schulgeographie an, ist aber nicht eine weitere Entwicklung, für welche die Bedingungen fehlten, sondern eine Verknöcherung. Wenn auch das römische Reich in seiner ganzen Organisation und in seiner Ausdehnung die Grundlagen für die Entwicklung der geographischen Wissenschaft besaß, so konnten doch nach seiner Zersplitterung die erst spät der Cultur gewonnenen Völker das Ueberlieferte zwar wohl erhalten, aber nicht vermehren und verarbeiten. Auch die Kreuzzüge hatten hier keinen besondern Einfluß, weil Palästina schon seit alten Zeiten besser als andere Gegenden auf den Karten dargestellt ist. Erst das 14. Jahrhundert hat durch seine See- und Kompaßkarten einige Aenderung gebracht. Freilich kannten die Araber auch im Mittelalter den Ptolemäus und haben denselben verwerthet. Aber auch ihre Arbeiten und Karten, deren vom 10. Jahrhundert noch mehrere erhalten sind und die sich inhaltlich werthvoll erweisen, blieben der Hauptsache nach den christlichen Ländern des Abendlandes fremd.

Werfen wir nun einen Blick auf die Einzeichnung der Nilquellen in die nachrömischen und mittelalterlichen Weltkarten.

Im 4. Jahrhundert kommt in den Länderbeschreibungen des Ammianus, der die römische Reichskarte, aber auch gewiß den Ptolemäus kannte, der obere Nil leider der Schilderung Jubas entsprechend aus Mauretanien. Er verschwindet in den „Sümpfen", nicht weit von einem Gebirge, aus dem der ägyptische Nil hervorbricht.

[1] Dr. K. Miller, Monialium Ebstorfensium mappa mundi. Kurze Erklärung der Weltkarte des Frauenklosters Ebstorf (Köln 1896) S. 7 ff.

Auf der zweiten Karte des hl. Hieronymus, etwa 388, erblicken wir einen großen See mit der Inschrift: Hier entspringt der Nil, der auch Geon genannt wird. Von Westen her kommt durch den Sudan der Fluß Nuchul. Er endigt nahe dem obern Quellsee im See Nuchul[1].

Auf der Honoriuskarte, die Miller in den Anfang des 5. Jahrhunderts setzt[2], steht die Beschreibung des Nils mehrfach im Gegensatz zu der römischen Weltkarte und in unverkennbarer Verwandtschaft mit Ptolemäus. Vom Berge Panchäus kommen die zwei Quellflüsse Astapus (Astabus) und Astaboris. Aus dem Westen kommt der Nilotis und ein unbekannter Fluß. Beide verlieren sich in Seen.

Paulus Orosius, der etwa 418 seine Historiae adversus paganos vollendet hat, läßt den ägyptischen Nil aus zwei Quellflüssen entspringen. Von Westen aber kommt aus einem großen See der Dara oder Nuhul (Nuchul). Er verschwindet einmal im Sande, kommt wieder zum Vorschein, geht durch einen mächtigen See, durcheilt den ganzen Ostsudan und endigt auf einmal am Quellgebirge des Nils.

Ganz ähnlich ist die Zeichnung nach Isidor von Sevilla (560—636), welcher als der große Vermittler zwischen alter und neuer Zeit den bedeutendsten Einfluß auf Geographie und Kartographie des Mittelalters gewonnen hat[3]. Der ägyptische Nil kommt aus einem Quellfluß vom Gebirge. Fern vom Westen her zieht sich der Geon oder Nil, der aus einem See entspringt und einen zweiten See durchströmt, bis in die Nähe des Quellgebirges, wo er plötzlich verschwindet.

Aus der ganzen Zeit vom sinkenden Römerthum bis zum Wiedererwachen der Wissenschaften ist der anonyme Geograph von Ravenna der einzige Autor, der etwa um 670 uns eine zusammenhängende, nicht aus alten Schriftstellern zusammengestoppelte Erdbeschreibung bietet[4]. Aber sein Nil ist derselbe wie der des Isidor von Sevilla: das Gebirge, der nach Norden gehende Quellfluß, der von Westen aus einem See kommende und durch den See Nusaclis ziehende Ger. Anders ist freilich die Reconstruction, die Kiepert 1859 gemacht hat, wonach der ägyptische Nil aus zwei Quellströmen, die sich in dem See Nusaclis vereinigen, gebildet würde. Doch ist dieser Versuch nicht glücklich ausgefallen[5].

---

[1] Dr. K. Miller, Mappae mundi. Die ältesten Weltkarten (Stuttgart 1895 ff.) III, 14.

[2] Ebd. VI, 69 und Beilage 4.

[3] Ebd. VI, 57, Beilage 2.

[4] Ebd. VI, 7 ff. und Beilage 1.

[5] Ebd. VI, 53.

Auf der Weltkarte des Beatus, die wahrscheinlich 776 zusammengestellt ist[1], haben wir wieder den einen Quellfluß vom Gebirge, den von Westen kommenden, aber diesmal mit dem Hauptstrom verbundenen Nil.

Aus dem 9. und 10. Jahrhundert stammen zwei Abschriften einer Erdbeschreibung, die etwa 540 der ägyptische Indienfahrer Kosmas Indopleustes angefertigt hat[2]. Nach seiner phantastischen Auffassung wird der Nil aus dem Paradies durch den Ocean nach Aegypten geführt. Wir erwähnen diese Absonderlichkeit, weil wir sie auch im Text der Ranulfkarten, deren erster Verfasser 1363 gestorben ist, wiederfinden. Nilus exit de paradiso, sed in fine Ethiopie iuxta mare Rubrum erumpit super nostrum habitabile[3]. Offenbar kamen die Kartenzeichner zu diesem unterirdischen Lauf, weil man unter dem vierten biblischen Paradiesfluß Gihon, Geon, den Nil verstehen wollte. Das Paradies lag aber nach der allgemeinen Ansicht im Osten Asiens. Also mußte der Gihon unter dem Meere von Ostasien herkommen. Später, als Ostasien immer mehr bekannt wurde, ohne daß sich dort das Paradies gefunden hätte, wanderte der himmlische Garten langsam weiter, bis er in dem unbekannten Osthorn Afrikas eine letzte Zufluchtsstätte fand. Dort führen es die spätern Karten manchmal an.

Wir übergehen die berühmte, viel citirte angelsächsische Weltkarte, welche in das 10. Jahrhundert versetzt wird, die sogen. T-Karten vom 8.—15. Jahrhundert, die Macrobiuskarten des 10. Jahrhunderts sowie die Sallustkarten vom 10.—14. Jahrhundert, weil sie für unser Problem nichts neues beibringen. Während wir auf der Herefordkarte von 1276 auf einmal wieder den Astabus und ihm parallel einen zweiten Quellfluß finden, der merkwürdigerweise durch die nubischen Berge durchbricht, ist auf der großen Ebstorfkarte, zwischen 1278 und 1283, der Nil wieder in gewohnter Weise dargestellt.

Erwähnen wir zum Schluß die Melakarte von Rheims vom Jahre 1417[4], welche noch ganz den alten Nillauf hat, und die Genfer Sallustkarte aus dem 15. Jahrhundert[5]. Die letztere ist eine sonderbare Mischung von Altem und Neuem. Der aus dem Westen kommende Nilarm erreicht den ägyptischen Nil wirklich, während das abyssinische Quellgebiet durch einen in großem Bogen nach Südwest abströmenden Fluß mit dem südlichen Ocean in Verbindung steht.

[1] Miller, Mappae mundi I, 2. [2] Ebd. III, 60.
[3] Ebd. III, 104. [4] Ebd. III, 138. [5] Ebd. III, 142.

Wir sehen also, daß die römischen und mittelalterlichen Weltkarten den Nil so darstellen, als ob er am Atlas entspringe, in östlicher Richtung Centralafrika durchströme, in Nubien sich dann irgendwie mit dem abyssinischen Nil entweder verbinde oder auch identificire. Je nach der Phantasie des Geographen durchfließt der vom Atlas kommende Dara oder Geon oder Nuchul oder Nilus einen oder mehrere Seen, verschwindet ein- oder mehreremal im Sand oder im See, versinkt schließlich unter dem Gebirge, um auf der andern Seite wieder als Quellfluß des ägyptischen Hauptstromes sich nach Norden zu wenden. Vielleicht daß jene 214 km lange Reihe von Sümpfen mit ihrem Gewirr von südwestlichen Zuflüssen, die wir als den Bahr el Gasal kennen gelernt haben, Schuld trägt an dieser ganzen verworrenen Auffassung.

Während die bis jetzt besprochenen geographischen Kartengemälde nur sehr geringen Fortschritt aufweisen, stoßen wir seit dem Beginn des 14. Jahrhunderts auf einmal auf Karten, deren Vorzüge den Kenner in Staunen versetzen. Eine dreifache Ursache liegt diesem raschen Uebergang zu Grunde.

Zunächst wurde wenigstens da und dort die Geographie der Araber mehr bekannt; dann kam die Magnetnadel in Anwendung, und nun wurden die sogen. Kompaßkarten angefertigt; endlich hören wir, daß seit 1243 Missionäre nach Abyssinien gesandt worden sind[1], welche über jene unbekannten Gegenden bessere Auskunft geben konnten.

Tief in Arabien war eine neue Religion entstanden. Erst eingeschlossen in den engen Grenzen einiger Stämme, durchbrach sie rasch die Schranken und raste wie ein Orkan über das Antlitz der heidnischen Länder. Mit dem Beweise des Schwertes wurden die Völker bekehrt. Die Eroberer wollten später naturgemäß Land und Leute kennen lernen, sie wollten weiter Propaganda machen, sie wollten Handel treiben, die Statthalter mußten ihre genauen Berichte einsenden, und schließlich sollte jeder einzelne Gläubige zu dem religiösen Centralpunkt der mohammedanischen Welt, nach Mekka, pilgern. Das alles förderte ohne Zweifel die geographischen Kenntnisse. Um das Jahr 827 ließ Mamun die große Syntaxis des Ptolemäus unter dem Titel Almagest *(ἡ μεγίστη)* und vielleicht auch die geographischen Tafeln übersetzen. Damit hatten die Araber die Erbschaft des hellenischen Wissens angetreten. So finden wir denn auf ihren Karten und auf solchen,

[1] Kunstmann, Historisch-politische Blätter XXXIX (1857), 504.

welche die arabischen Karten benutzten, die Nilquellen wieder zahlreich vom Mondgebirge herabkommen, nehmen wahr, wie sie sich in Seen sammeln und dann als ägyptischer Nil nach Norden ziehen. Leider sind aber auch die Araber, sei es aus Nachlässigkeit, sei es infolge falscher Auffassung, an einem Fehler schuld, der bis in die Mitte unseres Jahrhunderts nicht ausgemerzt worden ist. Sie gaben allen Strömen Afrikas den Namen Nil. Neben dem Nil Aegyptens und Abyssiniens hieß der Jub Nil der Zendschküste, der Komadugu Nil des Sudans, der Niger Nil von Ghana. Eine Folge dieser nachlässigen Benennung war der Irrthum, daß alle Ströme Afrikas aus einem centralen Entwässerungssystem strahlenförmig den verschiedenen Meeren zueilen und daß auf den arabischen Karten die Quellen aus einem Knotenpunkt, dem Kuarsee, entspringen[1]. Möglich bleibt aber auch, daß die Araber auf dem umgekehrten Wege zu den vielen Nilströmen gekommen sind. Ohne Zweifel hatten sie, wie später die Portugiesen, an der Ostküste von dem großen Seengebiet des Innern gehört. Sie mögen sich dabei einen Centralsee, mit dem sich die ptolemäischen Nilquellen vereinigen ließen, gedacht und so infolge des gemeinsamen Ursprunges auch den gemeinsamen Gattungsnamen des Nils allen Hauptströmen beigelegt haben. Wenn wir also das Weltbild Edrisis, entworfen 1154[2], mit den Angaben des Ptolemäus vergleichen, so finden wir trotz eines tausendjährigen Abstandes bezüglich der Nilquellen ebenso wenig einen wesentlichen Fortschritt wie bei den Nachfolgern Edrisis, Ibn el Wardi, Abulfeda und Ibn Chaldun.

Wie dem aber auch sei, die Araber bilden doch das Mittelglied zwischen der griechischen Geographie und deren Wiedererwachen im fernen Abendlande.

Das 14. Jahrhundert nimmt in der Geschichte der Kartographie eine eigenartige Stellung ein. Es ist die Zeit des Ueberganges von der schematisirenden Darstellung der radförmigen Erdbilder zu dem auf methodischer Grundlage sich aufbauenden Constructionsverfahren, zu welchem erst durch Einführung der Magnetnadel das Material herbeigeschafft werden konnte.

Wer einmal eine solche Kompaßkarte gesehen, wird nicht leicht dieses mit unzähligen Wind- und Kompaßrosen, die nach allen Seiten hin strahlen-

---

[1] Peschel, Geschichte der Erdkunde (1887) S. 151.

[2] Tabula Rotunda Rogeriana 1154 ab Edrisio servata et descripta, aus dem Lelewelschen Atlas. Peschel-Ruge warnen zwar in der Geschichte der Erdkunde S. 145 vor den Reconstructionen Lelewels, geben aber doch die Karte Edrisis genau wie auch der polnische Geograph.

förmig ihre bunten Striche über Land und Meer auslaufen lassen, ganz bedeckte Gemälde vergessen.

Auf einigen der ältesten Kompaßkarten, die wir kennen, nämlich denjenigen des Marino Sanuto (Sanudo) oder vielmehr des von ihm mit der Herstellung beauftragten Pietro Visconti, macht sich die Kenntniß der Araber und der Bussole erfreulich bemerkbar. Der Atlas ist gezeichnet zwischen 1306 und 1321[1].

Wir sehen bei Sanuto den Nil aus den Mondbergen in zwei Abtheilungen, die eine zu vier, die andere zu fünf Flüssen, herabkommen, deren jede einen See bildet. Aus den Abflüssen der Seen setzt sich der ägyptische Nil zusammen, dem von rechts der abyssinische zuströmt. Leider fehlt aber auch der Sudan-Nil nicht, der jetzt nach den Arabern mit dem Atlantischen Ocean in Verbindung steht.

Auch die Gebrüder Pizigani haben 1367 ihren östlichen und westlichen Nil, aber auch den atlantischen Nilarm, den sie Goldfluß nennen.

Das merkwürdigste Denkmal der mittelalterlichen Kompaßkarten sind die sogen. catalanischen Weltgemälde. Ein Exemplar vom Jahre 1375, verfertigt von einem unbekannten majorkanischen Steuermann, der mit der Literatur seiner Zeit wohl vertraut war, wird in Paris aufbewahrt. Die Darstellung des Nils ist die ptolemäisch-arabische. Der Sudan-Nil geht aus dem lacus Nili östlich zum ägyptischen Nil, westlich in den Atlantischen Ocean.

Unterdessen hat Dr. K. Kretschmer in der Biblioteca Estense zu Modena eine bisher unbekannte Ausführung dieser Kartenart gefunden, die er für die erste und wahrscheinlich auch einzig vollständige Kreiskarte von catalanischer Herkunft hält[2]. Er schreibt sie dem Jahre 1450 zu. Wir sehen auf dieser Karte das Paradies im Osten Afrikas. Der Lauf des Nils ist zu einem weitverzweigten und ganz sonderbaren Flußsystem ausgestaltet. Er fließt aus dem Paradiese in einen See. Aus diesem gehen gleich Strahlen zwei Arme in das Südmeer, zwei in den Indischen Ocean und der fünfte als Nil nach Nordwesten, wo er den gewöhnlichen durch den Sudan kommenden Seitenarm aufnimmt.

[1] Kunstmann, Studien über Marino Sanudo den Aeltern. Abhandlungen der bayrischen Akademie (1855) S. 705 ff.; Miller, Mappae mundi III, 132; Zeitschr. der Berliner Gesellsch. für Erdkunde (1891) S. 352 ff. mit Karte; Peschel-Ruge, Geschichte der Erdkunde (1877) S. 209 ff.

[2] Zeitschr. der Berliner Gesellsch. für Erdkunde XXXII (1897), 65 ff. und Tafel 4.

So wie auf der catalanischen Karte von 1375 finden wir den Nil auch 1436 bei dem berühmten venetianischen Kartographen Andreas Bianco und 1448 bei dem Venetianer Giovanni Leardo.

Die Karte, welche 1448 der Benediktiner Andreas Walsperger zu Konstanz zeichnete, und welche von den Entdeckungen des 14. und 15. Jahrhunderts viel aufgenommen, zeigt uns den Nil aus den Mondbergen kommend und den großen See „Meroys" durchfließend. Von Westen her kommt durch ganz Afrika aus dem „lacus affrorum" der gewöhnliche Nebenarm[1]. Aehnlich kommt auch auf der Weltkarte in der Nationalbibliothek zu Florenz von 1447 (oder 1417?) der eine Nilarm von den Mondbergen, der andere aus dem großen westlichen See[2].

Wie die Vorgänger im 15. Jahrhundert benutzte auch der Venetianer Fra Mauro für seine 1459 gezeichnete Karte für Ostafrika bereits Entwürfe der portugiesischen Entdecker aus Abyssinien. Während sein Bild des Negusreiches für die damalige Zeit auffallend treu und der Blaue Nil genau eingezeichnet ist, finden wir den Weißen Nil ebenso genau wie früher mit seinem westlichen Zufluß.

Welche Förderung hat nun das Nilproblem den Portugiesen zu verdanken?

Je weiter die portugiesischen Entdecker nach Süden vordrangen, desto klarer mußte ihnen die wirkliche Gestalt Afrikas werden. Der schwarze Erdtheil bog sich durchaus nicht so schnell nach Osten, als Ptolemäus und die Araber das überliefert hatten, vielmehr erstreckte er sich mehr als 35° nach Süden. Diese Entdeckung beeinflußte natürlich auch die Auffassung von Innerafrika. Je mehr die Küsten sich streckten, desto mehr mußte auch der Nil sich strecken; denn die im Süden des Continents gelegenen Mondberge und Nilquellen des Ptolemäus wurden nicht aufgegeben. Allerdings nahm man diese Procedur erst etwas schüchtern, später aber um so energischer vor.

So sehen wir auf dem Globus von Martin Behaim 1492 das Mondgebirge beinahe unter dem Wendekreis des Steinbockes und an dessen nördlichem Abfall einen großen See, aus dem fünf Flüsse strahlenförmig

---

[1] Kretschmer hat in der Zeitschr. der Berliner Gesellsch. für Erdkunde diese Karte nach einem Manuscript der Vaticana in Rom veröffentlicht. Bd. XXVI (1891), Tafel 10.

[2] Th. Fischer, Ueber italienische Seekarten des Mittelalters, Zeitschr. der Berliner Gesellsch. für Erdkunde (1882) S. 46.

sich ins Unbekannte verlaufen, während nördlich vom Aequator die Quellen der Nilzuflüsse sozusagen in der Luft hängen.

Aber schon 1529 finden wir auf der Karte von Diego Ribero die Verlegenheit gehoben. Die Mondberge bleiben, wo Behaim sie hingestellt hat; nördlich davon sind die paludes Nili, und von da geht der Vater Nil schnurgerade nach Norden, wo er den abyssinischen und den Sudantributär aufnimmt.

Unterdessen mußte ein neues Moment berücksichtigt werden. Man hatte die Kongomündung entdeckt; später war auch der Sambesi dazu gekommen. Auf der West- und namentlich an der Ostküste hörten die Portugiesen von dem großen See, aus dem der Fluß komme. Es lag ihnen also der Gedanken nahe, Nil, Kongo und Sambesi aus einem innerafrikanischen Centralbassin entstehen zu lassen. Die neuen Entdeckungen befestigten zunächst nur den alten Irrthum von der einen Centralquelle aller afrikanischen Flüsse.

Wir sehen also auf der Karte von Juan de la Cosa 1500 Kongo und Nil aus einem großen See kommen. Dieselbe Darstellung gibt der Spanier Enciso in seiner Suma de geografia 1519[1]. 1552 finden wir auch die nach Süden gehenden Ströme aus dem Binnensee entspringen. J. de Barros schreibt[2]: „Das ganze Land, welches wir dem Königreich Cefala (Sofala) zugetheilt haben, ist einem heidnischen Fürsten, Benomotapa, unterthan. Wie eine Insel wird es umflossen von zwei Armen eines Stromes (Sambesi), der aus dem bedeutendsten See von ganz Afrika entspringt. Dieses ist der See, den die alten Schriftsteller so sehr zu kennen suchten; denn er ist die geheimnißvolle Quelle des Nils. Auch unser Zaire (Kongo) kommt daraus." Zu allem Ueberfluß theilt nun Barros auch noch den Sambesi und läßt von ihm den Limpopo sich abzweigen. So finden wir denn nach diesem merkwürdigen Kapitel seit der Mitte des 16. bis zum Ende des 17. Jahrhunderts den famosen See Zaire-Zambre (Zembre, Zembe), der sich zwischen dem 5. und 12.° südlicher Breite erstreckt und die geographischen Compilatoren zu den unwahrscheinlichsten Schilderungen begeistert.

Kartographisch vielleicht zum erstenmal finden wir die Angaben Barros auf der Karte von Ramusio 1554 verwerthet[3].

---

[1] Proceedings of the Roy. Geogr. Soc. XIII (1869), 300.

[2] Da Asia dec. I, l. X, c. 1. [3] Viaggi, 2. edit., 1554.

Wir kommen nun auf einen Punkt zu sprechen, der eigentlich mit die Hauptschuld an der heillosen Verwirrung in der Nilfrage trägt, nämlich auf die Stellung Abyssiniens. Wie wir gesehen haben, hielten die Portugiesen die Angabe des Ptolemäus von den Mondbergen fest; anderseits hatten sie aber auch bestimmte Nachricht von dem großen Seengebiet. Damit waren nun die Ansprüche der Abyssinier auf die Mondberge und die Nilseen zu vereinigen.

Diese Ansprüche sind unter anderem klargelegt von dem Italiener Paul Giovio, der im achtzehnten Buche der „Geschichte unserer Zeit" 1550 den portugiesischen Missionär Franz Alvarez, welcher 1520—1526 in Abyssinien war, berichten läßt, daß der abyssinische Mönch Peter ihm die Quellen des Nils und die Mondberge angegeben habe[1]. Doch läßt sich die Frage noch weiter zurückverfolgen. Der gelehrte Franziskaner Marcellin da Civezza veröffentlichte 1879 Berichte abyssinischer Mönche von 1470, 1519, 1522 und 1523[2], welche deren Vaterland in Europa bekannt zu machen, aber auch dessen Bedeutung im Nilproblem zu übertreiben geeignet waren. Daher erklärt sich z. B. die ausführliche Darstellung Abyssiniens auf der Karte von Fra Mauro.

Im Jahre 1520 war ein alter portugiesischer Kapitän, Georg de Quadra, nach Lissabon zurückgekommen und hatte unter vielen wunderbaren Geschichten auch die erzählt, daß er in Abyssinien an den Quellen des Nils gestanden habe[3]. Dabei zeigte sich nun in einer für uns etwas heitern Weise die praktische Verwerthung des abyssinischen Nils. Es mußte den Portugiesen viel daran liegen, für ihren erst kürzlich gefundenen Weg nach Indien den kürzesten, aber auch denjenigen Weg zu finden, auf welchem sie von den gehaßten und gefürchteten Mohammedanern unbehelligt bleiben könnten. Wie nun, wenn die Nilquellen in Abyssinien, also ziemlich nahe an der afrikanischen Ostküste liegen, wenn sie über eine solche Wasserfülle verfügen, wie geschildert wurde, wenn dieser eine Nil mit dem zweiten aus Centralafrika zusammenfließt, wenn der letztere aus dem großen Binnensee kommt, wenn daraus der Zaire entspringt und dieser in den Atlantischen Ocean mündet? Ja dann wäre der herrlichste Wasserweg quer durch Afrika gefunden. Schon der große Albuquerque hatte am

[1] Cfr. *J. Brucker* S. J., Études religieuses VI, 5, p. 566.

[2] Saggio di Bibliografia geografica storica etnografica sanfrancescana (Prato 1879) p. 217 sg.

[3] *Osorius*, De rebus Emmanuelis etc. l. XII.

Anfang des 15. Jahrhunderts diesen Gedanken gehabt und seine Pläne gemacht. So erzählt uns P. Lafitau S. J.[1]: Man sagt, daß Albuquerque entschlossen war, den abyssinischen Nil ins Rothe Meer abzuleiten, wodurch jedoch Aegypten zu Grunde gegangen wäre. Denn dieses erhält keine andere Bewässerung als die vom Nil. Indes behauptet man auch, daß die Sache unmöglich sei. Wie sie sich aber auch verhält, der Plan macht dem großen Geist des Mannes Ehre.

Jetzt taucht der Plan, vom Kongo nach Abyssinien vorzudringen, wieder auf, und Quadra erhält von Emmanuel II. den Auftrag, denselben auszuführen, was ihm aber nicht gelungen ist. Denselben Weg wollte 1627 ein junger Jesuit, P. Anton Machado, und 1630 auf eine Aufforderung von Rom aus die Missionäre Michael Affonso und Joh. Paiva einschlagen. Der erste starb, die beiden andern wurden von dem Obern der Kongomission eines bessern belehrt[2].

Fassen wir das Ergebniß kurz zusammen. Die Mondberge und der eine ptolemäische Nilsee waren durch die Streckung Afrikas tief nach Süden versetzt worden. Der andere Quellsee sollte nach Ptolemäus ungefähr in der Breite des ersten liegen, wurde aber von Abyssinien beansprucht, was man um so lieber glaubte, je größer vielleicht die Vortheile dieser Lage sein konnten.

Damit nun wieder Ordnung in die Geographie komme, wurde auch Abyssinien nach Süden gestreckt. Daher rühren die vielen abyssinischen Namen auf den Karten jener Zeit bis zum Sambesi, ja bis darüber hinaus[3], daher auch auf einmal jener merkwürdige See Saphat, Sahaf oder Sachaf, der sich von jetzt ab immer auf den Karten findet. Der Irrthum, daß die eigentliche Nilquelle in Abyssinien sich befinde, konnte sich, trotzdem der Weiße Nil die größere Wassermasse hält, bis in unser Jahrhundert halten, weil eben nach obiger Auffassung Abyssinien so weit nach Süden versetzt wurde.

Weil indessen die ganze Verschiebung im Westen und im Osten auf Unwahrheit beruhte, warf jede neue Nachricht das Kartenhaus über den

[1] Histoire des Découvertes et Conquestes des Portugais dans le Nouveau Monde III (Paris 1736), 108.

[2] Synopsis Annalium Societatis Iesu in Lusitania, annus 1630. Cfr. *Brucker*, Études relig. (1878) p. 806.

[3] Cfr. Alguns documentos do archivo nacional da Torre do tombo acerca das navigações e conquistas portuguezas publicadas per ordem do governo de sua Magestade. Lisboa 1892.

Haufen. Und so wanderte der lacus Zahaf, alias Saphat, alias Sachaf wie der ewige Jude durch alle Atlanten und nach allen vier Himmelsrichtungen, bis er endlich in unsern Tagen die wohlverdiente Ruhe gefunden hat.

Die Portugiesen haben nun jedenfalls das Verdienst, die Frage der innerafrikanischen Seen angeregt zu haben, welche immer wieder aufgeworfen, aber erst nach ein paar Jahrhunderten endgiltig gelöst wurde. Wie viel einschlägiges Material in den portugiesischen Archiven noch im Staube begraben liegt, wissen wir nicht. Aber die bisher bekannt gewordenen Berichte lassen nicht erkennen, ob die Portugiesen zu einer klaren Idee von Centralafrika durchgedrungen sind. Es scheint wahrscheinlich, daß dieses nicht der Fall ist.

Der Sachaffee erscheint nach Wauters[1] auf der Karte Walzenmüllers (Hylacomylus), Straßburg 1522; bei Mercator in der Ausgabe seines Atlasses von Löwen 1541 und von Duisburg 1569; nach Brucker[2] auf dem spanischen Globus aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, Pariser Nationalbibliothek; auf einem Frankfurter Globus derselben Zeit; auf der flämischen Karte von Gema Frisius 1540; auf der französischen Weltkarte, benannt nach Heinrich II., 1542; auf Afrika von Diego Homem 1558; endlich auf Africa nuova in der italienischen Ptolemäusausgabe von Hier. Ruscelli 1561 und ungezählten andern.

Da wurde 1591 in Rom ein Werk veröffentlicht, das auf den ersten Anblick einen großen Fortschritt zu verheißen schien. Es ist dieses die Relatione del reame di Congo. Dasselbe enthält die Beobachtungsresultate des Portugiesen Eduard Lopez, welcher von 1578—1587 in Afrika gewesen und dann in Rom auf Veranlassung des Bischofs von San Mauro seine Erlebnisse dem gelehrten Philipp Pigafetta zur Verarbeitung dictirt hatte. Lopez erzählt nun, daß der Nil nicht in Abyssinien, noch in den Mondbergen, auch nicht aus Seen entspringe, die in ostwestlicher Richtung, wie Ptolemäus meint, zueinander liegen. Nach Lopez haben die beiden Ptolemäischen Seen nebeneinander nicht Platz. Außerdem wissen die Eingebornen nur von einem eigentlichen Quellsee im Süden zu erzählen, der von hohen Bergen umgeben ist. Indes kann sich Lopez der herrschenden Ueberlieferung nicht entwinden. Er constatirt unter dem Aequator einen zweiten See, den der Nil durchströmt. Die Eingebornen

[1] Études relig. VI, 5, p. 562. [2] Ib. p. 563.

nennen ihn „das Meer". Von da wendet sich der Nil nach Nordosten und erhält rechts einen bedeutenden Nebenfluß, den Colues, der ebenfalls einem unter dem Aequator liegenden See sein Dasein verdankt.

Was meint nun Lopez mit seinen Angaben? Brucker[1] glaubt, er wolle den Tanganyika und den Albert Nyansa als Quellseen angeben. Zu entscheiden wird das kaum sein. Nach der von Pigafetta gezeichneten Karte[2] könnten nach Erkundigungen, die Lopez bei den Eingeborenen eingezogen hatte, folgende Elemente verwandt worden sein: der Nyassasee, zugleich als erster Ptolemäischer See, der Oberlauf des Kongo als Lualaba oder Luapula, der frühere Centralsee als zweite Ptolemäische Nilquelle, aus der dann auch der Kongo kommt, östlich davon der Viktoria Nyansa als Colues. Letzteres könnte man deshalb annehmen, weil der eingezeichnete Lago Baraena vielleicht der heutige Baringosee ist und mit seiner richtigen Lage auf den Viktoria Nyansa hinweist.

Thatsächlich macht die Karte Pigafettas gerade durch die beiden Aequatorialseen den Eindruck, als sei die Einzeichnung des obern Nillaufes jetzt der Wahrheit auf einmal viel näher gekommen als früher[3]. Nimmt man aber den Bericht des Lopez dazu, so merkt man bald, daß er vielerlei gehört, aber aus dem centralafrikanischen Strom- und Seengewirr doch noch keineswegs ein annähernd richtiges Gesamtbild herauszuarbeiten vermocht hat. Wir sehen deshalb, wie man Pigafetta wohl copirt in der Küstenzeichnung, aber nicht im Fluß- und Seensystem Afrikas.

Wir kommen nun zu der Periode, in welcher die flamländischen und holländischen Kartographen die Ansichten Europas über Afrika reguliren. Sie halten ängstlich an Ramusio und Ptolemäus fest, und ihre ganze Originalität beschränkt sich darauf, den afrikanischen Centralsee auszuzacken, zu vergrößern und ihm bald da, bald dort einige kleinere Seen zur Seite zu stellen. Das allerdings muß man eingestehen, die uns vorliegenden Atlanten eines Mercator, Hondius, Janson, Blaeu und Dapper sind Meisterwerke, wenn auch nicht der Wissenschaft, so doch der Gravirkunst[4].

[1] Études relig. VI, 1, p. 396. [2] Copie aus dem Britischen Museum.

[3] Journal of the Roy. Geogr. Soc. XV (1845), 185 f.; Proceedings of the Roy. Geogr. Soc. XI (1867), 246 f.

[4] Die darstellende Geographie war ein Gewerbe geworden, und die gestochenen Platten erbten sich als ein Vermögen in der Familie fort. Man fand es deshalb gar nicht einmal mehr nöthig, die Namen der bezahlten Künstler zu nennen. Eine Ausnahme macht von letzterem der spätere de Witt und der originelle Nic. Visscher. Doch finden wir z. B. in einem uns vorliegenden Prachtatlas in Großfolio aus

Der Atlas von Hondius[1] hat den Zaire-Zembe und im Osten den Zaflan. Dieselbe Zeichnung ist auch in einer Neuausgabe in holländischer Sprache von 1629 zu finden.

Ein geradezu komisches Gewirr von Nilquellen leistet sich in seinem Fasciculus Geographicus „Johann Buxemacher, Kunstdrucker uff St. Maximuistraß zu Coln am Rein 1608".

Trotz der Behauptung von Lopez hält sich aber immer noch die Meinung, daß der Nil in Abyssinien entspringt. Der alte Zaflan schien eben manchen zu weit nach Süden zu liegen; sie wünschten wenigstens den einen Quellsee näher am Aequator. Außerdem kamen bestimmte Nachrichten über die vermeintlichen abyssinischen Nilquellen.

So hatte 1618 der Jesuit Paëz behauptet, im Reiche des Negus an den zwei Nilquellen gestanden zu haben. Dasselbe erzählt der Jesuit Lobo, der 1666 in Abyssinien war. Im Osten des Königreiches Griama sind zwei Quellen des Nils nur einen Steinwurf voneinander entfernt[2]. Diese Ansicht wird weiter ausgeführt in einer dem unten citirten Buche beigegebenen Dissertation sur le Nil.

Mehr Entwicklung treffen wir bei Dapper[3]. Auf seiner Karte, welche den Titel führt: Africae Accurata tabula ex officina Iacobum Meursium (sic), figurirt der Zaire-Zembre, östlich davon der Zaflan, im Süden hingegen der Zachaf, aus dem der Sambesi kommt. Unter dem Aequator sind zwei ziemlich klein gezeichnete Wasserflächen zu sehen, welche ganz dem Albert und Viktoria Nyansa entsprechen und nun fast ständig bleiben. 1677 weist Wansleben mit Berufung auf den portugiesischen Jesuiten Tellez dem Lande Abyssinien die Nilquellen zu[4]. Wansleben soll, wie uns ein Herr Geheimrath Ludolf in Voyage Historique d'Abissinie

dem Amsterdamer Verlag von Abraham Wolfgang die Platten der de Witt- und Vischerschen Werkstätte verwendet, ohne daß auf den reichlich mit Gold bemalten Karten der Name irgend eines Graveurs genannt würde.

[1] Atlas minor Gerhardi Mercatoris a Iodoco Hondio plurimis aeneis tabulis auctus et illustratus 1607, mit lateinischem Text.

[2] Relation Historique D'Abissinie du R. P. Jérôme Lobo S. J., traduite du Portugais par M. Le Grand. Paris 1728. Die beiden Brunnen sind auch auf der beigegebenen Karte gut verzeichnet.

[3] Naukeurige Beschrijvinge der afrikaensche Gewesten van Egypten etc. Door Dr. *O. Dapper*. Den tweeden Drnck van veel fouten verbetert. t'Amsterdam by Jakob van Meurs, 1676.

[4] Nouvelle Relation en forme de Jonrnal d'un Voyage fait en Egypte par le P. *Vansleb* R. D. en 1672 et 73. Paris 1677.

mittheilt, bei schwierigern Fragen immer gesagt haben: Hic opus est naso critico, d. h. hier ist eine kritische Nase vonnöthen. Leider hat dieses Organ in unserer Frage den Kritiker im Stich gelassen.

Im Jahre 1688 vergleicht de la Croix den Nil mit dem alten Adel, dessen Urahnen auch kein Mensch kenne, und meint, unter allen Schriftstellern, die über dieses Problem bis zur Ermüdung sich ereifert haben, scheine ihm der Jesuit Kircher und der gelehrte Isaak Vossius der Wahrheit am nächsten gekommen zu sein[1], indem sie dem P. Paëz gefolgt seien. De la Croix nimmt dann die abyssinischen Quellen an. Bei dem „gelehrten Vossius" hatte er sich aber getäuscht. Wir lesen nämlich in dem eben citirten Buche auf Seite 342: „Der gelehrte Vossius will nicht, daß die Nilquellen aus den äthiopischen Bergen oder aus dem Zaire kommen, sondern behauptet auf Grund portugiesischer Reiseberichte, daß die Quellen zwischen dem 9. und 10.° nördlicher Breite liegen müßten." Das wäre das Kirgebiet. De la Croix ereifert sich etwas gegen diese kühne Behauptung.

Der Zeichnung bei Dapper 1668 ist auch der Jesuit Heinrich Scherer in seiner Geographia artificialis, dem fünften Theile eines großen, zu Anfang des 18. Jahrhunderts veröffentlichten Werkes, gefolgt[2]. Wir sehen den Zaire-Zembre, den Zaflan im Osten, die beiden kleinen Seen unter dem Aequator, deren Abfluß Abanbus heißt, aber auch den Zachaf an Stelle des heutigen Ngamisees als Quelle des Sambesi und des Limpopo.

In einem Atlas des kaiserlichen Geographen Hommann von 1702 trägt die Karte Afrikas[3] den Vermerk, daß der Nilstrom nach Scherer eingezeichnet sei. Es bleibt alles wie bei Scherer; aber leider läßt Hommann den Nil etwas südlich vom heutigen Ngamisee entspringen, ihn in einem weiten Bogen dort ein- und ausmünden und dann erst durch den Zaire-Zembre gehen.

Bei dieser Karte ist noch eine Bemerkung zu machen. 1896 hat A. Wilmot, Mitglied des Kap-Parlamentes, ein Buch herausgegeben mit

[1] Relation Universelle de l'Afrique Ancienne et Moderne en quatre Parties par le Sr. *De la Croix* I (Lyon 1688), 329 s.

[2] Geographia artificialis etc., auctore P. *H. Scherer* S. J. Augustae Vindelic. et Dilingae.

[3] Totius Africae nova Repraesentatio, qua praeter diversos status et regiones etiam origo Nili ex veris R. R. P. P. Missionariorum relationibus ostenditur a J. B. Hommanno, Sac. Caes. Maj. Geographo. Norimbergae.

dem Titel: Monomotapa (Rhodesia), its monuments, and its History from the most Ancient Times to the present Century. London. Der beigegebenen Karte ist ein kleines Memorandum vorgedruckt, welches schließt: Es gibt viele holländische Karten von Afrika, von denen einige interessant und werthvoll sind. Aber eine der besten Karten, die wir finden konnten, ist eine italienische, veröffentlicht 1623 und aufgefunden in den Archiven des Vaticans. Monomotapa ist gut ausgefüllt und die Daten scheinen sich auf die Berichte der Missionäre zu stützen. Mit Erlaubniß der Vaticanischen Behörden wurde diese Karte photographirt und wird jetzt in diesem Buche veröffentlicht. Man sollte meinen, welch ein Fund das wäre! Es ist dieses aber keine andere Karte als die eben beschriebene Hommannsche. Es ist nicht einmal eine Vorlage Hommanns. Denn an der Ecke der Reproduction lesen wir noch den halben Titel und den halben Namen Hommanns, die mitphotographirt worden sind. Wilmot datirt die Karte von 1626, ein Jahr, in dem Hommann noch längst nicht auf der Welt war. Diese Beilage ist also ein ebenso merkwürdiger wie bedauerlicher Irrthum.

1710 widmet der Geograph Moll dem Grafen von Peterborow eine Karte Afrikas[1], auf der kindliche Unsicherheit zu erkennen ist. Zwischen Zaire und Zaflan sind die Mondberge. Der Zaflan ist ohne Abfluß. Aus dem Zaire kommt der Kongo. Mit dem Zaire steht der Ngamisee, der Zachaf, in Verbindung, in dessen südwestliche Ecke ein bedeutender Fluß einmündet, während im Südosten der Sambesi ausfließt, von dem sich der Limpopo abzweigt. Aus dem Zaire geht nach Norden ein großer Fluß, der Zeben, und endigt in einer Gebirgsgegend. Oder kommt er daher? Der Nil kommt mit dem einen Arm aus Abyssinien. Der andere ist mit der Phantasie eines Juba durch die ganze Sahara und den östlichen Sudan aus den Atlasbergen hergeleitet.

Eine gelungene Verarbeitung alter und neuer Ideen gibt Johannes Clericus 1705[2]. Der Zaire-Zembre ist der ptolemäische West- und der Saphat der ptolemäische Ostsee geworden. Aus den beiden kleinern

[1] To the Right Honourable Charles Earl of Peterborow etc. this map of Africa according to the most exact and newest observations is most humbly dedicated by H. Moll, Geographer.

[2] Atlas antiquus sacer, ecclesiasticus et profanus etc. collectus ex tabulis geographicis Nic. Sansonis, eius filiorum aliorumque celebrium geographorum. Tabulas ordine collocavit et emendavit Ioannes Clericus. Amstelodami 1705.

Aequatorialseen entspringt der Astapus des Eratosthenes-Strabo. War bis jetzt Innerafrika mit Wasserläufen der unmöglichsten Art überreich geschmückt, so finden wir uns auf einmal in einer Periode erstaunlicher geographischer Genügsamkeit. So bietet uns z. B. „Des Herrn Allain Manesson Mallets Beschreibung des ganzen Weltkreises", III. Theil (Frankfurt a. Mayn 1719) zwei Karten, die der Verfasser einander gegenüberstellt. Figura I. Afrique ancienne. Hier sehen wir ganz hübsch und klar die ptolemäischen Nilquellen. Figura II. Afrique moderne. Leider finden wir den Zaire und Zaflan, und diese sehr unbestimmt. Damit ist das „moderne Centralafrika" des Herrn A. M. Mallets genügend beschrieben.

Vor uns liegt ein Schulatlas von 1752, und zwar in Großfolio [1]. Der Blaue und der Weiße Nil kommen in kühnen Bogen aus Abyssinien. Der Kongo ist eingezeichnet bis zu den Stanley-Fällen. Der bereits 1624 vom Jesuiten Mariano erkundete Nyassasee erscheint in seinem südlichen Theil als lacus grandis Maravi. Aber der Zaire-Zembre und der Sachaf und alles andere ist aus Centralafrika verschwunden. An deren Stelle lesen wir in deutscher Uebersetzung: „Das südlichste Aethiopien. Es ist fast (!) ganz unbekannt. Sicher aber ist, daß der größere Theil durch die Raubzüge der Menschenfresser arg bedrängt und verwüstet wird."

Beinahe dasselbe Bild, die Menschenfresser mit eingeschlossen, kehrt wieder auf der Karte des königl. französischen Geographen Robert von 1757 [2].

In ihrer Richtung bestärkt wurde diese geographische Selbstlosigkeit durch verschiedene gut geschriebene Aufsätze D'Anvilles, deren erster nachwies, daß die Nilquellen trotz aller gegentheiligen Behauptungen noch immer

---

[1] Maior Atlas scholasticus compositus in vulgarem usum scholarum et discentium, exhibitus a Hommannianis heredibus. 1752.

[2] Atlas Universel par M. Robert, Geographe ordinaire du Roy, et par M. Robert de Vaugondy, son fils, Geographe ordin. du Roy et de S. M. Polonoise, Duc de Lorraine et de Bar et Associé de l'Académie Royale des Sciences et belles lettres de Nancy. Unter den 103 Karten des gewaltigen Atlasses behandelt eine einzige Afrika, „dressé sur les relations les plus récentes". Dieselbe Zeichnung und dieselbe Legende entdecken wir in zwei andern großen Atlanten. In dem einen Exemplar hat die erste Karte die Jahreszahl 1746. Merkwürdig ist, daß fast alle Karten das Jahr ihres Entwurfes angeben, Afrika allein ausgenommen. In dem zweiten Exemplar ist das Titelblatt von 1762. Es trägt die Angabe: Africa secundum legitimas projectionis stereographicae regulas etc. exhibita a l. Matthia Hasio, M. P. P. O. h. t. Facult. Phil. in Acad. Witeb. Decano.

nicht gefunden seien[1]. D'Anville hätte seinen „Nil der arabischen Geographen" nur etwas mehr nach Südosten zu strecken brauchen, dann wäre ein annähernd richtiges Bild entstanden.

Ganz im Sinne D'Anvilles, vielleicht von ihm copirt, ist die Karte des englischen Geographen J. Bayly vom Jahre 1782, die wir in dem prächtigen Geographical Magazine finden[2]. Im Text freilich heißt es (I, 591): Die Nilquellen reizen die menschliche Neugierde. Jedenfalls sind sie irgendwo in Abyssinien.

Auch in deutschen Büchern hielt man an Abyssinien fest. So schreibt Chr. André 1791: In Abyssinien finden wir endlich die Quelle des Nils[3]. So auch M. Hartmann in seiner Erdbeschreibung von Afrika, Paschalik Aegypten I (Hamburg 1799). Unentschieden läßt die Frage nach dem gelehrten Büsching Dr. Bruns in seiner trefflichen Erdbeschreibung von Afrika von 1799[4]. Er sagt (I, 35): „Man stößt aber, wenn man die Untersuchungen der gelehrtesten Männer näher beleuchtet, in der geographischen und physischen Geschichte des Nils doch noch auf so manches Unbestimmte, Mangelhafte und Widersprechende, daß man nur mit vieler Mühe auf den wahren Grund der Sache kommen kann. Man muß dies von der Entwicklung der Zukunft erhoffen." Etwas sollte diese Entwicklung noch auf sich warten lassen.

Von 1760 an hatte sich James Bruce mit der Erforschung des Blauen Nils beschäftigt. Von 1768—1773 hatte er auf der alten Straße von Massaua aus eine große Reise nach den Quellen desselben unternommen und war über Sennar und die Nubische Wüste nach Aegypten zurückgekehrt. Für die Zuverlässigkeit von Bruce spricht seine aus fünfzig astronomischen Beobachtungen erwachsende Bestimmung der Lage Sennars, welche in der Breite nur um 2′, in der Länge nur um 14′ von der Bestimmung Caillauds abweicht. Bruce hielt sich aber zu der Behauptung berechtigt, zuerst die eigentlichen Nilquellen in Abyssinien gefunden zu haben.

---

[1] Mémoires de Littérature, tirés des registres de l'Académie Royale des Inscriptions et belles lettres XXVI (Paris 1759), 46. Dissertation sur les sonrces dn Nil, pour prouver, qu'on ne les a point encore déconvertes.

[2] The Geographical Magazine, or a new, copious, complete and universal System of Geography etc. by W. F. Martyn, Esq. London 1782. 2 vols.

[3] Georg Chr. Raffs Geographie für Kinder. Frankfurt und Leipzig 1791. 3 Bände.

[4] Neue systematische Erdbeschreibung von Afrika. 6 Theile, von Dr. Paul Jakob Bruns. Nürnberg 1799.

Da indeſſen dieſe Gegenden ſchon 1618 von P. Paëz, 1666 von P. Lobo beſucht worden und man überhaupt bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts auf die Berichte der Jeſuiten angewieſen war, glaubte Bruce ſeinen Entdeckerruhm damit zu retten, daß er von den Jeſuiten keine Notiz nahm oder ihre Angaben als unrichtig hinſtellte [1]. Das war nicht klug. Denn raſch wurde Bruce von demſelben Schickſal ereilt, ja vielfach als Schwindler betrachtet. Erſt Salt, der 1810 in Abyſſinien reiſte, ſuchte ihn wieder zu rechtfertigen.

Später vertheilte der ausgezeichnete Forſcher Beke in gerechter Abwägung Lob und Tadel nach beiden Seiten, wobei Bruce ſchlecht genug davonkommt [2].

Wir ſind alſo an der Schwelle unſeres 19. Jahrhunderts angelangt. Iſt in den beinahe ſiebzehnhundert Jahren, ſeitdem Ptolemäus von den Mondbergen und Nilſeen geſprochen, das Problem der Nilquellen irgendwie erheblich gefördert worden? Soviel wir aus Karten und Berichten ſehen können: Nein! Eine ganz neue Zeit mit neuen Verkehrsmitteln und neuer Auffaſſung der Dinge mußte kommen, um das Räthſel zu löſen.

(Schluß folgt.)

Joſeph Schwarz S. J.

Die Dichtungen des Aurelius Prudentius.

Wie der biſchöfliche Sänger von Nola, ſo gehörte auch Aurelius Prudentius Clemens — unſtreitig der bedeutendſte lateiniſch-chriſtliche Dichter der erſten vier Jahrhunderte — zeitweilig den höchſten Lebenskreiſen des damaligen römiſchen Reiches an. Er ſtammte jedoch nicht aus Gallien, ſondern wie Kaiſer Theodoſius aus Spanien. Ob er mit den Päpſten jener Zeit, mit Ambroſius, Auguſtinus, Hieronymus, Paulinus und andern Führern des kirchlichen Lebens in näherer Beziehung geſtanden, iſt zweifelhaft; er wird in den Briefen und ſonſtigen Schriften dieſer Männer nirgends eingehender erwähnt. Auch Gennadius, der im folgenden Jahrhundert ſchrieb, theilt nichts näheres über ſeine Perſönlichkeit mit, ſondern

[1] Travels into Abyssinia 1790. 5 vols.

[2] On the Nile and its Tributaries. By *Ch. Beke*. Journ. of the Roy. Geogr. Soc. XVII (1847), 1 f.

zählt nur kurz seine Schriften auf. So beschränken sich die spärlichen Nachrichten, welche über sein Leben vorhanden sind, auf einige verstreute Angaben und Winke seiner Gedichte, besonders auf den Prolog, welchen er der Sammlung derselben vorangestellt, und welcher mit einigem Recht als „Selbstbekenntnisse des Dichters" bezeichnet werden könnte.

1.

Dieser Prolog besteht aus kurzen Strophen, die je aus einem glykonischen, einem asklepiadischen und einem größern asklepiadischen Verse bestehen. In Jamben übertragen lautet er etwa also:

Schon fünfzig Jahre, mein' ich, zählt mein Leben,
Und noch ein siebtes dreht' sich raschen Laufs,
Daß ich der Sonne flücht'gen Glanz genieße.

Es naht das Ziel, und Gott schickt schon die Tage,
Die hart am Greisenalter stehn. Was hab' ich Gutes
In all der langen, langen Zeit gethan?

Die Kindheit weinte unter harten Schlägen.
Bald lehrte dann, vom Bösen mich bestrickt,
Die Toga lügen, und nicht ohne Schuld.

Darauf besudelte wollüst'ge Neigung
Und frecher Uebermuth (o Schmach und Schande!)
Die Jugendzeit mit ihrem trüben Schmutz.

Streit regte stürmisch meine Seele auf,
Und eigensinn'ger Durst nach Siegesruhm
Ward harten Schicksalsschlägen unterworfen.

Zweimal führt' in berühmten Städten ich
Den Zügel der Gesetze als ihr Herrscher,
Den Guten Recht verschaffend, Frevler strafend.

Zu höherm Grad im Dienste seiner Waffen
Erhob mich dann des milden Herrschers Huld
Und ließ mich stehn in seiner nächsten Nähe.

Indem das Leben so vorüberflog,
Ward unvermerkt dem Greise weiß das Haar,
Und mahnt mich an den alten Consul Salia.

Wieviele Winter mir bereits entflohn,
Wie oft die Rosen drauf im Garten blühten,
Sagt mir an seinem Antrittstag das schneeige Haupt.

Was wird mir all das nach des Leibes Hingang
Wohl frommen, sei es Gutes oder Böses,
Wenn, was ich war, mein Sterben hat vernichtet?

Fest steht das Eine: Was du immer bist,
Die Welt, der du gedient, ist dir verloren,
Gott hast du nicht gesucht, und ihm gehörst du.

So mög' die ſünd'ge Seele doch zuletzt
Die Thorheit laſſen; kann ſie mit Verdienſt
Gott nicht lobpreiſen, mit der Stimme doch!

Bei Tag und Nacht ertönen ſoll ihr Lied,
Kampf führen wider Trug und Häreſie,
Eifrig erforſchen die katholiſche Lehre,

Der Heidenvölker Opfer niedertreten
Und ſchmähen deine hohlen Götzen, Rom,
Den Martyrern ſingen, die Apoſtel preiſen.

Und während ich dies ſchreibe oder ſage,
Mög' ich, befreit von dieſes Leibes Feſſeln,
Dahin entſchweben freud- und glanzerfüllt,
Wohin des Liedes letzter Klang mich trug!

Die feſten biographiſchen Daten, welche uns das Gedicht gibt, ſind kümmerlich. Der Dichter wurde unter dem Conſulat des Salia, alſo 348, geboren, elf Jahre nach dem Tode Konſtantins des Großen. Seine Kindes- und Knabenjahre fielen in die Zeit des arianiſchen Kaiſers Conſtantius und des apoſtaſirten Julian. Als der Chriſt Jovian den Thron beſtieg, war Prudentius 15 Jahre alt. Unter dem Kaiſer Valentinian I. und Gratian vollendete er ſeine rhetoriſchen Studien, zu welchen er ungewöhnliches Talent und ebenſo großen Fleiß mitgebracht haben muß, da ſeine ſpätern Dichtungen eine ausgebreitete Kenntniß der klaſſiſchen Literatur und eine bewunderungswürdige Gewandtheit in allen Formen der klaſſiſchen Poeſie vorausſetzen. Als Rhetor und Rechtsanwalt auch praktiſch vorgebildet, betrat er dann die römiſche Beamtenlaufbahn, erlangte die Statthalterſchaft zweier ſpaniſchen Provinzen und ſtieg endlich, wahrſcheinlich erſt unter Kaiſer Theodoſius, zur Würde eines Präſectus Praetorio empor, die ihn an die Nähe des Kaiſers feſſelte. Sein ſpäteres Gedicht gegen Symmachus macht es wahrſcheinlich, daß er mit dem jungen Kaiſer Honorius und deſſen Feldherrn Stilicho nach Rom kam und mit den religiöſen Verhältniſſen und Ueberlieferungen der Welthauptſtadt perſönlich aufs genaueſte bekannt wurde.

Im Jahre 405, bereits 57 Jahre alt, verfaßte der unzweifelhaft reich begüterte und hochangeſehene Kronbeamte das eben mitgetheilte Gedicht, in welchem er mit tiefer Enttäuſchung und heiligem Schmerz auf die Eitelkeit ſeines bisherigen Weltlebens zurückblickt und den Entſchluß ausſpricht, den Reſt ſeines Lebens einzig dem Lobe Gottes und den religiöſen Intereſſen zu widmen. Ob ſeine Anklage über die ſittlichen Verirrungen ſeiner Jugend im ſtrengſten Sinne oder nur als Ausdruck tiefer Demuth eines nach dem Höchſten ringenden und darum auch die kleinſten Jugendſünden ſtreng richtenden Herzens zu faſſen iſt, läßt ſich nicht mit voller Sicherheit entſcheiden. Die Bekenntniſſe des hl. Auguſtin laſſen das erſtere nicht als unmöglich erſcheinen. Es war eine wirre Zeit, in welcher das Chriſtenthum noch allüberall mit dem Heidenthum und der Häreſie zu ringen hatte, die Verderbniß des Heidenthums ſich noch in erſchreckendem Maße geltend machte und viele Chriſten in Sünde und Laſter mit hineinzog. Anderer-

seits aber spiegelt sich in seinen Werken eine so klare Auffassung der gesamten christlichen Dogmatik im Gegensatz zum Heidenthum wie zu den damals vorherrschenden Irrlehren, eine solche Begeisterung für den Glauben, ein so warmes Umfassen der praktischen christlichen Lebensideale, eine solche Vertrautheit mit dem christlichen Gebetsleben und der christlichen Ascese, daß es schwer fällt zu glauben, Prudentius sei nicht schon von Jugend auf im katholischen Glauben aufgewachsen und habe nicht im wesentlichen diesem Glauben nachgelebt. Als Weltmann war er indes immerhin großen Gefahren ausgesetzt, und ganz unmöglich ist es nicht, daß er im höhern Alter schwere Verirrungen früherer Zeit zu betrauern hatte.

Als durchaus unhaltbar aber muß die Ansicht jener abgewiesen werden, welche meinen, er habe erst nach jenem ersten Rückblick im Jahre 405 begonnen, sich der religiösen Dichtung zu widmen. Viele Stellen seiner Werke weisen in eine frühere Zeit zurück. Der Prolog selbst aber charakterisirt seine sämtlichen Werke, wenn auch kurz, so doch ganz und deutlich und klar, wie es fast nur möglich war, wenn sie im wesentlichen schon abgeschlossen vor ihm lagen, ja sogar in der Reihenfolge, wie sie ungefähr entstanden sind.

Tag und Nacht soll seine Seele unausgesetzt Gott loben — das geschieht in seinem „Tagesliederbuch" (Cathemerinon, καθημερινῶν), einer Sammlung von Hymnen für die verschiedenen Zeiten des kirchlichen Officiums wie für bestimmte Tage und Feste. Seine Seele soll die Häresien bekämpfen und den katholischen Glauben auseinandersetzen — das verwirklicht sich in seinem polemisch-dogmatischen Lehrgedichte, der „Apotheosis", worin er die Gottheit Christi vertheidigt und erklärt, der „Hamartigenie", worin er die Lehre vom Sündenfall gegen die Irrthümer der Gnostiker abgrenzt und diese zurückweist, und der „Psychomachie", welche hauptsächlich gegen die Priscillianisten gerichtet ist. Er will dann das Heidenthum und die falschen Götter Roms bekämpfen, und das geschieht in seinen zwei Büchern gegen Symmachus. Er will endlich „die Martyrer besingen und die Apostel preisen", und das leistet er in seinen herrlichen „Siegeskränzen" (Peristephanon, περὶ στεφάνων), einer Reihe von Lobgesängen auf die Apostel und die Blutzeugen der ersten Jahrhunderte.

2.

Das „Tagesliederbuch" des Prudentius enthält zwölf Hymnen, deren erste sechs den Haupttagzeiten im liturgischen Sinn entsprechen. Sie besitzen aber nicht die knappe Abrundung der ambrosianischen Hymnen, tragen auch stellenweise ein mehr subjectives Gepräge, und wenn auch kein Zweifel darüber walten kann, daß sie im Anschluß an das liturgische Gebet der Kirche entstanden sind, so ist es doch immerhin fraglich, ob Prudentius sie zu liturgischem Zwecke gedichtet hat und ob und wieweit sie in der alten spanischen Liturgie Verwendung fanden. Sie beginnen mit einem „Lied beim Hahnenschrei", dann folgt ein „Morgenlied", ein „Lied vor und nach dem Essen", ein „Lied beim Anzünden des Lichtes" und endlich ein „Lied beim Schlafengehen". Das „Lied beim Hahnenschrei" berührt sich im Versmaß (jambischer Diameter) wie in seinem Hauptgedanken mit demjenigen des hl. Ambrosius, ist aber dreimal länger, führt die allegorische Deutung der

Digitized by Google

Nacht als Nacht der Sünde viel weiter aus und ſpielt lebhaft auf die Bekehrung des Dichters an, wie ſie der Prolog ſchildert. In ähnlicher Weiſe behandelt das „Morgenlied" das Erſcheinen der Sonne ſymboliſch für das Erſcheinen Chriſti und führt dieſes Motiv dann weiter aus. Die zwei Tiſchgebete, von denen das erſte über 200 Verſe zählt, ſind von ſtrengem ascetiſchem Bußgeiſte getragen. Eine ergreifende weihevolle Stimmung durchdringt die erhabenſte Symbolik in dem herrlichen „Lied beim Anzünden des Lichtes", das die ſchönſten Bilder und Anklänge der Karſamstag-Liturgie in ſich vereinigt und deshalb von einigen als ein eigentliches Karſamstag-Lied gedeutet worden iſt. Das „Lied vor dem Schlafengehen" endlich enthält Strophen, welche dem Hymnus des jetzigen römiſchen Completoriums entſprechen, läßt denſelben aber eine tief poetiſche Schilderung des Schlummers ſowie der Schreckniſſe der Nacht vorausgehen, an welche ſich dann die liturgiſchen Bitten knüpfen.

Von den zwei „Faſtenliedern" iſt das erſte das längſte Gedicht der ganzen Hymnenſammlung; es zählt 220 jambiſche Trimeter. Die Anſchaulichkeit, mit welcher das Faſten des Elias, des Moſes, Johannes des Täufers, der Niniviten und des Erlöſers ſelbſt gezeichnet iſt, gibt ihm einen kräftigen epiſchen Zug wie der Mythos den pindariſchen Oden. Da es ſich nicht ums Trinken, ſondern ums Faſten handelt, ſo mögen das manche Aeſthetiker nicht für poetiſch halten; allein die markige Kraft, mit der z. B. Chriſtus hier als ſiegreicher Befreier des in Sklaverei ſchmachtenden Menſchen gezeichnet iſt (Emancipator servientis plasmatis, regnantis ante victor et cupidinis), entbehrt hoher poetiſcher Schönheit ſicher nicht. Das zweite Faſtenlied (in 20 ſapphiſchen Strophen) hat mehr eigentlich lyriſches, ſubjectives Gepräge.

An dieſe acht Geſänge reiht ſich noch ein „Lied zu jeder Stunde zu ſingen", ein chriſtliches „Beerdigungslied", ein Lied auf „Weihnachten" und eines auf „Epiphanie". Aus den letztern ſind vier Bruchſtücke als Hymnen in das römiſche Feſtofficium übergegangen und zählen zu deſſen ſchönſten Perlen. Es ſind die Hymnen Quicumque Christum quaeritis und O sola magnarum urbium für Epiphanie, die kleinen Hymnen Salvete flores martyrum und Audit tyrannus anxius am Feſte der unſchuldigen Kinder. Es ſind Meiſterſtücke der zarteſten Lyrik, die aber erſt im Zuſammenhang des ganzen Hymnus zur vollen Geltung kommen und die reiche Geſtaltungskraft des Dichters in ihrer ganzen Fülle zum Ausdruck bringen. Nicht minder anmuthend iſt das in Anapäſten abgefaßte „Beerdigungslied". Als Probe des mächtigen Schwunges aber, der die Poeſie des Prudentius durchdringt, möge hier das „Lied zu jeder Stunde zu ſingen" einen Platz finden[1]. Es enthält den eigentlichen Centralgedanken des Dichters und den Grundaccord ſeiner Dichtung: ſeine Liebe zu Chriſtus.

Reich das Plectrum mir, o Knabe, daß ich vor der Gläub'gen Schar,
Daß ich Chriſti Wunderthaten ſinge freudig, hell und klar,
Dem allein gilt unſre Muſe, Lob und Lied und Dank fürwahr!

[1] Im rhythmiſchen Versmoß des Originals, aber mit Reimen, die im Lateiniſchen fehlen.

Chriſtus iſt's, von deſſen Kommen ſchon der Prieſterkönig ſang,
Dem zu Tamburin und Harfe ſüß ſein Feierlied erklang,
Das begeiſtert in das Herz ihm goß des Heil'gen Geiſtes Drang.

Längſt erfüllt und längſt erwieſen ſtaunen wir die Wunder an,
Zeugin iſt die Welt; die Erde, was ſie ſah, nicht läugnen kann,
Daß Gott ſich zu offenbaren, uns zu nahen liebend ſann.

Aus des Vaters Schoß geboren vor des Weltenalls Beginn,
A und O iſt er, der Dinge Urquell und ihr Schlußgewinn,
Des Vergangenen, Gegenwärt'gen und der Zukunft Sein und Sinn.

„Werde", ſprach er und es wurden, „Sei", und alsbald trat ins Sein
Erde, Ocean und Himmel mit der Weſen langen Reih'n,
Welche unter Mond und Sonne alle ſich des Daſeins freun.

Glieder, die dem Tod verfallen, ſterblich menſchliche Geſtalt
Nahm er an, um zu gebieten dem Verderb der Menſchheit Halt,
Die gefallen durch die Sünde in des Höllenreichs Gewalt.

Selige Geburt des Sohnes, da durch Heiligen Geiſtes Kraft
Eine Jungfrau, zugleich Mutter, aller Welt das Heil verſchafft,
Als ihr Kind, Gott und Erlöſer, aller Lieb' zu ſich entrafft.

Singt, ihr ſel'gen Engelſcharen, ſinget froh, ihr Himmelshöh'n!
Wem ein Lied nur iſt beſchieden, ſing' in freudigem Getön,
Alle Sprachen, alle Zungen, klingt zuſammen traut und ſchön!

Den in altersgrauer Vorzeit pries des Sehers Liederton,
Den Propheten uns verheißen und glaubwürd'ge Rollen ſchon,
Er ſtrahlt vor uns, lobt ihn alle, lobt und preiſt den Gottesſohn!

Sieh, das Waſſer in dem Becher wandelt duftend ſich in Wein,
Und gefüllt, ſo mahnt der Diener, ſtehn die Amphoren von Stein;
Staunend preiſt der Herr des Gaſtmahls: Könnt' ein Trunk noch würz'ger ſein?

Waſcht, ſpricht er, die kranken Glieder, die der Ausſatz hat verheert,
Fäulniß jammervoll zerfreſſen. Es geſchieht, was er begehrt,
Und mit friſcher Haut umkleidet prangt der Körper unverſehrt.

Augen, die in ew'gem Dunkel ſtarrten und in Todesnacht,
Hat mit ſeines Mundes Nektar Staub er feuchtend Heil gebracht,
Und ſie ſchauen hochbeſeligt jetzt des Lichtes frohe Pracht.

Tadelnd ruft er an den Sturmwind, der mit wildentbrannter Wuth
Peitſcht den See und droht das Schifflein zu verſenken in die Fluth,
Und kaum hat er ausgeſprochen, friedlich ſchon die Woge ruht.

Ganz verborgen hat das Weib nur ſeines Kleides Saum berührt —
Und geſtillt iſt ſchon der Blutfluß, der zum Tod ſie faſt geführt,
Freudig färbten ſich die Wangen, und gerettet ſie ſich ſpürt.

Allzufrüh entrafft der Jugend durch den Tod der Jüngling ſcheint,
Deſſen Sarg die Mutter folgend, eine Wittwe, ſchmerzlich weint.
„Stehe auf!" ſpricht er, und lebend Sohn und Mutter ſind vereint.

Lazarus bereits vier Tage in des Grabes Dunkel ruht,
Als dem Modernden sein Machtwort spendet neue Lebensgluth:
Die Verwesung weicht, und wieder rieselt durch den Leib das Blut.

Auf des Meeres Fluthen wandelt er einher mit sicherm Tritt,
Und die Wellen, so beweglich, festen sich bei seinem Schritt,
Keine wanket, keine weichet, alle tragen freudig mit.

Der Besess'ne aus der Höhle, schwer bedrückt von Kettenlast,
Von der Raserei gepeinigt, eilt herbei in wilder Hast;
Denn daß Christus ist erschienen, hilfesuchend er erfaßt.

Aus dem Leib vertrieben, stürzet zahllos der Dämonen Brut
Auf die Schar der schmutz'gen Thiere und treibt sie mit toller Wuth,
Sich zugleich und sie verderbend, in des Sees tiefste Fluth.

Mit fünf Broden, mit zwei Fischlein hat des Höchsten Wundermacht
Tausende, die dort sich lagern, alle, alle satt gemacht,
Und zwölf große Körbe füllet noch der Ueberreste Fracht.

O du unser Brod und Speise, o du ew'ge Süßigkeit!
Wer dein heil'ges Mahl genossen, darbet nicht in Ewigkeit,
Weil er Nahrung nicht des Leibes, nein, der Seele, hält bereit.

In des Ohrs verborgne Windung dringet Christi mächtig Wort,
Macht es jedem Ton empfänglich, räumt der Taubheit Mauer fort,
Jede Stimme, jedes Säuseln tönet freudig wieder dort.

Jedes Siechthum wird vertrieben, jede Krankheit muß entfliehn,
Zungen, die noch nie gesprochen, wird der Rede Schatz verliehn,
Und, mit ihrem Bett beladen, durch die Stadt die Lahmen ziehn.

Selbst hinab bis in die Hölle dringt er voll Erbarmen ein,
Heil und Segen dort zu spenden, sprengt der Thore mächt'gen Schrein,
Daß die nie erschloss'nen Riegel klaffend sich vor ihm entzwein.

Und die Thür', die alle aufnimmt, keinen aber mehr läßt gehn,
Muß ihr altes Recht beseitigt und befreit die Todten sehn;
Ihr Gesetz ist aufgehoben, fürder gibt's ein Auferstehn!

Aber während Gott des Todes Schlund mit seinem Licht erhellt,
Während heller Tag erstrahlet in dem Schoß der Unterwelt,
Da erbleichen alle Sterne trauernd an des Himmels Zelt.

Und die Sonne floh, verbarg sich, nur ein trübes Dämmerlicht
Blutig dunkel noch durchblitzet die zerriss'ne Wolkenschicht,
In des Chaos Nacht versinkend, scheint's, der Weltenbau zerbricht.

Nun erhebe froh die Stimme, singe, Zunge, hochentzückt,
Feire den Triumph des Leidens und das Kreuzholz siegbeglückt,
Feire laut das hehre Zeichen, das die Stirn der Sel'gen schmückt.

O der neuen Todeswunde wunderbare Herrlichkeit!
Hier fließt Wasser, das in Strömen alle Welt von Schuld befreit,
Dort fließt Blut, das triumphirend hält den Siegeskranz bereit.

Als die Schlange sah das Opfer rein und schuldlos dargebracht,
Hat ihr altes Gift verloren seine bittre Todesmacht,
Zischend krümmt sie sich im Staube, überwunden, schmerzentfacht.

Sag, was hat es dir gefruchtet, arge Schlange, daß voll Lug
Du verdarbst die ersten Menschen mit der Sünde Heucheltrug?
Für die Schuld that jetzt der Höchste, Gott und Mensch zugleich, genug.

Kurze Macht nur hat dem Tode über sich der Herr verliehn,
Daß die Todten, die Begrabnen, deren Sünden nun verziehn,
Seiner Herrschaft alten Banden könnten ungestört entfliehn.

Mit den Vätern viele Heilige gaben drum in Festlichkeit
Ihrem Herrn am dritten Tage, da er auferstand, Geleit,
Kehrten aus dem Grabe wieder in das Land der Zeitlichkeit.

Sieh! Es stehen ihre Glieder aus der dürren Asche auf,
Und der kalte Staub durchdringet lebenswarm des Blutes Lauf,
Knochen weben sich und Sehnen und es spannt die Haut sich drauf.

Dann, nachdem der Tod bezwungen und das Leben ist gestählt,
Zu des Vaters Richterstuhle steigt der Sieger auserwählt,
Wo von seines Leidens Glorie seiner Wunden Schmuck erzählt.

Der Lebend'gen und der Todten König, Richter, Heil sei dir,
Der du an des Vaters Seite thronest in des Himmels Zier,
Der du einst zu richten kommest alle mit dem Kreuzpanier.

Greise, Knaben, kleine Kinder sollen laut dich benedein,
Der Jungfrau'n und Mütter Scharen und die Mägdlein hold und rein
Dich in keuschen, süßen Liedern ewig preisen im Verein.

Wassersturz und Meeresbrandung, Wald und Flur und Raum und Zeit,
Sommer, Winter, Schnee und Regen, Nacht und Tag und Nah und Weit,
Alle Wesen sollen jubeln dir in alle Ewigkeit!

3.

Als zweite Aufgabe seiner Dichtung bezeichnet Prudentius in seinem Protog die Bekämpfung der Häresien und die Erklärung des katholischen Glaubens:

Pugnet contra haereses, catholicam discutiat fidem.

Die Häresie, welche um jene Zeit am meisten das nördliche Spanien beunruhigte und entzweite, war die Lehre des Priscillian, ein ziemlich verworrener Mischmasch von gnostischen, arianischen und manichäischen Irrthümern. Mit den Sabellianern führten die Priscillianisten die Lehre der heiligsten Dreifaltigkeit auf willkürliche Phantasieunterschiede zurück, mit den Arianern untergruben sie die Lehre von der Gottheit Christi, mit den Manichäern huldigten sie dem Dualismus, verboten Ehe und Fleischgenuß und überließen sich dabei den größten Ausschweifungen. Prudentius stand in seinen besten Jahren, als die Synoden von Saragossa (380) und Bordeaux (384) die ersten durchgreifenden Schritte

gegen die neue Secte thaten und Priscillian, der sich an den Kaiser gewandt hatte (385), zu Trier hingerichtet wurde. Die Secte behauptete sich indes und machte, namentlich in Galicien, noch weitere Fortschritte. Es kann deshalb kaum ein begründeter Zweifel obwalten, daß Prudentius, durch und durch mit der orthodoxen Lehre vertraut und für sie begeistert, in seinen polemisch-theologischen Lehrgedichten gerade diese Irrlehre im Auge hatte, wenn er sie auch unmittelbar nicht nennt, sondern seine Angriffe auf die frühern Ketzerhäupter richtete, von denen sie sich ihre traurigen Irrlehren erborgt hatte.

Daß sich aber ein so begabter Dichter mit solchem Eifer dem Lehrgedichte zuwandte, kann nicht befremden. Die Römer hatten diese Art immer mit Vorliebe gepflegt. Lucilius, Lucrez, Horaz wiesen auf diesen Weg. Wer es poetisch findet, daß Lucrez das trostloseste aller Systeme, den nackten Materialismus und Atheismus, in Hexameter gebracht hat, wird es dem christlichen Dichter nicht verdenken, wenn er den Versuch machte, die erhabenen Mysterien des Christenthums in wahrhaft dichterischer Weise gegen phantastische Ketzereinfälle zu vertheidigen. Die sogen. „gesunde Sinnlichkeit", d. h. die niedern Gelüste der Menschen, hat er dabei allerdings nicht für sich; aber seine Gedanken bewegen sich in einer Weltanschauung, welche die höchste Harmonie besitzt, und den Hexameter beherrscht er nicht minder glücklich als in seinen Tagesliedern die Strophengebilde des Horaz, ja seine Verse fließen oft entschieden besser als jene des Lucrez.

Das erste seiner dogmatischen Gedichte, die „Apotheosis", ist den Geheimnissen der allerheiligsten Dreifaltigkeit und der Erlösung gewidmet. Majestätisch zeichnet der Prolog in wenigen Versen, Dantes würdig, die Trinitätslehre und stellt der ewigen, seligen Dreieinigkeit in echt poetischem Contrast das tolle Gewirr der menschlichen Irrthümer gegenüber, die, von Hochmuth gestachelt, von Leidenschaften gepeitscht, wie Straßenräuber sich an dem Ewigen vergreifen und den wahren Glauben in dem Netz ihrer hadernden Meinungen ersticken. Voll Ueberzeugung und Begeisterung tritt der Dichter dann in die Schranken und vertheidigt die gottmenschliche Gestalt Jesu Christi gegen die Wahngebilde der Patripassianer, der Sabellianer, der Juden und der verschiedenen Sophisten, welche bald Gottheit, bald Menschheit, bald beide zugleich hinwegzukritteln, zu umdüstern und zu entwerthen versucht hatten. In der lebhaften Debatte erhebt sich das Bild des Gottmenschen immer klarer, heller, liebenswürdiger vor uns, wie es gleichsam im Kampfe der ersten Jahrhunderte im Schoße der Kirche immer voller und schöner hervorgetreten ist. Das begeisterte Wort des Dichters reißt uns am Schluß zu der glühenden Ueberzeugung hin, daß in der Vereinigung von Gottheit und Menschheit unsere größten Interessen liegen, daß es in seinem Tode unsere Erlösung, in seiner Auferstehung unser ewiges, seliges Leben gilt.

Christus nostra caro est, mihi solvitur et mihi surgit.
Solvor morte mea, Christi virtute resurgo;
Cum moritur Christus, cum flebiliter tumulatur,
Me video: e tumulo cum iam remeabilis adstat
Cerno Deum. . . .

Pellite corda metum, mea membra, et credite vosmet
Cum Christo reditura Deo; nam vos gerit ille.
Et secum revocat: morbos ridete minaces;
Inflictos casus contemnite; tetra sepulcra
Despicite; exsurgens quo Christus provocat, ite.

Das zweite dogmatische Gedicht des Prudentius, die „Hamartigenie" oder der „Ursprung der Sünde", behandelt die Lehre vom Sündenfall oder vom Ursprung des Bösen in nicht minder echt poetischer Weise. Einem Aesthetiker, dem der christliche Katechismus, die Biblische Geschichte und die biblische Typik fremd geworden oder nie geläufig gewesen ist, wird freilich an dieser Widerlegung des manichäischen Dualismus wenig Schönes finden. Wer sich aber in dieser Welt zu Hause fühlt, der wird schon den Meistergriff des Prologs bewundern, in welchem Abels Tod mit seiner typischen Bedeutung in den ergreifendsten, concreten Zügen in den Vordergrund gerückt ist, um der großen dogmatischen Frage zugleich den faßlichsten und tiefsten Ausgangspunkt zu geben. Ein Aeschylos und Sophokles hätten, wenn sie Christen gewesen wären, die Sache nicht poetischer anfassen können. Mit zündender Satire ist das angebliche Princip der Bösen als der „Gott Marcions" geschildert, in ergreifendem Pathos wird die Wirkung des Sündenfalls auf die sichtbare, dem Menschen bis dahin untergebene Schöpfung beschrieben, in feinster künstlerischer Weise wird die Rebellion der Sinne als Folge des Sündenfalls dargestellt, in voller Klarheit tritt der Mißbrauch des freien Willens als die eigentliche Ursache der Sünde, als der Störenfried der ethischen und physischen Weltordnung hervor. Leider können wir nicht beim Einzelnen verweilen. Der Dichter versenkt sich bei der Betrachtung der Sünde zuletzt tief in seine eigene Sündhaftigkeit, und die Dichtung klingt darum in ernsten, gedämpften Accorden der Demuth und Reue aus. Mögen andere, die Schläfen mit dem Siegeskranz umschlungen, in unermeßlichem Lichte strahlen, er fleht, daß Barmherzigkeit ihm die Flammen der Strafe auf ein Mindestmaß beschränke.

Lux immensa alios, et tempora vincta coronis
Glorificet, me poena levis clementer adurat!

In seinem dritten dogmatischen Gedichte zeichnet Prudentius die Bedeutung der menschlichen Freiheit nach einer andern Seite: im Kampfe des Guten und Bösen um die Menschenseele. Daher der Titel „Der Seelenkampf" (Psychomachia). Die Gestaltungskraft des Dichters zeigt sich dabei wieder von einer neuen Seite. Er faßt die Seele nebst den Tugenden und Lastern als allegorische Figuren und führt den Kampf in völlig epischer Form durch. Er, der Spanier, ist damit der Vorläufer des allegorischen Autos geworden, das später in Lopes und Calderons Schöpfungen sich zur höchsten poetischen Vollendung gestalten sollte. Dazwischen liegen freilich so viele und so frostige Nachahmungen, daß eine gewisse Abneigung gegen das allegorische Epos und Drama wohl verzeihlich erscheinen mag. Prudentius selbst hat den allegorischen Kampf frisch, lebendig und packend aufgefaßt. Die einzelnen Personen sind trefflich charakterisirt. So gleich eingangs der unbewaffnete, auf seine von Gott verliehene Kraft fußende Glaube,

Digitized by Google

das in ſtolzer Eiſenrüſtung ſtarrende Heidenthum, die in lichtem Waffenſchmuck prangende Keuſchheit, die in trübem Fackelqualm einherſtürmende böſe Luſt, der auf ſtolzem Zelter ſich brüſtende Stolz, die mit dem ſchmeichelndſten Putz ſich einſtehlende Wolluſt.

Luxuria, extinctae iam dudum prodiga famae,
Delibnta comas, oculis vaga, languida voce,
Perdita delieiis: vitae cui cansa volnptas,
Elumbem mollire animum, petulanter amoenas
Haurire illecebras, et fractos solvere sensus.

Das iſt ſo fein gezeichnet, wie Ovid zu zeichnen weiß, aber nicht, um zu bethören, ſondern um abzuſchrecken. Hier triumphirt nicht die Sünde, ſondern die ewige Weisheit.

Atque ubi peccatum regnaverat, aurea templi
Atria constituens, texat spectamine morum
Ornamenta animae: quibus oblectata decoro
Aeternum solio dives Sapientia regnet.

4.

Der fruchtbare Nährboden, auf dem die ältern und halb ausgeſtorbenen Häreſien ſich immer wieder von neuem verjüngten, war die weltliche, halbheidniſche Geſinnung, welche ſich durch die ſtete Berührung mit dem Heidenthum von den älteſten Zeiten an in den chriſtlichen Gemeinden geltend machte und ſchon die Apoſtel, beſonders Paulus und Johannes, zur kräftigſten Abwehr nöthigte. Neben dem Weizen Chriſti tauchte aber nicht nur beſtändig neues Unkraut auf, auch nach Konſtantin d. Gr. wucherte das Heidenthum noch ununterbrochen weiter und beherrſchte gerade die höhern Stände, die meiſten alten Senatorenfamilien, einen großen Theil der Beamtenwelt, Rhetoren, Philoſophen und Dichter, Maler und Bildhauer, Schauſpieler und Spaßmacher mit ſeinen Anſchauungen und Erinnerungen, mit ſeinen Ueberlieferungen und Ideen. Ruhm und Wolluſt blieb das Ziel der verkommenen höhern Geſellſchaft, Brod und Spiele das Loſungswort der Plebs. Wie die Flammen bei einer ſchlecht gelöſchten Feuersgluth, flackerte unter Julian das ganze heidniſche Unweſen noch einmal lichterloh auf und ſchien die ganze chriſtliche Saat dreier Jahrhunderte vernichten zu wollen. Nur langſam gelang es den folgenden Kaiſern, den officiellen Göttercult endlich einzuſchränken und zu unterdrücken.

Als ſprechendſter Ausdruck des officiellen Göttercults galt das Weihrauchopfer, das der römiſche Senat, die ehrwürdigſte Behörde des Reiches und die geſchichtliche Vertretung ſeiner Weltmacht, vor jeder Sitzung am Altare der Göttin Victoria darbrachte. Dieſes Opfer erhielt ſich von Auguſtus bis über die Zeit Konſtantins hinaus. Erſt Conſtantius ſchaffte es ab. Nachdem Julian Statue und Altar der Göttin wieder im Verſammlungsſaale des Senats hatte aufrichten laſſen, wurde das götzendieneriſche Opfer von neuem dargebracht. Jovian und Valentinian I. ließen die noch heidniſche Senatsmajorität gewähren. Erſt infolge

der Gesetze, die Kaiser Theodosius (in den Jahren 380 und 381) wider das Heidenthum erließ, verordnete Gratian, daß der Victoria-Altar aus dem Sitzungssaale des Senats entfernt werden und das Opfer aufhören sollte. Aber der Senat protestirte und sandte (382) eine Deputation, an ihrer Spitze sein angesehenstes Mitglied, den Stadtpräfecten Symmachus, von Rom nach Mailand zum Kaiser, um die bisherigen Staatszuschüsse für den heidnischen Cult und die bisherigen Vorrechte der heidnischen Götzenpriester zu verlangen. Nur der energischen Dazwischenkunft des Papstes Damasus und des Bischofs Ambrosius von Mailand gelang es, die Absicht des Senats zu durchkreuzen, und zwar so wirksam, daß der Kaiser die Gesandtschaft nicht einmal vorließ. Die heidnische Senatspartei gab indes ihre Anhänglichkeit an die alten Götter auch jetzt noch nicht auf. Nachdem Gratian (383) ermordet worden war, reichte Symmachus dem erst zwölfjährigen Kaiser Valentinian II. eine flehentliche Bittschrift ein, welche mit allem Aufgebot antiker Rhetorik die frühern Forderungen wiederholte (die sogen. Relatio Symmachi). Der hl. Ambrosius erhielt jedoch auf sein Gesuch eine Abschrift des Actenstückes und widerlegte dasselbe im Auftrage des Papstes Damasus so durchschlagend und nachdrücklich, daß weder Valentinian II. noch viel weniger sein Mitkaiser Theodosius diesem letzten Klagerufe des gestürzten Heidenthums weitere Beachtung schenkten. Es war aber leichter, die geflügelte Victoria aus dem Sitzungssaale des Senates zu verbannen, als die zähe Hartnäckigkeit zu überwinden, mit welcher Symmachus und seine Anhänger auch jetzt noch an heidnischen Ueberlieferungen hingen und sich an den geringsten Umstand anklammerten, der ihrer Sache noch einen Schatten von Hoffnung zu bieten schien.

Solange der ebenso kraftvolle als katholisch gesinnte Theodosius lebte, standen diese Hoffnungen allerdings sehr tief, fast aussichtslos. Nachdem er aber die Augen geschlossen (395) und das Reich für immer in ein weströmisches und ein oströmisches getheilt worden war, wagten sich die Heiden wieder neuen Muthes mit ihren alten Prätensionen hervor und suchten dafür Stimmung zu machen. Vieles war ihnen günstig. Die alten Prachtbauten, Tempel, Paläste, Thermen, Circus, Säulen, Amphitheater, Triumphbogen mit ihren zahllosen Bildsäulen und Bildwerken erinnerten noch auf Schritt und Tritt an die einstige Herrlichkeit des heidnischen Roms und verkörperten seine Ueberlieferungen in großartigster, poetischer Weise. Verstockten, eigensinnigen Heiden bot das Christenthum noch nichts Ebenbürtiges dar, was den frühern Glanz hätte überstrahlen können. Bei manchen fanden darum die Klagen des Symmachus noch lebendigen Wiederhall. Um das Jahr 400 wandten sich die Anhänger des Heidenthums von neuem an die zwei Kaiser, um den Forderungen des Symmachus Geltung zu verschaffen. Gegen sie nun erhob diesmal Prudentius seine Stimme in dem umfangreichsten und glänzendsten seiner Gedichte (den zwei Büchern gegen Symmachus), worin gewissermaßen in großartigster Weise der letzte Entscheidungskampf des Christenthums mit dem Heidenthum sich verkörpert. Er fällt in das Jahr 402 und war darauf berechnet, nicht nur die beiden Kaiser, vorab Honorius, sondern auch die gesamte höhere Gesellschaft Roms für die Sache des Christenthums zu begeistern. Inhaltlich und formell feiert darin der alte Römergeist einen herrlichen Triumph,

Digitized by Google

aber nicht mehr jener beſchränkte Römergeiſt des Symmachus, der die überlebten Formen neu zu galvaniſiren verſuchte, ſondern der weitſichtige, weltumſpannende Römergeiſt des Konſtantin und des Theodoſius, der die alte Herrlichkeit Roms dem Kreuze unterwarf und ihr damit eine neue, großartige Zukunft eröffnete.

Der Prolog des 1. Buches erzählt (in 89 asklepiadeiſchen Verſen), wie der hl. Paulus auf Malta von einer Schlange gebiſſen und wunderbar gerettet wurde. Einen ſolchen Schlangenbiß auf das Chriſtenthum bedeutet der Angriff des Symmachus. Das Chriſtenthum wird daran nicht ſterben, aber der Dichter bittet zu Chriſtus, er möge dem giftigen Rhetor die Gnade der Bekehrung zu theil werden laſſen und ihn vor den ewigen Flammen bewahren.

Im Beginn des 1. Buches wird Kaiſer Theodoſius gemüthlich, kurz und knapp als wohlthätiger Arzt vorgeführt, der den langen Fieberträumen des Heidenthums ein Ende machte und den Glauben an einen Gott an deſſen Stelle ſetzte. Die Weisheit dieſer Regierungsmaßregel wird dann durch ein markig ſatiriſches Bild des heidniſchen Olymps begründet — ein feſſelndes Gegenſtück zu Heſiods Theogonie. Der aus ſeinem Reich verjagte Bettelkönig Saturn, der Weiberverführer Juppiter, der Erzdieb Mercur, der ſchändliche Priapus, der liederliche Hercules, der verlotterte Bacchus und das ganze übrige Göttergeſindel wird nach Gebühr ſeiner vermeintlichen Göttlichkeit entkleidet und nach ſeiner ganzen verkommenen Menſchlichkeit bloßgeſtellt. Die ſchärfſte Satire trifft nicht mit Unrecht Venus und Anchiſes und die ganze übrige trojaniſch-lateiniſche Sage, durch welche die helleniſche Mythologie und Sage mit den Uranfängen Roms in Verbindung geſetzt worden war, um daran auch die Apotheoſe der heidniſchen Cäſaren zu knüpfen. Auch die Götter der Unterwelt erhalten als Ausgeburten der Hölle ihre beſonders ſcharfe Verurtheilung. Das ſtrenge, aber zugleich verſöhnende Schlußurtheil über die geſtürzte Götterwelt legt der Dichter dem Kaiſer Theodoſius auf die Lippen, wie er als Sieger über den Gegenkaiſer Eugenius 394 als Triumphator in Rom einzog und der Herrſchaft des Heidenthums ein Ende machte.

Da ſah freudig der Fürſt, der zwei Tyrannen bezwungen,
Triumphirenden Blicks hin auf die herrlichen Mauern.
Schwarzes, düſtres Gewölk umhüllte noch dunkel die Weltſtadt,
Finſtre Nacht umſchattete ſie, und ſtürmiſche Nebel
Scheuchten des Himmels Blau von den ſieben kriegriſchen Hügeln.
Mitleidbewegt ſeufzt er und ſpricht: „Die Trauergewande
Lege, o Mutter, von dir. . . .

Was zur Welt nur gehört, iſt dir unterworfen, ſo hat dir
Gott es verliehn. Auf ſeinen Wink gebeutſt du dem Erdkreis,
Setzeſt den Fuß voll Macht auf alle irdiſchen Dinge.
Nicht darfſt deinen Blick als Herrin du heften zum Boden
Sklaviſch und Majeſtät dir erbetteln von den Geſchöpfen,
Die dir unterthan und denen du weit überlegen.
Nimmer duld' ich es mehr, daß dem alten Tand du noch huldigſt,
Die Scheuſale verehrſt der moderzerfreſſ'nen Götter."

In weiterer herrlicher Rede zeichnet der Kaiſer dann die Nichtigkeit der von Menſchenhand verfertigten Idole, erinnert Rom an den Sieg Konſtantins und ſchildert den glorreichen Umſchwung, der ſich daran knüpfte und der der Weltſtadt eine weit erhabenere, dauernde Bedeutung verleiht:

Et dubitamus adhuc, Romam tibi, Christe, dicatam
In leges transisse tuas? omnique volentem
Cum populo, et summis cum civibus ardua magni
Iam super astra poli terrenum extendere regnum?

Kann ein Zweifel noch ſein, daß Rom ſich dir hat ergeben,
Chriſtus, und deinem Geſetz? Und daß die Schar der Quiriten,
Adel und Volk vereint, will künftig über die Sterne
In den Himmel hinein ausbreiten ihr irdiſches Weltreich?

Nach des Dichters Darſtellung ſind nicht nur die Volksmaſſen längſt dem Chriſtenthum gewonnen, ſondern auch die „Sechshundert", d. h. zahlloſe der edelſten Familien haben ſich Chriſto zugewandt; im Senat hält nur noch ein winziges Häufchen von Leuten, die ſelbſt am hellen Mittag die Sonne nicht ſehen, an dem heidniſchen Kindertande feſt. Es wäre Zeit, daß nach allem vernünftigen Brauch die winzige Minorität endlich ſchwiege und ſich dem erdrückenden Beſchluß der Mehrheit fügte. Mit Recht erinnert der Dichter an die Milde und Nachſicht des Theodoſius, der die widerhaarigen Heiden und unter ihnen auch Symmachus bei ihren Würden und Aemtern belaſſen. Er lobt die Talente und die Beredſamkeit des Symmachus, die er ſelbſt über jene des Cicero ſtellt. Er will ſich nicht mit ihm meſſen, ſondern nur ſeine Angriffe wider das Chriſtenthum abwehren.

Cur mihi non fas sit, lateris sinuamino flexi
Ludere ventosas iactu pereunte ssgittas?

Im Prolog zum 2. Buch erzählt Prudentius (in 66 glykoniſchen Verſen) das wunderbare Wandeln des Petrus auf dem See Geneſareth und knüpft daran die Bitte, daß Chriſtus auch ihm die Hand reiche.

Das 2. Buch geht dann auf die Hauptklagepunkte des Symmachus ein, aber durchaus nicht rhetoriſch-dialektiſch, ſondern echt poetiſch, indem er in den Anklagen Anhaltspunkte ſuchte, um die heidniſchen Anſchauungen ſatiriſch abzuweiſen und andererſeits die Schönheit eines chriſtlichen Roms in die ganze und volle Beleuchtung zu ſetzen.

Obwohl Spanier von Geburt, fühlt und ſpricht Prudentius, unter dem Einfluß des geſchichtlichen und chriſtlichen Gemeingeiſtes, ganz wie ein echter Römer. Er identificirt ſeine Intereſſen ganz mit jenen des Reiches und widerlegt damit von vornherein das Vorurtheil der Heiden, das in den Chriſten geborene und geſchworene Reichsfeinde erblickte. Auf die weinerlichen Vorſtellungen des Symmachus zu Gunſten der Victoria und ihres Altars erwidert der chriſtliche Dichter friſch und frank, daß die Göttin der „Victoria" weiter nichts als ein Geſchöpf der Poeſie, der Bilderkunſt und des Aberglaubens ſei, daß keine Victoria, ſondern römiſche Arme und Schwerter, römiſche Tapferkeit und Helden-

muth die zahllosen Siege der römischen Adler erfochten. Auf die Bitte des Symmachus, man solle doch jedem seine Götter lassen, zumal das Wesen der Gottheit so schwer zu erfassen sei, setzt er treffend die Grundlehren des christlichen Glaubens über Gott und Mensch, Schöpfung und Erlöser auseinander, wodurch die heidnischen Vorstellungen völlig hinfällig werden. Wenn Symmachus aber auf den Brauch der Vorzeit pocht, weist Prudentius schlagend nach, daß das Heidenthum veraltet und abgebraucht sei, das Heidenthum selbst mit früherem Brauch gebrochen habe, da dem Heidenthum der Glaube an einen einzigen Gott vorhergegangen. Köstlich widerlegt Prudentius dann die Forderung, man solle Rom doch bei seinem Genius und bei seinem Fatum belassen.

Aber dein Stadtgenius, sag' an, wann hat er begonnen
Sich zu ergießen auf Rom in seiner anfänglichen Kleinheit?
Ist er entströmt im schattigen Thal den Brüsten der Wölfin,
Um das Zwillingspaar zu nähren, noch selbst erst im Werden?
Flog er als Schattenbild geheimnißvoll mit den Geiern
Durch die Luft? Ward plötzlich er aus Wolken gestaltet?
Thront er in schwindelnden Höhn? Weilt er im innersten Hause?
Zieht er die Sitten heran, und gründet er staatliche Rechte?
Wohnt er im Graben vielleicht des Lagers, ruft er die Mannschaft
Auf ins Glied, bläst er das Horn, bestürmt er die Feinde?
Ist das alles nicht zum Lachen jedem Gescheiten?
Doch gesetzt, es wäre ein solcher Geist oder Schatten,
Der für all das bereit, von dem der Staat die Geschicke
Schöpfte und würde belebt ganz bis in die innersten Fasern,
Warum fehlts ihm an Rath, die Religion zu erfüllen?
Warum blickt er empor nicht frei zu den Höhen des Himmels?
Warum, sklavisch gesinnt, glaubt er, des Schicksals Beschlüsse
Stünden ewig fest? Was schlägt er das Werden in Bande?
Darf er nimmer verschmähn, was einst sein Willen umfangen,
Bessern, wo er geirrt, und seine Empfindungen wechseln?
Siebenhundert Jahr ging wohl er schon in die Irre,
Zweifelnd und tastend umher, die richtige Staatsform zu finden,
Welche gefiele zugleich und die Rechte billig vertheilte.
Königsgewalt bestand in der werdenden Stadt schon zu rechte,
Aber der Aeltesten Schar trug mit zum Theile die Sorgen,
Greise sehn wir darauf am Steuerruder des Rathes
Hohen, edelsten Stammes; dann theilen plebejische Massen
Sich mit den Vätern gemischt nach billigem Maß die Gewalten,
Führend das Scepter vereint und entscheidend im Krieg wie im Frieden.
Consuln vertreten die Macht des Adels, Tribunen das Volksrecht.
Plötzlich wankt diese Ordnung; man wählet jetzo Decemvirn
Adligen Stamms an die Spitze des Staats; zwölf Fasces umgeben
Dieses Colleg, und es führt ein jeder von ihnen sein Beil nach.
Wieder erlieset der Staat zwei Consuln drauf sich als Führer
Und übergibt ihrer Hand die Verwaltung wie den Kalender.
Blutigen Rufes zuletzt verwirren das Reich die Triumvirn.

Ob sich das Schicksal geirrt in diesen Stürmen, der Volksgeist
Oder der Genius Roms, Rom fand am Ende zurecht sich
Und umgab das erhabene Haupt mit der fürstlichen Krone:
Vater des Vaterlands und des Volks und Haupt des Senates,
Ward der Hehre genannt und Führer des Heers und Dictator,
Gütiger Censor und Lehrer der Sitten sowie des Besitzes
Schirmherr, Rächer des Unrechts und freudiger Spender des Guten.
Wenn des Wechsels so viel, so viele Versuche es brauchte,
Bis man endlich erreicht, was sich dem Urtheil bewährte,
Und das Volk voll heiliger Scheu zu erhalten für gut fand,
Was noch steht es an, das göttliche Recht zu erkennen,
Das verborgen bisher, sich endlich dem Blicke enthüllte?
Heil! Nicht zweifelt es mehr. Rom hat sich Christus ergeben
Und dient Gott allein, der früheren Culte entledigt.
(Contra Symm. II, 392—441.)

Kurz wird darauf die Lehre vom Fatum selbst widerlegt, dann die Anschauung, daß Rom durch die alten Götter so groß geworden sei. Mit Recht erklärt es Prudentius für eine Beleidigung der römischen Bürger, der Venus Siege zuzuschreiben, welche der Heldenmuth eines Fabricius, Curius, Drusus und Camillus erfochten. Mit Recht spottet er über die Ohnmacht der Götter, die Rom so oft im Stich gelassen. Daran knüpft sich wohl die schönste Stelle des Gedichtes, in welcher Prudentius in grandiosen Zügen die providentielle Stellung des alten Roms in der Weltgeschichte entwickelt.

Doch ich seh', was du willst. Dich begeistern die herrlichen Züge
Römischen Heldensinns, die Land und Meer sich erobert
Bis an die Grenzen der Welt. Drum schilderst du Jubel und Siege,
Führst in unendlichen Reihn uns vor den Pomp der Triumphe,
Welche mitten durch Rom hintrugen die Beute der Völker.
Soll ich dir sagen, o Römer, was dich so hoch hat erhoben,
So mit Ruhm dich umstrahlt, daß du führest die Zügel des Weltalls?
Die durch Sprache und Brauch geschiedenen Völker und Reiche
Wollte verbrüdern der Herr, und einem gemeinsamen Scepter
Unterwerfen, was Zucht und Sitte könnte vertragen;
Freundlich sollte ein Joch, dieselben lieblichen Zügel
Einen zum bleibenden Bunde der Menschen sämtliche Herzen:
Liebe der Religion. Denn keine Verbindung ist würdig
Christi, wenn nicht ein Geist umschlingt die vereinigten Völker.
Eintracht nur kennt Gott, kann allein den gütigen Vater
Ehren, wie sich gebührt, denn ihn versöhnt nur der vollste
Friede des Menschengeschlechts in heiliger Ruh mit der Erde.
Aufruhr scheucht ihn fort, der Grimm der Waffen erzürnt ihn,
Friede gewinnt seine Huld, und fromme Stille bewahrt sie.
Wüthend rüstet zum Kampf, zum wirren, Bellona die Völker,
Die der Ocean umspannt an der Küste des Westens,
Die mit rosigem Licht zuerst Aurora bestrahlet,
Daß sie gewaffneten Arms einander tödtlich zerfleischten.

Digitized by Google

Um zu zügeln die Wuth, ließ Gott die ringenden Völker
Beugen ſich einem Geſetz von allen Enden der Erde,
Römer werden ſie all', die fern der Rhein und der Iſter,
Die mit Gold der Tajo beſpült, der gewaltige Ebro,
Die der heſperiſche Strom beglückt, die der Ganges ernähret,
Die ſich baden am Strande des Nils, des ſiebengetheilten.
Ein Recht macht ſie gleich, vereint mit demſelbigen Stamme
Alle und wandelt um die Beſiegten in freundliche Brüder.
Allenthalben nunmehr lebt ſich's, als umſchlöſſen dieſelben
Mauern Bürger nur, aus einem Stamme geboren,
Einer Vaterſtadt, durch dieſelben Laren geeinigt.
Länder, in weiteſter Fern', getrennt durch gewaltige Meere,
Sind durch Bürgſchaft verknüpft und treffen gemeinſam auf einem
Forum ſich vereint und treiben in dichter Verſammlung
Handel, Gewerbe und Kunſt. Es wird das feſtliche Brautbett
Nicht dem Fremden gewehrt durch Geſetz; aus verſchiedenen Völkern
Wächſt durch Miſchung des Bluts ein neues, einziges Volk auf.
Dies hat erreicht mit ſo manchem Erfolg, mit ſo vielen Triumphen
Glücklich das Römiſche Reich. Als Chriſtus dann in die Welt trat,
Sieh, da waren die Pfade bereit, längſt hatte die Herrſchaft
Roms den Frieden der Welt begründet unter den Völkern.
(Contra Symm. II, 577—621.)

Rom iſt dabei nicht gealtert noch ſchwächer geworden; vielmehr grüßt es jubelnd die Fürſten, durch die ihm neue Jugendkraft zu theil geworden. Vorbei ſind die Zeiten, wo der Muttermörder Nero die Apoſtel hinſchlachtete, Decius im Blute der Chriſten wüthete. Dieſe Blutſchuld iſt geſühnt, und ſiegreich wie ehedem vertheidigt ſich das chriſtlich gewordene Rom gegen die Anfälle der Barbaren. Noch ſoeben hat in der Schlacht von Pollentia nicht Juppiter, ſondern der jugendliche Kaiſer Honorius mit ſeinem treuen Feldherrn Stilicho die Goten daniedergeworfen:

Dux agminis imperiique
Christipotens nobis iuvenis fuit, et comes eius
Atque pareus Stilico: Deus unus Christus utrique:
Huius adoratis altaribus, et cruce frouti
Inscripta, cecinere tubae; prima hasta dracones
Praecurrit, quae Christi spicem sublimior effert.

Jubelnd ladet ihn deshalb das befreite Rom zum Triumph ein:

Scande triumphalem currum, spoliisque receptis
Huc, Christo comitante, veni; date, vincula demum
Captivis gregibus; manicas depouite, longo
Tritas servitio, mstrum iuvenumque cstervae.
Dediscat servire senex, laris exul aviti,
Discat et ad pstrium limen genetrice reversa
Ingenuum se nosse puer: timor omnis abesto.
Vicimus: exultare libet!

An moderne Seichtheit und Oberflächlichkeit erinnert der Einwurf des Symmachus, die Wege zur Gottheit seien verschieden, vereinigten sich aber schließlich zu einem Pfad, wie überhaupt alles Irdische den Menschen gemeinsam sei. In prachtvoller Schilderung zeichnet nun Prudentius die Gemeinsamkeit des Naturlebens und des Menschenlebens im Bereiche der sichtbaren Schöpfung, aber auch die Verschiedenheit der Völker und die wesentliche Verschiedenheit der Religionen, unter denen nur eine, die wahre, zum Heile führt, während außer ihr sich die Pfade so vielfach spalten, als es Religionen und Götter gibt, und dazu noch den Abweg des Atheismus und der epikureischen Zufallslehre. Der wahre Weg zu Gott ist anfänglich steil und rauh, aber er wird schöner und lieblicher, je weiter man kommt, während die falschen Wege sich immer mehr theilen und von ihm ablenken und schließlich ins Verderben führen.

At notis, vitae Dominum quaerentibus unum
Lux iter est, et clara dies, et gratia simplex.
Spe sequimur, gradimurque fide, fruimurque futuris,
Ad quae non veniunt praesentia gaudia vitae
Nec currunt pariter capta et capienda voluptas.

Im letzten Abschnitt der Dichtung weist Prudentius den Vorwurf des Symmachus zurück, Theuerung und Hungersnoth seien über das Reich gekommen, weil man den Vestalinnen ihren bisherigen Unterhalt entzogen habe. Er stellt fest, daß solche auffällige Katastrophen gar nicht vorgekommen seien, die Verschiedenheit der jährlichen Ernte aber andere Ursachen habe. Eine treffende Parallele zwischen den Vestalinnen und den christlichen Jungfrauen beleuchtet auch hier die sittliche Ueberlegenheit des Christenthums. In ergreifendster Weise fordert der Dichter am Schluß den Kaiser Honorius auf, den Greueln der Gladiatorenkämpfe ein Ende zu machen.

„Mit solch tiefem sittlichen Ernste und einer so glänzenden Beweisführung", sagt Manitius, „sind nur wenige Apologeten verfahren; wenigstens steht Prudentius hier als apologetischer Dichter unerreicht da. Heute noch ist der Ernst seiner Auffassung, der Reichthum in der dichterischen Erfindung und die Kraft der Gestaltung zu bewundern."

Die zwei Bücher gegen Symmachus stellen nicht nur einen religiös-sittlichen, sondern auch einen literarischen Triumph des Christenthums über das Heidenthum dar. Prudentius war für die Schönheit der antiken Poesie und Kunst durchaus nicht blind; er empfiehlt sogar die Erhaltung der alten Statuen, sobald sie nur, dem Götzendienst entzogen, als Meisterwerke zum Schmucke der Stadt dienen (I, 501 ff.). Aber als Religion ist die alte Mythologie in seinen Augen längst gerichtet, und er zeichnet ihren innern Widerspruch, ihre Unwürdigkeit und Lächerlichkeit mit der ganzen Energie und Schärfe eines großen Satirikers. Doch hält er sich nicht negativ, etwa wie Juvenal; er wühlt nicht als verzweifelter Ankläger in der allgemeinen Zersetzung herum; er hat in den Ideen des Christenthums eine neue Welt gewonnen, die Natur, Menschenleben und Geschichte wunderbar verklärt, dem alten Rom eine weit erhabenere Bestimmung

Digitized by Google

gibt, seine alte Ehre rettet und das Große und Gute, das es geschaffen, in den Dienst der Christenheit nimmt. Während Symmachus in seiner Relatio nur erstorbene Reminiscenzen und Formeln nachlallt, erhalten die altklassischen Formen durch Prudentius neuen, lebensfähigen Gehalt, der für Jahrhunderte fruchtbar weiter wirkt.

5.

„Die Martyrer singen, die Apostel preisen", ist die letzte Aufgabe, welche sich Prudentius in seinem Prolog stellt. Er hat das in dem Buche der „Siegeskränze" (Peristephanon) gethan, d. h. in einer Reihe von 14 meist längern Gedichten, in welchen er verschiedene römische, spanische und afrikanische Martyrer, von den Aposteln aber die zwei Apostelfürsten besingt. Die besungenen Martyrer sind: die zwei bekehrten römischen Soldaten Emeterius und Chelidonius aus Calagurris (Calahorra); der hl. Diakon Laurentius, Freund und Armenpfleger des heiligen Papstes Xystus II.; die heilige Jungfrau Eulalia von Merida; achtzehn ungenannte Martyrer von Saragossa; der hl. Vincentius; der heilige Bischof Fructuosus von Tarraco mit seinen Diakonen Augurius und Eulogius; der heilige Quirinus von Siscia (berühmt durch den Sieg des Kaisers Theodosius über Maximus im Jahre 388); zwei unbekannte Martyrer; der hl. Cassian von Imola oder Forum Cornelii, von seinen eigenen Schülern mit Griffeln zu Tode gequält; der hl. Romanus, unter Kaiser Diocletian 303 zu Antiochien getödtet, aber in Spanien hochverehrt; der hl. Hippolyt, ein bekehrter Novatianer, in Rom hochgefeiert; der heilige Bischof Cyprian von Karthago und die heilige Jungfrau Agnes.

Behandlung und Form sind überaus mannigfaltig. Das erste Stück auf die zwei heiligen Krieger Emeterius und Chelidonius ist in 120 katalektischen trochäischen Tetrametern abgefaßt, dem bevorzugten alten Versmaß der römischen Soldatenlieder. Das zweite, auf den hl. Laurentius, ist im jambischen Dimeter, dem gewöhnlichen Versmaß der „ambrosianischen" Hymnen, gedichtet, wächst aber, im Gegensatz zu deren prägnanten Kürze, bis auf 584 solcher Verse an. Die hl. Eulalia wird in 215 hyperkatalektischen daktylischen Trimetern besungen (die sich in 43 Strophen reihen), die achtzehn Martyrer von Saragossa in 50 sapphischen Strophen, der hl. Vincentius wieder in jambischen Dimetern (144 Strophen mit 576 Versen), der hl. Fructuosus in 162 phaläcischen Hendekasyllaben (54 Strophen), der hl. Quirinus in Glykoneen (18 Strophen mit 90 Versen), der hl. Cassian in 53 Hexametern, die mit ebensovielen jambischen Senaren abwechseln. Am ausführlichsten (in 1140 jambischen Senaren) ist das Martyrium des hl. Romanus ausgeführt, nahezu für sich eine kleine Epopöe. Das des hl. Hippolyt umfaßt 123 Distichen. Der Hymnus auf die zwei Apostelfürsten zählt 33 archilochische Strophen vierter Art, derjenige auf den hl. Cyprian 106 größere archilochische Verse, der auf die hl. Agnes endlich 133 alkäische Hendekasyllaben.

Prudentius beherrscht die verschiedenen Vers- und Strophenformen mit derselben Leichtigkeit wie Horaz, den man indes kaum sein Vorbild nennen kann, da nirgends eine eigentliche Nachahmung zu Tage tritt. Der Dichter ist nicht nur im Horaz, sondern auch in den andern alten Schriftstellern zu Hause; sein

Wort- und Formenschatz reicht darum über jenen des Horaz hinaus; die Ideen sind neu und bewegen sich in ganz andern Kreisen; Prudentius verfügt über Gestalt und Form mit der Freiheit und Selbständigkeit eines echten Dichters. Die lyrische Grundform mit dem oft vorwiegenden epischen Charakter der Gedichte sowie deren großer Umfang erinnert unwillkürlich an die Siegesgesänge des Pindar; doch sind die Formen lange nicht so künstlich, nicht auf musikalischen Vortrag angelegt, in Sprache und Ausdruck einfacher, natürlicher, obwohl es an schwunghafter Begeisterung nicht fehlt. Als Hauptfehler wird Prudentius vorgeworfen, daß er die Qualen der Martyrer zu realistisch, oft in geradezu abstoßender Weise schildere, so daß eigentlich das Häßliche vorwiege. Dabei darf jedoch nicht vergessen werden, daß er für eine Lesewelt dichtete, welche noch an die blutigsten Spiele des Amphitheaters gewöhnt war, ja daß er selbst noch seine Stimme gegen die Gladiatorenkämpfe erheben mußte. Er brauchte also nicht mit so zartbesaiteten Nerven zu rechnen, wie Hymnendichter der Neuzeit. Die blutige Wirklichkeit jener Leiden und Qualen selbst lag ihm großentheils noch ganz nahe und reichte theilweise noch in sein Jahrhundert hinein. Mit voller poetischer Kraft ließ sich der Triumph der Martyrer nicht schildern, ohne die von ihnen erduldeten Qualen in ihrer ganzen Schrecklichkeit zu bezeichnen: ihre unbesiegliche Geduld bildet dabei auch in ästhetischer Hinsicht ein versöhnendes Gegengewicht. Der grenzenlosen Weichlichkeit der römischen Erotiker gegenüber konnte eine solche Poesie nur kräftigend und ermannend wirken, wie das Beispiel der christlichen Glaubenshelden selbst.

Den hohen Werth dieser „Siegesgesänge" für die Geschichte der Kirche und ihrer Lehre, der Martyrer, der altchristlichen Liturgik und Kunst können wir hier nicht näher berühren. Die Anregung zu denselben scheint dem Dichter theilweise die spanische Liturgie gegeben zu haben; andere aber sind offenbar die Frucht einer Reise nach Rom und eines längern Aufenthaltes daselbst. So erzählt er in dem (9.) Hymnus auf den hl. Cassian, er sei in das von Cornelius Sulla gegründete und noch jetzt nach ihm benannte Forum Cornelii gelangt, als er auf dem Wege nach der Weltstadt Rom gewesen, und da habe er die herzlichste Hoffnung auf Christi Beistand geschöpft:

Sylla Forum statuit Cornelius: hoc Itali urbem
Vocant ab ipso conditoris nomine.
Hic mihi, cum peterem te, rerum maxima Roma,
Spes est oborta, prosperum Christum fore.

Da, am Grabe des hl. Cassian, weinte er über die Wunden seiner Seele, seine Mühen und Leiden. Dann erhob er den Blick und sah ein Gemälde, das den Martertod des Heiligen darstellte. Er fragte den Küster darüber aus und erfuhr von ihm eingehender die Geschichte des Martyriums. Das erfüllte ihn mit der innigsten Verehrung zu dem Heiligen, und mit vollem Vertrauen rief er ihn in all seinen Anliegen an, besonders um Hilfe bei seinen Geschäften in Rom. Und sein Vertrauen wurde reichlich belohnt. Alles ging herrlich von statten, und so preist er nun dankbar den Heiligen, der ihm so freundlich geholfen.

Digitized by Google

Auf unmittelbar römiſche Eindrücke weiſt der Hymnus auf die zwei Apoſtelfürſten — die älteſte Schilderung des St. Peter- und Paul-Feſtes und der zwei Baſiliken dieſer Heiligen. Das merkwürdige Gedicht, etwa um das Jahr 402 oder 403 abgefaßt, lautet alſo:

Es herrſchet ungewohnte Freude. Sag' mir, Freund, was gibts?
Ganz Rom iſt rege, überall klingt Jubel.
Der Feſttag kehrt heut wieder apoſtoliſchen Triumphs,
Durch Petri und durch Pauli Blut geadelt.
Derſelbe Tag, wenn auch durch eines Jahres Friſt getrennt,
Hat mit dem Lorbeer beider Haupt umwunden.
Die ſumpf'ge Niederung, die noch der Tiberſtrom durchfließt,
Kennt die zwei Tempel, ihrem Ruhm gewidmet,
Des Kreuzes Zeugin wie des Schwerts. Des Blutes Regen hat
Zweimal getränkt ſie und denſelben Raſen.
Der erſte Richtſpruch traf den Petrus. Neros Mund befahl,
Er ſolle hoch am Kreuzesſchandpfahl hängen.
Doch dieſer fürchtete durch ſo erhabnen Todes Ruhm
Des Meiſters Ehr' nacheifernd anzutaſten
Und bat, daß ſie die Füße aufwärts heſteten, das Haupt
Nach abwärts, unten an dem Marterpfahle.
So ward die Hand durchbohrt ihm unten, oben hoch der Fuß;
Erniedrigt ward der Leib, erhöht die Seele.
Er wußte, daß die Demuth raſcher in den Himmel führt,
Drum beugt' er ſterbend in den Staub ſein Antlitz.
Wie dann ein Jahr auf ſeiner Bahn den Kreislauf hat erfüllt,
Denſelben Tag die Sonne wieder brachte,
Da ſchleudert Neros Wuth auf Paulus' Hals das Bluturtheil
Und heiſcht den Tod des großen Völkerlehrers.
Er hatte ſelbſt vorausgeſagt, das Ende ſteh' ihm nah.
Mir naht das Ende, ſprach er, auf, zu Chriſtus!
Und raſch wird er zum Tod gerafft, geopfert mit dem Schwert:
Den Seher täuſchte weder Tag noch Stunde.
Der Beiden Ueberreſte beiden Ufern theilend aus,
Fließt nun der Tiber zwiſchen heil'gen Gräbern.
Der rechte Strand umfängt Petrus in goldenem Palaſt,
Am Strom, dem rauſchenden, erglühn Oliven.
Denn an der Felſen Stirn entſprang ein Quell und weckte dort
Ein ewig grünes Laubdach, Chryſma ſpendend.
Durch reichen Marmor rinnt er jetzt hinab und netzt den Fels,
Bis drunten er im grünen Becken ſprudelt.
Denn in des Hügels Innerm iſt der Ort, wo hellen Schalls
Das Waſſer ſich bewegt in ſchneeiger Tiefe.
Bunt färben ſeinen Spiegel Malerei'n von oben her,
Moos ſtrahlt drin wieder, Gold in grünem Schimmer
Und dunkel taucht des Purpurs Schatten in die blaue Fluth,
Die Decke ſcheint im Waſſer ſich zu regen.

Der Hirt nährt ſelber mit der friſchen Quelle ſtrengem Naß
Die Schäflein, die nach Chriſti Waſſern dürſten.
Am andern Uferrand, wo links die Wieſen ſäumt der Fluß,
Ragt an dem Weg nach Oſtia Pauli Grabmal.
Da funkelt Königspracht; ein guter Fürſt erſchuf den Bau
Und ſpielt' verſchwenderiſch mit ſeinem Reichthum.
Mit Gold bekleidet ſchimmert das Gebälk, daß goldnes Licht
Wie Morgenſonnenſtrahl den Raum durchleuchtet.
Der Decke ſchimmernd helles Zelt trägt je ein Doppelpaar
Von Säulen, herrlich, in vier langen Reihen.
Mit farb'gem Glaſe ſind die ſchmucken Bogen bunt geziert
Und leuchten wie die Au'n in Frühlingsblumen.
Das ſind die zwei Geſchenke, die der höchſte Vater gab
Der Weltſtadt Rom voll Glauben zur Verehrung.
Sieh', wie das röm'ſche Volk ſich dicht durch beide Straßen drängt,
Die beiden Feſte nur ein Licht durchſtrahlet.
Laßt uns zu beiden eilen, raſch beflügelnd unſern Schritt
Und uns der Lieder hier und dort erfreuen.
Erſt ziehn wir über Hadrians Brücke weit hinaus den Weg,
Dann gehn wir auf des Fluſſes linke Seite.
Jenſeits des Tibers bringt der Prieſter erſt das Opfer dar,
Dann kommt er hierher, doppelnd die Gebete.
Das lehrt dich Rom. Nun ſei zufrieden. Wenn du heimgekehrt,
Dann feire treulich ſo den Doppelfeſttag.

6.

Noch bleibt ein kleineres Sammelwerk zu erwähnen, das im Prolog nicht beſonders hervorgehoben wird. „Das Dittochäon", eine Reihe von 49 Gedichtchen von je vier Hexametern, offenbar beſtimmt, als Inſchriften zu den Malereien einer Baſilika (wahrſcheinlich in Saragoſſa) zu dienen. Die erſten 24 ſind dem Alten, die andern dem Neuen Bunde entnommen, und ſo umfaſſen ſie ziemlich die Hauptmomente beider Teſtamente:

1. Adam und Eva. 2. Abel und Kain. 3. Die Arche Noe. 4. Bei der Eiche von Mambre. 5. Saras Grab. 6. Pharaos Traum. 7. Joſeph von den Brüdern erkannt. 8. Der brennende Dornbuſch. 9. Der Zug durchs Rothe Meer. 10. Die Geſetzgebung auf Sinai. 11. Manna und Wachteln. 12. Die eherne Schlange. 13. Der bittere See in der Wüſte. 14. Der Hain Elim in der Wüſte. 15. Die zwölf Steine im Jordan. 16. Das Haus der Rahab. 17. Samſon und der Löwe. 18. Samſon und die Füchſe. 19. David. 20. Das Reich Davids. 21. Der Tempelbau. 22. Die Söhne der Propheten. 23. Israels Gefangenſchaft. 24. Das Haus Ezechiels.

25. Gabriel bei Maria. 26. Bethlehem. 27. Die Geſchenke der Magier. 28. Die Verkündigung der Engel an die Hirten. 29. Der Kindermord in Bethlehem. 30. Die Taufe Chriſti. 31. Auf der Zinne des Tempels. 32. Das Wunder von Kana. 33. Der Teich Siloe. 34. Der Tod des Johannes. 35. Chriſtus auf dem See. 36. Der Teufel fährt in die Schweine. 37. Die fünf Brode und zwei Fiſche. 38. Die Erweckung des Lazarus. 39. Der Blutacker. 40. Im Hauſe des

Kaiphas. 41. Die Geißelſäule. 42. Das Leiden Chriſti. 43. Chriſtus im Grab. 44. Die Himmelfahrt. 45. Das Leiden des hl. Stephanus. 46. Die ſchöne Pforte (Heilung des Lahmen). 47. Die Viſion des Petrus. 48. Das Gefäß der Auserwählung. 49. Die Apokalypſe des Johannes.

Für die Kunſtgeſchichte ſind dieſe Inſchriften von nicht geringem Intereſſe. Die Bilder des Alten und Neuen Bundes ſcheinen ſich meiſt typiſch zu entſprechen, wenn ſich auch nicht für jeden einzelnen Fall Bild und Gegenbild genau feſtſtellen läßt. Dieſe Verwendung der bibliſchen Typik zu Bildercyklen, die ſchon in die Katakombenmalerei hinaufreicht, iſt für die chriſtliche Kunſt und Poeſie überaus fruchtbar geworden. In vielen Sprüchen des Dittochäons liegt die Pointe gerade in dem myſtiſchen Sinn, und wenn man dieſen mit in Rechnung zieht, wird man Prudentius auch als Epigrammatiſten ſchätzen lernen. Denn im übrigen ſind die Sprüche zwar epiſch gehalten, aber ſie bieten jeweilen ein ſehr treffendes, prägnantes Bild und erlangen durch den typiſchen Sinn eine ſehr poetiſche Wendung, wenn ſie auch die übrigen Werke an Bedeutung nicht erreichen.

Das Buch der „Siegeskränze" ſchließt ein kurzer Epilog ab, den man wohl mit dem Prolog als Rahmen der geſamten Werke betrachten darf. Der Dichter reiht ſich darin unter die Schar der Gläubigen, die Gott ihre Opfergaben darbringen. Ihm ſtehen weder reiche Almoſenſpende noch hervorragende Heiligkeit zu Gebot. Aber er hat wenigſtens ſeine Verſe, ſeine raſchen Jamben und ſeine beweglichen Trochäen, ſeine ſchlichte Dichtung — pedestre carmen —, und die weiht er Gott mit frommem, treuem Herzen. Das Gefäß braucht nicht gerade von Silber und Elfenbein zu ſein, Gott nimmt auch mit einem Becher aus Eichen- oder Ulmenholz vorlieb. Der Dichter fühlt ſeine ganze Gebrechlichkeit und Niedrigkeit vor Gottes erhabenem Herrſcherpalaſt. Aber er bringt, was er hat. Mag es noch ſo gering ſein, nicht umſonſt hat er Chriſtus verherrlicht, unter deſſen Scepter wir leben.

Quidquid illud accidit,
Iuvabit ore personasse Christum,
Quo regnante vivimus.

So von Prolog und Epilog umſchloſſen, ſtellt ſich das geſamte Liederbuch des Prudentius als ein ſehr ſchön abgerundetes Ganze dar, das die Friſche und den Reiz jugendlicher, volksthümlicher Poeſie mit den Intentionen eines wohl überlegenden und abwägenden Kunſtdichters verbindet. Mit der eigentlich kirchlichen Hymnik den Wettkampf aufzunehmen, dürfte ſchwerlich ſeine Abſicht geweſen ſein. Weder die langen Tageslieder noch die noch umfangreichern Siegeskränze ſind mit ihren theilweiſe künſtlichen Maßen darauf angelegt. Er ſcheint vielmehr im Auge gehabt zu haben, den Werken der heidniſchen Klaſſiker einigermaßen gleichwerthige Kunſtwerke gegenüberzuſtellen, um ſeine chriſtlichen Ideen und ſeine chriſtliche Begeiſterung in jene Kreiſe der ſogenannten Gebildeten hineinzutragen, die aus der klaſſiſchen Poeſie noch immer einen Theil ihrer Anſchauungen und ihrer Geſinnung ſchöpften. Das hat er in hohem Grade erreicht. Durch metriſche

Fehler, häufige Anwendung des Reimes, der Alliteration und Aſſonanz, unklaſſiſche Wendungen und Worte weicht er zwar oft vom Gepräge der altklaſſiſchen Form ab. Aber die Neuheit des Stoffes, mit dem er ringt, macht das begreiflich. Im Weſentlichen hält er ſich doch auf klaſſiſcher Grundlage, mehr als alle ſeine dichtenden Zeitgenoſſen. Die Geſtaltungskraft, mit der er ſich Stoff und Ausdruck modelt, darf man wohl öfters mit derjenigen Dantes vergleichen. Mit dem reichen Kranz ſeiner Werke war ein Grundſtock chriſtlicher Poeſie vorhanden, von dem viele Jahrhunderte zehrten. Sein Anſehen wurde erſt zurückgedrängt, als die Begeiſterung für die chriſtlichen Ideale ſich etwas abkühlte und die Verehrung des klaſſiſchen Heidenthums wieder an Boden gewann. Die chriſtliche Poeſie wird ihn immer als einen ihrer früheſten Bannerträger hochhalten.

A. Baumgartner S. J.

Recenſionen.

Die Eigentumslehre nach Thomas von Aquin und dem modernen Sozialismus mit beſonderer Berückſichtigung der beiderſeitigen Weltanſchauungen. Von **Franz Schaub**, Prieſter der Diöceſe Speier. Gekrönte Preisſchrift. 8°. (XXIV u. 446 S.) Freiburg, Herder, 1898. Preis *M.* 6.

Für das Jahr 1892/93 hatte die theologiſche Facultät der Univerſität München als Preisaufgabe geſtellt: „Die Lehre des hl. Thomas von Aquin über das Eigenthum ſoll mit den diesbezüglichen Anſchauungen des modernen Socialismus verglichen werden.“ Es fanden ſich zwei Bewerber, Dr. Franz Walter, welcher die Aufgabe in der unter dem Titel „Das Eigenthum nach der Lehre des hl. Thomas von Aquin und des Socialismus“ (Freiburg, Herder, 1895) erſchienenen Schrift (vgl. dieſe Zeitſchrift Bd. XLIX, S. 433) glänzend löſte. Im Jahre 1898 übergab nun auch Franz Schaub in dem zur Beſprechung vorliegenden Werke eine Bearbeitung jener Preisaufgabe der Oeffentlichkeit. Beide Schriften gereichen ihren Verfaſſern ſowohl wie der theologiſchen Facultät der Univerſität München zur größten Ehre und legen Zeugniß ab von dem regen wiſſenſchaftlichen Streben, welches die Profeſſoren der Facultät in ihren Schülern zu wecken und zu fördern verſtehen.

Der hochwürdige Herr Verfaſſer behandelt zunächſt in der Einleitung die Lehrautorität des hl. Thomas in der katholiſchen Kirche, den Begriff des Socialismus, die theoretiſche und die parteipolitiſche Entwicklung der modernen Socialdemokratie. Der erſte Theil ſtellt die Weltanſchauung des hl. Thomas von Aquin der ſocialiſtiſchen Weltanſchauung gegenüber und behandelt mit beſonderer Ausführlichkeit die materialiſtiſche Geſchichtsauffaſſung. Der zweite Theil beſchäftigt ſich mit der thomiſtiſchen und der ſocialiſtiſchen Lehre über das Eigenthum.

Wir glauben es als ein beſonderes Verdienſt dieſer Schrift bezeichnen zu dürfen, daß den charakteriſtiſchen Grundideen des Marxiſtiſchen Syſtems die gebührende Aufmerkſamkeit geſchenkt wird; ohne das iſt eine richtige Würdigung des modernen Socialismus, das Verſtändniß der neueſten Kämpfe um Theorie und Programm nicht möglich. Schaub zeigt richtig, wie weit die materialiſtiſche Geſchichtsauffaſſung Karl Marx als eigene „Entdeckung“ zugeſchrieben werden darf, und bekundet ein genaues Verſtändniß ſowohl der philoſophiſchen wie ökonomiſchen

Seite des Marxismus. Leider erlaubte die Zeit der Abfaſſung des Buches nicht, die neueſte Entwicklung des theoretiſchen Socialismus vollſtändiger zu behandeln. Der Verfaſſer mußte, um hier die nöthige Orientirung zu bieten, abgeſehen von einigen kurzen Bemerkungen, an verſchiedenen Stellen des Werkes mit Nachträgen zur theoretiſchen und parteipolitiſchen Entwicklung ſich behelfen. Allein das thut dem hohen Werthe der Arbeit nicht weſentlich Eintrag. Ein Recenſent äußerte die Anſicht, der hochwürdige Herr Verfaſſer hätte zur Zinsfrage eine klarere Stellung einnehmen müſſen. Wir halten dafür, daß Schaubs Anſicht über die Lehre des hl. Thomas doch wohl klar genug hervortritt, wie auch kaum ein Zweifel gelaſſen wird in Bezug auf die eigene Auffaſſung des Verfaſſers. Weiter auf die intricate Zinsfrage einzugehen, als Schaub gethan hat, dürfte nach unſerer Meinung ſich nicht gerade empfehlen. Iſt ja doch mit Rückſicht auf die zweite Auflage des Werkes im großen und ganzen ein kluges Maßhalten in der Herbeiziehung des zu behandelnden Stoffes vielleicht nicht ohne Grund zu wünſchen.

Wenn wir unſer Urtheil über Schaubs Werk kurz zuſammenfaſſen wollen, ſo müſſen wir zunächſt der vollen Befriedigung Ausdruck geben, welche die Lectüre dieſer vortrefflichen Arbeit in uns hervorrief. Die Arbeit gehört zu den beſten der geſamten Literatur über den modernen Socialismus; ſie gewinnt für uns einen beſondern Werth durch die conſequente Gegenüberſtellung der ſocialiſtiſchen und der thomiſtiſchen Lehre. Mit einem geradezu erſtaunlichen Fleiße ſind die ſämtlichen Werke des großen Aquinaten durchgearbeitet worden, wie andererſeits der Verfaſſer ſich als genauen Kenner der ausgedehnten ſocialiſtiſchen Literatur erweiſt. Iſt auch die Sprache nicht immer leicht, fordert auch der Stoff und die Art und Weiſe der Behandlung vom Leſer ernſtes Studium, ſo entſchädigt doch andererſeits die in reichſter Fülle und mit ſeltener Tiefe gebotene Aufklärung für die aufgewandte Mühe. Wer einen zuverläſſigen Führer ſucht, um zu einem genauen Verſtändniß der thomiſtiſchen und der ſocialiſtiſchen Eigenthumslehre zu gelangen, dem empfehlen wir Schaubs Werk.

Heinrich Peſch S. J.

Lehrbuch der Philoſophie auf ariſtoteliſch-ſcholaſtiſcher Grundlage zum Gebrauche an höhern Lehranſtalten und zum Selbſtunterricht. Von **Alfons Lehmen** S. J. Erſter Band. gr. 8°. (XVI u. 444 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis *M.* 5.

Ueber den Zweck dieſes neuen „Lehrbuches" ſpricht ſich der Verfaſſer im Vorwort alſo aus: „In dem folgenden Werke, welches in zwei mäßigen Bänden außer der Logik und der Kritik die Metaphyſik oder Philoſophie im engern Sinne umfaßt, hat ſich der Verfaſſer ein doppeltes Ziel geſetzt. Zunächſt wollte er denjenigen höhern Lehranſtalten, an welchen die chriſtliche Philoſophie deutſch vorgetragen wird, einen Leitfaden bieten, der es ermöglichen ſollte, das weitſchichtige Material der Philoſophie in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu bewältigen. Sodann ſollte das Werk allen denjenigen, welche ſich für philoſophiſche Speculation intereſſiren und vorurtheilsfrei die Wahrheit ſuchen, ein Führer durch das Labyrinth philoſophiſcher Meinungen und Syſteme ſein."

Der vorliegende erſte Band enthält außer einer Einleitung, in welcher der Begriff der Philoſophie, ihre Eintheilung, ihr Werth und ihr Verhältniß zur chriſtlichen Offenbarung dargelegt wird, die Logik (S. 11—136), die Kritik (S. 137—294) und die Ontologie oder allgemeine Metaphyſik (S. 295—444). Die Logik entwickelt die allgemeinen Denkgeſetze und hat die Richtigkeit des Denkens zum Zweck, die Kritik dagegen handelt von der Uebereinſtimmung des Denkens mit ſeinem Gegenſtand oder von ſeiner Wahrheit. Die Ontologie endlich entwickelt die allgemeinſten Begriffe und Grundſätze der Metaphyſik oder der Wiſſenſchaft vom Ueberſinnlichen, Immateriellen.

Was man von einem Lehrbuche verlangen muß, beſonders wenn es auch für das Selbſtſtudium dienen ſoll, iſt vor allem Klarheit und Ueberſichtlichkeit, ſodann Präciſion und Kürze bei relativer Vollſtändigkeit und endlich Zuverläſſigkeit der Doctrin. In allen dieſen Beziehungen zeichnet ſich der vorliegende Band aus. Namentlich hat uns die außerordentliche Klarheit und Durchſichtigkeit gefallen, mit der auch die dunkelſten und ſchwierigſten Fragen erörtert werden. Nicht wenig wird dieſe Klarheit gefördert durch anſchauliche, paſſende und vielfach ſehr zeitgemäße Vergleiche.

Der Verfaſſer hat mehr, als es in den Lehrbüchern ſonſt meiſt üblich iſt, die Geſchichte der Philoſophie berückſichtigt. Wir freuen uns darüber und hätten in dieſer Beziehung noch mehr gewünſcht. Geſchichtliche Angaben führen meiſt leichter in das Verſtändniß der philoſophiſchen Probleme ein und laſſen oft viel klarer die praktiſche Tragweite derſelben erkennen.

Unter den Partien, die uns beſonders angeſprochen haben, heben wir namentlich das Kapitel über die Urſachen (S. 407 ff.), über die Lehre Kants (S. 205 ff.), ferner die Kritik des Empirismus und Poſitivismus (S. 253 ff.), des methodiſchen Zweifels im Sinne des Carteſius (S. 156 ff.) hervor.

Ein kleines Bedenken haben wir hinſichtlich des Ganges, für den der Verfaſſer ſich in der Kritik entſchieden hat. Uns ſcheint, daß ihre Behandlung an Klarheit noch gewänne, wenn die zweite Abhandlung an der vierten Stelle und die vierte Abhandlung an zweiter Stelle ſtände. Denn aus der erſten Abhandlung folgt ja ſofort, ohne daß ein weiterer Beweis nöthig iſt, daß der menſchliche Geiſt die Wahrheit mit Gewißheit erkennen kann, daß alſo in einigen ſeiner Acte die Wahrheit ſich finden muß, und daß er ſich derſelben als ſeines geiſtigen Beſitzes voll bewußt werden kann und muß. Ferner folgt aus der erſten Abhandlung in Verbindung mit der an die zweite Stelle gerückten Abhandlung, daß der Menſch die Wahrheit vom Irrthum muß unterſcheiden können, daß er folglich ein Kriterium in dieſer Hinſicht beſitzt, welches ihm zugleich letzter Grund ſein kann und muß, die klar erkannte Wahrheit mit voller Sicherheit zu umfaſſen und feſtzuhalten. Mit dieſen Kenntniſſen ausgeſtattet, wären wir dann wohl mit größerem Nutzen an die Behandlung der einzelnen Quellen herangetreten.

Wir ſchließen dieſe Anzeige mit dem Wunſche, es möge dem Verfaſſer gelingen, ſein Verſprechen einzulöſen und den zweiten Band innerhalb eines Jahres dem erſten folgen zu laſſen. Wenn der zweite Band, woran wir nicht zweifeln, ſich auf der Höhe des erſten hält, ſo wird das neue Lehrbuch der Philoſophie mit ſeinen Mitbewerbern an unſern Lehranſtalten bald wirkſam ſich meſſen. P. Beck S. J.

Codex purpureus Rossanensis. Die Miniaturen der griechiſchen Evangelien-Handſchrift in Roſſano. Nach photographiſchen Aufnahmen herausgegeben von **Arthur Haſeloff.** gr. 4°. (XVI u. 154 S. mit 14 Textabbildungen und 15 Tafeln in Lichtdruck.) Berlin und Leipzig, Gieſecke und Devrient, 1898. Preis broſchirt *M.* 32.

Der Codex Rossanensis ruht im Archiv der Kathedrale von Roſſano in Unteritalien. Er zählt 188 26 × 30,7 cm große, mit Purpur gefärbte Pergamentblätter, auf welchen ein Theil der Evangelien mit Gold und Silber in kräftigen Majuskeln im 6. oder 7. Jahrhundert geſchrieben iſt. Leider iſt er unvollſtändig; denn er endet mit Marcus 16, 14. Eine wichtige Zierde erhält er durch 13 Miniaturen und eine Zierſeite. Doch ſind auch die Bilder nur Reſte des urſprünglichen Beſtandes. Erhalten ſind je zwei Darſtellungen von Wundern und Parabeln Chriſti: die Heilung des Blindgeborenen (Joh. 9, 1 ff.; Fol. 7 a) und die Erweckung des Lazarus (Joh. 11, 1 ff.; Fol. 1 a), die Gleichniſſe vom Samaritan (Luc. 10, 30 ff.; Fol. 7 b) und von den zehn Jungfrauen (Matth. 25, 1 ff.; Fol. 2 b). Bei letztern iſt Jeſus eingeſetzt als der Samaritan und als der Bräutigam. Dann wird der Einzug Chriſti in Jeruſalem (Fol. 1 b) und das letzte Abendmahl mit der Fußwaſchung (Fol. 3 a) geſchildert, die Spendung des conſecrirten Brodes (Fol. 3 b) und Weines (Fol. 4 a) an je ſechs Apoſtel, das Gebet im Garten Gethſemani mit den drei ſchlafenden Jüngern, die der Herr weckt (Fol. 4 b). Bei jedem der bis dahin genannten Bilder erblickt man in der untern Hälfte vier Propheten, welche hinter einer Schrifttafel in halber Geſtalt erſcheinen und mit hoch erhobenen Rechten nach oben weiſen. Die letzten beiden Bilder ſind doppelt ſo groß als die übrigen. Im erſtern, der Anklage Chriſti vor Pilatus (Fol. 8 a), erblicken wir den Herrn in der obern Reihe vor Pilatus; in der untern iſt dargeſtellt, wie Judas den Hohenprieſtern die Silberlinge zurückerſtattet und wie er ſich erhängt hat. Im zweiten Bilde (Fol. 8 b) verurtheilt Pilatus den Herrn, neben dem in der untern Reihe Barabbas ſteht. Zu dieſen Illuſtrationen des Textes der Evangelien kommen ein Titelblatt zu den verlorenen Canones mit den Bruſtbildern der Evangeliſten (Fol. 5 a), eine Zierſeite mit dem Beginn der Epistola Eusebii ad Carpianum über jene Canontafeln und ein Bild des Evangeliſten Marcus (Fol. 121 a).

Oskar von Gebhardt und Adolf Harnack entdeckten den Codex im Jahre 1879 und veröffentlichten 1880 bei Gieſecke & Devrient zu Leipzig eine Beſchreibung desſelben, der ſie Durchzeichnungen der Bilder beifügten. Seitdem erſchienen viele Arbeiten und Beſprechungen, welche ſich auf dieſe Veröffentlichung ſtützten. Die Verſuche, Photographien der Handſchrift zu erlangen, ſcheiterten immer wieder, bis zuletzt Haſeloff die Erlaubniß zur Aufnahme derſelben durch die Vermittelung des Grafen Erbach-Fürſtenau und des verſtorbenen Cardinals Hohenlohe erlangte. Er hat in dem vorliegenden Buche ſeine Photographien zum Gemeingut der gelehrten Welt gemacht. Der Text beweiſt zunächſt, daß der

Codex Rossanensis durch Sprache, Zeit, Tracht und Art der Compoſition auf das engſte verwandt iſt mit der bekannten Geneſis zu Wien, daß aber der Stil ſeiner Miniaturen monumentaler iſt, weil in ihnen die Geſtalten weit mehr die Umgebung beherrſchen. Ob der Codex und die Geneſis in der Gegend der Patriarchalſtädte Alexandrien, Antiochien oder Jeruſalem, vielleicht gar in Unteritalien entſtanden, läßt ſich nicht mit Sicherheit entſcheiden. Selbſt in Jeruſalem wurde, wie Silvia in ihrer Peregrinatio um 385—388 meldet (n. 74, ed. Gamurrini 2ª, p. 76), vom Biſchofe am Ende des 4. Jahrhunderts nie ſyriſch geſprochen. Alle Leſungen ließ er in griechiſcher Sprache halten und dann ins Syriſche und Lateiniſche überſetzen. Die genauere Datirung der Handſchrift würde wohl darüber entſcheiden, ob ſie in einer ſyriſch redenden Gegend entſtanden ſein kann. Wenn zur Zeit ihrer Herſtellung die Liturgie in den Patriarchaten Jeruſalem und Antiochia ſyriſch gehalten wurde, iſt ſie nicht in demſelben geſchrieben oder ausgemalt. Bei der ſchematiſchen Ausführung des Beiwerkes dürfte es gewagt ſein, aus kleinen Einzelheiten der Thier-, Pflanzen- oder Architektur-Formen ſichere Schlüſſe auf den Ort der Entſtehung herzuleiten. Auch ſie zu berückſichtigen und als wichtige Anzeichen zu benutzen, wird immerhin rathſam bleiben. Aber auch dann muß man beachten, daß es ſchwer zu entſcheiden ſein wird, ob nicht dieſe oder jene Form aus ältern, an andern Orten entworfenen Vorlagen ſtammt, und ob die betreffende Thier- oder Pflanzenform an einem beſtimmten Ort zur Zeit der Herſtellung der Zeichnungen eingebürgert war oder nicht.

Der mit Geſchick von Haſeloff vertheidigte Hauptſatz lautet: „Das Studium der Miniaturen des Codex Rossanensis gewährt uns einen Einblick in eine Phaſe der griechiſchen Kunſt, die offenbar eine Vorſtufe der ſpätern byzantiniſchen iſt.“ Man wird den Satz voll und ganz annehmen dürfen. Ein enger Zuſammenhang mit der eigentlichen byzantiniſchen Kunſt ergibt ſich zweifelsohne daraus, daß in der Hälfte der Miniaturen die Anordnung der Gruppen, die Vertheilung der Perſonen und der Nebendinge bereits ſo getroffen iſt, wie dieſe ſpätere Kunſt ſie immer wieder zu geben liebt. Die Heilung des Blindgeborenen, die Auferweckung des Lazarus, der Einzug in Jeruſalem, das letzte Abendmahl und die Spendung der beiden euchariſtiſchen Geſtalten an die Apoſtel ſowie der Typus des Apoſtels Johannes erinnern ohne weiteres an das byzantiniſche Schema des Mittelalters. In der zweiten Hälfte der Miniaturen finden ſich vereinzelte Züge, denen man in ſpätern byzantiniſchen Kunſtwerken begegnet, z. B. daß in der Parabel Chriſtus als Samaritan auftritt, daß eine Perſonification (die göttliche Weisheit?) neben dem Evangeliſten Marcus erſcheint. Trotz der großen ikonographiſchen Aehnlichkeit iſt die ſtiliſtiſche gering. Die Malart des Codex Rossanensis iſt weich und breit, ohne jene „ſcharfbrüchigeckigen“ Linien, welche bereits in den beiden alten und berühmten griechiſchen Werken der Vaticaniſchen Bibliothek, der Joſue-Rolle und der Handſchrift des Cosmas, vertreten ſind und ſich weit mehr von der antiken Art entfernen (S. 64. 123).

Wie verhält ſich der Codex Rossanensis zu den abendländiſchen Denkmälern? Sein Chriſtustypus erinnert an denjenigen der Moſaiken in

St. Cosmas und Damian zu Rom (S. 50. 123), und in vielen Einzelheiten iſt eine enge Verwandtſchaft mit den Moſaiken von S. Apollinare Nuovo und S. Vitale in Ravenna nicht abzuläugnen; denn große Aehnlichkeiten zeigen ſich im Faltenwurf (S. 64 f. 69), in der eigenthümlichen Art des Heranſchreitens (S. 73 f.), in der Gruppenbildung (S. 74), im Typus des Apoſtels Andreas (S. 56), in der Darſtellung des Abendmahles (S. 125), einer Höhle (S. 80) u. ſ. w. An die Thüren von S. Sabina zu Rom mahnen der Chriſtustypus und die Trachten des Rossanensis (S. 50. 67). Sehr groß iſt in den Scenen der Anklage und Verurtheilung Chriſti ſowie des Todes des Verräthers die Uebereinſtimmung ſeiner Malereien mit den Sculpturen der ältern Säulen am Ciborienaltare in S. Marco zu Venedig, die Haſeloff an nicht weniger als zwölf Stellen ſeines ſchönen Buches erwähnt und eingehend erörtert (vgl. S. 126 f.). Auch eine Anzahl von Elfenbeinarbeiten, welche nach der Anſicht gewichtiger Forſcher in Ravenna oder Monza entſtanden ſind, ſind in Einzelheiten den Bildern der Handſchrift von Roſſano verwandt (S. 92. 128 u. ſ. w.). Ueber die kunſthiſtoriſche Stellung der Moſaiken von Ravenna wird nun freilich viel geſtritten. Solange jedoch keine ältern byzantiniſchen Vorbilder beigebracht werden, darf man an ihrer Unabhängigkeit von Byzanz feſthalten. Die Sculpturen der Säulen in S. Marco mit ihren freilich nach einigen erſt im 11. oder 12. Jahrhundert entſtandenen lateiniſchen Inſchriften (Römiſche Quartalſchrift I [1887], 191; vgl. *Garrucci*, Storia VI tav., 496 sg.) ſtammen wohl aus Pola, alſo nicht allzuweit von Ravenna. Werden wir auf ſichern Wegen bleiben, wenn man jene oben erwähnten Elfenbeinwerke für den Orient in Anſpruch nimmt, indem man vorausſetzt, daß ein beſtimmter Stil, eine beſtimmte Ikonographie damals nicht in Italien, nur im Orient herrſchte? Das hieße vorausſetzen, was zu beweiſen iſt. Der Codex Rossanensis ſcheint einer Mittelſtufe, einer Uebergangsperiode anzugehören, welche der altchriſtlichen Kunſt folgt, aber der Scheidung in „byzantiniſche“ und abendländiſche vorangeht. Wenn er, was nicht ausgeſchloſſen iſt, in Unteritalien entſtanden ſein ſollte, ſteht er auch örtlich in der Mitte zwiſchen abendländiſcher und morgenländiſcher Cultur. Aus dieſer Uebergangsperiode retteten und entnahmen die Byzantiner mehr als die Abendländer, welche durch friſche Völker in neue Bahnen gedrängt wurden. Jedenfalls wird es nöthig ſein, bei der Unterſuchung über die „byzantiniſche“ Kunſt Byzanz ſchärfer zu trennen von den drei wichtigen Städten, welche Centren der großen Patriarchate wurden und früher blühten als Konſtantinopel, auch an ihrer Cultur lange feſthielten. Die in ihnen erlangte Bildung hat nicht nur das kaiſerliche, ſondern auch das päpſtliche Rom, mit ihm ganz Italien lange beherrſcht. Ein Beweis dafür iſt, daß nicht nur das Neue Teſtament, wie Hieronymus ſchreibt, zweifelsohne (mit Ausnahme des hebräiſch verfaßten Matthäus-Evangeliums) in griechiſcher Sprache geſchrieben wurde, ſondern auch die älteſten lateiniſchen Kirchenſchriftſteller ſich derſelben Sprache bedienten. Die Lebensanſchauungen, die Liturgie, die Cultur und Kunſt des Orientes hatten lange großen Einfluß auf das Abendland. Die engſten Beziehungen zwiſchen Abendland und Morgenland blieben ſelbſt dann noch, als von Konſtantinopel aus ein Riß erfolgte.

Herrſchten doch in Rom vom Jahre 642—752 nicht weniger als neun morgenländiſche Päpſte, von denen fünf Griechen, vier Syrier waren (Zeitſchrift für chriſtl. Kunſt 1897, Sp. 116). Ja vom 7. bis 10. Jahrhundert blühte in Rom eine rege griechiſche Kolonie, welche vier Kirchen, ſieben Männerklöſter und ein Nonnenkloſter beſaß. In ihnen wurde griechiſch gebetet und geredet, wurden griechiſche Bücher abgeſchrieben, Ueberſetzungen ſowohl aus dem Griechiſchen ins Lateiniſche als aus dem Lateiniſchen angefertigt (*Batiffol*, Librairies byzantines à Rome, Mélanges d'archéologie et d'histoire VIII [1888], 297 s.).

Hinſichtlich der Einzelheiten der in Rede ſtehenden Miniaturen iſt zuerſt nicht zu vergeſſen, daß mancherlei, was ſich in der ſpätern byzantiniſchen Kunſt findet, Illuſtration eines Textes iſt, welchen man von Anfang an im Orient und Occident mit der treueſten Feſtigkeit und der höchſten Achtung als Norm behandelte. Die Austreibung der Verkäufer dürfte wenigſtens theilweiſe nach Johannes (2, 14 f.) geſchildert ſein, wo berichtet iſt, daß nach der Vertreibung die Juden den Herrn fragten: „Welches Zeichen zeigſt du uns (zum Beweiſe der Berechtigung), daß du dies thuſt?" Das Bild der Heilung des Blindgeborenen muß ſich an die Faſſung eines Textes oder an eine Ueberlieferung anſchließen, worin nicht von einem „Teiche" Siloe geredet wird; zeigt es ja nur ein Becken. Im Codex Egberti zu Trier haben wir einen aqueductus Siloae und bei ihm einen waſſerſpeienden Vogel (einen Pfau?). Der griechiſche Text meldet von einer κολυμβήθρα τοῦ Σιλωάμ, die Vulgata von der natatoria Siloe (Joh. 9, 7). Antoninus Martyr beſchreibt um 570 (c. 24, Itinera et descriptiones terrae sanctae, ed. Tobler I, 105; vgl. S. 369) die Quelle Siloe als ein fließendes Waſſer, welches zuerſt zwei Becken (solia) von Marmor fülle; in dem einen wüſchen ſich die Männer, im andern die Frauen. Dann folge ein großer Teich, in deſſen Waſſer das Volk ſich ſtets waſche. Ja ſchon Iſaias (8, 6) zeigt, daß „Siloe" ſich nicht nur auf einen Teich, ſondern auch auf ein fließendes Waſſer beziehe. In der Parabel vom Samaritan iſt nicht nur Chriſtus ſelbſt mit ſeinem Kreuzesnimbus an die Stelle des Samaritan eingeſetzt, ſondern auch ein Engel eingeführt. Dieſer reicht dem Herrn in einer goldenen Schale Oel und Wein, womit der Verwundete geſalbt werden ſoll. Vielleicht liegt darin ein Hinweis auf die heilige Oelung, bei der ein Diakon oder ein anderer Prieſter dem Spender wohl das Oel hinhielt. Die Vermuthung liegt um ſo näher, weil ja auch die Spendung der Euchariſtie in den beiden Miniaturen ſich, wie wir ſehen werden, an liturgiſche Formen hält. Die weiſen Jungfrauen halten eigenartige Lampen: lange Röhren aus Thon (?), welche ſich oben tellerförmig verbreitern, unten aber auf einem Stabe befeſtigt ſind und große Dochte haben (vgl. *Knabenbauer*, Commentarius in Evangelia, Evangelium secundum S. Matthaeum II [Paris, Lethiellieux, 1893], 358). Ihre Form iſt dieſelbe wie auf dem Fresco der Katakombe der hl. Cyriaca, wo auch Chriſtus bei einem Thore als Bräutigam zwiſchen den weiſen und thörichten Jungfrauen ſteht (Wilpert, Die gottgeweihten Jungfrauen [Freiburg 1892], S. 72, Tafel II, 1). Aehnliche Fackeln findet man auf der Trajanſäule zu Rom (*Le Blant*, Les persécuteurs p. 281). Man wird alſo die Miniatur, welche die Parabel von den

zehn Jungfrauen ſchildert, eher auf abendländiſche Vorbilder zurückführen müſſen als auf „byzantiniſche“. Auch der Berg, dem die vier Quellen entſtrömen, und die Bäume in ihrer rechten, das Paradies ſinnbildenden Hälfte finden in alten römiſchen Denkmälern viele Parallelen. Bei der Auferweckung des Lazarus hält ſich die Kunſt des Abendlandes meiſt daran, daß Johannes immer wiederum von einem monumentum redet. Später erklärt er aber, dieſes „Denkmal“ ſei mit einer Höhle verbunden und durch einen Stein verſchloſſen geweſen. Den Pilgern wurde im Beginn des Mittelalters dieſe Höhle gezeigt, ſo mag ſie durch einen Maler, der ſie ſah, in die Kunſt eingeführt worden ſein. Sie findet ſich bereits früh in römiſchen Kunſtwerken (S. 88). Die Ueberſchrift bei der Miniatur, welche die Verurtheilung Chriſti und die Vorführung des Barabbas ſchildert, paßt nicht zur Darſtellung. Sie beſagt, Pilatus habe Jeſum zu Herodes geſandt (Luc. 23, 7). Die Ueberſchrift bei dem Bilde der Anklage hat dagegen einen Text, welcher von demjenigen der Vulgata und faſt aller ſyriſchen, armeniſchen und äthiopiſchen Handſchriften abweicht. Sie ſagt: ΠΑΡΕΔΩΚΑΝ ΠΙΛΑΤΩ, während jene ſchreiben: ΠΟΝΤΙΩ ΠΙΛΑΤΩ. Bei der Verurtheilung lautet die Ueberſchrift: ΜΑΘΩΝ ΔΕ ΠΙΛΑΤΟΣ ΟΤΙ, der Text bei Lucas ſagt (23, 7): ΚΑΙ ΕΠΙΓΝΟΥΣ ΟΤΙ. Wahrſcheinlich wird eine Vergleichung aller Varianten eher zeigen, wo der Codex entſtand, als die kunſthiſtoriſchen Vergleichungen. Gebhardt und Harnack haben ſich 1880 in ihrer Publication (S. xviii f.) dahin ausgeſprochen, er biete viele „Formen des alexandriniſchen Dialektes“ und charakteriſire ſich „durch engern Anſchluß an die Hauptrepräſentanten des emendirten Textes im Gegenſatz zu den älteſten Zeugen“. „Ueberraſchend iſt die Uebereinſtimmung des Codex Rossanensis mit dem einzig bisher bekannt gewordenen Purpurcodex der (griechiſchen) Evangelien“ (vgl. a. a. O. S. v). Das Bild des Abendmahles in der Handſchrift von Roſſano muß jedenfalls noch genau verglichen werden mit dem von Wilpert entdeckten und publicirten Fresco in der Cappella greca (Wilpert, Fractio panis [Freiburg, Herder, 1895], Tafel XIII—XIV), deſſen urſprüngliche Einzelheiten möglichſt genau feſtzuſtellen ſind.

Auch die Liturgik dürfte noch neue Aufklärung bieten. Die Euchariſtie wurde im 6. und 7. Jahrhundert vom celebrirenden Biſchofe auch in Italien den aſſiſtirenden Prieſtern ſo geſpendet, wie unſere Handſchrift es ſchildert (vgl. Kraus, Real-Encyklopädie I, 316; v. Funk, Jahrbuch der Görres-Geſellſchaft XVII [1896], 336 f.). Die Ueberſchriften zu den beiden Bildern der Communion der Apoſtel ſtimmen zu keinem bibliſchen Text. Ob ſie aus einem liturgiſchen Buche ſtammen? Sie lauten: ΛΑΒΩΝ ΑΡΤΟΝ ΕΥΧΑΡΙΣΤΗΣΑΣ ΕΔΩΚΕΝ ΑΥΤΟΙΣ ΛΕΓΩΝ ΤΟΥΤΟ ΕΣΤΙΝ ΤΟ ΣΩΜΑ ΜΟΥ — ΛΑΒΩΝ ΠΟΤΗΡΙΟΝ ΕΥΧΑΡΙΣΤΗΣΑΣ ΕΔΩΚΕΝ ΑΥΤΟΙΣ ΛΕΓΩΝ ΤΟΥΤΟ ΕΣΤΙΝ ΤΟ ΑΙΜΑ ΜΟΥ. Auffallend iſt, daß den „Kindern“ eine ſo große Rolle beim Einzuge Chriſti in Jeruſalem zugewieſen iſt. Auch im Römiſchen Meßbuche geſchah dies; denn am Palmſonntage ſagt es, dieſe Kinder (pueri Hebraeorum) hätten Zweige getragen, ihre Gewänder hingeworfen und geſungen. Silvia gibt uns die Begründung; denn ſie erzählt in ihrer Peregrinatio (n. 64,

l. c. p. 60), bei der Feier des Palmſonntages ſei der Biſchof vom Oelberge nach Jeruſalem gezogen. Er habe beim Beginne der Feierlichkeit „die Stelle aus dem Evangelium vorleſen laſſen, worin berichtet werde, die Kinder (infantes, Matth. 21, 16 redet ſogar von lactantes) ſeien dem Herrn mit Zweigen und Palmen entgegengekommen". Darum fänden ſich bei der Proceſſion alle Kinder der Umgegend ein, ſelbſt jene, welche noch nicht gehen könnten. Man gebe ihnen dann Oel- oder Palmzweige in die Hände. Auf demſelben Bilde des Einzuges reitet der Heiland nach Frauenart. So bringt er auch als Samaritan den Kranken, welchen er auf ſein Laſtthier ſetzte, in die Herberge. Obgleich dieſe Art einſeitigen Reitens auf byzantiniſchen Bildern ſpäter Regel iſt, findet ſie ſich auch auf abendländiſchen (S. 92). Die Sitte mag orientaliſch ſein, „byzantiniſche", d. h. orientaliſche Vorbilder werden ihnen zu Grunde liegen. Ob aber nicht im frühen Mittelalter höhere Cleriker (beſonders bei der Palmproceſſion) wegen ihrer bis zu den Füßen reichenden Gewänder ſo ritten? Der Eſel trägt ſowohl im Bilde des Einzuges als in der Darſtellung jener Parabel einen durch Riemen befeſtigten Damenſattel. Das Erſcheinen einer Perſonification der Kirche oder der göttlichen Weisheit neben dem hl. Marcus im Titelbilde des zweiten Evangeliums findet Analogien in zwei bis dahin überſehenen oder unrichtig erklärten Miniaturen der Bernwardsbibel und der Briefe des hl. Paulus zu Hildesheim. Erſtere wurde vom Recenſenten in dem Buche „Der hl. Bernward von Hildesheim" (Hildesheim, Lux 1895), S. 25, Tafel 5, beide in der Zeitſchrift Le Manuscript II (Paris 1896), 103 s. publicirt.

Haſeloff hat in ſeinem Text wiederum eine umfaſſende Beherrſchung faſt aller zu ſeinem Thema gehörenden Denkmäler und Schriften gezeigt. Erudition mit ruhigem Maßhalten im Urtheil und techniſchen Kenntniſſen, welche eine photographiſche Aufnahme wichtiger Miniaturen ermöglichten, befähigen ihn, für die Geſchichte der Miniaturmalerei eine leitende Stellung einzunehmen. Wenn hier ſeine Aufſtellungen nicht einfachhin angenommen ſind, ſo geſchah es, damit die dunkle, ſchwierige und wichtige Frage nach dem Verhältniſſe der ältern Kunſt des Morgenlandes zu der italieniſchen von allen Seiten beleuchtet und ſo einer endgiltigen Löſung näher gebracht werde. Der von ihm in der Einleitung der Verlagshandlung geſpendeten Anerkennung wird jeder zuſtimmen, welcher die treffliche Ausſtattung des Buches ſieht.

Steph. Beiſſel S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Das Preußische Gesetz betreffend das Diensteinkommen der katholischen Pfarrer. Von Justiz- und Consistorialrath Dr. Porsch, Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses. gr. 8°. (88 S.) Mainz, Kirchheim, 1898. Preis *M.* 1.

Noch unmittelbar bevor das neue Diensteinkommengesetz in Kraft tritt, kann hier eine Schrift zur Anzeige gebracht werden, welche über die Entstehungsgeschichte und die Bedeutung des neuen Gesetzes in durchaus zuverlässiger Weise belehrt. Hierfür gibt schon der Name des Verfassers von vornherein die beste Bürgschaft. Herr Justiz- und Consistorialrath Dr. Porsch hat ja persönlich an den Arbeiten für das Zustandekommen des Gesetzes in hervorragender Weise theilgenommen. Die actenmäßige Darlegung der Schrift zeigt zunächst übersichtlich den bisherigen Stand der etatsmäßigen Leistungen Preußens für die katholischen Pfarrer und die Gestaltung derselben nach dem neuen Gesetze. Dann folgt die Vorgeschichte des Gesetzes, welche im einzelnen frühere Versuche zur gesetzlichen Regelung der Pfarrbesoldungsfrage, den Antrag Heydebrand, die Denkschrift vom September 1897 und die Verhandlungen mit dem Episkopat näher ins Auge faßt. Endlich wird das Gesetz selbst im Wortlaut vorgelegt und mit einem ausführlichen, aus den authentischen Erklärungsquellen geschöpften Commentar begleitet. Dieser letzte Theil (S. 51—88) ist offensichtlich der wichtigste. Bei der Beleuchtung des Gesetzes und seiner Geschichte fällt auch manches interessante Streiflicht auf verwandte Verhältnisse, so wenn es S. 16 heißt: „Für ‚Altkatholische Geistliche und Kirchen' wirft Kapitel 116a als Bedürfnißzuschüsse und einmalige Unterstützungen, insbesondere für einen Bischof 48 000 Mk. aus. Diese Einstellung in einem besondern Kapitel ist zum erstenmal in dem Etat für 1897/1898 errichtet worden. Sie ist ein etatsmäßiges Anerkenntniß, daß die altkatholische Religionsgemeinschaft eine selbständige, von der katholischen Kirche getrennte Religionsgemeinschaft ist." Schließlich sei noch bemerkt, daß die vorliegende Schrift trotz größern Umfangs doch billiger ist als die Glattfelterſche.

Die Parität in Preußen. Eine Denkschrift. Zweite, neubearbeitete und erweiterte Auflage. 8°. (VI u. 242 S.) Köln, Bachem, 1899. Preis *M.* 2.

Die höchst zeitgemäße und verdienstvolle Broschüre, welche vor stark einem Jahre bei Bachem in Köln erschien, liegt jetzt in zweiter Auflage vor. In Bd. LIV, S. 316 finden die Leser dieser Zeitschrift eine kurze Besprechung und warme Empfehlung der genannten Denkschrift. Diese Empfehlung kann in Bezug auf die vorstehend angekündigte zweite Auflage nur in erhöhtem Maße wiederholt werden. Wie der Titel besagt, ist die Schrift neu bearbeitet und erweitert. Und in der That haben die Herausgeber in dankenswerther Weise es sich angelegen sein lassen, kleine Ungenauigkeiten zu beseitigen, das ohnehin schon so reiche Material bedeutend zu vermehren, namentlich die mehr principiellen Auseinandersetzungen, unter Berücksichtigung der gegnerischen Einwände und Ausreden, weiter auszuführen. Möge der großen Mühewaltung der verdienten Herausgeber eine möglichst weite Verbreitung der Schrift in katholischen und akatholischen Kreisen entsprechen. Der Preis ist, obwohl der Umfang der Schrift fast um 100 Seiten zugenommen hat, der gleiche geblieben.

Imparität im Volksschulwesen. Von G. F. Dasbach, Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und des deutschen Reichstages. 1. Theil. 8°. (XVIII u. 128 S.) Trier, Paulinusdruckerei, 1899. Preis *M.* 1.10.

Gleichzeitig mit der neuen Auflage der Bachemschen Denkschrift versandte die Paulinusdruckerei in Trier das erste Heft einer dasselbe Thema in engerem Rahmen behandelnden Schrift, über deren Inhalt der Titel hinreichenden Aufschluß gibt. Auch diese Schrift kann den Katholiken und allen, welche sich über die Handhabung der Parität in Preußen unterrichten wollen, nicht genug empfohlen werden. Durch eine zum Theil actenmäßige Darlegung einer langen Reihe von Fällen werden die Schwierigkeiten gekennzeichnet, mit denen katholische Minoritäten in protestantischen Gegenden Preußens zu kämpfen haben, um zu gesicherten confessionellen Schulen zu gelangen. Die protestantischen Communal-, Kreis- und Provincialbehörden weigern sich in der Regel, katholische Schulen auf die Gemeindekasse zu übernehmen, die staatlichen Aufsichtsbehörden sind gewöhnlich zurückhaltend, oft in auffallender Weise zurückhaltend, um diese Weigerung zu brechen, während andererseits protestantische Minoritäten in katholischen Districten verhältnißmäßig leicht zur Erfüllung ihrer Wünsche gelangen, sei es, daß die katholischen Communen sich von vornherein zugänglicher zeigen, sei es, daß die Aufsichtsorgane dringlicher auf die Communen einzuwirken verstehen. Die von Dasbach angeführten Fälle sind so zahlreich, das Verhalten der Gemeinde- und Aufsichtsbehörden hin und wieder so auffallend verschieden, je nachdem es sich um katholische oder protestantische Minoritäten handelt, daß auch der Gutmüthigste zur Annahme gedrängt wird, es sei System in der Sache. Als besonders wichtig erachten wir die praktischen Winke für katholische Familienväter, welche Schritte zu thun seien, um trotz des zähen Widerstandes endlich doch zu einer confessionellen Schule zu kommen (S. IX). Von großem Interesse sind auch einzelne aus den Landtagsverhandlungen eingeflochtene Partien; dieselben dienen nicht bloß zur weitern Beleuchtung der Schwierigkeiten und verwickelten Verhandlungen, denen die Gründung eines katholischen Schulsystems gar oft begegnet, sondern zeigen auch, mit welcher Aufmerksamkeit und Wärme die Mitglieder des Centrums die gerechten Beschwerden der Katholiken auf dem Schulgebiete vertreten.

Die zehn Gebote in der häuslichen Erziehung. Kurzer Wegweiser zur christlichen Erziehung der Kinder. Von Jos. Reiter, Pfarrer in Scheuring. 8°. (80 S.) Lindau i. B., Lutz, 1898. Preis 50 *Pf.*

Die wohlfeile kleine Schrift mit ihrer eindringlichen Sprache und den vielen passend eingestreuten Beispielen und Erzählungen empfiehlt sich sehr zur Verbreitung unter das Volk. Wo christliche Eltern dieselbe lesen, wird es nicht ohne Nutzen und Segen bleiben. In Bezug auf die „Vererbung der geistigen und sittlichen Anlagen" (S. 6) wird doch wohl Unterscheidung und Vorsicht angebracht sein.

Bedeutung und Aufgaben religiöser Vereine für die gebildete katholische Männerwelt. Blätter der Erinnerung an die 25jährige Jubelfeier des Aachener Lesevereins. Mit einer Festrede des Hochwürdigsten Herrn Weihbischofs Dr. th. H. J. Schmitz. 8°. (38 S.) Aachen, Jacobi & Co., 1898. Preis 40 *Pf.*

Bei der hohen Wichtigkeit, welche den religiösen Vereinen katholischer Männer gerade in unserer Zeit zuzuerkennen ist, begrüßen wir die vorliegenden Erinnerungs-

Digitized by Google

blätter, welche in die Einrichtung und die fünfundzwanzigjährige Geschichte des Aachener Lesevereins einen Einblick vermitteln, mit aufrichtiger Freude. Daß die Broschüre auch in weitern Kreisen anregend wirken werde, dürfen wir um so mehr hoffen, als die begeisterte Rede des hochwürdigsten Herrn Weihbischofs Schmitz, welche den Höhepunkt der Jubelfeier ausmachte, ausführlich mitgetheilt ist.

Stellung und Aufgabe der Kirchengeschichte in der Gegenwart. Akademische Antrittsrede, gehalten am 10. Oct. 1898 von Dr. Albert Ehrhard, o. ö. Professor der Kirchengeschichte an der k. k. Universität in Wien. 8°. (42 S.) Stuttgart, Roth, 1898. Preis *M.* 1.

Viel Wahres, das zur Orientirung und Aneiferung des Jüngers der Kirchengeschichte dienen kann, ist in edel getragener Form hier niedergelegt. Namentlich die praktischen Forderungen, die im dritten Theile formulirt und zuletzt unter dem Worte des „katholischen Universalismus" zusammengefaßt werden, sind der ernstesten Beachtung werth. Sonstige kleine Nebenpunkte, wie die etwas eigenthümliche Begriffsbestimmung der „historischen Theologie", lassen Verschiedenheit der Meinung zu. Mißverständnisse, zu welchen zuweilen eine Möglichkeit gegeben wäre, sind theils durch die Umstände dieser Programmentfaltung, theils durch die feierlichen Bekenntnisse, die sie enthält, von vornherein ausgeschlossen. Die etwas abgebrauchte Anklage „mancher Kreise, die sich in die Einsamkeit zurückgezogen haben" (S. 18), hat ihre überwiegende Begründung wohl kaum in einem Gegensatz principieller Auffassung, sondern vielmehr in einseitiger Erfassung oder Verkennung des Werdeprocesses der jetzt gegebenen Verhältnisse, wenn nicht in einseitiger Beurtheilung des heute Bestehenden selbst.

De Fausti Reiensis epistola tertia. Commentatio historica, quam consensu et auctoritate amplissimi philosophorum ordinis in alma litterarum academia regia Monasteriensi ad summos in philosophia honores rite consequendos scripsit Bernardus Rehling Oldenburgiensis. 8°. (53 p.) Monasterii Guestf., ex typogr. Aschendorffiana, 1898.

Wo Gennadius in seinem Schriftstellerkatalog die Werke des hl. Faustus von Riez aufzählt, nennt er unter denselben auch eine Schrift gegen die Arianer und Macedonianer und eine andere gegen die Unkörperlichkeit der Seele. Die zweite dieser Schriften ist uns jedenfalls noch erhalten; denn im letzten Theil seines „dritten Briefes" wendet sich Faustus gegen diejenigen, welche außer Gott noch etwas anderes Unkörperliches annehmen, und es kann nur noch zweifelhaft sein, ob Gennadius den ganzen dritten Brief oder nur dessen letzten Theil bei seiner Angabe im Auge hatte. Was man sich dagegen unter der Schrift gegen die Arianer und Macedonianer zu denken hat, ist eine unter den Gelehrten in letzter Zeit viel verhandelte Frage. Die einen glauben, Gennadius rede von der ersten Hälfte des schon genannten dritten Schreibens; andere meinen, er spreche von einer uns verlorenen Schrift; andere wollen in verschiedenen anonym oder pseudonym überlieferten Abhandlungen das Werk gegen die Arianer und Macedonianer wiedererkennen. Der Verfasser vorliegender Dissertation sieht in den beiden von Gennadius erwähnten Faustus-Schriften die beiden Theile des „dritten Schreibens". Die Polemik des Claudius Mamertus, meint er, habe zur Folge gehabt, daß man den hauptsächlich angegriffenen zweiten Theil des dritten Schreibens auch als besonderes Werkchen

schon zu des Faustus Lebzeiten herausgegeben und später in den Handschriften mit des Mamertus Widerlegung zusammengeschrieben habe. Diese seine Behauptung hat der Verfasser mit recht guten Gründen zu stützen verstanden und dürfte mit ihr der Hauptsache nach Recht behalten. Jedenfalls hat der Verfasser bewiesen, daß er zu patristischen Untersuchungen die Befähigung besitzt. Er ist keiner der vielen Fragen, die mit seinem Gegenstand in Verbindung stehen, aus dem Wege gegangen und hat sie beantwortet, soweit es möglich war. Nicht ganz befriedigt hat uns die Polemik gegen Tillemont (p. 11 sqq.) und der Versuch, die Bekämpfung der Macedonianer im ersten Theil des dritten Schreibens nachzuweisen (p. 34).

Leben des heiligen Bischofs und Kirchenlehrers Alfons M. von Liguori, Stifters der Kongregation des allerheiligsten Erlösers. Nach dem Französischen des P. Saintrain C. SS. R. von P. Gerhard Schepers, Priester derselben Kongregation. Zweite, verbesserte Auflage, herausgegeben von P. Jos. Alois Krebs C. SS. R. Mit einem Bilde des Heiligen in Farbendruck. 8°. (395 S.) Regensburg, Pustet, 1898. Preis *M.* 3; geb. *M.* 4.20.

Es gibt wenige Leben der Heiligen, die so großes Interesse bieten, wie das des hl. Alfons M. von Liguori, schon weil er unserer Zeit so nahe ist. Als Priester, Volksmissionär, Ordensstifter, Bischof, hervorragender und überaus fruchtbarer Schriftsteller, dem die strahlende Aureole des Kirchenlehrers zuerkannt wurde, ist Alfons bewundernswerth, und als Heiliger leuchtet er durch sein herrliches Tugendbeispiel nicht nur dem Priester und Ordensmann, sondern auch den Laien wie ein freundlicher Stern vor. Mit viel Geschick hat der hochwürdige Verfasser gezeigt, wie der Heilige in seinem Leben dem großen Vorbilde aller Heiligkeit, Jesus Christus, immer ähnlicher wurde, namentlich durch seine Liebe und seinen Seeleneifer für die arme Landbevölkerung, für welche er seine hochverdiente Congregation stiftete, und wie er schließlich, auch von einem Judas verrathen, den bittersten Kelch der Seelenleiden, der Verlassenheit von den Menschen, ja scheinbar selbst von Gott, bis zur Hefe zu trinken bekam. Namentlich den letzten Lebensabschnitt des Heiligen wird man nicht ohne Rührung und Bewunderung lesen können. — Der Zweck des Buches bringt es mit sich, daß der historische Hintergrund des Lebensbildes etwas knapp ausfallen mußte; gleichwohl ließe sich durch Hereinziehen der Zeitgeschichte vielleicht mit Nutzen bei einer neuen Auflage etwas mehr thun. Gerne möchte man namentlich wissen, wie es dem Heiligen möglich war, gerade unter Tanucci, der im Königreiche Neapel so viele Klöster und Orden aufhob, seine Congregation zu stiften. Auch die schriftstellerische Thätigkeit des Heiligen möchten wir gerne ausführlicher behandelt sehen. Endlich würde ein vollständiges Verzeichniß seiner Werke mit bibliographischen Angaben einen sehr erwünschten Anhang bilden.

Papst Silvesters II. Einfluß auf die Politik Kaiser Ottos III. Ein Beitrag zur Geschichte des 10. Jahrhunderts. Auf Grund der neuesten Forschungen bearbeitet von Lic. SS. Theol. Carl Lux, Domvikar. 8°. (VIII u. 82 S.) Breslau, Müller u. Seiffert, 1898. Preis *M.* 1.60.

Seit der correctern Ausgabe der Briefe Gerberts durch J. Havet 1889 ist dieser merkwürdige Mann und bedeutende Papst der Gegenstand vielfacher historischer Untersuchung geworden. Der Verfasser sah sich in der günstigen Lage, alle diese

Arbeiten heranziehen und für seinen Zweck verwerthen zu können. Insbesondere erwies sich dies vortheilhaft hinsichtlich des wichtigen, russisch geschriebenen Werkes des Petersburger Professors Bubnov. Es handelt sich darum, klarzustellen, in welchen politischen Ideen Gerbert heranreifte, welche Stellung in Bezug auf die große Politik er an der Seite Adalberos von Rheims und am Hofe des dritten Otto eingenommen, welche politischen Pläne er als Sylvester II. verfolgt habe. Endlich war aber auch Grad und Dauer seines Einflusses auf seinen kaiserlichen Schüler näher zu untersuchen, um zu entscheiden, ob wirklich er es ist, auf welchen die phantastischen Pläne und die politischen Mißgriffe Ottos III. thatsächlich zurückgeführt werden können. Die Aufgabe ist sehr glücklich gewählt und bietet so viel Anziehendes wie Lehrreiches. Natürlich darf man nicht erwarten, in so engem Rahmen ein volles Bild von der geistigen Bedeutung eines Mannes wie Sylvester zu finden, geschweige denn eine Würdigung der Persönlichkeit Ottos III. Aber eine dankenswerthe wissenschaftliche Arbeit ist geleistet, namentlich durch den Versuch einer definitiven chronologischen Ordnung der Briefe Gerberts. Vielleicht dürfte S. 61 „Todi" gemeint sein.

Les Origines des Églises de France et les Fastes Épiscopaux. Par Charles-Félix Bellet. Nouvelle édition entièrement refondue suivie d'une étude sur le Cursus et la Critique. 8°. (XXVIII et 422 p.) Paris, Picard, 1898. Preis *Fr.* 7.50.

Entgegen der Behauptung in Duchesnes Fastes Épiscopaux (1894), als habe es vor dem Jahre 250 im ganzen damaligen Gallien keinen einzigen Bischofssitz gegeben außer dem seit etwa 150 nachweisbaren von Lyon, vertheidigt Bellet die altüberlieferte Anschauung von der Begründung mehrerer gallischen Kirchen noch vor Ablauf des apostolischen Zeitalters. Von der ersten Auflage (1896) dieses Achtung gebietenden Werkes (vgl. diese Zeitschrift Bd. LI, S. 112) haben auch dessen Gegner zugestanden, daß es auf ausgedehntem und gediegenem Wissen beruhe, einen würdigen Ton behaupte und mit Interesse sich lese. Dabei hoben sie aber auch hervor, daß dasselbe über die Bedeutung einer Specialforschung weit hinausgehe und principiell einer schonenden conservativen Kritik, oder wie Bellet sich ausdrückt, einer „weisen und vorsichtigen" Kritik das Wort rede im Gegensatz zu den Radicalkuren der heute im Schwange gehenden „negativen Kritik". Erwiderungen und Angriffe blieben denn auch nicht aus; aber die Aufstellungen Msgr. Bellets haben durch dieselben so wenig Schaden gelitten, daß nach kaum zwei Jahren eine „zweite Auflage" mit verstärktem und vermehrtem Beweismaterial auf den Kampfplatz treten kann. Wiewohl dabei die eine oder andere Frage zu späterer eingehenderer Behandlung ausgeschieden worden ist, erscheint das Buch an Inhalt und Umfang um das Doppelte gewachsen. Der friedliche und vornehme Ton ist derselbe geblieben wie früher; das Interesse ist infolge der gegnerischen Einwürfe noch gewachsen. Ist das Werk zum großen Theil gegen neuere Ausführungen Abbé Duchesnes gerichtet, so hat der Verfasser doch wiederholt Gelegenheit genommen, auch auf die hervorragenden Verdienste hinzuweisen, welche dieser fähige und unermüdliche Forscher um die Sache der Wissenschaft sich erworben hat. Aus vielen Gründen empfiehlt sich das verdienstvolle Werk auch der Beachtung in Deutschland, zumal in der Controverse mit Duchesne nicht nur Bisthümer des heutigen Frankreichs in Frage kommen, sondern auch das Alter echt deutscher Bischofssitze, wie Metz und Straßburg, Trier, Mainz und Köln.

Digitized by Google

La Persécution des Catholiques en Angleterre. Un Complot sous Charles II. Par la Ctesse R. de Courson. 12°. (XII et 336 p.) Paris, Firmin-Didot, 1898. Preis *Fr.* 3.50.

In einer frühern Schrift bereits, Quatre Portraits de Femmes (1895), hat die Verfasserin bewiesen, daß sie nicht nur Geschichte zu studiren, sondern auch trefflich zu erzählen versteht. Das Lob und die Empfehlung, welche in diesen Blättern (Bd. XLVIII, S. 219) jener ersten Schrift zu theil geworden sind, könnten wörtlich hier wiederholt werden. Den Kern der hier vorliegenden ergreifenden Erzählungen bildet die erlogene Titus Oates-Verschwörung, doch so, daß die gesamte Lage der englischen Katholiken unter Karl II. zur Darstellung kommt, und daß durch gelegentlichen Ausblick auf die spätere Gestaltung der Dinge und auf manche auffallende Strafgerichte Gottes das Ganze einen psychologischen Abschluß erhält. Ein besonderes Interesse weiß die Verfasserin ihrer Erzählung noch dadurch zu verleihen, daß sie, so oft sich Gelegenheit bietet, den Zusammenhang der alten Martyrer-Familien mit den heute noch in England blühenden katholischen Geschlechtern nachweist, wie z. B. S. 262 in Bezug auf die Familie des Cardinals Vaughan. Auch an Einzelheiten, die für Deutschland ein besonderes Interesse haben, fehlt es nicht. Das Buch ist nicht Roman, sondern wirkliche Geschichte, aber ebenso anziehend geschrieben, wie es auf jeden Katholiken herzerhebend wirken muß.

Georg Goyau, Andreas Pératé, Paul Fabre (ehemalige Mitglieder der École Française zu Rom). **Der Vatikan.** Die Päpste und die Civilisation. Die oberste Leitung der Kirche. Mit einer Einleitung von Sr. Eminenz dem Kardinal Bourret, Bischof von Rodez und Vabres, und einem Nachwort von dem Vicomte E. Melchior de Vogüé, Mitglied der Académie Française. Aus dem Französischen übersetzt von Karl Muth. Mit 532 Autotypien, 13 Lichtdruckbeilagen und einem Lichtdruckporträt Sr. Heiligkeit Leos XIII. nach F. Gaillard. 24 Hefte. kl. Fol. (XI u. 788 S.) Einsiedeln, Benziger & Co., 1898. Preis pro Heft *M.* 1.

Mit Heft 23 und 24 liegt die deutsche Uebersetzung des „Vatikan" fertig vor uns da. Die Illustration des Werkes ist im Verlaufe seiner Fertigstellung noch reicher ausgefallen, als das Titelblatt des ersten Heftes versprach. Die 532 Autotypien mit den 14 Lichtdrucken allein machen das Werk schon zur feinsten Zier des vornehmsten Salons. Der Text entspricht den Bildern in der Weise, wie wir ihn in diesen Blättern früher schon gewürdigt haben. Wenn z. B. in dem von Geist sprühenden Nachwort das Mitglied der französischen Akademie, der Vicomte de Vogüé, in der deutschen Uebersetzung S. 747 sagt: „Als römische Erbschaft übernahm die Kirche die Regierungsformen ... endlich auch die Idee des Primats und der Unvergänglichkeit, wie sie nach der allgemeinen Auffassung mit der Stadt Rom innig verknüpft ist", so wird jeder gebildete deutsche Katholik schon von selbst diesem Adlerflug mit Matth. 16, 18 die richtigen Bahnen zeigen. Es ist übrigens allbekannt, daß nur zu oft die schönste französische Phrase in ein deutsches Gewand sich nicht fügen mag. Die Arbeit des Uebersetzers war deshalb gerade eine so schwere und in einem gewissen Sinne undankbare. Um so mehr erfreut es, ein solches Deutsch, eine so flüssige Sprache zu lesen. Ueber einige Unebenheiten wird man gern hinwegsehen. Ist S. 658 „von den Brüdern des

Concils von Lyon" die Rede, so ist das jedenfalls eine getreue deutsche Wiedergabe eines französischen Druckfehlers (Frères statt Pères). Das uneingeschränkteste Lob verdient der dritte Mitarbeiter Paul Fabre. Seine Beschreibung der vaticanischen Bibliothek zeichnet sich ebensosehr aus durch gründliche Wissenschaftlichkeit als edle Volksthümlichkeit, welche beide nur noch übertroffen werden durch die Bescheidenheit und Besonnenheit des Verfassers. Paul Fabre ist kein Neuling und kein Dilettant auf diesem Gebiete. Von ihm gerade möchten wir die noch zu schreibende Geschichte der Vaticana haben.

Geschichte der Stadt Habelschwerdt in der Grafschaft Glatz. Von Schulrat Dr. Volkmer, Königl. Seminar-Direktor. Mit einem Bilde von Habelschwerdt und einem lithographierten Stadtplane. 8°. (VIII u. 310 S.) Habelschwerdt, Franke, 1897. Preis *M.* 3.

Wiewohl gegenwärtig nicht über 6000 Einwohner zählend, hat die zweite Hauptstadt der Grafschaft Glatz doch eine merkwürdige Geschichte hinter sich, in welcher nicht nur furchtbare elementare Katastrophen Schlag auf Schlag sich folgen, sondern auch wichtige Epochen der vaterländischen Vergangenheit lehrreich sich abspiegeln. Auch wer mit den Wechselfällen des Dreißigjährigen Krieges vertraut ist, und wer die schlesischen Feldzüge Friedrichs II. kennt, wird noch Belehrung schöpfen aus der quellenmäßigen Darstellung, welche ein fleißiger und erprobter Localforscher von den Schicksalen dieser kleinen, im 13. Jahrhundert entstandenen Stadt hier gegeben hat. In richtigem Verständniß der Aufgabe einer Stadtgeschichte hat der Verfasser die culturgeschichtlichen Momente in den Vordergrund gerückt und sie so allseitig und vortrefflich behandelt, daß kaum ein Wunsch unbefriedigt bleibt. Die Gelegenheit, den Bibliotheksbestand eines Habelschwerdter Patriciers des beginnenden 17. Jahrhunderts genauer anzugeben, ist (S. 51) leider unbenutzt geblieben; auch den ausgesprochenen Sinn der Bevölkerung für Pflege der Musik erkennt man nur aus gelegentlich eingestreuten Thatsachen. Der Paritätsfrage und dem Proceß der künstlichen Großziehung des Protestantismus in der ganz katholischen Stadt durfte der Verfasser nicht wohl näher treten. Bei Darstellung der Gegenreformation scheint er einseitigen oder unvollständigen Berichten gefolgt zu sein. Konnten solche Maßregeln der Härten im einzelnen nicht entbehren, so ist es doch um so mehr geboten, bei ihrer Beurtheilung weise Abwägung der Umstände und vorsichtige Kritik der überkommenen Nachrichten walten zu lassen. Auch bei Schilderung der durch die schlesischen Kriege herbeigeführten Verhältnisse vermißt man zuweilen den Blick des Historikers. Mit Verständniß sind dagegen die Schulverhältnisse behandelt; hier bietet das Buch sehr viel Werthvolles. Für die Volksgebräuche (S. 259 f.) hat der Verfasser enge an die Vorarbeit eines andern sich angeschlossen. Dies erklärt es vielleicht, daß im Vergleich zu allen übrigen Seiten des städtischen Lebens die „religiösen Gebräuche" allein mit wenig Liebe und Verständniß behandelt erscheinen. Im übrigen ist die Schrift bei gedrängter Kürze das wahre Muster einer Stadtgeschichte und vielfach belehrend, dazu bei hübscher Ausstattung ungemein billig.

Ueber die Zweckmäßigkeit in der Natur bei Schopenhauer von Otto Keutel, Oberlehrer. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresberichte der zweiten städtischen Realschule zu Leipzig für das Schuljahr 1896—97. 4°. (47 S.) Leipzig, Zechel. Preis *M.* 2.

Der Verfasser weist nach, daß die Schopenhauersche Teleologie dem Grundprincip der Schopenhauerschen Philosophie widerspreche, daß sie der Einheitlichkeit

entbehre und auch mit einzelnen Theilen seines Systems in Widerspruch stehe. Er geht hierbei insbesondere auf den Instinct und die Kunstthätigkeiten der Thiere ein, da gerade diese Erscheinungen nach Schopenhauer die beste Erläuterung zur übrigen Teleologie in der Natur geben. In einer Schlußbetrachtung untersucht der Verfasser das Verhältniß der Teleologie zu den verschiedenen Weltanschauungen. Er kommt hierbei zu dem Ergebnisse: „Nur der Theismus ist im stande, im Einklang mit andern Problemen der Philosophie das Problem der Zweckmäßigkeit faßlich und befriedigend zu lösen, und überhaupt eine in sich befriedigende und zugleich herzstärkende Welt- und Lebensauffassung im ganzen zu gewähren."

Fr. W. Webers Spruchschatz. Aus dessen Werken gesammelt, geordnet und herausgegeben von Lud. Wills. 12°. (76 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh, 1899. Preis 60 *Pf.*

Dieses Büchlein hätte man längst erwarten sollen. Welcher Leser der Werke F. W. Webers hätte nicht die Versuchung gespürt, die auf Schritt und Tritt ihm aufstoßenden Sprüche und knapp gefaßten Wahrheiten aufzuzeichnen und sich so einen ganzen „Spruchschatz" Weberscher Weltanschauung und Erfahrung zu sammeln! Wills hat die Sache nun endlich ausgeführt und damit sehr vielen gewiß eine Freude gemacht. Er faßt freilich den Begriff „Spruch" etwas weiter, als eigentlich erlaubt ist, aber man nimmt auch die längern Citate gern in Kauf. Bedenklicher scheint uns, daß auch Stellen Aufnahme fanden, die nur im Zusammenhang ganz richtig, für sich alleinstehend aber entweder falsch oder mißverständlich sind. Meist freilich hat dann der Sammler sie mit Anführungszeichen versehen. Im übrigen sind die „Sprüche" sehr übersichtlich unter alphabetisch geordnete Stichwörter eingereiht.

Domenico Palmieri S. J., **Commento alla Divina Commedia di Dante Alighieri.** Vol. I: L'Inferno. 8°. (567 p.) Prato, Giachetti, figlio e Co., 1898.

So großartig das Zeitbild ist, welches Dante in seiner Göttlichen Komödie von dem damaligen Italien entworfen hat und welches auf die weitere Cultur, Kunst und Literatur seiner Heimat einen unberechenbaren Einfluß ausgeübt hat, so liegt der eigentliche Schwerpunkt, die Seele seines Weltgedichtes in den religiösen und philosophischen Ideen, welche dessen Gesamtheit, Plan und einzelne Theile beherrschen. Trotz kleiner Mängel und Schwächen gilt es mit Recht als das gewaltigste Weltgedicht des Mittelalters, als das umfassendste Spiegelbild seiner Anschauungen und Strebungen. Für immer bleibt es eine Art Ergänzung zu den großen Hauptwerken der scholastischen Philosophie und Theologie und wird stets von jenen am tiefsten erfaßt und genossen werden, welche dieses Wissensgebiet beherrschen oder es wenigstens durch eifriges Studium sich anzueignen suchen. Mit wahrer Freude begrüßen wir darum diesen neuen Commentar, in welchem ein bewährter Kenner katholischer Dogmatik und Moral uns die erhabene Dichtung nach dieser Seite hin erläutert. Dem Texte des Gedichtes gehen 154 Seiten Prolegomena voraus, welche 1. dessen Ziel, 2. dessen Symbolismus, 3. die Bedeutung der Wölfin und des Windspiels, 4. Beatrice und Virgil, 5. den Schauplatz der Dichtung, 6. die Vision, 7. die Vorzüge der Dichtung, 8. Dantes Philosophie, 9. Dantes Ghibellinismus, 10. und 11. Dantes Katholicismus, 12. Die Sündenclassification des Inferno, 13. die prophetische Erleuchtung der Verdammten, 14. Zeit der Abfassung und Veröffentlichung besprechen und endlich 15. eine chronologische Uebersicht über Dantes Leben und Schriften bieten. Jedem Canto sind dann wieder eine

bis sieben Seiten Osservazioni beigegeben, und schließlich sind auf jeder Seite die schwierigen Stellen durch Anmerkungen erläutert. Besondere Anerkennung verdient es, daß bei aller Verehrung für den großen Dichter doch dessen philosophische und namentlich kirchenpolitische Irrthümer klar, nüchtern und ohne jede Beschönigung besprochen werden, das Gefährliche und Unrichtige derselben beleuchtet, sein Ghibellinismus maßvoll widerlegt, seine kirchliche Orthodoxie klargestellt, die falsche Auffassung seiner einzelnen Schwächen schlagend zurückgewiesen wird. Wir können den trefflichen Commentar nur bestens empfehlen.

Familien-Almanach. Unter Mitwirkung hervorragender Schriftstellerinnen herausgegeben von E. M. Hamann. kl. 8°. (282 S.) Stuttgart, Roth, 1899. Preis geb. *M.* 4.50.

Ein neues literarisches Unternehmen, dem wir von vornherein sympathisch gegenüberstehen. Nicht bloß sind solche poetischen Jahrbücher längst durch Vorgänger zur Zeit unserer klassischen Literatur eingebürgert, sie haben auch das Gute, eine gewisse Fühlung und Einheit in die Literatur zu bringen und einen gewissen Gradmesser des jeweiligen Standes der Production wie des Geschmackes abzugeben. Wir stimmen aber auch hinwiederum der öffentlich ausgesprochenen Bemerkung bei, daß der jetzige Titel für dieses Jahrbuch nicht glücklich und zutreffend gewählt ist. Er müßte lauten: Damen- oder Frauen-Almanach. Bei einem Familien-Almanach müßten doch wohl auch Männer zu Worte kommen. Was nun das vorliegende Buch selbst angeht, so kann man sich nur freuen, daß der Herausgeberin so viele und tüchtige Hilfskräfte zur Verfügung standen, um in ein paar Wochen eine so reiche Anzahl von Beiträgen zusammen zu bringen. Alle diese Beiträge stehen freilich nicht auf derselben literarischen Höhe, kein einziger aber steht unter einem noch annehmbaren Mittelmaß. Es wechseln Erzählungen, Skizzen, Aufsätze, Biographisches, Aphorismen und Gedichte. Von letztern haben uns am meisten zugesagt das kräftige „Nero" von Hedwig Kiesekamp, „Freundschaft" von A. v. Schleinitz und „Nur ein Ave" von M. v. Greiffenstein. — Unter den Erzählungen möchten wir hervorheben: E. v. Pütz: „Der alte Wendelin", M. Herbert: „D'Pepi", Ant. Haupt: „Hie Trier, hie Sponheim" und Ant. Jüngst: „Ein ungelöstes Räthsel". Anziehend sind die Seiten, welche Julie v. Massow über den Altmeister Ludwig Richter bringt. Interessiren werden viele sich für die Chopinanekdoten in Johanna Baltz: „Aus der Jugendzeit". — Anregend sind die Ausführungen über Frauen- und Familienleben, wie W. Ende, Martha Friede und Emy Gordon sie geben. Diese Art von Aufsätzen könnte vielleicht in den folgenden Jahrgängen noch mehr gepflegt werden; dafür dürften schon weniger Gedichte aufgenommen werden. Auch der Biographie berühmter Frauen sollte ihr Recht werden. Wir hegen zu der Umsicht und dem Verständniß der eifrigen Herausgeberin das Vertrauen, daß sie bewahrheitet, was sie am Schluß des Vorwortes sagt, und daß dieser Jahrgang in der That ein Versprechen für die Zukunft ist. Jetzt, wo für die folgenden Bände die Zeit nicht so sehr drängt, können nicht bloß das Programm etwas vertieft, neue Kräfte hinzugezogen, sondern auch die Beiträge strenger ausgewählt und besonders der Sprache eine strengere Sorgfalt zugewendet werden. Wir zweifeln dann nicht, daß der Frauen-Almanach sich bald als eine unentbehrliche Weihnachtsgabe für die katholische Damenwelt herausstellen wird. Und so wünschen wir diesem ersten Jahrgang als Vorläufer bestes Glück auf den Weg.

Digitized by Google

Kaiserin Elisabeth-Todtentrauer auf der Alm. Scenen aus den Septembertagen. Ein Tiroler Edelweiß auf das Grab der Kaiserin. kl. 8°. (15 S.) Innsbruck, Rauch, 1898. Preis 30 *Pf.*

Ein paar einfache, anspruchslose Scenen im Tiroler Dialekt, die aber gerade wegen ihrer Einfachheit bei entsprechender Aufführung eines guten Erfolges gewiß sein können. Der biedere Sinn und die treue Anhänglichkeit der Tiroler an ihr Kaiserhaus, wie sie sich bei der entsetzlichen September-Katastrophe zeigten, kommen darin schön, ja stellenweise ergreifend zum Ausdruck. Eine kurze Erklärung der schwierigern Dialektausdrücke ist für Nichttiroler beigefügt.

Neue Communionandenken der Verlagsanstalt Benziger & Co. in Einsiedeln.

An erster Stelle ist hier zu nennen das eucharistische Gruppenbild des allgemeinen Vereins für gute Vorbereitung unserer Jugend auf eine würdige heilige Erstcommunion und Beharrlichkeit derselben im Guten (in zwei Größen: Nr. 14404 Bildgröße 370 × 245 mm, Papiergröße 560 × 405 mm, à 1 Mk.; Nr. 14010 Bildgröße 265 × 175 mm, Papiergröße 400 × 280 mm, à 60 Pf.). Das von Fritz Kunz entworfene Blatt zeigt in polychromer Ausführung sechs Gruppen, die in der Darstellungsart zum Theil an Katakombenbilder, zum Theil an moderne Muster erinnern, dazu eine Auswahl passender Inschriften, alles zu einem etwas frembartig anmuthenden Ganzen vereinigt. — Nr. 14011 (Format 410 × 280 mm, à 40 Pf.) stellt den Moment dar, in welchem Jesus vor seinen Jüngern zu Emaus das Brod segnet. Die Gestalten des göttlichen Heilandes und der staunenden Jünger gemahnen auf den ersten Blick an die Beuroner Kunstschule. Die Farbengebung und die decorative Einfassung sind entsprechend edel und einfach. — Nr. 13585 und Nr. 13586 (Format beider 285 × 185 mm, à 24 Pf.) führen den Heiland mit Kelch und Hostie vor, und zwar das erstere Jesus als Knaben, in einer Umrahmung aus Lilien und Disteln, das andere Christus als Mann, innerhalb eines hauptsächlich aus Palmzweigen gebildeten Bogens. Auf die der Decoration eingefügten Engelköpfchen wäre wohl besser verzichtet worden. Die zwei Blätter kommen dem modernen Geschmacke weit entgegen. — Als neue Communionandenken des Benziger'schen Verlags darf man auch noch zwei Arten älterer Bilder bezeichnen, insofern dieselben „in neuem Gewande" auftreten. Sie erscheinen nämlich jetzt auf festem Carton mit ornamentirter Umrahmung und Reliefpressung. Bis jetzt liegen 17 verschiedene Muster vor. Einige derselben haben die Form eines Altärchens mit beweglichen Seitenflügeln, durch die beim Aufstellen des Bildes diesem ein fester Halt gegeben wird; gerade sie werden voraussichtlich besonders in Pensionaten und Krankenhäusern sich bald einer großen Beliebtheit erfreuen. Verkleinerte Abbildungen und den Preis der einzelnen hier besprochenen und mancher der ältern Bilder findet man in dem Katalog „Beicht-, Firm- und Communion-Andenken, Heiligenbilder" der Verlagshandlung Benziger & Co. vom Januar 1899.

Soeben erscheint auch das „Communion-Andenken-Verzeichniß pro 1899 aus B. Kühlens Kunstverlag in M.-Gladbach" mit einer reichen Auswahl von schönen, würdigen Communionbildern.

Digitized by Google

Miscellen.

Randglossen zur neuesten deutschen Bearbeitung des Buches der Bücher. „Das Buch der Bücher, populär-wissenschaftlich dargestellt von Dr. S. Bernfeld" (Berlin 1899), verfolgt laut Vorwort (S. VII) den Zweck, das biblische Schriftthum in populär-wissenschaftlicher Darstellung dem gebildeten Laienpublikum näher zu bringen. Ebendaselbst gibt Dr. S. Bernfeld dem Leser Auskunft über seine eigene Persönlichkeit: „Ein gnädiges Schicksal wollte es, daß ich mit der hebräischen Sprache seit meiner frühesten Kindheit vertraut ward, daß ich die Bibel in sehr jungen Jahren zu lesen und zu lieben anfing, wofür ich der Vorsehung nicht dankbar genug sein kann." Hieraus erklärt es sich, daß mit dem Buche der Bücher nur der modern-jüdische Canon des Alten Testamentes gemeint ist.

Obwohl dem Verfasser als Ziel vorschwebt, die gebildete Welt, der das Interesse für das Buch der Bücher abhanden gekommen, mit der Lectüre desselben wieder vertraut zu machen (S. VII), so hat er doch, wie er in der Schlußbetrachtung (S. 291) sagt, keine Veranlassung, hier seinen religiösen Standpunkt, seine dogmatische Auffassung von den biblischen Schriften auseinanderzusetzen; lediglich im Sinne der wissenschaftlichen Kritik hat er seine Betrachtungen über das Buch der Bücher angestellt. Wer demnach die Schlußbetrachtung vor dem Vorwort liest, wird die etwas verschwommenen Auseinandersetzungen des Vorwortes im Sinne des Verfassers zu verstehen im stande sein. Er sagt daselbst, es sei nicht seines Amtes, Glauben und Frömmigkeit zu predigen; er redet von der sinnlosen Kritik, den halsbrecherischen Hypothesen und Conjecturen, bei denen man nicht weiß, ob sie mehr kritiklos oder geschmackwidrig sind. So errathen wir auf Umwegen, daß er in seiner populär-wissenschaftlichen Darstellung sich ausschließlich auf den historisch-kritischen und textkritischen Standpunkt stellen will, um den historischen Charakter der Bibel gegen die modernen Bibelkritiker oder Kritikaster (S. 31. 67) zu vertheidigen. Den oberflächlichen Kritikern ertheilt er S. 75 die beherzigenswerthe Belehrung: „Gründlicheres Wissen und weniger Anmaßung sind die Hauptbedingungen für die richtige Erforschung der biblischen Schriften."

Ueber den historischen Charakter der Bibel entwickelt Dr. S. Bernfeld nun freilich sehr weitherzige Auffassungen, welche auch einigermaßen den Schleier lüften, den er über seinen religiösen Standpunkt, über seine dogmatische Auffassung von den biblischen Schriften geworfen. Wird er als folgerichtig denkender Mensch noch vom „Worte Gottes" reden können?

Die Schöpfungsgeschichte ist dem Verfasser ein Bericht über den Anfang des Culturmenschen, nicht über den Ursprung der Welt; die Erzählung vom ersten Menschenpaar, vom Sündenfall und dem Brudermorde sind Ueberlieferungen, welche gewiß keinen Anspruch auf historische Authenticität machen; etwas historischer wird wohl der Bericht von der Sündfluth sein, dem wenigstens eine umfangreiche Weltkatastrophe oder ähnliches zu Grunde liegen muß; erst bei der Geschichte

Abrahams haben wir es zweifellos bereits mit historischem Material zu thun, mögen manche Einzelheiten auch eine poetisch-epische Bedeutung haben (S. 69). Der „Jakobssegen" und der „Mosesegen" sind poetische Stücke, welche nachweisbar aus späterer Zeit stammen (S. 116); die Abfassungszeit des Jakobssegens darf um etwa 100 Jahre nach dem Ableben Moses' angenommen werden, der Mosesegen ist wahrscheinlich während der Regierungszeit des Königs Jeroboam II. entstanden (S. 132); trotzdem will Dr. S. Bernfeld der letzte sein, den frommen Glauben an eine übernatürliche Kraft der Vorausschau und somit an einen wirklichen, prophetischen Segen stören zu wollen; er hat es ja nicht mit der dogmatischen Behandlung der Bibel zu thun, sondern mit deren wissenschaftlicher Erforschung (S. 119). Diese zarte Rücksichtnahme auf den frommen Glauben seiner Leser ist gewiß ein edler Zug an Dr. S. Bernfeld, aber sehr ungeschickt gerade dort angebracht, wo der Verfasser den wissenschaftlichen Nachweis für den spätern Ursprung dieser biblischen Poesien erbringen will. Wenn die beiden poetischen Stücke nachweisbar aus späterer Zeit stammen, was folgt dann für den frommen Glauben? Ja wir fragen weiter: Was folgt dann für die Bibel, welche sowohl den Segen Jakobs als den Segen Moses' als wirklichen, prophetischen Segen ihren Lesern darbietet? Ist die Bibel in einer solchen Voraussetzung noch historisch glaubwürdig? Ist sie noch das Wort Gottes? — In den Büchern der Chronik (Paralipomenon), die ganz unbestritten zum jüdischen Canon der heiligen Schriften gehören, sieht der für das Buch der Bücher so warm begeisterte Verfasser eine tendenziöse Geschichtsdarstellung, die wir nicht ohne Mißtrauen lesen dürfen; der Verfasser der Chronik geht mit den geschichtlichen Thatsachen sehr willkürlich um; er wollte für die Dynastie David Stimmung machen, viel Geschick hat er dabei nicht bewiesen; nur in versteckter Weise konnte er für diese verstoßene Dynastie Stimmung machen, „indem er in seinem Geschichtswerke die Verdienste Davids und seines Hauses um Israel hervorhob und dabei die Farben etwas stärker, als die Wahrheit es gestattete, auftrug. Die Chronik läßt sich nach dieser Richtung mit den bekannten Geschichtswerken des französischen Staatsmannes Thiers vergleichen, der ebenfalls die ihm verhaßten Bourbonen durch die Verbreitung der Napoleonlegenden bekämpfte und bei diesem Beginnen nicht selten mit der geschichtlichen Wahrheit allzu frei umsprang" (S. 180—184). Wir fragen wiederum: Ist das noch das Wort Gottes? Wird Dr. S. Bernfeld als folgerichtig denkender Mensch noch vom Worte Gottes reden können? Die Schlußbetrachtung seines Buches gibt uns auf diese Frage eine überraschende und für den Verfasser in mehr als einer Hinsicht verhängnißvolle Antwort; sie gipfelt in dem siegesfrohen Ausruf:

„Die wissenschaftliche Rehabilitirung des biblischen Schriftthums vollzieht sich bereits. Einst aber wird der Tag kommen, an dem jeder gebildete Mensch, gleichviel welchen religiösen Bekenntnisses, mit Heine ausrufen wird: ‚Die Bibel ist das Wort Gottes!'"

Wir bedauern, daß Dr. S. Bernfeld bei seinem an und für sich überaus zeitgemäßen und eines bessern Erfolges würdigen Unternehmen, die geschichtliche Glaubwürdigkeit der Bibel gegen die moderne Bibelkritik wissenschaftlich zu ver-

theidigen, mit der einen Hand niederreißt, was er mit der andern aufbaut. Wir bedauern, daß er bei seiner Vertheidigung nicht bloß vereinzelte Breschen im biblischen Schriftthum mit zerstörender Hand geöffnet, sondern ganze Bücher in Trümmer gelegt hat. Wir bedauern, daß er alle gebildeten Menschen, gleichviel welchen religiösen Bekenntnisses, mit Heine brüderlich in dem Bekenntniß vereinigen will oder wenigstens in ahnender Vorausschau vereinigt sieht, eine solche Bibel, wie er sie uns dargestellt hat, sei das Wort Gottes.

Wenden wir uns nun vom Inhalt zur populär-wissenschaftlichen Darstellung des Buches der Bücher. Wissenschaftlichkeit und Popularität sind die beiden Vorzüge, welche Dr. S. Bernfeld seiner Darstellung zueignet. Inwieweit er sich diesem Doppelideale genähert hat, zeigt uns beispielsweise die von ihm befolgte deutsche Schreibweise biblischer Eigennamen.

Aus dem sowohl in wissenschaftlichen als in populären deutschen Schriften eingebürgerten Job macht Dr. S. Bernfeld einen Ijjob, aus Melchisedech einen Malki-Zedek, aus Ezechiel einen Jecheskeel, aus dem Perserkönig Cyrus einen Koresch (S. 85. 183. 184), aus Isaak einen Jizchak (S. 64: die Furcht Jizchaks). Der Prophet Jeremias erscheint als Jeremijah (S. 1), als Jeremiah (S. 7), als Jirmija (S. 184), Jephte als Jiftach (Jeftah), Phinees als Pinchas, Juda als Jehudah (S. 77. 79). Weitere Beispiele dieser Art sind: Zidkija, Bath-Scheba, Chilkijah, Esra, Nehemia (Nehemja, Nehemjah), Jissachar, Hosea, Obadia (Obadja), Micha, Haggai, Zesanja, Secharja, Malachi (Malachai) u. s. w. Merkwürdigerweise finden sich neben der überwiegenden Mehrheit dieser hebraisirenden Wortbildungen doch wieder die aus der Vulgata des hl. Hieronymus allgemein bekannten und in der deutschen Sprache eingebürgerten Formen: Israel (nicht Jisrael), Samuel (nicht Schemuel), Saul (nicht Schaul), Salomo (nicht Schelomoh), Artaxerxes (nicht Artachschaschta), auch Ezechiel, Cyrus, Juda.

Diese allerdings bunte Kostümirung der biblischen Eigennamen erinnert uns unwillkürlich an die Worte, welche Paul de Lagarde in seiner Anzeige der Hartelschen Ausgabe von Cyprians Werken geschrieben hat (Symmicta I [Göttingen 1887], 74. 75): „Esra, Hoseas, Micha, Zephania, Haggäus nehmen sich unter Cyprians Text und neben Hieremias, Malachias, Ezechiel (warum nicht das geschmackvolle Hesekiel oder gar, um einer andern Barbarei zu gefallen, Kaskel? siehe übrigens Pamel zu De lapsis 250 a) — sie nehmen sich aus wie Menschen mit gepuderten Perücken, Galanteriedegen und Tressenröcken in der Gesellschaft Wolframs von Eschenbach und Walthers von der Vogelweide. Das ist Fasching, nicht Wissenschaft. Solche Monstra, wie die eben angeführten, mag man unter einem neuen Abdrucke von Benjamin Schmolkes Werken verwenden: Kirchenväter, überhaupt wissenschaftliche Literatur soll man billig von ihnen unbehelligt lassen.“ So urtheilt Paul de Lagarde über die Wissenschaftlichkeit dieser deutschen Schreibweise biblischer Eigennamen, und doch sind die obigen Monstra, über welche er sich so sehr ereifert, noch ziemlich harmloser Natur im Vergleich zu den von Dr. S. Bernfeld ausgestellten Exemplaren. Ueber die Popularität Ijjobs, Malki-Zedeks, Jecheskeels oder gar Jizchaks mag das gebildete Laienpublikum urtheilen, an welches Dr. S. Bernfeld mit seiner populär-wissenschaftlichen Darstellung sich wendet.

Digitized by Google

Noch schärfer spricht sich Paul de Lagarde über die bei jüdischen Schriftstellern beliebte Schreibweise Zion und Jeruschalajim aus. Dr. S. Bernfeld läßt zwar das Jeruschalajim fallen, indem er S. 48 schreibt: „In mehreren assyrischen Inschriften kommt nämlich der Name dieser Stadt (Uru-Salim) deutlich vor, welche Aussprache dieses Namens mit dem altbiblischen, griechischen und syrischen Jerusalem (nicht wie später üblich wurde: Jeruschalajim) durchaus übereinstimmt." Wohl aber hält Dr. S. Bernfeld an Zion oder vielmehr an Zijon unentwegt fest.

Zur Würdigung dieser Schreibweise sagt Paul de Lagarde (Mittheilungen II [Göttingen 1887], 332—333): „Was gehen die Landsleute des Arminius und Siegfrieds Zion und Jeruschalajim an? Herr Delitzsch ist als Protestant und Jude, Herr Kaufmann und Herr Lippe sind als Juden gar nicht im stande, zu begreifen, was der Umstand besagt, daß Luther die altkirchlichen Formen der Namen des alten Testamentes in seiner widerwärtigen Weisheit geändert — und wie geändert! — hat. צִיּוֹן und יְרוּשָׁלַיִם = Zion und Jeruschalajim eignen nur den Juden, und den Juden als Juden: die Kirche hat jene Orte nicht durch die Juden, sondern durch die Vermittlung der griechisch sprechenden Synagoge und mit dem Sinne kennen und nennen gelernt, den diese hellenistische Synagoge mit den griechisch umschriebenen Ortsnamen verband; die Kirche hat dann weiter ihren Sinn in das so Ueberkommene hineingelegt, und darum redet die Kirche von Sion und Jerusalem und sieht die von Zion und Jeruschalajim Redenden als ἐθνικοί, als Heiden an. Die besten, weil am meisten den geordneten Gottesdienst der alten Synagoge ausdrückenden Psalmen, die cantica graduum (119—133 = 120—134), singt die Kirche der Synagoge nach, aber in ihrem eigenen Sinne singt sie dieselben nach. Zion und Jeruschalajim sind für Deutsche, die nicht in Liberalismus und Protestantismus untergegangen sind, gar nichts, für die Juden so viel werth wie das Forum in Rom für die Italiener, die Kaaba für die Mohammedaner. Aber auch der nach der herz- und gedankenlosen Reformation geborene Deutsche seufzt, noch alten Glaubens voll:

Jerusalem, du hochgebaute Stadt,
wollte Gott, ich wär' in dir,

und der Theologe, der seine Sache gelernt hat, weiß sehr wohl, was er mit den Stellen des Briefes an die Hebräer anzufangen hat, die meine Leser 12, 22; 13, 14 aufsuchen wollen. Zion (lieber gar Çiyyón), Jeruschalajim, Hesekiel = Kaskel = Yeḥezqeél, Yirmeyohu oder Ewalds und seiner Fünfpfennigschüler Jeremjah sind für empfindende Menschen über ganz Europa weg nicht vorhanden: wer sie uns anpreist — rasch über die Grenze mit ihm!"

Paul de Lagarde hat seine eigene Art zu reden, die wir durch Anführung seiner Worte nicht zu der unsrigen machen; aber sachlich hat er das Richtige getroffen, indem er für die altkirchlichen Formen der biblischen Eigennamen mit Entschiedenheit eintritt.

Wir schließen unsere Randglossen mit dem berechtigten Wunsche, daß die Leserwelt sich nicht durch den verlockenden Titel des Buches irreführen lasse, bei Dr. S. Bernfeld zu suchen, was nicht bei ihm zu finden ist: eine populärwissenschaftliche Darstellung des biblischen Schriftthums.

Die Historical Review über katholische Leistungen auf dem Gebiete der Kirchengeschichte. Ein ruhiges, unbefangenes Urtheil über die Resultate und die Methode der Kirchengeschichte wird so selten, daß man gerne über die Einseitigkeit eines übertrieben neutralen Standpunktes hinwegsieht, wenn man nur wieder einmal einem aufrichtigen Streben nach Gerechtigkeit und echt historischer Unparteilichkeit begegnet.

In der englischen Historical Review vom Januar 1899 veröffentlicht A. C. Headlam eine Studie über die Methoden der Kirchengeschichte des frühen Christenthums. Mit ängstlicher Sorgfalt bemüht er sich, alles Gute anzuerkennen, was in den Werken der verschiedensten Richtungen, von Erasmus angefangen bis zu Renan und Harnack, ausfindig gemacht werden kann. Unverkennbar ist aber auch sein ehrliches Ringen mit alteingewurzelten Vorurtheilen, deren Hohlheit er nachdrücklich bekämpft. Gegenüber all den Klagen über mangelnde Wissenschaftlichkeit ist es gut, sich an einiges zu erinnern, was Headlam betont; es ist ja nicht neu und sollte allbekannt sein, aber manches Gedächtniß legt sich bisweilen freiwillige Vergeßlichkeit auf. Die Erinnerung an große Leistungen soll nicht nur trösten, sondern auch zur Nachahmung spornen. Headlam mahnt, daß Benediktiner es waren, welche die Grundlagen der modernen Kritik legten, ja gleichsam beim ersten Wurf schufen. Alles sodann, was uns andere Gelehrte an Väterausgaben neben ihnen schenkten, bedeckt ein relativ eng begrenztes Feld. Unternehmungen, welche heutzutage nur mit Staatsunterstützung möglich erscheinen, wurden damals von katholischen Gelehrten betrieben. Die Bollandisten, die Conciliensammlungen Labbes, Harduins, Mansis, die Ausgaben der byzantinischen Historiker ließen gleichzeitige ähnliche Arbeiten anderer Gelehrten weit hinter sich zurück (l. c. p. 11).

Headlam beleuchtet auch einige Grundsätze gewisser moderner Gelehrten. So führt er folgenden Satz aus der Encyclopaedia Britannica an: „Niemand darf eine wissenschaftliche Kirchengeschichte von einem römischen Katholiken erwarten." Dazu bemerkt er mit jenem Freisinn, welcher uns bei den englischen Gelehrten im Gegensatz zu Engherzigkeiten, denen wir bei uns zu Land nur zu oft begegnen, so angenehm berührt: „Wenn ein römisch-katholischer Schriftsteller an die Spitze seiner Bemerkungen den Satz stellte: ‚Niemand kann von einem Protestanten wissenschaftliche Geschichte erwarten', so würde man ihn für fanatisch und voreingenommen erklären; und doch haben beide Bemerkungen genau denselben Werth" (l. c. p. 27). Ganz unwissenschaftlich erscheint Headlam der oberste kritische Grundsatz Renans, das Uebernatürliche existire nicht. Unglaube sei doch auch eine dogmatische Voraussetzung, genau so wie der Glaube, erwidert Headlam. „Die Forschung fragt, ob etwas wahr oder nicht wahr sei. Sie beginnt nicht mit der Annahme, daß etwas nicht ist." Renan habe seine Untersuchung mit einer bereits fertigen Meinung begonnen, darum sei seine Methode in der Wurzel verdorben.

Zur Entwicklungsgeſchichte der anarchiſtiſchen Ideen.

Pierre Joſeph Proudhon gilt überall als der Vater des modernen Anarchismus. Noch vor kurzem hat Profeſſor Georg Adler, gewiß ein Kenner der Frage, in der „Neuen Deutſchen Rundſchau“ beinahe die Hälfte ſeines Aufſatzes über den Anarchismus Proudhon gewidmet[1]. Eine Art Tradition, die Hingabe und Verehrung feuriger Anhänger ſichern dem franzöſiſchen Socialiſten ſeinen Titel. Dennoch iſt es ſchwer, die Richtigkeit dieſer Vaterſchaft Proudhons zu begründen. Hat er ſein Kind nicht enterbt und verläugnet? Hat er es jemals ernſtlich anerkannt?

In ſeiner Schrift Qu'est-ce que la propriété vom Jahre 1840 erklärt Proudhon freilich, er ſei weder Republikaner noch Demokrat noch Anhänger der Monarchie oder einer gemiſchten Regierung, ſondern einfach Anarchiſt. Jede Regierung, jede ſouveräne Gewalt unterſtütze die Ausbeutung des Arbeiters durch den Kapitaliſten, vertheidige alſo eine Ungerechtigkeit und ſei ſchuld am Niedergang der Wohlfahrt. Erſt wenn die Verträge den Parteien ganz freigegeben ſeien, werde, ſo meint er, das dem Menſchen innewohnende Princip der Gerechtigkeit von ſelbſt alles ordnen und ausgleichen; dann hätten wir aber auch die freie Geſellſchaft, die Herrſchaftsloſigkeit. „Die Anarchie“, ſo ruft er aus, „ohne Gebieter, ohne Machthaber, das iſt die Regierungsform, der wir uns täglich nähern.“[2] Das Bekenntniß ſcheint deutlich genug; es wiederholt ſich auch in ſeinen folgenden Schriften, beſonders in den Confessions d'un révolutionnaire, in der Idée générale de la révolution und im Werk De la justice dans la révolution et dans l'église. Wer aber in dieſer Kriegserklärung die ganze Seele Proudhons zu finden meint, wird den Mann mißverſtehen, welcher am 4. März 1863 an den Oberſt Clerc ſchrieb: „Ich mißtraue dem Autor, der da behauptet, nach 25 Jahren ſich gleich geblieben und ſeinem urſprünglichen Gedanken vollkommen treu zu ſein.“

[1] IX. Bd., 10. Heft, S. 1085 ff. [2] L. c. p. 237—242.

Proudhon liebt verblüffende Kraftausdrücke und weiß sie zur rechten Zeit klug zurückzuziehen. In seinen Werken ist er leidenschaftlich, in den Briefen gemäßigter, wenn auch ungemein von sich eingenommen; darum bleiben seine größern Arbeiten, abgeschnitten von der Correspondenz, ein verschlossenes Buch. Es steht mit Proudhons Anarchismus ähnlich wie mit seiner Gottesläugnung und seinem Gotteshaß. In seinen Büchern, zumal im Système des contradictions économiques, ergeht er sich in den gröbsten Schmähungen gegen Gott; verraucht seine Leidenschaft, so zeigt sich, daß er kein so verbissener Atheist war. Wollte sich demnach jemand die Mühe nehmen, die 14 Bände der Briefsammlung Stück für Stück durchzunehmen, so würde er vielleicht — abgesehen von polternden Phrasen — keinen anarchistischern Ausdruck finden als das Geständniß im Schreiben an Bergmann vom 5. März 1854: „Skeptisch rücksichtlich jeder Autorität". Schon 1849 hatte übrigens sein Freund Alfred Darimon verschiedene Meinungsäußerungen Proudhons mit andern revolutionären Documenten unter dem Titel Idées révolutionnaires herausgegeben. Das Programm, welches hier entwickelt wird, ist die authentische Erklärung einiger schärferer Ausdrücke, welche sich in den um die gleiche Zeit erschienenen Confessions d'un révolutionnaire finden. Der Staat tritt freilich sehr zurück und geht fast in der Polizei auf. Aber die einzelnen Industriegruppen, der Unterricht, die öffentlichen Arbeiten, die Justiz u. s. w. fordern nach diesem Programm noch so viel Centralisation und Regierung[1], daß ein moderner Anarchist ähnliche Zumuthungen entrüstet abweisen würde. In seinem frühern Hauptwerke, Système des contradictions économiques, hatte er radicaler gesprochen; aber dieses Buch sollte eben, wie er unter dem 4. Juni 1847 an Bergmann schreibt, nur Kritik am Bestehenden üben; die positive Syntheſe blieb der Zukunft vorbehalten. Was Proudhon nach 1849 veröffentlichte, vergoldet die bittere Pille der Anarchie noch mehr. Er verwirft in Worten die Zwangsherrschaft, braucht aber recht viel Regierung. Das beweist sein Kleiner politischer Katechismus und seine Arbeit über das Föderativ-System. Er haßt das Wort Autorität und behält darum nur die Sache, nachdem er ihr sorgfältig jede vernünftige Grundlage entzogen hat. Immerhin hat derselbe Proudhon, welcher in seinen frühern Jahren über den „von Natur guten Menschen" und die „Brüderlichkeit" sich

[1] L. c. p. 53—93.

lustig gemacht hatte, später einen Kitt nöthig, der seine freie atheistische Gesellschaft zusammenhalte: er hat zu dem Zwecke in seinem Werk De la justice dans la révolution et dans l'église seinen immanenten Gerechtigkeitstrieb, den er schon seit 1840 ahnte, aufgeputzt und in das menschliche Geschlecht hineindisputirt. Drängt man ihn aber weiter, zu erklären, wie sich die Harmonie der verschiedensten Interessen erhalten werde, so hat er dafür stets die Phrase bereit: „Sie werden sich gegenseitig ausgleichen."

Trotzdem mußte der Mann, welcher einmal den Ausspruch gethan hatte, daß von 100 Bürgern 97 Schufte seien, einen festern Verband finden als die Salbung einer neuen hypothetischen Kraft der „immanenten Gerechtigkeit". So brachte er denn noch gegen Ende seines Lebens Macht und Recht unheimlich nahe aneinander und vertheidigte Kriege und Eroberungen — eine bittere Enttäuschung für die anarchistischen Schüler. Es ist zweifellos, diese können ihre Grundideen, die Ersetzung aller autoritativen Rechtsnormen durch bloße Conventionalregeln, ganz aus Proudhon schöpfen und beweisen. Aber Proudhon selbst ohne weiteres als Gewährsmann herbeiziehen, würde eine kritiklose Beurtheilung seiner Werke verrathen. Trotz aller „Ehrenrettungen" und parteiischen Schönfärbereien, trotz der Studien eines so warmen Bewunderers wie Dr. Arthur Mülberger bleibt das Wort Considérants unwiderlegt: „Er hat alles geläugnet und hat unter den verschiedensten Formen sich selbst hundertmal negirt und aufgezehrt."[1] Mit Proudhons Consequenz ging es wie mit seinem Charakter: er haßte die Martyrer der eigenen Ueberzeugung. In einem Briefe an Clerc vom 16. März 1863 hat er selbst die hübsche Erklärung und Rechtfertigung gefunden, bei ihm gebe es keinen Widerspruch, nur Entwicklung.

Man wird sich vielleicht wundern, daß ich noch nichts über das berühmte Wort „Eigenthum ist Diebstahl" gesagt habe. Proudhon war eben, wenn man sein erstes Werk mit spätern vergleicht, trotz dieses Kraftspruches im ganzen und großen ein Verfechter des Privateigenthums im landläufigen Sinne des Wortes. Er nannte es freilich Besitz. Eigenthum waren ihm nur bestimmte Formen, die er, manchmal willkürlich genug, als unrechtmäßig verwarf. Man muß, wie gesagt, die erste Schrift über das Eigenthum mit der posthumen Théorie de la propriété ver-

[1] Le Socialisme devant le vieux monde p. 106.

gleichen. Da ist es wie Tag und Nacht. So kommt es, daß die Vertheidiger des Gemeinbesitzes unter den Anarchisten Proudhon aufgegeben haben; den Anhängern des Privatbesitzes, den Selbständigen, ist er noch immer ein Orakel.

Die anarchistischen Gegner der Ehe und Freunde der Frauenemancipation werden sich ebenfalls mit Proudhon, dem Vertheidiger der Einheit und Unauflöslichkeit der Ehe, in der die Frau sich rein passiv zu verhalten habe, auseinanderzusetzen haben. Härtere Worte über die Frauen als die Auslassungen Proudhons in seinem letzte, nposthumen Werk wurden selten geschrieben. In einem Punkte freilich, der meistens gar nicht betont wird, ist Proudhon thatsächlich der grundlegende Autor der Anarchisten, der „Selbständigen". Diese berufen sich mit ihrer Reform des Bankwesens, ihrer Aufhebung der Zölle, des Zinses, der Haus- und Bodenrente mit Recht auf die Lehren und die Versuche Proudhons. Doch auch hier mußten sie mit allzu utopischen Träumereien, z. B. der Auffassung des Geldes, brechen. Wir werden auf diese Reformen in einem andern Artikel bei Gelegenheit der Kritik des Anarchismus noch zurückkommen. Trotz dieser Einschränkungen, welche selbst Dr. Mülberger und den deutschen Lebensbeschreiber Dr. K. Diehl, keinen Anhänger Proudhons, zu manchen Nachträgen veranlassen dürften, ist doch noch eine Beeinflussung der radicalen Bewegung durch den französischen Socialisten einzuräumen. Fortgeschrittene Geister Jung-Europas bemächtigten sich einiger Phrasen Proudhons, nahmen sie gläubig an, wiederholten sie unermüdlich in Broschüren und auf Versammlungen und bereiteten so den Boden für Bakunins Werbungen. Gewöhnlich stellt man die Sache freilich so dar, als ob Bakunin selbst so ziemlich alles von Proudhon gelernt hätte. Die folgende Darstellung wird hier manches richtigstellen müssen.

Diese Andeutungen über Proudhons Einfluß auf die anarchistischen Theorien dürften vorläufig genügen. Jetzt sollten wir eigentlich auf seine Quellen eingehen. Das wäre jedoch verfrüht, bevor gründliche Vorarbeiten eine übersichtliche Zusammenfassung ermöglichen. Man darf übrigens der Neigung, eine socialistische, communistische oder gar anarchistische Bewegung bis tief in das vorige Jahrhundert zurückzuwerfen, nicht leicht nachgeben. In dem Werk Le socialisme au XVIIIe siècle und in einem gelehrten Artikel in der Revue socialiste[1] hat André Lichten-

[1] (Juin 1898): S'il y eut du socialisme dans les cahiers et les brochures de 1789.

berger die Frage gründlich untersucht. In allen Broschüren, welche die Bewegung von 1789 in Frankreich einleiteten — Lichtenberger sah an 4000 durch — und in den Eingaben und Protokollen, an deren Abfassung sich nach seiner Schätzung 5—6 Millionen betheiligten, findet man nur äußerst selten Vorschläge, welche auf den Umsturz der Grundlagen der bestehenden Gesellschaft abzielen.

Die Thatsache der Revolution war es, welche die Einsicht schuf, daß die philosophisch-socialen Ideen der Zeit um die Bundesgenossenschaft der Gewalt werben dürften. Und als diese Einsicht am Verblassen war, bedurfte es wieder des Beispiels der Bourgeois von 1848, um die socialen Theorien von neuem daran zu erinnern, daß sie sich in praktischer That verkörpern könnten. Diese Bemerkung war nothwendig; wir wollten dem Vorwurf zuvorkommen, als betonten wir zu einseitig den Einfluß der Theorien.

Nunmehr können wir die Entwicklungsgeschichte der anarchistischen Ideen weiter verfolgen.

Vielfach geht man von Proudhon gleich auf Bakunin über und macht sich so einerseits jedes tiefere Verständniß der Rettung Bakunins unmöglich, und steht andererseits vor den selbständigen Anarchisten Nord-Amerikas wie vor einem unlösbaren Räthsel. In der Neuen Welt griff Josiah Warren mit dem Versuch einer anarchistischen Gründung ein. Bakunins Lehrjahre aber führen uns nothwendig zu Max Stirners Umgebung und Philosophie.

So werden uns Warren und Stirner zunächst beschäftigen.

Der traurig berühmte John Humphrey Noyes hat uns in seiner History of American Socialisms nach den Manuscripten Macdonalds wichtige Aufschlüsse über Warren hinterlassen[1]. Der Schiffbruch der communistischen Gründung Owens in New Harmony belehrte Warren, daß die „Verbindung" Wurzel aller Uebel sei; man müsse sie durch den vollkommensten Individualismus ersetzen. Warren selbst bringt sein System in die engste Verbindung mit dem Protestantismus, ein Zusammenhang, den auch Goyau in seinem vielgenannten Buch über den Protestantismus in Deutschland für die entsprechende Bewegung bei uns nachgewiesen hat. Auf dieser Grundlage der individual sovereignty gründete Warren

[1] p. 94 f.

1844 die kleine Gemeinde Utopia und später 1851 auf Long Island das berüchtigte Modern Times mit noch ausgeprägterem anarchistischen Charakter. Hier durfte sich keiner in die Dinge des andern einmischen; Recht verschaffte sich jeder selbst; keine Spur irgend einer Regierung. Nur der Arbeits-Austausch verband die Einzelnen miteinander. Die öffentliche Meinung sollte alles regeln und schützen. Die freie Liebe war proclamirt, die Frauen waren den Männern gleichgestellt. Die Civilisationsstufe, nach der man strebte, war nicht eben hoch. Eine Abc-Schule, a sort of primary affair, mußte für die Kinder genügen.

In Stephen Pearl Andrews hatte man schon früh einen Schriftsteller der „Selbstherrlichkeit" gefunden. Später legte Warren seine socialökonomischen Ansichten in einem eigenen Werke, True civilization, nieder. Er scheint ganz unabhängig von Proudhon auf sein anarchistisches Ideal gekommen zu sein. Die meisten Aufsätze über den Anarchismus haben von dieser Sachlage keine Ahnung. Die modernen selbständigen Anarchisten Europas sind infolgedessen eine unbegreifliche Erscheinung. Der in der „Nation" vom 16. Dec. 1893 von Paul Nathan gezeichnete Artikel lieferte dafür den schlagendsten Beweis. Eine weitere Frage wäre, ob nicht Warren durch Vermittlung Owens von den radicalen Ansichten William Godwins, des „ersten anarchistischen Philosophen" aus dem Ende des 18. Jahrhunderts, gehört habe. Godwin selbst wird man nach dem neuen Werke G. P. Goochs The history of English democratic ideas in the seventeenth century von den anarchistischen Ideen des englischen Interregnums nicht mehr so leicht trennen können. Damals — man vergesse es nicht — kamen zur Theorie die Thaten.

Wie dem immer sei, Josiah Warren ist thatsächlich der Ahnherr der selbständigen Anarchisten Nordamerikas. Seine Grundgedanken retteten sich mitten durch die Fouriersche Begeisterung und werden jetzt von seinem thätigen Anhänger Benjamin Tucker in der Zeitschrift Liberty verfochten. Mosts blutige Agitationen riefen wohl eine communistisch-gewaltthätige Partei ins Leben, förderten aber mittelbar auch die Sache der „Selbständigen". Denn nach der Tragödie von Chicago mögen viele, welche Anarchisten bleiben wollten, in der platonischen Schule Tuckers eine Zuflucht gefunden haben.

Ein ganz anderer, thatsächlich weniger bedeutender Mann als Josiah Warren war Max Stirner, eigentlich Kaspar Schmidt, welcher den theoretischen Individualismus in Deutschland am folgerichtigsten ausbaute.

Kein Mann der Praxis, kein Mann der Organisation und der That, blieb er bei der reinen Theorie. Schule konnte er schon seiner Denkweise gemäß nicht machen. Der Zusammenhang mit den modernen „selbständigen" Anarchisten wurde nachträglich künstlich hergestellt.

Im Jahre 1844 war sein Buch „Der Einzige und sein Eigenthum" erschienen. Nach kurzem Aufsehen ist es verschollen. Erst in neuester Zeit wurde es wieder hervorgezogen, neu aufgelegt und sogar in billigster Ausgabe hergestellt. Eine englische Uebersetzung ist in Vorbereitung; Stocks Verlag in Paris brachte schon 1895 die Anzeige einer französischen Uebertragung, welche indes meines Wissens nie erschienen ist. Um den „Einzigen" ganz zu verstehen, muß man in „Wigands Vierteljahrsschrift" von 1845 (III. 147—194) den M. St. gezeichneten Artikel unter dem Titel „Recensenten Stirners" herbeiziehen. Im folgenden werden alle von Mackay herausgegebenen „Kleinen Schriften" Stirners als Commentar benutzt.

Wie bei seinem Erscheinen, so werden auch jetzt noch die widersprechendsten Ansichten über das Lebenswerk Stirners laut. Die einen bezeichnen es als den scharfen, consequenten Abschluß der negativen Kritik, bewundern oder verurtheilen es als einseitig; andere halten es einfach für absurd. Neuerdings möchte Mackay ohne Versuch eines Beweises oder einer ruhigen Kritik den „Einzigen" an den Anfang einer aufgehenden Zeitepoche in der Geschichte der Philosophie stellen, als Grundlage einer neuen Denkart. Nach seinem Urtheil, das sich selbst richtet, wird dieses unsterbliche Buch „in seiner Tragweite einst nur mit dem der Bibel verglichen werden, . . . um einen Einfluß zu üben ebenso segensreich, wie der des ‚Buches der Bücher' verderblich war" [1]. Wir müssen uns einen Augenblick bei der sonderbaren Schrift aufhalten, nicht so sehr um nachzuweisen, daß die Bewunderer es bei weitem überschätzen und daß die Gegner vom zwanzigjährigen Kuno Fischer an bis zur Gegenwart es meist mißverstanden haben, sondern weil wir *nothwendig das Milieu kennen lernen müssen*, in welchem das Werk entstand; es ist *dasselbe*, in dem sich Bakunin zum Anarchisten entwickelte. Wir stoßen dabei auf die Grundlagen der ganzen anarchistischen Weltanschauung. Suchen wir zunächst eine Vorstellung vom Zeitgeist zu gewinnen.

Der „Einzige" war damals das Modernste, was sich denken ließ. Die ganze Entwicklung der Philosophie und des socialen Lebens drängte

[1] Max Stirner. Sein Leben und sein Werk S. 191 ff.

zum Individualismus, zur Befreiung des Einzelnen von jedem Band der Autorität, zur vollen Selbständigkeit und Unabhängigkeit des eigenen „Ich". Nach dem Beispiel der französischen Socialisten sprach man auch in Deutschland — wir brauchen nur Heß zu nennen — viel vom „wirklichen, lebendigen Menschen", vom „leibhaftigen Individuum". Heine und Börne hatten sich von Paris aus redlich bemüht, das echt Deutsche, das im neuen Geschlecht noch geborgen lag, durch die frivolste Kritik zur Caricatur herunterzuzerren und durch die ungesundesten Manieren Jung-Frankreichs zu ersetzen. In Rahel Varnhagens Salon verarbeitete man alles Sensationelle eifrig zur Literatur des Jungen Deutschland.

Die Morgenröthe des Jung-Hegelianismus zieht langsam herauf. Das System des Meisters bricht man ab und denkt nur mit der revolutionären Denkmethode weiter. Die Apotheose der Wirklichkeit erliegt jetzt ihrem Größenwahn. Man gefällt sich in der sinnlichen Wirklichkeit und prahlt mit der Negation alles Ererbten. Und wahrhaftig, Deutschland war jetzt stark im Negiren auf allen Gebieten. David Friedrich Strauß hatte 1835 sein „Leben Jesu" erscheinen lassen. Irgendwie positives Christenthum liebte man als Afterchristenthum zu bezeichnen. Selbst die conservative „Societät für wissenschaftliche Kritik" in Berlin war mit Feuerbach einig in der ungerechten Verurtheilung eines Buches wie Stahls „Kritik der christlichen Rechts- und Staatslehre"[1]. Negation wird Modesache. Bruno Bauer, 1837 noch maßvoller, wird seit 1838 von einer Leidenschaft der Zerstörung erfaßt und hat keine Ruhe, bis er „die Negation des theologischen und des populären religiösen Bewußtseins" vollführt hat. Nach ihm erreicht die Religion erst ihre Vollendung, wenn sie alle Bestimmtheit aufgelöst und in einem unbestimmten Sausen ihr wahres Element gefunden hat[2]. So schrieb er 1841. Feuerbach — er gesteht es selbst — hatte es ihm angethan.

Die Negation des letzten idealistischen Restbestandes war auch schon geschehen. Im Jahre 1838 veröffentlichte Dorguth — eine recht unbekannte Größe —, mit der Betheuerung, daß er schon seit 40 Jahren richtig philosophire, seine „Kritik des Idealismus"; keine allgemeinen Begriffe, Geistthätigkeit, nur Hirnthätigkeit, — man glaubt L. Büchner zu hören. Nur scheint Dorguth einen Schöpfer seines Stoffes zu brauchen.

[1] Ludwig Feuerbach in seinem Briefwechsel und Nachlaß u. s. w. von Karl Grün. Ich citire das Buch als F. N. — F. N. I, 241 ff. 244.

[2] Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker III, 236.

Die Berliner Althegelsche Societät wird jetzt den Jungen allmählich zur komischen Figur. Schon seit 1837 bestand ein Organ, welches die philosophischen Illusionen der Zeit vollends aufdecken und sich dann auch an die politischen und socialen Illusionen machen sollte. Es waren die „Halleschen Jahrbücher" Arnold Ruges. Aus Frankreich tönten die verlockenden Stimmen radicaler Socialisten. M. Heß hatte gleich für ihre Verbreitung in Deutschland, zumal für die Bekanntmachung Proudhons gesorgt und wollte, wie er sich später in seiner Schrift „Die letzten Philosophen" ausdrückte, als Socialist „mit der Verwirklichung und Negation der Philosophie" Ernst machen, „die Philosophie wie den Staat beiseite liegen" lassen. Arnold Ruge wird diese äußersten Wege nie begreifen und nie mitgehen. Vorläufig aber sind ihm die Ziele nicht klar. Was er will, ist politischer Fortschritt und Umsturz. Er braucht jemand, der seine Ideen philosophisch stützt und deckt. Aus der Asche der Philosophie Hegels soll eine neue, nie dagewesene Weisheit erstehen. Feuerbach ist sein Mann. Seine Briefe an ihn zeigen, wie werthvoll ihm die Beiträge des neuen Philosophen waren[1]. Für Feuerbach, den ehemals so begeisterten Jünger Hegels, war schon seit 1835 der Lehrer „zu einem Object der Geschichte geworden"[2].

Aber das neue System war noch am Werden. Erst seit 1838 findet man bei ihm ganz deutliche Spuren einer Kritik Hegels; jedoch schon 1839 erscheint die kritische Abhandlung gegen den Philosophen. Feuerbach hat jetzt endgiltig eingesehen, daß es mit der abstracten Begriffswelt nichts sei. Es wird indes noch sechs Jahre dauern, bevor er die letzten Folgerungen aus seiner Methode zieht.

Er hat uns seinen Entwicklungsgang im autobiographischen Vorwort zur Gesamtausgabe des Jahres 1846 selbst geschildert: „Was also deinen frühern Standpunkt", so schreibt er dort, „vom jetzigen trennte, war einzig der Mangel an der Erkenntniß von der Wahrheit und Wesenhaftigkeit der Sinnlichkeit."[3] Bisher war für ihn das Denken Sein; das sinnliche Wesen galt ihm für ein nichtiges Wesen. Jetzt wird es umgekehrt. Ein Gedankenwesen ist nicht sinnlich, also nicht wirklich, es existirt also nur in der Vernunft. Nun ist Gott ein Gedankenwesen; denn er ist nicht sinnlich. Also existirt er nur in der Vernunft.

[1] F. N. I, 293—299. 333 ff. 335—340.
[2] Ebd. I, 69. 389. [3] Ebd. I, XII.

Dieser merkwürdige Schluß, zu dessen entschiedener Feststellung Feuerbach nach eigenem Geständniß sieben bis acht Jahre brauchte, bildet die vorläufige Einleitung zur „Neuen Philosophie", wie sie Feuerbach selbst nannte, zu einer Weltanschauung, die sich von der Grundillusion, von Gott und Christenthum, freimacht. So beschenkt uns Feuerbach 1841 mit seinem radicalen, oberflächlichen Buch „Das Wesen des Christenthums".

Nun kommt die Philosophie an die Reihe. Wie alles übrige, muß auch sie als System abgeschafft werden. Es erscheinen 1842 Feuerbachs „Vorläufige Thesen zur Reform der Philosophie". „Die neue ... Philosophie", schreibt der Autor, „ist die Negation aller Schulphilosophie." [1] In einem Fragment, das erst nach seinem Tode herauskam, schildert er uns seine damalige Verfassung: „Nur wer den Muth hat, absolut negativ zu sein, hat die Kraft, Neues zu schaffen." [2]

Jetzt mußte ein Mann kommen, welcher alle diese Negationen gründlich verquickte und praktisch verwerthete. Und das bringt uns zu Bakunin, Ruges Freund. Sein Werk, seine Ansichten haben wir schon kennen gelernt [3]. Heute soll uns sein Entwicklungsgang klar werden. Er weilte seit 1839 in Berlin. Als Bewunderer Hegels hatte er Rußland verlassen. Bald blieb ihm nur Hegels Denkmethode als Gerüst. Feuerbach und Strauß brachten ihn um seinen Glauben. Zum Manne des Tages machte ihn sein Charakter, welcher damals von Katkow ganz richtig gezeichnet wurde: sein Hauptzug sei, „sich von der Stimmung seiner Umgebung hinreißen zu lassen und dabei diese Stimmung bis zum Extrem zu treiben" [4].

Die „Halleschen Jahrbücher" waren 1841 durch die „Deutschen" ersetzt worden. Hier veröffentlichte Bakunin 1842 unter dem Pseudonym Jules Elizard in den Nummern 247—251 eine ganz revolutionäre Abhandlung: „Die Reaction in Deutschland, Fragment eines Franzosen". Er vertritt die gänzliche Vernichtung der bestehenden politischen und socialen Ordnung. Nur das absolut Negative erscheint ihm berechtigt. Aber „die Lust der Zerstörung", so ruft er aus, „ist zugleich eine schaffende Lust" — wie man sieht, Feuerbachs Motto. Wäre Max Stirners Buch nie erschienen, die Bewegung, welche sich an Bakunins Namen anschließt, könnte in derselben Weise verlaufen.

[1] Werke II, 264. [2] F. N. I, 407.
[3] Vgl. diese Zeitschrift, diesen Band S. 28 ff.
[4] Michael Bakunins socialpolitischer Briefwechsel S. XXIII.

Immerhin fehlte noch der ganzen bisherigen Entwicklung ein ſtilgerechter, einheitlicher Ausbau. Der Zeitpunkt für Stirners Buch war gekommen.

„Mir gilt auch die Idee," hatte Feuerbach geſagt, „aber nur auf dem Gebiete der Menſchheit, der Politik, der Moral, nicht auf dem Gebiete der Natur, der Phyſiologie."[1] Stirner ſchreitet unbarmherzig auf die Conſequenzen los. Warum auf halbem Wege ſtehen bleiben, warum nur einen abſoluten Begriff, eine Illuſion vernichten? So denkt der Einzige: Mit derſelben Nothwendigkeit kann und muß ich alle übrigen abſoluten Begriffe, auch das Gewiſſen, auch den Staat, jede allgemeine Idee, kurz alles, was mit Herrſchaft droht, alles außer meinem lebendigen, wirklichen „Ich" von ſeinem angemaßten Throne ſtürzen. Alles Recht iſt in mir verkörpert; ich leite es aus mir ſelbſt ab, thue alles meinetwegen, führe alles auf mich zurück. Ob ich recht habe oder nicht, darüber gibt es nur einen Richter, und das bin Ich. Das iſt der „Einzige", der „Egoiſt" Stirners, der „Unmenſch", ein richtiges Vorbild des „Uebermenſchen" Nietzſches. Der Einzige ſteht den andern Sterblichen ſelbſtändig und unabhängig gegenüber; er mag ſie brauchen; gut, er verpflichtet ſich gegen ſie, wenn er will, und hält ſich daran, ſo lange er will. So entſteht, wenn ſich noch andere „Einzige" finden, der Verein der Egoiſten, eine anarchiſtiſche Geſellſchaft.

Max Stirner hat die bewegenden Ideen ſeiner Zeit bis zur äußerſten Conſequenz hinaufgeſchraubt. Auf dieſen Höhen war freilich nichts mehr vom Alten da, auch nicht von der Kritik des Alten; man kann nicht einmal mehr denken: inſofern bietet Stirner freilich eine „neue Denkart". Er hatte die Tagesgedanken in einem richtigen Kreiſe ſtudirt. Gewiß iſt Stirners Philoſophie eine Weiterentwicklung der herrſchenden Ideen. Hierdurch will Leo Berg in ſeiner Studie „Der Uebermenſch" alles erklären. Das iſt zu ſeicht. Der Strom des Lebens, die Gewalt der Umgebung trieb Stirner mitten in die Gewäſſer, aus denen er ſchöpfte und trank. Hippels Weinſtube in Berlin vereinigte ſeit 1841 oder 1842 die „äußerſte Linke" der damaligen Bewegung, die „Freien"[2]. Hier wurde alles kritiſirt, auch die Kritik, wenn es über die Ausgelaſſenheit und Zoten überhaupt zu einer ernſtern Beſprechung kam. In dieſer Geſellſchaft, deren Ton bei einmaligem Beſuch einen Herwegh, Fallersleben,

[1] F. N. II, 307. [2] Max Stirner von Mackay S. 67—107.

Ruge angewidert hatte, erschien Stirner regelmäßig. Er unterhielt sich gelehrt mit seinem Nachbar oder saß ruhig rauchend da; nie entfiel ihm ein beleidigendes, leidenschaftliches oder cynisches Wort. Er verbrauchte eben nur die „Freien". Professor Karl Joel, der letzte Kritiker Stirners, wurde in seinem mit launischem, oft bissigem Humor geschriebenen Artikel von der Ahnung erfaßt, daß Max Stirner eigentlich nur der Philosoph der „Freien", „der Bohême" [1] war. Er wird nicht so ganz unrecht haben. Stirner hat wohl den ungebärdigen Geist der „Freien" in eine einzige Idee gebannt. So entstand allmählich sein Lebenswerk. Es steht auf einem Berg von Trümmern und von Voraussetzungen, auf den Trümmern der nachkantischen Philosophie und auf der ganzen radicalen Kritik des Jahrhunderts. Stirner beweist nicht die Richtigkeit seiner Grundlagen; seine historischen und religionsphilosophischen Fundamente sind dilettantisch und zwingen dem heutigen Forscher ein Lächeln ab. Ohne Kritik nach rückwärts nimmt er alle Negation mit unglaublicher Naivetät an. Nur nach vorwärts kritisirt er; er fragt bloß, wo noch irgend etwas nicht radical genug geläugnet sei.

Hier ist er allerdings consequent ohne Rücksicht, scharf ohne Mitleid. Aber er beweist eigentlich nicht; seine Sätze sind auf falschen Voraussetzungen richtig aufgebaut, aber mehr das Werk einer Art unmittelbarer Anschauung als logischen Vorangehens; er schließt nicht, er behauptet; er überredet nicht, er befiehlt.

Die neue Philosophie und Kritik hatte alle Titel, mit denen man nur im entferntesten eine Herrschaft über den einzelnen Menschen begründen konnte, sorgfältig vernichtet.

Der Einzige will jetzt sein Leben danach einrichten. Keine Idee, kein Begriff darf ihn zur Anerkennung zwingen. Er schafft sich die Begriffe, ihren Werth und Inhalt ausschließlich von innen heraus, nach seinem Wohlgefallen. Kein Tugendideal darf ihn binden, aber auch kein Laster zum Sklaven machen; er will auch nicht bloß nach seinen Trieben leben, denn das macht ihn auf die Dauer nur zu ihrem Diener, zum Knecht der Gewohnheit; wie er sich stets entwickelt, so schafft er sich beständig nach Bedürfniß und Gefallen neue Ziele, neue Ansichten. Seine jedesmalige That ist sein Princip, sein augenblickliches Handeln, der innersten Eigenheit entsprungen, ist Paragraph um Paragraph sein Moral-

[1] Neue Deutsche Rundschau IX, 10, S. 998.

coder. Die Gemüthlichkeit und Behaglichkeit des durch nichts gebundenen, ſelbſtgeſchaffenen, durch keinen Affect geſtörten Augenblicks webt und formt ſein Leben, Punkt um Punkt. Das iſt Stirners „That".

Man ſieht, von einem philoſophiſchen Syſtem ſprechen, heißt Stirner mißverſtehen. Dieſe Wahrheit hat Saint-René Taillandier, welcher Stirner beſſer erfaßt hat als irgend einer ſeiner deutſchen Zeitgenoſſen, in der Revue des deux mondes klar ausgeſprochen. „Jeder Weg von Stirner zum Nebenmenſchen", ſagt er, „iſt zerſtört, unmöglich iſt jede Verbindung." [1] Ganz richtig. Ich bin kein Ich neben andern Ichen; alles an mir iſt einzig: ſo denkt der Einzige. Stirners Begriffe, aus ſeinem individuellen Innern herausgebildet, bieten andern höchſtens einen *Anlaß*, das Beiſpiel des Einzigen nachzuahmen und ſich nach eigenem Gutdünken eine Welt zu ſchaffen, welche ganz verſchieden ſein darf von der Stirners.

Der „Einzige" war zu unbegreiflich und blieb zu unbekannt, um die entſprechende praktiſche Umſturzbewegung heraufbeſchwören zu können. Aber Stirners Umgebung und Entwicklung bildet, wie geſagt, den Hintergrund, auf dem ſich Bakunins Geiſtesgang, wie wir ihn gleich ſchildern werden, und ſomit ein *Hauptheil der anarchiſtiſchen Ideengeſchichte* deutlich abhebt. Auch wurde dieſe Philoſophie des Einzigen in neueſter Zeit der radicalen Bewegung als „veredelndes" Reis aufgepfropft. Der eigentliche Philoſoph des Anarchismus iſt thatſächlich, vielleicht widerwillig, Ludwig Feuerbach. Und hier ſind wir an einem Punkte angelangt, der bisher überſehen wurde. Nicht der Feuerbach, von dem Stirner ausging, ward zum Gewährsmann der Anarchiſten, ſondern der Feuerbach, der ſich im *Sinne Stirners ausbildete*. Feuerbach iſt nicht nur der Lehrer Stirners, er iſt auch ſein Schüler. Als *ſolcher* machte er bei den Radicalſten Glück. Wir müſſen alſo, bevor wir auf Bakunin übergehen, dieſer Weiterentwicklung des Einſiedlers von Bruckberg unſere Aufmerkſamkeit ſchenken. Im Anſchluß daran werden wir auch die erſten *praktiſchen* Verſuche erwähnen.

Zunächſt aber eine Bemerkung. Adler erklärt in ſeinem Aufſatz über den modernen Anarchismus Feuerbach als die „natürliche proletariſche Reaction gegen den reinen Staatscommunismus" [2]. Das ſei ſeine Stellung in der Entwicklungsgeſchichte der ſocialen Ideen. Eine gute Beobachtung.

[1] L. c. 1847 III. 192 ss.; cf. p. 197.
[2] Neue Deutſche Rundſchau IX, 10, S. 1095.

Hat man doch in jüngster Zeit mit Recht betont, daß philosophische Anschauungen erst dann neue Ideen in den Massen erzeugen — „zur Massenideologie" werden —, wenn sie mit den Bedürfnissen, Leidenschaften, socialen und politischen Erschütterungen der Nationen übereinstimmen. Das ist gewöhnlich vollkommen wahr. Man darf aber ebendeshalb den Einfluß der Theorien, welche sich an diese Strömungen anlehnten und ihnen zum Wachsthum verhalfen, nicht unterschätzen. Sonst wird man die großen Bewegungen nur einseitig und oberflächlich begreifen. Darum verweilen wir auch länger bei Feuerbachs neuer Lehre; sie fühlte sich eins mit ihrer Zeit, mußte aber doch noch etwas fortschrittlicher werden. Nun, auch diese Entwicklung trat ein. Feuerbach gesteht im autobiographischen Vorwort, freilich ohne Stirner zu nennen, ihm habe im „Wesen des Christenthums" das abstracte Vernunftwesen noch zu viel im Kopf gespukt. Später habe er „den Philosophen vollkommen im Menschen aufgehen lassen"[1]. Das Allgemeine im Gegensatz zum sinnlich Individuellen wird damit zur Phrase. Wir sind wieder um ein gutes Stück dem Einzigen näher gekommen. Freilich hatte Stirner auch gleich die Moral aus der Geschichte seines selbstherrlichen Ich gezogen.

Indes kam auch Feuerbach hier zum Theile nach, wenn er auch die compromittirende Ausdrucksweise Stirners sorgfältig mied und immer noch einer dualistischen Moral, bei der die Glückseligkeit des Nebenmenschen ebenfalls Berücksichtigung findet, das Wort redete. Wir können uns auf seine ziemlich verwickelte Speculation nicht einlassen. Seine ethischen Schriften, die Moralfragmente im Nachlaß und besonders das Brouillon eines Briefes aus dem Jahre 1866 an Dr. J. Duboc bieten allen nöthigen Aufschluß[2]. Jedenfalls fangen bei Feuerbach Pflicht, Tugend, Recht zuletzt doch beim Individuum an und hören in ihm auf. Sie werden zu subjectiven, flüssigen Begriffen. Die Moral wird dann, wie Feuerbach thatsächlich einräumt, „so gut eine Erfahrungswissenschaft wie die Medicin"[3]. Gerechtigkeit, Liebe, Pflicht und Recht gründen einerseits in der Willkür, beziehungsweise dem guten Willen der einzelnen, andererseits in der Fähigkeit und Macht, seinen Glückseligkeitstrieb dem Mitmenschen gegenüber geltend zu machen. Feuerbachs und Stirners Ethik berühren sich hier. Hätte Engels den Zusammenhang dieser Lehre mit

[1] Werke I, XIII.
[2] Werke X. F. N. II, 253—305 und 180—183.
[3] F. N. II, 305.

dem Materialismus und dem sogenannten Gesetz der Entwicklung durchschaut, so hätte er sie in seinem Buch über Feuerbach nicht reactionär genannt[1]; sie führt ja über den Socialismus hinaus zum Anarchismus der „Selbständigen".

Feuerbachs „Neue Philosophie" paßte in ihre Zeit; sie brauchte nur politisch und socialökonomisch hergerichtet zu werden. Feuerbach selbst blickte ahnungsvoll in die Zukunft. Einen interessanten Beleg finden wir zunächst in den nachgelassenen Aphorismen. Hier liest man: „Es war eine Zeit, wo man glaubte, man könne und dürfe in allen Stücken Fortschritte machen, während man in der Religion ein Simeon Stylites sei; umgekehrt scheint man jetzt zu glauben, daß man das Religionsgebäude zerstören könne, ohne damit das stille Geisterreich der Logik und Metaphysik, geschweige die Kasernen des modernen Staatsgebäudes zu beunruhigen oder gar zu erschüttern."[2]

Noch interessanter ist ein Brief an Friedrich Kapp vom 15. October 1844. Feuerbach hatte eben Weitlings „Garantien der Harmonie und Freiheit", eine hochradicale Schrift, gelesen und ist ganz überrascht „von der Gesinnung und dem Geist dieses Schneidergesellen". „Wahrlich bald," so schreibt er, „bald im Sinne der Menschheit, nicht der Individuen, bald wird sich das Blatt wenden, das Oberste zu unterst, das Unterste zu oberst kehren, die da herrschen, dienen, die da dienen, herrschen. . . . Und jetzt schon haben wir die religiösen und theoretischen Anfänge dieser unvermeidlichen Metamorphose vor Augen."[3]

Ueber den durchschlagenden Einfluß Feuerbachs auf die Entwicklung des Socialismus braucht man nach den Geständnissen Marx' und Engels' und den Ausführungen H. Peschs in dieser Zeitschrift[4] kein Wort mehr zu verlieren. Aber ein ebenso breiter Strom der neuen Philosophie ergoß sich in die anarchistische Bewegung. Bald begannen auch die praktischen Anwendungen. Seit 1841 weilte Wilhelm Marr, der warme Anhänger Feuerbachs und Proudhons, in der Schweiz; er war mit seinen Freunden eifrig an der revolutionären Arbeit. Sein wüstes Buch „Das junge Deutschland in der Schweiz" bezeichnet als Ziel: „Vernichtung aller herrschenden Begriffe von Religion, Staat und Gesellschaft". Ihr geheimer Bund spannte seine Netze über die ganze Arbeiterschaft aus. Marr selbst

[1] A. a. O. S. 38. [2] F. N. II, 309. [3] Ebd. I, 365.
[4] Bd. XLI, 245 ff. 357 ff. 473 ff.

gesteht, daß seine und Dölekes Schüler unter den Arbeitern „persönliche Feinde Gottes" sind, und nur „durch Ertödtung jedes Autoritätsglaubens zu dem radicalen Standpunkt gelangt waren, welchen sie einnahmen". Ein Hauptmittel der Agitation war die Popularisirung und Massenverbreitung der Ideen Ludwig Feuerbachs mittels der Schrift seines jüngsten Bruders Friedrich: „Die Religion der Zukunft". Die „freie Vereinigung" Marrs war ganz anarchistisch gedacht[1]. Eine Geschichte des modernen Anarchismus darf sie nicht übergehen. Merkwürdig! Auch sie hatte, wie der spätere Bund Bakunins, in La Chaux de Fonds ihren Mittelpunkt. In Deutschland warb ebenfalls der wärmste Bewunderer Feuerbachs, Karl Grün, eifrig für die Sache des Anarchismus. Diese Bewegungen wurden von der Reaction nach 1848 erstickt. Aber Feuerbachs Ideen wirkten im stillen weiter; sie zogen auch den modernen Anarchismus groß.

„Ich will nichts anderes geschrieben haben," sagt Feuerbach in seinem Nachlaß, „nichts anderes nach meinem Tode im Andenken der Menschheit zurücklassen als die ‚Theogenie' oder mit andern Worten ‚das Wesen der Religion'. Und selbst von dieser Schrift beanspruche ich nur die Wahrheit und Richtigkeit des Grundgedankens, des Princips."[2] Welches ist nun dieser Grundgedanke, den er eigentlich schon 1841 geahnt hatte? Gott und Götter sind die personificirten menschlichen Wünsche; oder wie die Schlußfassung in den nachgelassenen Aphorismen lautet: „Gott ... ist nichts anderes als der erste und letzte Wille, der erste und letzte Gedanke des Menschen."[3] Wie also der Gottesglaube, die Religion nichts ist als der Ausdruck unbefriedigter Wünsche, so wird die Religion um so eher schwinden, je mehr Befriedigung der Mensch in der Natur findet. Nun ist gerade dieser Satz einer der Grundpfeiler der anarchistischen Theorien Bakunins. Wie in einem Brennpunkt faßte er seine und Feuerbachs Weltanschauung auf dem zweiten Congreß der Friedensliga vom Herbst 1868 in einer Rede der dritten Sitzung zusammen. „Der Mensch," so führt er aus, „der in dieser Welt nur Dummheit, Ungerechtigkeit und Elend findet, schafft sich mit seiner Phantasie eine eingebildete Welt, in die er seine Wünsche, seine Hoffnungen und sein Ideal versetzt. ... So ist die Religion entstanden, und sie wird allmächtig sein, solange Unvernunft und Ungerechtigkeit auf Erden regieren. ... Um also die Religion

[1] A. a. O. S. 135. 271. 204. 203. 248. 180. 205. 273.
[2] F. N. II, 309. [3] Ebd.

zu zerstören, genügt die bloße geistige Propaganda nicht, die sociale Revolution ist erforderlich." [1]

So hatten Jungdeutschland und der Junghegelianismus in Bakunin einen gelehrigen Schüler herangezogen.

Wir haben seine erste social-philosophische Gastrolle im Dienste Ruges und seine Schlußvorstellung im Geiste Feuerbachs in die Darstellung des Milieu, welches ihn ausbildete, verwoben. Nunmehr können wir seinen Entwicklungsgang näher verfolgen. Die meisten bisherigen Skizzen über den merkwürdigen Mann sind ungenügend, weil die Correspondenz Bakunins nicht sorgfältig herangezogen wurde. Nettlaus neueste Biographie von 1814 bis September 1868 ist nur in 50 Exemplaren autocopistisch vervielfältigt und war uns somit unzugänglich.

Schon in Rußland war Bakunin begeisterter Anhänger Hegels. Er schwärmte mit seinen jungen literarischen Freunden in Moskau und Petersburg für die „Wirklichkeit". Dabei war er noch religiös. Ein Brief des berühmten Kritikers Bjelinski an Botkin aus dem Anfang des Jahres 1840 enthält den merkwürdigen Satz, Bakunin habe viel dazu beigetragen, Bjelinski wieder zum Christen zu bekehren [2].

Indessen waren manche Jungrussen mit dem zweiten Theil des Hegelschen Satzes: „Das Wirkliche ist das Vernünftige", angesichts der russischen Zustände gar nicht einverstanden. Zumal Ogarjow und Alexander Herzen, die eifrigsten Freunde Bakunins, machten aus ihrer Neigung zur Revolution und zum Saint-Simonismus kein Hehl. Schon damals wurde Bakunin beeinflußt, der Berliner Aufenthalt that das übrige. Wir haben seine Annäherung an die deutschen philosophischen und politischen Neuerer oben berührt. Jetzt kommt es darauf an, die Quellen der verschiedenen Theile seines revolutionären Systems aufzudecken. Wir werden die drei Ideen der Propaganda der That, der Regierungslosigkeit, der freien Gesellschaft nacheinander behandeln.

Bakunin führt sich gleich als Mann der That ein. Seine Gedanken wollte er möglichst rasch verwirklicht sehen. Die Propaganda der That wird er nie mehr aufgeben. Er brachte diese Idee nicht eigentlich aus Rußland mit. Sein persönlicher Antheil war die Leidenschaftlichkeit seines Charakters; die Vorbilder fand er reichlich auf westeuropäischem Boden.

[1] Jäger, Der moderne Socialismus S. 166; vgl. Bakunins Briefwechsel S. 316.

[2] Panajew, Literarische Erinnerungen S. 260; im Briefwechsel S. XVI.

Die Ideen flossen aus Frankreich herüber und wurden seit 1832 auch wohl durch französische Emissäre verbreitet. Der griechische Aufstand, die Empörungen in Spanien und Italien 1820, die polnische Revolution im Jahre 1830 schürten außerdem einen grenzenlosen Freiheitsfanatismus. Verein um Verein bildet sich in Deutschland; ihre Lehren sind nicht bloß theoretisch, sie verkünden eine richtige „Propaganda der That". Sogar in einem oder dem andern der sogenannten Bildungsvereine noch vor 1820 wurde der offene Angriff auf die Begüterten gutgeheißen. Den Beweis findet man in einem 1819 von Dr. Friedrich Schulz herausgegebenen und von einem solchen Verein gebilligten „Frage- und Antwort-Büchelein über Allerlei, was im deutschen Vaterlande besonders noth thut". Bis zum Jahre 1819 hatten sich Ideen genug angesammelt, daß der Jenaer Privatdocent Karl Follen zu Thaten auffordern durfte. Es folgten die Ermordung Kotzebues, das Attentat auf Ibell und der Bauernaufstand vom 20. September. Der „Bund der Jungen" (1821—1824) trat ebenfalls ursprünglich für Thaten ein. Bald stand er aber von den „unpraktischen" Gewaltmaßregeln ab[1]. Die Idee, durch Revolution eine Verfassungsänderung zu erzwingen, gewinnt an Boden. Man schmiedet Complotte; Studenten in Gießen vereinigen sich zu revolutionären Umtrieben (1832). Im gleichen Jahre zettelt Ludwig Koseritz eine Militärverschwörung in Württemberg an. Am 3. April 1833 wird das von den vereinigten Burschenschaften und dem Vaterlandsverein inscenirte Frankfurter Complott glücklich vereitelt.

Ueberall dachte man schon damals nicht bloß an eine deutsche, sondern an eine allgemeine „Europäische Republik", wie sie z. B. ganz deutlich in der „Tribüne" vom 3. Februar 1832 in Aussicht gestellt wird. Auch Blätter, z. B. der von Dr. Weidig und Student Büchner herausgegebene „Hessische Landbote", predigten den Krieg gegen die Paläste. Seit dem Jahre 1833 fanden die socialistischen und hochrepublikanischen Ideen Frankreichs noch freudigen Widerhall in Deutschland. Die „Union" stand allem Anschein nach unter directem französischen Einfluß, wie die Untersuchungen gegen Schopp, Schwab u. a. m. erweisen.

Indessen kam ein fester internationaler Bund der Umsturzpartei erst durch die Bemühungen Mazzinis zu stande. Am 15. April 1834 verband eine Verbrüderungsacte das Junge Italien, Deutschland und Polen

[1] Histor. Jahrb. XIV, 786—795.

zum Jungen Europa; im April 1835 gesellte sich dazu das Junge Frankreich und im Juli die Junge Schweiz. Die Gewalt ward zum Princip erhoben, freilich nicht in der Acte selbst, wohl aber in der etwas später erschienenen Declaration der Principien und in der „Allgemeinen Instruction für die Initiateurs des Jungen Europa". Die im Februar 1835 zum Abschluß gelangten Statuten für das Junge Deutschland enthalten unter den §§ 16 und 33 deutliche Aussichten auf eine „Waffenunternehmung".

Besonders stark war die deutsche Agitation unter den Handwerkern der Schweiz; seit Ende 1835 plante man in allem Ernst einen Einfall in Deutschland, wie mehrere Kreisschreiben der dortigen Ausschüsse beweisen [1].

Denselben Zweck, den Umsturz der bestehenden Verhältnisse durch Waffengewalt, verfolgte auch der nach französischem Muster eingerichtete deutsche Bund der „Geächteten" seit 1834. Die Aussagen Friedrich Mertes aus Homburg, eines Mitgliedes, erweisen ganz klar, daß die Gewalt ins Programm aufgenommen war. Der Bund der „Gerechtigkeit" oder der „Gerechten" zweigte sich nach einiger Zeit ab, während der spätere „Bund der Deutschen", in den auch Reste des Jungen Deutschland sich verloren, beide Gesellschaften wieder vereinigen sollte. Die Statuten des Bundes der Geächteten und der Gerechten waren sehr vorsichtig abgefaßt. Offener spricht sich der Bund der Deutschen aus. Hier folgt auf Artikel 26 die militärische Organisation des Bundes mit der Einleitung: „Da die Befreiung Deutschlands von seinen Herrschern nur durch Heeresmacht möglich ist, so ist der Beruf des Bundes, diese Macht zu bilden" u. s. w.

Dieser kurze Ueberblick bis zum Jahre 1840 zeigt deutlich, wie Bakunin nur ein offenes Auge, ein williges Ohr und einen leidenschaftlichen Charakter zu haben brauchte, um aus den Kreisen, in denen er in Deutschland verkehrte, den Gedanken eines gewaltthätigen Umsturzes in sich aufzunehmen. Wenn man jetzt seinen Aufsatz in den „Halleschen Jahrbüchern" liest, findet man wenige originelle Gedanken. Was er in Deutschland noch nicht lernte, holte er in der Schweiz nach, wo er 1843 mit Socialisten und Communisten, vor allem mit Weitling, bekannt wurde. Am 4. November schrieb Alexander Herzen in sein Tagebuch über Bakunin: „Seine Consequenz vermochte vor nichts Halt zu machen."

[1] Histor. Jahrb. XIV, 800 ff.

Die Theorie der „Propaganda der That" als Mittel zur Einführung der neuen Gesellschaft hat er sich erst später allmählich zurechtgelegt. Im Gegensatz zu landläufigen Darstellungen ist festzuhalten, daß diese Theorie sich am deutlichsten im Programm der internationalen Brüder findet[1]. Hier lehrt er, daß die verkehrte Organisation der Gesellschaft der einzige Grund der Verbrechen sei. Da es keine Freiheit und keine Verantwortlichkeit gebe, so gebe es auch kein Strafrecht. In ihrem jetzigen Zustand dürfe aber die Gesellschaft die von ihr gezüchteten Verbrecher, zu denen auch die Könige gehören, aus Nothwehr zwar nicht richten und verurtheilen, wohl aber ermorden.

In der Schweiz kamen neue Elemente ins System Bakunins. Die Idee des Anarchismus begann in seinem Geiste zu tagen. Ruge und sein Anhang waren gewiß begeisterte Anhänger der französischen Socialisten; man braucht nur zu lesen, wie „französisch" Ruge selbst Bakunins Abhandlung einführt; aber Ruge scheint immer nur an eine politische Umwälzung gedacht und sich nie mit den Socialisten zurecht gefunden zu haben. Bis dahin waren überhaupt in den meisten Köpfen politischer und socialer Radicalismus noch nicht geschieden. Bakunin dagegen nahm immer die extremen Folgerungen seiner Umgebung an; er war auch geneigt, sie logisch weiter bis zum Aeußersten auszubauen, brauchte aber dazu regelmäßig einen neuen Anstoß von außen. Weitling hatte zwar Proudhon in Paris kennen gelernt, scheint es aber nicht über den Communismus hinaus zum Begriff der vollen Regierungslosigkeit gebracht zu haben. Darum auch der spätere Kampf seiner Partei in der Schweiz mit dem radicalen Marx, welcher Proudhon besser gefaßt hatte. Immerhin ist das Programm, welches man 1843 bei Weitlings Verhaftung unter seinen Papieren fand, weiter fortgeschritten als die Artikel der deutschen Geheimbünde. Weitling will nicht nur das Eigenthum abschaffen, sondern auch Gesetze und Strafen. So begnügte sich denn auch Bakunin vorläufig mit einem halb autoritären Communismus.

In Paris schloß er sich Marx und den Communisten an und arbeitete an ihrer Zeitung, dem „Vorwärts". Wir stehen im Jahre 1844. Die französischen Ideen wurden damals in Paris am eifrigsten von deutschen Radicalen gepflegt. Die Pariser Polizei unterrichtet uns darüber in einer Denkschrift an den preußischen Gesandten vom Jahre 1845. 32 Jahre

[1] Briefwechsel Beil. VII, S. 331 ff.

später erzählte Ruge in der „Neuen Freien Presse", wie er einmal Bakunin in der Tivolistraße getroffen und ihn wegen seiner communistischen Neigungen zur Rede gestellt habe. Bakunins Antwort war eine Ausflucht. Thatsächlich verkehrte er damals viel mit Proudhon und weihte ihn in die Geheimnisse Hegels ein. Ob er damals schon den unklaren, negativen Anarchismus des französischen Social-Philosophen in seine Geistesentwicklung aufgenommen hatte? Die Begriffe seiner Freunde waren jedenfalls noch unklar genug. Arnold Ruge scheint in jenen Tagen gar nicht geahnt zu haben, daß zwischen seinem Standpunkt und dem Proudhons noch der ganze Communismus und Socialismus liege. Uebersetzte er ja noch im Jahre 1850 Proudhons „Revolutionäre Ideen". Vergessen wir indes nicht, daß es derselbe Mann ist, welcher lange als Revolutionär gefangen saß, sich mehrmals in Deutschland unmöglich machte, aber von 1877 an ein staatliches Ehrengehalt von 3000 Mark bezog wegen seiner Unterstützung der Einheitsbestrebungen.

War Bakunin mit sich selbst mehr im klaren? Wir vermögen seinen anarchistischen Entwicklungsgang einigermaßen zu verfolgen. Es können aber nur die Resultate unserer Untersuchungen, wie sie sich aus der Correspondenz Bakunins, seinen Proclamationen, Reden, Statuten u. s. w. ergeben, kurz mitgetheilt werden.

Schon in Paris, vielleicht schon in der Schweiz, begann Bakunin die Erhebung des Proletariats als Hauptsache anzusehen; daraus spann er noch 1863 den Gedanken einer socialen Revolution und verwarf später ganz ausdrücklich jede politische Action, die nicht als unmittelbares Ziel den Triumph der Arbeiter über die Kapitalisten anstrebe. Erst gegen Ende seines Lebens änderte er diese seine Ansicht wieder.

Bei seinen frühern revolutionären Bestrebungen hatte er immer die Einheit des demokratisirten Deutschlands, die Zerstörung aller künstlich zusammengefügten Reiche, zumal Oesterreichs, und die Befreiung der Slawen im Auge; daß er vor Gründung des italienischen Geheimbundes 1864 einen Zustand der Regierungslosigkeit mit klarer Erkenntniß anstrebte, wird sich nicht leicht nachweisen lassen. Die Statuten des Geheimbundes aber sind schon absolut staatsfeindlich [1]. Nach allem, was uns vorliegt, zu urtheilen, scheint ihm der Widerwille gegen die Bourgeoisie den Unglauben an die politische Revolution gebracht zu haben, und daran schloß sich un-

[1] Vgl. diese Zeitschrift, diesen Band S. 28 ff.

mittelbar die Hoffnung auf die Zukunft der Proletarier und einen socialen Umsturz.

In einem Briefe an Herzen und Ogarjow vom 19. Juli 1866 tadelt er seine Freunde wegen ihrer Unterhandlungen mit Kaiser Alexander und ihrer Neigungen zu gewissen russischen Politikern. „Sie sind patriotische Anhänger des Staatsthums," ruft er Herzen zu, „du aber Socialist; deshalb mußt du aus Consequenz überhaupt ein Feind eines jeden Staates sein, da ein solcher mit der wirklichen, freien, weiten Entwicklung der socialen Interessen der Völker unvereinbar ist. . . . Oder bist du ein Staatssocialist, der bereit ist, sich mit der von unserem Jahrhundert erzeugten abscheulichen und gefährlichen Lüge zu versöhnen: mit dem Regierungsdemokratismus, mit dem rothen Bureaukratismus?" [1]

Die Sprache ist hier ganz klar; sie bleibt es von jetzt an. Der Standpunkt der Verwerfung jedes Staates ist wieder in einem Briefe an Ogarjow vom 14. Juni 1868 ausgesprochen. Er bezeichnet den Staatssocialismus als die „schädlichste Selbsttäuschung" und mahnt, dagegen mit Entschiedenheit aufzutreten [2]. Im Herbste desselben Jahres beginnen die Umtriebe Bakunins in Bern, welche die Gründung der ersten Anarchistenpartei zur Folge hatten. Der Friede mit Marx ist nur eine Klugheitsmaßregel. Am 28. October 1869 schreibt Bakunin aus Genf an Herzen, man müsse Marx schonen, um zunächst die Bourgeoisie zu vernichten; später komme die Reihe an den Staatscommunismus. „Dann aber wird es einen Kampf nicht auf Leben, sondern auf Tod geben." [3] Die negative Grundidee des Anarchismus, die Regierungslosigkeit ist bei Bakunin allmählich zum Durchbruch gekommen, ohne daß man einen wesentlichen Einfluß Proudhons nachzuweisen im stande wäre. Die entsprechende positive Idee, die freie Gesellschaft, tritt beim russischen Dictator weniger klar hervor. Sie erscheint bei ihm im Gewande einer freien Föderation.

Seitdem in Bakunins Geist die revolutionären Ideen rege geworden waren, schwebte ihm stets als politisches Endresultat eine Föderation vor, nicht bloß eine panslawische, auch eine allgemein europäische.

Noch gegen Ende seines Lebens kleidete er, wie Dragomanow erzählt [4], seine Gedanken in die Hegelsche Formel: Das Staatsthum (Centralisation) ist die *These*, die Anarchie oder der Amorphismus die *Antithese*, die

[1] Briefwechsel, Brief 41. [2] A. a. O. Brief 56.
[3] A. a. O. Brief 62. [4] A. a. O. S. 388.

Föderation wird die Synthese sein. Es ist nun gewiß nicht zu bezweifeln, daß dieser Begriff der Föderation bei ihm verschiedene Wandlungen durchgemacht hat und auch von Proudhon beeinflußt wurde; indes für eine so enge Anlehnung an den französischen Philosophen, wie sie bisher angenommen wurde, liegen keine Beweise vor.

Man vergesse nicht, daß schon Postels Militäraufstand in Rußland 1825 eine lose Föderation russischer Provinzen bezweckte. An diese Verschwörung knüpften sich Bakunins Pläne einer großen slawischen Republik, mit denen schon im Jahre 1842 der Gedanke an eine Weltrepublik parallel lief. Bereits im Aufsatz der „Deutschen Jahrbücher" ist die Zerstörung (Anarchie, Amorphismus nannte er es später) die Antithese, und die Synthese eine „wirklich demokratische und universell menschliche Kirche der Freiheit". Wie weit dieser Gedanke durch den persönlichen Verkehr mit Proudhon ausgestaltet wurde, ist nicht nachzuweisen.

Im Aufruf an die Slawen nach dem Prager Congreß von 1848 bezeichnet er als Endziel „die allgemeine Föderation der europäischen Republiken". Dann beherrscht ihn lange Zeit, auch in Sibirien, der Gedanke an die slawische Föderation fast ausschließlich [1]. Erst nach dem mißlungenen polnischen Aufstand von 1863 wird seine Politik wieder europäisch; es wird ihm endgiltig klar, wie er am 24./12. April 1864 an Tchórzewski schreibt, daß nur in der rothen, socialen Revolution Rettung für alle sei. Mit dem Studium Proudhons scheint sich Bakunin erst seit 1870 ernstlich beschäftigt zu haben. Man kann zugeben, daß diese Lesung ihm zu einer schärfern Formulirung seiner Ziele verhalf. Darum muß das Programm der slawischen Section aus dem Jahr 1872 als klassisch gelten [2].

In Artikel 3, 4 und 5 wird die Abschaffung aller Staaten verlangt, die Vernichtung aller gesetzlichen Rechte, des Erbeigenthums und der „juridischen" Familie. Im Artikel 6 wird die neue Organisation als vollkommen freie Vereinigung der Individuen zu Gemeinden, Provinzen, Nationen bezeichnet mit Collectivbesitz und Collectivarbeit. Alle Associationen sind autonom, die Gemeinsamkeit der Interessen und der socialen Bestrebungen bildet das verknüpfende Band. Artikel 7 erklärt die Section für atheistisch und materialistisch. Die Gewissensfreiheit soll heilig gehalten, aber alle Kulte und besonders die Idee Gottes nach Möglichkeit bekämpft werden.

[1] Briefwechsel, Brief 6 u. 7. [2] A. a. O. Beil. X, S. 381 ff.

Das war Bakunins Vermächtniß an seine Schüler. Der bedeutendste unter ihnen, Fürst Peter Krapotkin, hatte nur die Grundbegriffe schärfer und klarer zu fassen, sie in ein gelehrtes Gewand zu hüllen und seinen Namen, sein Vermögen und sein Leben einer verzweifelten Sache zu widmen. In einem Punkte aber schien ihm ein neues Element nothwendig: der Gemeinbesitz sollte den Anarchismus vor dem Untergang retten. Aber der neue Communismus mißfiel; er schmeckte nach Autorität; so ging man auf Stirner und Proudhon zurück, und es erstand auch in Europa unter dem Einfluß der Anhänger Tuckers in der Neuen Welt die Partei der „selbständigen" Anarchisten. **Stanislaus v. Dunin-Borkowski** S. J.

Der obere Nil und seine Erforschung.

(Schluß.)

III. Das Problem der Nilquellen im 19. Jahrhundert.

Wie wir aus der Betrachtung der geographischen Bücher und Karten des Alterthums, des Mittelalters und der neuern Zeit gesehen haben, behielten die Quellen und der Oberlauf des Nils für alle Generationen des Menschengeschlechtes eine nur ihnen eigenthümliche Bedeutung. Gelehrt und Ungelehrt interessirte sich für das Problem der Nilquellen, für die Heimat jenes merkwürdigen Stromes, der Jahr für Jahr in ersehnter, fruchtbringender Ueberfluthung das Land Aegypten, wie schon Herodot sagte, aufs neue der Welt schenkt. Aber nachdem Ptolemäus etwa 140 n. Chr. auf die Lösung des Räthsels klar hingedeutet hatte, hüllten sich die Quellen „des Vaters des Segens" sofort wieder in tiefstes Dunkel.

Noch sind es nicht 50 Jahre her, daß wir auf unsern Karten eine Zeichnung des obern Nillaufes eingetragen erblickten, welche weniger genau war als die des Ptolemäus vor damals 1700 Jahren. Greifen wir aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts nur ein paar Beispiele heraus. Da finden wir auf einer „Charte vom Nilstrom" von 1800[1]

[1] Charte vom Nilstrom, Aegypten, Nubien und Habesch nach astronomischen Berechnungen, ältern und neuern Reisen und andern Nachrichten entworfen von F. L. Güßfeld. Weimar, im Verlag des Industrie-Comptoirs.

und auf einer von 1801 den „Bahr el Abiad oder den Weißen Fluß" von dem „Dschäbel el Kumr", den ptolemäischen Mondbergen, aber aus dem Westen kommen. Wo das Rinnsal des Weißen Flusses wirklich liegt, zieht sich auf diesen Karten ein Gebirge nach dem Süden hin.

Eine ähnliche Flußzeichnung bringt 1827 der Atlas von A. le Sage (Comte de las Cases)[1]. Ganz Innerafrika ist als ein hohes, flaches Plateau gezeichnet, welches steil nach allen Seiten hin abfällt. Auf der großen, weißen Fläche lesen wir: Hier ist alles Unwissenheit. Die Geographen sind nicht einig weder über die Sache noch über die Form noch über die Namen. Die einen malen hier ein blühendes Reich, die andern wilde Völker; die einen lassen Karawanen ziehen, die andern sagen, das Land sei unpassirbar.

Dieselbe Zeichnung bringt 1829 die Karte des preußischen Hauptmanns Streit. Der Weiße Fluß kommt vom „Jebbel Komi oder dem Mondgebirge"[2]. Wie bei Le Sage ist es kein anderer als der Bahr el Gasal. Im Süden sind die wunderbarsten Gebirge als „wahrscheinlicher Zug der innern Gebirgsketten" glücklicherweise ohne sonstige Bemerkung eingetragen.

Im Jahre 1834 läßt W. Hoffmann den eigentlichen Nil wieder aus Abyssinien kommen[3].

Eine arge Verquickung bringt 1855 der Atlas von Sohr in seiner fünften Auflage. Ungefähr an der Stelle des Tanganyika liegt der alte See Marawi, aber unter dem Namen Bahr el Abiad. Ihm entströmt der Coango nach Westen und nach Norden der Kadada[4]. Dieser Kadada vereinigt sich mit dem Bahr el Gasal, und beide nehmen den heutigen Sobat als Bahr el Abiad auf. Von dem wahren Lauf des Bahr el Abiad — keine Spur. Auf dem großen Centralplateau steht: Molua

---

[1] Atlas Historique, Généalogique, Chronologique et Géographique de *A. Le Sage* (Comte de las Cases), avec des augmentations par *J. Marchal, de Bruxelles*, et de nombreuses améliorations par une Société de Savans et de Gens de Lettres. Bruxelles 1827.

[2] Afrika, entworfen und gezeichnet von F. W. Streit, kgl. preuß. Hauptmann der Artillerie. Leipzig 1829.

[3] Beschreibung der Erde. Ein Hand- und Lesebuch für jeden Stand bearbeitet von W. Hoffmann. Stuttgart 1834.

[4] Vollständiger Handatlas der neuern Erdbeschreibung über alle Theile der Erde in 82 Blättern, herausgegeben von Dr. K. Sohr. 5. Aufl., vermehrt und verbessert von Dr. H. Berghaus. Glogau u. Leipzig 1855.

Beschuana Volk, in zahlreiche Stämme getheilt, deren Dialekte die Seschuanasprache zum Schlüssel haben.

Eine ganz andere und der Wirklichkeit viel näher kommende Zeichnung bietet uns in demselben Jahre (1855) Berghaus, der Herausgeber des eben vorhin genannten Atlasses.

Zwei bedeutende Ströme aus Norden vereinigen sich mit dem Nid el Nil im Gebiete des Bahr el Gasal, und dorthin mündet der aus dem unbekannten Südosten, wo die „Negerstämme" eingezeichnet sind, kommende Bahr el Abiad[1]. Am richtigen Platz stößt auch der Jelkir oder Saubat zu dem Weißen Fluß. Für den so eigenthümlichen Unterschied der beiden letzten Darstellungen des obern Nils, welche doch durch die Hände desselben Herausgebers gegangen sind, wissen wir keinen Grund anzugeben.

Nach diesem flüchtigen Blick auf die mangelhaften Kenntnisse der Nilquellen, wie sie sich bis in die fünfziger Jahre noch geltend machten, wollen wir jetzt die Erforschungsgeschichte und deren Vorbereitung in ihren Hauptdaten an uns vorüberziehen lassen.

Am 9. Juni 1788 war die African Association gegründet worden. Sie war die älteste geographische Gesellschaft. Es begann mit ihr die wissenschaftliche, zielbewußte, planmäßige Afrikaforschung, und damit gewann auch die Erdkunde wissenschaftlich wie praktisch eine erhöhte Bedeutung. Zwei Ziele waren es, welche seitdem die Entdeckungsreisenden in erster Linie zu erreichen sich bestrebten: Die Quellen des Nigers und die Quellen des Nils. Der erste zu diesem Zwecke nach Nordostafrika ausgesandte Forscher war Ledyard, der 1788 von Aegypten nach Südwesten ins Innere vordringen sollte, aber in der Libyschen Wüste seinen Tod fand. Glücklicher war der Engländer Browne, der 1792 nach Siwah ging und 1793—1796 Dar Fur erreichte. Wenn auch sein Bericht[2] dürftig und nicht ganz zuverlässig erscheint, erkannte er doch, daß die von Bruce[3] beanspruchte Nilquelle nicht die richtige, sondern daß der Weiße Strom der Hauptarm sei. Seine Karte zeigt das Mondgebirge bei 7—8° nördl. Br. Die Quellseen hingegen sind ausgelassen.

Von Europa aus leichter erreichbar als irgend ein anderer Theil, wurde Aegypten bald das bestgekannte Land Afrikas. Wichtig dafür war

[1] Vollständiger Universal-Handatlas von Dr. H. Berghaus. 5. Aufl. Glogau 1855. In diesem Atlas behandeln 5 Karten Afrika und dessen Theile.

[2] Travels in Africa. London 1799.

[3] Travels into Abyssinia. 1790. 5 vols.

namentlich die Expedition des Generals Bonaparte 1798—1801. Die Arbeiten der französischen Gelehrten wurden grundlegend für die ganze moderne ägyptologische Forschung; die Augen der Welt wurden wieder auf das Land der Pharaonen gelenkt. Und wenn auch das archäologisch-geschichtliche Interesse überwog, so kam doch die Geographie dabei nicht zu kurz. Männer wie Denon, Delisle, Geoffroy Saint-Hilaire waren es, deren Aufnahmen unter der Leitung Jomards in einem großen Atlas niedergelegt wurden. Denons dreibändiges Buch[1] erhielt in kurzer Zeit vier Auflagen. Im Anschluß an die französische Expedition drang der Maler Max v. Waldeck 1801 durch die Wüste von Dongola tief in Nubien ein. Gleich darauf wurde ein Theil von Nubien von Hamilton 1801, Denon 1802 und Girard bereist, und der Mohammedaner Ibn Omar el Tunsy kam 1803—1805 bis nach Dar Fur. Salt[2] drang 1805—1809 nach Nordabyssinien vor, und Seetzen[3] erforschte den nördlichen Theil der Libyschen Wüste. Indessen wäre die französische Expedition samt ihrer Anregung vielleicht nur eine Episode geblieben, wenn nicht Aegypten durch Mohammed Ali von 1805—1848 dem Einflusse der europäischen Cultur dauernd erschlossen worden wäre. Die Eroberungssucht dieses Mannes, der zu Kavala im alten Macedonien als Sohn eines Vorstehers der dortigen Straßenwächter geboren wurde, hatte für die Erforschung des Nils die besten Folgen.

Durch den Sieg von Korti 1820 war Nubien unterworfen, und sofort ging man an die Eroberung Sennars, von dessen Goldreichthum man gehört hatte. Der Armee Ismaels schlossen sich 1821—1822 die Forscher Cailliaud[4] und Letorzek an. Die vorzügliche Routenaufnahme dieser Reisenden bildete bis in die neueste Zeit die Hauptgrundlage unserer Kenntnisse jener Gegenden[5].

Im Jahre 1821 stand Cailliaud am Zusammenfluß der beiden Nilarme und konnte nun durch den Augenschein sich belehren, daß der west-

[1] Voyage dans la Basse et la Haute Égypte pendant les Campagnes du Général Bonaparte par *Vivant Denon*, membre de l'Institut National etc. 3 vols. 4e éd. Paris 1803.

[2] Account of a voyage to Abyssinia. 1814.

[3] Berliner Zeitschrift für Erdkunde III (1854), 217 ff., und Reisen durch Syrien, Arabien, Unterägypten 1854—1859. 4 Bde.

[4] Voyage à Meroë, au fleuve blanc, au-delà de Fazoql dans le midi du royaume de Sennâr, a Syouah et dans les cinq autres oasis fait 1819—1822 (1823—1826. 4 Bde., mit Atlas in 2 Bdn. Auszüge daraus im „Ausland" 1828).

[5] Peterm. Mitth., Ergänzungsheft 1862—1863, Karte 2.

liche Fluß den Vorrang habe[1]. Aber er glaubte, daß derselbe nicht von Süden, sondern von Westen komme. Er hielt sich dabei an die Ansicht des kühnen Deutschen Burckhardt, der 1816 die Wüsten am mittlern Nil bereist und Abyssinien besucht hatte. Auf der seinem Buche[2] beigegebenen Karte kommt der Weiße Fluß aus dem Stromgewirr des Bahr el Gasal, wo man den „Gebel el Kumri (Montes lunae Ptolemaei)" noch sieht und dabei liest: „Weißer Fluß, ein beständiger Strom", wie bei dem andern Arm: „Blauer Fluß, steigt und fällt". Die Libysche Wüste und Oberägypten bereisten 1820—1825 Minutoli, Scholz, Hemprich und Ehrenberg. Der Sultan Tecma kam 1821 nach Dar Fur, Rüppell[3] 1824 nach Nubien und Kordofan, v. Prokesch-Osten[4] an den mittlern Nil.

Wenn nun auch die ägyptische Regierung vorläufig kein Interesse an der Nilfrage zeigte, so trug doch die Gründung Chartums 1823, welches sich rasch zum Mittelpunkte der Sudanländer hob, sehr viel zur Lösung des Nilproblems bei. Zuerst soll Höchst 1824 den Weißen Nil befahren haben. Eigentlich aber datirt die moderne Nilforschung vom Jahre 1827.

In diesem Jahre gelangte nämlich der Abgesandte der African Association, Linant de Bellefonds, den Nil hinauf bis El Ais, 13,6° nördl. Br. Aus der Beschaffenheit des im Flusse mitgeführten Schlammes sowie der schwimmenden Pflanzenmassen schloß er, daß der Weiße Nil nicht direkt von einem Gebirge kommen könne, sondern eine Seegegend durchströmen müsse, welche Ansicht ihm von Scheik Hassan auch bestätigt wurde. Nach eingezogenen Erkundigungen setzte er die Nilquelle auf etwa 7° nördl. Br. fest[5]. Doch rückte die Erforschung des Bahr el Abiad und seiner Uferstrecken nur langsam voran.

Wir erwähnen die Kriegszüge und Sklavenjagden des Ibrahim Kaschef und des Kurschid Bey, die 1828 bis in das Gebiet der Dinkaneger sich erstreckten. Die Erzählungen, die uns Prudhon[6], Holroyd[7],

[1] Bullet. de la Soc. de Géogr. I (Paris 1822), p. 157.

[2] Burckhardts Reisen, herausgegeben von Dr. Bertuch, Großherzogl.-sächs.-Weimarscher Legationsrath, Ritter des Weißen Falkenordens u. s. w. Weimar 1820.

[3] Reisen in Nubien, Kordofan und im peträischen Arabien 1829; Reisen in Abyssinien 1838—1846. 2 Bde.

[4] Erinnerungen aus Aegypten und Kleinasien 1829—1831. 3 Bde. Das Land zwischen den Katarakten des Nils. 1831.

[5] Journal of the Roy. Geogr. Soc. II (London 1832), 26. 186.

[6] Ibid. V (1835). 38. [7] Ibid. (1839) p. 190.

Pückler-Muskau[1] davon geben, enthalten außer wenigen unbedeutenden Schilderungen der Schilluk und ihrer Inseln manche fabelhafte Angaben von echt türkischer Auffassung.

In den Jahren 1838 und 1839 hielt sich der Böhme Pallme in Kordofan auf. Seine Nachrichten über den „Bacher-abbiad", die er im 18. Kapitel seines Büchleins[2] gibt, sind leider ebenso kurz als unbestimmt. Er will diese Nachrichten auch an A. d'Abbadie geschickt und dieser soll sie der Akademie in Paris und der Geographischen Gesellschaft in London mitgetheilt haben. Der große Abyssinienforscher d'Abbadie hatte allerdings geglaubt, in dem von ihm wiederentdeckten Godscheb in Kaffa den Oberlauf des Nils gefunden zu haben, und fixierte dessen Quelle auf 7,8° nördl. Br. und 37° östl. L.[3]

Wichtiger als die eben genannten Reisen sind die von Russegger[4] und Kotschy[5] in den Jahren 1837 und 1839. Der im Bergbau sehr erfahrene Russegger erschütterte noch mehr als seine Vorgänger durch einen Brief an die Geographische Gesellschaft in London den Glauben an die ptolemäischen Mondberge[6].

Theodor Kotschy, der tüchtige und vielgereiste Botaniker, schildert uns das reiche Savannenland, welches südlich von Nubien in Kordofan auftritt, als fruchtbare Landschaft, belebt von Viehherden und zahlreichen wilden Thieren. Wir verdanken ihm manche Zusätze zu dem Kärtchen Linants und werthvolle Erkundigungen über die von Westen kommenden Flüsse.

Es kam aber niemand über den 13.° nördl. Br. hinaus. Zwar wurde in Paris 1832 eine Subscription für eine Reise nach den Nilquellen eröffnet, aber das ganze Unternehmen scheiterte schon vor dem Versuch[7].

Nun kam doch eine Wendung. Das Jahr 1839 kann als Anfang einer ganz neuen Epoche in der Erforschung des obern Nils bezeichnet werden. Mohammed Ali hatte nämlich auf einer Inspectionsreise in die neu eroberten Nubischen Länder von dem Goldreichthum des Nilquellen-

---

[1] Aus Mehemed Alis Reich. Vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen. III, 284.

[2] Beschreibung von Kordofan u. s. w. von Ignaz Pallme. Stuttg. 1843.

[3] Athenäum, 9. October 1848.

[4] Reisen in Europa, Asien und Afrika 1835—1841. Bd. II, 2. Theil.

[5] Allgemeiner Ueberblick der Nil-Länder. Reise nach Kordofan 1839; Peterm. Mitth., Ergänzungsband II (1862/63), (3)—(17).

[6] Journal of the Roy. Geogr. Soc. VIII (1838) p. 252.

[7] Bullet. de la Soc. de Géogr. X (1848), 304.

gebietes gehört und den Plan gefaßt, von daher wenn möglich seinen erschöpften Finanzen wieder aufzuhelfen. Die sofort beschlossene großartige Expedition sollte schon aus diesem Grunde eine rein türkische sein. Die Oberleitung hatte Selim Bimbaschi, der auch vom 17. November 1839 bis zum 28. Januar 1840 bis $6^1/_2{}^0$ nördl. Br. vordrang, dann aber unter dem Vorwand, der Fluß sei zu seicht, umkehrte. Die wissenschaftliche Ausbeute ist gleich null [1]. Unzufrieden mit diesem Resultat erhielten bei der zweiten Reise die Gelehrten d'Arnaud und Sabatier die wissenschaftliche Leitung, denen sich auch Ferdinand Werne anschloß. Die Fahrt ging vom 23. Nov. 1840 bis zum 18. Mai 1841 bis gegen Gondokoro. Man erreichte 4^0 42′ nördl. Br., und es war somit die Stelle, wo d'Anville, Browne und Cailliaud ihr Mondgebirge hingesetzt hatten, schon überschritten. Erst mit unsäglicher Mühe gelang es, aus den Angaben Wernes [2] und aus seinem Tagebuch den Bahr el Abiad und seinen Zusammenfluß mit Bahr el Gasal zu skizziren [3]. Indessen hatte Werne ausdrücklich erklärt, daß nach Aussage des Barikönigs die Nilquellen eine Monatreise weit im Süden im Lande der Anjan lägen [4].

Die dritte Nilexpedition stand ebenfalls unter der Führung Selims und wurde begleitet von d'Arnaud, Sabatier und Thibaut. Sie kam nicht einmal bis Gondokoro, und von wissenschaftlichen Resultaten ist nichts bekannt geworden.

Mohammed Ali mußte einsehen, daß er auf den Entdeckerruhm und noch mehr auf die Hilfsquellen des erträumten Goldlandes zu verzichten habe. Doch hatte seine Unternehmung einen andern Erfolg.

Der Erschließung des Bahr el Abiad folgte ein kleiner Sturm von Segelfahrten europäischer und türkischer Händler, welche durch den Reichthum an Elfenbein und auch durch den Sklavenhandel herbeigelockt wurden.

Im Jahre 1843 oder 1844 segelte eine kleine Flotille von 6 bis 7 Barken bis zum $7.^0$ nördl. Br., und 1845 scheint bereits der sardinische Consul Brun-Rollet eine größere Expedition geleitet zu haben. Er erreichte in Begleitung eines Herrn Lafargue Fayak im Lande der Kitsch, gründete

[1] Ritter über die drei Nilexpeditionen in: Monatsberichte der Gesellsch. für Erdkunde IV (1843), 117; Proceed. of the Roy. Geogr. Soc. II (1857 and 1858), 222.

[2] Expedition zur Entdeckung der Quellen des Weißen Nils. Mit Vorwort von C. Ritter und einer Karte von Mahlmann.

[3] Peterm. Mitth., Ergänzungsband II, 29.

[4] Monatsber. der Berliner Gesellsch. für Erdkunde 1845, S. 21.

die erste Handelsstation und stellte sie unter die Aufsicht des Syriers Ibrahim Bas. Bis zu seinem Todesjahre 1857 hat Brun-Rollet den Weißen Nil oft befahren. Doch ist die wissenschaftliche Ausbeute aus seinem Buche[1] gering.

Nun betheiligten sich auch die katholischen Glaubensboten an dem Forschungswerke. Durch ein Decret Gregors XVI. wurde am 3. April 1846 das Apostolische Vicariat von Centralafrika errichtet. Der erste Apostolische Vicar, P. Ryllo S. J., starb schon 1848. Ihm folgte Dr. Knoblecher. Schon in dieser ersten Periode hatte die Mission eine Niederlassung in Chartum, eine in Gondokoro, errichtet 1849 von Dr. Knoblecher, eine in Heilig Kreuz, errichtet 1856 von Mosgan, und eine in Schellal gegenüber der Insel Philä. Nach dem Zeugnisse Petermanns und Hassensteins[2] haben die Missionäre manch kostbare Nachrichten für die Karten der Nilländer geliefert. Sehr viel werthvolles Material über die Völkerverhältnisse des Weißen Flusses und dessen Anwohner enthält das schlichte und einfach geschriebene Werkchen Kaufmanns[3]. Die Karten Kaufmanns und die des italienischen Missionärs Beltrame[4] enthalten die Reiseroute des Missionärs Morlang von 1859 in besserer Form, welche zuerst der Reisende Miani auf einer höchst rohen Skizze in großer Unordnung und mit übertriebenen Entfernungen als eigene Erkundigung angegeben hatte[5]. Eine sehr richtige Bemerkung über Miani steht in einem Privatbriefe Lejeans vom 6. October 1861: „Miani beschuldigt in einer seiner Notizen die Missionäre, nichts für die Wissenschaft gethan zu haben, und doch verdankt er den ganzen westlichen Theil seiner Karte den sehr guten Arbeiten Franz Morlangs." Wie oft könnte dieses Urtheil wiederholt werden!

Die Station Gondokoro mußte 1860 aufgehoben werden. Die Thätigkeit der Missionäre wurde gehemmt durch das schamlose Treiben der türkischen und nicht minder der europäischen Händler. Männer wie Dandolo, v. Heuglin, Hartmann, Lejean, v. Harnier haben die empörende Niedertracht dieser Sorte von Menschen gebührend zu kennzeichnen versucht.

---

[1] Le Nil Blanc et le Soudan. 1855.

[2] Peterm. Mitth., Ergänzungsband II, 30.

[3] Das Gebiet des Weißen Flusses und dessen Bewohner. Brixen 1861.

[4] Di un Viaggio sul Fiume Bianco nell' Africa Centrale. Verona 1861. Erschien auch 1881 als Il Fiume Bianco e i Denka.

[5] Esplorazione verso le origini del Nilo eseguita da *G. Miani*. 1859—1860.

Aber auch der Tod räumte unbarmherzig auf. Von 1848—1884 sind 37 Missionäre, davon 15 in Chartum, gestorben. Der Aufstand des Mahdi hat vollends alles zerstört[1].

Bedeutendere Touren am Weißen Flusse hatten auch unternommen: Emil Dandolo 1851, Bologneſi 1856/1857, Marquis Antinori 1860/1861, v. Harnier 1860/1861, A. de Bono, Dr. Peney und Lejean 1859. 1859 und 1860 reiste der junge Eugen de Pruyssenaere dreimal in rascher Folge zwei Breitengrade gegen Süden.

Pruyssenaere war ein unruhiger, von heißem Wissensdrange erfüllter Kopf, hatte umfassende Kenntnisse, sprach und schrieb 7 bis 8 Sprachen, und seine kräftige Constitution schien ihn besonders zu diesem Berufe zu befähigen. Leider starb er schon am 15. December 1864 in der Nähe von Chartum. Die Resultate seiner Forschungen, über die er selbst soviel wie nichts veröffentlicht hat, finden sich im 50. Ergänzungsheft zu Petermanns Mittheilungen von K. Zöppritz zusammengestellt.

Im Jahre 1860 hatte sich Miani vorgenommen, den weißen Strom entlang bis zu den Quellen vorzudringen, und gelangte bis 3° 34′ nördl. Br. Bis hierher ist der Nillauf von Norden her entdeckt worden. Endgiltig war also die auch in den fünfziger Jahren noch so oft beliebte Umbiegung nach Osten in die südabyssinischen Vorberge aus der Welt geschafft. Neue Erkenntnisse und neue Unternehmungen greifen jetzt in den Gang der Nilforschung ein. Ihr Schauplatz ist das östliche Afrika.

Es möge uns aber gestattet sein, vorher einen kurzen Blick auf das Gebiet des Bahr el Gasal zu werfen.

Der sardinische Consul Vaudey suchte 1851 auf dem Wege des Bahr el Gasal nach Dar Fur zu gelangen, verlor aber bei Gondokoro das Leben. Seine Idee wurde jedoch von Brun-Rollet erfaßt, der 1855 die Reise antrat. Die Eröffnung der an Elfenbein so reichen Gegenden zog viele Handelsleute hin. Geographische Mittheilungen haben wir namentlich den Gebrüdern Jules und Ambroise Poncet, den Neffen des unglücklichen Vaudey, zu verdanken[2]. Petherick, Antonio Castel, Bologneſi, Antinori,

[1] Siehe Historische Uebersicht und Schilderung der Zustände des Apostolischen Vicariates Centralafrika, von Msgr. D. Comboni, Apost. Vicar. Wien 1878. Mittheilungen des Marienvereins in Köln und Wien. Der Sudan. Ein allgemeiner Ueberblick über das Insurrectionsgebiet von Joh. Dichtl, Apost. Missionär. Graz 1884. Vgl. die Zeitschrift „Die katholischen Missionen", besonders die Nachrichten von Fr. X. Geyer.

[2] Bullet. de la Soc. de Géogr. IV (1860), 20, p. 225.

Umuri brachten gute Ergänzungen. Zur Festlegung der Karte waren namentlich Lejean 1861 und v. Heuglin 1863 thätig gewesen. Petherick hatte sich große Verdienste erworben, indem er nach ausgedehnten Kreuz- und Querzügen 1858 Mundo im Lande der Niam-Niam, also beiläufig 4° nördl. Br., erreicht hatte. Er hatte bei seinen Entdeckungen an die Hypothese Brun-Rollets von 1856[1] angeknüpft, daß wohl der Bahr el Gasal der Hauptarm des Nils sein könnte. Das war der letzte Ausläufer jener uralten Ansicht, daß der Niger und der Nil in Verbindung stehen müßten. Die Lösung des Jahrtausende alten Problems stand unmittelbar bevor.

Das südafrikanische Hochland wird „nirgends von einem großen Strome der Länge oder der Breite nach durchzogen, also nirgends durchschnitten". „Ja es scheint, daß nur an seinem Nordabhange etwa die Hauptquellen der beiden größten Ströme, des Nils und des Joliba oder Niger, auf seinen innersten Höhen ernährt werden, und daß die andern Ströme von drittem, höchstens von zweitem Range nur in den Gebirgsketten des Randes oder auf den Seitenstufen ihren Ursprung haben." „Vielleicht daß der Mangel an strömenden Wässern in größerer Menge, als er hier innerhalb der Tropenzone und zwischen zwei Oceanen stattfindet, den Schluß zum voraus erlaubt, daß die Menge des atmosphärischen Niederschlages im Innern des Hochlandes an Regen und Schnee auch verhältnißmäßig gering sein muß, wofern nicht große Binnenseen als Sammelplätze der strömenden Wässer sich auf den Höhen vorfinden." In diesen Worten faßte schon 1817 Karl Ritter[2] seine Auffassung von der Natur des südafrikanischen Binnenlandes zusammen, und darauf baute er hauptsächlich seine Ansicht über die Unzugänglichkeit Afrikas auf. Wir wissen jetzt freilich, daß nur die Küstenzone mit ihren Stromschnellen und Wasserfällen zu überschreiten ist, um auf ein weitverzweigtes Wassernetz, welches über das ganze Land sich ausbreitet, zu stoßen.

Seit 1518 hatte man, wie wir gesehen haben, Kunde von einem großen See in Innerafrika, landeinwärts von Moçambique. Man nannte ihn den Marawi-See und brachte ihn infolge der Ptolemäischen Darstellung mit dem Nil, schließlich auch mit dem Kongo, dem Sambesi und dem Limpopo in Verbindung. Seit 1835 hatte Cooley mit unermüdlichem

[1] Journal of the Roy. Geogr. Soc. XXVI (1856), p. CCXII.

[2] Erdkunde I, 77 ff.

Fleiße alle Nachrichten darüber gesammelt, ihm auf seinen Karten (1845 und 1853) eine feste Lage anzuweisen gesucht und den Namen Nyassa in die Literatur eingeführt[1]. Unrichtig ist aber die häufig zu lesende Ansicht, daß man Cooley die erste Kunde von den Nilseen zu verdanken habe. Obwohl nämlich schon 1845 Macqueen[2] die Angabe eines gewissen Lif Ben Seid, daß „der Große See auch die Quelle des ägyptischen Nils" sei, mitgetheilt, blieb Cooley und mit ihm die Mehrzahl der Geographen der Ueberzeugung, daß es nur einen See gebe. Auch 1859 hielt er noch am Zusammenhange des Tanganyika und Nyassa fest. Natürlich mußte dieser eine See eine immer größere Ausdehnung annehmen, je deutlicher die Lage des Tanganyika und des Ukerewe hervortrat.

Da bahnte sich mit einemmal ein großer und überraschender Erfolg an.

In Mombasa an der Ostküste war 1844 eine Missionsstation der Anglikaner gegründet worden. Die Sendboten Krapf, Rebmann und Erhardt hörten durch die arabischen Händler bald von einem großen See, bald von einer Reihe von Seen, die im Innern liegen sollten. Im Jahre 1849 entdeckten sie auch die Schneeberge am Aequator: Rebmann den Kilimandscharo, Krapf den Kenia. Im Jahre 1855 sandten Rebmann und Ehrhardt eine ziemlich rohe Kartenskizze nach England.

Die enorme Ausdehnung der Seen sowie deren eigenthümliche Gestalt lenkte die Aufmerksamkeit der geographischen Welt auf diese Skizze. Die Meinung tauchte auf, daß man es schließlich doch hier mit den wirklichen Quellseen des Nils zu thun haben müsse. Die Begleitworte der Karte erregten in der Presse und in der öffentlichen Meinung eine solche Aufregung, daß die Geographische Gesellschaft sich entschloß, mit einem kühnen Griff den Schleier des Geheimnisses zu lüften.

Hauptmann Burton und Leutnant Speke, die früher bei der englischen Armee in Indien gestanden und bereits von der Somaliküste her nach Innerafrika hatten vordringen wollen, erhielten den Auftrag, die Umgrenzung des Sees von Ujiji zu bestimmen.

Am 13. Februar 1858 wurden sie für ihre ungeheuern Anstrengungen durch den ersten Anblick des Tanganyika belohnt. Die arabischen Händler hatten von einem Flusse Rusisi erzählt, der am Nordende den See verlasse. Das wäre ein Fingerzeig für die Nilquellen gewesen. Die Reisenden be-

[1] Peterm. Mitth. 1888, S. 176; Journal of the Roy. Geogr. Soc. X (London 1845), map 1.

[2] Ibid. X, 371 ff.

fuhren also den See, kamen aber nur bis Uvira an der Westküste. Da Burton durch Rheumatismus halb lahm, Speke aber beinahe blind geworden war, mußte man Halt machen. In Uvira behaupteten jedoch alle die vielen Besucher, daß der genannte Fluß in den See hinein-, nicht aus ihm herausfließe. Burton bemerkt: „Es ist eine Eigenthümlichkeit der Reisen in Afrika, daß der Forscher gewöhnlich beim letzten Schritt, den er zu seinem Erfolge noch zu thun hätte, aufgehalten wird, und dann so nachhaltig, als hätten alle Wellen des Atlantischen Oceans oder aller Sand der Sahara sich zwischen ihn und sein Ziel gedrängt“ [1]. Das kam Burton um so mehr aus dem Herzen, da gerade er den Entdeckerruhm verlieren, sein Genosse Speke ihn gewinnen sollte. Im Mai 1858 verließen die beiden Offiziere den Tanganyika und gelangten im Juni nach Kase in Unjamjebe. Hier erhielten sie zuerst bestimmtere Nachrichten über die ganze Seengegend. Ein Araber theilte ihnen mit, daß der Nyassa, der Tanganyika und der Ukerewe nicht *eine* Wasserfläche, sondern drei verschiedene Seen seien. Nun entschloß sich Speke, einen Abstecher nach Norden zu machen. Burton war zu schwach. Er blieb zurück, um Nachfrage anzustellen. Am 9. Juli 1858 brach Speke auf, und schon am 30. Juli erblickte er den Ukerewe-See.

Von diesem Augenblicke an blieb Speke überzeugt, den Quellsee des Nils gefunden zu haben — und so war es auch.

Der ganze See war den Eingebornen bekannt als Nyansa, welchem Worte Speke als treuer Engländer den Namen seiner Königin, derselben, die heute noch regiert, Victoria, voransetzte. Begeistert machte sich Speke auf den Rückweg. Aber eine arge Ernüchterung wartete seiner, da sich Burton über die glückliche Entdeckung nervös gereizt und eifersüchtig ablehnend zeigte. Ja Burton trug in seiner officiellen Karte vom Nyansa nur den ganz kleinen, von Speke wirklich gesehenen Theil ein und bestritt in der bittersten Art, daß Speke die oder überhaupt eine Nilquelle entdeckt habe. Speke hingegen veröffentlichte seine Entdeckung in den englischen Tagesblättern und machte sich anheischig, die Entdeckung durch neue Reisen auszunutzen. Und wirklich betraute die Geographische Gesellschaft Speke und mit ihm seinen Freund, den Hauptmann Grant, mit einer neuen Expedition. Am 27. April 1860 segelten die beiden Forscher ab. Schon

[1] *Rich. F. Burton*, The Lake Regions of Central Equatorial Africa, bildet den XXIX. Band des Journal of the Roy. Geogr. Soc. London 1859.

in Karagwe erzählten ihnen die Eingeborenen, daß gegen Norden ein hohes Gebirge sei, auf welches „weißes Pulver" niederfalle. Speke zog nach Uganda, wo er vom König Mtesa hörte, daß ein Fluß den Victoriasee im Norden verlasse, dann durch Unyoro gehe, und daß endlich im Nordwesten sich ein zweiter großer See, Luta-Nsige, befinde.

Während nun Grant nach Unyoro zog, marschirte Speke gegen Nordosten, traf bei Burondogani auf den angegebenen Fluß, ging aufwärts und entdeckte wirklich in einem 12 Fuß hohen und 1000—1200 Fuß breiten Wasserfall den Austritt des Nils aus dem Victoriasee.

Leider war es nun nicht mehr möglich, den Luta-Nsige aufzusuchen. Die mitgenommenen Waren und die Kräfte der Reisenden waren erschöpft. Sie beschlossen nach dreijähriger Wanderung, so rasch als möglich über Gondokoro und Aegypten heimzukehren. Man verfolgte nicht weiter den Lauf des Stromes, sondern suchte rasch voranzukommen. Bald traf die Expedition glücklich in Gondokoro ein. Ihre Kleider waren zerfetzt und ihr Aussehen ein wahrhaft afrikanisches; aber die beiden Männer brachten die Lösung des Geheimnisses der Nilquellen mit sich. In Gondokoro traf man mit Herrn und Frau Baker zusammen, welche ausgezogen waren, den beiden Forschern zu helfen oder, wenn das nicht möglich, selbst den obern Nil zu erforschen. In einem von Baker zur Verfügung gestellten Schiff fuhren die Reisenden rasch den civilisirten Gegenden zu, und bald kam die Meldung von Speke nach England: The Nile is settled.

Ja, die Nilfrage war gelöst, aber nur insoweit, als sie eine historische Bedeutung hatte und eben dadurch eine so hervorragende Rolle spielte. Man wußte jetzt, daß der Weiße Nil in Wahrheit aus großen Binnenseen hervorkommt, in deren Nähe Berge mit schneetragenden Häuptern sich erheben, wie es Ptolemäus im 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung auf Karten angedeutet und mit Worten ausgesprochen hatte. Weit entfernt nun, daß das öffentliche Interesse damit geschwunden sei, wurden die Nilquellen erst recht das Thema zahlreicher Schriften und Erörterungen; denn Spekes Entdeckungen hatten einen Blick in eine neue Welt gestattet und eine Menge neuer Fragen und neuer Zweifel wachgerufen. Mit Freuden betrachtet man die Karte, die Speke 1863 im Journal der Geographischen Gesellschaft von London veröffentlichte und die mit einem Schlage mit dem großen Centralsee, mit Zaire-Zembre, Zaflan und Zachaf endgiltig aufgeräumt hat.

Unterdessen waren Herr und Frau Baker wirklich bis zum Luta-Nsige gekommen, an dessen Nordostecke sie den Eintritt des Nils (Kivira)

entdeckten. Man fuhr den Strom hinauf, und bald bot sich ein Anblick, den die Reisenden wohl nicht mehr vergessen haben. In einem 120 Fuß hohen Sturz eilten die Gewässer dem Luta-Nsige zu. Baker gab dem Katarakt den Namen der Murchisonfälle. Darauf wurde auch der Ausfluß nach Norden entdeckt[1].

Die beiden Seen des Ptolemäus waren also wiedergefunden.

Doch nichts Großes ohne Widerspruch. Burton und auf seiner Seite die Theoretiker, namentlich der sonst so vernünftige Beke, der sich freilich etwas unbescheiden den theoretischen Entdecker der Nilquellen nannte, sie aber nach Abyssinien versetzte, meinten, die Karte Spekes müsse so umgewandelt werden, daß der Tanganyika seinen Ausfluß nach dem Albertsee habe, daß der Victoriasee in zwei Theile zerlegt werde, daß der Nyansa-Ausfluß jedenfalls geringer sei als der vom Baringosee kommende Assua, daß somit der Assua als der eigentliche Weiße Nil zu betrachten sei. Ebensoviele absolute Unrichtigkeiten als kühne Behauptungen!

Aber auch Livingstone, der 1859 bis zum Nyasse, dem alten Marawi, vorgedrungen, war der Meinung, Speke habe seine Entdeckung überschätzt und der Tanganyika spiele bei den Nilquellen doch eine Rolle. Der ganze Streit konnte nur durch eine neue Forschungsreise geschlichtet werden, und diese wurde von der Geographischen Gesellschaft dem erprobten Livingstone übertragen. Livingstone zog aus, um niemals wiederzukehren. Er gab sein Leben zur Erforschung des Nils, hat aber dessen gesuchten Oberlauf niemals erblickt, hingegen die Quelle des Kongoflusses entdeckt.

Zunächst umschritt Livingstone den Südrand des Tanganyika und setzte damit ein für allemal fest, daß derselbe mit dem Nyassa nicht zusammenhängt. Dann entdeckte er den Moëro- und den Bangweolo-See, wandte sich von da nach Norden und folgte dem Lualaba bis Nyangwe. Den herrlichen Lualaba hatte Livingstone erst für den Nil gehalten; da derselbe aber immer mehr sich nach Westen wandte, kamen dem Forscher doch Zweifel. Von Nyangwe mußte Livingstone über den Tanganyika nach Ujiji zurückkehren, und dort wurde der kranke und verlassene Mann von Stanley, der ihm zu Hilfe geschickt war, aufgefunden. Beide Forscher besuchten das Nordende des Tanganyika und fanden für immer, daß der Rusisi kein Abfluß, sondern ein Zufluß des Sees sei und dieser also mit

[1] Baker, Der Albert Nyansa. Uebersetzt von Martin. 1867.

dem Albert-Nyansa und deshalb mit dem Nil wenigstens von der nördlichen Ecke her in keiner Verbindung stehe.

Nun war noch zu erledigen, wohin der Tanganyika seinen Abfluß sende und ob der Lualaba nicht doch zum Nilsystem gehöre.

Livingstone war an den Ufern des Bangweolosees gestorben. Da kam Stanley zum zweitenmal nach Afrika. Am 27. Februar 1875 war er am Südende des Victoriasees, umfuhr die ganze Wasserfläche und bewies die Richtigkeit der Behauptung Spekes, daß der Victoria Nyansa vom Baringo gänzlich getrennt sei. Der Versuch, den Albertsee Bakers zu erreichen, gelang nicht. Dafür fand Stanley den Muta-Nsige oder Albert-Eduard-See. Darauf reiste er nach dem Victoria-Nyansa zurück, fand den von Speke schon entdeckten Kitangule, jetzt Kagera, wieder, und gab ihm den Namen Alexandra-Nil, weil er der größte Zufluß des Sees ist.

Unterdessen hatte Leutnant Cameron den Tanganyika befahren und dessen Ausfluß in den Lualaba entdeckt, war dann bis Nyangwe gekommen, wo er gleich Livingstone umkehren mußte. Stanley ließ sich nicht abschrecken, sondern fuhr von Nyangwe stromabwärts und blieb verschollen, bis er auf einmal im Westen Afrikas an der Kongomündung wieder auftauchte.

Im Jahre 1876 untersuchte Gessi mit einem kleinen Dampfer den ganzen Albertsee, konnte aber an dem sumpfigen Südufer keinen Zufluß finden; doch war das ein Irrthum.

Diese letzte Frage, ob nämlich auch der Albert-Eduard-See zum Nilsystem gehöre, löste wiederum Stanley bei der Emin Pascha-Expedition. Als er 1889 heimwärts zog, fand er den Semlikifluß aus dem Albert-Eduard-See nach Norden dem Albertsee und damit dem Nile zuströmen. Rechts davon erhob sich das Gebirge 1200—5000 m in die Region des ewigen Schnees. Somit hatten auch die Mondberge endlich ihren Platz und damit ihre Ruhe gefunden.

Werfen wir jetzt einen kurzen Blick auf die Forschungsthätigkeit im Norden der großen Seen. Gesandt von der ägyptischen Regierung, versuchte Samuel Baker im Februar 1870 mit 34 Schiffen den Weg nilaufwärts, kam aber erst nach wiederholtem Rückzuge am 15. April 1871 nach Gondokoro und nahm formell im Namen des Khedive Besitz vom Barilande. Aber die Bari wehrten sich, und man mußte einstweilen nachgeben. Die im März 1872 aus Chartum kommenden Nachrichten fügten

hinzu, daß bis zu dieser Zeit die Expedition bereits $2^1/_3$ Millionen Thaler gekostet habe[1].

Den Mißerfolg Bakers sollte Oberst Gordon wieder gut machen. Als Generalgouverneur der Aequatorialprovinzen hatte er die Aufgabe, die ägyptische Besetzung der Nilquellenländer fortzuführen, durch eine Politik geduldiger Versöhnung die Feindschaft der Bevölkerung und durch Förderung des Handels und anderer Erwerbsquellen den Sklavenhandel langsam zu beseitigen.

Im Jahre 1873 zog Gordon auf seinen Posten. Ihn begleitete Ernst Marno, der bereits früher in der Nilgegend mit Erfolg als Forscher thätig gewesen war[2]. Gordon arbeitete unermüdlich für die Befestigung und Ausbreitung der ägyptischen Herrschaft, wie für die geographischen Entdeckungen. Sein Ziel war von vornherein, die Grenzen seines Machtbereiches bis an die beiden Nilquellen, den Victoria- und Albert-Nyanfa-See vorzuschieben. Die Kette seiner kleinen Soldatenstationen erreichte auch bald die beiden Seen, und die Offiziere Gordons halfen wacker mit. Oberst Long war 1874 beim König von Uganda, den seit Grant und Speke kein Europäer mehr besucht hatte, befuhr den Kivira und fand wahrscheinlich den Kiodjasee[3]. Im Jahre 1875 kam Linant de Bellefonds am 11. April nach der Residenz Mteſas, wo er am folgenden Tage höchst unerwartet mit Stanley zusammentraf.

Oberhalb Gondokoro bildet der Nil bekanntlich eine Reihe von Wasserfällen. Mit der Untersuchung derselben und dem Transport eines Dampfers durch die Kataraktе, oder wenn dieses nicht möglich, um dieselben herum nach Dufile, beauftragte Gordon die Ingenieure Chippendall, Watson und Kemp. Es gelang diesen Männern trotz langwährender Anstrengungen nicht, den Dampfer zu Wasser nach Dufile zu bringen; er wurde später stückweise zu Lande dahingeschafft. Aber man verdankt ihnen die erste vollständige Karte jener schwierigen Stelle des Nils[4]. Die drei Ingenieure erreichten den ersehnten Albertsee nicht. Romolo Gessi, einem andern Offizier Gordons, war es beschieden, die Zugehörigkeit dieses Sees zum Nilsystem gegen alle Zweifel, welche die Entdeckung Bakers wieder fraglich

[1] Sitzungsbericht der Londoner Geogr. Gesellsch. 1872, und Proceed. of the Roy. Geogr. Soc. XVIII (1874), nr. 2, p. 131.

[2] E. Marno, Reisen im Gebiete des Blauen und Weißen Nil in den Jahren 1869—1873. Wien 1874.

[3] Proceed. of the Roy. Geogr. Soc. XIX (1875), 107. [4] Ibid. p. 324.

gemacht hatten, zu rechtfertigen[1]. Erst im Dienste Gordons, dann als dessen Nachfolger hat Emin Pascha (Dr. Schnitzler) seit dem Jahre 1876 das Gebiet zwischen der Station Lado bis zum Nordufer des Victoria und dem Westufer des Albertsees durch zahlreiche Kreuz- und Querzüge kennen gelernt und in Berichten und Karten zusammengestellt[2]. Durch den Aufstand der Mahdisten wurde Emin von allem europäischen Verkehr abgeschlossen und durch die Expedition Stanleys 1889, über deren Beweggründe und Vorangehen das letzte Wort noch nicht gesprochen ist, nach Deutsch-Ostafrika zurückgebracht.

Gleichzeitig war man auch im Norden nicht müßig geblieben. Das Bahr el Gasal-Gebiet, damals noch immer das Eldorado für Elefantenjäger, wurde zuerst 1869—1871 durch Schweinfurths Reise wissenschaftlich erschlossen. Schon seine erste, in der Zeitschrift für Erdkunde zu Berlin veröffentlichte Karte bringt die werthvollsten und durchgreifendsten Berichtigungen.

Noch mehr verdanken wir Junker, der für das Gasal-Gebiet und das Land der Niam-Niam das wurde, was einst d'Abbadie für Abyssinien gewesen ist. Seine erste Reise 1877/1878 ging bis über 3° nördl. Br. hinaus in das Quellgebiet des Uëlle. Die zweite Reiseperiode (1880—1886) fällt fast ausschließlich in das Uëllegebiet jenseits der nach Nordwesten verlaufenden Wasserscheide. Während ein reich illustrirtes Lieferungswerk[3] in populärer Weise die Resultate Junkers dem Publikum darbot, wurden die wissenschaftlichen Ergebnisse in den Petermannschen Ergänzungsheften Nr. 92 und 93 zusammengefaßt. Die vier beigegebenen Kartenblätter werden wohl noch für lange Zeit das maßgebende Bild des Hauptschauplatzes der Thätigkeit Junkers und Emins bieten.

Sehr thätig war auch der Gouverneur des Gasal-Gebietes, Lupton, dessen Forschungen sich namentlich gegen Westen hin erstreckten[4].

Mit dem Falle Chartums am 25. Januar 1885 wurde aber der Zugang zum obern Nil vollständig verschlossen und so jede weitere Forschung

---

[1] Die zwei Karten Gessis wurden 1876 in Kairo vom ägyptischen Generalstabe herausgegeben.

[2] Eine werthvolle Uebersicht über die gesamte Thätigkeit Emin Paschas am obern Nil von 1877—1886 bietet die von Fr. Ratzel, G. Schweinfurth und G. Hartlaub herausgegebene Sammlung seiner Abhandlungen und Briefe. Leipzig, Brockhaus, 1888.

[3] Dr. Wilhelm Junkers Reisen in Centralafrika 1875—1886. Wien 1889.

[4] Proceed. of the Roy. Geogr. Soc. New Ser. VI (1884), p. 245.

unmöglich gemacht. Es ist jedoch zu erwarten, daß die Expedition Marchands bedeutende Aufklärung gerade über das unbekannte Gebiet der Wasserscheide zwischen Nil und Uëlle bringen wird.

Im Gebiete der Nilseen war für einige Zeit nach der Besitzergreifung eines Theiles der Ostküste durch die Deutschen die Forscherthätigkeit in den Hintergrund getreten.

Im Jahre 1885 aber führte Dr. G. A. Fischer eine Expedition nach dem Victoriasee. Er hatte den Auftrag, nach dem obern Nil vorzudringen, um Dr. Junker, welchen man dort durch den Aufstand des Mahdi abgeschnitten glaubte, Hilfe zu bringen. Die Aufnahme der Ostküste des Victoria-Nyansa durch Fischer hat die Karte Stanleys selbstverständlich ganz bedeutend verbessert [1].

Ueber die Natur an den Nilseen erfahren wir von Hauptmann Lugard einige interessante Beobachtungen [2]. Bald häuften sich die Forschungsreisen nach dem Seengebiete. Wir erwähnen die Berichte des trefflichen P. Schynse [3], dann die des Leutnant Werther [4] und des Grafen Schweinitz [5]. Am 5. Februar 1894 kam der Zoologe Oskar Neumann an den Victoriasee. Eine Recognoscirungsfahrt an der deutschen Ostküste des Sees hatte schon 1883 Leutnant Meyer unternommen [6], und über militärische Erkundigungen bis zum Urigisee in Karagwe hat Leutnant Hermann berichtet [7]. In einer zweijährigen Reise vom September 1894 bis 1896 erforschte Leutnant Wandeleur mit Jackson und Ashburnham Uganda, Unyoro und den Lauf des Kivira. Seine Karte gibt ein deutliches Bild des Nils bis Dufile [8]. Außergewöhnlich vom Glück begünstigt war die im Jahre 1891 begonnene Expedition Baumanns, welche über vielfach unerforschtes Terrain nach der Quelle des Kagera, des Hauptzuflusses des Victoriasees, vorgedrungen ist. Baumann bemüht sich, den Ruvuvu als den Hauptarm des Kagera und damit als die wirkliche Quelle des „heiligen Nils" darzustellen. In einem knapp gefaßten, aber bedeutsamen Werk

[1] Peterm. Mitth. 1895, S. 1 ff.

[2] Proceed. of the Roy. Geogr. Soc. New Ser. XIV (1892), 238.

[3] P. Schynses letzte Reisen. Herausgegeben von Hespers. Köln 1893. Vgl. auch „Kölnische Volkszeitung" vom 26. Februar 1893.

[4] Zum Victoria-Nyansa. Berlin 1894.

[5] Deutsch-Ostafrika in Krieg und Frieden. Berlin 1894.

[6] Deutsches Kolonialblatt 1893, S. 517.

[7] Ebd. S. 196.

[8] Journal of the Roy. Geogr. Soc. (1897), p. 369 ff.

hat er seine Erfolge zusammengestellt. Die kartographischen Resultate sind in Gotha in gewohnter Trefflichkeit ausgeführt worden [1].

Gegen Baumann stellt Graf v. Götzen auf, daß der Nyavarongo, der vom Rande der nördlichen Tanganyika-Umwallung herabkömmt und den Baumann angeblich nicht bemerkt haben soll, bei seiner Vereinigung mit dem Kagera viel bedeutender sei als der Kagera selbst. Mithin, schließt Graf v. Götzen, ist der Nyavarongo der eigentliche Quellfluß des Nils [2].

Diese Ansicht scheint Hauptmann Ramsay zu bestätigen [3]. In einem Vortrage über seine Expedition nach dem Ruanda und dem Rikwasee bemerkt er: „Es versteht sich von selbst, daß mich die Feststellung dieses so oft besprochenen und sagenhaften Flußsystems (Ruvuvu, Kagera, Nyavarongo) auf das äußerste interessirte. Herr Dr. Baumann hatte in seinem Buche ‚Durch Massailand zur Nilquelle' nachzuweisen gesucht, daß die [4] Kagera der Quellfluß des Nil sei, und behauptet, daß der Ruvuvu, dessen Quellen er entdeckt und festgestellt hat, und die Kagera ein und derselbe Fluß ist. Das ist nicht der Fall. Der Ruvuvu heißt nirgends Kagera; wohl aber ist der Nyavarongo und Kagera ein und derselbe Fluß, der von Westen her den Akanyaru und Kagoma aufnimmt, etwa an der Stelle, wo Graf v. Götzen auf seiner Karte schreibt: ‚Hier großes Ueberschwemmungsgebiet des Nyavarongo.' Und abgesehen von dem Namen, ist der Nyavarongo-Kagera ganz unzweifelhaft viel bedeutender als der Ruvuvu. Ich bin deshalb der Meinung, daß Herr Dr. O. Baumann die Nilquellen, wenn man, wie er, die Kageraquellen dafür hält, nicht entdeckt hat; das caput Nili quaerere besteht demnach noch fort, da es auch mir im weitern Verlauf der Expedition nicht gelungen ist, weder die Quellen des Akanyaru noch die des Nyavarongo zu finden."

Hauptmann Ramsay nimmt an, daß diese Quellen im Gebiete des heutigen Kongostaates sich befinden.

Also noch immer ist es nicht bekannt, welche Quelle die ersten Tropfen jener gewaltigen Wasserader liefert, die auf mehr denn 6000 km rechts und links Fruchtbarkeit spendend die Länder von Nord-Ostafrika durchrauscht.

Mühsam und unter Aufgebot aller Körper- und Geisteskräfte haben Reisende jeder möglichen gesellschaftlichen Stellung, Neger und Araber,

---

[1] Durch Massailand zur Nilquelle. Berlin 1894, und Peterm. Mitth., Ergänzungsheft 1894, S. 111. 4 Bl. in 1 : 600 000.

[2] Verhandlungen der Gesellsch. für Erdkunde (Berlin 1895) S. 112.

[3] Ebd. 1898, S. 313 ff. [4] Ramsay schreibt nicht der Kagera.

Elefantenjäger und Goldsucher, Sklavenhändler und Kaufleute, Berufsforscher und Touristen, Generäle und Missionäre das Kartenbild von den Regionen des obern Nils Strich für Strich zusammengetragen.

Mit welcher Bestimmtheit tritt es uns heute entgegen im Vergleiche mit der Oede einer Landkarte aus dem Jahre 1860 oder 1870!

Jetzt liegt der Strom Aegyptens, jene herrliche Wasserstraße, die bis ins Herz von Afrika führt, von der Mündung bis beinahe zur Quelle offen vor dem betrachtenden Auge des Kartographen und eines jeden, der die Karte zu lesen vermag.

Allerdings auf der rechten und linken Seite des obern Nils erstrecken sich noch gewaltige Ländermassen hinein ins Unbekannte. So sind wir z. B. über einen Strich westlich vom Rudolfsee in einer Ausdehnung von vollen sechs Breitegraden soviel wie gar nicht unterrichtet.

Ueber den wirtschaftlichen, Handels- und Kolonisationswerth der Gegenden, welche der Nil bis Chartum durchströmt, läßt sich ein erschöpfendes und nach allen Seiten hin begründetes, zuverlässiges Urtheil noch kaum abgeben. Die Forschungsreisenden sind zwar geneigt, von paradiesischen Gegenden und hoher Fruchtbarkeit zu sprechen. Indessen muß das erprobt werden.

Zur Zeit der ägyptischen Besitznahme beschäftigte man sich weniger mit solchen Fragen. Eine ruhige, wirtschaftliche Ausbeutung des Landes und deshalb eine unbeeinflußte Schätzung dessen Werthes nach dieser Hinsicht lag damals noch in ferner Zukunft. Seit 1885 konnte davon überhaupt keine Rede mehr sein. Zu läugnen ist jedenfalls nicht, daß der Besitz des obern Nilthals einer jeden Macht, die afrikanische Kolonien hat, wünschenswerth erscheinen muß. Wenn auch wirtschaftlich nicht so viel versprechend wie das Kongoreich, ist der Lauf des obern Nils schon wegen seiner verhältnißmäßig leichten Zugänglichkeit von Norden her politisch wichtig genug, um begehrenswerth zu erscheinen. Es läßt sich ferner nicht läugnen, daß der Beherrscher der Region am obern Nil auf die Bewässerung Aegyptens während der Sommermonate einen höchst bedeutenden, bezw. verhängnißvollen Einfluß ausüben könnte. Thatsächlich wird zur besagten Zeit der Nil unterhalb des großen Schleusenwerkes bei Kairo so seicht, daß ihn ein Mann bequem durchschreiten kann. Das Wasser des Flusses wird nach allen Seiten hin durch die Kanäle den durstigen Pflanzungen zugeführt und häufig ist nicht einmal genug vorhanden. Der Blaue, abyssinische Nil führt im Sommer wenig, der Atbara fast kein Wasser.

Die Hauptader bleibt also immer der Weiße Nil, der seinen Bedarf südlich von Faschoda aus dem Seen- und dem Kirgebiet her erhält. Es würde daher eine Controlle des Weißen Nils in den Aequatorialprovinzen sich zu einer Art Lebensfrage für Aegypten zuspitzen können.

Indessen gehören politische Fragen nicht in den Rahmen der uns gestellten Aufgabe. Die kommenden Jahrzehnte werden uns ja lehren, wie die Entdeckung der Quellen des „Vaters des Segens" von den glücklichen Erben wird verwerthet und wie die Geschenke des „heiligen Nils" sollen vertheilt werden.

Joseph Schwarz S. J.

Ueber den Index der verbotenen Bücher.

Im umgekehrten Verhältniß zur Bedeutung und Wichtigkeit des Gegenstandes hat man vielfach mehr Aufmerksamkeit dem eigentlichen Index der verbotenen Bücher geschenkt als den allgemeinen Regeln oder Decreten, die wir letzthin[1] behandelten. Viel bittere Kritik und manch herbes Wort ist so dem Index zu theil geworden. In der That scheint aber diese harte Beurtheilung zum großen Theil verursacht durch die schiefe Auffassung von Wesen, Zweck und Einrichtung des Index. Mehr als die Sache selbst hat man das Zerrbild im Auge gehabt, das man sich aus dem Index gemacht hatte. Da möge es gestattet sein, eben sein *Wesen*, seinen *Zweck* mit seiner *Einrichtung* ins rechte Licht zu rücken. Sollten dabei auch nicht alle Vorurtheile schwinden, vielleicht gelingt es doch, manch unliebsames Urtheil verstummen zu machen.

I.

Also zunächst: Was ist der Index? Es ist bereits hervorgehoben worden, daß der Index der verbotenen Bücher *nicht* die ganze kirchliche Gesetzgebung über das Bücherwesen und verbotene Bücher enthält. Diese ist enthalten in den allgemeinen Decreten der Constitution „Officiorum ac

[1] Im vorigen Hefte *dieser* Zeitschrift S. 258 ff.

munerum"; damit darf man ihn nicht verwechseln. Daß die Beziehungen des Index zu jenen allgemeinen Bücherverboten und so auch zum Naturgesetz die innigsten sein müssen, ist selbstverständlich. Hier wie dort handelt es sich um verbotene Bücher. Aber nun deshalb jenen Katalog verbotener Bücher und diese Bücherdecrete als identisch ansehen, ist ein erster und Hauptfehler, vor dem selbst gelehrte Forscher bei Beurtheilung und Verurtheilung des Index sich nicht genug gehütet haben. Weder ausschließlich noch auch vorzüglich findet sich das kirchliche Gesetz über verbotene Bücher im Index. Wer sagt: „dieses oder jenes Buch steht nicht auf dem Index, also darf ich es lesen", macht deshalb einen doppelten Trugschluß; denn ein solches Buch kann erstens noch durch die allgemeinen Regeln der Kirche und zweitens vom Naturgesetze verboten sein. Mit andern Worten: bei weitem nicht alle für Glauben und Sitten verderblichen Bücher werden auf den Index gesetzt, auch nicht einmal alle kirchlicherseits verbotenen Bücher. Es wäre dies einerseits bei der Unzahl schlechter Bücher, welche jedes neue Jahr auf den Büchermarkt wirft, einfachhin unmöglich, andererseits unnöthig und überflüssig, da Naturgesetz und allgemeines Kirchengesetz in den meisten Fällen klar genug sprechen, auch wenn der Index schweigt.

Eher verhält sich der Index zu den allgemeinen kirchlichen Bücherverboten — nicht aber umgekehrt diese zu jenen — wie ein integrirender Theil zum Ganzen, obgleich auch diese Begriffsbestimmung nicht bloß der Erklärung, sondern auch der Einschränkung bedürfte. Ganz und gar unrichtig wäre es z. B. demnach, anzunehmen, der Index müsse wenigstens alle die gefährlichsten Bücher enthalten, so daß das Auf-dem-Index-stehen eine Art Gradmesser wäre für die Schlechtigkeit eines Buches. Auch dies wäre immer noch ebenso unthunlich als unnöthig. Der Index müßte jedes Jahr eine ganze Bibliothek von Schund- und Schandliteratur in sich aufnehmen: eine Bibliothek, in der jeder Band das Brandmal der Schlechtigkeit und Verwerflichkeit an der Stirne trüge. Gerade bei den schlechtesten Büchern reden ja Naturgesetz und allgemeines kirchliches Gesetz am deutlichsten. Und damit zerrinnt eine zuweilen gehörte Klage, als wenn Index und Indexcongregation nach dem Recept vorangingen: Die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen. Thatsächlich wird der Index für gewöhnlich von den schlechten Büchern nicht gerade die schlimmsten enthalten. Z. B. Werken von Literaten wie Karl Gutzkow und Konrad Ferdinand Meyer, von Naturforschern wie Ernst Haeckel und Ernst Krause (Carus Sterne), von Philosophen wie Ludwig Feuerbach

und Ludwig Büchner, von Theologen wie Ferdinand Christian Baur und Bruno Bauer, deren Name schon ein Glaubensbekenntniß, wenn auch das des Unglaubens, braucht der Index nicht erst zur Warnung den Stempel der Ungläubigkeit oder Unsittlichkeit aufzudrücken. Gibt es doch heute schon Philosophen, deren charakteristische Werke als gemeingefährlich für jede Vernunft erklärt werden müssen von jeder Vernunft, geschweige denn vom Index für gläubige Katholiken.

Schon die geringe Zahl der Bücher, welche auf dem Index stehen, muß davon überzeugen, daß es sich hier weder um die Sammlung aller verderblichen noch auch der verderblichsten von allen handelt. Selbst wenn wir gut rechnen, so kommen in den letzten drei Jahrhunderten durchschnittlich aufs Jahr nur etwa sechzehn verbotene Bücher, welche zudem noch über die verschiedenen Länder der Welt, hauptsächlich Europas, vertheilt werden müssen. Daß da für die einzelnen Literaturen und für die Schriftsteller eines Landes nur sehr wenig abfallen kann, ist wohl mehr als einleuchtend. Wenn man deshalb auch absieht von allem andern und nur die kleine Anzahl der verbotenen Bücher im Auge behält, wundert man sich billig, wie geschworene Inderhasser den Index als eine grausame Folterkammer, die Indercongregation als den blutdürstigen Herodes ansehen können, der da mit unersättlicher Gier den foetus ingenii der Weisheitsmänner aller Zeiten und aller Lande den Garaus machen wolle. Mit Recht darf man solche Gegner fragen, ob sie wohl jemals den Index zu Gesichte bekommen haben. Damit man also in Zukunft wenigstens nicht länger gegen Windmühlen kämpfe, wollen wir den Feind in seiner wahren Gestalt zeigen.

Das Buch, welches schlechthin Index genannt wird, zählt in alphabetischer Reihenfolge nach bibliographischer Art die Titel derjenigen Bücher auf, die in den letzten drei Jahrhunderten durch kirchliche Sonderdecrete sind verboten worden. Bei jedem Titel oder Buche sollen Art und Tag des Verbotes genau angegeben sein. Von den ungefähr 1900 Schriftstellern und Büchern, welche seit dem tridentinischen Concil bis zum Ende des 16. Jahrhunderts auf den Index gekommen sind, nehmen wir bei dieser Inhaltsangabe mit Fleiß Abstand, weil alle diese nach einer Bestimmung der allgemeinen Decrete in der Neuausgabe des Index nicht mehr sollen aufgeführt werden. Sonach zählt der Index rund 4800 Titel auf. Dabei sind jedoch die 100 bis 120 Verfasser, deren sämtliche Werke in derselben Zeit verboten wurden, als einzelne Nummern miteingerechnet. Das ist der ganze Inhalt, nichts mehr und nichts weniger.

Alle Bücher, welche in dieses Verzeichniß aufgenommen wurden, sind vorher im einzelnen gewissenhaft und mit Verständniß von der zuständigen kirchlichen Behörde geprüft worden. Auf das Ergebniß dieser Untersuchung hin wurden sie alsdann durch besondere Beschlüsse und Entscheidungen verurtheilt entweder durch die Congregationen des heiligen Officium und Index oder in wenigen Fällen durch die Ablaß- oder Ritencongregation oder endlich ausnahmsweise und mit mehr Nachdruck unmittelbar vom Papste selbst. Demnach stellt der Index sich dar als eine Sammlung der einzelnen kirchlichen Urtheilssprüche über verbotene Bücher. Er verhält sich zu den allgemeinen Bücherdecreten ungefähr wie die Sammlung der einzelnen Strafurtheile eines Gerichtshofes zu dem eigentlichen Gesetzescodex. Sache des Gerichtshofes ist es ja, die allgemeine Bestimmung auf einzelne Fälle anzuwenden, besonders in zweifelhaften Fällen zu entscheiden, ob ein Rechtsbruch vorliegt, und nöthigenfalls die Ausführung des Gesetzes zu urgiren.

Was nun die gefährlichen Bücher angeht, so liegt in den meisten Fällen auch für den gemeinen Mann die Sache so klar da, daß es überflüssig wäre, außer den Bestimmungen des Naturgesetzes und Dekaloges sowie der allgemeinen Bücherdecrete noch einen besondern Rechtsspruch der kirchlichen Obrigkeit zu verlangen. Um daher bei der Auswahl der zu verbietenden Bücher so zweckdienlich als möglich voranzugehen, wird der Proceß eines Buches erst begonnen, wenn dasselbe an der zuständigen Stelle in Rom als gefährlich angezeigt wird. Im 10. Kapitel der Constitution „Officiorum ac munerum“ heißt es deshalb ausdrücklich: „Obgleich es Sache aller Katholiken, zumal aller Gebildeten ist, verderbliche Bücher bei den Bischöfen oder beim Apostolischen Stuhle anzuzeigen, so liegt dies doch ganz besonders den Nuntien, den Apostolischen Delegaten, den Ordinarien sowie den Rectoren der gelehrten Hochschulen ob.“ Wohl hat das Wort „Denunciation“ einen übeln Klang, und doch ist jeder Staatsanwalt seinem Wesen nach nichts anderes als ein gut besoldeter Denunciant in hoher Stellung. Vor allem aber sollte man nicht vergessen, daß die Ausübung der Anzeigepflicht für einen Bischof beispielshalber vom Naturgesetz oder seiner Stellung gefordert wird, abgesehen von jener Mahnung in der päpstlichen Constitution. Die Bischöfe als die geborenen Hüter und Schützer von Glauben und Sitten innerhalb ihres Sprengels werden es jedenfalls am besten zu beurtheilen wissen, ob unter den Büchern, die im Bereiche ihrer Hirtengewalt schädlich wirken, solche sind, welche ein

allgemein kirchliches Verbot erheischen oder doch besonders wirksam und nützlich erscheinen lassen, oder ob sie sich mit den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln begnügen können. Dementsprechend werden sie als gute Hirten pflichtgetreu handeln müssen. Diese Praxis der Denunciation, es ist wahr, verhindert es, daß aus dem Index ein nach bestimmten Regeln angelegtes bibliographisches Sammelwerk der schlechten Bücher entstehe. Aber der Index ist nicht und will nicht sein eine systematisch geordnete Zusammenstellung schlechter Bücher aus jeder Klasse verbotener Bücher aus den verschiedenen Sprachen und Zeitabschnitten. Dem Index aber deshalb System- und Planlosigkeit vorwerfen, heißt ebensoviel als dem Staatsanwalt zürnen, weil er nicht jedes Jahr eine bestimmte Anzahl von Verbrechen gegen bestimmte Staatsgesetze zur Anzeige bringt, oder ebensoviel als den Gerichtshof beschuldigen, weil er nicht alljährlich Fälle aus allen möglichen Kategorien nach festgesetztem Plane aburtheilt. Der Richter ist auf den Kläger wie dieser auf den Uebelthäter angewiesen. Oder soll man auf Bestellung schlechte Bücher in jeder Sprache, etwa gegen jedes allgemeine Decret eine bestimmte Anzahl schreiben und drucken oder wenigstens ausfindig machen lassen, um so im Index systematisch abschreckende Beispiele aufstellen zu können? Das wird doch im Ernste keiner empfehlen, auch wenn das Ergebniß ein bibliographisch vollkommenes Ganze ausmachen würde.

Hier muß man aber noch dazu in Betracht ziehen, daß ein und dasselbe Buch oder an und für sich gleich verderbliche Bücher durchaus nicht zu jeder Zeit gleich verderbliche Wirkungen haben. Dies hängt eben gar sehr von den Zeitumständen ab. So kann es wohl geschehen, daß das gleiche Buch oder ein ganz ähnliches in einer frühern oder andern Zeitlage angezeigt und verboten werden mußte, während es heute unbeachtet bleibt und deshalb am besten nicht durch Anzeige und Verbot aus der Vergessenheit hervorgezogen wird — mag nun auch ein professioneller Inderkritiker dabei die Anklage erheben, daß im Index heute weiß sei, was gestern schwarz gewesen. Die Einrichtung der Bücherverbote bringt also naturgemäß eine gewisse Systemlosigkeit in den Index hinein. Aber solange das Mittel der Anzeigepflicht das natürlichste und zweckdienlichste ist, obgleich es wie alles Menschliche mißbraucht werden kann, handelt man vernünftig, sich mit dem Guten zu bescheiden, ohne zu viel nach dem Besten zu schielen.

Betrachtet man im Ueberblick die kleine Bibliothek von etwa 5000 Werken aus den letzten drei Jahrhunderten, die sich im Index zusammen-

findet, so gewahrt man allerdings, daß dieselbe weit über ihr Verdienst ist geschätzt worden. Merkwürdig aber ist dabei, daß es gerade die Indexgegner sind, welche den Index und seine Bedeutung in feindlicher Absicht so maßlos hinaufschraubten, noch merkwürdiger, daß man in dem Lager, in dem man dem römischen Index unausgesetzt auffässig ist, gleichzeitig ohne alle Consequenz, aber mit sehr viel Intoleranz trotz aller liberalen Principien Bücher über Bücher verbot, einen Index um den andern schmiedete bis in unsere Tage hinein. Es ist nicht bloß interessant, sondern auch überaus lehrreich, diese Indexgelüste auf liberaler Seite zur Vergleichung und Beleuchtung beizuziehen.

Auf dem römischen Index steht eine anonyme Schrift von Barbier d'Aucourt, die den Titel führt: Onguent à la brûlure ou le secret pour empêcher les jésuites de brûler les livres. Der Verfasser ergeht sich hier in beiläufig 2000 Versen satirisch über die Jesuiten wegen der Unterdrückung jansenistischer Bücher. Als aber gerade 100 Jahre nach Erscheinen jenes Werkchens endlich das zu Häupten der Jesuiten zusammengezogene gallikanisch-jansenistisch-ungläubige Gewitter niederprasselte, da zündete auch alsbald ein Blitzstrahl den Scheiterhaufen an. Durch Beschluß des Pariser Parlaments vom 6. August 1761 wurden 24, unter dem gleichen Datum des folgenden Jahres auf einmal 163 Bücher von Jesuiten verboten als aufrührerisch, die christliche Moral zerstörend, eine mörderische und abscheuliche Lehre enthaltend. Sie sollten samt und sonders von Henkershand zerrissen und verbrannt werden. Es waren Bücher, zum guten Theile schon ein und zwei Jahrhunderte alt. Natürlich werden die Todfeinde des römischen Index dies Pariser Verfahren dem römischen gegenüber als besonders human, weise, milde, freisinnig preisen! Nichtsdestoweniger und obgleich man in demselben Frankreich unaufhörlich Bücher verfolgte, Bücher verbot, so daß man aus den Jahren 1814—1847 einen Index von weit über 500 Nummern zusammenstellte, nannte man dennoch 1865 hinwiederum zu Paris in öffentlicher Senatssitzung die ganze römische Indexcongregation kurzweg die Incarnation des Despotismus. Aber schon 1882, im Zeitalter der Preßfreiheit, in der Domäne des Liberalismus sieht sich der Minister Goblet genöthigt, in edlem Wetteifer mit der kirchlichen römischen Behörde einen Gesetzentwurf gegen die Pornographie ausarbeiten zu lassen. Welches Schicksal auch immer dieser Entwurf gehabt haben mag, er beleuchtet grell die Segnungen der Preßfreiheit zugleich mit dem liberalen Wechselbalg nicht zu Ungunsten des römischen Index. Frankreich

ſteht nicht allein da. Als in der Glühhitze des Culturkampfes der Liberalismus im Namen der Freiheit und Bildung gegen römiſchen Geiſteszwang ſtritt, da waren es dieſelben Machthaber, die mit dem Socialiſtengeſetze von 1878 auch der ſocialiſtiſchen Literatur zu Leibe gingen und dazu auch einen eigentlichen Index ſocialiſtiſcher Schriften ins Leben riefen. Dieſer Index des Deutſchen Reiches zählt heute bereits über 800 Nummern. Eine ſolch reiche Beute hat Rom in ſo wenigen Jahren nicht einmal auf allen Gebieten der Wiſſenſchaft und in allen Ländern zuſammengebracht; in ſo kurzer Zeit hat Rom nie ſo viele Bücher auf den Index geſetzt. In Neu-Italien aber, dem dritten Mittelpunkte der Volksbefreiung, ſchmachten immer noch gleich gemeinen Sträflingen, und zwar ſeit Monaten ſchon, eine Reihe von Journaliſten, darunter wahre Ehrenmänner, im Gefängniſſe als Opfer des neueſten italieniſchen Index, den man eigens ad hoc im Miniſterium Rudini-Zanardelli geſchaffen. Man ſieht es allenthalben, das Ideal von der freien Preſſe, dem freien Wort, dem freien Gedanken erblaßt gar ſehr in der proſaiſchen Wirklichkeit. Und jedenfalls bilden dieſe neumodiſchen liberalen Indices den beſten Hintergrund für den römiſchen. Von jenen hebt ſich dieſer immer noch ab wie ein Bild von dem Zerrbild. Die giftigen Pfeile aber, welche man aus dem Lager der Gedankenfreiheit auf den römiſchen Index abſchießt, prallen ab und zurück: ſie treffen den unvorſichtigen Schützen.

II.

Oben wurde eine gewiſſe Syſtemloſigkeit im Index, die eben aus deſſen Weſen und Natur ſich von ſelbſt ergeben muß, zugeſtanden. Aber man darf ſich denſelben nun dennoch nicht als ein durch lauter Zufälligkeiten ziel- und planlos zuſammengewürfeltes Ganzes vorſtellen, in dem die 24 oder 25 Schutzmänner des Alphabets mit Mühe irgend eine äußere Ordnung halten. Ohne Plan iſt der Index nun doch nicht! Um das klar zu ſehen, müſſen wir auf ſein innerſtes Weſen zurückkommen, müſſen ſeinen Zweck ins Auge faſſen.

Im allgemeinen hat der Index den gleichen Zweck wie die Decreta generalia der Conſtitution über das Bücherweſen. Beide, allgemeine und beſondere Decrete, ſollen und wollen Glauben und Sitten, wo man dieſelben in Büchern angreift oder gefährdet, ſchützen und vertheidigen. Die Bücherverbote ſind ein Mittel der kirchlichen Hirtengewalt, um die Herde Chriſti vor ungeſunder und giftiger Weide zu bewahren. Kann man jene

allgemeinen Decrete Warnungstafeln vergleichen, die auf unheilbringende Weideplätze aufmerksam machen, so ist das Indexverbot der väterliche Zeigefinger, der, um zu warnen, auf ganz bestimmte Gräser oder Kräuter, Blüthen oder Blumen der geistigen Wiese hindeutet und, wenn nöthig, sich hebt, um zu drohen. Schon aus diesem Vergleiche ist es klar, daß Indexverbote um so eher angebracht sind, je mehr solch eine Giftblume schillert und gleißt, je schwerer es hält, sie von unverfänglichen, heilwirkenden Blüthen zu unterscheiden, je weniger sie mitten auf sonst gesunder Trift als gefahrbringend geahnt oder erkannt wird, je argloser der Gärtner selbst sein mag, der sie vielleicht wie ein Arzneikraut oder eine Wunderblume gepflanzt hatte.

Der Index verfolgt demnach nicht den Zweck, die Verfasser der verbotenen Bücher an den Pranger zu stellen, er ist seinem innersten Wesen nach nicht zur Strafe der Schriftsteller, sondern zum Schutze der Gläubigen eingerichtet. Damit fällt auch ein herber Tadel, den man gegen den Index zur Zeit des Vaticanischen Concils[1] erhoben hat. Unwürdig sei es, meinte man, und nicht zu dulden, daß im Index neben gemeinen Pamphletisten und unsaubern Romanschriftstellern berühmte Namen, Koryphäen der Wissenschaft mit ihren Werken wie Brüder erschienen. Nebenbei sei bemerkt, daß derartige Klagen von eben jenen Leuten kommen, die ein andermal und für gewöhnlich die Indexverbote glauben verachten zu müssen und vorgeben, es sich zur Ehre zu rechnen, auf dem Index zu stehen inmitten der Elite des Genies, das da von rückständigen italienischen Priestern nicht verstanden und nicht gewürdigt werden konnte. In Wirklichkeit kann aber nur Gelehrtenstolz, der sich für noch mehr als unfehlbar hält, sich diffamirt fühlen, sobald man ihn auf Fehler und Irrthümer aufmerksam macht. Jeder Wahrheit und Glauben liebende Geist müßte der Kirche Dank wissen, daß sie ihn durch ein Indexverbot auf das Schiefe, das Gefährliche, das Unrichtige, kurz auf den wunden Punkt aufmerksam macht. Denn wenn irren menschlich ist und im Irrthum beharren teuflisch, dann zeugt demüthiges, aufrichtiges Geständniß des eigenen Irrthums vom wahrsten Adel des Geistes. Männer wie Fénelon waren dessen fähig! Und solange katholischer Glaube nicht bloß den Verstand aufklärt, sondern auch Seele und Herz veredelnd durchdringt, wird es bei katholischen Gelehrten nicht an solchen Bei-

[1] Cf. Coll. Lac. VII, 1175.

ſpielen des Heroismus der Demuth und Wahrheit fehlen, auch nicht in unſern Tagen.

Außerdem weiß jedermann, daß von den Büchern, welche auf dem Index ſtehen, nicht alle gleichwerthig, nicht alle aus demſelben Grunde verboten ſind. Im übrigen — und das verdient hier hervorgehoben zu werden — iſt es viel wichtiger und zweckdienlicher, die Gläubigen gegen Bücher mit klingendem Namen, ob dieſelben nun mit oder ohne Wiſſen und Willen ihrer Verfaſſer Ungeſundes oder gar Giftiges bergen, zu ſchützen, als gegen die Schmutzpreſſe, vor welcher ein jeder, der will, ſich ſelbſt ſchirmen kann. Wollte man alſo Namen ſtreichen in dem Verzeichniß der verbotenen Bücher, es kann kein Zweifel ſein, welche ſtehen bleiben müſſen.

Der Index bezweckt zweitens durch ſeine Verbote nicht, mit unfehlbarer Autorität über die Doctrin eines Buches zu richten. Denn die Bücherverbote, obgleich alle vom Papſte gutgeheißen, gehen nicht von ihm und ſeinem unfehlbaren Lehramte aus. Wo der Papſt es für gut hält, mit ſeiner Unfehlbarkeit die Lehre eines Buches als häretiſch zu kennzeichnen, kann er das gewiß thun, und es finden ſich im Index dafür Beiſpiele; aber an und für ſich enthalten die Bücherverbote des Index als ſolche nicht eine dogmatiſche Entſcheidung im engern Sinne des Wortes über die in den Büchern vorgetragene Lehre. Natürlich iſt es nicht ausgeſchloſſen, daß eine ſolche Glaubensentſcheidung über die Lehre eines verbotenen Buches noch nebenher erlaſſen wird. Es verſteht ſich auch ganz von ſelbſt, daß, wenn z. B. ein rein theologiſches Werk mit neugearteter Doctrin, mit neuem Syſtem, wenn auch noch ſo epochemachend und bahnbrechend hervortritt und nun vom Index als verboten bezeichnet wird, die Folgerungen über die Kirchlichkeit oder Unkirchlichkeit, die Gefährlichkeit oder Ungefährlichkeit einer ſolchen Neuerung in der Lehre auf der Hand liegen. Dieſe unberückſichtigt laſſen oder umgehen wollen, hieße Vogelſtraußpolitik treiben nach Art der Anhänger des Janſenius in frühern Zeiten, nach Weiſe der Hermeſianer in unſerem Jahrhundert. Solange der Papſt nicht als unfehlbarer Lehrer über ein Buch, eine Lehre urtheilen will, bleibt das Decret, welches derſelbe Papſt als oberſter Vorſteher jeder Congregation namentlich gutheißt und veröffentlichen läßt, in vollen Würden, d. h. es iſt für gelehrt und ungelehrt der ſicherſte Wegweiſer in der Glaubens- und Sittenlehre, nach dem jeder gläubige Katholik vorangehen muß.

In erster Linie sind diese Verbote, wie schon das Wort sagt, disciplinare Vorschriften. Es ist jedoch für jeden Gläubigen nicht bloß moralisch einzig richtig, sondern auch intellectuell einzig vernünftig, sich diesen Vorschriften im Gehorsam zu fügen. Nicht den Professoren der Hochschulen, nicht den Gelehrten und Schriftstellern, sondern der Kirche übertrug Christus die Hirtengewalt. Ihr allein liegt es ob, nach ihrem Ermessen die Gläubigen auf gute Weide zu führen und vor giftiger, gefährlicher Nahrung sicherzustellen. Jedoch schon anderswo[1] wurde über die Vernünftigkeit und die Berechtigung der kirchlichen Bücherverbote ein mehreres gesagt.

Daß es sich bei den Bücherverboten an und für sich nicht um eine unfehlbare Lehrentscheidung handelt, geht am klarsten daraus hervor, daß auch eine Anzahl von Büchern auf dem Index steht, bei denen gar nicht die Rede sein kann von falscher, irriger oder gefährlicher Doctrin. Es sind Bücher, die nicht durch irgend einen Paragraphen der allgemeinen Bücherdecrete, streng genommen auch nicht durch eine Bestimmung des Naturgesetzes des Dekaloges, sondern einzig durch das positive Gesetz des Index verboten sind. Auch bei diesen gilt die Pflicht des Gehorsams gegenüber dem Verbote wie bei allen andern. Daraus ersieht man nebenher, daß, wie wir oben schon andeuteten, der Index nicht schlechthin ein Theil der allgemeinen Decrete genannt werden kann. Stellenweise geht er über dieselben hinaus. Es kann das aber keinen befremden, der sich die Gründe des Verbotes solcher Bücher an einzelnen Beispielen vorführt. Auf dem Index stehen wenigstens heute noch einige Bücher, welche in frühern Jahren zur Vertheidigung der unbefleckten Empfängniß Mariä geschrieben wurden. Verboten wurden sie seinerzeit nicht der Sache wegen, sondern um der Art und Weise der Vertheidigung willen, welche die wissenschaftlichen Gegner und überhaupt den Frieden innerhalb der Kirche schwer verletzen mußte. So kann es zu jeder Zeit, auch nach Veröffentlichung der Constitution „Officiorum ac munerum", Bücher geben, die ein Verbot nothwendig machen, weil sie eben zum schweren Schaden des Gemeinwohls Zwietracht säen und Aergerniß geben, obgleich sie nicht durch die Constitution verboten erscheinen.

Nehmen wir an, es schriebe heute jemand einen katholischen Katechismus. Er setzt darin die Lehre von der Unfehlbarkeit der Kirche aus-

[1] Im vorigen Hefte dieser Zeitschrift S. 259 ff.

einander, ſchweigt aber vollſtändig von der Unfehlbarkeit des Papſtes. Ein anderer gibt für den Elementarunterricht Leſeübungen heraus. Darin wird viel, beinahe pietiſtiſch rührend, geredet über die Natur und Gott, Gott und die Natur. Man findet keinen Satz darin, welcher auf einen perſönlichen Gott, viel weniger auf den Erlöſer, den Gottmenſchen hinwieſe. Ein Pantheiſt vom reinſten Waſſer würde auch ſo ſchreiben können. Es ſind das keine Fälle und Beiſpiele, vom Mond geholt. Von den allgemeinen Regeln läßt ſich ſchwerlich eine gegen derartige Bücher deuten. Ja es geht überhaupt kaum an, eine allgemeine Regel zu erfinden, die ſolche Bücher verböte, weil dieſelbe für einen Geſetzesparagraphen zu vieldeutig, zu elaſtiſch werden müßte. Gleichwohl werden alle darin übereinſtimmen, daß beſonders bei der Beſtimmung jener Bücher als Schul- und Unterrichtsmittel ein Verbot derſelben nur zu gerechtfertigt wäre. Man kann zugeben, daß keine Nothwendigkeit beſteht, ſolche und ähnliche Bücher auch dann noch länger im Index aufzuführen, wenn der Grund, die Urſache des Verbotes, weil eben zeitweilig, jetzt längſt verſchwunden und vergeſſen iſt. Wenn man andererſeits Büchlein und Schriftchen aus frühern Jahren im Index findet, deren Stoff abſeits von Glauben und Sitten zu liegen ſcheint, deren Titel keine Spur von Gefährlichkeit verräth, ſo handelt der dennoch zum mindeſten ſehr voreilig und unklug, welcher da gleich die Indexcongregation beſchuldigt, Mücken zu ſeihen und Kamele zu verſchlucken oder in fremdem Revier zu jagen. Um ſich ſo etwas herausnehmen zu dürfen, müßte man vorher doch wohl genaue Einſicht in die Acten des Indexarchivs und die Urſachen des Verbotes genommen haben.

Der Bücher, von denen wir hier reden, gibt es jedoch im Index verhältnißmäßig nur wenige, ſie bilden durchaus nicht den Haupt- und eigentlichen Inhalt desſelben. Im Verbote dieſer Bücher beſteht daher auch nicht der Hauptzweck und die Hauptwirkſamkeit des Index. Der Index will auf ſeine Weiſe in ſeinem Bereiche nach Kräften mitarbeiten an der Reinerhaltung von Glauben und Sitten. Daß aber hier der Index ſeine Schuldigkeit gethan, das bezeugt ihm der Groll ſeiner Gegner. Auch ſie geben zu, daß es keine wiſſenſchaftliche oder religiöſe Strömung von einiger Bedeutung in dieſen letzten Jahrhunderten gegeben, wofern ſie in Büchern oder Schriften greifbare Geſtalt annahm und das Gebiet des Glaubens und der Sitten feindlich ſtreifte, ohne ihre Spuren im Index zurückzulaſſen. Rom hat mit ſeinem Index zu all dieſen gefährlichen

geistigen Bewegungen früher oder später Stellung genommen und dieselben durch die Bücherverbote entweder im Keime unterdrückt oder doch jedenfalls die Gläubigen dadurch über Wesen und Bedeutung jener Tendenzen aufgeklärt.

Wer eine sachgemäße Geschichte des Index schreiben wollte, müßte das Wirken desselben auf diesen Wegen verfolgen und zeigen, wie gegen all die antikirchlichen und antikatholischen Strebungen des Protestantismus und Jansenismus, des Gallicanismus und Regalismus, Quietismus und Spiritismus, ungläubiger Philosophie und Freimaurerei, Deismus und Rationalismus, Communismus und Socialismus der Index mitgekämpft hat. Ja wenn wir heute von manchen religiösen Kämpfen nichts mehr wissen und haben als das Erinnerungszeichen im Index, so gereicht dies dem letztern wahrlich nicht zur Schmach. Zuweilen gab der Index das Signal zum Kampfe, indem er auf den noch im Dunkeln schleichenden Feind aufmerksam machte. Ein andermal lockte er den Arglistigen aus seinem Hinterhalt und zwang ihn durch das klare Verbot, offen Farbe zu bekennen. Ein drittes Mal und öfters entschied er den lange hin und her wogenden Kampf zu Gunsten der Wahrheit und des Glaubens. Nicht selten bewahrte der Index dadurch einen Gelehrten vor schwerem Irrgange ins Labyrinth, öfter noch dessen Leser und Schüler vor verführerischen Irrsternen. Auch hieraus ersieht man, daß es nicht so sehr Aufgabe des Index ist, ein Buch oder gar einen Schriftsteller zu verdammen, als vielmehr durch das Verbot und die Verurtheilung des Buches zugleich belehrend und schützend zu wirken.

Das aber wird hinwiederum nicht so sehr dort vonnöthen sein, wo Häresie und antikatholische Tendenzen sich förmlich aufdrängen, als vielmehr da, wo unter katholischem Namen und katholischer Flagge glaubens- und kirchenfeindliche Ziele bewußt oder unbewußt verfolgt werden. Leicht erklärlich ist es andererseits, daß infolgedessen der ganze Liberalismus mit seinen rom- und kirchenfeindlichen Strebungen wie ein Wespenschwarm jedesmal sich gebärdet, sobald Rom es gewagt, durch ein Bücherverbot Klarheit zu schaffen. Das Gesagte ließe sich leicht durch Beispiele treffend beleuchten. Der Kürze halber deuten wir nur hin auf das Verbot der hermesianischen Schriften. Gerade in solch zweifelhaften, durch das Parteigezänke noch überdies verworrenen Fällen und Fragen haben die Bücherverbote für gewöhnlich wie ein reinigendes Gewitter befreiend gewirkt und den Katholiken Sicherheit und Klarheit gegeben.

In dem bunten Gemisch von gelehrten Werken aus den verschiedensten Wissenszweigen, von Büchern, großen und kleinen, Schriften und Schriftchen, Zetteln und Blättern, in dem sich Uebersetzungen der Heiligen Schrift neben schmutzigen Romanen, Werke von Kirchenvätern neben Pamphleten, Naturwissenschaft und Geschichtskunde neben Gebetbüchlein und Ablaßzetteln alphabetisch aneinander gereiht zusammenfinden, gibt es System und Ordnung. Man muß nur die Bücher auf dem Hintergrund der kirchengeschichtlichen Wirren und der jedesmaligen Zeitlage betrachten, man muß den allgemeinen, den Hauptzweck des ganzen Index und den besondern Grund bei Verurtheilung eines jeden Buches ins Auge fassen, und die Planlosigkeit verschwindet. System liegt nicht in den Büchern und nicht in den Titeln derselben, wohl aber in den Verboten bestimmter Bücher zu bestimmter Zeit. Das ist Aufgabe und Zweck des Index, wie seine Natur, sein Wesen nicht Bibliographie ist, sondern Sammlung der einzelnen Urtheilssprüche über verbotene Bücher zur Belehrung und zum Schutze der Gläubigen. Wie segensreich der Index dadurch im Laufe der Kirchengeschichte der letzten Jahrhunderte mitgearbeitet, darf man nicht beurtheilen nach der vielleicht nicht immer lautern Absicht bei der Anzeige eines verderblichen Buches, auch nicht nach den Intriguen, die in oder um Rom spielen mochten, um die kirchlichen Censoren für oder gegen ein Buch oder dessen Verfasser zu beeinflussen, viel weniger nach den Mängeln und Fehlern der Redaction des Index, wohl aber und allein nach dem regen Antheil, den er zu jeder Zeit an der Vertheidigung des Glaubens und der Sitten genommen durch erfolgreiche Bekämpfung glaubensfeindlicher und sittengefährlicher Bücher auf allen Gebieten. Verlangt man mehr, will man den Geist, die Tendenz zeigen, welche das ganze Wirken der Indexcongregation durchdrungen und geleitet hat, so darf man nicht leichtgläubig die Vertheidigungs- und Entschuldigungsreden der vom Bücherverbot Betroffenen oder ihrer Anwälte für bare Münze nehmen, man muß neben den Büchern selbst die Archive der römischen Congregationen zu Rathe ziehen, und hier ebensosehr und noch mehr die Verhandlungen über die Bücher, welche geprüft wurden und nicht auf den Index kamen, als über diejenigen, welche verurtheilt wurden. Einzelne Proben solcher Verhandlungen, welche auf irgend eine uns nicht bekannte Art und Weise in römische Bibliotheken verschlagen wurden, legen gutes Zeugniß ab und bestätigen, daß auch hier nicht inquisitorische Verfolgungssucht, sondern weise Mäßigung und freisinnige Weitherzigkeit vorherrscht.

Wir könnten hiermit das, was wir über Wirksamkeit und Zweck des Index zu sagen haben, abschließen. Doch Contraste wirken, und auch dem Gegner soll man das Wort nicht abschneiden. Hören wir also den Erguß einer wissenschaftlichen Zeitschrift Jung-Italiens aus letzter Zeit.

„In Italien gibt es einzelne Bibliotheken ohne jeglichen Katalog, jeden Index. Zum Ersatz haben wir einen Index ohne Bibliothek, es ist eben der Index der verbotenen Bücher. Welch großartige, welch erhabene Bibliothek, welch Monument könnte man da der Kunst und Wissenschaft, die im Streite liegen mit Reaction und der Gewaltthätigkeit, auf den Spuren dieses Index errichten, in dem sich die ganze Geschichte der Verfolgung des menschlichen Gedankens findet! Diese große Bibliothek würde die merkwürdigste bibliographische Sammlung der Welt sein und der beste Leitfaden für eine mit Documenten belegte Geschichte der Verfolgungen, der clericalen Hemmnisse und Hindernisse, die dem freien Gedanken unheilvoll den Weg verlegten. Kein Wagemuth noch so hehr, keine Intuition des Genies auf dem Gebiete der Moral oder der Natur, keine edle Empörung des Geistes gegen den Zwang ist dieser Censur entgangen! Man möchte glauben, daß der Geist der Reaction sich die Jahrhunderte hindurch abgemüht habe, uns den Katalog der schönsten Bibliothek zu schaffen, welche das freie Italien als ein Monument dem Genie errichten kann."

Am 16. October 1897 noch konnte man diesen Hymnus auf den Index zu Rom in der Nuova Antologia lesen. Wenn derselbe jeden, der den Index auch nur oberflächlich kennt, mehr zum Lächeln als zum Widerspruch reizt, so ist das nicht unsere Schuld, aber der Leser hat so wenigstens einen Geschmack und eine Ahnung von dem, was man liberalerseits aus dem Index hat machen wollen. Und so wird er besser verstehen und eher würdigen, was oben zur Charakterisirung des Index beigebracht wurde. Dabei sieht er auch, daß nicht alle Gegner dem Index Planlosigkeit zur Last legen. Obendrein wollte es die Ironie des Schicksals, daß im Schoße derselben Regierung Jung-Italiens, als eben der obige Artikel und Plan an sie herantrat, fast gleichzeitig eine förmliche „Verfolgung des freien Gedankens" im großen Stile ins Werk gesetzt wurde, die mit vollständiger Unterdrückung verschiedener Zeitungen und schweren Gefängnißstrafen endigte. Eines der angesehensten, bestredigirten Blätter Italiens, die Unità cattolica in Florenz, vom Papste selbst hochgeschätzt, traf gleiches Los und zwar, weil sie „schuldig befunden" ward „bitterer Ironie gegen einen Bischof".

III.

Ueber die äußere, mehr bibliographiſche Einrichtung des Index viele Worte zu verlieren, lohnt ſich gegenwärtig nicht. Man erwartet eben eine veränderte Neuausgabe desſelben. Erſcheint dieſelbe, ſo läßt ſich das hier Fehlende leicht und mit mehr Sachkenntniß nachholen. Zwei Bemerkungen ſollen jedoch hier nicht unterdrückt werden. Die erſte betrifft den praktiſchen Nutzen jeder Buchausgabe des Index überhaupt; die andere hat die redactionellen Fehler und Mängel der frühern Ausgaben des Index im Auge.

Schon vorhin wurde angedeutet, daß der Index ſeinem Hauptzwecke entſprechend mehr ein juriſtiſches als ein bibliographiſches Werk iſt. Es kommt deshalb nicht ſo ſehr darauf an, die durch Sonderdecrete verbotenen Bücher mit der Akribie des Bibliophilen beſchrieben zu ſehen. Es thut nicht noth, Auflage, Ort und Jahr des Druckes zu verzeichnen, es ſei denn, daß eine beſtimmte Auflage oder Ausgabe des Buches verboten iſt und nur dieſe. Da für gewöhnlich aber mit einem Werke deſſen ſämtliche Auflagen ſowie alle Ueberſetzungen desſelben als verboten gelten, könnten derartige bibliographiſche Angaben nur verwirren. Es iſt auch nicht vonnöthen, betreffs des Verfaſſers eines Werkes uns weitere biographiſche Notizen über ſeine ſociale Stellung und Wirkſamkeit zu geben, zumal ja nicht der Verfaſſer verurtheilt, ſondern ſein Buch verboten iſt. Nothwendig aber muß man uns in der Indexausgabe mit dem genauen Sinn des Decretes der Verurtheilung den Titel des Buches ſo beſtimmt, ſo genau und ſo ausführlich geben, daß keine Unklarheit und keine Verwechslung ſtatthaben kann. Alle bibliographiſchen Regeln, welche hierzu nützlich ſind, müſſen angewendet werden, damit auch der Laie ohne Mühe ſofort ſehen kann, ob ein Buch, das in Frage kommt, durch den Index verboten iſt oder nicht.

Damit kämen wir zur zweiten Bemerkung, die ſchon deshalb gemacht werden muß, damit man uns nicht der Voreingenommenheit für den Index beſchuldige. Die Hauptausſtellungen nämlich, welche man berechtigterweiſe am Index machen kann, betreffen und treffen eben die Redaction der Indexausgaben, wofür man jedoch nicht ſo ohne weiteres die ganze Kirche Gottes und nicht einmal die ganze Indexcongregation kann haften laſſen. Dieſer Mängel und Fehler ſind nicht wenige. Aber obgleich wir dieſelben ziemlich im einzelnen aufzählen könnten, hat es keinen Zweck, dies hier zu

thun, zumal die kirchliche Behörde dieſelben rückhaltlos eingeſteht. Gereichen die vorhandenen Fehler den Indexredacteuren nicht zur Ehre, ſo gereicht es uns jetzt zur Freude, daß gerade hier Wandel geſchaffen wird. Leo XIII. kündigt ja in ſeiner Conſtitution eine Neuausgabe des Index an, durch die den gerechten Anforderungen Genüge geſchehen ſolle.

Freund und Feind diesſeits der Alpen haben die Schuld an den gerügten Fehlern italieniſcher Nachläſſigkeit und Sorgloſigkeit in die Schuhe geſchoben. Wahr iſt auch, daß es wohl Italiener geweſen ſein werden, welche den Anlaß zu den Klagen gegeben haben. Man darf aber dennoch nicht zu einſeitig hier vorangehen, gleich als ob es ein Ding der Unmöglichkeit wäre, daß ſo etwas auch bei uns Germanen und Angloſachſen vorkomme. Geht doch, um ein Beiſpiel zu bringen, gerade in den letzten Monaten aus und über London folgende heitere Nachricht durch die Tagesblätter: „. . . Eines der nationalen Inſtitute, auf das der Brite ungeheuer ſtolz iſt und das er als eine Beſonderheit ſeines Vaterlandes betrachtet, iſt die große kunſtgewerbliche Sammlung des Kenſington Muſeum. Vor längerer Zeit ſah man ſich veranlaßt, eine beſondere Commiſſion zu ernennen, die eine genaue Unterſuchung der Verhältniſſe dieſes Inſtituts vornehmen ſollte. In der Sammlung von echten Schilda-Stücklein, welche dieſe Commiſſion zuſammengebracht hat, wird zunächſt verzeichnet, daß der Katalog für eine hiſtoriſche Sonderausſtellung von Möbeln zwei Monate nach Schluß dieſer Ausſtellung fertiggeſtellt wurde. Geradezu unglaublich iſt die Unwiſſenheit, die ſich in den Arbeiten des Bureaus offenbart. Das South Kenſington Muſeum hat eine ſtattliche Bibliothek, die Beamten aber, die mit dem Catalogiſiren und mit der Verwaltung dieſer Bücherei betraut ſind, ſcheinen von ihrem Berufe ſo gut wie nichts zu verſtehen. Das holländiſche Wort Deel (Theil), das auf den einzelnen Bänden von Werken verzeichnet war, iſt in dem Kataloge als Autorname verwendet worden. Ein ſchlechthin regelmäßiger Fehler iſt die Verwechslung zwiſchen dem Namen des Autors und ſeinem Geburtsorte. Bekanntlich tragen die Bücher des 15. und 16. Jahrhunderts gewöhnlich den Namen des Verfaſſers in Verbindung mit dem Orte ſeines derzeitigen Aufenthaltes oder ſeiner Geburt. Die Bibliothekare des South Kenſington Muſeum haben in ſolchen Fällen den Namen als den Vornamen eingezeichnet und den Ort als den Autornamen. Natürlich iſt es bei ſolcher Art der Controlle nicht zu verwundern, daß die Bibliothek von Duplicaten ſtrotzt. Eine andere Entdeckung machte man in der Abtheilung Zeitungen und Zeitſchriften. In dieſer Sammlung

wird die Uebung beobachtet, die manchmal sehr umfangreichen Inseratentheile abzutrennen, da man Anzeigen nicht in die wissenschaftliche Bibliothek aufzunehmen geneigt ist. Bei der Untersuchung ergab sich nun, daß diese abgetrennten Inseratentheile in Maroquin mit Goldschnitt eingebunden waren, während ein großer Theil des wissenschaftlichen Inhalts der Zeitschrift vermuthlich weggeworfen worden war. Man fand zwei und drei solcher Prachtbände, die nichts enthielten als Inserate. Eine Monstreleistung von Unwissenheit und Ungeschick bietet der Katalog der Porträts in Stahlstichen, der von einem Vetter des Bibliothekars angefertigt ist. Die historischen Noten wirken einfach humoristisch, und das Verständniß, das der Verfasser von seiner Aufgabe hatte, kann daraus bemessen werden, daß er einem Ringkämpfer, der öffentlich auftrat, eine ganze Biographie widmete, während Lord Beaconsfield sich mit der erschöpfenden Charakteristik ‚conservativer Politiker' zu begnügen hatte. Das Honorar, das dieser tüchtige Custos erhielt, wird nicht genannt; wohl aber hat die Commission herausgebracht, daß er für die Correctur seiner Abzüge zwei Guineen per Tag beanspruchte." [1] Wir möchten es den italienischen Indexredacteuren aus frühern Zeiten nicht rathen, nunmehr Steine auf die angelsächsische Rasse zu werfen. Wenn man aber immer von neuem ihnen ihre „romanische Minderwerthigkeit" wegen der Fehler im Index sollte unter die Augen rücken, dürften sie dennoch berechtigt sein, durch den Humor über die obengeschilderte angelsächsische Musterleistung sich einigermaßen schadlos zu halten. Jedenfalls läßt der Londoner Index mit seinen Ungeheuerlichkeiten den römischen noch immer weit, weit hinter sich zurück.

Und so nehmen wir dermalen Abschied vom Index, nicht ohne den stillen Wunsch, die von Leo XIII. angekündigte Neuausgabe möge bald erscheinen und auch die Indexgegner befriedigen.

[1] „Köln. Volksztg." Nr. 708, 17. August 1898.

Joseph Hilgers S. J.

Worauf es in dem Streit zwiſchen Unglauben und Glauben zuvörderſt ankommt.

Unſere Schuld iſt es nicht, wenn auf die Frage der Ueberſchrift zunächſt eine ſehr banale Antwort erfolgen muß. Sie lautet: Es handelt ſich vorab darum, was Glauben bedeutet.

Leſſing ſchreibt: „Er glaubte! Wenn ich doch nur wüßte, was man mit dieſem Worte ſagen wollte.“ [1] Bis zum heutigen Tage hat der Unglaube es nicht einmal zu verſtändnißvoller Würdigung deſſen gebracht, was wir Glauben heißen.

Paulſen ſpricht öfters und eingehend vom Glauben, dem er, wie wir gern und freudig anerkennen, zu einigem Rechte verhelfen möchte. Nirgends fanden wir aber in ſeinen Schriften das Glauben im eigentlichen Sinne berückſichtigt, die Verſtandeszuſtimmung zu dem Inhalt glaubhafter Zeugenausſage: „jemandem etwas glauben“. Der chriſtliche, der katholiſche Glaube iſt Glauben in dieſem Sinne und andernfalls vollkommen unverſtändig und unverſtändlich.

Zugleich ſcheint der Unglaube auch über ſich ſelbſt ſehr lange Zeit mangelhaft orientirt geweſen zu ſein. Daß er nur ein Pſeudonym für „Glaube“ iſt, für einen andern, angeblich „neuen“ Glauben, ward von ſeinen Vertretern ſehr langſam eingeſehen oder zugeſtanden. Allmählich aber bricht ſich die Einſicht Bahn, auch im Unglauben gehe es durchaus nicht ohne Glauben. Zugleich wird es unverſtändlicher als je, „was ſie mit dieſem Worte ſagen wollen“.

Sogar E. Haeckel ſpricht in ſeinem „Glaubensbekenntniß“ von „naturwiſſenſchaftlichen Glaubensſätzen“ [2]. Als Beiſpiel gibt er unter anderem die Urzeugung an, den Glauben an den thatſächlichen Urſprung der Lebeweſen aus unbelebtem Stoff. In bündigſter Kürze formulirt er den Unterſchied zwiſchen derlei Glaubensſätzen und den „kirchlichen Glaubensſätzen oder religiöſen Dogmen“ [3]. Letztere ſeien entweder „reine Dichtungen“ „ohne jeden empiriſchen Beweis“, oder „einfach unvernünftig“, „dem Cauſalgeſetz widerſprechend“.

---

[1] W. W. Hempel 18, 131.

[2] Der Monismus als Band zwiſchen Religion und Wiſſenſchaft (7. Aufl. 1898) S. 9. 37. [3] Ebd. S. 37.

Wir überlaſſen es andern, ſich mit der artigen Eintheilung in reine Dichtungen und einfache Unvernunft abzufinden. Vom allgemein menſchlichen Standpunkt aber iſt es merk- und denkwürdig, daß Haeckels citirtes „Glaubensbekenntniß" 1898 in ſiebenter, verbeſſerter Auflage erſchienen iſt.

Haeckel ſagt von dem Glaubensartikel „Urzeugung", er ſei naturwiſſenſchaftlicher Glaubensſatz; Haeckel ſagt von den naturwiſſenſchaftlichen Glaubensſätzen, ſie ſtänden im Gegenſatz zu den kirchlichen Glaubensſätzen, welch letztere ohne empiriſchen Beweis ſeien und dem Cauſalgeſetz widerſprächen. Haeckel behauptet alſo von der Urzeugung, ſie habe empiriſche Beweiſe und ſei dem Cauſalgeſetz gemäß.

Nun iſt es aber durchaus notoriſche Thatſache, daß die Urzeugung zwar ohne die leiſeſte Spur eines empiriſchen Beweiſes iſt, ihr aber dafür Berge empiriſcher Gegenbeweiſe entgegenſtehen. Hier gähnt uns allerdings ein klaffender Widerſpruch zwiſchen Wiſſen und Glauben an, zwiſchen naturwiſſenſchaftlichem Wiſſen und ungläubigem Glauben. Nicht beſſer iſt die behauptete Uebereinſtimmung der Urzeugungsglaubenslehre mit dem Cauſalgeſetz. Daß das Leben einzig und allein aus ſeinem Nichtvorhandenſein als ſeiner Urſache abgeleitet, dieſe Ableitung als ſchöner Ausdruck und entſprechende Anwendung des Cauſalitätsgeſetzes der Bildungsmenſchheit dargeboten wird, dieſe endlich bis zur ſiebenten Auflage danach begierig verlangt, vermögen wir lediglich als ein erheblich großes pſychologiſches und culturelles Phänomen zu begutachten.

Neuerdings hat E. Haeckel verſucht, ſeine „naturwiſſenſchaftlichen Glaubensſätze" im Sinne des „Glaubens an hiſtoriſche Thatſachen" umzudeuten oder fortzubilden, in welchem Kampf ums Daſein die geſunde Vernunft wiederum blaue Wunder erlebt und die arme Logik neue Knochenbrüche erleidet.

Keine vage Hypotheſe, ſondern „hiſtoriſche Thatſache" ſei die Abſtammung des Menſchen von „ausgeſtorbenen Primaten", Herrenthiere werden ſie auch zuweilen genannt, wahrſcheinlich um der „Herrenmoral" keinen Zweifel darüber zu laſſen, woher auch ſie abſtamme. Da nun alle hiſtoriſchen Thatſachen geglaubt werden, braucht man ſich gar nicht zu ſchämen, wenn man ſchließlich auf einem Abſtammungs*glauben* feſtſitzt. „Wir glauben alle an die einſtmalige Exiſtenz . . . von Luther und Ariſtoteles, obwohl ſich dieſelbe nicht exact beweiſen läßt im Sinne der modernen Naturlehre." Das fehlte allerdings gerade noch, daß ſich die organiſche Chemie auf die Wiederherſtellung von Ariſtoteles und Luther

verlegte. Haeckel fährt fort: „Wir glauben feſt an die Exiſtenz dieſer und vieler anderer Geiſteshelden, weil wir ihre hinterlaſſenen Werke kennen....“ [1]

Alſo: Ariſtoteles' Exiſtenz iſt Gegenſtand des Glaubens, aber nicht etwa deshalb, weil wir auf Grund hiſtoriſcher Zeugniſſe von ſeiner Exiſtenz gewiß ſind und von da aus dann den Nachweis für die Echtheit ſeiner Schriften führen. Wir glauben „feſt“ an die Exiſtenz des großen Griechen, weil wir „ſeine hinterlaſſenen Werke“ kennen. Gerade wie wenn jemand ſagte, dieſe Banknote muß echt ſein, es ſteht doch darauf „Reichsbanknote“. Dieſen ſtaunenswerth kritiſchen Sinn hat Haeckel zuerſt in Cambridge auf dem Zoologen-Congreß leuchten laſſen, dann aber, wie billig, auch den Kritikern Deutſchlands zugänglich gemacht.

Der Schluß aus einer angeblichen Wirkung („hinterlaſſene Werke“) auf eine vorgegebene Urſache (Exiſtenz desjenigen, der als Verfaſſer genannt iſt) muß zwar auch den beſcheidenſten Anſprüchen als ein Trugſchluß gelten, er iſt aber doch, wenigſtens formell, ein Verſtandesſchluß, der auf keiner als glaubhaft erwieſenen Zeugenausſage ruht, erzeugt alſo mit nichten „Glauben, wie an hiſtoriſche Thatſachen“; weit eher könnte er Unglauben an die Logik ſeines Urhebers veranlaſſen.

Die Anwendung dieſes Excurſes auf den Abſtammungsglauben läuft dann wie folgt: Die Abſtammungsreihe „vom einfachſten Monere“ „bis zum Gorilla und zum Menſchen“ läßt ſich zwar „natürlich“ „nicht exact beweiſen“. Sie iſt ja eine „hiſtoriſche Thatſache“, und die können nur geglaubt werden. Man beruhige ſich demnach und glaube an die Stammväter ebenſo „feſt“ wie an „viele andere Geiſteshelden“.

Neu und durchaus originell iſt an dieſer Auffaſſung, daß hiernach die Menſchenkinder alleſamt als „hinterlaſſene Werke“ ausgeſtorbener Affenmenſchen anzuſehen wären. Sie erſcheinen unaufhörlich in neuen und vermehrten Auflagen, ſind aber auch ſtets in antiquariſchen Exemplaren vorräthig, nur in Ganzleder gebunden erhältlich und zum Glück ſelten mit dem Bildniß der Verfaſſer geſchmückt.

Durchaus nicht neu dünkt uns aber die klärlichſt hervortretende hiſtoriſche Thatſache, daß der Unglaube, obwohl geſtändig, Glaube zu ſein, dennoch bis heute auf dem Standpunkt von Leſſings Frage verblieben iſt und nicht zu wiſſen ſcheint, was Glauben bedeutet — nicht weiß, was er thut, wenn er glaubt.

---

[1] Deutſche Rundſchau XCVII (1898), 193.

Wir verſuchen es nun, auf die Frage der Ueberſchrift eine beſtimmtere Antwort zu geben. Es kommt durchaus darauf an, wie man ſich zum Autoritätsglauben im allgemeinen ſtellt.

Jeder Glaube iſt ja Autoritätsglaube. Es erſcheint uns völlig unmöglich, zu einem klaren Begriff vom Glauben zu kommen, wenn man nicht von der Grundbedeutung ausgeht: „jemandem etwas glauben". Gewiß iſt Glauben Zuſtimmung zu dem Inhalt einer Zeugenausſage. Aber dieſe Ausſage muß glaubwürdig ſein. Das wird ſie durch gewiſſe Eigenſchaften des Zeugen, welche die nothwendigen Bürgſchaften für die Wahrheit gewähren. Um ſeiner Glaubwürdigkeit willen hat der Zeuge Anſpruch darauf, daß man ihm traue und glaube. Dieſes Anſpruchs wegen heißt der Glaube Autoritätsglaube.

Deshalb ſcheint es uns eine logiſche Unmöglichkeit zu ſein, irgend einen Glauben beibehalten, den Autoritätsglauben aber ablehnen zu wollen, weil dieſe beiden ein und dasſelbe ſind.

Den Autoritätsglauben überhaupt verwerfen, führt aber auch zu praktiſch unmöglichen Conſequenzen.

Sowohl im Betrieb der Wiſſenſchaften, in der Forſchung und zumal in jeglichem Unterricht, als auch allenthalben und unaufhörlich im individuellen wie im ſocialen Leben könnte man nur vermittelſt einer ungeheuern Selbſttäuſchung einerſeits mitmachen, wie alle andern, andererſeits ohne allen Autoritätsglauben auszukommen behaupten.

Wird aber weiterhin zugegeben, der Autoritätsglaube ſei eine unerläßliche Erkenntnißquelle für alle Menſchen, ſo läuft der Gegenſatz zwiſchen Unglauben und Glauben ſchließlich auf eine Competenzfrage hinaus.

Die Wahrheiten, um die es ſich in dieſem Gegenſatz handelt, ſind die religiöſen Wahrheiten, die Weltanſchauung. Man kann alſo fragen, ob die Bildung der Weltanſchauung, ob Religion oder Religionsloſigkeit vollkommen unabhängig vom Autoritätsglauben ſind, oder ob dieſer dabei irgendwie mitzuwirken beſtimmt und berufen erſcheint. Gewiß muß das Axiom: „Ohne Wiſſen kein Glauben" unbeſtritten bleiben. Dennoch gilt unſeres Erachtens auch die modificirte Umkehrung: Ohne Glauben keine normale Entwicklung des Wiſſens noch deſſen wünſchenswerthe Fortſchritte; ohne Glauben keine große ſociale Verbreitung von Ideen.

Schon die Thatſache, daß die gewöhnliche Form der Ueberlieferung gerade der Weltanſchauung Erziehung und Unterricht iſt, muß wohl beachtet werden. Erziehung und Unterricht verbreiten nicht allein die religiöſe,

ſondern auch durch den bloßen Mangel religiöſer Unterweiſung die irreligiöſe Weltanſchauung, und es gibt keine Erziehung, in der nicht die eine oder die andere Weltanſchauung weitergegeben würde, keine zudem, in welcher nicht Autorität die Ueberzeugungen mitbeſtimmte.

Dazu kommen zeitlebens zahlloſe Einflüſſe, in denen Belehrung, Beredung, Beiſpiel anderer, die Mode, die öffentliche Meinung, alſo Autorität in irgend einer Form auf die Weltanſchauung einwirkt.

Wenn demnach der Autoritätsglaube *thatſächlich* die gläubige wie die ungläubige Weltanſchauung zu begründen und zu verbreiten hilft, ſo läßt ſich die Frage nicht vermeiden, wo in dieſer Sache die competentere Autorität ſei, die Autorität, welche beſſere Bürgſchaften allen Menſchen gleichmäßig darbiete.

Der moderne Unglaube iſt freilich nach ſeiner hiſtoriſchen Entwicklung wie in ſeinen vornehmſten heutigen Vertretern anderer Meinung. Indem er Unglauben mit Wiſſen und Glauben überhaupt mit katholiſchem Glauben identificirt, verwandelt er den Gegenſatz von Unglauben und Glauben in die nachſtehenden Antitheſen: Wiſſen oder Glauben, Wiſſenſchaft oder Dogma, freie Forſchung oder Autoritätsglaube, freies oder gebundenes Denken.

In zweifach verſchiedener Weiſe ward dann üblich, vom Verhältniß zwiſchen Wiſſen und Glauben zu reden, je nach dem Object, auf das man den Glauben bezog. Man kann den *Offenbarungsglauben*, näherhin das Credo der katholiſchen Kirche, darunter verſtehen, oder *die religiöſen Grundwahrheiten im allgemeinen*[1]. Nicht bloß im erſten Sinne behauptet der Unglaube die abſolute Unverträglichkeit von Wiſſen und Glauben, auch im zweiten Sinne bleibt es bei einem „klaffenden Widerſpruch".

In einer polemiſchen Ausführung wider von Gizycki ſchreibt Paulſen, er könne ſich „nicht" davon „überzeugen", daß „Glaube und Religion an einem Menſchen allemal ein Fehler entweder des Kopfes oder des Herzens iſt"[2]. Er fährt fort: „Dieſe Meinung mancher Wirklichkeitsphiloſophen iſt übrigens nicht die Anſicht von Gizyckis; er hält vielmehr Religion für

[1] Wir verſtehen darunter etwa folgende Wahrheiten: Die Exiſtenz Gottes, des unendlichen Geiſtes und Schöpfers der Welt; die Geiſtigkeit und Unſterblichkeit der Seele; die Freiheit des Willens; den göttlichen Urſprung des Sittengeſetzes und der Rechtsordnung.

[2] Syſtem der Ethik I (4. Aufl., 1896), 417.

ein völlig Gleichgültiges und Zufälliges. Ich glaube dagegen, Religion gehört zu den normalen Functionen der menſchlichen Natur.“

Daraus ergeben ſich drei Auffaſſungen des Verhältniſſes zwiſchen Wiſſenſchaft und Religion. Die erſte ſieht darin den Gegenſatz zwiſchen geiſtiger Geſundheit und einer Geiſtesſtörung oder einer Herzkrankheit. Die zweite ſtellt der Wiſſenſchaft als dem einzigen, was noth thut und für alles ausreicht, die Religion als das Werthloſe und Zweckloſe gegenüber. Die dritte, derzufolge Wiſſen und Glauben in ihrem Urſprung heterogen, in ihrem Inhalt incommenſurabel ſind, iſt in der letzten Abhandlung beſprochen worden [1].

Verſteht man unter „Glauben“ das „Credo“ oder die erwähnten „Grundwahrheiten“, in beiden Fällen faßt man es objectiv auf, nach dem, was geglaubt wird, und ſchränkt es auf religiöſe Wahrheiten ein.

Es erübrigt noch ein weiterer Sinn, den man dem Problem „Wiſſen und Glauben“ geben kann, der nämlich, welcher das Glauben ſubjectiv betrachtet als eine Erkenntnißweiſe eigener Art würdigt.

Mag man zuweilen „an“ Dinge glauben, für die kein Zeuge einſteht, z. B. „an den Fortſchritt der Menſchheit“, mag man noch ſo oft das Wort Glauben verwenden, um ein unſicheres Vermuthen zu bezeichnen, jene optimiſtiſch gefärbten Begeiſterungsanfälle wie dieſe zweifelvollen Annahmen ſind Glauben im abgeleiteten Sinne, Nebenbedeutungen des Wortes. Die Hauptbedeutung aber liegt in der Wortverbindung: jemandem etwas glauben.

Jene Erkenntnißweiſe, die auf der Bezeugung einer Wahrheit durch einen glaubhaften Zeugen beruht und in der Annahme des Inhaltes dieſer Zeugenausſage durch den Hörer beſteht, halten wir für das eigentliche Glauben.

Nun ſind Wiſſen und Glauben auch in dieſem Sinne als zwei dem Menſchen natürliche Erkenntnißweiſen miteinander in Beziehung zu bringen. Dabei kann es fraglich erſcheinen, ob das freie Denken Glauben und Wiſſen auch in dieſem Sinn für von Haus aus feindliche Gegenſätze hält, oder, ob das Glauben als eine niedere Erkenntnißſtufe anzuſehen wäre, welche allgemach durch die Fortſchritte des Wiſſens entbehrlich werden ſoll, oder endlich, ob das Glauben nicht auch eine immer und überall nothwendige Erkenntnißweiſe iſt wie das Wiſſen.

---

[1] Im vorigen Hefte S. 245 ff.

Man könnte nun meinen, daß das Verhältniß von Wiſſen und Glauben in dieſem Sinne keine erheblichen Schwierigkeiten biete; denn in der modernen Philoſophie wird es großartig todtgeſchwiegen.

Auch könnte man wähnen, daß die Beziehungen zwiſchen dem Wiſſen durch eigene Einſicht und dem Glauben auf Grund einer fachwiſſenſchaftlichen Autorität hin — wie wenn man dem Arzt die Diagnoſe glaubt — für den Gegenſatz zwiſchen religiöſem Unglauben und religiöſem Glauben ohne Bedeutung, jedenfalls ohne entſcheidende Bedeutung ſeien. Und doch iſt dem durchaus nicht ſo. Beim Widerſtreit zwiſchen ungläubig-irreligiöſer und gläubig-chriſtlicher Weltanſchauung liegt vielmehr ein entſcheidender Punkt gerade in der richtigen Auffaſſung des Verhältniſſes von Wiſſen und Autoritätsglauben als zwei naturnothwendigen Erkenntnißweiſen der menſchlichen Natur. Und das iſt unſere eigentliche Antwort auf die Frage der Ueberſchrift.

Der Unglaube der Aufklärung lärmte natürlich am lauteſten wider die Lehrautorität der römiſch-katholiſchen Kirche, weiterhin wider allen Autoritätsglauben in religiöſen Fragen. Allein er wurde durch eine ſtille und unwiderſtehliche Großmacht, die Macht der Conſequenz, in einen Antagonismus wider das Glauben überhaupt hineingetrieben.

„Der erſte Schritt zur Philoſophie iſt der Unglaube.“ Dieſes Teſtament Diderots[1] bezieht ſich zwar zunächſt auf religiöſen Unglauben, auf Atheismus; aber Diderots Unglaube war Mißachtung alles Glaubens, aller Erkenntniß durch glaubhafte Bezeugung. „Daß man hiſtoriſchen Beweiſen den Vorzug vor andern gab, hat für alle falſchen Religionen freie Bahn geſchaffen.“ „Alle poſitiven Religionen ſtehen auf hiſtoriſchen Beweiſen.“ „Sobald man dem Zeugniß von Menſchen höhere Bedeutung zuſchrieb als dem Zeugniß der Vernunft, hat man allen Abſurditäten die Thüre aufgethan . . . und die Autorität . . . verwandelte die ganze Welt in eine Lügenſchule.“[2]

An dieſen Ausſprüchen Diderots iſt für ihn und die geſamte Aufklärung typiſch, wie kaum etwas anderes, die ſchroffe Gegenüberſtellung

[1] Oeuvres complètes, éd. Assézat, I, LVII.

[2] Introduction aux grands principes. Oeuvres II, 81. Zur „Lügenſchule“ vgl. Voltaire an Helvétius, 4. October 1768: Enfin dans chaque page, depuis la Genèse jusqu'au Concile de Trente, vous trouverez le scean du mensonge. *Bengesco* 5246: *Moland* 43, 5. An d'Argental, 20. April 1769: „Bolingbroke“ (d. i. Voltaires) Examen important enthalte l'histoire suivie et démontrée de dix-sept cents ans d'imposture. *Beng.* 10307: *Moland* 50, 455.

des „Zeugniſſes von Menſchen“ und der „menſchlichen Vernunft“, als ob es die ausgemachteſte Sache wäre, daß kein menſchlicher Zeuge je eine Vernunft beſeſſen habe. Und wie unendlich einfach iſt doch die Unterſcheidung der Gebiete und der Competenzen! Hiſtoriſche Dinge ſind ja ſchlechthin unerkennbar, wenn nicht durch menſchliches Zeugniß, während reine Vernunftfragen vor das Forum der Vernunft gehören.

Man erinnere ſich an Nathan (III, 7): „Gründen ſich nicht alle“ (poſitiven Religionen) „auf Geſchichte? Geſchrieben oder überliefert? Und Geſchichte muß doch wohl allein auf Treu und Glauben angenommen werden? Nicht?“ u. ſ. w. Man möchte den folgenden Spruch Saladins alſo ergänzen: „Bey dem Lebendigen, der Mann hat recht“ — gut Diderot ſtudirt.

Die Aufklärung übermittelte dem Liberalismus die Verachtung alles Glaubens. „Glauben heißt nichts wiſſen“ war einer der Glaubensblitze des vulgären Liberalismus, wie ſie noch vor einem Menſchenalter jeder Bildungsphiliſter bündelweiſe mit ſich trug. Das Reich der Vernunft und Wiſſenſchaft ſollte ſich in dem Maße ausbreiten, als das Reich des Glaubens ſchwand. Dieſer Anſicht zufolge, bemerkt ein geiſtvoller Staatsmann der Gegenwart, wäre die Vernunft der perſiſchen Lichtgottheit vergleichbar, welche in beſtändigem Kampf wider die Ueberlieferung und die Autorität als Mächte der Finſterniß begriffen iſt. Er fügt ironiſch hinzu: Its gradual triumph over the opposing powers of darkness is, what we mean by Progress[1]. Ein katholiſcher Apologet der Gegenwart, Prof. Schanz, ſchrieb vor kurzem, der allgemeinſte Grund für die antireligiöſe Richtung der Wiſſenſchaft ſei, „daß Vernunft und Erfahrung“ als die einzigen Erkenntnißquellen angeſehen werden[2]. Die Erkenntnißquelle, welche dabei überſehen, ja ignorirt wird, iſt eben glaubhafte Bezeugung und Glaube.

An anderer Stelle bezeichnet es der genannte Gelehrte als Aufgabe, „die Harmonie zwiſchen dem Glauben und unſerer ganzen Natur mit allen ihren Bedürfniſſen nachzuweiſen“.[3] Vielleicht dürfen wir hoffen, daß die nachſtehenden Ausführungen als ein geringer Verſuch angeſehen werden, die Löſung der gedachten Aufgabe irgendwie zu fördern.

Wir wollen darthun, daß die Erkenntnißweiſe durch Bezeugung erſtens eine für alle Menſchen auf allen Bildungsſtufen unerläßlich noth-

[1] *A. J. Balfour*, The foundations of belief (3. ed., 1895) p. 62.
[2] Literariſche Rundſchau XXV (1899), Sp. 2.
[3] Tübinger Theol. Quartalſchrift LXXXI (1899), 62.

wendige Erkenntnißweiſe iſt, ja daß ihre Bedeutung mit zunehmender Bildung wächſt; zweitens, daß dieſe Erkenntnißweiſe die eigentlich ſociale iſt. Dann wird ſie aber auch für die Verbreitung jener Ideen beſonders berufen erſcheinen, welche ſociales Gemeingut ſein ſollen und deren Conſequenzen das ſociale Leben beherrſchen.

Es wird ſich der Mühe verlohnen, von da aus in einer folgenden Abhandlung einen Blick auf die Verbreitung des katholiſchen Chriſtenthums zu werfen.

Die Einſicht, daß der Autoritätsglaube für die Ueberlieferung und den Fortſchritt alles Wiſſens und aller Bildung große Bedeutung hat, dürfte ihm nicht bloß einiges von ſeinem Schrecken nehmen, ſondern ihn auch für große und bleibende Culturaufgaben beſtens empfehlen, zumal für ſolche der religiös-ethiſchen Cultur.

Die Einſicht aber, daß der Autoritätsglaube die ſociale Erkenntnißweiſe iſt, legt die Vermuthung nahe, daß ihm die erſte Stelle zugedacht ſein muß, wenn es gilt, mit Ueberzeugungen als Bauſteinen eine Kirche zu bauen, d. i. einen religiös-ſocialen Verband zu gründen und zu erhalten.

Und wenn dieſes Reich ein nach Urſprung, Kraft, Recht und Ziel übernatürliches wäre, ſo würde der Autoritätsglaube ſelbſt gewiß nicht entbehrlich, vielmehr höherer Art werden. Denn ein Lehramt, das ein ſolches Reich zu verbreiten und zu regieren beſtimmt und befugt iſt, muß ein unſterblicher Herold der Heilsbotſchaft Gottes an die Menſchen ſein.

Alles, was ein Menſch je wußte oder zu wiſſen vermag, ward oder wird ihm kund entweder durch die Sinne, oder durch die Vernunft, oder durch Bezeugung von andern: durch Sehen[1], Einſehen oder Glauben.

Es begreift ſich leicht, warum wir dieſe drei Erkenntnißweiſen haben müſſen und mehr als dieſe drei nicht wohl haben können. Sie entſprechen nämlich den drei Seiten der menſchlichen Natur: der organiſch-ſenſitiven die Sinne, der geiſtigen die Vernunft, der ſocialen die Bezeugung.

Wie aber der ganze Menſch trotz der drei Seiten ſeines Weſens durch ſeine geiſtige Seele eine Natur oder Perſon iſt, ſo wird auch das menſchliche Erkennen, ob es ſich gleich durch dreierlei Erkenntnißweiſen vollzieht, dennoch durch den Primat der Vernunft völlig einheitlich. Wie ich nur durch die Vernunft Gewißheit erlange, daß meine Sinneswahr-

[1] Nach dem vornehmſten Sinn kann man die geſamte Sinneserkenntniß der Kürze wegen ſo bezeichnen.

nehmungen richtig und wahr ſind, ſo gibt mir nur die Vernunft die Gewißheit, daß ein Zeuge glaubwürdig iſt, ich alſo ſein Zeugniß glauben kann, darf, ſoll.

Bekanntlich muß in der Erkenntnißweiſe durch Bezeugung der Zeuge und ſein Zeugniß unterſchieden werden: die Glaubwürdigkeit des Zeugen und der Inhalt ſeiner Ausſage. Die Glaubwürdigkeit wird gewußt, der Inhalt der Ausſage wird geglaubt. Die Glaubwürdigkeit iſt Gegenſtand der Vernunfteinſicht; ſie kann und ſoll geprüft, wo es nöthig erſcheint, kritiſch geprüft werden. Der Inhalt der Ausſage aber iſt Gegenſtand einer andern, weitern Vernunftzuſtimmung, welche wenigſtens da, wo nicht das Zeugniß ſelbſt und die Glaubwürdigkeit des Zeugen evident ſind, durch ein Willensgebot desjenigen, der glaubt, zuſtande kommt und welche eben das eigentliche Glauben iſt.

Einem Gewährsmann glauben, heißt dem Inhalt ſeiner Ausſagen zuſtimmen, das, was er berichtet, annehmen. Das Verſtandesurtheil, daß er glaubwürdig iſt, muß zwar vorhergehen; es ergibt ſich aber daraus zunächſt nur, daß man glauben könne, dürfe, ſolle, nicht, daß man thatſächlich glaube. Die Ueberleitung vom Glauben-können zum factiſchen Glauben vollführt wenigſtens beim Mangel der eben erwähnten Evidenz ſtets der freie Wille deſſen, der die Botſchaft hört. Danach liegt am Tage, daß „das Urrecht des Geiſtes, ſich im Denken nur durch Gründe der Vernunft beſtimmen zu laſſen“ [1], durch den ſogen. Autoritätsglauben nicht beſchädigt, geſchweige verneint wird. Denn es iſt weder unverſtändig, volle Glaubwürdigkeit eines Zeugen auf den eigenen Verſtand wirken zu laſſen, noch iſt es unverſtändig, einem vernünftigen Beweggrund gemäß einen freien Entſchluß zu faſſen.

Der Autoritätsglaube iſt aber nicht bloß vernunftgemäß, ſondern auch eine unerläßlich nothwendige Erkenntnißweiſe, ein unentbehrlicher Förderer der Bildung. Und zwar iſt er dieſes für jeden Menſchen, für jede Bildungsſtufe, ja für den Betrieb aller, auch der exacteſten Wiſſenſchaften. Das Glauben ſteht nicht von ferne in urſprünglichem Gegenſatz zum Wiſſen; ebenſowenig iſt es die privilegirte Erkenntnißweiſe der Ungebildeten. Vielmehr muß man es als nothwendiges Complement alles Wiſſens anſehen. Wir meinen ſogar, und werden verſuchen es nachzuweiſen, daß mit den Fortſchritten der Fachwiſſenſchaften die Glaubensnothwendigkeit zunimmt.

---

[1] Vgl. dieſe Zeitſchrift dieſen Band, S. 25 f.

Die normale Entwicklung des menſchlichen Geiſteslebens wäre unmöglich ohne Unterricht, der zunächſt als autoritatives Lehramt wirken muß, wenn er irgend einen Erfolg zu haben beabſichtigt. Glaubt das Kind nicht den Inhalt des Unterrichtes, die Bedeutung der Worte, die Figur der Buchſtaben und Ziffern, ſo lernt es weder ſprechen, noch leſen, noch ſchreiben, noch rechnen. Nach einer alten Anekdote hätte ein Knabe aus adeligem Hauſe zu ſeinem Mathematik-Profeſſor bei Gelegenheit des pythagoreiſchen Lehrſatzes geſagt: „Geben Sie mir nur Ihr Ehrenwort, daß die Sache richtig iſt; ich glaube es lieber, als daß ich's verſtehe." Selbſtredend ſoll der Unterricht Einſicht erſchließen, wo das nach dem Object der Erkenntniß möglich iſt. Aber wie ſieht es mit der Einſicht aus betreffs der Ergebniſſe der Volkszählung, der Meſſungen der Länder und Welttheile? Mögen Lehrer und Schüler alle Angaben meinetwegen noch ſo kritiſch auf ihre Glaubwürdigkeit geprüft haben, den Inhalt der Zeugenausſage haben ſie weder geſehen noch erdacht. Woher haben ſie alſo dieſe Kenntniſſe, wenn nicht auf Grund glaubhafter Bezeugung, alſo durch Glauben?

Nicht bloß im Jugendunterricht, auch in der wiſſenſchaftlichen Forſchung und der Verbreitung wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe behält das Glauben ſeine complementäre Stellung neben allem Wiſſen.

Gerade im abgelaufenen Jahrhundert ſind die hiſtoriſchen Studien überhaupt, iſt insbeſondere die Quellenkritik eifrig gepflegt und erfolgreich betrieben worden. Nun quillt aber der geſamte Inhalt hiſtoriſchen Wiſſens aus dem Inhalt glaubhafter Bezeugung, deckt ſich mit dem, was „gute Ueberlieferung" bietet. Die hohe Bedeutung der Quellenkritik beſteht in nichts anderem als darin, daß ſie eine Schärfung der Erkenntnißweiſe durch Bezeugung iſt. Oft genug hat ſie freilich gegen ſich ſelbſt gewüthet, oder, um es nach berühmten Muſtern zu ſagen, den Aſt abgeſägt, auf dem ſie ſaß, wie das Brunetière ſo ſchön angedeutet hat: als man uns mit Autorität darüber belehrte, wir dürften nie einer Autorität trauen . . .[1] Man möchte es deshalb als einen ſtaunenswerthen Vorgang bezeichnen, daß in dieſem hiſtoriſch-kritiſchen Jahrhundert die Erkenntnißweiſe durch glaubhafte Bezeugung ſo völlig aus der modernen Erkenntnißtheorie und weiterhin aus dem Bewußtſein weiter Kreiſe verſchwinden konnte.

Es handelt ſich aber durchaus nicht bloß um Geſchichte. Müßte der gelehrteſte Geograph, Ethnograph, Biolog alle Kenntniſſe auslöſchen,

[1] Revue des deux mondes CXXXVII (1896), 890.

die er aus Beſchreibungen, Berichten, mit einem Wort aus Büchern von andern übernommen hat, ſo empfände er ſeinem eigenen, übrig bleibenden Wiſſen gegenüber vielleicht den horror vacui. Nehmen wir an, ein Geograph hätte die ganze Welt bereiſt — es verſteht ſich zu Lande einen Quadratkilometer nach dem andern, zu Waſſer mag er ſelbſt ſehen, wie er fertig wird —, er hätte alle Ströme und Flüſſe befahren, alle Berge beſtiegen oder doch geſehen, alle Gletſcher gemeſſen oder doch begangen, und nun will er ſein Weltwiſſen in ſocialen Gemeinbeſitz überleiten, hält Vorleſungen, ſchreibt Bücher . . . ja wozu denn? Doch wohl, damit man ihm einiges glaube. Hat E. Reclus ſeine große Geographie etwa in der Abſicht herausgegeben, daß jeder Intereſſent, mit mehr als zwei Dutzend Bänden ſchwerſten Kalibers im Koffer, die Erde abreiſe, um alles „nachzuprüfen", damit er alles „wiſſe" und nichts zu glauben brauche?

Die Meteorologie fußt auf zahlreichen, jahrelang fortgeſetzten Beobachtungen, die an zahlreichen Stationen vorgenommen worden ſind; die Statiſtik auf maſſenhaftem Zahlenmaterial, an deſſen Beſchaffung Hunderte, ja Tauſende unbekannte Leute mitgearbeitet haben: dieſe unentbehrlichen Grundlagen wiſſenſchaftlicher Forſchung ſind aber nichts als mehr oder minder glaubhafte Bezeugungen.

Die moderne apſychiſche Pſychologie ſcheint ſich durch übermäßig ausführliche Darlegung der Phyſiologie der fünf Sinne für ihre Seelenloſigkeit ſchadlos halten zu wollen, als beſtände der höchſte Ehrgeiz des Pſychologen darin, bei Störungen des Gehörs oder ſchwereren Naſenfällen fachmänniſch mitreden zu können. Nun übernimmt ſie aber einfach eine große Menge von Beobachtungsergebniſſen oder von experimentell Feſtgeſtelltem aus den mediciniſchen oder aus andern Fachwiſſenſchaften, aus der Neuropathologie, der Pſychiatrie, der Phyſiologie u. ſ. w. Dagegen läßt ſich ſchon deshalb nichts einwenden, weil es unmöglich vermieden werden kann, — das Uebernehmen, das Glauben nämlich.

Die hochwiſſenſchaftliche Flucht vor dem Glauben wirkt, man möchte faſt ſagen, komiſch, wenn man bedenkt, daß gerade das moderne Princip wiſſenſchaftlichen Fortſchrittes, das Princip der Nachforſchung, des Specialiſtenthums in geradem Verhältniß ſteht zur Zunahme objectiver und ſubjectiver Glaubensnothwendigkeit. Wo die Bürgſchaften für kritiſche Schulung leicht erkennbar ſind, wird die Glaubwürdigkeit des Specialiſten geſteigert, an der Thatſache vermehrter Glaubensnothwendigkeit aber nichts geändert.

Je intenſivere Anwendung das Princip der Arbeitstheilung und Fachforſchung findet, um ſo maſſenhafter wird erſtens das, was man glauben muß, um auf der Bildungshöhe zu bleiben, um ſo zahlreicher werden zweitens diejenigen, welche glauben müſſen. Je enger man die Gebietsgrenzen zieht, innerhalb welcher der Specialiſt zu Hauſe iſt, um ſo größer ſind die außenliegenden Gebiete, die ihm fremd bleiben, wo er glauben muß. Zugleich ſind aber die Bewohner der außenliegenden Gebiete um ſo zahlreicher, die ihrerſeits von dem kleinen Fach des Specialiſten nichts verſtehen und, mit ihrem guten Glauben auf ihn angewieſen, thun müſſen, was ſie nicht laſſen können. Und je vielfältiger die Forſchungsergebniſſe des Specialiſten werden, um ſo mehr ſteigt der Export von Glaubensartikeln aus ſeinem Gebietchen in die übrige Welt des Wiſſens und Glaubens.

Ein Beiſpiel aus der neuern Diplomatik iſt geeignet, dieſe Thatſache zu beleuchten.

In der v. Sickelſchen Schule wurde ſtaunenswerth ſcharfſinnige Kritik Uebung und Ueberlieferung. Ein merkwürdiger Fortſchritt fand vielfach, zumal im Text zu den „Kaiſerurkunden in Abbildungen", erfolgreiche Verwendung. Wohlgeſchulte Urkundenforſcher, welche Gelegenheit hatten, mit Muße eine große Zahl von Originalurkunden zu betrachten, Urkunden, die zu einer beſtimmten Zeit aus einer einzelnen Kanzlei hervorgegangen ſind, brachten es allmählich dahin, in dieſen Documenten Gruppen zu bilden, welche individuell gleiche Schriftzüge aufweiſen. Die Schreiber der Urkunden blieben zumeiſt nach wie vor unbekannt, aber man entdeckte ihre „Hände". Wurde nun eine neue, noch nicht beſehene Urkunde aus dieſer Zeit vorgelegt, ſo vermochte man zuweilen die bekannte Hand des unbekannten Schreibers mit ähnlicher Sicherheit wiederzuerkennen, wie jedermann ſchon an der Briefadreſſe die Hand eines Freundes erkennt. Darin meinte man ferner endlich ein untrügliches Merkmal für Urkundenechtheit gefunden zu haben. Und in der That, wenn zwei Kaiſerurkunden von einem und demſelben Schreiber der kaiſerlichen Kanzlei geſchrieben ſind, oder wenn unter zwei nahezu gleichzeitigen die eine in den tiefſten Süden, die andere in den höchſten Norden des Reiches geht und beide vom nämlichen Individuum geſchrieben ſind, ſo iſt die Möglichkeit einer Fälſchung von ſeiten der Empfänger ausgeſchloſſen.

Solche Höhe kritiſcher Bildung zu erklimmen, iſt aber eine ſchwierige Sache und zudem ein beſchränkter Vorzug, weil er ſich nothwendig in

engen Zeitgrenzen hält — vielleicht nicht gerade eine brodloſe Kunſt, aber auch keine ſolche, die ſichere Renten abwirft. Man muß an einem der großen wiſſenſchaftlichen Inſtitute jahrelange Uebung auf das Leſen, Vergleichen, Copiren, Pauſen, Photographiren von Urkunden verwendet haben, auf eine kleine Forſchungsepoche, einige Jahrzehnte, ſich beſchränken, große Forſchungsreiſen zu unternehmen in der Lage ſein. Hat man aber endlich die Kenntniß bekannter Hände, welche unbekannten Schreibern gehörten, erobert, ſo genießt man den Vortheil, für eine beſtimmte Zeit und für eine einzelne Kanzlei eine Inſtanz in Fragen der Urkundenechtheit geworden zu ſein, von der es keine Berufung und für die es keine Controlle gibt. Allen übrigen Menſchen, und wären ſie Bildungsmenſchen von feinſter Sorte, allen Hiſtorikern, ja allen Urkundenforſchern, welche andere Zeiten, andere Kanzleien, andere „Hände" ſtudiren, bleibt ſchlankweg nichts übrig als zu glauben: Peritis in arte *credendum* est. Manche meinten, durch den gedachten Forſchungsfortſchritt werde die Diplomatik eine empiriſche Wiſſenſchaft. Mag ſein, für wenige Specialiſten, innerhalb ihres Epöchleins; für alle andern wird ſie gerade dadurch einer reinen Glaubenslehre viel näher gerückt, als dieſen andern lieb iſt.

Wie in den Wiſſenſchaften, ſo iſt auch im Leben das Glauben kein Gegenſatz des Wiſſens, ſondern deſſen nothwendige Ergänzung. Das Kind glaubt es zeitlebens, daß ſeine Eltern wirklich ſeine Eltern ſind, und doch gibt dieſe Thatſache jedem Einzelleben ſeine Stellung und Richtung und vieles andere. Der Kranke pflegt die Diagnoſe und die Arzneien des Arztes nicht „nachzuprüfen". Kein Gerichtsverfahren wäre möglich, inſofern alle Zeugenausſagen überflüſſig würden. Allenthalben, wo Sachverſtändige ihr Urtheil geben, wird ſchließlich geglaubt, und ſo fort ohne Ende.

Ja es wird ſogar vielfach Leuten geglaubt, die gar nicht als Zeugen, ſondern als „Erfinder" von Beruf auf den Plan treten. Wie viele Hochgebildete gibt es, die in ihrer Weltanſchauung oder in dem, was die leere Stelle der Weltanſchauung ausfüllen ſoll, durch Romane und Theaterſtücke aufs tiefſte beeinflußt werden. In zweifacher Weiſe ſcheint dabei reine Vernunft und exacte Wiſſenſchaft in voller Thätigkeit, um kirchenfeindlichen Unglauben auf das beſte zu beglaubigen: erſtens, weil ſich die Hochgebildeten in viel blinderem Autoritätsglauben den Verfaſſern übergeben, als für dieſe annehmbar und ſchmeichelhaft iſt, da ſie doch Dichter zu ſein beanſpruchen; zweitens, weil die lieben Leſer aus Eigenem noch eine

Generaliſation hinzuzufügen pflegen, welche der reinſten Weisheit ſehr nahe kommt.

Mag der Naturalismus ſich noch ſo photographiſch gebärden, es bleibt doch dabei, daß Romane und Dramen Erzeugniſſe von „Findern und Erfindern" ſein ſollen und ſind. Mögen ſie ſich aller „Wahrſcheinlichkeit" befleißen, Thatſächliches benutzen, ihrer ganzen Eigenart nach ſind ſie oft ſchöne, aber ſtets ex officio erfundene Sachen. Das aber wirkt auf den Verſtand und dos Gemüth des großen Bildungspublikums, als wäre es die allerwirklichſte Wirklichkeit. Oft genug haben wir derlei mit dem ſtillen Seufzer aus der Hand gelegt: Wenn doch die lieben Leſer ſich wenigſtens ſagten, rein Erfundenes kann nichts beweiſen. . . . Aber nein, die einzige Verſtandesübung, die man vorzunehmen pflegt, nachdem man den Roman genoſſen hat, oder unterwegs vom Theater zum Stammtiſch, iſt die Verallgemeinerung: „So ſind ſie alle". War es ein Scheuſal von Mönch oder ein ſonſtiges clericales Ungeheuer — ſo ſind ſie alle, oder, da ſieht man es, wie ſie ſind; war es ein Freidenkertugendbold oder ein Mirakel von einem Edeljuden, ſo wird auch der als Typus beſtaunt. Blinder Glaube hält blaue Märlein für bare Wirklichkeit und baut darauf reine Vernunftſchlüſſe; woraufhin der Culturmenſch in ſeinem Hochbewußtſein beglückt wandelt, wohin ſein unſtillbarer Culturdurſt ihn führt: er glaubt nichts, er weiß bloß; proſit Bildung und Cultur!

Wenn nun noch der Einfluß des Journalismus erwogen würde, ſo träte auch hier zu Tage, daß richtiger Köhlerglaube in Freidenkerkreiſen ſchreckhaft verbreitet iſt.

Eine Erkenntnißweiſe, der in der Wiſſenſchaft wie im Leben ſo ungemeſſen große Bedeutung eignet, und die zudem bei weiterer Vertiefung recht nachdenkliche Probleme aufweiſt, verdient gewiß in der Erkenntnißtheorie eingehende Würdigung. In der katholiſchen Wiſſenſchaft findet ſie allenthalben eine ſolche, im kleinſten Handbuch der Logik wie in den großen Darlegungen der theologiſchen Lehre vom Glauben, woher denn auch unſere Ausführungen genommen ſind[1]. Für die ungebundene oder ungläubige Philoſophie ſcheint ſie aber nicht zu exiſtiren. Ob das auch zur Inferiorität des Katholicismus gehört?

Taucht bei modernen Philoſophen einmal ein Kapitel „Wiſſen und Glauben" auf, ſo wird zumeiſt Glauben unmittelbar religiöſem Glauben

[1] Wir verweiſen beſonders auf *Chr. Pesch* S. J., Praelectiones dogmaticae VIII (1898), 47 sqq.

gleichgeſetzt, als ob es gar kein anderes Glauben gäbe, was unſeres Erachtens handgreiflich unrichtig iſt; und zudem wird der Begriff des religiöſen Glaubens gründlich verwirrt, was die Sache nicht viel beſſer macht. Daneben treibt ſich allerlei Glaube herum, der keiner iſt noch einer ſein kann. So begegnet uns „Glaube an die Außenwelt" als ein in philoſophiſchen Kreiſen gangbarer Ausdruck[1], während wir doch die Exiſtenz der Außenwelt weder vermuthen noch auf Zeugenausſage hin annehmen. Dieſe völlige Ignorirung der Erkenntnißweiſe durch Bezeugung und Glauben dünkt uns ein ebenſo erſtaunlicher Fortſchritt der Wiſſenſchaft und Bildung, wie wenn Lehrbücher der Arithmetik in Gebrauch ſtänden, die nichts von der Diviſion enthielten, oder lateiniſche Grammatiken, die von der dritten Conjugation völlig entblößt wären.

Halten wir demnach die Bezeugung und das Glauben für eine unerläßliche Ergänzung alles Wiſſens, für einen unentbehrlichen Factor im menſchlichen Leben, läugnen wir jeden urſprünglichen Gegenſatz von Wiſſen und Glauben, behaupten wir vielmehr die naturnothwendige Zuſammengehörigkeit beider, ſo ſind wir doch keineswegs gewillt, die tiefgehenden Unterſchiede zu überſehen oder zu verwiſchen, welche zwiſchen den innern und eigenen Erkenntnißweiſen durch die Sinne, durch die Vernunft und der äußern, ſtellvertretenden und entlehnten Erkenntnißweiſe durch glaubhafte Bezeugung beſtehen. Dieſe Unterſchiede ſind wichtig an ſich, zugleich aber auch als Ausgangspunkte für die verſchiedenen Nebenbedeutungen des Wortes „glauben".

Sie beziehen ſich erſtens auf die Erkenntniß ſelbſt. Alles Schauen und alles Wiſſen hat eine eigenartige Klarheit, gewährt volle intellectuelle Befriedigung. Das aus Sehen und Einſehen ſich ergebende Urtheil beſitzt beſondere Feſtigkeit. Dieſe Eigenſchaften eignen jedem Glaubensſatz, der auf menſchlichem Einzelzeugniß ruht, in geringerem Grade und in anderer Weiſe. Freilich waltet zwiſchen dem Einzelzeugniß und dem Maſſenzeugniß ein tiefgehender Unterſchied ob, wenngleich ſich keine beſtimmte Grenze ziehen, nicht ſcharf beſtimmen läßt, wo letzteres anfängt. Im übrigen bleibt auch in der Zuſtimmung zum Inhalt des Maſſenzeugniſſes die Eigenart des Glaubens gewahrt, obzwar man da gewöhnlich von „Wiſſen" redet.

[1] J. Volkelt in Falckenbergs Zeitſchr. f. Philoſ. u. philoſ. Kritik. Neue Folge CXII (1898), 238. 239. F. Paulſen, Einleitung (5. Aufl., 1898), S. 385 u. a. W. Diltheys Abhandlung in Sitzungsberichte der Berl. Akad. 1890, S. 977 ff., mit dem monumentalen Titel: Beiträge zur Löſung der Frage vom Urſprung unſeres Glaubens an die Realität der Außenwelt und ſeinem Rechte.

Alle, die nie in Auſtralien waren, bejahen die Exiſtenz dieſes Welttheiles auf Grund eines Maſſenzeugniſſes. Wiſſen oder glauben ſie, daß Auſtralien exiſtirt? Bei der vollkommenen Evidenz der Glaubwürdigkeit des Zeugniſſes, zu der auch noch kommt, daß tauſend Thatſachen die Exiſtenz von Auſtralien vorausſetzen, mögen ſie getroſt ſagen, ſie wüßten es. Aber im Grunde richtet ſich ihre Bejahung ſchließlich immer auf den Inhalt einer Zeugenausſage. Und wenn ſie ſtundenlang Schlüſſe machten, um zu beweiſen, daß Auſtralien exiſtiren müſſe, in die Prämiſſen wird immer die Zeugenausſage und ihr Inhalt aufgenommen werden. Anders können ſie der Exiſtenz von Auſtralien nicht habhaft werden.

Eine weitere Eigenthümlichkeit des Glaubens, die wir jetzt noch kurz zu beſprechen haben, dünkt uns ſehr wichtig: Die Erkenntnißweiſe durch Bezeugung entwächſt der ſocialen Natur des Menſchen, es iſt die ſociale Erkenntnißweiſe.

Das geht ſchon daraus hervor, daß zwei dazu gehören: ein Zeuge und einer, der glaubt. Damit es aber vor ſich gehen könne, müſſen dieſe zwei auch irgendwie zuſammengehören.

Wie iſt es überhaupt möglich, daß ich die Kenntniſſe eines andern einfachhin entlehne, übernehme? Hätte ich es auch mit dem ehrlichſten Manne zu thun, daß er in dieſem einzelnen Falle ehrlich geweſen, kann ich wahrhaftig nicht mathematiſch beweiſen, ſondern nehme es an, etwa auf Grund des Analogieſchluſſes: er ſagt ſonſt die Wahrheit, alſo auch hier; oder auf Grund des negativen Arguments: er hat keinen Grund zur Unehrlichkeit, folglich iſt er es nicht; oder umgekehrt und poſitiv: er hat Anlaß und Grund zur Ehrlichkeit; oder endlich ich will an ſeiner Ehrlichkeit nicht zweifeln. . . . Wie zahlloſen Fehlerquellen iſt die Beobachtung, wie vielen Irrungen das Nachdenken ausgeſetzt, wie oft ſind uns die Zeugen für alles mögliche ganz unbekannt! Und trotzdem glauben wir täglich, glauben wir zeitlebens, glauben wir alle, und zwar maſſenhaft, immer maſſenhafter mit fortſchreitender Bildung, eventuell faſt den Geſamtinhalt des Converſationslexikons. Das dürfte wohl eine wichtige Frage ſein, wie das pſychologiſch auch nur möglich iſt. Ich kann die Kenntniſſe eines andern nicht herausſchöpfen, um ſie chemiſch analyſiren zu laſſen, und durchleuchtete ich den Zeugen mit X-Strahlen, ſo brächte ich auch damit nicht heraus, ob er kundig und ehrlich iſt.

Die Möglichkeit, daß wir dem Inhalt der Ausſage eines andern zuſtimmen, ergibt ſich lediglich aus der Identität und Solidarität der menſch-

lichen Natur, daraus, daß die Menſchen alle im weſentlichen die gleichen Fähigkeiten haben, um zur Wahrheit zu gelangen, die Sinne und die Vernunft, nebſt der gleichen Beſtimmung dazu, einem im weſentlichen gleichen Intereſſe am Erwerben und Beſitzen der Wahrheit. Deshalb vermag jeder für alle zu ſehen und einzuſehen, jeder von jedem zu lernen.

Die Menſchen ſind zudem auch im Streben nach Wahrheit aufeinander, auf gegenſeitige Hilfeleiſtung angewieſen. Auch im Geiſtesleben hat das viribus unitis volle Geltung, von dem L. Stein jüngſt treffend ſagte, es ſei „immer die tiefſte ſociale Deviſe geweſen und" werde „es immer bleiben" [1]. Die Beſtimmung zur Wahrheit, zu wahren Erkenntniſſen zu kommen, iſt jedem Individuum anerſchaffen. Die Beſtimmung aber zu extenſiv und intenſiv unbegrenztem Fortſchritt erſcheint als eine ſociale Aufgabe, welche über die einzelne Menſchenkraft weit hinausreicht, jedoch viribus unitis wohl gefördert werden kann und ſoll. Das bedeutet erſtens Arbeitstheilung, zweitens Ueberleitung der einzelnen Arbeitsergebniſſe in den Geſamtbeſitz. Und wie in der jeweiligen Zeitlage die Fachforſchungen einander ergänzen, ſo beſtimmt in der Abfolge der Generationen der einmal erreichte Höhepunkt wahrer Wiſſenſchaft und Bildung den Erben nicht das Object von Umſturzverſuchen, ſondern die Ausgangsſtelle weiterer Fortſchritte. Der Austauſch von Fachkenntniſſen unter Zeitgenoſſen wie die Uebernahme von einmal Erreichtem durch die heranwachſenden Geſchlechter ſind ſchlechthin unmöglich ohne alles Glauben. Und deshalb darf man getroſt dem Zeitgeiſt ins Antlitz behaupten: Ohne Glauben kein Fortſchritt.

Es frägt ſich nur ſtets: wem, was, warum? In Competenzſtreitigkeiten ſind die Rechtstitel und Befähigungsnachweiſe zu prüfen, wobei das alte ne sutor supra crepidam nie außer acht gelaſſen werden darf.

Auch aus den Naturtrieben des Menſchen geht hervor, daß Bezeugung und Glaube als ſociale Erkenntnißweiſe angeſehen werden muß.

So ſehr der Communismus auf wirtſchaftlichem Gebiet der menſchlichen Natur widerſpricht, ſo ſehr iſt er ihr entſprechend im Reich der Wahrheit. So ſehr ein jeder bemüht und berechtigt iſt, Eingriffe in das Privateigenthum abzuwehren, es für ſich zu behalten, ebenſoſehr iſt man auch geneigt, ja getrieben, ſeine Kenntniſſe nicht für ſich zu behalten, ſie viel-

[1] Deutſche Rundſchau XCVIII (Januar 1899), 39.

mehr auf jeden Acker zu ſäen, ſie allen Winden anzuvertrauen. Weder iſt das eine an ſich Geiz noch das andere Ruhmſucht; beides ſind vielmehr Naturtriebe, die, wie alle andern, zu regeln der Vernunft obliegt.

„Jedem das Seine" gilt auch in der Wiſſenſchaft; der Schutz literariſchen Eigenthums iſt vollauf berechtigt, zumal in einer Culturlage, in der jedes Fündlein escomptirt wird; mit gutem Recht und großem Erfolg ward emſiger Fleiß auf kritiſche Unterſuchungen über die Herkunft von Ideen und Nachrichten, über die Abhängigkeitsverhältniſſe der Schriftſteller voneinander verwendet; Prioritätsſtreitigkeiten und Plagiatbeſchuldigungen werden in der literariſchen und gelehrten Welt gelegentlich immer wieder vorkommen. Trotz alledem aber bleibt doch wahr, daß machtvolle Ueberzeugungen, von edlem Sinn und echter Liebe getragen, ſich als Gemeingut fühlen und allen ſich anbieten, die ſie haben wollen, wie das Quellwaſſer im Hochgebirg und der Sonnenſchein allenthalben.

Vom alten Görres wurde einmal irrthümlich geſagt, er ſei nach Rom gereiſt und wohne „in der Propaganda". Man hat die Nachricht dementirt und ſinnig hinzugefügt, Görres ſei zwar nicht in der Propaganda, wohl aber ſei Propaganda in ihm.

Dieſe Triebkraft der Ueberzeugung äußert ſich ſowohl als Belehrung wie als Bezeugung im engern Sinn. Aber ſelbſt dann, wenn ſie Beweiſe vorträgt, Einſicht vermitteln, Wiſſen erzeugen will, übt die Tiefe und Kraft der Ueberzeugung auf den Hörer einen unmittelbaren Einfluß aus, ſo daß der Lehrer zugleich Zeuge wird und die Einſicht des Hörers durch etwas wie Glauben gefördert erſcheint. Daß hierin keine Vergewaltigung liegt, vielmehr ein naturgemäßer Vorgang ſich abſpielt, der freilich dem Irrtum wie der Wahrheit, dem Böſen wie dem Guten dienſtbar werden kann, iſt daraus abzuleiten, daß die Wahrheit Gemeingut iſt. Gleich iſt die objective Wahrheit, aber davor ſtehen trotz ihrer weſentlichen Gleichheit ungleiche ſubjective Fähigkeiten, ſie zu finden oder zu faſſen. Dieſe Ungleichheit auszugleichen iſt die hohe Aufgabe und die ſociale Bedeutung jeglichen Lehrberufes im weiteſten Sinne des Wortes. Die höhere Fähigkeit oder die höhere Ausbildung ſteht gerade durch ihre Ueberlegenheit im Dienſte der andern. Und für dieſe andern liegt in jedem Fall auch eine Bürgſchaft der Wahrheit in der Kraft und Tiefe der Ueberzeugung, zumal jener Ueberzeugungen, denen es Bedürfniß und Freude iſt, ſich der „kleinen Leute" im ſocialen wie im phyſiſchen Sinne anzunehmen, zu allermeiſt aber jener Ueberzeugungen, die darin nicht

Honorarfragen ſehen oder Triumphe ſuchen, ſondern ernſte Pflichten und beſcheidene Dienſte.

Weit ſchärfer tritt freilich, wenn wir nicht irren, der ſociale Charakter aller Ideenverbreitung, alles Fortpflanzens von Ueberzeugungen da hervor, wo das Belehren *lediglich* Bezeugen iſt, wo keine Beweiſe Wiſſen vermitteln und ſo dem Belehrten Selbſtändigkeit geben, ſondern wo Treue und Glauben ein bleibendes geiſtiges Band knüpfen.

Gewiß ſind weitaus die meiſten fachwiſſenſchaftlichen Kenntniſſe nur für die Verbreitung innerhalb enger Kreiſe beſtimmt, und es entbehren viele Thatſachen, die für einige oder viele höchſte Wichtigkeit haben, alles Intereſſes für zahlloſe andere. Aber auch da, wo ſich die Ideenverbreitung durch Zeugniß und Glauben in geringerem Umfang hält, wirkt die Bezeugung zunächſt durch die ſocialen Momente, die namhaft gemacht wurden, durch die weſentliche Gleichheit der Fähigkeiten, der Beſtimmung, des Intereſſes an der Wahrheit und durch das Aufeinander-angewieſen-ſein. Vielleicht kann man ſagen, dieſe Lehrweiſe *wirke* nicht bloß durch ſociale Factoren, ſondern ſie *bewirke* auch eine ideelle ſociale Zuſammengehörigkeit, eine bleibende Abhängigkeit vieler von einem.

Die Erkenntnißweiſe durch Bezeugung und Glauben erſcheint demnach nicht bloß in der Mittheilung von einem zum andern, ſondern auch in der Ideenverbreitung von einem auf viele als die eigentlich ſociale Erkenntnißweiſe.

Damit dürfte zuſammenhängen, daß Wahrheiten, deren habhaft zu werden jedermanns Sache iſt, die für allgemeinſte Verbreitung beſtimmt, in dieſem Sinne alſo ſociale Wahrheiten ſind, ihre einzige, oder ihre wirkſamſte, oder ihre gewöhnliche ſociale Verbreitung durch Bezeugung finden: ſo die Elemente menſchlicher Bildung, das Reden und Leſen, Schreiben und Rechnen; ſo auch die meiſten bürgerlichen, insbeſondere die Unterthanenpflichten. Kein Menſch hat je daran gedacht, ſein Steuerzahlen oder ſeine Dienſtpflicht oder anderes von einem vorgängigen kritiſchen, rechtsgeſchichtlichen Beweis für die Legitimität der über ihm ſtehenden ſtaatlichen Obrigkeit abhängig ſein zu laſſen; und wollte es einer, der käme ſchön an.

Wie gar keine andern Wahrheiten ſind die religiöſen Wahrheiten jedermanns Sache, beſtimmt, Gemeingut und Erbgut zu werden und zu ſein. Deshalb gelten ſie uns auch als ſociale Wahrheiten im höchſten Sinne des Wortes.

Sie ſind es erſtens nach ihrem Subject, weil ſie herrſchende Weltanſchauung ſein ſollen; zweitens nach ihrem Object, weil der Begriff „Gemeingut“ in gar keinen andern Wahrheiten ſo voll ausgeprägt iſt, wie in dieſen; drittens nach ihren Conſequenzen, weil die Grundlagen der ſocialen und der politiſchen Ordnung und Freiheit, wie auch der Einklang von Ordnung und Freiheit mit ihnen ſtehen und fallen; viertens nach der Form ihrer gewöhnlichen und thatſächlichen Ueberlieferung, welche die ſociale Erkenntnißweiſe durch Bezeugung und Glauben iſt.

Die religiös-philoſophiſchen Grundwahrheiten[1] ſind beweisbar, werden bewieſen und „gewußt“. Und dennoch nennt der Unglaube wie der Glaube ſie Glaubenswahrheiten.

Innerhalb des Katholicismus heißen ſie nicht etwa irgendwie in übertragenem Sinne Glaubenswahrheiten, ſondern ſind es, weil ſie zum Inhalt der chriſtlichen Offenbarung gehören und darum von allen mit Leichtigkeit, ohne Irrthum und in höchſter Gewißheit erfaßt werden können[2].

Daneben verdient aber auch die Thatſache Erwähnung und Erwägung, daß ſie mit allen natürlichen Eigenthümlichkeiten der Erkenntnißweiſe durch Bezeugung innig verwoben ſind. Sie können als durchaus überſinnliche Dinge ſinnenfällige Anſchaulichkeit nicht haben. Verlangen, daß man ſie ſich „vorſtellen“ könne, heißt ſo viel als verlangen, daß ſie aufhören zu ſein, was ſie ſind, damit man faſſen könne, was ſie ſind. Sie müſſen deshalb auch jener Evidenz entbehren, welche ſich aus mathematiſchen Beweiſen ergibt, bei denen die Phantaſievorſtellung, wenn auch im abgemagerten Zuſtand von Figuren und Ziffern, Vorſpanndienſte leiſtet.

Dieſe Wahrheiten ſtehen ferner in ſehr inniger Beziehung zum Gemüths- und Willensleben der Menſchen, unter anderem auch deshalb, weil dieſes einen nie verſtummenden Proteſt gegen deren Ablehnung abgibt. In ſeinem eigenen Herzen hat jeder Menſch zwei lebenslängliche Hausgenoſſen, die ſichere Bürgen und laute Zeugen für das Tranſcendente unſeres Urſprungs und unſerer Beſtimmung, zugleich unabſetzbare Richter und unerbittliche Rächer des religiöſen Unglaubens ſind und unverſiegbare Quellen religiöſer Ideen und Ueberzeugungen: die Imperative der Pflicht und die Gewalt des Verlangens nach Glück. Der Menſch mag

[1] Vgl. oben S. 429, Anm. 1.

[2] Conc. Vatic. S. III, c. 2: Coll. Lac. VII, 251 a.

ſich wie immer bemühen, den Kosmos atheiſtiſch zu erklären, ſo aufzufaſſen, als wäre er aus ſich, gehörte ſeinem Urſprung nach, genügte ſeinem Ziele nach ſich ſelbſt und ſich allein. Verſucht aber nun der einzelne nach dieſer Theorie zu leben, verſucht er es, ſich allein zu gehören, ſo verurtheilt ihn das Pflichtbewußtſein; verſucht er es, ſich allein zu genügen, ſo dementirt ihn empfindlich genug der Glückſeligkeitstrieb.

Endlich ſind die religiös-philoſophiſchen Grundwahrheiten, wie geſagt, die höchſten ſocialen Wahrheiten, und deshalb iſt die ſociale Erkenntnißweiſe durch autoritative Belehrung zu deren erſter Mittheilung oder Ueberlieferung geeignet, jeder Bruch der Continuität hierin ein unwiederbringlicher Schaden.

Daß das Glauben vernunftgemäß, naturnothwendig, und insbeſondere, daß es die ſociale Erkenntnißweiſe iſt, dieſe philoſophiſche Einſicht wirft unſeres Erachtens auch einiges Licht auf Chriſtenthum und Kirche.

A. v. Noſtitz-Rieneck S. J.

Die heiligen Berge im Lande Toscana.

Florenz iſt die Perle von Toscana, das Land in der Runde die edle Faſſung der Perle.

In der That iſt Toscana mit ſeinem Streifen Meerufer, mit ſeinen mäßig weiten, ſonnigen Ebenen, gemuſtert aus dem Gold der Aehre, dem Dunkelgrün des Maulbeerbaumes, dem Silbergrau der Olive und dem Hellgrün der Rebe, die ſich von Baum zu Baum fortſpinnt und den Plan mit lichten Kranzgewinden durchflicht und umſäumt, Toscana mit ſeinen langen Querthälern voll lieblich kühner und ernſter Ueberraſchungen, durcheilt von friſchen, muntern Bergwaſſern und gehütet von ſanften Rebenhügeln und dunkeln Cypreſſen, Eichen und Pinienwäldern, Toscana mit ſeinen mauer- und zinnengekrönten Bergſtädtchen, Burgen, edeln Landſitzen, Klöſtern und weltberühmten Domen, Toscana iſt ohne Widerrede ein ſchönes Land, ſo hochberühmt in aller Welt. Und damit der Herrlichkeit nichts abgehe, fehlen auch die Berge nicht. Der Apennin berührt und durchzieht mit ſeinem Höhengrat das Land und überzieht es mit einem verſchlungenen Netz von Thälern und Höhen, deren Gipfel ſich ſelbſt zur Alpenhöhe aufthürmen, hier die Adria, dort das Mittelmeer überſchauend.

Die Berge aber haben es, wie man richtig ſagt, von jeher dem Menſchen angethan. Sie ſind gleichſam die Aufflüge und Erhebungen, in denen die Erde

verlangend nach dem Himmel greift, um seiner habhaft zu werden. In der That sind von alten Zeiten her die Berge vorzugsweise Berührungsstätten zwischen dem Himmel und der Erde gewesen. Von dem geheimnisvollen Zauber ihres Ernstes, ihrer Ruhe und hehren Einsamkeit angezogen, wallfahren die Menschenkinder unentwegt zu den Bergen, lüften auf ihren Höhen ihre dumpfen, erdsorglichen Gedanken und trinken den frischen Muth eines freiern, reinern und höhern Lebens. Sie meinen dort dem Himmel näher zu sein und eine selige Spur der Gottheit zu finden. Das alte wie das neue Gesetz sind von Bergen gekommen, und unzählige Heilige bauten dort ihre Hütten, empfingen dort ihre welterneuernden Gedanken und Aufträge. Wie die Berge in der sichtbaren Ordnung den Bewohnern der Niederung stets die Richtung weisen und ihre befruchtenden Wasser niederwärts entsenden, so sind auch in der geistlichen Ordnung die Berge wie oft die Quelle unermeßlichen Segens und Ausgangspunkte weltgeschichtlicher Geschehnisse und Einrichtungen, Culturstätten im höchsten Sinne des Wortes geworden. Das sind dann wirkliche heilige Berge, Berge Gottes, wie die Schrift sie nennt.

Solch heilige Berge zählt das Land Toscana nicht weniger als vier, zwei in der nächsten Nähe von Florenz, den Montesenario und Vallombrosa, welche die eitelschöne und lebenslustige Arnostadt nie aus dem Auge lassen, dann Camaldoli und Alvernia weiter ab im Thal von Casentino.

1. Montesenario.

Nur wenige Schritte von dem Nordthore der Stadt Florenz führt ein Hohlweg oder vielmehr eine enge Schlucht, die von den umherirrenden Ausläufern des Apennin gebildet wird, in ein kleines, etwa eine Stunde langes Thal, das vom Bergwasser Mugnone durchflossen und rings von bedeutenden Höhenzügen umwallt wird. Geradeaus auf dem nördlichen Gebirgswall fallen dem Auge vier hochbewaldete Kuppen, gleich Kamelhöckern, auf, von denen die linke, die ansehnlichste und höchste, Baulichkeiten mit einem Thurme trägt. Das ist der Montesenario, die Wiege des Ordens der Diener Marias oder der Serviten, der Männer Gottes im schwarzen Priestertalar mit gleichfarbigem Schultermäntelchen und ledernem Gürtel, denen wir auch heute noch in Oesterreich begegnen. Im Rheinlande erinnert an sie der Kreuzberg bei Bonn, wo sie einst eine Niederlassung hatten, und wo sie in dem Grabgewölbe der Kirche eine schlummernde Wache von zahlreichen wohlerhaltenen Leichen zurückgelassen haben.

Die Ordensgeschichte ist zu anziehend und zu lehrreich, als daß sie hier nicht wenigstens mit einigen Strichen gezeichnet werden mag.

Im 13. Jahrhundert, diesem vulkanartigen Ausbruchsgebiete von politisch-religiösem Hader, von wilder, ungezügelter Leidenschaft und großartiger Heiligkeit, von Auflehnung gegen die Kirche und von Gründungen kirchlich treuer Orden, mitten in dem Wogen des Kampfes zwischen Guelfen und Ghibellinen, am 8. September 1233 sah das alte Florenz ein eigenartiges Schauspiel. Da schritt durch die Straßen ein Zug von sieben Männern in aschgrauem Bußgewand und mit einem Strick umgürtet. Diese Männer waren Bonfiglio Monaldi, Giovanni di Bonagiunta Manetti, Benedetto dell' Antella, Bartolomeo degli Amidei, Rico-

vero Lippi di Uguccione, Gherardino di Soſtegno und Aleſſio Falconieri — alles Bürger, wohlbekannt und hochgeehrt in der Stadt wegen ihres Reichthums, ihres Adels und ihrer Ehrenämter in der Republik. Nun aber waren Amtstalar, Ritterſchwert und Federbarett verſchwunden und hatten dem armen und ſtrengen Aufzuge des Bußbruders Platz gemacht. Verwundert lief die ganze Stadt zuſammen zu dieſem befremdenden Schauſpiel, und aufs höchſte ſtieg die Erregung, als ganz unmündige Kinder auf den Armen der Mütter zu rufen begannen: „Sehet, ſehet die Diener der Jungfrau Maria.“ Das in der That und nicht mehr wollten die Männer fürder ſein, und eben waren ſie auf dem Gang zum Biſchof der Stadt, um ſich für ihr Vorhaben ſeine Zuſtimmung und ſeinen Segen zu erbitten.

Dies alles war folgendermaßen gekommen. Die ſieben edeln Florentiner hatten als Mitglieder einer der vielen religiöſen Bruderſchaften angehört, die den Namen Laudati oder Societas laudantium Beatae Virginis führten, und welche in der religiös-politiſchen und literariſchen Geſchichte der Stadt eine bedeutende Rolle ſpielten. Sie verſammelten ſich an beſtimmten Tagen zum Lobpreis der Gottesmutter. Es war nun der 15. Auguſt eben des Jahres 1233, am Himmelfahrtsfeſt Marias, als ſich die Bruderſchaft in der alten Reparata-Kirche zu dieſem Zweck zuſammenfand und die ſieben Männer, nachdem alle andern ſich ſchon entfernt hatten, noch im Gebete am Verſammlungsorte verweilten. Da erſchien ihnen im Geleite von heiligen Engeln die Mutter Gottes; von einem Feuerball ließen ſich Strahlen auf jeden einzelnen nieder, und die Stimme der Jungfrau ermahnte ſie, die Welt und alles zu verlaſſen und vertrauensvoll zu folgen, wohin ſie ſie führen würde. Mit der kindlichen Einfalt und Ritterlichkeit jener Zeit ergriffen die edeln Männer den Vorſchlag des Himmels. Der Biſchof Ardingo II. Trotti billigte nach eingehender Prüfung ihr Vorhaben und ſchenkte ihnen, da ſie in der Stadt bei dem Zudrang des Volkes und der Verwandten kein ruhiges Heim gewinnen konnten, den Monteſenario, den er von einem Edeln als Gottesgabe erhalten hatte, zu eigen.

Der Monteſenario war damals ein düſterer Wald auf der ſteilen Bergeshöhe und mehr eine Stätte des Wildes als der Menſchen. Am 31. Mai 1234, am Vorabend des Feſtes Chriſti Himmelfahrt, zogen alſo die Männer, mit wenigen Lebensmitteln und mit Altargeräth beladen, im Geleite eines Prieſters, der ſich ihnen angeſchloſſen hatte, aus, um von dem Orte Beſitz zu nehmen, welchen die Gottesmutter für ſie auserſehen hatte. Auf der höchſten Kuppe angelangt, pflanzten ſie ein Kreuz auf, errichteten ein ärmliches Gotteshaus mit einer gemeinſamen Wohnung aus Holz für die Nacht, während ſie den Tag über einzeln in den nahen Grotten und Höhlen des Berges dem Gebete und der Leſung oblagen.

Bis dahin beabſichtigten ſie in keiner Weiſe einen Orden zu gründen, ſie wollten bloß gemeinſam ein Leben der Buße und des Gebetes führen. Erſt infolge einer neuen Erſcheinung der Mutter Gottes am Karfreitag des Jahres 1239 nahm dieſes Zuſammenleben die Geſtalt eines Ordens an. Maria erſchien ihnen als ſchmerzhafte Mutter, in der Hand ein ſchwarzes Ordenskleid, einen Palm-

zweig und die Regel des hl. Auguſtinus mit dem goldenen Titel: Die Diener Marias (servi Mariae, daher der Titel: Serviten), und ſprach: „Ich habe euch zu meinen Dienern erwählt, damit ihr unter dieſem Namen den Weinberg meines Sohnes bebauet; das ſchwarze Kleid, mit dem ich euch ziere, ſoll euch ſtets an meine Schmerzen über den Tod meines Sohnes erinnern, und die Regel des hl. Auguſtinus, die ich euch gebe, wird euch die Weiſe und die Hilfe bieten, um die Palme des ewigen Lebens im Himmel zu erreichen, zu dem ich euch gerufen.“ Sie gaben ſich nun eine Verfaſſung unter einem gemeinſchaftlichen Oberhaupt in einem General, der ihre Prieſter- und Seelſorgsarbeiten leiten ſollte. Das heiligmäßige Leben in dieſer neuen Thebais zog viele hervorragende Männer als Zeugen und Bewunderer heran, die dann ihrerſeits die Kunde in ganz Italien verbreiteten und Anſtoß zu Neugründungen wurden, ſo daß ſchon Alexander IV. (1255), noch ausdrücklicher aber Benedikt XI. (1304) den Orden beſtätigten. Unterdeſſen hatte auch auf dem Monteſenario das kümmerliche Kirchlein und das armſelige Blockhaus einem ſtattlichern Bau Platz gemacht, und um mit Florenz ſtets Fühlung zu unterhalten, hatten die Stifter das Kloſter und die Kirche der Annuntiata gegründet (1250), die mit ihrem wunderthätigen Bilde in der koſtbaren Medicikapelle und mit ihrem mäßig weiten, bedeckten und heimiſch traulichen Vorhof im Laufe der Zeit das Lieblingsheiligthum der Florentiner geworden und jetzt noch zu jeder Stunde von Andächtigen beſucht wird.

Den höchſten Aufſchwung und die größte Verbreitung gewann der Orden unter dem Generalat des hl. Philipp Benizi, eines nahen Verwandten des ſel. Aleſſio Falconieri. Er war ein außerordentlicher Mann, gelehrt, redemächtig, geſchäftstüchtig, ein Mann von wahrhaft apoſtoliſchem Eifer, und nur mit Mühe entging er den Ehren des biſchöflichen Stuhles von Florenz und ſelbſt der päpſtlichen Tiara. Kaiſer Rudolf von Habsburg hatte ihn zum Freund und Berather und trat mit ſeiner Gemahlin dem dritten Orden der Serviten für Laien bei. Bei ſeinem Tode (1285) war der Orden verbreitet in Frankreich, Deutſchland, Polen, Ungarn und ſelbſt in dem fernen tatariſchen Reiche, allerorts war er thätig am Friedenswerk entzweiter Städte und an der Vertheidigung und Verbreitung des Glaubens. Eine Erweiterung fand der Orden in zwei weiblichen Zweigen, deren einer, Mantellaten genannt, die hl. Juliana Falconieri, die Nichte des Heiligen, zur Urheberin hatte. Die Schilderungen der Thaten des hl. Philippus von Sarto ſind ein Hauptſchmuck des ſchönen Vorhofes der Annuntiata-Kirche.

Die ſieben heiligen Stifter waren 1310 alle geſtorben und auf dem Monteſenario beigeſetzt und ſahen nicht mehr den Niedergang des Ordens, der bereits mit dem Ende des 14. Jahrhunderts durch Auflöſung in mehrere Zweige anhub, und die Vereinſamung des heiligen Berges, deſſen Heiligthum infolge von öffentlichen Drangſalen und unglücklichen Kriegsläuften nach und nach zu verfallen begann. Selbſt die Gunſt der Medici und anderer Gönner, welche 1420 Kirche und Kloſter wieder bauten, vermochte den Verfall nicht aufzuhalten, und Erdbeben vollendeten den Ruin der Gottesſtiftung. Um das Jahr 1593 fand ſich bloß noch ein Wächter auf dem Monteſenario. Es kamen nun aber

auch wieder bessere Zeiten, und der Orden, der anderwärts blühte, konnte seine Wiege auf dem Berge nicht in Verödung und Vergessenheit lassen. Mit Hilfe Clemens' VIII., der Großherzoge aus dem Hause der Medici und einiger Wohlthäter aus den Familien der heiligen Stifter erhoben sich gegen das Ende des 16. und im Laufe des 17. Jahrhunderts die Mauern in größerem Umfang wieder aus ihren Ruinen. Die Wallfahrer stellten sich wieder zu Tausenden ein, und der Berg sandte aufs neue seine Gottesmänner nach Deutschland, um daselbst die Reform des Ordens zu vollziehen, bis unter Großherzog Leopold I. im Jahre 1777 dieses Heiligthum der Neuerungswuth des Josephinismus zum Opfer fiel und aufgehoben wurde. Vom Jahre 1808—1816, unter der napoleonischen Herrschaft, feierte der Berg vollständig, und die Bauten litten großen Schaden. Jetzt hat der Berg seine alten Wächter wieder gewonnen. Die Söhne der heiligen sieben Stifter mußten von der italienischen Regierung, welche seit dem Jahre 1866 die Klosterbesitzungen an sich gerissen, ihr Heim und Gut mit einem schweren Stück Geld zurückkaufen.

Betreten wir nun das Heiligthum selbst, dessen Geschichte in kurzen Zügen an uns vorübergezogen. Drei Straßen, eine durch die Sohle des obgemeldeten kleinen Thales und je eine auf jeder Seite der mittlern Thalhöhe, führen an den Fuß der Hochkuppe auf dem Bergrücken. Gleich am Fuße der Kuppe empfängt den Wallfahrer ernst die alte Claufurmauer, die einst die ganze Kuppe umschlang, und hinter der Mauer ehrfurchtgebietend ein alter heiliger Wald von hohen, dichten, vom Wetter arg zerzausten Tannen. Mitten durch das Spalier dieser schweigenden Wache in schnurgerader Richtung, wie auf Dantes Fegfeuerberg, führt ein roh gepflasterter Weg hinan, dessen Begehen ordentlich sauer werden könnte, wenn die leise wehenden, würzigen Waldschatten nicht köstliche Ruheplätze bölen. Auf der Höhe geleitet der Weg auf einen mäßigen viereckigen Rasenplan, der, mit Lorbeergebüsch und einem umlaufenden Steinsitz eingefaßt und mit zwei Statuen von Heiligen aus dem Orden geschmückt, ganz wirkungs- und stimmungsvoll den Anblick auf das Kloster eröffnet. Die Klosterterrasse wird auf einer breiten Treppe erstiegen und von beiden Seiten durch die Kirche und Klosterflügel abgeschlossen; den Hintergrund derselben schließt aber ein hoher, stark zopfiger Thurm ab mit einem Balkon und einer Darstellung der Schmerzensmutter mit der Inschrift: Dolore quos genuisti, salva filios. So sind wir gleich belehrt, daß wir uns in einem Heiligthum der schmerzhaften Gottesmutter befinden.

Die Kirche links auf der Terrasse ist ein einschiffiger Bau mit einigen Nebenkapellen, einfach und anspruchslos, wie man es hier auf der Bergeshöhe bei Einsiedlern erwarten muß. Die Malereien, welche die Schmerzen der Gottesmutter und einige Züge aus der Ordensgeschichte darstellen, sowie das übrige mäßige Zierwerk aus der fortgeschrittenen Renaissance geben dem Ganzen einen wohlthuenden Zug von Alterthümlichkeit. Schön sind hinter dem Hochaltar zwei Nebenkapellen, die des hl. Benizi, anerkanntermaßen der älteste Betort der Niederlassung, in welchem auch die obgemeldete berühmte Erscheinung der Mutter Gottes stattfand, und die Kapelle der sieben heiligen Stifter, deren Häupter man unter dem Altar nicht ohne Rührung sehen und verehren kann.

Im Kloſter ſelbſt ſind zwei kleine innere Höfe mit ihren Pfeilern, Bogen und Wandmalereien von recht poetiſcher Wirkung, beſonders der zweite, Chioſtrino genannt, welcher die Stelle der erſten Holzbauten der Stifter bezeichnet und die Inſchrift trägt: Incunabula religiosorum servorum B. M. V. — Der Gaſtſaal mit ſeiner alterthümlichen Holzvertäfelung muthet recht heimiſch an. Sehenswerth iſt die große Ciſterne, als Votivgeſchenk für die Eroberung der Stadt Bona in Afrika gebaut von 1607—1622; Ferdinand I. begann den Bau, und Ferdinand II. vollendete ihn. Sie iſt ein ganz monumentales Werk, und niemand, der auf den Steinfließen der großen, viereckigen Terraſſe luſtwandelt und die herrliche Ausſicht genießt, denkt daran, daß er auf den rieſigen Gewölbebogen einer Ciſterne und über einem kleinen See im Innern des Berges ſteht.

Dieſe Ausſicht iſt eine der Herrlichkeiten des Monteſenario, der wie eine Warte ſteht auf den Höhen, welche Fieſole von der Arno-Ebene ſcheiden. Weſtlich und nördlich führt der Apennin ſeine gewaltigen, ineinander laufenden Bergwälle auf mit den Eckzinnen des Monte Morello und des Falterona, an dem der Arno entſpringt. Dazwiſchen ſenkt ſich der Blick in tiefe Thäler mit Dörfern, Weilern, Landſitzen und alten Schlöſſern von geſchichtlicher Bedeutung. Unmittelbar zu Füßen liegt das Thal Mugello, die Heimat der Medici, des Giotto und des Angelico, mit der Abtei Bonſollazo, die Markgraf Hugo von Tuscien unter Otto III. als Sühne für ſeine Vergehen gebaut. Weiter ab öffnet ſich das tiefe Thal delle Croci, in deſſen Gründen eingekeilt die Goten unter Radagais von Stilicho vernichtet wurden. Aus dem tiefen Waldesſchoß grüßt das Kloſter Vallombroſa und von den entgegengeſetzten Höhen die Luſtſchlöſſer Pratolino und Caſaggio, immer noch umwoben von den Sagen der geheimnißvollen Damen, obgleich die fabelhafte Herrlichkeit der Paläſte und Grotten längſt verſchwunden iſt. Südlich bietet ſich über Fieſole hinaus ein lieblicher Ausſchnitt vom Arnothal mit Florenz und ſeiner Herrlichkeit dar und darüber wieder hinaus die aufſteigenden Höhen bis Volterra.

Eine andere Herrlichkeit des Monteſenario iſt ringsum in nächſter Nähe der ſchöne Wald, der von allen Seiten das Heiligthum in treuer, friedlicher Hut hält. Es iſt eine ſchöne und koſtbare Gabe, welche die Schöpfung der Königin der Schmerzen mit dieſer edeln Pflanzung widmet, um ſo mehr, da rings auf den Höhen alle Wälder ausgeſtorben. Das Hauptaufgebot dieſer Ehrenwache ſtellen die gewaltigen, ernſten Tannenrieſen, den Reſt das freundliche Volk der Buchen, Pinien und Kaſtanien mit dichtem niedern Geſträuch, in deſſen Schatten und Moosboden unzählige Waldblumen ihr beſcheidenes Stillleben friſten. Eine ſchöne Zier des Waldes ſind die einſamen ſchattigen Wege und einige Einſiedeleien, welche einſt von den erſten Stiftern bewohnt wurden. Man kann ſich nichts Vollkommeneres und Maleriſcheres an Einſiedeleien denken, von denen einige in wilder, rauher Schönheit von der Natur ſelbſt durch zerklüftete und übereinander gefallene Felſen zu Grotten und Höhlen, andere aber durch Menſchenhand zu regelrechten Zellen mit einer kleinen Vorhalle, mit Kapelle, Kammern, einem kleinen Wieſenrain und mit allem Zubehör einſiedleriſcher Ausſtattung gebaut wurden. In der Grotte des hl. Benizi fließt eine Quelle, welche ſich der Heilige

von Gott erbeten haben soll als Zeichen, daß ihm seine Sünden erlassen seien. Was einem an einsiedlerischen Reizen in Schriften und Bildnissen je begegnet, sieht man hier hingezaubert in wirklicher, unübertroffener Gestaltung.

Man verläßt den Montesenario mit einer lieblich frommen Stimmung. Es ist hier keine Kunst, alles Natur, einfache, strenge, einsame Natur. Der Montesenario muthet einen an wie ein edles, kunstloses Vesperbild auf einsamer Bergeshöhe. Das Heiligthum ist ja auch der Schmerzensmutter geweiht. Fernab liegt es vom Treiben der Welt; nur wenige Wanderer gehen am Bilde vorbei und grüßen die Jungfrau mit dem grausigen Schwert im Herzen und dem todten Sohne auf dem Schoß, obgleich sie immer an die Menschen denkt, und aus ihren thränenvollen Augen und den Wunden des Sohnes der Welt stets Ströme von Gnaden zufließen, die sie nicht einmal kennt. So wurde der stille, unbekannte Montesenario der Welt zum großen Segen. Seine Geschichte entspringt einem Hauptmittelpunkt des großen religiösen, politischen und wissenschaftlichen Lebens im Mittelalter, aus der Hauptburg des Guelfengeistes, aus dem Schoße des Bürger- und Volksthums, das sich damals zur Hauptmacht auszubilden begann, und aus der geheimnißvollen Triebkraft des religiösen Geistes, dessen geringste Aeußerung die Volksandachten sind, die aber einen ungeahnten und unerschöpflichen Schatz von Lebens- und Segensfülle in sich tragen und bethätigen. So geschah es hier mit der Andacht zur Gottes- und Schmerzensmutter. Man begegnet jetzt noch in und um Florenz unzähligen Bildstöcken, welche die schmerzhafte Mutter Gottes darstellen — offenbar eine Hinterlassenschaft des Ordens, welcher die Aufgabe hatte, dieses rührende Geheimniß besonders zu ehren und durch dieses heilige Zeichen die wilden Wogen des Parteihasses und des Bürgerzwistes, die besonders in der Arnostadt hoch gingen, zu beschwichtigen. Von da hat die Andacht ihre Wege durch den Orden auch in die andern Länder Europas gefunden. Dieses Zeichen des Montesenario hat die Welt mit Frieden erfüllt und unzählige Seelen gerettet, wie es auf dem Thurme heißt: Quos dolore genuisti, salva filios. Es ist auch lieblich und tröstend, zu sehen, wie diese sieben edeln Männer von der Gottesmutter gerufen wurden, wie sie, echte Kinder des einfältig frommen und ritterlichen Mittelalters, dem Rufe folgten, und wie sie von ihrer himmlischen Herrin als Lohn ihres Minnedienstes die versprochene Palme der Himmels- und Heiligenherrlichkeit erhielten. So ist es an dem Gewölbe der Montesenario-Kirche kurz und inhaltsschwer gesagt: Ex mundo in eremum, ex eremo in coelum Virgo vocavit. Et hoc erit vobis directa via!

2. Vallombrosa.

Vallombrosa befindet sich auch noch im Gesichtskreis von Florenz.

Es liegt auf einem Höhenzug, der vom Falterona, gegenüber dem Montesenario, das Thal Mugello entlang vorbeizieht und oberhalb der Einmündung des Bergflusses Pieve in den Arno sich zu einem anmuthigen Doppelgipfel (Taborra) erhebt, dann, niedersteigend und nach beiden Seiten sich ausweitend, eine weite, hochgelegene Mulde bildet. In dieser Mulde, 957 m hoch, liegt Vallombrosa, den Blick abendwärts nach Florenz gerichtet.

Nach Vallombrosa geleitet ein ganz modernes Fahrwerk, zuerst im Thale der Eisenbahnstrang und dann von da auf die Höhe eine Zahnradbahn. Der Aufstieg beginnt ganz malerisch bei einem alterthümlichen Burgbau, der auf einem waldigen Vorsprung zwischen zwei Wassertobeln am Arno liegt, und erhebt sich dann, rechts und links sich wendend, über bebuschte Halden und tiefe Rinnsale, durch Weinberge, Gärten und Wälder immer höher, jäher und steiler, an Dörfern, Weilern und Kirchthürmen vorbei, am Ende über einen nach beiden Seiten tief abschüssigen Berggrat bis zur Höhe der Bergmulde. Es wird einem bei dieser kühnen Kletterei schon schier gruselig, namentlich beim Abstieg, und man ist am Ende ganz froh, in dem Thal wieder ebenen und festen Boden unter den Füßen zu haben. Oben am Rande der Bergmulde begleitet eine ganze Reihe von Gasthöfen neuester Art den Fuß- und Fahrweg zum Kloster. Aber mit einem Schritte sieht man sich aus dem 19. Jahrhundert in das 11. versetzt. Da beginnen nämlich die ungeheuern Waldungen, welche ringsum die weite Mulde bis fast an die Gipfel des Berges bedecken in alter, friedlicher, unentweihter Majestät wie ehedem, da St. Gualbertus sie betrat. Nach einer halben Stunde durch schattige, duftige Kühle, über Rinnsale von Waldwassern voll mosiger, massiger Steinblöcke, die riesigen Tannen zum malerischen Sockel dienen, öffnet sich ein mäßiger Wiesenplan, der von allen Seiten durch liebliche Tannengruppen gesäumt ist, und plötzlich steht man vor dem massigen, umfangreichen, fürstenmäßigen Abteigebäude. Rings ins Geviert laufen gleich einem Festungswall theils Nebengebäude, theils eine hohe Mauer, deren Ecken vorn von erhöhten Stockgebäuden, hinten aber von einem gewaltigen Thurm, eine Erinnerung trauriger Zeit, eingefaßt werden [1]. Alles aber beherrscht die Abteifassade. Vor dem hohen Eingangsthor liegt, vornehm in Stein gefaßt, ein großer Weiher, der die Bergwasser sammelt und sicher ehemals den Tisch der Mönche mit Fischen versehen mußte. Durch das Thor betritt man einen großen, freien Hof, der im Hintergrunde mit der großen Abteifassade abschließt und linker Hand durch einen Thorweg den Zugang zu einem innern kleinern Hof öffnet, dessen Hintergrund die Kirche mit der Vorhalle bildet, welche mit dem großen rohen Standbild des hl. Gualbertus, mit Inschriften und dem Abteiwappen (ein Krückstock, von St. Gualberti Hand gehalten) geschmückt ist. Die Kirche ist einschiffig, nicht hoch, scheint aber durch ein sehr geräumiges Querschiff außerordentlich ausgeweitet [2]. An das linke Querschiff reihen sich nach rückwärts mehrere große Kapellen an, die dem heiligen Stifter und den Seligen des Ordens geweiht sind. Alles ist reich verziert mit kleinen Kuppeln, Malereien und vergoldetem Stuck im Geschmacke der fortgeschrittenen Renaissance, aber von guter Wirkung. Ein Gemälde deutet auf Ghirlandajo hin. Sonst aber schauen die Spuren alter und neuer Beraubung, Trauer, Verlassenheit und Vereinsamung aus allen Ecken, namentlich

[1] Der Thurm wurde zum Schutz gebaut, nachdem die Abtei von umherstreifenden Söldnerscharen Karls V. ausgeraubt und niedergebrannt worden war.

[2] Die Kirche ist 49 m lang, 8 m breit, das Querschiff mißt 23 m Länge und 7 m Breite.

aus dem Chor, in dem der Pſalmengeſang längſt verſtummt iſt. Seit dem Kloſtergeſetz von 1866 iſt das Stift dem Staate verfallen und ſeit 1870 in eine Forſtſchule verwandelt worden. Das laute Weſen dieſer Jünger der Forſtwiſſenſchaft verleidet einem faſt einen Beſuch des Innern der Kloſtergebäude, die, durch eine Reihe von Aebten aufgeführt, erweitert und ausgeſchmückt, mit ihrem großen Hof, mit dem Kloſtergang, mit dem Speiſe- und Kapitelſaal, mit der geräumigen Bibliothek und den vielen Kunſtgebilden den vortheilhafteſten Eindruck von Frömmigkeit, klöſterlicher Pracht und Kunſtliebe erwecken. Ueberhaupt war das Stift hochangeſehen, und ſein Abt führte ſeit Martin V. den Titel Graf von Monte verde und Gualdo. Jetzt iſt alles, was nicht niet- und nagelfeſt war, ausgeraubt und zerſtreut. Bloß die verblaßten Schildereien aus dem Leben und Wirken der Heiligen des Ordens erzählen in den entweihten Räumen von der entſchwundenen Herrlichkeit. Auch außer den Kloſtermauern iſt nunmehr das alte, einſiedleriſche Vallombroſa ein internationaler Luſtkurort geworden. Indeſſen wird, die modernen Wirtshäuſer abgerechnet, die aber am Waldraude ehrerbietig Halt machen, der Friede und die Beſchaulichkeit der Waldeinſamkeit nicht arg geſtört durch die Fremden, die in den äußern Wirtſchaftsgebäuden der Abtei untergebracht ſind und in ſtillen Gruppen und Kränzchen auf der Wieſe im Schatten ſitzen, im Walde auf hergeſtellten Spielplätzen ſich am Ballſpiel ergötzen oder ſich in den heimiſchen Waldpfaden ergehen. Wie es ſcheint, legt der hehre Ernſt der Einſamkeit und die ehemalige Weihe der Beſchaulichkeit noch aller Welt eine ehrfurchtsvolle Zurückhaltung auf.

Der Hochwald iſt wahrhaft köſtlich und bietet auf ſeinen ſtillen Steigen mit ſeinen Felſen, Riſſen und rauſchenden Waldbächen die wunderſamſten Bilder von lieblicher Wildheit und Traumſeligkeit. Beſonders lohnend iſt der Aufſteig zu dem ſogen. Paradiſino. Es iſt dies ein jäher Felſenvorſprung mitten im Walde, hoch über der Abtei. Hier war der Urſprung und die Wiege des Ordens und die erſte Stätte des heiligen Stifters und ſeiner früheſten Schüler. Später diente der Ort als Einſiedelei für Mönche, welche auf ganz beſondere Weiſe dem beſchaulichen Leben obliegen wollten. Jetzt hat ſich an die altehrwürdige Stätte des Gebetes und der Buße ein ganz modern zugeſtutztes Wirtshäuschen geſetzt. Schön und erhebend iſt nur die Fernſicht geblieben. Ringsum, ſoweit das Auge die Nähe überblickt, ein Meer von emporſtrebenden, grünen Tannenwipfeln, deren Lichtungen köſtliche Blicke thun laſſen in Gründe, wo Fels und Moos und zitternde Sonnenſtrahlen Teppiche von wunderbarer Wirkung weben; mitten im Wald der Wieſenplan, aus dem die altersgrauen Thürme und mooſigen Dächer des Kloſters wie rieſenmäßige Erratblöcke emporſteigen; über den Wald hinaus aber nach Nord und Weſt die Ausläufer der Apenninen, die in kühn geformten Graten und Abſtufungen thalwärts ſtrebend dem Arno zueilen, um ſich jenſeits Florenz', deſſen Stadtbild ſich deutlich abhebt, zu neuen Hügeln und Höhen zu erheben, welche in das Ungemeſſene dahinlaufen bis an den Saum des Mittelmeeres. Von dem Vordergrund des grünen, blühenden Waldes aus betrachtet, nimmt ſich das ferne Landſchaftsbild wegen des Gegenſatzes aus wie eine in vulkaniſchem Ausbruch erſtarrte Welt.

Stifter und erster Vorsteher der Abtei Vallombrosa war, wie bereits bemerkt, der hl. Gualbertus. Er, der Sohn des edeln Florentiners Gualbertus de' Risdomini, Herrn von Petcaia im Thale von Pesa (985), war es, zu dem sich in S. Miniato bei Florenz das Kreuzbild wundersam neigte, nachdem er seinem Todfeind aus Liebe zum gekreuzigten Heiland großmüthig das Leben geschenkt hatte. In S. Miniato nahm er dann das Kleid des hl. Benedikt, ging aber nach einigen Jahren zum hl. Romuald nach Camaldoli, und von da aus bezog er gegen das Jahr 1008 die Wildniß von Vallombrosa (ehemals Acqua bella genannt), um fern von der Welt nur Gott zu leben. Nachdem sich aber zahlreiche Schüler um ihn gesammelt, und nachdem ihm von den Benediktinerinnen von S. Ellero, von der Gräfin Mathilde und andern Adeligen der Waldgrund ringsum zu eigen geschenkt worden war, unternahm er eine Reform des Benediktinerordens und stiftete zu diesem Behuf die Abtei und die Congregation von Vallombrosa, die 1055 vom Papste Victor II. bestätigt wurde. In den Neugründungen, deren er in seinem Leben zwölf vollzog, wurde besonders die Armut, das Fasten, das Stillschweigen und die Strengheit der Clausur zur Regel gemacht. Das Ordenskleid hatte zuerst grüne, dann braune Farbe [1]; jetzt ist es schwarz. Es verdient bemerkt zu werden, daß, wie es scheint, in der Abtei von Vallombrosa zum erstenmal zum Unterschied von den Chorbrüdern auch Laienbrüder zur Besorgung der Haus- und Landwirtschaft angenommen wurden. In den Anstrengungen für die Reform der Kirche stand Gualbertus den Päpsten Leo IX., Gregor VII. und dem hl. Petrus Damiani mannhaft zur Seite und stritt gegen die Simonie und Ketzerei mächtig mit Wort und Wundern. Wie er einst S. Miniato verlassen haben soll, um nicht unter einem simonistischen Abte zu stehen, so erhob er sich später gegen den simonistischen Bischof von Florenz, Pietro Mezzabarbo, was ihm und den Seinigen neue blutige Verfolgung zuzog und die Zerstörung der Abtei S. Salvi bei Florenz zur Folge hatte. Hochgeehrt von den Päpsten, starb St. Gualbertus in der Abtei von Passignono (1073), wo sein Leib noch ruht.

Der Heilige hatte ursprünglich in Vallombrosa für seine Schüler bloß einzelstehende Zellen nebst einem Bethaus errichtet, wie er es in Camaldoli gesehen. Diese arme Einrichtung erhielt später wichtige Erweiterungen. Abt Benignus (gegen 1236) baute das bescheidene Bethaus, zu welchem Konrad II. und Heinrich III. Geschenke und Beiträge geschickt, und dessen Abtei der Bischof Rudolf von Paderborn geweiht hatte, in eine Kirche um. Abt Biagio Milanesi, gleichsam der zweite Stifter des Ordens (im 16. Jahrhundert), baute das Noviciat und richtete eine Studienanstalt in Vallombrosa ein nach Art einer Universität, mit einer bedeutenden Bücherſammlung. Abt Carducci (1560), der Mathematiker, der Sprachenkenner Abt Alfiano (1570) und der Botaniker Tozzi (1757) waren

[1] Abt Benignus soll dem hl. Franz von Assisi, der eines Tages ganz vom Regen durchnäßt aus dem Casentino nach Vallombrosa heraufkam, sein eigenes Ordenskleid gegeben haben, und der hl. Franciscus behielt es — ein Zeichen, daß damals beide Ordenstrachten miteinander übereinstimmten.

Gründer der Klosteranstalt [1]. Im Jahre 1654 wurde auch eine meteorologische Warte errichtet. Napoleon I. hat den traurigen Ruhm, auch dieses alte, ehrwürdige Stift zerstört zu haben. Am 20. October 1808 verließ der letzte Abt das Kloster, und das heilige Opfer und der Psalmengesang hörten auf — nach 800 Jahren das erste Mal. Endgiltig hergestellt am 5. Januar 1815, verfiel die Abtei aufs neue dem Klostergesetz 1866. Gegenwärtig wird bloß ein Sohn des hl. Gualbertus in der Klosterabtei geduldet, als Aufseher der meteorologischen Warte. Die Congregation von Vallombrosa, ein ehrwürdiger Zweig des großen Benediktinerordens, hat durch ihre Heiligen und Seligen, ihre Gelehrten und Schriftsteller [2] große Verdienste um die Kirche und um die Welt erworben, ist aber, weil fast bloß auf Italien beschränkt [3], durch die Ungunst der Zeiten und namentlich durch die zweimalige Aufhebung bis auf wenige Mitglieder zusammengeschmolzen.

---

[1] Unter diesem Abte studirte in Vallombrosa Galileo Galilei und wollte das Kleid des Ordens nehmen, der Vater aber nahm ihn schleunigst aus der Anstalt.

[2] Botaniker von Namen sind Perier, Falugi, Maratti, Witmann. Ueber Forstwissenschaft schrieben u. a. Maggarini und Fornaini. Der Engländer Heinrich Hugford förderte und vervollkommnete besonders die Kunst, Marmor in Gips nachzuahmen.

[3] Nur Frankreich erhielt einen Ableger des Ordens.

(Schluß folgt.)

M. Meschler S. J.

Recenſionen.

Socialpolitik und Moral. Eine Darſtellung ihres Verhältniſſes mit beſonderer Bezugnahme auf die von Prof. Werner Sombart neueſtens geforderte Unabhängigkeit der Socialpolitik von der Moral. Von Dr. **Franz Walter.** Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbiſchofs von Freiburg. 8°. (XVI u. 346 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis *M.* 3.60.

Es liegt auf der Hand, daß die Vertreter der chriſtlichen Weltanſchauung, wo ſie die Frage des wirtſchaftlichen Handelns und Lebens zum Gegenſtande ihrer Unterſuchung machen wollen, die ethiſche Seite, die Pflichten des freien Menſchen auf dem Gebiete der Oekonomie, nicht unbeachtet laſſen können. Genügt es ja doch, den Begriff „wirtſchaftliche Thätigkeit" richtig zu analyſiren, um denſelben ſofort als einen ſittlich beſtimmten zu erkennen. Vermittelſt der wirtſchaftlichen Thätigkeit zieht der Menſch die Dinge der Außenwelt planvoll zur Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe heran. Offenbar hat dieſe Thätigkeit eine natürliche und techniſche, aber nicht minder eine freie, ſittliche Seite. Es iſt „Arbeit", die als ſittliche Pflicht des Menſchen gilt; „wirtſchaftliche" Arbeit auch in dem Sinne, daß Sparſamkeit geübt, die unnütze Vergeudung der Kräfte und Güter vermieden werden muß; Arbeit ferner „zur Befriedigung menſchlicher Bedürfniſſe". Wie mannigfaltig ſind aber die ethiſchen Geſichtspunkte, die auf all dieſes Anwendung finden! Schließlich handelt es ſich um Arbeit inmitten der Geſellſchaft. Man kann nicht wirtſchaften, ohne in Beziehung zu ſeinen Mitmenſchen zu treten; von der Wirtſchaft der Einzelnen wird das Wohl der ganzen Geſellſchaft beeinflußt. Wie viele Fragen ethiſcher Art, insbeſondere Fragen der Gerechtigkeit gegenüber dem Nächſten und der geſamten Geſellſchaft, tauchen dabei auf!

Welche Geſtalt würde die Nationalökonomie wohl angenommen haben, wenn ſie auf dem Boden der Scholaſtik zu einer ſelbſtändigen Wiſſenſchaft mit eigenem Formalobject geworden wäre? Ohne Zweifel würde hier den Lehren der praktiſchen Vernunft und der hiſtoriſchen Erfahrung der weitgehendſte Einfluß bei der Entſcheidung der Fragen nach Herſtellung und Förderung der öffentlichen materiellen Wohlfahrt eines Volkes gewährt worden ſein. Aber ebenſo gewiß iſt, daß es hierbei nicht zu Lehren und Entſcheidungen gekommen wäre, welche dem göttlichen Sittengeſetze widerſprechen und welche etwas anderes als das materielle

Gemeinwohl des ganzen Volkes als Prüfſtein und Maßſtab ihrer Güte und Richtigkeit hätten gelten laſſen.

Leider vollzog ſich aber die Verſelbſtändigung der Nationalökonomie zu einer Zeit, wo der einſeitige Empirismus die Ethik in einer Weiſe umgeſtaltet hatte, daß von einem entſcheidenden Einfluſſe moraliſcher Erwägungen auf die wiſſenſchaftliche Beurtheilung wirtſchaftlicher Probleme kaum mehr die Rede ſein konnte. Wir denken dabei an jene durch die Aufklärungsphiloſophie beliebte „Naturgeſchichte" des menſchlichen Handelns, an die Aufſtellungen der engliſch-ſchottiſchen Moralphiloſophie, zu deren Vertretern Adam Smith, der Begründer der „klaſſiſchen" Nationalökonomie, gehörte. So kam es, daß die Nationalökonomie nicht bloß zu einer ſelbſtändigen Wiſſenſchaft wurde, ſondern ſich immer mehr von der Ethik trennte, je mehr die materialiſtiſch-naturgeſetzliche Auffaſſung des wirtſchaftlichen Geſchehens die neue Wiſſenſchaft beherrſchte.

Die neuere, insbeſondere die deutſche Nationalökonomie hat die Wege der alten Klaſſiker verlaſſen. Schmoller bezeichnet als den Kernpunkt dieſes Umſchwunges, daß die heutige Wirtſchaftslehre die Function und Stellung von Sitte und Recht im Mechanismus der Geſellſchaft weit richtiger beſtimme. Es ſei die heutige Volkswirtſchaftslehre zu einer hiſtoriſchen und ethiſchen Staats- und Geſellſchaftsauffaſſung im Gegenſatz zum Rationalismus und Materialismus gekommen. Aus einer bloßen Markt- und Tauſchlehre, einer Art Geſchäftsökonomie, welche zur Klaſſenwaffe der Beſitzenden zu werden drohte, ſei ſie wieder eine große moraliſch-politiſche Wiſſenſchaft geworden, welche neben der Production auch die Vertheilung der Güter unterſuche, welche ſtatt der Güter- und Kapitalwelt wieder den Menſchen in den Mittelpunkt der wiſſenſchaftlichen Betrachtung ſtelle. Dem Vorwurf, der gegen die meiſten akademiſchen Vertreter der Staatswiſſenſchaften, ſpeciell der Nationalökonomie, gerichtet wird, daß ſie zu arbeiterfreundlich ſeien und alſo mehr ein Klaſſen- als das Geſamtintereſſe vertreten, hält Schmoller entgegen, es wäre eben noch die Frage, ob dieſe Arbeiterfreundlichkeit nicht gerade der Gerechtigkeit und dem Geſamtintereſſe entſpreche. Es habe ſich dieſer Standpunkt der modernen Nationalökonomie aus der Wiederbelebung religiöſer und ethiſcher Potenzen unſerer Tage, aus dem machtvoll angewachſenen Staatsgefühl, aus dem geſteigerten Sinn für Recht und Gerechtigkeit ergeben (Einl. S. 8).

Dieſe neuere hiſtoriſch-ethiſche Richtung hat mancherlei Gegner gefunden, neben den modernen Wirtſchaftstheoretikern, die Karl Menger folgen, neuerdings insbeſondere Werner Sombart. Letzterer erblickt gerade in der „Verethiſirung" der Socialpolitik den „traurigſten Zuſtand der Verwahrloſung" der ſocialpolitiſchen Wiſſenſchaft. Sombart iſt beeinflußt von dem erkenntniß-theoretiſchen Kriticismus Kants. Man müſſe die irdiſchen Lebensverhältniſſe vom Gebiete der überſinnlichen Wahrheit ablöſen und ganz auf ſich ſelbſt ſtellen. In den einzelnen Territorien der irdiſchen Lebensverhältniſſe haben die metaphyſiſchen Wahrheiten nichts mitzureden; ein jedes hat ſein eigenes autonomes Ideal. Das Ideal der Socialpolitik iſt das wirtſchaftlich Vollkommene; dieſes wird dargeſtellt von dem jeweils höchſt entwickelten Wirtſchaftsſyſteme, d. h. dem Wirtſchaftsſyſteme höchſter Productivität.

Dieſen geiſtvollen Gegner widerlegt Walter in geſchickter und ſiegreicher Weiſe. Er muß zugeſtehen, daß die hiſtoriſch-ethiſche Richtung in der Nationalökonomie nicht allen Anforderungen genügt. Ebenſo richtig iſt es, wenn Sombart den Evangeliſch-Socialen vorwirft, ſie ſuchten zwiſchen der evolutioniſtiſchen Ethik und der chriſtlichen Moral zu pactiren. Den Katholiſch-Socialen gibt Sombart zu, daß ihr Standpunkt am einheitlichſten und klarſten ſei durch ihr Ausgehen von einem unwandelbaren Naturrecht. Aber dieſes Naturrecht iſt ihm ein geoffenbartes und der Glaube an Gottes Offenbarung eine zu prekäre Baſis, um die moderne Socialpolitik darauf zu bauen. Walter wird es leicht, dieſe Irrthümer zu zerſtreuen und den eigenen Standpunkt Sombarts als einen verfehlten und unzureichenden zu erweiſen.

Dieſe kurze Ueberſicht über den Inhalt des höchſt inſtructiven Werkes möge genügen. Dem Leſer wird eine im Ganzen wie im Detail auf klarer und ſicherer Argumentation beruhende Lehre geboten. Die Darſtellung iſt edel, lichtvoll, lebendig, intereſſant. Reiche Kenntniß und objective Beurtheilung der einſchlägigen Literatur zeichnet den Verfaſſer in hohem Maße aus. Das Werk gehört ohne Zweifel zu den werthvollſten neuern Erzeugniſſen auf ſocialwiſſenſchaftlichem Gebiete.

Heinrich Peſch S. J.

Bullarium Franciscanum sive Romanorum Pontificum constitutiones, epistulae, diplomata tribus ordinibus Minorum, Clarissarum, Poenitentium a seraphico patriarcha S. Francisco institutis ab eorum originibus ad nostra usque tempora concessa. Tomus V. Benedicti XI., Clementis V., Ioannis XXII. monumenta, iussu atque auspiciis reverendissimi patris magistri ***Laurentii Carabelli de Signia,*** totius ordinis Minorum S. Francisci Conventualium post seraphicum patriarcham ministri generalis CVI., a ***Conrado Eubel,*** eiusdem ordinis alumno, digesta. Fol. (685 p.) Romae MDCCCXCVIII. (Commiſſionsverlag von Otto Harraſſowitz, Leipzig.) Preis *M.* 35.

Unter den ſehr zahlreichen Ordensbullarien[1], d. h. unter jenen Sammlungen, in welchen ſämtliche einen Orden betreffenden päpſtlichen Erlaſſe zuſammengefaßt ſind, nimmt ohne Zweifel, was relative Vollſtändigkeit, Sorgfalt im Abdruck der Texte, Reichhaltigkeit der Erläuterungen angeht, das Franziskanerbullarium Sbaraleas die erſte Stelle ein. Allerdings enthält das Dominikanerbullarium von Ripoll-Bremond in acht Foliobänden die auf den genannten Orden bezüglichen päpſtlichen Schreiben von Honorius III. bis auf Clemens XII. (1738), und auch das Bullarium der Franziskaner-Obſervanten des Franciscus Matri-

[1] Dieſelben finden ſich mit der übrigen, die Geſchichte der einzelnen Orden betreffenden Literatur verzeichnet in *De Smedt*, Introductio generalis ad historiam ecclesiasticum (Gandavi 1876) p. 347—382.

tenſis [1] iſt in fünf Foliobänden bis Benedikt XIV. fortgeführt; aber den Herausgebern dieſer beiden Werke war es, wenigſtens für die älteſte Zeit, nicht vergönnt, das päpſtliche Geheimarchiv zu benutzen, weshalb beide nicht im entfernteſten jene Vollſtändigkeit aufweiſen, deren ſich die Arbeit Sbaraleas rühmen kann. Während z. B. Ripoll bereits auf 641 Seiten das Pontificat Benedikts XI. erreicht, füllt Sbaralea für denſelben Zeitraum vier Folianten.

Von dieſen vier Bänden konnte Sbaralea die drei erſten in den Jahren 1759, 1761 und 1765 ſelbſt veröffentlichen, während der Druck des vierten nach ſeinem bald darauf erfolgten Tode von ſeinen Ordensbrüdern beſorgt wurde, weshalb derſelbe erſt 1768 erſchien. Der Mangel an hiſtoriſcher Kritik und die parteiiſche Voreingenommenheit des Conventualen Sbaralea in der Beurtheilung der franziskaniſchen Armut und ihrer Geſtaltung durch die päpſtlichen Decrete veranlaßten den Obſervanten Flamminio Annibale da Latera, den vier Bänden des Bullariums einen weitern Band als Ergänzung und Correctiv anzufügen. Dieſer Band, welcher bisher nicht ſelten, allerdings irrigerweiſe, als fünfter bebezeichnet wurde, enthält auf 224 Seiten päpſtliche, den Orden betreffende Schreiben aus der Zeit vor Benedikt XI. (1303—1304), welche Sbaralea entgangen waren, und 174 Seiten werden der Widerlegung der conventualiſtiſchen Auffaſſung der Armutsfrage gewidmet. Den Kern dieſer Controverſe bildet die Frage, ob und ſeit wann der gemeinſame Beſitz im Orden zu Recht beſtehe.

Der auf allen Gebieten der geſchichtlichen Forſchung durch die Eröffnung des Vaticaniſchen Archivs erfolgte Aufſchwung veranlaßte die Oberen der Franziskaner-Conventualen, die Arbeiten Sbaraleas wieder aufzunehmen und ſein großes Werk fortzuſetzen. Hierzu mußten ſchon die Abſchriften für mehrere weitere Bände einladen, welche aus dem Nachlaß des unermüdlichen Forſchers in das Ordensarchiv gelangt waren. Eine treffliche Kraft ſtand außerdem dem Orden für die Arbeit zur Verfügung in der Perſon des gelehrten Pönitentiars P. Konrad Eubel, dem Verfaſſer der Hierarchia catholica medii aevi (vgl. dieſe Zeitſchrift Bd. LIV, S. 205 ff.). Nach verhältnißmäßig kurzer Zeit war derſelbe im ſtande, den fünften Band des genannten Ordensbullariums im Druck zu vollenden.

Es iſt dies ein ſtattlicher Foliant, ſauber und geſchmackvoll auf dauerhaftes Handpapier von Fabriano gedruckt. Wie ſchon der Titel beſagt, umfaßt derſelbe drei Pontificate und bietet für Benedikt XI. 43, für Clemens V. 182 und für Johann XXII. 855 Schreiben. Wir erhalten alſo 1080 päpſtliche Schreiben theils in vollem Text, theils im Auszug, je nach der Wichtigkeit des Inhaltes. Den weitaus größten Theil dieſer Schreiben, nämlich die 855 Johanns XXII., mußte der Herausgeber ſelbſt aus den 55 Bullenregiſtern dieſes Papſtes ausſuchen. Der dieſes Pontificat betreffende Theil des Nachlaſſes Sbaraleas war verloren gegangen.

---

[1] Dieſes ſehr ſeltene Bullarium blieb De Smedt unbekannt; es führt den Titel: Bullarium ordinis fratrum Minorum strictioris observantiae discalceatorum a Fr. Francisco Matritensi. Matriti 1744—1749.

In der äußern Anordnung des Textes wurde mit Recht an dem klaren und überſichtlichen Schema feſtgehalten, welches ſchon durch Sbaralea feſtgeſtellt worden war. Was ſodann den Inhalt ſelbſt angeht, ſo hat der Fortſetzer auf die kurzen, ſehr nützlichen Erläuterungen und Verweiſe ſelbſt noch größern Fleiß verwandt als ſein trefflicher Vorgänger. Außerdem hat er noch eine beträchtliche Zahl ſehr ausgedehnter Anmerkungen dem Texte angefügt. Dieſelben betreffen theils den praktiſchen, bereits unter Clemens V. anhängigen Armutsſtreit, in deſſen Mittelpunkt Ubertino von Caſale, Petrus Johannis Olivi und Angelo Clareno ſtehen, theils den theoretiſchen, der unter Johann XXII. entbrannte und durch Michael von Ceſena und die andern Hoftheologen Ludwigs des Bayern durch Jahrzehnte fortgeſchleppt wurde.

Es war ein recht glücklicher Gedanke des Herausgebers, den Schreiben Johanns XXII., welche den zweiten Streit betreffen, die zum Theil recht ausführlichen Streitſchriften Michaels von Ceſena, Ockhams und ihrer Gefährten in ſorgſam verbeſſertem Texte anzufügen. Dieſe Schriftſtücke, welche bisher theils durch die Annalenwerke des Raynaldus und Waddings und die Sammlungen von Baluze zerſtreut waren, können nun, ſo vereint, viel leichter und eingehender ausgebeutet werden. Die hauptſächlichſten dieſer Anmerkungen finden ſich auf Seite XLI, n. 2 u. 3 ſehr vollſtändig verzeichnet; allerdings iſt es bei Nachſuchungen rathſam, die durch die zahlreichen hier angehäuften Zahlen bezeichneten Actenſtücke vorerſt nicht im Text, ſondern im erſten, Seite IX beginnenden Inhaltsverzeichniß zu prüfen.

Was nun die päpſtlichen Schreiben ſelber angeht, ſo kann es, da Raynaldus und Wadding die vaticaniſchen Regeſten bereits auch benutzt hatten, nicht befremden, daß neue, bisher unbekannte Schreiben von entſcheidendem Intereſſe nicht geboten werden. Der Werth dieſer Sammlung liegt in der reichen Maſſe neuen Details und in der relativen Vollſtändigkeit des hier vereinigten Materials. Ich ſpreche von „relativer" Vollſtändigkeit, da dieſe Sammlung im weſentlichen auf den päpſtlichen Regiſterbänden fußt, in dieſe aber nicht alle ausgeſandten Schreiben Aufnahme fanden.

Außer den Erläuterungen haben ohne Zweifel auch die trefflichen Inhaltsverzeichniſſe dem Herausgeber viele Mühe verurſacht; doch iſt es dieſe doppelte Mühewaltung, durch welche er ſich in vorzüglicher Weiſe den Dank der Benutzer dieſes Bandes verdient hat.

Zunächſt erhalten wir am Eingang des Bandes ein chronologiſch geordnetes Verzeichniß der päpſtlichen Schreiben mit kurzen Inhaltsangaben; ſodann ein alphabetiſches Verzeichniß der Anfangsworte derſelben; endlich ein nach gutgewählten Geſichtspunkten geordnetes Inhaltsverzeichniß. Am Schluſſe des Bandes findet ſich zunächſt in genau verbeſſertem Texte das Provinciale ordinis fratrum Minorum, d. h. ein Verzeichniß der nach ihren 34 Provinzen und ihren Cuſtodien geordneten Niederlaſſungen. In den Anmerkungen werden nach denſelben alten Quellen der vaticaniſchen und der Bamberger Handſchrift und dem Liber conformitatum des Bartholomäus von Piſa die den einzelnen Conventen entſtammenden Brüder aufgezählt, welche ſich durch Heiligkeit oder Wiſſenſchaft hervorgethan haben.

Hierauf erhalten wir ein treffliches Verzeichniß ſowohl der dem Orden fälſchlich zugetheilten als der ihm wirklich entnommenen Prälaten. Endlich folgen noch Verzeichniſſe der Diöceſen, der Ordensgenoſſen, der dem Orden nicht angehörigen Perſonen, der Ordensniederlaſſungen ſowie der andern Orte, welche in dem vorliegenden Bande Erwähnung finden. Es hat alſo der Herausgeber keine Mühe geſcheut, um den Forſchern ihre Arbeit zu erleichtern.

Ich kann mich alſo nur dem Endurtheil der gehaltvollen Beſprechungen anſchließen, welches bereits einige der berufenſten Kenner der einſchlägigen Periode dem ſchönen Bande gewidmet haben. Dasſelbe geht dahin, der Fortſetzer des trefflichen Bullariums Sbaraleas habe den ſo geſteigerten Anforderungen der hiſtoriſchen Methodik und Kritik unſerer Tage vollauf entſprochen.

Franz Ehrle S. J.

Der ſelige Petrus Canisius in Oeſterreich. Von **Alois Kröß** S. J. 8°. (IV, 214 u. XII S.) Wien, Mayer u. Co., 1898. Preis *M.* 3.80.

Das dritte Centenarium, welches zur Erinnerung an den Tod des ſeligen Petrus Caniſius in allen Ländern ſeines einſtigen Wirkens feſtlich begangen wurde, hat einer nicht unbeträchtlichen Zahl von Schriften das Leben gegeben, beſtimmt, weitern Kreiſen des Volkes das Andenken des Seligen näher zu bringen. Schon mit Rückſicht auf die im Werke begriffene monumentale Herausgabe ſeiner Briefe haben ſich dieſe Schriften ausnahmslos mit der Verwerthung des bereits zu Tage geförderten Materials begnügt und auf ſelbſtändige Weiterführung der Forſchung verzichtet. Nicht ſo die vorliegende, auf Anregung der öſterreichiſchen Leo-Geſellſchaft herausgegebene Schrift, welche gerade noch zum Schluß der Jubiläumszeit die Preſſe verließ. In der Hauptſache beſchränkt ſich dieſelbe auf die eingehende Schilderung der Verdienſte des Seligen um das Kaiſerhaus und die Erblande von Oeſterreich, bietet aber nicht bloße Zuſammenfaſſung und kritiſche Nachprüfung des bereits Bekannten. Der Verfaſſer war in der Lage, das ganze für die Fortführung der Brief-Ausgabe aufgeſpeicherte Material einzuſehen und iſt dadurch gegen die Gefahr geſchützt, durch die Veröffentlichung weiterer Bände der Briefe ſchon bald antiquirt zu werden. Er hat aber auch ſonſt mit großem Fleiße und findigem Spürſinn noch von vielen andern Seiten her Brauchbares zuſammengetragen. Ohne Zweifel iſt daher durch die vorliegende Schrift in der Caniſius-Forſchung ein Schritt weiter geſchehen, und der Verfaſſer hat ſich um das Andenken des Seligen wirklich verdient gemacht. Was immer im Wirken des ſel. Petrus Caniſius für Oeſterreich oder an ſeinem perſönlichen Tugendſtreben die Aufmerkſamkeit auf ſich lenken konnte, iſt vom Verfaſſer mit Liebe hervorgehoben worden. Ein ſolches kurzes Zuſammenfaſſen des über Caniſius thatſächlich Gegebenen, und zwar in vorwiegend wiſſenſchaftlicher Form, war um ſo verdienſtlicher, da neuerdings ſelbſt auf katholiſcher Seite, wenn auch nur ganz vereinzelt, Anſichten und Urtheile über Caniſius ausgeſprochen worden ſind, welche der Wahrheit diametral entgegenſtehen. So ſoll „Caniſius bei ſeiner Selbſtändigkeit und ſeiner bedeutenden Begabung nie ſo recht in den Orden ſich eingegliedert haben". „Noch während Caniſius auf der Höhe des Lebens ſtand,

gewann eine andere Methode als die ſeine die Oberhand in der Geſellſchaft, welche ſeit dem zweiten Ordensgeneral Laynez als Ausdruck der jeſuitiſchen Auffaſſung von Chriſtenthum und Kirche gilt." „Der große Organiſator der deutſchen Ordensprovinz hat ſeinem Werke keine eigenthümliche Seele einzugießen vermocht . . ., vielleicht wäre andernfalls der Kirche nicht bloß ein ſo kleiner Theil Deutſchlands wiedergewonnen worden." Schon P. Rieß hat 1865 in ſeiner großen Caniſius-Biographie S. 507—510 das gerade Gegentheil aller dieſer Sätze als das Ergebniß ſeiner jahrelangen Studien und Forſchungen und das Schlußreſultat ſeines ganzen Werkes ausgeſprochen. Gegenüber der nüchternen Aneinanderkettung der Thatſachen, wie P. Kröß ſie bietet, werden ſolche auf Mangel an näherer Kenntniß beruhende geiſtreiche Phantaſien wohl von ſelbſt zergehen.

Das Verdienſt des Verfaſſers, dem rückhaltloſe Anerkennung gezollt ſei, erleidet keine Einbuße dadurch, daß in Bezug auf einzelne untergeordnete Punkte Einſpruch erhoben werden könnte. So wurde z. B. Cardinal Otto nicht erſt auf der Reiſe nach Ulm mit Caniſius bekannt (S. 19), ſondern war es bereits von Worms 1545 (*Braunsberger*, Epistulae I, 159). Aus der Darſtellung der Entſtehungsweiſe des Caniſianiſchen Katechismus wird es kaum möglich ſein, ein klares Bild zu gewinnen. P. Braunsberger hatte ſich in den Epistulae (I, 412, n. 1) mit der Schwierigkeit bereits hinreichend auseinandergeſetzt. Die Wahrheit wird ſein, daß Jajus, abgeſehen von einigen Niederſchriften über theologiſche Controverspunkte, an den Katechismus ſelbſt überhaupt noch nicht Hand angelegt hatte. Wenn S. 71 vom hl. Ignatius behauptet wird: „Sein Ideal ſind Convicte wie das Deutſche Colleg in Rom", ſo iſt dies in ſolcher Abſolutheit wohl etwas zuviel geſagt. Man wird Caniſius für einen treuen Ausleger der Wünſche und Anſichten des hl. Ignatius halten dürfen, wie der Verfaſſer S. 67 ausdrücklich es thut. Caniſius aber legt S. 119 (cf. *Braunsberger* l. c. II, 260) weit nüchterner dar, inwieweit ſolche Anſtalten nothwendig, nützlich und wünſchenswerth ſeien. Richtig wird (S. 140. 189) der Umſtand berührt, daß Caniſius eine Schulung in der ſpeculativen Theologie nur in beſcheidenem Maße genoſſen hatte und demgemäß mehr der poſitiven humaniſtiſchen Richtung der Zeit zugewendet geweſen ſei. Dieſes naturgemäße Ergebniß eines unter ungünſtigen Verhältniſſen zurückgelegten Studienganges als „Begeiſterung" für die poſitive Wiſſenſchaft und Abneigung gegen die ſcholaſtiſche Speculation aufzufaſſen, wäre jedoch nicht berechtigt. Caniſius hat bei ſeiner Anweſenheit in Trient über ſeine eigene theologiſche Bildung ſehr beſcheiden gedacht und hat ſeiner Hochſchätzung für Lainez und Olave gerade in ihrer Eigenſchaft als Theologen bei jeder Gelegenheit unverhohlenen Ausdruck gegeben. Desgleichen hat er ſich wiederholt bemüht, für die verſchiedenen Collegien, namentlich Ingolſtadt, tüchtig gebildete, d. h. ſcholaſtiſch geſchulte, Theologen als Profeſſoren zu erhalten. Noch weniger berechtigt wäre es, in Vorausſetzung einer ſolchen Begeiſterung oder Abneigung dieſe dem Seligen zum beſondern Verdienſte anzurechnen. Das hat auch ſicherlich nicht in der Abſicht des Verfaſſers gelegen, wohl aber könnte es in ſeinen Worten gefunden werden. — Die Aengſtlichkeit des Seligen in Bezug auf die Annahme einer Fürbitte Chriſti an Gottes Thron (S. 96) hätte nothwendig einiger Erläuterung bedurft, zumal dem Exercitienbuch des hl. Ignatius (II. hebd., 4. die, meditatio 1, Colloq.) eine ſolche Auffaſſung nicht fremd war, und P. Braunsberger (l. c. I, 768) das Nothwendige fleißig zuſammengeſtellt hatte.

Etwas mehr Bedeutung als diese ganz nebensächlichen Bemerkungen hat in der sonst so fleißigen Arbeit ein gewisser Pessimismus der Auffassung, der nicht nur gelegentlich in leicht entbehrlichen herben Zwischenbemerkungen etwas hindurchdunkelt, sondern auch auf die Beurtheilung der meisten Persönlichkeiten in der Umgebung des Seligen seine Schatten wirft. Es könnte fast scheinen, als ob der Zeichner des Lebensbildes alle seine Lichtfarben so sehr für die Gestalt seines Helden aufgebraucht habe, daß für die Umgebung nur Schwarz und Grau noch übrig geblieben sei. Schon gleich zu Anfang tritt dies hervor bei einer Reihe von Bemerkungen, welche darauf hinauslaufen, daß des Canisius Vater kein guter Christ gewesen sei und Canisius über dessen endliches Seelenheil in ernster Besorgniß geschwebt habe. Es ist dies ganz das von Drews aufgebrachte Mißverständniß, welches durch Braunsberger (l. c. I, 9, not. 1) genügend aufgeklärt worden ist. Den Gegensatz zwischen dem Weltsinn des Vaters und der Frömmigkeit der Mutter, welche (S. 1) „ersetzte, was dem Vater gemangelt haben mag", kennt Canisius in seinen Confessiones nicht. Er rühmt beider Standhaftigkeit im Glauben und betet gleichermaßen für die Seelenruhe beider, wenn er auch meint, daß dem Vater infolge hoher weltlicher Ehren mehr Gelegenheit gewesen sei, Reinigungsstrafen des Fegfeuers sich zuzuziehen. Wie er später über seinen Vater dachte, zeigt der Brief an seinen Neffen Jakob (Rieß a. a. O. S. 501): „Du heißest nicht umsonst Jakob, damit Du auch meinem Vater in seine Fußstapfen nachzufolgen Dir vornehmest, der, wie Du wohl weißt, bei seinen Lebzeiten durch seltene und hellleuchtende Tugenden sich hervorthat." Seine Auffassung unmittelbar nach des Vaters Tod aber spiegeln die Worte des P. Faber vom 24. Januar 1544 wieder: Patrem sepelivit non mortuum mortuus sed viventem vivus. Auch die brave Stiefmutter (S. 10) erhält als „aufgeregte Wittwe" einen kleinen Seitenhieb. Der Nuntius Delfino kann noch von Glück sagen, daß er nur als „etwas großsprecherischer Charakter" (S. 159), voll „kindlicher Neugierde" alles ausforschend und „unvorsichtig" weiterschwätzend, angekreidet wird. Die drei Königinnen (Töchter Ferdinands I.) erscheinen vorwiegend in ungünstigem Lichte, und das wohl sicher mehr, als sie es verdienen; selbst der treffliche und Canisius nahe befreundete Prager Erzbischof Brus von Müglitz wird, freilich nur infolge lückenhafter Darstellung, S. 133 in wenig ehrenvolle Beleuchtung versetzt. Des Seligen Mitbrüdern, Untergebenen und Obern geht es indes noch erheblich schlimmer.

Im engen Zusammenleben der religiösen Genossenschaft und bei der in der Gesellschaft Jesu gegebenen großen Abhängigkeit des Untergebenen vom Obern werden auch geringfügige Mängel und Eigenheiten mehr empfunden und bilden naturgemäß leicht den Gegenstand confidentiellen Austausches mit den höhern Obern, um so mehr, da von den Mitgliedern des jedem Rector oder Provincial beigegebenen Rathes regelmäßige und auch auf Geringfügiges bezügliche Berichte über den Stand der Dinge gefordert sind. Es versteht sich von selbst, daß dabei die allerhöchsten und idealsten Anforderungen die Voraussetzung bilden, wie auch, daß in solche Darlegungen leicht eine gewisse Einseitigkeit in Betonung etwaiger Mängel sich einschleichen kann. Nur mit größter Vorsicht und Umsicht und weiser Abwägung aller Umstände werden solche confidentielle Herzensergüsse, namentlich wenn sie von einem beschwerdeführenden Untergebenen ausgehen, für das Gesamturtheil über einen Obern oder sonst einen eingreifend thätigen Ordensmann zu gebrauchen sein. Auch selbst im Ausdruck wird große Zurückhaltung beobachtet werden müssen, um nicht, was ein leichtes Zurückbleiben von der höchsten Vollkommenheit ist, als schweren

moralischen Fehler, einen ganz untergeordneten und nebensächlichen Punkt als große Staatsaffaire, einen vereinzelten Fall als eingenistetes Uebel hinzustellen. Daß nun die Beleuchtung, in welcher der Verfasser die nächste Umgebung des seligen Petrus Canisius innerhalb seines Ordens erscheinen läßt, immer und in allweg eine zutreffende und naturwahre sei, wird derjenige schwerlich zugeben, welcher mit den betreffenden Persönlichkeiten, sei es aus andern Quellen, sei es auch nur aus der Gesamtheit der sich ergänzenden Aeußerungen des Seligen, sich etwas näher vertraut gemacht hat. Mögen die vom Verfasser gefällten Urtheile und gebrauchten Ausdrücke auch meistens an bestimmte Vorkommnisse oder Aeußerungen in der benutzten Quelle anknüpfen, so sind sie damit noch nicht immer nach ihrer Tragweite gerechtfertigt. Auch anerkannt verdiente Männer, wie Hoffäus, Victoria, Dyrsius, Pastel, haben gewiß ihre Fehler gehabt. Selbst Heilige sind von solchen nicht ganz frei, und über einzelne persönliche Mängel der Genannten hatte der Verfasser Berichte vor sich. Allein er hat sich durch dieselben zuweilen zu einer Darstellung bewegen lassen, die Einseitigkeiten aufweist und die wohl Canisius selbst am wenigsten gebilligt haben würde.

Gewiß ist es richtig, daß aus all den mitgetheilten Lebensumständen und aus der Eigenart all der genannten Personen mannigfache Gelegenheit zur Tugendübung für Canisius erwuchs; allein die relative Bedeutung, welche den einzelnen Vorkommnissen beigelegt, und die subjective Geistesverfassung, die bei den einzelnen Persönlichkeiten vorausgesetzt wird, entsprechen nicht vollkommen der Wahrheit. Es ist ähnlich, als ob zur Schilderung einer fünfzigjährigen glücklichen Ehe nur Berichte über alle kleinen Scharmützel gewissenhaft zusammengetragen und möglichst tragisch aufgebauscht werden sollten, welche in dieser langen Zeit gelegentlich über Kleinigkeiten die Gatten entzweit und ihnen Beschwerden auf die Lippen gelegt haben. So könnte man jeden der Gatten schließlich zum Martyrer stempeln. Vermeinte Wahrheitsliebe im Kleinlichen kann hier in Schädigung der Wahrheit umschlagen, wenn das richtige Verhältniß der einzelnen Züge zum Ganzen nicht beachtet wird.

Es ist eine häufige Schwäche bei Heiligenleben, daß, um die Gestalt des Heiligen möglichst im Strahlenkranz der Tugend hervortreten zu lassen, die Umgebung in dunkle Nachtfarbe gehüllt wird. Wenn von dieser psychologisch so leicht zu erklärenden Schwäche auch das vorliegende Werk sich nicht ganz frei erhalten hat, so bleibt sein unleugbarer Werth doch bestehen, welcher darin beruht, einen großen Theil des Lebens und Wirkens eines um Deutschland und Oesterreich hochverdienten Seligen genau, kritisch und mit großer Liebe zur Darstellung zu bringen.

Otto Pfülf S. J.

Emanuel. Dichtungen von **Franz Reinhard.** Mit [7] Illustrationen der Beuroner Kunstschule. 8°. (VIII u. 444 S.) Heiligenstadt, Cordier, 1898. Preis geb. *M.* 6.80.

Der Inhalt dieses vornehm ausgestatteten Bandes besteht aus nachgelassenen Dichtungen. Ihr Verfasser war der in kirchlichen Kreisen, besonders am Rhein unter dem Namen des „Laientheologen" bekannte Justizrath Franz Reinhard in Ehrenbreitstein (1814—1893). Wer das Leben dieses edlen Mannes verfolgt und die literarischen Aeußerungen desselben überblickt, findet ohne Mühe den ein-

heitlichen Gedanken, der all ſeinem Forſchen und Schaffen zu Grunde lag: Christus in omnibus! Chriſtus als Mittelpunkt alles geiſtigen Lebens in der vorchriſtlichen Zeit, bei den Juden ſowohl wie bei den Heiden, Chriſtus in der zerſprengten, oft entſtellten Uroffenbarung, Chriſtus in der geſchriebenen Offenbarung als Urbild der Patriarchen und Helden, als Gegenſtand der Wort- und Sachprophetie des Alten Bundes, Chriſtus in ſeiner gottmenſchlichen Perſon und in ſeinem myſtiſchen Leibe der Kirche, vorgebildet in tauſend Zügen der heiligen Bücher: das war der Inbegriff des Dichtens und Trachtens eines Mannes, den ein glänzender Bildungsgang und reiche Muße in ſtand ſetzten, ein ebenſo ſchwieriges wie anziehendes Ziel zu verfolgen. Was er darüber zu ſeinen Lebzeiten veröffentlicht hat, iſt in weitere Kreiſe nicht gedrungen, obwohl es von mehr als einer Seite fachmänniſchen Beifall gefunden hat. Jedenfalls tritt es, was Umfang angeht, hinter den literariſchen Nachlaß zurück, der aus nicht weniger als 215 großentheils umfangreichen Handſchriften verſchiedenſten Inhaltes beſteht. „Circa 30 Manuſcripte ſind Diarien für Poeſie.“ Aus dieſen letztern iſt jetzt mit vielem Geſchick in der Auswahl und Zuſammenſtellung das vorliegende Werk entnommen, das zwar als einheitliches Ganze vom Dichter nicht ſo gedacht war, das aber gerade durch den einheitlichen Gedanken, nach dem die zerſtreuten Stücke aneinandergereiht wurden, für den heimgegangenen Forſcher nicht charakteriſtiſcher hätte ſein können. „Durch ſie redet der Verfaſſer, indem er durch ſeine Dichtungen für den Emanuel Zeugniß gibt und zeigt, wie die göttliche Sonne der Gerechtigkeit ihre erleuchtenden, belebenden und erwärmenden Strahlen in die Dunkelheit der Jahrtauſende vor ihrem Erſcheinen bereits entſandte, wie ſehr aber wir vor jenen, die damals lebten, voraus begnadigt wurden durch die Wohlthaten des Chriſtenthums.“

Der reiche Inhalt des Buches zerfällt nach einem rhythmiſchen „Vorwort“ und einem „Programm“ in zwei Theile: „Die Welt vor Chriſtus“ und „Emanuel“. Der erſte Theil bringt folgende Hauptgruppen: Das göttliche Weltprogramm. — Gottes Führungen. — Nacht und Lichtſtrahlen im Heidenthum. — Licht in Israel (in zwei Abtheilungen: perſönliche Vorbilder — ſachliche Vorbilder). — Des Heiles Morgenröthe (Maria bis zur Geburt des Heilandes). Der zweite Theil umfaßt: Die größte Gottesthat. — Liebesblüthen um die Krippe des Erlöſers. — Die Könige vor dem König der Könige. — Heilige Familie. Verborgenes Leben Jeſu. — Die chriſtliche Welt und das Geheimniß der Menſchwerdung. — Was das Chriſtkindlein der Welt gebracht hat. — Des greiſen Sängers letztes Lied. Wie man ſieht, bringt das Buch in geiſtreicher Zuſammenſtellung des Vorhandenen gleichſam in einem monumentalen Moſaikbild den Lebensgedanken Reinhards ſehr glücklich zum einheitlichen Ausdruck.

Inhaltlich ſetzen alle dieſe Gedichte ein eingehendes liebevolles Studium der verſchiedenartigſten Quellen und eine eindringende fromme Betrachtung voraus. Sie thun, wie Cardinal Krementz in ſeiner Empfehlung ſagt, dar, „daß der Verfaſſer von einer tiefen und univerſellen Auffaſſung des Chriſtenthums und des Waltens Gottes in der Geſchichte der Menſchheit durchdrungen und von einer innigen Liebe zum Welterlöſer beſeelt war“. Bibel und Klaſſiker, Geſchicht-

ſchreiber, Kunſtſchriftſteller, wiſſenſchaftliche Exegeten aller Zeiten, Myſtiker und Prediger, alle werden herbeigezogen, um ihr Zeugniß über Chriſtus in der Menſchheit abzulegen. Auch der geringfügigſte Umſtand entgeht dem frommen Forſcher nicht. Manches von dem, was er als Frucht ſeiner Studien vorbringt, iſt ja längſt Gemeingut der theologiſch-myſtiſchen Literatur geworden; ſehr vieles aber kann für den weitaus größten Theil der Leſer als neu gelten. Mag auch nicht alles wiſſenſchaftlichen Werth haben, dem frommen Gemüthe, das in der Heiligen Schrift kein gewöhnliches Buch und, nach dem Beiſpiel ſo vieler heiligen Väter, in tauſend Nebendingen einen tiefern Sinn erkennt, werden dieſe myſtiſchen Deutungen zur Nahrung ſeiner Andacht dienen. Ob bei Reinhard wie bei manchen ſeiner Vorgänger die Anwendungen immer noch ungeſucht ſind, wollen wir nicht entſcheiden; jedenfalls überſchreitet es unſeres Erachtens das äſthetiſche Maß, wenn Maria einmal das Dach genannt wird, durch das der Kranke zum Heiland gelangte (S. 210). Im allgemeinen ſind die Deutungen ſehr geiſtreich und können, wie geſagt, der chriſtlichen Andacht nur förderlich ſein, ſolange man in ihnen nicht mehr ſucht, als ſie enthalten, wie die katholiſche Hermeneutik dies des weitern auseinanderſetzt. Daß ſie in unſerer nüchternen „exacten" Zeit manchem in der ältern Literatur nicht ſehr Bewanderten etwas befremdlich, bisweilen ſpielend vorkommen mögen, iſt zuzugeben, ohne daß daraus gegen die Art ſolcher Erklärungen das Mindeſte gefolgert werden dürfte.

Was nun die poetiſche Form der Dichtungen angeht, ſo trägt der erſte Theil faſt ausſchließlich ein didaktiſches Gewand, während im zweiten Theile faſt vorwiegend ein lyriſcher Ton angeſchlagen wird. Als Probe der Behandlungsart im erſten Theile ſei hier ein kürzeres Stück mitgetheilt:

Stein und Tempel über dem Abgrund.

Als Deukalion und Pyrrha
Sich zu retten war gelungen,
Und die wilden Fluthen hatte
Wiederum der Schlund verſchlungen:
Da beſorgten ſie, die Fluthen
Möchten plötzlich wiederkehren,
Und ſie ſannen, wie ſie könnten
Solchem Unheil ſicher wehren.
Jene Kluft, die ungeheure,
Draus die Fluthen ſich ergoſſen,
Ward mit einem großen Steine,
Sagt die Fabel, feſt verſchloſſen.
Doch, da mehr der Macht der Götter
Als dem Steine ſie vertrauten,
Drängt' es ſie, daß einen Tempel
Ueber jenem Stein ſie bauten.
Alſo an der Hand der Fabel
Iſt es leichtlich zu erkennen,
Daß auf Noe der zurückweiſt,
Den Deukalion ſie nennen.
Gottes weiſe Fügung war es,
Die es liebend ließ geſchehen,
Daß ein Bild auch — ferner Zukunft
In der Fabel zu erſehen.
Aus dem Abgrund hat das Böſe
Sich wie eine Fluth ergoſſen,
Unſer Heiland hat den Abgrund,
Wie mit einem Stein verſchloſſen.
Er, der ſich den Eckſtein nannte,
Wollte auch den Petrus ſtählen,
Daß er gleichſam ihn als Deckſtein
Konnte für den Abgrund wählen;
Und wie uns von einem Tempel
Ueber'm Stein die Fabel kündet,
Hat er über'm Steine — Petrus,
Seiner Kirche Dom gegründet. —
Wunderbar ſind Gottes Wege,
Die ſich durch die Mythen winden,
Daß wir Noe drin und Petrus,
Chriſtus und die Kirche finden (S. 54).

Die Frage aufwerfen, ob die Art der Exegeſe, wie Reinhard ſie in dieſen rhythmiſchen Betrachtungen auf die heiligen Bücher ſowohl als auf die Mythen anwendet, überhaupt einer wirklich poetiſchen Einkleidung fähig iſt, heißt bei einigem Nachdenken faſt ſoviel als ſie verneinen. Auch die didaktiſche Poeſie muß doch immer Poeſie, d. h. anſchaulich, greifbar in ihren Gegenſtänden, die Dinge mit dem Gemüth betrachtend, das Gemüth anregend und im Gemüth ausklingend ſein, das Wahre muß uns unter dem Geſichtswinkel der Schönheit vorgetragen werden. Einfaches Feſtſtellen von Thatſachen, noch ſo geiſtreiche Nebeneinanderſtellungen, die dem Verſtande allein ihren Urſprung und Zweck verdanken, ſind darum an und für ſich noch keine Poeſie, ebenſowenig wie eine fromme Betrachtung oder dogmatiſche Predigt dies iſt. Wenigſtens gehörte eine außerordentliche Dichterkraft dazu, den ſpröden Gedankenſtoff zu einem Gemüthsſtoff zu ſchmelzen. Reinhard aber hat ſich offenkundig nicht einmal bemüht, der Poeſie ihr Recht zu geben. Ihm iſt es ſichtlich nur um die Sache ſelbſt und eine kurze, leicht überſchaubare, rhythmiſch glatte, lesbare Einkleidung zu thun. Dies darf bei Beurtheilung des Buches nicht außer acht gelaſſen werden, wenn man nicht von vornherein beim Leſen desſelben enttäuſcht werden ſoll. Manche gar zu proſaiſche Wendung freilich, die ſich ſelbſt dann in den Stücken nicht finden dürfte, wäre wahrſcheinlich vom Verfaſſer ausgemerzt worden, wenn er die Sachen ſelbſt zum Druck befördert hätte. So leſen wir jetzt z. B.

„Laßt darum auch uns nicht ſäumen,
Zur Erfüllung mitzuwirken,
Streben wir, daß in und um uns
Chriſtus ſiegt“ (S. 25).

„Es klagt Homer, den man aus alter Welt
Wohl für den größten aller Dichter hält“ u. ſ. w. (S. 44).

„Auch im Heidenthume finden
Wir die Spuren der Erlöſung“ u. ſ. w. (S. 48).

„Und wir ſehn auch, wie der Vater
Größ're Liebe will erweiſen
Einem Sohn, der lang verloren,
Als dem Sohn, der bei ihm war“ (S. 48).

„Wie wunderbar erſcheint im Völkerſtrome
Das kleine Völkchen, Iſrael genannt“ (S. 66).

„Wie tief, wie ſchön, wie wunderbar iſt dies,
Wenn wir es recht betrachten und erkennen,
Der neue Führer, der erſt Retter hieß,
Soll ſich im voraus ‚Gott iſt Retter‘ nennen.
O gehn wir auf die Abſicht Gottes ein“ u. ſ. w. (S. 88).

Nicht bloß aus ſolchen und ähnlichen Wendungen, denen wir auf Schritt und Tritt begegnen, ſondern mehr noch aus der ganzen Anlage der einzelnen Gedichte muß man ſchließen, daß Reinhard wiſſentlich und freiwillig darauf verzichtete, ſeinen Betrachtungen mehr als eine rhythmiſche Form zu geben. Daß

er dieſe rhythmiſche Form der völlig ungebundenen Rede vorzog, mag wohl denſelben Grund haben, der auch im Mittelalter ſo manchen frommen Autor veranlaßte, ſeine Lehre in Verſe zu kleiden, ohne ſie darum poetiſch zu faſſen. Das Versgewand hat nun einmal ſeinen eigenthümlichen Reiz für viele Leſer; das rhythmiſirte und gereimte Wortgefüge prägt ſich dem Gedächtniß leichter ein und bietet ſo vor der einfachen Proſa manche Vorzüge. So gehören denn auch dieſe Betrachtungen des erſten und auch manche des zweiten Theiles zu einem eigenthümlichen Grenzgebiet zwiſchen Poeſie und Proſa, das kaum mehr unter die Competenz rein äſthetiſcher Kritik fällt. In ihr „eine neue Art der didaktiſchen und ascetiſch-religiöſen Poeſie", eine „noch fehlende Art der didaktiſchen Poeſie" erkennen zu wollen, halten wir für verfehlt und im Intereſſe unſerer katholiſchen Belletriſtik für gefährlich. Bei dem eigenartigen Inhalte des vorliegenden Buches mag die Sache als ein ἅπαξ λεγόμενον hingehen — vor etwaiger Nachahmung aber muß entſchieden gewarnt werden.

Dichter im eigentlichen Sinne des Wortes hat Reinhard in den lyriſchen Stücken des zweiten Theiles ſein wollen, und es muß hier anerkannt werden, daß er den richtigen Ton nicht ſelten getroffen hat. Was die religiöſe Poeſie am liebſten beſingt: Maria und das göttliche Kindlein, das findet auch in Reinhard einen unerſchöpflichen Sänger. Wer die Mariendichtungen des Mittelalters kennt, weiß, welche Rolle in ihnen die Vorbilder der Mutter Gottes im Alten Bunde und die verſchiedenen Sinnbilder aus dem Naturreich ſpielen. Das aber gehört alles zum eigentlichſten Studiengebiet Reinhards, und ſo mag man ſich leicht vorſtellen, wie überreich er an Beziehungen und Deutungen und Anſpielungen iſt. Aber auch das wirkliche einfache Lied gelingt ihm bisweilen recht glücklich, und noch öfter würde dies geſchehen ſein, wenn er ſich zu beſchränken gewußt hätte. Daß es an Wiederholungen nicht fehlt, liegt erſtens in der Natur der Sache, dann aber auch in der Art, wie die Sammlung zu ſtande kam. Einen Blick in die Schaffensweiſe Reinhards laſſen uns die verſchiedenen Lieder thun, welche den Gedanken behandeln: Wenn draußen der Winter kommt, naht für das Chriſtenherz der Frühling (Weihnachten). Dieſen Gedanken führen aus: Advent I, II, IV, V, VI und das Gedicht „Erdenwinter — Himmelsfrühling". Den glücklichſten Ausdruck fand dieſer Gedanke unſeres Erachtens in Advent IV:

„Wenn in winterlicher Zeit
Dieſe Welt voll Weh
Ruht im eiſigkalten Kleid,
Unter Froſt und Schnee,
O, dann hat der Glaube doch
Schöne Himmelsblüthe noch,
Wirſt ja du in heil'ger Nacht,
Süßes Kindlein, uns gebracht!
Lieblich in den Herzen blüht
Lenz, der ſich erneute,
Denn durch jegliches Gemüth
Klingt Adventsgeläute:
Himmelswonne, Himmelsluft
Dringt auch in die ärmſte Bruſt.
Kindlein, Troſt im Thränenthal,
Sei gegrüßt viel tauſendmal!" (S. 303.)

Erinnern die Marienlieder in ihrem Bilderreichthum an die „Goldene Schmiede" und ähnliche Dichtungen, ſo weht in den zahlreichen Liedern auf das göttliche Kind etwas von dem Geiſte, dem wir in den myſtiſchen Poeſien ſo

mancher Kloſterfrau des Mittelalters begegnen, z. B. Weihnachten III: „Aus armer Krippe ſpricht ein Kind“ (S. 308).

Mit Intereſſe fanden wir unter den Liedern zum hl. Joſeph auch eines, das ſchon ſeit langer Zeit in einem verbreiteten Geſangbuch ſteht und vielerorts zum beliebten Kirchenlied geworden iſt: „Wenn wir ein Lied voll Liebe“ (S. 284). Den ſchönſten, charakteriſtiſchſten und auch künſtleriſch werthvollſten Ausdruck fand Reinhards innige und begeiſterte Frömmigkeit in dem letzten Stücke der Sammlung: „Des greiſen Sängers letztes Lied“ (S. 430 ff.). Man glaubt es der „Trutznachtigall“ des P. Spee entnommen, ſo ganz trifft es den Ton dieſer Dichtungen.

Sehr willkommen und ſachlich werthvoll ſind die erklärenden Anmerkungen zu den einzelnen Stücken. Sie bieten die Nachweiſe und ausführlichern Erklärungen zu den im Text nur kurz gegebenen Anſpielungen und erleichtern nicht bloß das richtige Verſtändniß, ſondern regen auch zu weitern ſelbſtändigen Studien an. Sie ſind theils aus Notizen des Verfaſſers entſtanden, theils eigene Ausführungen des Herausgebers.

Die Ausſtattung des Buches iſt eine ſehr vornehme, und die ſieben charakteriſtiſchen Bilder aus der Beuroner Kunſtſchule paſſen ganz vortrefflich zu dem Inhalt der Dichtungen.

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Die Zukunft der Religionen. Von L. v. Hammerſtein, Prieſter der Geſellſchaft Jeſu. 8°. (VII u. 177 S.) Trier, Paulinus-Druckerei, 1898. Preis *M.* 2.

In der Form von Geſprächen und Briefen, wie P. von Hammerſtein es liebt, wird hier auf packende Weiſe der Nachweis geliefert, daß die katholiſche Kirche, ewig alt und ewig jung, auch heute noch ihre unverſiegbare Lebenskraft erweiſt, und daß ſie ſiegreich aus allen Kämpfen als die Religion der Zukunft hervorgehen wird. Eine Rundfahrt um die Welt von Land zu Land, von Volk zu Volk, durch das Geſamtgebiet der Miſſionen zeigt ſie als den völkerbeſchattenden Baum, der überall neue Blüthen und Schößlinge treibt, als die große evangeliſirende und civiliſirende Weltkirche, welcher allein die göttliche Sendung und die daran geknüpften Verheißungen des großen Endſieges zukommen. Eine „Graphiſche Darſtellung der hauptſächlichen Religionen“ und eine „Homalographiſche Aequatorial-Projection“ der Weltkarte illuſtriren und unterſtützen den Text. Das Ganze gibt zugleich einen dankenswerthen Ueberblick über den augenblicklichen Stand der katholiſchen Miſſionen.

Die Ziele des Charitasverbandes für das katholische Deutschland. Von Geistl. Rat Dr. Lor. Werthmann, Präsident des Charitasverbandes. 8°. (12 S.) Freiburg, Verlag des Charitasverbandes, 1899. Preis 20 *Pf.*

Mit derselben hochherzigen Begeisterung, welcher es gelungen ist, die Zeitschrift „Charitas" und den „Charitas-Verband für das katholische Deutschland" ins Leben zu rufen, wird hier ein Programm entwickelt für die Ziele, welche auf diesem Gebiete zunächst noch anzustreben sind: eine systematische Zusammenstellung der charitativen Anstalten und Vereine des katholischen Deutschlands; Schaffung einer Centralstelle zum Sammeln des Materials, zugleich als Auskunftsstelle für Anfragen; Schaffung einer katholischen Fachliteratur, zu welcher durch die bereits eröffnete Reihe der „Charitas-Schriften" ein Anstoß gegeben werden soll; Gründung und Ausstattung einer Charitas-Bibliothek; ständige Organisation der Charitas, eine locale für Städte oder Bezirke, eine diöcesane und eine allgemeine für ganz Deutschland, und Vertretung derselben auf entsprechenden Charitas-Tagen. Bei der Klage über den Mangel einer katholischen charitativen Fachliteratur (S. 14) ist dem vorhandenen Guten doch zu wenig Rechnung getragen. Aus einer Anzahl katholischer Schriften zur Mäßigkeitsbewegung, aus Darstellungen über das Wirken charitativer Ordensgenossenschaften, den Lebensbeschreibungen ihrer Gründer, der Geschichte einzelner Spitäler oder wohlthätiger Anstalten (vgl. z. B. Woker, Die Vinckesche Provinzial-Blindenanstalt für Westfalen) ließe sich unschwer eine bereits vorhandene, recht stattliche katholische Charitasliteratur für Deutschland zusammenstellen.

Die Handwerker und die Kreditgenossenschaften. Ein Beitrag zur Handwerkerorganisation. Von Anton Retzbach, Doktor der Staatswissenschaften. (2. Band der Studien aus dem Collegium Sapientiae zu Freiburg im Breisgau.) 8°. (VIII u. 132 S.) Freiburg, in Kommission der Geschäftsstelle des „Charitasverbandes für das kathol. Deutschland", 1899. Preis *M.* 2.

Die Schrift behandelt in vortrefflicher Weise einen praktisch höchst bedeutsamen Bestandtheil der Handwerkerfrage, der bisher noch nicht die genügende Beachtung gefunden hat. Die Einleitung bespricht die Lage des deutschen Handwerks im allgemeinen, den Creditbedarf des Handwerks und seine Beziehungen zu den Banken. Im ersten Kapitel werden die Schulze-Delitzschschen Vorschußvereine ausführlich behandelt, die allgemeinen Grundsätze und die gesetzliche Grundlage vorgeführt, über die Mitgliedschaft, den Passiv- und Activverkehr der Vorschußvereine, die Betheiligung der Handwerker an denselben das Nöthige gesagt. Aber da diese Vorschußvereine doch nicht das Creditbedürfniß in einer für den Stand ausreichenden Weise befriedigen, tritt Dr. Retzbach dem Urtheile Dr. Eugen Jägers bei: „Die Genossenschaft, für jeden Stand nach seinen Bedürfnissen und Eigenheiten organisirt, kann und muß künftig auch das Bankwesen der Erwerbsstände regeln." — Das zweite Kapitel handelt von den Handwerkerbanken. An geschichtliche Vorbemerkungen knüpft sich eine Besprechung der Organisation der Innungsbanken, der Beschaffung ihres Betriebskapitals, der Grundsätze und Praxis der Creditgewährung u. s. w. Retzbach kommt zu dem Ergebniß, daß die Innungsbankbewegung gefördert werden müsse. „Die Innungsbanken sind natürlich nicht das Heilmittel für die Nothlage des Handwerks; sie sind ein Heilmittel, aber

eines der wichtigsten. Mit der Gründung von Innungsbanken muß Hand in Hand gehen die genossenschaftliche Zusammenschließung der Handwerker zu Rohstoff-, Magazin- und Werkvereinen. Von den Productivgenossenschaften ist nur ausnahmsweise etwas zu erwarten. . . ." Die nach Inhalt und Form vortreffliche Schrift ist dem verdienstvollen Förderer christlicher Socialreform, Herrn Franz Brandts jun. in M.-Gladbach, gewidmet.

Soziale Tages-Fragen. Zwanglose Hefte, herausgegeben vom Volksverein für das katholische Deutschland. 1. Heft: **Volksbildungsbestrebungen.** Ihre Nothwendigkeit und ihre Mittel. Von Dr. August Pieper. 8°. (22 S.) M.-Gladbach, Centralstelle des Volksvereins, 1899. Preis 10 *Pf.*

Was der rührige und verdienstvolle Generalsecretär des Volksvereins für das katholische Deutschland schon bei Gelegenheit des Praktisch-socialen Cursus zu Straßburg so eindringlich betont hatte, das rückt er neuerdings in der vorliegenden Broschüre nachdrücklich in den Vordergrund der Discussion. Ohne Bildung des Volkes scheitern die socialen Reformen an der Theilnahmslosigkeit der Menge und ist es unmöglich, daß die Katholiken im heutigen constitutionellen Staats- und Gemeindeleben gebührende Geltung erlangen. Gesunde Bildung des Geistes und Herzens schützt vor der Uebermacht leidenschaftlicher Instincte, ist ein sociales Versöhnungsmittel durch Ausgleichung der Klassenunterschiede, hebt Religiosität und Sittlichkeit und fördert jeden echten Culturfortschritt. Als Mittel der Volksbildungsbestrebungen bezeichnet Dr. Pieper Vorträge, Unterrichtscurse, Volksbibliotheken in verschiedener Form, Lesehallen, Schriftenvertheilung u. s. w. Gebe Gott, daß diese so wichtige und zeitgemäße Anregung überall auf fruchtbaren Boden falle! Auch der gleichzeitig mit Piepers Schrift vom Volksverein ausgegebenen Broschüre über die Nothwendigkeit, Aufgabe und Thätigkeit der christlichen Gewerkvereine wünschen wir eine allseitige ernste Beachtung und weiteste Verbreitung.

Jus Decretalium ad usum praelectionum in scholis textus canonici sive juris decretalium, auctore Franc. Xav. Wernz S. J. Tomus II: **Jus constitutionis Ecclesiae catholicae.** 8°. (XVI et 1126 p.) Romae, ex typogr. polygl. s. C. de Propag. Fide, MDCCCXCIX. Preis *Fr.* 15.

Es ist eben ein Jahr, als sich mit dem Einleitungsbande des Jus Decretalium ein neues Werk über Kirchenrecht ankündigte, welches bald nach seinem Erscheinen in den zuständigen Kreisen allseitige Anerkennung finden sollte und dessen möglichst baldiger Fortgang aller lebhafter Wunsch war. Früher als man erwarten konnte, ist der zweite Band erschienen, und zwar in sehr ansehnlichem Umfange. Inhaltlich ersetzt er bezüglich des einschlägigen Stoffes, man kann fast sagen, eine ganze Bibliothek. Mit staunenswerther Belesenheit und wahrem Bienenfleiß, nicht minder aber mit sicherem Blick und mit dogmatischer und juristischer Schärfe hat der Verfasser hier das geltende Recht der Kirche und der kirchlichen Aemter nach der ganzen hierarchischen Ordnung der Weihe- und der Jurisdictionsgewalt behandelt, mit steter Berücksichtigung der dogmatischen Grundlage und der geschichtlichen Entwicklung. Die kirchenrechtlichen Bestimmungen über die einzelnen Weihen und deren Hindernisse, über das Leben und die Rechte der Cleriker, über Errichtung und Bestand der verschiedenen Kirchenämter und kirchlicher Tribunale, über Besetzung der Pfarrstellen und Bischofssitze, über Creirung der Cardinäle, über Papst-

wahl und Besetzung des päpstlichen Stuhles, über allgemeine Concilien und Particularsynoden u. s. w. werden genau dargelegt, auf ihren richtigen Sinn geprüft, gegen eventuelle Angriffe vertheidigt. Dabei geht der Verfasser keiner Schwierigkeit aus dem Wege, welche der Unkenntniß und Mißdeutung dogmatischer Lehren der Kirche oder einer irrigen Auffassung über die Bedeutung geschichtlicher Ereignisse entstammt. Bei der Fülle des mustergiltig behandelten Stoffes müssen wir uns darauf beschränken, nur einige wenige derjenigen Partien hervorzuheben, die uns ganz besonders gefallen haben. Wir nennen die Abschnitte über die heiligen Weihen, de ritu ordinationis, wo der zur Giltigkeit erforderliche Ritus besprochen wird; über die Irregularitäten, wo speciell die Irregularität ex defectu famae eine lichtvolle Darstellung findet; die ganze Partie de summo Pontifice, wo der Verfasser nicht nur den Hergang der Papstwahl kurz beschreibt, sondern auch die dogmatisch und canonistisch dornige Frage über Häresie und Simonie, ferner die Frage über ein etwaiges päpstliches Ernennungsrecht betreffs seines Nachfolgers befriedigend löst. Die folgenden Bände werden, wie wir vernehmen, an Umfang geringer sein. Wir können nur im Interesse der Sache dem Verfasser Zeit und Kraft wünschen, um recht bald das ganze Werk in der bisherigen Weise vollenden zu können.

Moralphilosophie. Eine wissenschaftliche Darlegung der sittlichen, einschließlich der rechtlichen Ordnung. Von Victor Cathrein S. J. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. 8°. Erster Band: Allgemeine Moralphilosophie. (XX u. 614 S.) Zweiter Band: Besondere Moralphilosophie. (XV u. 728 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis *M.* 16.

Es ist völlig überflüssig, diesem großartig angelegten, durch Klarheit in der Entwicklung der Begriffe, Schärfe und Präcision in der Beweisführung, umfassende Literaturkenntniß gleich ausgezeichneten Werke ein neues Lob mit auf den Weg zu geben. Die Thatsache allein, daß ein so großes Werk in verhältnißmäßig kurzer Zeit drei Auflagen erleben konnte, beweist die Anerkennung seines Werthes in den weitesten Kreisen. Nur möge es uns gestattet sein, die Aenderungen der dritten Auflage kurz anzudeuten. Der erste Band ist um 75, der zweite um 66 Seiten stärker geworden. Ganz neu kamen im ersten Bande hinzu die Abschnitte über das Verhältniß des sittlich Guten zum Endziel des Menschen, über die unrichtigen Ansichten in Bezug auf das Gewissen, über die Bedeutung des Rechtsbegriffes und die Methode in der Bestimmung desselben, über den modernen Rechtsempirismus, über die sittlichen Anschauungen der alten Römer, der Anhänger des Taoismus in China, der Futunier, der Key-Insulaner und mehrerer afrikanischen Volksstämme. Ferner kam hinzu eine kurze Charakteristik der Lehre Dorners. Ganz umgearbeitet wurde die Darstellung der Lehre Kants und Wundts, die Unterscheidung zwischen dem objectiv und subjectiv Guten, die Probabilismusfrage, die Prüfung verschiedener modernen Rechtsbegriffe. Im zweiten Bande sind ganz neu bearbeitet die Abschnitte über die Grundlagen des Socialismus, über den Staat und die sociale Frage, über den Ursprung und ursprünglichen Träger der Staatsgewalt, über das Steuerrecht und Wahlrecht, über die criminal-anthropologische und criminal-sociologische Strafrechtsschule, über das internationale Schiedsgericht u. s. w. Wir schließen uns dem Wunsche des Verfassers an, daß sein Werk etwas zum Siege der Wahrheit auf sittlichem Gebiete beitragen möge.

Der Wille und die Freiheit in der neuern Philosophie. Eine philosophische Studie von Dr. Max Krieg. 8°. (40 S.) Freiburg, Herder, 1898. Preis *M.* 1.50.

Wer theilte nicht den Wunsch, welchen der Herr Verfasser im Vorwort ausspricht, man sollte auf katholischer Seite durch Monographien eine Gesamtdarstellung der neuern Philosophie vorbereiten! Sein Schriftchen selbst will zeigen, wie unbefriedigend die Willenslehre Kants und seiner Nachfolger ist. Zu dem Zwecke skizzirt er zunächst kurz den Determinismus Descartes', Spinozas, Leibniz' und der englischen Philosophie und deckt so das Freiheitsproblem auf, wie es sich Kant darstellte. Jetzt werden die Lösungen des Königsberger Philosophen, Fichtes, Schellings und Schopenhauers kurz vorgeführt und ihre Unzulänglichkeit dargelegt. Die Broschüre liest sich wie eine Zusammenstellung von kritischen Gedanken, welche sich beim Studium der angegebenen Systeme aufdrängen. Der Herr Verfasser berührt eben nur die Probleme und verzichtet auf jeden wissenschaftlichen Apparat und alle Belege, welche bei einer folgenden Monographie über diesen Gegenstand unentbehrlich wären. Er wollte offenbar nur zu einer ausführlichen Arbeit anregen, und das verdient lebhaften Dank. Natürlich dürften bei der abschließenden Behandlung des Stoffes die neuern französischen und englischen Philosophen nicht fehlen, und die französisch-belgische katholische Literatur, welche gerade auf psychologischem Gebiete Vortreffliches geleistet hat, müßte in großem Maßstabe herbeigezogen werden.

Erhebet euch! Ein Wort an Mann und Frau über die Frau von E. M. Hamann. 8°. (IV u. 126 S.) München, Abt, 1899. Preis *M.* 1.50; geb. *M.* 2.50.

Ständen nicht Name und Bild der wohlbekannten geistvollen Convertitin an der Spitze, man würde glauben, in diesem Schriftchen einen Mann zu Männern öffentlich sprechen zu hören. Gewiß richten sich diese Ausführungen nicht an unsere katholischen Frauen, so viel Nutzbares sie auch für diese bergen mögen, sondern ausschließlich an diejenigen, welche sich berufen glauben, zur Lösung der Frauenfrage denkend beizutragen oder überhaupt auf die Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse einzuwirken, sei es im Wege der Gesetzgebung, der Charitas oder der Publicistik. Im Grunde handelt es sich um geistreiche Aphorismen über Aufgabe und Stellung, namentlich aber über Erziehung und Heranbildung der Frau in den verschiedenen Gesellschaftsklassen. Den anscheinend sensationellen Titel, der in seinem tiefen, edeln Sinn von wenigen sogleich erfaßt werden wird, möchte man bedauern; mit manchen Partien des Inhaltes theilt er die nicht gerade gewinnende Eigenthümlichkeit, in directer Paränese die Leser zu apostrophiren. Man könnte auch eine übersichtlich klare Eintheilung mit orientirenden Kapitelüberschriften, die ruhig-logische Entfaltung der Gedankenreihe und die kraftvolle Schlichtheit im Ausdruck zuweilen vermissen, wie über die Ersprießlichkeit manches werth- oder gottlosen Citates getheilter Meinung sein. Dies alles aber wird den Eindruck befestigen, daß es der Verfasserin auf nichts anderes ankam als auf fruchtbaren Gedankengehalt, den sie wirklich in Fülle bietet. Die vertretenen Grundsätze sind durchweg richtig und ganz und gar katholisch, die Beobachtungen aus dem Leben fein und treffend, die Winke und Rathschläge aller Beachtung werth. Eine geistreiche originelle Darstellung verräth die wohlunterrichtete, vielbelesene Denkerin. Der erleuchtete Volksfreund, der denkende Menschenfreund kann in der Schrift die reichste Anregung finden.

Leben und Wirken des Ehrwürdigen P. Claudius de la Colombière S. J. Durch ungedruckte Documente vervollständigt. (Eine Episode aus der Kirchengeschichte.) Aus dem Französischen des R. P. Peter Charrier S. J. übersetzt von P. Matthias Gruber S. J. Lex-8°. (VIII, 312 u. IV S.) Agram, Scholz, 1899. Preis *fl.* 1.60 ö. W.

Das neueste und ausführlichste Werk über P. de la Colombière wird hier dem deutschen Leser zugänglich gemacht. Vor den frühern Lebensbeschreibungen hat es ein Doppeltes voraus: es verwerthet eine Reihe bisher unbekannter Archivalien und berücksichtigt mit dem Leben und den Tugenden seines Helden stets zugleich auch das milieu, in welchem dieser sich bewegt. Dieses Verdienst in der Sache entschädigt für manche Ueberschwänglichkeiten im Ausdruck. P. de la Colombière, durch seinen wirksamen Einfluß auf die Einführung der kirchlich gutgeheißenen Andacht zum göttlichen Herzen Jesu längst in der Kirche bekannt, steht augenblicklich noch mehr im Vordergrunde des Interesses, da sein fortschreitender Beatificationsproceß die Aussicht gewährt, ihn bald auf den Altären verehrt zu sehen. Die Uebersetzung schließt sich mit ängstlicher Treue an den Wortlaut des Originals an. Dadurch ist zwar die etwas rhetorische und amplificatorische Form beibehalten, aber auch die Sicherheit gegeben, daß nichts an wirklichem Gehalt durch die Uebersetzung verloren ging. Durch eine Anzahl von Anmerkungen hat überdies der Uebersetzer den Text noch näher zu erläutern gewußt.

St. Francisci Minde. Udgivet ved Dr. theol. Bernhard Hansen, Grost. Köbenhavn. 8°. (XVIII u. 304 S.) J Kommission hos Hofboghandler A. F. Höst & Sön, 1899. Preis 3 *Kronen* = *M.* 3.37.

Der gelehrte Herausgeber, ein geborener Kopenhagener, in Deutschland wohlbekannt durch seine seelsorgliche Thätigkeit für die fernab in Holmegaard (Seeland) wohnenden deutschen Katholiken, bietet hier den frommen Verehrern des liebenswürdigen hl. Franz in vier Theilen eine Skizze des gottinnigen Lebens und welterneuernden Wirkens des armen und demüthigen Heiligen von Assisi — einen Blumenkranz, gewunden aus dem Schönsten, was in sieben Sprachen, auf Latein, Italienisch, Mittel- und Neu-Hochdeutsch, Französisch, Spanisch und Dänisch, über den Seraph der Liebe geschrieben und gesungen ist — Gebete und Andachtsübungen zum Heiligen — und Gesänge und Gebete zu den vier größten seiner Geisteserben, St. Clara und Elisabeth, St. Antonius und Bonaventura. Die vornehm ausgestattete Schrift ist ein laut redender Zeuge für den Aufschwung katholischen Geistes im protestantischen Heimatlande des Sammlers, und zwar nicht zum wenigsten dadurch, daß hier das Lob des Armen von Assisi in ebenso frommen wie volltönenden dänischen Liedern von zwei Dichtern gefeiert wird, welche unter großen Opfern den Weg vom Irrthum zum Bekenntnisse der katholischen Wahrheit gefunden haben, dem Philologen Halfdan-Keiser und dem frühern Heidenmissionär und Prediger M. Jensen.

J. Van der Aa de la Comp. de Jésus. **Ile de Ceylan. Croquis, Moeurs et Coutumes.** Lettres d'un Missionnaire. Illustrées d'une Carte et de 14 Phototypies hors texte. 8°. (XVI et 271 p.) Louvain, Giele, 1899. Preis *Fr.* 2.50.

Der hochw. Verfasser hat einige jüngere, durch die Briefe des Missionärs begeisterte Ordensbrüder auf ihre Bitten hin zu deren Veröffentlichung ermächtigt. Wir müssen ihm von Herzen dankbar dafür sein. P. van der Aa ist kein gewöhn-

licher Briefschreiber. Von 1878 bis 1894 Professor und Rector des großen belgischen Jesuitencollegs in Löwen, weilt er seit 1895 als Theologieprofessor an dem von Leo XIII. neu gegründeten Generalseminar für einen einheimischen Clerus in Candy. Seine Briefe in die Heimat wurden aufbewahrt und liegen jetzt, wenigstens theilweise, in chronologischer Ordnung hier vor. Sie zeigen, daß der Philosoph den feinen Stilisten und gemüthvollen Schilderer nur vertieft, nicht aufgetrocknet hat. Ein scharfer, geistvoller Beobachter spricht aus diesen leicht und mit französischer Eleganz hingeworfenen Skizzen. In reichem Wechsel ziehen Reise- und Landschaftsbilder, kleine Schildereien aus dem singhalesischen Volksleben, allerliebste Details aus eigenen Erlebnissen in Haus und Schule, im Urwald und auf Wanderfahrten vorüber, eingerahmt und wirkungsvoll beleuchtet durch geistreiche eingestreute Reflexionen und kurze Essays über Sitten und Gebräuche, Kastenwesen und Heidenthum, Erziehung und Missionsthätigkeit u. s. w. Ein vortrefflicher Humor und die wohlthuende Wärme eines edeln Priesterherzens würzt und belebt die Darstellung. Die reichen, zum Theil allerliebsten Einzelbildchen fließen harmonisch zu einem Gesamtbilde zusammen, das uns die Eigenart der schönen Perleninsel, zumal der alten Königsstadt Candy und ihrer Umgebung, recht anschaulich vor Augen führt. Eine Reihe sehr gut ausgeführter Phototypien, ein Kärtchen und eine kurze, aber gut orientirende Einleitung bilden eine willkommene Ergänzung.

Paul Peeters S. J. **Henry Beck de la Comp. de Jésus,** Missionnaire au Congo belge. 8°. (210 p.) Bruges, Société de Saint-Augustin, Desclée, De Brouwer et Cie, 1898. Preis *Fr.* 2.

Die Franzosen und ihnen nach die Belgier sind rascher zur Hand mit Biographien verstorbener Freunde als wir Deutsche. Es ist ein junger, hoffnungsvoller, noch vor seinem Priesterthum hinweggerafft er Ordensmann und Missionär, dessen Bild hier eine liebende Freundeshand gezeichnet. Wie einfach sich dieses kurze Leben auch abspielt, so liegt doch ein eigenthümlicher Zauber wie goldener Sonnenschein darüber, der heilige Enthusiasmus eines edeln Jünglingsherzens für den Beruf des Apostels. Schon der fröhliche, kräftige Student, der Führer und Meister bei allen Sports und Uebungen der Jugend, hat nur einen großen Herzenswunsch: Missionär zu werden in fernen Heidenländern. Und jetzt schon schläft er auf hartem Fußboden, um sich für den spätern Beruf zu üben. Derselbe Gedanke führt ihn ins Noviciat der belgischen Ordensprovinz. „An den Cwango (Belgisch-Congo) zu den armen Schwarzen!“ bleibt das Gebet des Novizen, der glühende Wunsch des jungen Scholastikers. Endlich geht derselbe in Erfüllung. Das Herz voll apostolischer Pläne, landet er auf afrikanischem Boden. Aber kaum im Besitze der lang ersehnten Gnade, wird er vom tückischen Tropenfieber ergriffen. Man hofft ihn zu retten durch rasche Rücksendung nach der Heimat. Allein auf den ewig grünen Inseln Las Palmas findet der 25jährige Apostel sein allzu frühes Grab. Wer sich dafür interessirt, wie der Erziehungsgang eines jungen Jesuiten sich gestaltet, findet in dem Büchlein den erwünschten Aufschluß.

Christoph von Schmid. Lebensbild eines Schulmannes und Jugendschriftstellers. Von Joh. Schneiderhan, Oberlehrer am Kgl. Schullehrerseminar in Schwäb. Gmünd. Mit einem Bildniß Chr. v. Schmids. gr. 8°. (60 S.) Stuttgart, Muth, 1899. Preis *M.* 1.

Wesen und Wirken des liebenswürdigen Priesters und Kinderfreundes wird in fünf Abschnitten mit großer Wärme geschildert. Durch Schmids eigene „Er-

innerungen aus meinem Leben" und das, was sein Neffe A. Werfer in einem weitern Bändchen und später in den gesammelten „Briefen und Tagebuchblättern" als Ergänzung hinzugefügt hatte, lag das schönste Material authentisch vor. Der Schwerpunkt liegt ohne Zweifel im dritten Abschnitt: Schmid als Pädagoge. Nicht allen Freunden des gefeierten Jugenderzählers dürfte hinreichend bekannt sein, welch erleuchteter und praktischer Schulmann derselbe gewesen ist. Zur richtigen Werthschätzung seiner Schriften wird mit Recht hervorgehoben, daß „jeder Schriftsteller nach der Zeit, in welcher er lebte, zu beurtheilen" sei. Aber eben deshalb dürfte es nicht gleich der Ungerechtigkeit geziehen werden, wenn man in seinen lieben Erzählungen, wie sie in jener verschwommenen Zeit thatsächlich geworden sind, bei aller Bewunderung doch etwas vermißt. Durch eine reichere Gliederung würde das Lebensbild um vieles gewonnen haben; schon mit Rücksicht auf den Umfang der ganzen Schrift sind die Abschnitte zu lang.

Ave Maria! Von Joh. Auffenberg. 8°. (145 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh, 1899. Preis *M.* 1.20.

Diesem Büchlein liegt ein sehr glücklicher, hochpoetischer Gedanke zu Grunde. Der Angelus läutet, nach allen Seiten schwingen die Tonwellen, und der Dichter verfolgt sie im Geiste an die verschiedenartigsten Orte, um dort ihre Wirkungen zu schauen. Fürwahr ein trefflicher Rahmen, in den hinein die verschiedensten, abwechslungsreichsten Bilder passen! Leider ist der Dichter diesem Grundgedanken nicht ganz treu geblieben. „Der Schnitter", „Im Kerker", „Noth und Tod" sind glückliche Ansätze der Ausführung; sie dürften nur etwas kürzer und kerniger, sozusagen realistischer gehalten sein. Dann verlieren wir aber den Faden. Es schiebt sich eine eigene, neue, selbständige Dichtung ein, die fast ganz zuletzt erst wieder in Berührung mit dem Hauptthema gebracht wird. Und doch halten wir diese Episode: „Die Abtei Maria im Wald" bis „Ueber den Sternen", für den werthvollern Theil des Büchleins, namentlich da, wo wir die greifbare Figur des Bruders Felix vor uns haben. Man fühlt, wie hier der Dichter selbst festen Boden unter den Füßen hat. Schließlich führt uns der Glockenklang über die Berge hinauf und über die Wolken in den offenen Himmel, wo ein hehrer Hymnus auf die Gottesmutter angestimmt wird. Hier gibt uns der Dichter jedenfalls sein Bestes. Im großen und ganzen begrüßen wir in diesem Büchlein einen sehr achtenswerthen dichterischen Versuch, der manche Bände sogen. religiöser Poesie, wie sie in den letzten Jahren erschienen sind, aufwiegt und der seinerseits nur noch etwas kürzer, kräftiger und bestimmter in der Ausführung sein müßte, um einen vollen literarischen Werth beanspruchen zu können.

Heckenrosen. Novellen und Skizzen von J. v. Dirkink (J. Saudhage). 8°. (312 S.) Steyl, Missionsdruckerei, 1899. Preis *M.* 1.75; geb. *M.* 2.50.

Das Büchlein enthält 15 erzählende Stücke theils größern theils kleinern Umfangs. Einzelne dieser Erzählungen hatten wir bereits früher in Tagesblättern kennen gelernt. Daß wir sie in der vorliegenden Sammlung ein zweites Mal mit Genuß gelesen haben, dürfte hinreichend für ihren Werth sprechen. Es sind dies diejenigen Stücke, die zum Gegenstand Charaktere und Lebensbilder von Frauen aus dem Heidebauernstande Westfalens haben. In der Kötter- oder Leibzuchthütte an der einsamen Heide ist J. v. Dirkink zu Haus wie wenige. Hier findet sie Menschen und Schicksale, wie nicht alle andern sie uns zu bieten haben. „Tante Nöre", „Eine fixe Idee", „Sanna", „Heimkehr", „Die Brautschau" rechnen wir zu

den besten Nummern der Sammlung. Charaktere wie die beiden Nören in „Tante Nöre" und in „Eine fixe Idee", wie den Bauern in „Heimkehr" und die Herrin von „Schulze Wittup" vergißt man so leicht nicht wieder. Auch die andern größern und kleinern Erzählungen liest man gern einmal; aber an Originalität können sie sich doch kaum mit jenen Lebensbildern aus der Heide messen. Ganz ohne Unwahrscheinlichkeiten geht es auch nicht immer ab; am meisten krankt daran die „Alte Geige". Aufgefallen ist uns das wiederholte Vorkommen des Belauschens anderer, dessen Ergebniß dann in die Handlung eingreift. Gegen das Lauschmotiv sprechen doch wohl nicht bloß ästhetische Gründe, zumal wenn es, wie hier, auch noch zu rechtfertigen gesucht wird. Doch das sind Einzelheiten, die leicht vermieden werden könnten. Im großen Ganzen empfehlen wir diese Sammlung als eine nicht ganz alltägliche Erscheinung und möchten die Verfasserin nur bitten, ihrem Stile mehr Aufmerksamkeit zu schenken, sowohl in Bezug auf die Grammatik als auf die Anpassung der Sprechweise an den jedesmaligen Charakter des Sprechenden.

Aus Herz und Heimat. Von M. Thalau. 8°. (156 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh, 1899. Preis *M.* 1.60.

Unter dem etwas seltsamen Titel, der vielleicht besser einfach „Aus der Heimat" oder vielmehr „Ins Leben" gelautet hätte, beschenkt uns die Verfasserin nach einer etwas gesuchten Einleitung mit einer Erzählung in Briefen, welche vier aus der Erziehungsanstalt ins Leben tretende Freundinnen untereinander wechseln. Wir erhalten auf diese Weise vier verschiedene, jedes in seiner Weise anziehende Lebensschicksale, die auf theils geraden und kurzen theils mehr verschlungenen Wegen zu einer glücklichen Heirat führen. Das ist nun freilich des guten vielleicht etwas viel, besonders im Kreis so weniger Jahre. Die Verfasserin plaudert sehr angenehm und kurzweilig; dabei sucht sie ihre Schilderung durch geistreiche Citate in gebundener und ungebundener Rede zu heben. Ihre Weltanschauung ist tief religiös und gesund, ohne übertriebene Strenge oder romantischen Idealismus. Auffallend ist, daß sie es bei ihrem Publikum für nöthig hält, sogar französische Citate zu übersetzen, während sie einzelne englische oder italienische Ausdrücke ohne Erklärung läßt. Auch die Eigenart, lange fremde Gedichte und Aphorismen als Zugabe zu der Erzählung zu geben, wirkt nicht künstlerisch. Diese kleinen Ausstellungen hindern uns aber nicht, das Büchlein jungen Damen auf das beste zu empfehlen. Es wird sie nicht bloß angenehm unterhalten, sondern auch günstig beeinflussen.

Miscellen.

Die Theilnehmer des ersten allgemeinen Concils. Vor nicht langer Zeit hat man ein eigenes Buch herausgegeben einzig über die Namensunterschriften, durch welche die Väter des ersten Concils von Nicäa 325 ihre Zustimmung zu dessen Beschlüssen bekundeten. Es ist die Schrift: Patrum Nicaenorum nomina latine, graece, coptice, syriace, arabice, armeniace sociata opera ediderunt Henricus Gelzer, Henricus Hilgenfeld, Otto Cuntz. Lipsiae 1898.

Das Buch zählt nicht weniger als 265 S. Text und 73 S. Einleitung; die drei ſprachkundigen Gelehrten, welche ihre Bemühungen vereinen mußten, um es herzuſtellen, haben zu dieſem Zwecke 40 Handſchriften durchforſcht: 25 lateiniſche, 2 griechiſche, je 1 koptiſche und arabiſche, 5 ſyriſche, 6 armeniſche; und wo nicht in einzelnen Fällen gelehrte Freunde hilfreiche Hand boten, mußten dieſe Handſchriften aufgeſucht werden in Rom und Paris, in London und Madrid, in Wien und dem Escurial und anderswo. Verdient eine trockene Namenliſte, möchte man fragen, daß man ſich ſolche Mühe um ſie gibt?

Doch die Anſicht der chriſtlichen Vergangenheit hat dieſe Frage ſchon beantwortet. Wenn auch gerade den Acten und Unterſchriften des älteſten allgemeinen Kirchenrathes Nachläſſigkeit und widrige Zufälle übel mitgeſpielt haben, ſo hat man doch im Alterthum und Mittelalter immerfort dieſes Namensverzeichniß in Ehren gehalten, es immer wieder abgeſchrieben und der Nachwelt zu erhalten geſucht. Dieſe Unterſchriften hatten eben zunächſt eine dogmatiſche Bedeutung, inſofern ſie die Zuſtimmung der Concilsväter zu den Beſchlüſſen der Synode ausdrückten und ſomit ein Beweis für die Giltigkeit derſelben waren. Dann aber gebot auch die Pflicht der Pietät, dieſe Namen mit Ehrfurcht zu behandeln. Das Concil von Nicäa ſteht ja in mancher Rückſicht unter allen ähnlichen Verſammlungen einzig in ſeiner Art da. Zum erſtenmal nach den Stürmen der Verfolgungen konnte ſich zu Nicäa die ganze Kirche in ihren erleuchtetſten Vertretern zuſammenfinden. Während vorher nur die Biſchöfe einzelner Provinzen ſich vereinigt hatten, umfaßte jetzt, wie Euſebius ſagt, „ein und dasſelbe Haus des Gebetes, gleich als habe Gott deſſen Wände auseinander geſchoben, zugleich Syrer und Cilicier, Phönicier, Araber und Paläſtinenſer, und außerdem Aegypter, Bewohner der Thebais, Libyer und ſolche, die von Meſopotamien hergekommen waren". Biſchof Nicaſius von Die in Gallien konnte dort mit Jacobus von Niſibis zuſammentreffen, der ungenannte Perſerbiſchof mit Theophilus, dem Biſchof der Goten, Hoſius von Cordova mit den Biſchöfen von Athen oder Jericho. Verkörpert und greifbar ſtand es in dieſer Verſammlung vor aller Augen, wie die Kirche trotz aller Hinderniſſe die Welt erfüllt und beſiegt habe, wie ſie trotz ihrer Ausdehnung einig ſei in demſelben Glauben, wie die eine Liebe zu Chriſtus auch das Band geworden ſei, welches die verſchiedenſten Nationen zur innigſten Gemeinſchaft verknüpfte. Dazu kam die perſönliche Bedeutung vieler der Theilnehmer, von denen die einen in den Verfolgungen für Chriſtus gelitten hatten, die andern als Asceten durch ihr ſtrenges Leben berühmt waren, andere als Gelehrte Anſehen beſaßen, und zu alledem geſellte ſich, daß die Grundlage des ganzen Chriſtenthums, die Gottheit des himmliſchen Meiſters und Königs, dort zu Nicäa vertheidigt und für immer außer Frage geſtellt werden ſollte. Kein Wunder, daß im Orient Griechen, Armenier, Syrer, Kopten das Andenken an das Concil jährlich durch ein eigenes Dankfeſt begehen, daß in einer altchriſtlichen Grabſchrift dem Verletzer des Grabes in einem Athem mit dem Fluch der „318 Patriarchen" und der vier Evangelien gedroht wird (*Martigny*, Dictionnaire p. 38).

Für die geſchichtliche Forſchung haben außerdem die Namensunterſchriften unter dem Nicänum die Bedeutung einer geſchichtlichen Urkunde. Man kann,

wenn man will, es als selbstverständlich voraussetzen, daß z. B. auf den Inseln der griechischen Meere, auf Cos, Lemnos, Corcyra, um die Zeit des anbrechenden 4. Jahrhunderts das Christenthum müsse Eingang gefunden haben. Einen wirklichen Beweis für diese Thatsache wie für die andere, daß auf jenen Inseln bereits Bischofssitze sich befanden, wird man kaum anderswoher als aus den Unterschriften der ältesten Concilsacten entnehmen können. Daß unter den Goten schon vor Ulfilas nicht nur Christen, sondern katholische Christen sich fanden, dafür haben wir den sichersten Beweis in den Unterschriften unter dem Nicänum, und wieviel darauf ankommt, daß die Namen in diesen Katalogen möglichst genau und sicher festgestellt werden, zeigt z. B. der letzte (44.) Band der Allgemeinen Deutschen Biographie (S. 273), in welchem auf Grund einer verdorbenen Lesart der Gotenbischof Theophilus an den Bosporus versetzt wird. Ebenso mag man es als selbstverständlich betrachten, daß alle damaligen rechtgläubigen Christen sich als Glieder der einen großen katholischen Kirche fühlten und betrachteten. Wem es aber um einen positiven Beweis dafür zu thun ist, wird nicht gleichgiltig gegen die Thatsache sein, daß Bischöfe aus Armenien, Pannonien, Mesopotamien ihre Namensunterschrift unter die Acten des Nicänums gesetzt haben.

Unzweifelhaft verdient es also die nicänische Bischofsliste, daß die Wissenschaft sich um sie bemühe. Und die katholische Wissenschaft hat diese ihre Aufgabe auch nie außer acht gelassen. Abgesehen von den Herausgebern der Conciliensammlungen, haben um diese Verzeichnisse sich besonders verdient gemacht die gelehrten Brüder Ballerini und in unserem Jahrhundert die Cardinäle Mai und Pitra. Aus jüngster Zeit wird uns von einem werthvollen Beitrag von Professor O. Braun berichtet, der uns indes nicht zu Gesicht gekommen ist.

Doch welches sind denn die Ergebnisse der neuen Bearbeitung, die uns nunmehr vorliegt? Wie steht es z. B. mit der Anzahl der Concilsväter, welche wir gewohnt sind, auf 318 angegeben zu finden?

Wie man schon aus Heseles Conciliengeschichte ersehen kann und Professor Gelzer eingehender von neuem zeigt, gehen die ältesten Angaben über die Zahl der nicänischen Väter stark auseinander. Von den uns erhaltenen Listen gibt mit Ausnahme der minderwerthigen arabischen keine einzige 318, keine einzige mehr als 221 Bischöfe an. Eusebius spricht von über 250 Theilnehmern des Concils, Eustathius von 270, nach Kaiser Konstantin und Athanasius an mehreren Stellen waren es ihrer 300. An einer andern Stelle lesen wir aber auch bei Athanasius von 318 Bischöfen, und dieselbe Angabe findet sich bei Hilarius, Hieronymus, Epiphanius und vom 5. Jahrhundert an ganz allgemein. Beruht also nicht vielleicht die Zahl 318 auf einem Irrthum? Der Hauptherausgeber unseres Werkchens, Professor Gelzer, meint es und hält die Stelle, an der auch Athanasius von 318 Bischöfen spricht, für interpolirt. Allein wir zweifeln doch, ob die Sache sich in dieser Weise erklären läßt. Zunächst ist es ein Versehen, wenn p. XLVI Athanasius mit einer Aeußerung aus dem Jahre 369 als ältester Zeuge für die später allgemeine Zahlenangabe genannt wird. Hilarius sagt bereits zehn Jahre früher, das Homousion hätten „80 Bischöfe einst verworfen (nämlich die Auffassung desselben durch Paul von Samosata), aber neulich 318 Bischöfe

angenommen" (De synodis n. 86; *Migne*, P. lat. X, 538), und von Interpolation dieſer Stelle kann keine Rede ſein. Papſt Liberius ſpricht im Jahre 366 ebenfalls von 318 Concilsvätern, und ſchon bei ihm, nicht erſt, wie es p. XLVII heißt, „ſchon" bei Ambroſius (De fide) im Jahre 378 findet ſich der Vergleich mit den 318 Knechten Abrahams (Epist. ad Orient., *Jaffé-Kaltenbrunner* n. 228; *Migne*, P. gr. LXVII, 492). Nun ſcheint es uns doch etwas hart, eine Annahme, die etwa 30 Jahre nach dem Nicänum mit einer ſolchen Beſtimmtheit auftritt, als bloße Erdichtung zu betrachten. Prof. Gelzer ſucht zu zeigen, daß unſere Liſten der nicäniſchen Concilsväter nicht auf die Originalunterſchriften zurückgehen, ſondern auf jene Form, welche ihnen Athanaſius auf dem Concil von 362 gab. Iſt nun die Annahme ausgeſchloſſen, daß man eben bei den Nachforſchungen des Jahres 362 mit guten Gründen die Zahl 318 feſtſtellte, daß Athanaſius von dem genannten Jahre an die früher von ihm angegebene runde Zahl von 300 Theilnehmern genauer beſtimmte und daß auf ſeine Forſchungen die ſpätern Orientalen ſich ſtützen? Mit Abraham wird übrigens Hoſius ſchon im Jahre 358 von Athanaſius beiläufig einmal verglichen (Hist. Arianorum ad mon. c. 45; *Migne*, P. gr. XXV, 748).

Was die Reihenfolge der Concilsväter in unſern jetzigen Verzeichniſſen angeht, ſo iſt ſie nicht mehr die urſprüngliche. Der Geſchichtſchreiber Sokrates hat uns nämlich den Anfang der Liſte, wie er zu ſeiner Zeit lautete, erhalten, und dieſer ſtimmt nach den erſten drei Namen mit den uns erhaltenen Liſten nicht überein. Somit läßt ſich die Reihenfolge, in welcher urſprünglich die Concilsväter unterſchrieben, nur in einem Punkte noch feſtſtellen, welcher aber für uns auch der wichtigſte iſt. In der Liſte des Sokrates nämlich, in den ſämtlichen lateiniſchen und den beiden ſyriſchen Verzeichniſſen, in dem griechiſchen Katalog des Theodorus Lector, wie in der koptiſchen und armeniſchen Liſte unterſchreibt an der Spitze ſämtlicher Biſchöfe zuerſt Hoſius von Cordova in Spanien; es folgen dann die beiden römiſchen Prieſter Victor (oder Biton) und Vincentius, dann erſt der Patriarch von Alexandrien und alle andern Concilsväter. Was dieſe Bevorzugung des Spaniers Hoſius und der beiden römiſchen Prieſter vor ſo vielen Biſchöfen und Patriarchen bedeutet, iſt aus der Sache ſelbſt klar, und wird uns nahegelegt, wenn Athanaſius in ſeinen Lobeserhebungen auf Hoſius unter anderem von ihm ſagt: „Wo gab es eine Synode, deren Präſident er nicht geweſen wäre?" (De fuga sua n. 5; *Migne*, P. gr. XXV, 650), wenn die Arianer von Kaiſer Konſtantin deſſen Verbannung fordern unter anderem auch, weil er „den Synoden zu präſidiren pflege" (*Athanasius*, Hist. Arian. n. 42; *Migne* l. c. p. 744), wenn endlich Gelaſius von Cyzicus ausdrücklich ſagt, Hoſius, „der die Stelle des Sylveſter, des Biſchofs des großen Rom, einnahm, ſei mit den römiſchen Prieſtern Biton und Vincentius und vielen andern in jener Verſammlung anweſend geweſen" (Hist. conc. Nic. II, 5; *Migne*, P. gr. LXXXV, 1230). Nur zwei von den Biſchofsliſten haben den Hoſius und die beiden Römer von ihrem Ehrenplatz entfernt. In einem der griechiſchen Verzeichniſſe ſteht Hoſius zweimal an 74. und 76., Victor an 73. Stelle, und in dem arabiſchen Katalog folgen ſich Biton, Vicentius, Hoſius unter den Nummern 40

bis 42. Aber diese beiden Listen nehmen an Werth unter allen andern die letzte Stelle ein, und sie suchen ihre Beeinträchtigung des Hosius dadurch wieder gutzumachen, daß sie beide an erster Stelle in ihrem Verzeichnisse Papst Sylvester selbst nennen.

Der irrende Christus in der evangelischen Theologie. Vor nicht langer Zeit wurde in dieser Zeitschrift (Bd. LV, S. 383—387) darauf hingewiesen, daß die moderne protestantische Theologie mit der Gottheit Jesu Christi gründlich gebrochen hat und die schön und fromm klingenden Bezeichnungen Gottmensch, der eingeborene Sohn Gottes, der heilige Gottessohn, der Lehrer aller Lehrer auf einen irrenden Christus anwendet. Den schlagenden Beweis dafür lieferte Dr. Paul Schwartzkopff mit seinen Ausführungen über die Thatsächlichkeit, Unvermeidlichkeit und Unerheblichkeit des Irrthums in Jesu Teufels- und Dämonenglauben; dieselben erwiesen sich vom philosophischen, theologischen und moralischen Standpunkt aus als ein Probestück von erhabener Wissenschaftlichkeit, auf welches das Wort Thomas Paines Anwendung findet: „Das Lächerliche und das Erhabene ist oft so nahe verwandt, daß es schwer wird, sie auseinander zu halten."

In derselben „Zeitschrift für Theologie und Kirche", herausgegeben von Dr. J. Gottschick, in welcher Dr. Schwartzkopff seinen „Heiland" mit einem „in theologischer Hinsicht freilich nicht unwichtigen Irrthum" belastet hatte, ist nach kurzer Frist (VIII. Jahrg. [1898], S. 533) der durch Sperrdruck hervorgehobene Satz aufgetaucht: „daß Jesus in betreff des dämonischen Besessenseins die irrthümlichen Vorstellungen seiner Zeit getheilt hat". Dieser mit den Ausführungen von Dr. Schwartzkopff übereinstimmende Satz bildet das Schlußresultat eines 40 Seiten umfassenden Artikels: „Die Dämonischen des Neuen Testaments" (S. 494—533) aus der Feder von Th. Braun, Hausgeistlicher an der kgl. Pfleganstalt Zwiefalten.

Im Eingang seiner Untersuchung hebt der Hausgeistliche von Zwiefalten den Umstand hervor, daß die Vorstellung des Besessenseins im Neuen Testament vor allem im Bewußtsein Jesu sich findet, und fügt den vielsagenden Satz hinzu: „Dieser Umstand erschwert es der evangelischen Theologie ungemein, ihre principielle Stellung zur Erfahrungswissenschaft auch nach dieser Seite hin klar und consequent einzunehmen." Der Satz ist vielsagend, insofern er zwar verhüllt, aber doch deutlich genug die peinliche Schwierigkeit der protestantischen Theologie andeutet, ihre principielle Stellung zum irrenden Christus klar und consequent einzunehmen, d. h. die Autorität Jesu so abzugrenzen, daß man ohne Schiffbruch am christlichen Glauben Jesu Vorstellung des dämonischen Besessenseins als Irrthum zurückweisen könne. Diese schwierige Aufgabe meint Herr Braun, wie die letzten Zeilen seines Artikels S. 533 bekunden, in befriedigender Weise gelöst zu haben.

Folgen wir seinem Gedankengang. Zuerst entwickelt er auf 27 Seiten die neutestamentliche Vorstellung des Besessenseins und verzeichnet als letztes exegetisches Ergebniß: „Jesus theilt die volksthümliche Vorstellung. Er gibt keine eigene

Theorie, modificirt aber auch nicht den Volksglauben." Dann folgt die Werthung der neutestamentlichen Vorstellung des Besessenseins (S. 522—533). Ihr Recht in der Psychiatrie gilt dem Hausgeistlichen von Zwiefalten als verloren, seit die psychiatrische Erfahrung und Wissenschaft die auf dämonisches Besessensein hindeutenden Erscheinungen als natürliche Aeußerungen des krankhaften Gesamtzustandes constatirt habe — eine kühne, in ihrer Allgemeinheit unbewiesene und unbeweisbare Behauptung. Darauf wird die neutestamentliche Vorstellung des Besessenseins in ihrem Werth für den christlichen Glauben geprüft. „Wenn die Theorie des Besessenseins sich gegenüber der psychiatrischen Wissenschaft nicht mehr aufrecht erhalten läßt, wenn die Erscheinungen dämonischer Beeinflussung vielmehr als natürliche Krankheitszustände bezw. als Wahnideen erwiesen sind, so hat die Theologie die Aufgabe, die Vorstellung des Besessenseins vom christlichen Glauben loszulösen" (S. 528).

Bei diesem Loslösungsproceß bekämpft nun der Artikel der „Zeitschrift für Theologie und Kirche" die von Lähr (Die Dämonischen des Neuen Testaments, Leipzig, Richter, 1894, S. 9 ff.) vertretene Ansicht, daß Jesus, obgleich im Besitze eines höhern anthropologischen Verständnisses, dem herrschenden Volksglauben sich accommodirt habe. „Es berührt außerordentlich sympathisch," wird S. 531 mit Bezug auf Lähr verbindlich gesagt, „wenn in ihm ein Irrenarzt von solcher Bedeutung ein anthropologisches Verständniß bei Jesu voraussetzt, das weit über seine Zeit hinausgeht." Aber — so fragt man sich unwillkürlich — was hat denn die Bedeutung eines Irrenarztes mit der theologischen Frage über das Wissen Jesu zu thun? Uebrigens bleibt der Artikelschreiber auch dieser sympathischen Anregung gegenüber unbeirrt seinem Vorhaben getreu, die Grenzpfähle für die Autorität Jesu abzustecken, und erwidert dem Irrenarzte: „Ein höheres anthropologisches Verständniß der Krankheitszustände überhaupt läßt sich bei Jesus nicht nachweisen. . . . Am wenigsten läßt sich in der Frage des dämonischen Besessenseins bei Jesu die Hypothese eines höhern Wissens begründen. Denn auch in solchen Fällen, in welchen das Motiv einer Accommodation ausgeschlossen wäre, stellt sich Jesus auf den Boden der volksthümlichen Vorstellungen. . . . (Luc. 10, 18. Matth. 12, 43—45). . . . Hier wäre die Grenze einer sittlich berechtigten Accommodation überschritten, und die Inanspruchnahme eines höhern Wissens für Jesum würde denselben mit einem sittlichen Makel behaften."

Daß Herr Th. Braun die Accommodationstheorie des Irrenarztes für ausgeschlossen hält, verdient gewiß Anerkennung; ein Körnchen Wahrheit ist immerhin ein erfreulicher Fund. Aber erstaunlich ist es, mit welch sorgenvoller Zähigkeit er von Jesus jedes höhere Wissen, das weit über seine Zeit hinausging, fernzuhalten sucht, und mit welch regelfreien Denkgesetzen er bei seinem Beweisverfahren zum erwünschten Ziele kommt. Abgesehen von der hinfälligen Voraussetzung, daß das dämonische Besessensein durch die psychiatrische Erfahrung und Wissenschaft in die Rumpelkammer des irrthümlichen Volksglaubens verwiesen sein soll, macht er noch eine zweite, ungleich verhängnißvollere Voraussetzung, welche er weder zu begründen noch vom Brandmal pharisäischer Christuslästerung reinzuwaschen sucht, sondern als etwas Selbstverständliches für sich und seine evan-

geliſchen Leſer in Anſpruch nimmt — die Vorausſetzung eines irrthumsfähigen Chriſtus. Der göttliche Heiland iſt ihm nicht der menſchgewordene Sohn Gottes, wahrer Gott und wahrer Menſch in einer Perſon, der Gottmenſch, welcher von ſich ſagt: Ich und der Vater ſind eins (Joh. 10, 30), ſondern ein Menſch ganz nach den Begriffen der ſtarrköpfigen Juden, welche ihn ſteinigen wollten, da er, obwohl ein Menſch, ſich ſelber zu Gott machte (Joh. 10, 33).

Kein Wunder, daß der troſtloſen Vorausſetzung eine troſtloſe Schlußfolgerung, dem irrthumsfähigen Chriſtus der thatſächlich irrende Chriſtus auf dem Fuße folgt. „Die Theologie muß unter dieſen Umſtänden offen anerkennen, daß Jeſus in betreff des dämoniſchen Beſeſſenſeins die irrthümlichen Vorſtellungen ſeiner Zeit getheilt hat.“ Wenn die Denkkraft des Hausgeiſtlichen von Zwieſalten in dieſem Schlußverfahren, welches glücklicherweiſe auf zwei falſchen Vorausſetzungen ruht, die Probe unſchwer beſteht, ſo läßt er uns doch zur Anerkennung dieſes Thatbeſtandes nicht lange Zeit, ſondern beeilt ſich, im gleichen Athemzuge eine überraſchende Gegenprobe zu liefern durch die ernſthaft gemeinte und bodenlos thörichte Verſicherung, daß bei Annahme eines irrenden Chriſtus die Poſition des Glaubens eine ſtärkere werde: „Die Autorität Jeſu iſt abzugrenzen, indem die zeitlich bedingten Vorſtellungen auf dem Gebiete des weltlichen Wiſſens vom chriſtlichen Glauben abgelöſt werden; je mehr dagegen der ſittlich-religiöſe Gehalt der Offenbarung in ſeiner ewigen Wahrheit erfaßt wird, um ſo ſtärker wird die Poſition des Glaubens ſein“ (S. 533).

Es bleibt alſo dabei: der irrthumsfähige Chriſtus iſt die Vorausſetzung der evangeliſchen Theologie, der irrende Chriſtus iſt der Reingewinn der evangeliſchen Kirche.

Für den Proteſtantismus iſt es freilich eine traurige Erſcheinung, daß nicht nur Profeſſoren und Schriftſteller mit vornehm geglätteten und unlogiſch gewundenen Worten für das Irrlicht eines irrenden Chriſtus Propaganda machen, ſondern daß auch Hausgeiſtliche und Seelſorger das Irrlicht des irrenden Chriſtus auf den Leuchter ſtellen und ihren Gläubigen den alleinſeligmachenden Glauben an den irrenden Chriſtus predigen mit dem für Prediger und Gläubige gleich troſtloſen Worte: Wer — dem irrenden Chriſtus — nicht glaubt, wird verdammt werden!

M. H.

Das letzte Ereigniß am Sternenhimmel. Wenn wir ſchon ſo lange keine Mittheilungen mehr aus der Himmelskunde brachten, ſo ſollte das nur bedeuten, daß ſeither in jenen überirdiſchen Gegenden nichts von Bedeutung vorgefallen iſt. Jetzt aber haben wir von einem kleinen Planeten zu berichten, der die Aufmerkſamkeit aller Sternkundigen in Anſpruch nimmt und alte Aufgaben auf neue Weiſen zu löſen verſpricht.

Es war ein ganz unbedeutendes Wandelſternchen von 11. bis 12. Größe, das letzten Sommer von Dr. Witt auf der Urania in Berlin entdeckt und der Armee der Aſteroiden als Gemeiner eingereiht wurde, zuerſt unter der Bezeichnung 1898 DQ und ſpäter mit der endgiltigen Nummer 433 und dem Namen Eros. Aber bald ſollte ſich der Unbekannte unter ſeinesgleichen ehrenvoll hervorthun.

1. Die ersten Bahnberechnungen, die seit October erschienen, zeigten übereinstimmend, daß dieser Planet der Erde näher kommt als irgend ein anderer periodischer Himmelskörper, unsern Mond allein ausgenommen. Seitdem wurde sein Lauf vielfach beobachtet und berechnet. Es stellte sich heraus, daß seine Umlaufszeit weniger als zwei Jahre beträgt (genauer 643,1 Tage), und daß der größere Theil seines Weges innerhalb der Marsbahn liegt, zwei Eigenschaften, die ihn vor allen seinen Kameraden auszeichnen. Für diejenigen unserer Leser, welche sich diese Bahn durch eine Zeichnung veranschaulichen möchten, erlauben wir uns die Angabe, daß die halbe große Achse gleich 1,458 und die lineare Excentricität gleich 0,222 ist (dabei den Erdbahnhalbmesser wie gewöhnlich als Einheit genommen), und daß die Länge des Perihels 120° beträgt. Zeichnet man sich dann noch nach den Angaben irgend eines Handbuches der Astronomie die Erd- und Marsbahn, so überschaut man leicht die Richtigkeit der oben ausgesprochenen Behauptungen. Man wird überdies bemerken, daß uns der neuentdeckte Wanderer im günstigsten Falle fünfmal näher kommt als die Sonne, also bis auf vier Millionen geographischer Meilen. In dieser nächsten Nähe haben wir ihn freilich noch nie gesehen; aber so viel steht schon ziemlich fest, daß er dann auch dem Laien in einem Operngucker gut sichtbar wird. Diese günstigste Stellung tritt, um technisch zu reden, dann ein, wenn die Opposition des Planeten in das Perihel seiner Bahn fällt, also gegen Ende Januar. Das ist allerdings ein seltenes Ereigniß und wird wohl nicht in jedem Vierteljahrhundert einmal eintreffen. Eine ziemlich günstige Gelegenheit, den kleinen Wandelstern zu sehen, wird sich gegen Ende des Jahres 1900 darbieten, um sich dann alle zwei Jahre in verschlechterter Weise zu wiederholen bis zum Jahre 1912, wo die Sache sich allmählich wieder günstiger gestalten wird.

2. So viel konnte man schon aus den ersten Berechnungen schließen, obwohl diese sich nur auf ein kleines, in einem Monat durchlaufenes Stück der Bahn bezogen. Nach der alten Schule hätte man nun, nachdem man die besten zwei Oppositionen von 1896 und 1894 gerade verpaßt hatte, geduldig auf die nächsten gewartet, um Genaueres über die Bewegung und die Beschaffenheit dieses Unbekannten zu erfahren. Was thut man heute? Man geht in eine astronomische Bibliothek, schlägt die Encyklopädie auf und liest die Vorgeschichte des Angemeldeten nach. Dadurch wird er zu einem alten Bekannten und erhält sogleich das Bürgerrecht in allen wissenschaftlichen und volksthümlichen Werken. Das klingt freilich wie eine Mittheilung aus dem Zukunftsstaate der Socialdemokraten, ist aber in diesem Falle, wo es sich nicht um Menschen, sondern um Naturkräfte handelt, eine Wirklichkeit. Eine solche Bibliothek befindet sich nämlich im Harvard College zu Cambridge, und ähnliche sind auf vielen Sternwarten der Welt im Entstehen begriffen. Untersucht man die Gestelle einer solchen Bibliothek, so findet man statt Bücher Glasplatten, in allen Größen vom Folio bis zum Taschenformat, und an Stelle von Ueberschriften und Seitenzahlen die sogen. Coordinaten der dargestellten Himmelsgegend und die Zeit der photographischen Aufnahme. Die Druckerei ist chemisch und befindet sich im Teleskop. Der Setzer hat nur zu wachen, daß das Fernrohr in der richtigen Lage bleibt. Der Druck einer Platte,

oder wie man gewöhnlich sagt, die Aufnahme oder Belichtungszeit, ist sehr verschieden und schwankte bei den hier zu erwähnenden Platten von 10 Minuten bis zu einer Stunde. Ein Katalog setzt den Bibliothekar in stand, das Bild einer beliebigen Gegend, wie es zu irgend einer Zeit aussah, auf Verlangen vorzuzeigen.

So hat man es nun mit dem im Jahre 1898 entdeckten Wandelstern gemacht. Aus seiner berechneten zweijährigen Umlaufszeit wußte man, daß er in den Jahren 1896 und 1894 ganz in unserer Nähe gewesen sein muß, und nun wollte man seine damalige Stellung am Himmel genau wissen, um aus dem Zeitraum von vier Jahren seine genaue Bahn abzuleiten. Herr Chandler, der sich unseres neuen Nachbars besonders annahm, gab nun, sogut er konnte, die Stelle an, wo Prof. Pickering in seiner Plattensammlung nachschlagen sollte. Da wiederholte sich aber die alte Klage, von welcher die Bibliothekare so viel zu erzählen wissen: die Angaben waren nicht genau und verursachten ein langwieriges und erfolgloses Suchen. Die Schwierigkeit lag darin, daß man nicht genau wußte, in welchem Schritt 433 marschirte, wo er also vor vier Jahren gewesen sein konnte. Die Unsicherheit in seiner täglichen Bewegung betrug zwei Bogensekunden, und dies verursachte in jenen vier Jahren eine Unsicherheit von etwa 15° am Himmel oder einem halben Sternbild im Thierkreis. Zu dieser Ungewißheit in der Schnelligkeit der Bewegung kam nun noch eine zweite über die Neigung der Bahn zum Thierkreise. Man schätzte diese Neigung allerdings auf etwa 10° 50′, mußte aber auf einen Fehler von mehreren Graden in der Declination des Planeten gefaßt sein. Man suchte also einige Dutzend Platten aus, legte je zwei derselben, welche dieselbe Himmelsgegend zu verschiedenen Zeiten darstellten, übereinander und setzte das Mikroskop auf die Hunderte von Sternchen, die zu zwei und zwei übereinander fallen mußten, wenn keine Bewegung stattgefunden hatte. Das Auffinden zweier schon bekannter Asteroiden und die Entdeckung eines neuen veränderlichen Sternes an der vermutheten Stelle vermehrten nur die Mühe der Untersuchung.

Aber warum ging denn Chandler gerade vier Jahre zurück mit seiner unsichern Rechnung? Die Ungewißheit war ja nur halb so groß, wenn er bloß zwei Jahre zurückrechnete. Auf diesen Gedanken kam er auch, nachdem er die Bibliothekare 1300 Quadratgrade vergeblich hatte durchforschen lassen. Es wurden also nach dem neuen Citate neue Karten aufgeschlagen, und siehe da: auf der Platte vom 5. Juni 1896 befand sich ein ganz kleines Sternchen, das auf der darunter gelegten Platte fehlte, und zwar innerhalb eines halben Grades von der angegebenen Stelle. Das bewies allerdings noch wenig; denn auf andern Platten zeigten sich noch zwei andere ganz gleiche Fälle. Man mußte also dieselbe Himmelsgegend auch der Zeit nach untersuchen, d. h. auf Platten, die an verschiedenen aufeinanderfolgenden Tagen aufgenommen waren. Da enthüllten sich nun die zwei letzterwähnten Sterne als neue Veränderliche, der Punkt vom 5. Juni aber schritt regelmäßig vorwärts, wie man es von Nr. 433 erwartet hatte. Vier Platten gaben davon Zeugniß. Dieselben wurden ausgemessen und verriethen nun das Geheimniß, daß der Wanderer um die Kleinigkeit von 0,6 Bogen-

sekunden täglich schneller marschirt war, als man vermuthet hatte. Jetzt konnte man auch das Citat für 1894 genauer angeben, und wirklich fand der Bibliothekar die Marschlinie fast genau an den berechneten Stellen auf sechs Platten, die den Zeitraum vom 19. December 1893 bis zum 18. April 1894 oder ein Viertel der ganzen Bahn einschlossen. Durch weiteres Nachforschen brachte man die Zahl der Platten auf 13, auf denen nahezu die halbe Bahn des Planeten dargestellt ist. Man wartet aber noch mit der genauen Berechnung der Bahnelemente darauf, daß alle vorhandenen Platten aufgefunden und ausgemessen sind, und dann wird man von dem neuentdeckten Wandelstern ebensoviel wissen, als wenn man ihn schon vor sechs Jahren entdeckt und seither fleißig beobachtet hätte. Das ist die neueste Methode der Sternkunde. Was es aber heißt, eine solche Menge von Himmelsgeschichte aufzuspeichern, zeitlich und örtlich so vollständig, daß man nur nachzuschlagen braucht, um vergangene und unbekannt gebliebene Vorgänge nachzulesen, das weiß eigentlich nur Herr Pickering. Hier sei nur noch bemerkt, daß die ersten Platten, auf denen der Planet aufgefunden wurde, in Arequipa, einer Zweigstation der Harvard-Sternwarte in Peru, aufgenommen waren, und daß es nur durch ein Zusammenwirken beider Stationen möglich war, das zu dieser Planetengeschichte nöthige Material zusammenzubringen.

3. Wir wollen jetzt noch ein Wort über die Bedeutung dieses Asteroids in unserem Planetensysteme beifügen. Es ist nämlich nicht bloß seine Entdeckungsgeschichte, die ihn merkwürdig macht, sondern vor allem der schon oben erwähnte Umstand, daß er uns näher kommt als irgend ein anderer periodisch um uns kreisender Himmelskörper, den Mond allein ausgenommen. Dadurch läßt sich zunächst seine Entfernung genauer bestimmen als die irgend eines andern Planeten. Für zwei Beobachter, die in der Richtung von West nach Ost sehr weit voneinander abstehen, wird nämlich der Planet sehr stark parallaktisch verschoben, so daß man für eine Triangulation gut bestimmte Winkel erhält. Aus der Entfernung dieses einen Planeten kann man aber die aller andern nach dem dritten Keplerschen Gesetze ableiten. Technisch drückt man das so aus: dieser Planet sei günstiger als alle andern zur Bestimmung der Sonnenparallaxe. In der That macht man auch schon Vorbereitungen zur Lösung dieser Aufgabe für das Ende des Jahres 1900.

Aber auch für Lichtmessungen hat der Planet eine besondere Bedeutung. Infolge seiner großen Annäherung erreicht er wahrscheinlich die siebente Helligkeitsgröße, um in seiner größten Entfernung völlig zu verschwinden. Diese großen Lichtänderungen bieten ein Mittel zur Untersuchung, ob das Licht wirklich nach dem Quadrat der Entfernung abnimmt oder etwa durch ein absorbirendes Medium im Himmelsraume beeinflußt wird.

Ferner bewirkt die starke Annäherung an die Erde auch eine starke Aenderung der Phasenwinkel, wenn auch nicht in dem Maße wie bei unserem wechselnden Monde. Das bietet aber ein günstiges Mittel zur Untersuchung des sogen. Phasengesetzes, das seit Euler und Lambert eine Bedeutung erlangt hat. Endlich wird man im stande sein, aus der Helligkeit des Planeten auf seinen Durchmesser zu schließen, wenigstens im Vergleich zu den übrigen Asteroiden und den Satelliten,

vorausgesetzt natürlich, daß man ihm dasselbe Reflexionsvermögen zuschreibe wie jenen. Merkwürdig ist es auch, daß der Planet auf den photographischen Platten von 1894 höchstens 9. Größe war, während er nach der Berechnung 7. Größe sein sollte. Wenn dieses sich wirklich bestätigt, so muß seine Farbe röthlich sein. Er gliche dann dem Planeten Mars nicht nur durch die Gestalt und Lage seiner Bahn, sondern auch durch seine Farbe, ja er unterschiede sich von ihm nur in der Größe.

4. Damit haben wir aber eine Streitfrage berührt, die wohl damit enden wird, daß unsere schulgerechten Anschauungen vom Planetoidenring verbessert werden. Der Entdecker des Planeten, Herr Witt, hat nämlich in den Astronomischen Nachrichten den Antrag gestellt, diesem bisherigen gemeinen Asteroid die Benennung „433 Eros" abzuschneiden und den Rang der sieben Hauptplaneten zuzutheilen. Er sagte mit einigem Rechte, daß die kleine Gestalt allein nicht Grund genug sei, den Eros von diesem höhern Corps auszuschließen. Bisher habe man als Planetoiden nur jene kleinen Körper bezeichnet, welche *zwischen* der Mars- und der Jupiterbahn eine Art Ring bilden. Da nun die Bahn des Eros größtentheils *innerhalb* der Marsbahn liege, so sei man in die Nothwendigkeit versetzt, entweder den bisherigen Begriff von Planetoiden zu erweitern oder dem Eros eine Rangerhöhung zu gestatten. Darauf hat nun Herr Bauschinger, dem die Planetoiden unterstehen, in derselben Zeitschrift erwidert, es sei besser, die erstere Alternative zu wählen und unsere Anschauungen über die Planetoiden zu erweitern. Zunächst liege ja doch ein Theil der Erosbahn *außerhalb* der Marsbahn und komme sehr nahe an die bisherige innere Grenze des Ringes. Dann hätten ja auch schon andere Planetoiden ihre größte Sonnennähe *innerhalb* der Marsbahn. Endlich, und das ist die Hauptsache, habe der Mars selbst, vermöge seiner sehr kleinen Masse und der großen Excentricität seiner Bahn, zu sehr den Charakter der kleinen Planeten, als daß man ihn zum innern Grenzstein dieser Gruppe machen könnte. Man solle daher in Zukunft vom „*Planetoidenring zwischen Erde und Jupiter*" sprechen, und nicht mehr von dem zwischen der Mars- und der Jupiterbahn.

Wenn diese Anschauung durchdringt, so haben wir uns Mars *im* Planetoidenring zu denken, entweder als Mitglied oder als Beherrscher der Gruppe, je nach der Ansicht, die man sich über die Entstehung derselben gebildet hat. Sind diese kleinen Himmelskörper wirklich die zersprengten Ueberreste eines größern Planeten, so erscheint uns Mars als der Sieger, der, getreu seinem Namen, das Schlachtfeld durchwandelt, um die Huldigung der Himmelsbeschauer entgegenzunehmen. Die rechnenden Astronomen freilich werden ihm wenig Dank wissen, da sie jetzt statt einer Bahn deren schon 433 berechnen müssen. Unsern kleinen Eros aber empfehlen wir dem freundlichen Andenken der Leser; denn sie werden noch Großes von ihm zu hören bekommen. J. G. H.

Das Lehramt der Kirche als Herold der Heilsbotschaft Gottes.

Wenn jemand das Einmaleins läugnete, so wäre es der müßigste Zeitverlust, sich mit ihm über einen Rechnungsabschluß zu besprechen. Wenn jemand die Existenz des persönlichen, außerweltlichen Gottes, des unendlichen Geistes und des Schöpfers der Welt, nicht in unerschütterlicher Ueberzeugung festhält, so wäre es das aussichtsloseste Beginnen, sich mit ihm über die christliche Offenbarung verständigen zu wollen. Deshalb muß ja auch die wissenschaftliche Apologetik die religiös-philosophischen Wahrheiten als bewiesen voraussetzen.

Ist aber eine solche Ueberzeugung von Gottes Dasein vorhanden, so dürften unseres Erachtens die bekannten Vorfragen über die Möglichkeit, Erkennbarkeit, Nützlichkeit einer positiven Offenbarung, so nothwendig und verdienstlich deren theologisch-wissenschaftliche Erörterung auch ist, in ihrer allgemeinen Fassung der großen Mehrzahl zweifelnder Zeitgenossen nicht gerade die größten Schwierigkeiten bieten. Erheblichere Schwierigkeiten bereitet, wie es scheint, die Frage, wie wir eine in ihrem historischen Ursprunge fernab liegende Offenbarung leicht und sicher als solche zu erkennen im stande sind.

Ob Gott offenbaren und ob der Mensch göttliche Offenbarung als solche erkennen könne, bedeutet ja doch, ob Gott etwas zu sagen wisse und es vernehmlich mitzutheilen vermöge. Es wäre wirklich seltsam, wenn sich dieses nicht mit der Gegenfrage erledigen ließe, ob der unendliche Geist nicht unendlich viel, unendlich viel mehr als der endliche wisse, und ob er unfähig, seinem Geschöpfe etwas kund zu thun, also stumm gedacht werden könne.

Ob die Offenbarung nützlich sei, gibt, von der thatsächlichen, historischen Welt abgesehen, zu den Gegenbemerkungen Anlaß, das müsse der unendliche Geist jedenfalls besser wissen; man könne den Eintritt einer

Offenbarung nicht von dem Ergebniß einer Abstimmung über ihre Nützlichkeit abhängig sein lassen; die ernsthafte Erörterung dieser Frage setze jedenfalls die Möglichkeit der Offenbarung voraus, der Uebergang des Verstandesurtheils von der Annahme der Möglichkeit zur Ueberzeugung von der Thatsache könne von Gründen der Nützlichkeit nicht abhängen, und das wären jedenfalls wunderliche Denker, welche von der Existenz Gottes im angegebenen Sinne überzeugt wären, eine Offenbarung Gottes aber von vorneherein für überflüssig oder gar schädlich hielten.

Zuletzt aber, und nach unserer Meinung zumeist, wird gefragt, wie es denn stehe, wenn zwischen der Thatsache der Offenbarung und uns eine lange Reihe von Zeugen sich hinzieht. Da nimmt die Frage nach der Möglichkeit und Erkennbarkeit der Offenbarung eine eigene Wendung. Man fragt, wie man denn denken möge, daß die Vorsehung Gottes von etwas so Schwierigem und der großen Mehrzahl Unmöglichem, wie es historische Forschung, von etwas so Unsicherem, wie es die Gewißheit in historischen Dingen ist, das für Leben und Sterben Allerwichtigste abhängig machen könne?

Die Apologetik gibt treffende Lösungen dieses Bedenkens und sagt alles Nöthige. Es dürfte aber die Auffassung von Bezeugung und Glauben als socialer Erkenntnißweise hier besondere Berücksichtigung verdienen [1].

Gott gibt die Offenbarung für alle Menschen aller Zeiten, und wie sollte er anders! Er gibt sie der Menschheit als Gemeingut und geistiges Erbgut. Irgend eine Erkenntnißweise muß für deren Verbreitung in Dienst genommen werden.

Man sieht leicht ein, weshalb die Erkenntnißweise durch die Sinne jedes Einzelnen oder durch die Vernunft jedes Einzelnen, an die Gott sich unmittelbar wenden könnte, hierfür nicht geeignet erscheint. Wie bliebe die Freiheit der Annahme gewahrt? Wie träte der Charakter des Gemeingutes und Erbgutes hervor? Gott gäbe dann so viele Offenbarungen als Menschen sind, denen sie in dieser Weise kund würden, wenn auch inhaltlich gleiche; die Vorsehung ginge davon ab, mittlere Ursachen zu verwenden, wo immer sie verwendbar sind u. s. f. Werden aber die zwei individuellen Erkenntnißweisen ausgeschlossen, so bleibt nur die dritte, die sociale, durch Bezeugung und Glauben.

Man begreift ferner leicht, daß diese ihrerseits wie von Haus aus dafür vorherbestimmt ist.

---

[1] Vgl. das vorige Heft dieser Zeitschrift S. 441.

Denn erstens ist der Eintritt der Offenbarung für die Spätergeborenen nothwendig ein historisches Ereigniß, die Verbreitung der Offenbarung nothwendig ein historischer Vorgang. Eintritt und Verbreitung können nicht anders geschehen noch anders verlaufen als durch Bezeugung und Glauben; sie werden deshalb auch Objecte historischer Forschung; ihre Erforschung kann und muß auch nach den Gesetzen historischer Kritik [1] vor sich gehen; das Ergebniß werden Kenntnisse sein, die mindestens theilweise historische Kenntnisse sind.

Die Verbreitung der christlichen Religion ist aber zweitens gleichzeitig ein *sociales* Vorgang. Die wirkende Kraft darin und deshalb das göttliche Merkmal daran ist eine sociale Autorität, die auf göttliche Sendung Anspruch erheben muß.

Wenn die Offenbarung verbreitet werden soll, muß die Bezeugung davon, daß sie eingetreten ist, und was sie enthält, einen eigenen Charakter bekommen, einen amtlichen nämlich, der auf Verleihung durch Gott zurückzuführen ist. Und daraus ergibt sich dann weiter, daß der Weg historisch-kritischer Forschung nicht der einzig mögliche Weg ist, um zur vernünftigen Ueberzeugung von der Glaubwürdigkeit des Boten zu gelangen, welcher mir die Thatsache und den Inhalt der Offenbarung verkündigt. Man erinnere sich an den Ausspruch des hl. Augustinus: „Ich würde dem Evangelium nicht glauben, bewöge mich nicht dazu die Autorität der katholischen Kirche."

Zwei Mittel gibt es, Ideen zu verbreiten: Schrift und Wort. In zweifacher Weise kann der Urheber eines *Systems*, der Verkündiger eines *Gesetzes* für die Weiterverbreitung Sorge tragen, indem er es selbst niederschreibt oder indem er stellvertretende Lehrer beglaubigt. Christus hat seine Offenbarung, die für alle Menschen aller Zeiten bestimmt ist, bevor er die Erde verließ, nicht schriftlich niedergelegt; an den ersten engen Kreis seiner Hörer können sich weitere und immer fernere Kreise nur anschließen, wenn er Lehrer bestellt hat, in deren Predigt er selbst gehört wird, insofern sie nämlich sein Wort predigen und nicht ihre Ansicht über seine Offenbarung. Dieses Lehramt, die Autorität der katholischen Kirche, war da, bevor der erste Buchstabe der Heiligen Schrift des Neuen Testamentes

[1] Die auf theistischem Standpunkt philosophische Einsicht, daß Wunder möglich und erkennbar sind, ist kein Gesetz historischer Kritik, sondern steht über dieser. Der „naturwissenschaftliche Glaubenssatz", Wunder seien unmöglich, ist auch kein Gesetz der Kritik, noch steht er darüber, unseres Erachtens vielmehr darunter.

geschrieben wurde; die Heilige Schrift selbst erhalten wir aus der Hand dieses Lehramtes.

Die christliche Religion wird zuerst verkündet (promulgirt) und dann verbreitet; aber die erste Verkündigung wie die weitere Verbreitung sind *ein* Werk, *eine* Botschaft, die auch an die Fernsten und Späteſtgeborenen als Botschaft *Gottes* gelangen muß. Es wäre dieses undenkbar, wenn die vermittelnden Zeugen nicht mit einer Sendung von Gott ausgerüstet wären. Handelte es sich bloß um historische Thatsachen, wie die Auferstehung des Herrn, und um Ueberlieferung einzelner Aussprüche, etwa die Worte, in denen die Sendung erfolgt ist, so genügte vollständig die allgemein menschliche Zeugenglaubwürdigkeit. Aber es handelt sich überdies und vornehmlich um Lehren, ja um ein übernatürliches, übervernünftiges Lehrsystem, um Gesetze, um Einrichtungen Gottes, zu deren treuer Vermittlung und zugleich autoritativer Verkündigung die allgemeine Zeugenglaubwürdigkeit nicht ausreicht, vielmehr abermals ein Auftrag Gottes erforderlich ist, der amtliche Befugniß verleiht.

Das Christenthum ist als Gemeingut und Erbgut der Menschheit gegeben und darum für dessen Verbreitung die sociale Erkenntnißweise durch Bezeugung wie vorherbestimmt. Die Bezeugung muß aber im Dienste Gottes eine besondere Weihe und Würde erhalten, um dessen Werkzeug zu werden; sie muß als Lehramt, das sich auf göttliche Einsetzung und göttlichen Beistand beruft, wirksam sein.

Die lehrende katholische Kirche sagt nun, sie sei dieses Lehramt; *sie allein* beruft sich auf eine solche Sendung, und sie behauptet, ihr allein stehe sie zu. Dieses katholische Lehramt trägt in sich selbst volle Gewähr und überreiche Beglaubigung dafür, daß der Anspruch, den es erhebt, Thatsache ist und zu Recht besteht. Deshalb sagten wir, neben dem historisch-kritischen Weg, der in gelehrten Untersuchungen zu dem Ursprung dieser Sendung vordringt, um von da ab ihre weitere Entwicklung zu verfolgen, gebe es noch andere Bürgschaften dafür, daß wir in unserem katholischen Credo wahrhaft die durch Christus promulgirte Offenbarung Gottes besitzen. Es geht auch ohne Codex Sinaiticus und ohne Peschittho, ohne kritische Untersuchungen über das Verhältniß der Evangelien zu einander. Der Glaube des katholischen Kindes oder des katholischen Bauern ist in seiner Art ebenso vernunftgemäß wie der des Gelehrten. Immer bereit, gelehrten Arbeiten allen schuldigen Tribut der Bewunderung zu zollen, behaupten wir bloß, sie seien durchaus nicht unerläßlich, damit der Glaube vernunftgemäß erscheine.

Das ist gewiß zweierlei: ob mir jemand seine Ansicht über die christliche Lehre predigt, oder ob er die christliche Lehre und Offenbarung Gottes selbst zu predigen beansprucht und behauptet. Denn was ich glauben soll, ist nicht die Meinung eines Predigers, sondern die Heilsbotschaft Gottes an die Menschheit.

Mit Meinungen über eine Sache ist schlechthin nichts anzufangen, wo alles davon abhängt, daß man die Sache selbst habe. Wer, ohne eine Sendung zu beanspruchen, das Christenthum predigt, predigt seine Ansicht. Ihm fehlt das wesentlichste Stück. Man kann die Acten schließen. Wer aber gesendet zu sein behauptet, hat doch zunächst einmal die unerläßlichste Bedingung erfüllt. Es kann dann nur noch gefragt werden, wenn durchaus gefragt werden muß, was für die Wahrheit dieser Behauptung einsteht. Wenn durchaus gefragt werden muß, sagen wir. Denn wer den katholischen Glauben durch das Lehramt der Kirche als Erbgut überkommen hat, der handelt unseres Erachtens vollkommen vernunftgemäß, wenn er sich dabei beruhigt, und durchaus pflichtgemäß, wenn er treu daran hält. Wie könnte eine Ueberzeugung tiefere Wurzeln im Verstande und im Gemüthe haben als diese? Das übernatürliche Samenkorn des katholischen Glaubens gedeiht auf das beste im guten Erdreich solch grundehrlicher und echt menschlicher Ueberzeugung. Ihren Inhalt kann man positiv also umschreiben: Das ist so wahr, als etwas wahr sein kann, weil es alle möglichen Bürgschaften hat; negativ etwa wie folgt: Es ist undenkbar, daß Pflichtbewußtsein und Liebe mich leichtfertig oder böslich in der wichtigsten Sache mit Berufung auf Gott in einen angeblichen Betrug oder Irrthum hineingetrieben haben, der zudem weltumspannend und Inbegriff alles Segens ist.

In andern Fällen aber, in den Fällen chronischer oder gelegentlicher Zweifel, muß also „gefragt" werden? Wir stehen mit der Auskunft zur Verfügung, daß das Lehramt der Kirche immer noch Bürgschaft genug ist. Es bedarf immer noch nicht kritischer Durchforschung der Urkirche, bei welcher Vornahme, was den Glauben betrifft, ja doch niemand billiger davonkommt, am allerwenigsten der Ungläubige.

Wir müssen etwas tiefer zu erfassen suchen, was denn eigentlich diese „Sendung" ist, auf die alles ankommt, die der Katholicismus allein beansprucht, und bei der es sich fragt, ob sie wahr ist.

Wir verstehen unter dieser Sendung nicht den einzelnen historischen Vorgang für sich allein, daß Christus zu den Aposteln sprach: „Wie mich

der Vater gesendet hat, so sende ich euch" —, „Wer euch hört, hört mich" —, „Gehet in die ganze Welt, unterweiset alle Völker" u. s. f., nebst dem ergänzenden Vorgang, daß der Herr den Aposteln in Petrus ein Oberhaupt gab. Gewiß sind diese Worte und Thaten die juridische Grundlage der immerwährenden Sendung, des immerwährenden Primates. Aber die Sendung, mochte sie da auch erfolgen, begann da doch nur und währt seitdem fort. In ihrem vollen Begriff ist sie etwas seit nahezu 1900 Jahren immer Gegenwärtiges. Sie ist ein säcularer Vorgang, wie denn auch die Verheißung: „Ich bin mit euch bis zur Vollendung der Weltzeit", in einer säcularen Thatsache ihre Erfüllung finden muß. Dieser säculare Vorgang umschließt in einem nicht bloß Weissagung und Erfüllung, sondern auch Plan und Verwirklichung, ein Machtgebot, das der Geschichte bestimmte Wege weist, nebst der Thatsache, daß diese Wege eingeschlagen wurden.

Sagen wir nun, das katholische Lehramt trage in sich selbst vollgiltige Bürgschaft für die Glaubwürdigkeit seines Anspruches auf eine Sendung durch Gott[1], so diene folgendes zur Erklärung.

Erstens stehen wir — man verzeihe den in diesem Zusammenhange besonders unschönen Ausdruck — vor einem Massenzeugniß, das in der Geschichte seinesgleichen nicht hat.

Das Object dieses Zeugnisses, das, worauf es abgelegt wird, ist eben das Unerläßliche, wovon in der Verbreitung einer Offenbarung Gottes alles abhängt, die Sendung von Gott; zunächst nicht der Inhalt der Offenbarung, noch auch zunächst die Uebereinstimmung dessen, was jetzt gepredigt wird, mit dem, was einst Christus gepredigt hat; sondern zunächst die Bürgschaft für beides: göttliche Sendung. Kein Massenzeugniß vermöchte etwas zu beweisen, wenn es nicht darauf zunächst abgelegt würde.

Dieses Zeugniß stellt sich dar als eine Summe von Einzelüberzeugungen zahlloser Zeitgenossen, aller vorab, die zur lehrenden Kirche im weitesten Wortsinne gehören und die mit allen ihren Vorgängern eins sind in eben

---

[1] Diese Ausführungen beziehen sich auf Conc. Vat. S. III, c. 3: Ecclesia *per se ipsa*, ob suam nempe admirabilem propagationem, eximiam sanctitatem et inexhaustam in omnibus bonis foecunditatem, ob catholicam unitatem, invictamque stabilitatem, magnum quoddam et perpetuum est motivum credibilitatis et *divinae* suae *legationis* testimonium irrefragabile. Coll. Lac. VII, 252 d; vgl. 73 d, 161 b c, 180 c, 194 c. Wir beschränken uns hauptsächlich auf den einen Punkt.

dieſem Anſpruch auf Sendung durch Gott. Es wird ſo abgelegt, daß die Zeugen ihr Thun und Leiden, ihr Leben und Sterben auf die Wahrheit ihrer Sache geſtellt haben, daß ihr Zeugniß eine Berufung auf Gottes Wahrhaftigkeit enthält, alſo einem eidlichen Zeugniß gleichkommt.

Es gibt in der That nichts in der Geſchichte, was eine ſolche Beglaubigung durch ein Maſſenzeugniß an Eides Statt aufweiſen könnte. Da aber die Verbreitung des Chriſtenthums nothwendig ein hiſtoriſcher Vorgang iſt, kann man wohl nicht höhere Bürgſchaften beanſpruchen als ſolche, die in der Geſchichte einzig daſtehen. Und weil das Chriſtenthum von Gott den Menſchen als Gemeingut und Erbgut geſchenkt iſt, darf der Einzelne für ſich nicht eigene Bürgſchaften verlangen, noch vorſchreiben, welche er haben will; er muß ſich vielmehr an diejenigen halten, welche allen gegeben und welche von Gott eingeſetzt ſind.

Zweitens iſt der wunderbare Einklang von Vorausſagung und Erfüllung, von Gebot und Befolgung zu erwägen, der im katholiſchen Lehramt ſelbſt liegt. Daß ein ſolches Lehramt und deſſen ſichtbare Einheit unaufhörlich fortbeſtehen würden, war doch nicht ſo leicht vorauszuſehen; es einfachhin in die dunkle Zukunft hineinzubefehlen, konnte als ein ſeltſames Wagniß erſcheinen. Hängt doch beides, der Fortbeſtand der Inſtitution und der ihrer Einheit, ganz und gar von der Mitwirkung Tauſender ab, die in freiem Entſchluß ſich in den Dienſt dieſer Sache ſtellen und in freier Unterordnung unter das Oberhaupt verharren. Dieſer Appell erging damals an die Menſchheit der Zukunft und hat ſeitdem ſtets bis heute Folge gefunden. Die Inſtitution ward vor vielen Jahrhunderten ausdrücklich für die ganze Welt und für alle Zukunft eingeſetzt und iſt in der Gegenwart Weltmacht wie nur je, rüſtig wie am erſten Tage; ſie ward einſt einem Oberhaupt untergeordnet, zu dem wir jetzt noch emporſehen, und dieſe Unterordnung ward endlich zum Merkmal des Fortbeſtandes gerade dieſer Inſtitution erhoben, zum Wahrzeichen, daß dort und nur dort die Sendung iſt, wo jene Einheit gewahrt bleibt. Das erſcheint nicht bloß als Zuſammenfaſſung von Vorausſicht und Erfüllung, ſondern zugleich als Zuſammenfaſſung eines Machtgebotes, das an die freiwilligen Nachfolger der Zukunft ſich richtet, verbunden mit immerwährender freiwilliger Nachfolge.

Drittens begleitet den Fortbeſtand des Lehramtes ſelbſt und der Einheit des Lehramtes auf ſeinem Gange durch die Jahrhunderte ein Lichtſchein von Segenswirkungen, der immer weiter hinausleuchtet und immer

heller erstrahlt. Die religiös-ethische Cultur ist in diesen Segenswirkungen das Erste und Nächste. Aber von da wirken sie auf alle Gebiete der profanen Cultur hinaus, der wirtschaftlichen und der socialpolitischen, der Künste und der Wissenschaften, immer und überall im Sinne des Einklangs von Gerechtigkeit und Liebe, von Continuität und Fortschritt, von Ordnung und Freiheit, immer im Sinne der mittlern Wege zwischen Extremen, zwischen Excessen, deshalb auch immer im Sinne des socialen Friedens und der socialen Versöhnung.

Es wird wohl eine vergebliche Hoffnung sein, daß es jemals einer christlichen Culturgeschichte gelingen könnte, diese Segenswirkungen erschöpfend darzustellen, schon deshalb, weil die größte und schönste der socialen Segenswirkungen eigentlich doch nur in Spuren und Andeutungen überliefert werden kann, — wir meinen das Gesamtergebniß der Gesamtthätigkeit des Seelsorgeclerus. Diese Thätigkeit ist stille, unverdrossene und unermüdliche Arbeit an der Erziehung, Belehrung und Beglückung des Volkes, ist die Berufs- und Lebensthätigkeit ungezählter Tausende von Seelsorgern, die in niedern und doch so hohen Stellungen den „kleinen Leuten" sich widmen. Ihnen sind keine Urkunden verliehen worden; von ihnen schweigen die Chroniken und Annalen von einst, die Zeitungen und Geschichtskalender von heute. In ihrer Thätigkeit ist die Liebe unseres Herrn zu den Armen und zur Verborgenheit eine säculare Institution geworden. Sie trägt seine Aufforderung an die Mühseligen und Beladenen in die verborgensten Winkel des Volkslebens, trägt ihn selbst in Häuser und Herzen. Und mit der Liebe zur Verborgenheit wird wohl auch zusammenhängen, daß sie Panegyriker weder sucht noch findet.

Diejenigen, welche in jeder Regierungsform, auch in der liberalsten, doch gar nichts sind als Regierte, die in jedem wirtschaftlichen Fortschritt hinter denen zurückbleiben, in deren Geldsäcke der Fortschritt sein Bestes und Fettestes ergießt, und in jedem Bildungsfortschritt hinter denen, welche von stolzen Höhen hochnasig herabsehen; diejenigen, für welche die Welt entweder gar nichts übrig hat oder weggeworfene Reste oder officiell-hochnothpeinliche „Fürsorge", deren Leben Arbeit, Armut, Verborgenheit ist: die haben an ihren Seelsorgern echte Freunde, denen alle Reichthümer ihrer Priesterweihe, alle Lebensweisheit und alle Sterbensweisheit der christlichen Lehre ganz und gar für das christliche Volk anvertraut wurden.

Und häufte nun jemand alle nur auffindbaren Aergernisse und Unthaten, welche Abfall, Verrath und was sonst noch veranlaßt haben, zu

schweren Wolkenknäueln, um das Lichtbild der Kirche zu verdunkeln, das Selbstzeugniß des Lehramtes zu discreditiren, wer vermöchte bei ruhiger Ueberlegung zu behaupten, daß die Ueberwindung der furchtbarsten Hindernisse ein Zeichen von Schwäche sei und der Abfall von Grundsätzen klarer Beweis dafür, daß die Grundsätze falsch seien?

Wer wahrhaft überzeugt ist vom Dasein Gottes als des unendlichen Geistes, der weder irren noch trügen kann, von der Vorsehung Gottes, welche über dem Geschicke des Einzelnen ebenso wacht, wie sie die Geschichte der Völker leitet, der wird vielmehr so fragen: Wie mag man denn denken, die Vorsehung Gottes habe dabei mitgewirkt oder es doch zugelassen, daß inmitten der Menschheit eine Institution erwuchs, welche, sich auf ihn berufend, solche Ansprüche erhebt, alle nur möglichen Bürgschaften für die Wahrheit hat, nur diese selbst nicht!

Der skeptische Geist unserer Zeit legt derlei negative Fassungen nahe. Es sei aber noch einmal gesagt, daß es doch Zahllose gibt, die ihrer nicht bedürfen, für die sie vielmehr etwas Verletzendes haben. Solche vermögen Zweifel nur bedauerlich zu finden, aber nicht selbst zu hegen. Willensrichtungen üben hier einen entscheidenden Einfluß. Ein Wort darüber soll den Schluß machen.

Die Erkenntnißweise durch Bezeugung erhält im Dienste Gottes einen übernatürlichen Charakter. Die Zeugen sind Träger eines von Gott eingesetzten Lehramtes. Aber die Eigenart dieser Erkenntnißweise bleibt gewahrt; die Annahme wie die Bewahrung wird nur durch freien Willensentschluß erfolgen.

Erinnern wir uns an die Grundvoraussetzung, die Ueberzeugung vom Dasein Gottes. Aus ihr ergibt sich unmittelbar, daß in allen religiösen Fragen gewisse Willensrichtungen und Willensthätigkeiten nicht bloß vernunftgemäß, sondern durchaus pflichtgemäß sind. Wir meinen Demuth oder wenigstens Pietät und redliches Gebet. Diese Folgerung gilt auch für diejenigen, welche von Gottes Existenz überzeugt sind, zum Christenthum oder zum Katholicismus aber sich ablehnend verhalten. Auch der härteste Unglaube, wider die katholische Kirche gerichtet, wird es nicht leicht fertig bringen, zu läugnen, daß der Katholicismus wenigstens eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich hat. Daran schließt sich aber unmittelbar nicht bloß die Pflicht weiterer Prüfung, sondern auch die Pflicht, daß solche Prüfung durchwaltet sei von Demuth und begleitet sei von Gebet. Und zwar, wir wiederholen es, ergibt sich dieses als Vernunftgebot aus der bloßen Ueber-

zeugung vom Dasein Gottes. Freilich, wer diese Ueberzeugung nicht hegt, dem muß Demuth albern, Gebet thöricht vorkommen; aber auch die Umkehrung gilt: nur dem kann Demuth Gott gegenüber albern und das Gebet thöricht vorkommen, der vom Dasein Gottes nicht überzeugt ist.

Eine Prometheusstimmung im Sinne von Goethes „Prometheus", oder was bekanntlich ganz dasselbe ist, im Sinne von Voltaires Pour et contre, schließt von vornherein die Möglichkeit des Glaubens, die Annahme der Offenbarung aus, wie ja Majestätsbeleidigungen kein Erweis von Unterthanentreue sind, noch der gewöhnliche Weg zum Thron. Renans pathetischer Ausruf: „Nur endlich einmal ein Wunder in Paris vor Fachgelehrten [in der Parallelstelle bei Voltaire[1] heißt es: „vor der Akademie der Wissenschaften"]! Aber ach, das ist es gerade, was niemals geschehen will!"[2] — schreibt Gott Bedingungen vor, unter denen Gelehrte den Glauben zu erlauben sich vielleicht herablassen würden; verlangt Privilegien für die Geistesaristokraten in einer Sache, die nur die vollendetste Gleichheit aller Menschen erträgt; ist sauber aus Voltaire abgeschrieben, was dem tragischen Pathos die richtige Theaterbeleuchtung gibt, und die Gewährung des Wunsches wäre unbedingt verschwendete Mühe.

Hohes Selbstgefühl, der Geistesaristokratenstolz des bildungssatten „modernen" Culturmenschen ist für alle religiösen Ideen und Ideale genau, was harter Frost für die Regungen des Frühlings: er vernichtet, was da ist, und hindert, was kommen möchte. Vollends Voltairescher Hohn und Spott — was der in diesen Fragen bedeutet, mag jeder sich selbst sagen.

Wo aber diese Stimmungen und Gesinnungen vermieden, die entgegengesetzten gepflegt und bethätigt werden, dort stehen weder Nebel noch Fröste der Sonne Gottes, ihrem lichtspendenden und lebenerweckenden Einflusse hindernd im Wege.

Allein nicht bloß, um zum Glauben zu kommen, nicht minder, um den katholischen Glauben in Treuen zu bewahren und in Liebe zu lehren, sind Demuth und Gebet unerläßlich vonnöthen. Und auch als Lebensbegleiter kann man sie sich schon gefallen lassen. Denn sie bieten frohe Freiheit des Geistes und bringen volle Beglückung dem Herzen.

---

[1] Dictionn. philos., art. „Miracles", S. 1 am Ende.

[2] Les Apôtres (1866) p. XLIV.

R. v. Nostitz-Rieneck S. J.

Die Bekämpfung des Anarchismus.

Am Oſt-Ende Londons liegt Whitechapel. Hier drängen ſich die Burgen der Noth, des Hungers, des Verbrechens. In entſetzlicher Einförmigkeit ziehen ſich Straße um Straße die langen Reihen ſchmutzig grauer Häuſer hin. Ein einziges kleines Zimmer faßt oft zwei bis drei Familien. Da dürfen die Aermſten bis ſpät in die Nacht arbeiten, und einige bekommen ſogar zwei Pence für die Stunde. Wenn ſie dann am Ende der Woche mit hoch entzündeten Augen das karge Lohngeld zwiſchen den blutig geſchundenen Fingern zählen, zuckt ein bitteres Lächeln um ihren Mund; ſie müſſen einen guten Theil für ihre armſelige Wohnung abziehen. Mit dem übrigen können ſie ſich vor dem Hungertode ſchützen. Nicht alle ſind ja ſo glücklich. Im Süd-Ende, in Southwark, ſieht es noch ſchlimmer aus.

Gar mancher lief den halben Nachmittag herum, um durch Bettel oder irgend einen Straßendienſt drei Pence zu verdienen. Da könnte er doch in dem großen gemeinſamen Zimmer eines Lodginghauſes auf einer Bank oder am Boden mitten unter Schmutz und Speiſeabfällen mit einigen zwanzig andern zuſammengepfercht die Nacht zubringen. Aber die drei Pence waren nicht zu erkämpfen. Er muß ſich alſo irgendwo an einer Straßenecke oder unter einem Durchgangsthor unter dem Schutz der Finſterniß hinkauern, um ein wenig zu ſchlafen, bis ihn der kalte, feuchte Nebel aufſcheucht. Nun, wenigſtens die Wohlthat der friſchen Luft entbehrt er nicht. Er braucht nicht Zug um Zug den Tod einzuathmen wie andere ſeßhafte, eingemiethete reichere Leute.

Da liegt im Erdgeſchoß einer ſolchen Miethshölle ſeit mehreren Tagen ein Todter; der entſetzliche Leichengeruch dringt durch die Thürſpalten. Und doch bleibt dieſes Grab Wohn-, Speiſe- und Schlafzimmer für die ganze Familie. Die Aermſten können die Begräbnißkoſten nicht tragen; ſo müſſen ſie warten, bis die Verweſung die Polizei zu Hilfe ruft. Oder wird die dumpfe Verzweiflung ſo lange am Herzen der Eltern nagen, bis ſie ſich entſchließen, ein heranwachſendes Kind auf die Straße zu ſchicken, daß es nach einer Gelegenheit zur Sünde ſuche, um einige Schilling ins Haus zu bringen? Es wäre Einfalt, hierin etwas Ungewöhnliches zu ſehen. Die Londoner Straßen enthüllen des Abends oft genug ſolch ent-

ſetzliche Scenen. Vielleicht wird ſchon auf der Straße der Hunger das qualvolle Daſein des unglücklichen Weſens endigen.

Uebrigens iſt in Whitechapel für die Unterhaltung geſorgt. In unſäglich ſchmutzigen Trinkſtuben drängt und ſtößt man ſich um die giftigen Branntweinfäſſer. Allerlei Spuk und Zauber iſt in liederlichen Theaterbuden für eine Kleinigkeit zu ſehen. In einem „Muſeum" können ſich die Candidaten des Hungers höhere Bildung aneignen, und im Victoriapark die verpeſtete Luft ausathmen, mit der ſie in ihren Höhlenwohnungen ihre Lungen angefüllt haben[1].

Wenn unter dieſen Ausgeſtoßenen Caſtends ein Apoſtel des Aufruhrs erſcheint, eine lichte, freie, herrliche Zukunft verſpricht, deren Thore die Revolution erſchließt, — kann man ſich da wundern, daß ein gegen Ordnung, Liebe, Menſchlichkeit abgeſtumpfter Geiſt, der nie ein gutes Wort gehört und dem grauſame Ausbeutung nie etwas anderes credenzt hat als einen mit Verachtung gewürzten Hungerlohn, kann man ſich da wundern, daß ein ſo verbildeter Geiſt mit unſicherer Hand nach dem Zeichen der Revolution greift, nur um ſich einmal ſatt eſſen zu können? Und ſo iſt denn auch wirklich London ein Sammelpunkt für Anarchiſten aller Länder. Gewiß iſt die geſetzliche Freiheit eine Hauptſtütze der Propaganda. Da aber der Engländer an ſich wenig zum Anarchismus neigt, ſo zeigt ſich in London deutlicher als anderswo, wie gerade die Noth den haßerfüllten Einheimiſchen und zumal den hungrigen, verzweifelnden Ausländer für die anarchiſtiſchen Anſchauungen empfänglich macht.

Dieſe Leute werden nicht viel verſtehen von den Reden, welche im jüdiſchen Anarchiſtenclub der Berner Street oder in der „Morgenröthe" gehalten werden; aber ſie ſonnen ſich in der Hoffnung beſſerer Zeiten und ſchwelgen im Gedanken an eine baldige Revolution. Ihren letzten Pfennig geben ſie hin, um ihre anarchiſtiſchen Blättchen zu unterhalten.

Wozu brachten wir dieſe Schilderung? Sie zeigt jedem, der ſehen will, daß der Anarchismus nicht überwunden wird, wenn man dem entſetzlichen Elend nicht mit den kräftigſten Mitteln ſteuert. Sehr viel Armut iſt verſchuldet durch Liederlichkeit und Trunkſucht, wendet man ein. Ganz

---

[1] Vgl. *Ch Booth*, Labour and Life of the People. London 1889 u. 1891. 2 Bände; passim. — Ad. Smith im Archiv für ſociale Geſetzgebung und Statiſtik IX, 2, S. 392—419. — v. Ruprecht, Die Wohnungen der arbeitenden Klaſſen in London. Göttingen 1884. — P. A. Aſchrott, Die engliſche Wohnungsgeſetzgebung, in Schmollers Jahrbuch IX, 865 ff.

richtig. In Frankreich geben die Arbeiter jährlich eine Milliarde für Branntwein aus[1]. Aber man frage sich, wie viele aus Verzweiflung nach dem Glas greifen. Nicht bloß eigenes Elend treibt zum Anarchismus, auch der Anblick solcher Zustände wirbt gebildete Anhänger.

John Mackay, welcher, tiefe Entrüstung und Bitterkeit im Herzen, an Ort und Stelle die Whitechapel-Studien betrieb, ward durch die Greuelscenen, die er sah, zweifellos in seinem Anarchismus bestärkt. Sein propagandistischer Tendenzroman „Die Anarchisten" liefert den Beweis[2]. Im Anarchistenproceß von Vienne erzählte Peter Martin vor Gericht seinen Entwicklungsgang. Als Kind sah er in den dortigen Fabriken seine zwölf- bis vierzehnjährigen Altersgenossen den ganzen Tag an die Arbeit gespannt, im Winter zitternd vor Kälte, im Sommer fast erstickend vor Mangel an Luft, hie und da aus Uebermüdung unachtsam und von einer Maschine verstümmelt. Er sah es, da er seiner Mutter das Essen brachte; sie hatte keine Zeit, es ruhig zu nehmen, sie mußte es stückweise erraffen, während sie zugleich ihre Maschine besorgte. Man merkt der Rede an, wie voll Haß und Erbitterung der Mann ist[3].

„Ich weiß, welch ein Leben den Arbeitern hinterlegt ist," rief Michael Schwab vor der Jury in Chicago aus. „Ich war einer von ihnen. Ich schlief in ihren Dachstuben und wohnte in ihren Baracken. Ich sah sie arbeiten und sterben. Ich habe in derselben Werkstätte mit Mädchen gearbeitet, die sich dem Laster ergaben, weil sie von ihrem Lohn nicht leben konnten. Frauen sah ich vor Ueberanstrengung krank werden."

Aehnlich sprechen die Mitschuldigen Spies und Fielden[4].

In den brieflichen Mittheilungen, welche eine gute Zahl Anarchisten dem französischen Socialpolitiker Hamon zukommen ließen, findet man immer wieder als Ursache des Uebertritts zur Revolutionspartei die entsetzliche Noth so vieler Menschen[5]. „Ich verstand," schreibt z. B. Francisco Freiscas, „daß ein Liebhaber der Menschheit Anarchist sein müsse, weil die Anarchie den Menschen vom Hungertode bewahren würde."[6] „Ich

[1] Revue des deux mondes CLI, 130.

[2] Vgl. zu den obigen Schilderungen „Die Anarchisten" S. 1—35. 187—241. 67—103.

[3] Procès des anarchistes de Vienne. Défense de Pierre Martin. p. 37—52.

[4] The Chicago Martyrs p. 13 ff. 2 ff. 30 ff.

[5] *Hamon*, Psychologie de l'anarchiste-socialiste p. 134—182.

[6] L. c. p. 149. Bei dieser Gelegenheit bemerke ich, daß Hamon als Determinist, der keine Verantwortlichkeit anerkennt, die Anarchisten gar zu mild be-

ſah", erzählt ein anderer, Guan F. Lamela, „auf der Landſtraße ganze Familien, mit Lumpen bedeckt, gezwungen, allerhand faules Fleiſch und ſchlechte Kräuter zu eſſen, um nicht Hungers zu ſterben. Und in unmittelbarer Nähe dieſes Elends gab es mächtigen Reichthum, vielleicht von eben denſelben Unglücklichen erzeugt, welche jetzt, unfähig zu arbeiten, ſich von Kindern und Frauen umringt ſahen, die der Hunger und ſchmutziges Bachwaſſer langſam tödteten." [1] Ein anderer, ein junger Franzoſe von 23 Jahren, Goldſchmiedgeſelle D., ſchreibt an Hamon: „Ich kam nach Paris, fand keine Arbeit und erduldete das größte Elend. Zwei Tage blieb ich ohne Nahrung. . . Ich war ehrlich, ich verlangte bloß nach Arbeit und war dem Hungertode nahe. Eines Tages hob ich am Bache das Ueberbleibſel eines Speckgerichtes auf, das ein atter Bettler am Kaſernenthor erhalten, und nachdem er davon gegeſſen, weggeworfen hatte. Alles das empörte mich, brachte mich in Verzweiflung. Das war nicht gerecht, das ſollte nicht ſo ſein. Da ſtieg der Geiſt der Empörung in mir auf." [2]

Alſo nochmals: der Kampf gegen den Anarchismus muß mit dem Kampf gegen die Ausbeutung der Arbeiter beginnen. Die anarchiſtiſchen Philoſophen wird eine ſolche Behauptung ſehr empören, und ſie vermag ja auch nichts gegen die Theorie; Tauſende würden aber nie zum Anarchismus übergehen, wenn ſie ein befriedigendes Auskommen hätten. „Wir ſind überzeugt," ſchreibt Leo XIII. im Rundſchreiben Rerum novarum, „und alle Welt räumt es ein, daß man raſch mit wirkſamen Maßregeln den Leuten der untern Klaſſen zu Hilfe kommen muß, weil ſie ſich großentheils unverdientermaßen in einem Zuſtand des Unglücks und der Noth befinden." Inſofern iſt auch die Behauptung L. v. Bars in einem Artikel über den Anarchismus, dieſer ſei auf moraliſchem Wege zu überwinden, einſeitig [3].

Ganz gewiß würde man indeſſen Tauſenden von Arbeitern nicht bloß ihre Leiden lindern, ſondern ſie auch dem Anarchismus entfremden, wenn man ihnen Gottesfurcht und Chriſtusglauben erhielte. Die Religion iſt eine ſichere Waffe gegen den Anarchismus. Charles Matato, ein vortrefflicher Kenner der anarchiſtiſchen Bewegung in Paris, ſchreibt über die

---

urtheilt; die Gerüchte aber, welche zumal in Rumänien und Rußland verbreitet wurden, Hamon ſei eines der anarchiſtiſchen Häupter, ſind Erzeugniſſe einer aufgeregten Phantaſie.

[1] *Hamon* l. c. p. 150. [2] L. c. p. 202. 28. 168 ss.

[3] Wurzeln und Nährboden des Anarchismus, in der „Nation" vom 28. Juli 1894.

reactionäre Bewegung 1890 in heller Angſt: „Das allerwichtigſte war nach meiner Meinung, zu verhindern, daß uns der Clericalismus nicht ganz überflügele.“ Er ſieht ſchon den myſtiſchen Einfluß durchbrechen. Man müſſe ſich wehren, ſonſt ſtehe ein Erwachen bevor mit dem Strick um den Hals [1].

Wir haben in den frühern Aufſätzen gezeigt, daß der Unglaube eine der Grundlagen des Anarchismus bildet. Ohne Gott keine Autorität. Und ſo begreift man den Ausſpruch Bakunins: „Gäbe es einen Gott, ſo müßte man ihn abſchaffen.“ Selbſt der gemäßigte Tucker iſt über dieſen Fanatismus befriedigt [2]. Dagegen behaupten die Vertheidiger einer unabhängigen Ethik immer wieder, man dürfe nicht aus Furcht vor dem Umſturz die frühern ſocialen Bindegewalten, Religion und Autorität, zu Hilfe rufen. So z. B. noch unlängſt Unold in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ [3]. Gewiß, aus Furcht ſoll die Wiſſenſchaft nichts thun. Aber einen letzten Urgrund der Sittlichkeit fordert man nicht aus Furcht, ſondern aus ruhiger wiſſenſchaftlicher Einſicht, deren Tiefe und Wahrheit freilich viele nicht verſtehen, weil ſie, durch die Autorität einiger Gelehrten verleitet, nach den letzten Gründen überhaupt nicht fragen. Mögen auch die neueſten individualiſtiſchen, ſocialen, evolutioniſtiſchen Ethiker, ein Lipps, ein Natorp, ein Woltmann, ein Guyau, noch ſo geiſtreich combiniren und ſchematiſiren, das letzte „Warum“ beantworten ſie nicht und werden daher von ſelbſtändig denkenden Männern, die ſich von Phraſen nicht beſtechen laſſen, als oberflächlich beiſeite gelegt. Gegen den Anarchismus ſind ſie machtlos, weil ihre Theorien unwahr und gekünſtelt ſind. Sie könnten ſich ſelbſt leicht davon überzeugen, wenn ihnen die anarchiſtiſche Literatur bekannt wäre. Sie würden ſehen, wie Saurin den Individualismus ſorgfältig ausbaut und mit der Idee der Solidarität vereinigt, ſie würden gegen die Conſequenzen, welche Grave aus Guyau zieht, nichts Stichhaltiges einwenden können, ſie würden ihre ſociale Ethik in der Morale anarchiste Krapotkins wiederfinden. Nur aus Furcht vor der Umſturzpartei will man ſich dieſen Zuſammenhang nicht eingeſtehen. Aber die Wiſſenſchaft fürchtet ſich nicht. Die religiöſe Ethik, welche natürlich den blinden Glauben abweiſt, vermag den Anarchismus mit echt wiſſenſchaftlichen Waffen zu überwinden.

---

[1] De la commune à l'anarchie. 3e éd. p. 274.

[2] Staatsſocialismus und Anarchismus, überſ. von Schumm, S. 11.

[3] 1899, Nr. 15.

Unsere Aufgabe ist es heute, den Anarchismus von andern Standpunkten zu bekämpfen. Sehen wir uns aber zunächst einige Widerlegungsversuche an, die unbefriedigt lassen.

Stammler hat in seiner Broschüre „Die Theorie des Anarchismus" eine Kritik vom juristischen Standpunkt aus versucht. Sie ist zwar scharfsinnig ersonnen, als durchschlagend kann sie aber nicht gelten.

Zunächst gräbt er sich die besten Beweise ab. Der naturgesetzlichen Entwicklung des Gemeinlebens gegenüber hält er das andere Extrem aufrecht[1]. Für die Schaffung eines socialen Lebens, für eine äußere Organisation mittels Rechtsnormen oder bloßer Conventionalregeln liegt nach ihm weder eine Naturnothwendigkeit noch ein sittliches Gebot vor.

Die Regelung ist bloß „ein verhältnißmäßig tüchtiges Mittel, dessen Vorhandensein und Durchführung große Vortheile einem gänzlich regellosen Zustande gegenüber haben muß... ‚Weil wir', wie das Volk sich ausdrückt, ‚nicht Engel sind', darum brauchen wir das technische Mittel einer regulirenden Organisation unter den Menschen; mehr und Tieferes läßt sich im Kerne hierüber nicht sagen."[2] Wie man sieht, hat Stammler im letzten Satz einen Gedanken berührt, welcher vernünftig durchgeführt im gesellschaftlichen Verband etwas mehr nachweist als ein verhältnißmäßig praktisches Menschenwerk.

Untersuchen wir jetzt, mit welchen Waffen Stammler den Anarchismus bekämpft. Der einzige Beweis, über den er verfügt, läßt sich kurz so zusammenfassen[3]: Nur diejenige Regelung des menschlichen Verhaltens ist berechtigt, welche allen Menschen offen steht und ganz allgemein jedermann ohne Rücksicht auf etwaige subjective Eigenthümlichkeiten umspannt. Nun erfüllt die anarchistische Organisation diese Bedingung nicht; denn Kinder, Geistesgestörte, schwer Kranke können diese freie Convention nicht eingehen; sie können nur durch Rechtszwang in die menschliche Gesellschaft eingereiht werden; somit ist die Rechtsorganisation die einzige, welche unter allen Umständen ausreicht.

Auch Victor Zenker scheint diese Beweisführung vollkommen zu befriedigen[4]; und doch ist sie keineswegs stichhaltig. Die Anarchisten läugnen eben, daß es überhaupt eine Organisation gebe, welche allgemein alle Menschenklassen umfassen könne. Und gerade auf dieser Annahme, die bei Stammler aprioristisch ist, fußt sein ganzer Beweis.

[1] Staatssocialismus ꝛc. S. 37 ff. [2] Ebd. S. 38. [3] Ebd. S. 42 ff.
[4] Der Anarchismus S. 84 ff.

Stammler wirft den Anarchiſten vor, daß in ihren Theorien die Unmündigen keinen Platz haben, und ſchließt daraus, daß der Rechtszwang auf alle anzuwenden ſei. Die Anarchiſten antworten: Unſere ganze Bewegung entſpringt aus der Thatſache, daß der Mündige und Vernünftige unter jeder Art von Rechtszwang kein menſchenwürdiges Daſein hat. Zuerſt müſſen wir demnach für den normalen, erwachſenen Menſchen ſorgen. Für Kinder und Narren muß und wird in unſern Föderationen anders geſorgt werden; jedenfalls aber wird alles der freien Entſchließung jener überlaſſen, welche für ſie zu ſorgen haben und ſorgen wollen.

Will alſo Stammler die Anarchiſten wirkſam bekämpfen, ſo muß er poſitiv nachweiſen, daß ein menſchenwürdiges Daſein trotz Rechtszwang wohl möglich, oder daß die rechtliche Organiſation zum Beſtand und zur Entwicklung des Menſchengeſchlechtes unumgänglich nöthig ſei. Aber gerade dieſen Weg hat er ſich durch ſeine Zugeſtändniſſe verſperrt.

So erfreulich es demnach auch wäre, eine ſiegreiche Ueberwindung der Anarchiſten zur Hand zu haben, zur Steuer der Wahrheit muß man eingeſtehen, daß auch dieſer Angriff die Anarchiſten aus ihrer Stellung nicht verdrängt.

Man hat die Widerlegung noch auf einem andern Wege verſucht. Das große Geſetz der Entwicklung ſoll ſich mit dem Anarchismus nicht vertragen. Das Argument wurde verſchieden gefaßt.

Die Ideen von Gott und Autorität, ſagt z. B. Zenker[1], ſind freilich relativ ſpät, rein empiriſch entſtanden; manche von ihnen, wie der Gottesbegriff, ſind ein großer Irrthum. Aber auch die falſchen Ideen ſind oft in geradezu hervorragender Weiſe, wie die Geſchichte lehrt, mächtige Factoren der Entwicklung. Alſo haben die Anarchiſten unrecht, wenn ſie die äußerſten praktiſchen Conſequenzen aus der Läugnung dieſer Ideen ziehen. So ſtellen ſie wieder abſolute Wahrheiten auf, die es nicht gibt und die jedenfalls nicht zu verwirklichen ſind.

Ich will auf Zenkers Standpunkt bleiben und von da aus die Unzulänglichkeit ſeiner Beweisführung darthun. Auch nach Zenker hören die falſchen Ideen dann auf, die Entwicklung zu fördern, wenn ſie allgemein als falſch erkannt werden. So iſt es denn eine überaus lobenswerthe That, dieſe Erkenntniß zu beſchleunigen. Nun iſt nach Anſicht der Anar-

[1] Der Anarchismus S. 18 ff. 208 ff. 84 ff.

chiſten die vollſtändige ſociale Umwälzung abſolut nöthig, um die falſchen ererbten Ideen ganz zu überwinden und die Früchte dieſer theoretiſchen Ueberwindung in mächtige, culturfördernde Kräfte umzuſetzen. Mit welchem Recht darf man alſo die Leute in ihrer humanitären Arbeit ſtören? Ja noch mehr: wielange ſind die falſchen Ideen der Cultur förderlich? Solange ſie die treibenden Factoren der Entwicklung ſind. Wer ſoll da entſcheiden, ob ſie dieſe Lebenskraft noch beſitzen? In weſſen Hand liegt die Initiative? Glaubt man zu erkennen, daß eine Meinung für die Mehrzahl der Menſchen durchaus nothwendige Culturelemente enthält, ſo kann man ſie offenbar vertreten. Und warum nicht mit Gewalt durchſetzen? Wer hat bewieſen, fragen die Anarchiſten, daß eben ein gewiſſes Maß von Gewalt nicht im Geſetze der Entwicklung liege? Außerdem erwarten ja die amerikaniſch-engliſchen „Selbſtändigen" nichts von der Gewalt, alles von der Entwicklung. Das hält der anarchiſtiſche Recenſent Zenkers, deſſen Beſprechung ſonſt recht oberflächlich iſt, nicht ohne Ironie dem Verfaſſer des „Anarchismus" vor [1].

Auch von dieſer Seite wird man alſo den Anarchiſten nicht beikommen. Daran ſcheint übrigens Zenker nicht viel zu liegen. Er hat eingeſehen, daß es auch erlaubt ſein muß, den Staat zu negiren, wenn man Gott läugnen darf, und fordert daher für den theoretiſchen Anarchismus freie Discuſſion [2]. Dies ſcheint ihm um ſo einleuchtender, als die anarchiſtiſche Theorie, wie er fälſchlich meint, „viel weniger als die ſocialdemokratiſche die beſtehenden Lebensformen alteriren will" [3] — eine Meinung, über welche Krapotkin ſich recht luſtig macht [4]. So geht Zenker in ſeinem Beweiſe gegen den Anarchismus ohne feſte Marſchroute eklektiſch voran. Er zieht den kürzern.

Ein anderer Verſuch, den Anarchismus vom Standpunkt der Entwicklungslehre zu widerlegen, wurde von Arnold Fiſcher in der „Gegenwart" gemacht [5]. Das Gemeinleben entwickle ſich nach Naturgeſetzen, welche der menſchliche Wille nicht zu beſchleunigen vermöge. Der Seelenzuſtand der reinen Vernunft, des reinen Individualismus vertrage erſt auf ſeinem Höhepunkt jene loſe Vereinigung ſchwächſter Art, welche vom Anarchismus erſtrebt werde. Nun beginne aber erſt der Durchbruch des Individualismus; alſo ſei für unſere Epoche jeder Erfolg des Anarchismus ausgeſchloſſen.

[1] V(ictor) Y(arros), Liberty, January 1899.
[2] Der Anarchismus S. 208. [3] Ebd. S. 207.
[4] La conquête du pain (5e éd.) p. 261 ss. [5] 1898, Nr. 42, S. 250 ff.

Dieſe Argumentation iſt ſchon darum unbrauchbar, weil ſie mittels einer rein aprioriſtiſchen Annahme und Weltanſchauung, die man nicht einmal als wahrſcheinliche Hypotheſe bezeichnen kann, den Anarchismus aus der Welt ſchaffen will. Der revolutionäre Anarchiſt wird übrigens antworten, daß gerade ein radicaler Umſturz ſehr wohl die Elemente zu liefern vermöge, aus denen ſich Culturerſcheinungen zuſammenſetzen, welche die Erhebung unſerer Stufe zu einer höhern weſentlich beſchleunigen. Aus dieſer Stellung können die Anarchiſten vom Standpunkt der Entwicklungslehre aus, ſolange dieſe den Boden der Erfahrung nicht ganz unter den Füßen verlieren will, unmöglich verdrängt werden. Ein richtiger Gedanke liegt freilich dem Aufſatz Fiſchers zu Grunde; es iſt die alte Wahrheit, welche auch Zenker mit Erfolg zu Hilfe nimmt, daß die Anarchiſten mit Menſchen rechnen, die es nicht gibt. Fiſcher hält es indes nicht für ausgeſchloſſen, daß die Zukunft ſolche Phänomene erzeuge. So ſteht er auf dem Standpunkt der „ſelbſtändigen“ (individualiſtiſchen) Anarchiſten, welche ihre ganze Hoffnung auf eine allmähliche Entwicklung ſetzen.

Im ganzen ſind alſo dieſe Widerlegungsverſuche als mißglückt zu bezeichnen; wir müſſen demnach ſelbſt einen andern Weg einſchlagen.

Auf vier verſchiedenen Straßen ziehen die Anarchiſten ihre Truppen zuſammen. Einige Abtheilungen ſtellen ſich nach Bakunins Vorgang gleich auf die Seite der atheiſtiſchen Weltanſchauung, oder ſie gehen, wie Tucker und ſeine Anhänger, von der Selbſtherrlichkeit des Individuums aus; ſie brauchen den Schlachtplan nur auszudenken und durchzuführen. Der nächſte Schritt iſt hier die Läugnung jeder Autorität und jeder Herrſchaft des einen über den andern. Da bleibt denn als geſellſchaftliches Band nur mehr eine Regelung durch freie Uebereinſtimmung übrig. Dieſen Weg kann man als den „philoſophiſchen“ bezeichnen. Außer bei den eben genannten finden wir dieſe Kampfweiſe zum Theil bei Parſons in ſeinem Buch Anarchism, bei Malato, Krapotkin in ſeiner Morale anarchiste; bei Grave in ſeinem Buch La société mourante et l'anarchie; Milano, Primo passo all' anarchia; Mella, La Nueva Utopia; Saurin, L'ordre par l'anarchie, und in vielen kleinen Broſchüren. Andere gehen mehr hiſtoriſch voran unter Vorausſetzung des Evolutionsprincips. Vorgeſchichtliche Hypotheſen über die Entſtehung des Gottes- und Staatsbegriffs dienen als Grundlagen; leicht geſchürzt wandelt man ſodann durch die übrigen geſchichtlichen Perioden hindurch, bis man bei den extremen Aeußerungen des modernen Geiſtes angelangt iſt. Dieſer Endpunkt wird mit den an-

archiſtiſchen Theorien verglichen, und freudig findet man, daß ſich beides deckt. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß die philoſophiſche Methode meiſt mit dieſer hiſtoriſch-evolutioniſtiſchen verquickt wird. In dieſer Richtung ſchrieben ſchon Stirner und Proudhon, jetzt Grave und Reclus in ihren letzten Schriften; ſo auch Malateſta in ſeiner Broſchüre Anarchy (engliſch, italieniſch und ſpaniſch); ſo Albert Parſons u. a., auch Selbſtändige, wie Albert Tarn.

Die zwei letzten Wege ſind ſocial-ökonomiſcher Natur; der eine geht von der Theorie aus, der andere von der Praxis. Es ſei grundverkehrt, erklären die Theoretiker bei der wiſſenſchaftlichen Behandlung der Wirtſchaftslehre, mit der Production anzufangen und mit der Conſumtion zu endigen. So komme man nothwendig zum verderblichen Grundſatz: möglichſt viel mit möglichſt geringen Mitteln zu erzeugen; die Folge ſei eine unſägliche Vergeudung der menſchlichen Kräfte, eine planloſe Induſtrie, Kapitalismus und Maſſenarmut. Man müſſe zunächſt nach den Bedürfniſſen der Menſchheit fragen. Seien dieſe feſtgeſtellt, ſo ſtelle ſich das Problem ein, wie man ſie unter möglichſt geringem Verluſt menſchlicher Arbeitskraft befriedigen könne. Das ſei die ſynthetiſche, wiſſenſchaftliche Methode, gleichſam die Phyſiologie der Geſellſchaft; ſie führe aber ganz nothwendig zum anarchiſtiſchen Communismus. Dieſen neuen Weg empfiehlt zumal Krapotkin in ſeiner Conquête du pain[1]; Krapotkin argumentirt übrigens aus allen Beweisquellen[2].

Andere Anarchiſten fangen bei der Praxis an, um zu ihren Reſultaten zu gelangen. Bei ihnen heißt das Problem einfach: Wie kann man der Arbeit ihren vollen Ertrag ſichern, ohne die menſchliche Selbſtherrlichkeit zu beeinträchtigen? Die Antwort lautet nach den verſchiedenen anarchiſtiſchen Schulen verſchieden. Aber ein Punkt bleibt geſichert: Keine Regierung, alſo keine Centraliſation der Arbeit. Auf dieſem Feld verſuchen ſich nach Proudhon und Warren viele engliſche und amerikaniſche Anarchiſten, wie Tucker, Greene, Yarros, auch ſolidariſche wie Lum und Parſons. Die Beweiſe, welche auf atheiſtiſcher und prähiſtoriſch-evolutioniſtiſcher Grundlage ruhen, wurden ſchon oft genug widerlegt; Männer wie Grave und Reclus bringen nichts als halbreife Leſefrüchte

[1] Pag. 235 ss.

[2] Auch die ſelbſtändigen Anarchiſten haben zuſammenfaſſende Darſtellungen, z. B. *Benj. Tucker*, Instead of a book... A fragmentary exposition of philosophical Anarchism; und *F. D. Tandy*, Voluntary Socialism.

aus der ungläubigen Literatur von Voltaire bis Spencer und Guyau. Es ist unmöglich, sie bei einem ernsten Beweis zu ertappen. Ich habe, um gründlich voranzugehen, Jean Graves letztes Buch L'individu et la société Kapitel um Kapitel den Hauptgedanken nach mit der Feder in der Hand durchgenommen, — resultatlos.

Graves Theorie ruht auf der historischen Erkenntniß, daß alle Autorität und aller Privatbesitz in der Wurzel verdorben sei, und doch erklärt er ausdrücklich, es sei absolut unbekannt, wie diese zwei Seuchen in die Welt gekommen[1]. Er läugnet die Freiheit, will sich aber an einer nothwendigen Weltentwicklung durch die Behauptung vorbeihelfen, eine unendlich kleine Anfangsursache genüge, um die Menschheit in ganz andere Bahnen zu schleudern[2]. Als ob diese Ursache nicht wieder frei oder nothwendig sein müßte. Mit solchen Herren ist es unmöglich, regelrecht zu philosophiren; es fehlen ihnen die Vorbegriffe. Nur auf ein Argument wollen wir noch eingehen. Es ist grundlegend bei allen, auch bei jenen, welche die social-ökonomische Methode anwenden.

Sie wollen beweisen, daß alle Staaten die ungerechte Ausbeutung der Arbeiter unterstützen. Die Induction soll diese Aufgabe leisten. Um irgend etwas zu erhärten, müßten sie alle Staaten der Weltgeschichte wissenschaftlich genau durchgehen und ihre Behauptung an ihnen nachprüfen. Damit wäre indes noch wenig gewonnen. Es wäre nachzuweisen, daß es keinen Staat geben könne, der solche Mißbräuche vermeide. Bei keinem Anarchisten findet sich auch nur der Versuch einer solchen breit angelegten Darlegung. Es wird kurz auf eine Reihe bedauerlicher Uebergriffe der Staatsgewalt hingewiesen; dann wird a priori alles verallgemeinert und die Induction siegesbewußt mit dem Ruf geschlossen: Also sind alle Regierungen tyrannisch. So ist bei den anarchistischen Theoretikern die „Regierungslosigkeit" thatsächlich eine Voraussetzung; sie beweisen nur zum Schein. Dementsprechend zeigen die privaten Nachrichten bei Hamon sehr oft, daß der Autoritätshaß bei vielen Anarchisten gleichsam instinctiv ist, blind, unbegründet[3]. Ein treffendes Beispiel ist etwa das Geständniß George Robertsons, eines schottischen Zimmermanns: „Ich hatte einen gewaltigen Haß gegen die Kirche und die Reichen, ohne zu wissen, warum."[4] Diese unbegründete Voraussetzung, diese falsche Verallgemeinerung, diese unvoll-

[1] L. c. p. 22 ss. [2] L. c. p. 202 ss.

[3] Psychologie de l'anarchiste-socialiste p. 28 ss. 30. 31 ss. 37. 39. 40. 50. 68 ss.

[4] *Hamon* l. c. p. 31.

ſtändige Induction genügt allein ſchon zur Widerlegung einiger Hauptbeweiſe des theoretiſchen Anarchismus. Die ſelbſtändigen, oder wie ſie ſich ſelbſt nennen, individualiſtiſchen Anarchiſten erweiſen ihre Behauptungen um nichts beſſer. Sie haben in der That ein „politiſches Credo", wie Tucker gern betont, kein wiſſenſchaftliches Syſtem. Sie ſtellen eine Definition der äußerſten perſönlichen Freiheit auf, dann eine Definition des Staates als des Widerſachers dieſer Freiheit und ziehen daraus ſtreng logiſch — das geben wir gerne zu —, aber mit unmöglichen praktiſchen Vorſchlägen die Hauptſätze ihrer Lehre [1]. Es iſt Max Stirners Spiel. Die Beweiſe für die Definitionen bleiben ganz aus oder ſind ſchwach wie Strohhalme. Dagegen finde ich gerade beim geiſtigen Haupt dieſer Richtung, Benjamin R. Tucker, eine ausgeſprochene Ideendictatur, Allüren von Unfehlbarkeit und eine engherzige Intoleranz gegen ſeine Gegner, denen er Unverſchämtheit, Trägheit, Fahrläſſigkeit, Unredlichkeit vorwirft [2].

Eine ruhige, wiſſenſchaftliche Auseinanderſetzung mit dem Mann, der ſich übrigens für ſeine Sache, mit Ausſchluß aller Gewaltmittel, ganz opfert, ſcheint mir dadurch ſehr erſchwert, ſolange er nicht einſieht, daß jemand ſeine Behauptungen ſtudiren, verſtehen und — falſch finden kann.

Nunmehr ein Wort über die theoretiſch-ökonomiſchen Argumente. Sie beruhen zum guten Theil auf Mißverſtändniſſen. Krapotkin ſcheint die einſchlägige Literatur nicht genügend zu kennen; ſonſt müßte er wiſſen, daß der Vorſchlag, die Conſumtion zur Grundfrage der politiſchen Oekonomie zu erheben, ſchon öfters gemacht wurde. Im übrigen wird gern zugegeben, daß die Frageſtellung, wie man mit möglichſt geringem Verluſt an Menſchenkraft allſeitig befriedigen könne, ſehr vernünftig und zeitgemäß iſt; aber wir läugnen, daß die Antwort nothwendig im anarchiſtiſchen Sinn ausfallen muß. Die Anarchiſten haben eben keinen andern Beweis als den obigen, ganz willkürlichen Inductionsſchluß aus Mißbräuchen der Rechts- und Staatenordnung auf deren abſolute Unbrauchbarkeit. Glücklicherweiſe können auch Regierungen lernen und ſich reformiren.

Wichtiger iſt uns die Widerlegung der praktiſchen Pläne, welche anarchiſtiſche Theoretiker in wirtſchaftlichen Dingen vorſchlagen. Die ſelbſtändigen gehen hier andere Wege als die ſolidariſchen. Befaſſen wir uns zuerſt mit den letztern. Ihnen allen hat Krapotkin den Weg gewieſen. Die Revolution wird kommen, ſo ſagt er, das iſt zweifellos; es gilt, ſie

[1] Liberty, January 1899, p. 3. [2] Z. B. Liberty l. c. p. 5.

auszunützen; sonst wird der arme Mann, wie 1848, drei Monate Elend in den Dienst der Revolution stellen, um zuletzt nichts auszufechten. Also vor allem Expropriation! Das Volk muß sich augenblicklich der Nahrungsmittel bemächtigen, alles aufschreiben, damit nichts verschleudert werde; die aufgespeicherten und sparsam ausgetheilten Vorräthe müssen über die erste Krise hinweghelfen.

Wer wird das alles thun? Die wohlgesinnten Leute, welche sich gleich von selbst in größter Ordnung in jedem Viertel der Stadt Paris organisiren werden, führen Buch über alle Vorräthe. In 24 Stunden ist diese Arbeit, welche alle statistischen Bureaux bisher nicht zu stande brachten, abgeschlossen; in weitern 24 Stunden sind Millionen genauer Tabellen gedruckt[1]. Aber, wendet man schüchtern ein, diese unglaubliche Ordnung?! Es sollen nur die Theoretiker und Gelehrten und Bajonette fortbleiben, erhält man zur Antwort, das wunderbare Organisationsgenie des Volkes wird alles regeln. Nur wer sein ganzes Leben die Nase in altem Papierwerk stecken hatte, könne das läugnen. Binnen acht Tagen ist die Vertheilung der Lebensmittel in schönstem Gang. Wenn nur einmal die Freiheit da ist; an solchen Tagen begnügt man sich gern mit einem Stück Brod und einer Wurst. Uebrigens bleibt für jetzt und später das große Princip: Was in Ueberfluß vorhanden ist, auf einen Haufen; jeder nehme, was ihm gefällt. Ist Noth da, so greife man zur Vertheilung. Aber die Lebensmittel werden ja nach einem Monat zu Ende sein, rufen die Kritiker. „Desto besser," antwortet Krapotkin, „das wird beweisen, daß sich der Proletarier zum erstenmal in seinem Leben satt gegessen hat."[2]

Indes sorgt man schon für die Zukunft. Bleiben wir beim revolutionären Paris.

Die Einfuhr aus dem Ausland wird aufhören. Krapotkin räumt es ein. Auch in Frankreich selbst wird der Landmann zunächst weniger hart arbeiten. Die Getreideproduction wird also abnehmen. Nun gut, da müssen die Pariser ans Werk. An Boden fehlt es nicht; man denke nur an die Millionen Hektare, welche jetzt als Parke der Schloßherren der Bebauung harren. Auch die Hände sind zur Stelle. Die Pariser brauchen nicht mehr die russischen Fürstinnen, die rumänischen Bojarinnen und die Finanzdamen Berlins zu kleiden. Was sollen sie also thun? Neue Maschinen werden in Betrieb gesetzt, neue Erfindungen werden die Feldarbeit

[1] La conquête du pain (5e éd.) p. 77. [2] L. c. p. 84.

verschönern. Aber wir wollen nicht spaßen. Wir geben es ja zu: Krapotkin sucht mit einem großen Aufwand von Gelehrsamkeit, auf Grund eingehender Studien zu erweisen, daß der französische Boden bei einer „intensiven" Cultur mehr als 100 Millionen Menschen ernähren könnte. Er berechnet auch, daß 15 Millionen fünfstündiger Tagewerke die $3^1/_2$ Millionen der zwei Departements Seine und Seine-et-Oise mit Getreide versorgen könnten, und dabei brauche man nur den dritten Theil des Territoriums zu bebauen. Aehnliche Studien über die Viehzucht ergeben, daß ca. 1 200 000 erwachsene Männer in 25 Tagen zu je fünf Stunden $3^1/_2$ Millionen mit Brod, Fleisch und Milch versorgen könnten[1].

Es sei; wir wollen darüber nicht rechten. Aber die Rechnung ist doch ohne den Wirt gemacht, wie wir gleich sehen werden. Zunächst müssen wir jedoch die Zukunftsgesellschaft weiter ausbauen. Wie wird es denn mit den Wohnungen gehen? Auch hier sind Inventare vorhanden. Jeder bekommt seine anständige Wohnung. Da ist irgendwo ein armer Schlucker, welcher seine theure Miethe zahlen muß. Das Volk wird ihn aufsuchen und ihm sagen: „Du weißt, Kamerad, daß du dem Alten nichts mehr schuldest! Bleib in deiner Wohnung und bezahle nichts: kein Gerichtsvollzieher ist mehr zu fürchten; c'est la Sociale!"[2]

Das wird nun freilich ein Ausziehen und Auswandern und Neu-Einziehen und Neu-Einrichten geben; aber die freiwilligen Gruppen werden alles in der besten Ordnung erhalten.

Wir kennen jetzt das Recept. So wird es mit den Kleidern gehen, wobei die bescheidenern Frauen auf die Seiden-Toiletten, die ja nicht für alle vorräthig sein können, verzichten. So hält man es später mit den Luxusgegenständen. Ist einmal alles geordnet, hat jeder seine vier bis fünf Stunden Brodarbeit verrichtet, so hat er Zeit genug für Lieblingsbeschäftigungen. Tausende von Gesellschaften bilden sich. Die Literaten und Gelehrten werden dann die süße Freude kennen lernen, mit Hilfe der Bewunderer ihrer Geistesarbeit ihr Werk selbst zu setzen, um es in seiner jungfräulichen Schönheit aus der Rotationspresse auftauchen zu sehen[3]. Krapotkin meint, wohl mit Recht, manche Bücher würden unter diesen Umständen weniger umfangreich, und die Maculaturproduction würde abnehmen. Aehnlich wird es andern Künstlern und Gelehrten ergehen. Wer

[1] La conquête du pain (5e éd.) p. 265—297. 124—129.
[2] L. c. p. 109. [3] L. c. p. 137.

einen Flügel haben will, muß in die Gruppe der Instrumentenmacher eintreten. Der Liebhaber astronomischer Studien muß sein Teleskop selbst herstellen helfen. Risum teneatis, amici. Es ist alles blutiger Ernst. Aber der Staat, die Polizei, die Gerichte, alles wird ja abgeschafft. Wer wird zur Arbeit anhalten? Niemand! Wer nicht, um zu arbeiten, sich einer der freiwilligen Gesellschaften, die miteinander Tauschcontracte eingehen, anschließt, mag sehen, ob er gute Freunde findet, die ihm seinen Theil abnehmen. Noch eine Frage: Wie wird die Menge der Arbeit der einzelnen gemessen? Gar nicht. Jeder wird den andern an Fleiß zu überbieten suchen, und jeder nimmt sich dann, was er nöthig hat. Hier wie überall ist das Zauberwort: Freie Uebereinstimmung, Solidarität.

Krapotkin urtheilt scharf über die Kritiker seines Systems. Er widmet 23 Seiten der Widerlegung verschiedener Schwierigkeiten[1]. Aber die selbstgemachten Einwände treffen eben nicht den Kern der Sache und stützen sich zum Theil auf einige thatsächlich unhaltbare Zustände. Darüber ist man ja im reinen, es soll anders werden; muß aber dazu jede Rechtsordnung abgeschafft werden?

Bevor man die herrschenden Zustände zertrümmert, mit der Vergangenheit vollkommen bricht, alle Anknüpfungspunkte an bisherige Anschauungen vernichtet, muß man doch vollkommen sicher sein, daß die neugeplante Ordnung die Sachlage wirklich bessert. Es genügt nicht, einige Einwände zu lösen; es genügt nicht, auf Wahrscheinlichkeiten hin voranzugehen, nach gewissen Analogien die Zukunft auszumalen. Solange noch die Möglichkeit bleibt, daß alles mißlingt, daß die mühsam erworbene Cultur in einem schrecklichen Chaos versinkt, solange ist es ein Verbrechen an der menschlichen Gesellschaft, die Gegenwart in Trümmer zu schlagen. Hier liegt der verhängnißvolle Irrthum dieser „Anarchisten". Ein „Es wird schon gehen", „Ihr werdet sehen, wie sich alles regelt", soll die Gewißheit ersetzen. Ein unvernünftiges Wagen! Geschehen muß etwas; aber eben durch allmähliche Reform. Das ist der Weg der Vernunft; Kinder zertrümmern, Weise verbessern.

Die Anarchisten spielen die letzte Karte aus: die freie Uebereinstimmung, der rein private Vertrag wird alles zusammenhalten, erwidern sie uns. Millionen Geschäfte werden ja schon heute bloß so geregelt; dehnen wir das Princip einfach aus. Hunderte von Eisenbahnlinien, sagt Krapotkin

[1] L. c. p. 187—211.

immer wieder, wurden ſtückweiſe gebaut; dann einigte man ſich, ohne jedes Eingreifen des Staates, und der Verkehr wurde aufs beſte geregelt[1].

Dieſer Hauptbeweis und alle ähnlichen ſchließen von weniger complicirten Dingen auf überaus verwickelte. Dieſe Schlußweiſe iſt in wirtſchaftlichen Dingen falſch. Doch wäre ſie auch richtig, das Argument würde dennoch fehlſchlagen. Die Haupttriebfeder in all dieſen Dingen war der Profit, die Concurrenz mit Ausſicht auf Gewinn. Hebe dieſe Feder aus der Maſchinerie heraus: alles ſteht ſtill.

Und mit dem Profit iſt es in der anarchiſtiſchen Ordnung aus. Der Wetteifer hört auf, und darum ſind auch die obigen Rechnungen Krapotkins über den intenſiven Feld- und Gartenbau gegenſtandslos. Bei alledem erreichen die Feinde der Rechtsordnung doch nicht, was ſie wollen. Mag ſein, daß die juridiſche Structur im neuen geſellſchaftlichen Körper nicht zu finden ſein wird; es bleibt aber ein Analogon der alten Gewalt.

Die einzelnen Gruppen werden ſich Vertrauensmänner, Vertreter, Bevollmächtigte wählen; ſie werden nicht dulden, daß man alles in Unordnung bringt, man wird ſich fügen müſſen.

Aber niemand braucht zu gehorchen, antwortet man uns; der moraliſche Zwang erſetzt alles. Das iſt gerade genug: moraliſcher Zwang, Intriguen, Reibereien verbittern einem das Leben mehr als Geſetzesparagraphen und Polizei. Wer nicht zufrieden iſt, kann ja gehen. Das iſt nicht alles, meine ich; wer nicht gehen will, wird hinausgeworfen, und wir haben wieder phyſiſchen Zwang. Was liegt daran, ob ein Poliziſt oder ein Comité oder die Geſamtgruppe als Plenarverſammlung die Executivgewalt ausübt? Wir werden eine Menge ſelbſtändiger Gemeinweſen haben ohne Gefängniß und Todesſtrafe; nur eine Strafe gibt es, aber nicht als Strafe, ſondern als Thatſache: das Hinauswerfen. Kein Geſetz, aber die Tyrannei der öffentlichen Meinung, kein Recht, aber Gewalt, keine Hinrichtung, aber Todtſchlag. Alles das haben die Anarchiſten bisher in ihren Schriften nicht genügend berückſichtigt. Sie preiſen nur immer die Tugendhaftigkeit des Zukunftsmenſchen und verſetzen uns mit dem Princip der Selbſthilfe in barbariſche Vorzeiten. Entſetzlich aber iſt der moraliſche Einfluß der Lehre. Die Anarchiſten räumen ſelbſt ein, daß nur wenige „Genoſſen" die Theorien begreifen. Die große Maſſe — und das ſind Tauſende — wird nun aufgereizt, mit Haß erfüllt, mit Phraſen großgezogen. Bald

[1] La conquête du pain (5e ed.) p. 38 ss. 167 ss.

erscheint diesen Verführten eine Moral, welche mit dem Leben und Eigenthum der Mitmenschen spielt, als wahre Wissenschaft des Jahrhunderts; ihre Leidenschaft, ihr Ingrimm gilt ihnen als die heilige Stimme des socialen Gewissens, und wir haben jene Gattung von Menschen, die man gemeiniglich als Anarchisten bezeichnet. Die selbständigen Anarchisten-Theoretiker, welche am Privateigenthum festhalten, halten deshalb den solidarischen diese traurige Zukunft vor Augen; aber sie kennen, wie ich z. B. aus Tucker und Yarros ersehe, die Theorie ihrer anarchistischen Gegner nicht genug. Sonst könnten sie nicht von einer Zwangsmitwirkung zur Arbeit sprechen[1]. Der moralische Zwang aber wird auch im System der „Selbständigen" sehr bald tyrannisch wirken. Das Princip allein schon, „größtmögliche Freiheit, soweit sie mit dem gleichen Maß der Freiheit aller vereinigt werden kann", bringt bei Selbsthilfe des Einzelnen zu voller Unordnung oder setzt wieder ein wenigstens freigewähltes, mit Macht ausgerüstetes Ausgleichungscomité voraus. Doch lassen wir die philosophischen Grundlagen und beschäftigen wir uns mit den praktischen Vorschlägen der selbständigen Anarchisten. Sie fassen ihre Forderungen gerne in dem einen Satz zusammen: Wir wollen die freie Concurrenz ganz und ungeschmälert. — Aber wir haben sie ja mit all ihrem Elend, erwidert man ihnen. — Nein, entgegnen sie, wir haben die Concurrenz nur in der Herbeischaffung der Arbeiter und für den Profit der Arbeitgeber; aber in Herbeischaffung des Kapitals ist durch die Privilegien, mit welchen der Staat die besitzenden Klassen ausstattet, fast jede Concurrenz unmöglich gemacht. Darum fort mit dem Staat, und alles ist geordnet.

Verweilen wir einen Augenblick bei dieser Forderung. Es ist allerdings wahr: das Großkapital findet in der freien Concurrenz selten einen Meister, das größte Kapital keinen ebenbürtigen Mitbewerber; es erleidet keinen Kampf, in dem es unterliegen könnte.

Die ungleiche Vertheilung des Reichthums macht es auch der Mehrzahl der Menschen unmöglich, sich an kapitalistischen Unternehmungen zu betheiligen. Das allein ist am Satz wahr, das Kapital sei von der Concurrenz ausgeschlossen.

Mit welchem Recht bringen aber die Anarchisten den Staat mit dieser Thatsache in Verbindung? Hier müssen wir genauer zusehen.

---

[1] Liberty, January 1899, p. 2, col. 2.

Seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts stehen wir unter dem Zeichen der freien Concurrenz. Die Physiokraten haben es aus der Philosophie der Zeit abgeleitet und begründet. Adam Smith brachte es mit manchen Einschränkungen zum Durchbruch; die liberale Schule hat es bis zum vollen Ausschluß des Staates aus der privaten wirtschaftlichen Sphäre und zur Proclamirung des Freihandels ausgebaut. Hier stehen wir gleich vor der Frage: Haben die Theoretiker dieser Lehre die Concurrenz des Kapitals ausgeschlossen? Gewiß nicht; wer hat dieses je aus ihren Werken nachzuweisen vermocht? Das Princip Laissez faire, laissez aller soll uneingeschränkte Geltung haben. Wurde dann etwa bei der praktischen Durchführung dieses Grundsatzes im wirtschaftlichen Leben die Concurrenz des Kapitals ausgeschlossen, oder durch den Staat unmöglich gemacht? Eine ausführliche Beantwortung dieser zweiten Frage würde den breitesten Raum fordern. Wir werden uns deshalb nur an die Einwände der Anarchisten halten, welche niemals tiefer in die Frage eindringen.

Adam Smith und seine Nachfolger waren von einer Idee hauptsächlich durchdrungen: sie wollten das Kapital möglichst stark in Umlauf bringen. Das größte Hinderniß erblickten sie in gewissen Maßregeln der Staaten, welche zum Theil die freie Concurrenz unterbanden, zum Theil durch einseitige Unterstützung aus dem Gleichgewicht brachten. Die neuen Theorien blieben nicht unfruchtbar. Wurden auch nicht immer neue Gesetze gemacht, so beachtete man doch nicht mehr die frühern Einschränkungen. Die alte Zunftorganisation fiel. Die Staaten haben die Entwicklung der freien Concurrenz, soviel an ihnen lag, nur gefördert.

Erst nachdem die schreiende Noth der arbeitenden Klassen, die Enthüllungen über die barbarische Behandlung der „weißen Sklaven" in den Kreisen der Socialtheoretiker eine lebhafte Reaction hervorgerufen hatten, erst dann begannen die Staaten mit größter Vorsicht und Schonung die Zügellosigkeit der neuen Wirtschaft einzudämmen; ihre Hilfe galt den Arbeitern. Wählen wir England als Beispiel[1]. Schon 1802 drang die Acte durch für die Erhaltung der Gesundheit und der Sitten der Arbeitskräfte in den Baumwollspinnereien und andern Betrieben. 1819 folgte ein neues Gesetz zum Schutze der Kinder. 1825 und 1831 wurde die

[1] E. v. Plener, Die englische Fabrikgesetzgebung. *Sheldon Amos*, Fifty years of the English Constitution p. 131—134. Schönberg im Handbuch der politischen Oekonomie II, 638 ff.

Arbeitszeit von neuem geregelt; leider waren hier nur die Baumwollfabriken berücksichtigt. Aber schon 1833, 1842, 1844, 1845 und 1847, 1848, 1850, 1853, 1856 wurden auch andere Betriebe, seit 1842 auch Bergwerke eingeschlossen und neue Maßregeln, besonders zu Gunsten der Frauen- und Kinderarbeit, ergriffen. Weitere Verbesserungen fanden 1860 bis 1864 alljährlich, 1867—1874 fünfmal statt. Die Bestimmungen wurden auf alle Gewerbe und die Hausindustrie ausgedehnt. Eine Revision und Zusammenfassung geschah endlich 1878; eine neue Fabrik- und Werkstättenbill ging noch 1891 im Parlament durch.

Erinnert man sich weiter an die Berliner Arbeiterschutzconferenz 1891 mit den Grundlagen ihres Zusammentritts, ihren Beweisführungen und Entschlüssen, ihrer Gegner nicht zu vergessen, so ergibt sich ein recht einleuchtender Schluß. Die neuen wirtschaftlichen Grundsätze, welche jede Einmischung des Staates verpönten, brachten so traurige Folgen für die arbeitenden Klassen mit sich, daß man vom Princip abgehen und manches wieder der staatlichen Regelung überlassen mußte. Bekannt sind die unzähligen Schwierigkeiten, welche englische Kapitalisten der Ausführung der Gesetze entgegenstellten. Marx hat sie in seinem „Kapital" mit Behagen dargelegt[1]. Kein einziger anarchistischer Schriftsteller hat je nachzuweisen vermocht, daß die entsetzlichen Mißbräuche nicht wieder einreißen würden, falls man durch Abschaffung aller Staaten, jedes Zwanges, jedes öffentlichen Rechtes alles der unbeschränkten freien Concurrenz, der freien Convention, der herrschenden Meinung überließe. Indessen geben sich die Anarchisten noch keineswegs gefangen. Sie räumen die angeführten Thatsachen ein, machen sich aber über die gezogenen Schlüsse lustig. Ihr Gegenbeweis ist kurz und kräftig. Die volle Entfaltung der freien Concurrenz, sagen sie, war von Anfang an unmöglich, und die Schuld trug allein der Staat. Er war es, welcher den Zins mit seinem Rechtsschutz umgab und den freien Betrieb des Bankgeschäftes einschränkte. Eben dadurch wurde das Kapital der Reichen von der Concurrenz ausgeschlossen; sie bekamen die Unternehmungen in die Hand, konnten Preis und Lohn bestimmen, und so entwickelte sich von selbst die Nothlage der arbeitenden Klassen. Wird das Bankgeschäft allen freigegeben, so sind die Hauptübel mit einem Schlag beseitigt. Um das zu erreichen, muß aber der Staat aufhören. Der letzte Satz wird auch wieder nach dem obigen Recept einer willkürlichen Verallgemeinerung erwiesen.

[1] A. a. O. I (2. Aufl.), 278—308.

Doch laſſen wir das hingehen. Werfen wir nur einen Blick auf die Zinsfrage und das neue Bankproject. Würde man auch zugeben, daß der moderne Bankbetrieb die Wurzel aller Uebel ſei, daß die von den Anarchiſten geplante Bankreform für die erſte Zeit alles zu heilen im ſtande wäre, ſo bliebe doch noch die Frage, ob die moderne Entwicklung wirklich der Staatenpolitik zuzuſchreiben ſei oder ob ſie nicht eine nothwendige Folge der freien Concurrenz ſei.

Was lehrt uns die Geſchichte? Mit dem vollen Durchbruche des Grundſatzes der freien Concurrenz wurde auch die theoretiſche Verwerfung der alten Zinsgeſetze entſchieden; mit andern Worten: gerade die volle Vertragsfreiheit brachte die allſeitige praktiſche Anerkennung der Zinsberechtigung. Die ſtaatliche Geſetzgebung, welche bis dahin den Zins ſtreng überwachte und zum Theil bekämpfte, ſah ſich nach und nach gezwungen, alle den freien Darlehensvertrag einſchränkenden Beſtimmungen aufzuheben. Man vergleiche nur die einſchlägige Geſetzgebung Großbritanniens 1854, der Niederlande 1857, Belgiens 1865, Oeſterreichs 1866.

Es iſt Mangel an Verſtändniß, wenn man das ganze Zinsweſen einfach der Staatenpolitik zur Laſt legt. Die Sache liegt weſentlich anders: die Freiheit der Zinsnahme und das moderne Zinsweſen ſind Correlate zum Kapitalismus und zur Vorherrſchaft des Großkapitals. Ebenſo verhält es ſich mit dem heutigen Bank- und Börſenweſen. Allein hier kann die ſociale Reform durch Geſetzgebung und Regelung des Credits im Anſchluſſe an eine berufsgenoſſenſchaftliche Organiſation wohl helfen. Die Anarchiſten aber halten am Grundübel, der ſchrankenloſen Concurrenz, feſt und gehen deshalb mit allen ihren Heilverſuchen in die Irre. Da nützen auch ihre Bankvorſchläge nicht viel.

Nach Tuckers Lehre iſt der Wegfall des Zinſes eigentlich der zweite Schritt; er wäre einfach die nothwendige Folge der vollkommenen Bankfreiheit[1]. Dieſe beſagt nicht bloß eine Decentraliſation der Banken, ſondern auch die Aufhebung aller Maßregeln zur Einſchränkung der Notenausgaben und aller Cautelen, um die Deckung der ausgegebenen Noten zu ſichern. Die ſo entſtehende Concurrenz werde, ſo argumentirt man, die Entſchädigung für ein Darlehen auf die Arbeitskoſten zurückſchrauben, alſo auf etwa $^3/_4$ Procent, und ſomit allen die Möglichkeit gewähren, ſich leicht

[1] Nach Proudhon hat hauptſächlich William B. Greene in ſeinem Werk Mutual Banking dieſe Frage behandelt.

Kapital zu verschaffen. Bei diesen Vorschlägen knüpfen die „Selbständigen“ an Proudhon und zum Theil an Josiah Warren an, stellen sich aber offenbar den ganzen Geschäftsmechanismus nach Art der höchstentwickelten englischen und amerikanischen Creditwirtschaft vor; also möglichst geringer Umlauf von barem Gold und von Banknoten.

Braucht jemand Kapitalien zu einem Unternehmen und hat er keinen Besitz, um der Bank Garantie zu leisten, so stellt er einen Wechsel aus; mehrere gutgestellte Freunde stehen mit ihrer Unterschrift dafür gut; er erscheint damit an der Bank und erhebt jetzt ohne Schwierigkeit eine Anleihe. Die Bank liefert ihm auf Credit oder besorgt ihm Creditlieferungen auf Grund des Kapitals ihrer Kunden; hier und da mag sie ihm auch die Anleihe in Banknoten gewähren. Ist einmal alles im Gang, wird das Land von einem Netz Filialbanken umspannt, hat jeder eine Anzahl Geschäfte bei der Bank, sei es mit ihr selbst, sei es auf Grund ihrer Vermittlung, anhängig, so wird kaum mehr mit Geld und nur wenig mit Banknoten gewirtschaftet; die Umschreibung, die Ausgleichung der verschiedenen Geschäfte wird alles regeln, und die einzelnen Gesellschaften werden in gemeinsamen Bureaux ähnlich dem Clearing-House in London und New York ihre Interessen abwickeln.

Soweit wir Einsicht in die Frage haben, scheint es uns, daß die modernen Anarchisten meist von der Warenbank Proudhons absehen und den Kaufleuten anrathen, ihre Waren selbst zu verkaufen.

Wir wollen bei der Kritik der hier in Aussicht gestellten Ordnung viele Voraussetzungen und thatsächliche Unmöglichkeiten ruhig in Kauf nehmen und nur um die Beantwortung der einen Frage bitten. Der Angelpunkt ist ja ein *unbegrenzter Credit*. Aber die Schrankenlosigkeit des Credits muß ihn nothwendig erschöpfen. Und worauf stützt sich denn dieser Credit? Fällt er, so muß das ganze System fallen. Den Anarchisten ist es nicht gelungen, das eben erwähnte Princip, daß die Unbegrenztheit des Credits ihn aufhebt, wissenschaftlich oder auch nur praktisch zu widerlegen. Außerdem wird hier ein wesentlicher Umstand ganz übersehen. Die neuen Banken werden doch irgendwoher ihre Kapitalien beziehen müssen. Nun sehen die Kapitalisten, daß sie durch Anlage ihrer Gelder die Interessen und den Profit aus der Hand geben und ein für allemal verlieren. Was werden sie thun? Sie werden ihr Geld behalten und allenfalls selbst ausleihen, ohne auf den Zins zu verzichten.

Das hat Proudhon wohl eingesehen; darum muß bei ihm *der Staat* den ersten Schritt thun und die Tauschbank gründen. Moderne An-

archiſten werden aber nie um ſtaatliche Hilfe einkommen, und Gewalt will dieſe Schule nicht anwenden. Sie behaupten einfach und glauben, daß die Entwicklung dies alles thun werde. Nehmen wir demgemäß einmal an, alles habe ſich glücklich entwickelt und ſei im beſten Gange. Werden zunächſt die Preiſe und Löhne fallen oder ſteigen? In einer ſo durchſchlagenden Frage müſſen doch die Anhänger desſelben Syſtems übereinſtimmen. Sie werden fallen, antwortet Proudhon[1]. Die Löhne müſſen ſteigen, meint Tucker, wenn auch die Preiſe ſinken[2].

Durch den Wegfall des Zinſes werden die Productionskoſten vermindert, ſo begründet Proudhon ſeine Anſicht; die Waren und die Arbeit werden billiger.

„Die Möglichkeit, ohne große Schwierigkeit Kapital zu erlangen, . . . wird eine beiſpielloſe Nachfrage nach Arbeit zur Folge haben," urtheilt Tucker. „Die Arbeit wird dann in der Lage ſein, ihren Lohn zu beſtimmen."[3] Daß die Preiſe ſinken, leitet Tucker aus der Unmöglichkeit ab, in der neuen Ordnung Profit zu machen.

Mit den Lohnverhältniſſen hat der Amerikaner offenbar recht; aber es kann nicht lange dauern, und das hat er wieder überſehen. Die materielle Arbeit wird ungemein erträglich, die mühevollſten Unternehmungen werden verhältnißmäßig wenig einbringen.

Bald wird der Zudrang zur Arbeit wachſen, die profitloſe Induſtrie wird keine Liebhaber finden; Handel und Wandel wird ungemein leiden, bis ſich wieder einzelne in den Stunden der Noth der Sache bemächtigen und ſich zu Herren der Lage und der Preiſe machen.

Die optimiſtiſchen Anarchiſten rechnen mit dieſen Wirklichkeiten gar nicht. Ihr Glaube an die Menſchheit im Bunde mit ihrem Vertrauen auf die Wunder der freien Concurrenz verführt ſie, in ihrer Theorie das Heil der Welt zu ſehen. Die allmähliche Entwicklung ſoll alles umſchaffen, vorbereiten, herbeizaubern.

Wir rechnen mit den geſchichtlichen Menſchen; ſie ſtimmen nicht zur anarchiſtiſchen Traumwelt. Hier wird eine Widerlegung, welche noch etwas auf den geſunden Menſchenverſtand gibt, ſtets einſetzen müſſen. Darin kommen wir mit Georg Adler überein[4].

---

[1] Idées révolutionnaires (1849) p. 81 ss.
[2] A. a. O. S. 9. [3] A. a. O.
[4] Neue Deutſche Rundſchau IX. 10, S. 1094 ff.

Unſer Geſchlecht iſt ja gewiß einer immer ſteigenden Erhebung, einer zunehmenden Vervollkommnung fähig. Die ſocialen Kräfte ringen nach Gleichgewicht, die Beeinträchtigten nach Erlöſung.

An dieſer Erlöſung gemeinſam, brüderlich, friedlich zu arbeiten ſollte aller Gebot und Freude ſein.

Die Selbſtherrlichkeit des Einzelnen mit dem praktiſchen Wohlwollen gegen alle Mitmenſchen harmoniſch vereinigen —, ſo lautet das Problem. Die allgemeine Wohlfahrt iſt das Ziel. Ueberlegung und Erfahrung lehren, daß nur die Autorität den Menſchen wirkſam zur Erreichung dieſes Zieles anhält. Wer in ihr die Erniedrigung des Menſchen ſieht, hat ſie nicht verſtanden. Daß Millionen verſchiedener Kräfte eine einheitliche Leitung brauchen, um ſich nicht planlos zu verirren, iſt keine Schande. Nur muß man die Autorität als Vernunftforderung erkennen und ſich ihr nicht blind und ſklaviſch, ſondern frei und mit Bewußtſein fügen. So wird die Einſchränkung der Freiheit und Unabhängigkeit zur höchſten vernünftig freien That der ſocialen Erkenntniß.

Stanislaus v. Dunin-Borkowski S. J.

Ein Beitrag zur Geſchichte der bayriſchen Friedensbeſtrebungen an der Neige des Dreißigjährigen Krieges.

Zu Beginn des Jahres 1898 erſchien ein neuer „Beitrag zur Geſchichte der weſtfäliſchen Friedensverhandlungen", welcher in vieler Beziehung Beachtung verdient; es iſt das Werk eines Edelmannes, Hermann Freiherrn von Egloffſtein: „Bayerns Friedenspolitik von 1645—1647."[1] Aufgebaut auf den Ergebniſſen einer emſigen, durch beſondere Umſtände begünſtigten Durchforſchung öffentlicher wie privater Archive, zeichnet dasſelbe ſich aus durch ſtrenge Sachlichkeit und prägnante Knappheit. Politiſche oder confeſſionelle Vorurtheile irgend einer Art ſcheint der Verfaſſer nicht zu kennen; vielmehr verbindet er mit der Scharfſicht des geſchulten Hiſtorikers den Weitblick ſtaatsmänniſcher Auffaſſung. Nichts pflegt leichter,

[1] Vgl. dieſe Zeitſchrift Bd. XV, S. 340 f.

auch von kundigen Hiſtorikern, einſeitig aufgefaßt und häufiger mißverſtanden zu werden als verwickelte, wirr durcheinander ſich kreuzende diplomatiſche Verhandlungen. Nur in ſeltenen glücklichen Fällen geſchieht es wie hier, daß etwas vom wahren Hiſtoriker und etwas vom geborenen Diplomaten in einer Perſon ſich zuſammenfindet. Solchen Vorzügen dankt es die genannte Schrift, daß ſie gegenüber der Bearbeitung des gleichen Gegenſtandes durch Fr. Katt[1], die vom Geiſte des damals wogenden Culturkampfes nicht unberührt geblieben zu ſein ſcheint, zu einer Rehabilitation der Wahrheit ſich geſtaltet. Katt ſcheint ein beſonderes Vergnügen daran zu finden, einen der tüchtigſten und achtbarſten deutſchen Fürſten jener Zeit, Max I. von Bayern, zu verkleinern und zu ſchmähen. Egloffſteins ruhige, actenmäßige Darlegung dagegen wird, wiewohl ſie ſich großentheils auf öſterreichiſche Quellen ſtützt, ohne es zu erſtreben und ohne für des Kurfürſten Maßnahmen Voreingenommenheit zu zeigen, zur befriedigenden Erklärung und Rechtfertigung für deſſen Friedenspolitik. Leider hat Egloffſtein mit dem Zuſtandekommen der Ulmer Capitulation vom 14. März 1647 ſeine Unterſuchungen abgeſchloſſen. Wie es ſcheint, war er gleich Katt[2] der Anſicht, daß damit „die franzöſiſch-bayriſchen Verhandlungen im weſentlichen ſchließen". Daß das nicht ganz zutrifft, zeigen die mehrfachen Nachſpiele, welche die von Egloffſtein näher berichtete diplomatiſche Miſſion des P. Vervaux S. J. nach Paris für dieſen perſönlich im Gefolge gehabt hat. Dieſelben werfen zugleich ein intereſſantes Licht auf die Stellung dieſes Mannes zum Kurfürſten Max I. überhaupt.

Es iſt bekannt, daß ſchon im Sommer 1639 Max I. mit Vorwiſſen des Kaiſers ſeinen Beichtvater P. Vervaux nach Einſiedeln geſchickt hatte, damit er daſelbſt durch den franzöſiſchen General d'Oiſonville als Mittelsperſon mit Cardinal Richelieu über Herbeiführung eines Waffenſtillſtandes verhandle. Ein zweites Mal entſandte der Kurfürſt den gleichen Mann ſeines Vertrauens, im Frühjahr 1545, diesmal nach Paris, unmittelbar zu Cardinal Mazarin, auch jetzt wieder unter Mitwiſſen des Kaiſers. Der Verlauf dieſer diplomatiſchen Miſſion iſt oft erzählt worden, wenn auch meiſtens unvollſtändig. Bougeant[3] gibt ſie in franzöſiſcher Beleuchtung

[1] Die Bayeriſch-Franzöſiſchen Verhandlungen von der Zuſammenkunft in Einſiedeln bis zur Ulmer Capitulation (1639—1647). Göttinger Inaugural-Diſſertation, 1875.

[2] A. a. O. S. 99.

[3] Histoire du Traité de Westphalie III (Paris 1751), 366 s.

und theilt die Denkſchrift mit[1], welche Verdaux im Intereſſe der katholiſchen Kirche Deutſchlands wie ſpeciell auch des kurfürſtlichen Hauſes von Bayern bei dieſer Gelegenheit an de Brienne überreichte.

Es war, wie in frühern Jahrhunderten, ſo auch in jener Zeit nichts Seltenes, daß einfache Ordensleute in wichtigen diplomatiſchen Sendungen verwendet wurden. Mitglieder der verſchiedenſten Orden, Minoriten, Kapuziner, Dominikaner u. ſ. w., begegnen dem Geſchichtsforſcher in der Ausführung ſolcher Aufträge faſt bei allen verwickeltern Verhandlungen an den Fürſtenhöfen jener Zeit, ſelbſt akatholiſche Höfe nicht ausgenommen. Waren doch dieſe Ordensleute gewöhnlich Männer des beſondern Vertrauens, boten ſie mehr Bürgſchaft der Verſchwiegenheit und Unbeſtechlichkeit, war doch ihre Sendung weniger als die weltlicher Herren mit Aufſehen und außerordentlichen Auslagen verbunden. Hier handelte es ſich nun nicht um diplomatiſche Unterhandlungen gewöhnlicher Art, ſondern um nichts Geringeres als die Rettung der ganzen katholiſchen Sache in Deutſchland gegenüber dem durch fremde Hilfe ſiegreichen Proteſtantismus. Um ſo weniger darf es auffallen, daß ein katholiſcher Ordensmann zu ſolcher Miſſion ſich bereit finden ließ. Trotzdem könnte es gerade bei einem Mitgliede der Geſellſchaft Jeſu Befremden erregen, nachdem die geſetzgebende Körperſchaft des Ordens, die V. Generalcongregation 1593, den Angehörigen des Ordens die Einmiſchung in weltliche und politiſche Geſchäfte ſtreng unterſagt[2] und ſowohl der General P. Claudius Aqua-

[1] Im Anhang VI, 457.

[2] Decretum XLVII: Quoniam societas nostra, quae ad fidei propagationem et animarum lucra a Domino excitata est, sicut per propria Instituti ministeria, quae *spiritualia* arma sunt, cum Ecclesiae ntilitate ac proximorum aedificatione sub crucis vexillo finem feliciter consequi potest, quem intendit: ita ei haec bona impediret et se maximis periculis exponeret, si ea tractaret, quae *saecularia* sunt et ad res politicas atque ad Status gubernationem pertinent. Idcirco sapientissime *a nostris maioribus* statutum est, ut militantes Deo, aliis qnae a nostra professione abhorrent, non implicemur.... Censuit Congregatio ab omni specie mala abstinendnm esse, et querelis, qnoad fieri poterit, etiam ex falsis suspicionibus provenientibns occurrendum. Quare presenti Decreto *graviter et severe nostris omnibus interdicit*, ne in huiusmodi publicis negotiis, etiam invitati aut allecti, ulla ratione se immisceant nec ullis precibus ant snasionibus ab Instituto deflectant. (Institutum Soc. Ies. Vol. I [Rom. 1869], 254.)

Decr. LXXIX (= Canon 12): Praecipitnr nostris omnibus in virtute sanctae obedientiae, et sub poena inhabilitatis ad quaevis officia et dignitates ... observatio Decreti XLVII, ne scilicet quispiam publicis et saecularibus Principum negotiis, quae ad rationem Status (ut vocant) pertinent, ulla ratione

viva [1] in ſeinen Reſcripten wie die VII. Generalcongregation 1615 ſich mit genauerer Abgrenzung dieſes Verbotes noch näher beſchäftigt hatten [2].

P. Joh. Vervaux [3] war ein Mann von hohem ſittlichem Ernſte und ſtrengſter Gewiſſenhaftigkeit. Wie der katholiſchen Kirche, ſo war er ſeinem Orden mit hingebender Treue zugethan; aber auch dem bayriſchen Kurfürſtenhauſe, in deſſen Dienſt er vom Rectorat des Trierer Collegs hinweg 1631 berufen wurde, iſt er 30 Jahre hindurch mit unwandelbarem Opfermuthe ein einſichtsvoller und zuverläſſiger Diener geweſen. Daß er dabei nicht Höfling noch Schmeichler war, zeigt ein Brief, den er einſt an den Kurfürſten über die geringen Studienfortſchritte des Thronfolgers geſchrieben hat [4]. Die wegwerfende, hämiſch verkleinernde Behandlung, welche ſeinem Andenken in der „Allgemeinen deutſchen Biographie“ [5] zu theil geworden iſt, hat dieſer edle Prieſter nicht verdient.

Daß Max I. bei der geheimen Sendung nach Paris zunächſt auf Vervaux die Augen richtete, erklärt ſich zum Theil daraus, daß ein Bruder desſelben als Profeſſor der Sorbonne zur Zeit in Paris lebte, und Vervaux, wie es ſcheint, auch andere einflußreiche Verbindungen in der franzöſiſchen Hauptſtadt nicht fehlten. Sicher jedoch war weit mehr das hohe Vertrauen maßgebend, welches der Kurfürſt auf die Treue und Einſicht dieſes Prieſters ſetzte. Trotz des Mißerfolges ſeiner Sendung war es im folgenden Jahre Maximilians Wunſch, Vervaux' ausgezeichnete Kräfte vollſtändig im Dienſte des Staates zu verwerthen und in ſeinem oberſten Rathe ihm Sitz und Stimme einzuräumen.

---

se immiscere neo etiam quantumvis per quoscumque requisitus aut rogatus eiusmodi politicas res tractandi curam suscipere audeat vel praesumat. Et serio commendatur Superioribus, ne permittant nostros iis rebus ullo modo implicari (l. c. 265).

[1] Geboren zu Neapel 1543; Ordensgeneral vom 19. Februar 1581 bis zum 31. Januar 1615.

[2] Decr. XLVI, l. c. p. 305.

[3] Geboren den 1. December 1586, trat er als Prieſter in die Geſellſchaft Jeſu ein am 28. October 1618, lehrte ſechs Jahre die Philoſophie und ein Jahr Moraltheologie, wurde dann Rector des Collegiums zu Trier. Er wird gerühmt wegen außerordentlicher Liebe zu Leiden und Entſagung, muſterhaften Gehorſams und unermüdlicher Thätigkeit im Beichtſtuhl, welcher erſt ſeine Todeskrankheit ein Ende zu ſetzen vermochte. Vom Tage ſeiner Profeßablegung an trug er eine Abſchrift der vier Profeßgelübde zur ſteten Erinnerung beſtändig um ſeinen Hals befeſtigt.

[4] Vgl. Fr. Schmidt, Geſchichte der Erziehung der Bayeriſchen Wittelsbacher (Berlin 1892) S. 375.

[5] XXXIX, 638.

Für den Ordensgeneral, P. Vincenz Caraffa, war es peinvoll, einem ſo hervorragenden und mächtigen Gönner des Ordens einen abſchlägigen Beſcheid ertheilen zu müſſen. Dennoch that er ſo unter dem 3. November 1646 mit aller Entſchiedenheit unter Berufung auf die Statuten des Ordens. Um eine etwaige Verſtimmung des Kurfürſten zu lindern, ließ er gleichzeitig demſelben durch P. Vervaux die Anzeige machen, daß 3000 heilige Meſſen und ebenſoviele Roſenkranzgebete von den Mitgliedern des Ordens für den Kurfürſten und die Wohlfahrt des kurfürſtlichen Hauſes würden dargebracht werden. P. Vervaux ſelbſt ließ er durch den P. Aſſiſtenten von Deutſchland bald noch eine genauere Erklärung des Verbotes zugehen, übereinſtimmend mit den frühern Reſcripten Aquavivas: Wenn er privatim vom Kurfürſten um ſeine Meinung befragt werde, ſo könne er zur Gewiſſensleitung desſelben antworten, was vor Gott ihm recht erſcheine; von der Theilnahme an collegialen Verhandlungen ſolcher Angelegenheiten mit den Räthen des Kurfürſten müſſe er ſich jedoch völlig fernhalten, und er möge in dieſer Beziehung beim Kurfürſten mit aller Beſcheidenheit ſich entſchuldigen.

Der Kurfürſt gab nun zwar in der Hauptſache nach, wünſchte aber, daß P. Vervaux, um die Lage der Dinge ſtets richtig und in der ganzen Ausdehnung zu überſchauen, den Sitzungen des Staatsrathes wenigſtens als ſtummer Zeuge anwohnen dürfe. Caraffa ſchwieg und ließ es geſchehen. So ſehr auch dies ſeinen Wünſchen entgegen war, glaubte er doch, hier einen Widerſpruch nicht mehr entgegenſtellen zu müſſen. „Es ſind etwa zwei Jahre her," ſchreibt er ſpäter (13. Februar 1649) an den Provincial in München, P. Laurentius Keppler, „daß der Kurfürſt von mir verlangte, den P. Vervaux zu ſeinem Rathe herbeiziehen zu können, und ich mußte damals geſtatten (permittere debui), daß jener, wenn der Kurfürſt es befehle, den Rathsſitzungen beiwohnen dürfe, jedoch nur als Zuhörer, nicht aber ſo, daß er vor den andern Räthen ſein Gutachten abgebe; dies ſolle nur privatim geſchehen, ſoweit es zur Gewiſſensleitung des Kurfürſten gehöre."

Das Widerſtreben, mit welchem der Ordensgeneral hierin den Wünſchen des Kurfürſten ihren Lauf gelaſſen hatte, ſollte ſchon bald gerechtfertigt werden. Kaum war die Ulmer Capitulation vom 14. März 1647, durch welche Maximilian vermittelſt eines Separatwaffenſtillſtandes mit Frankreich und Schweden ſein armes Land vor völliger Niedertretung zu retten ſuchte [1],

[1] Die Gründe und Auffaſſungen, welche von bayriſcher Seite für dieſen Schritt maßgebend waren, erſieht man wohl am beſten aus P. Vervaux' eigener Darſtellung Annales Boicae gentis. Pars III, lib. 32, n. VI (ed. Francof. 1710), III, 505.

öffentlich bekannt geworden, als ein Sturm des Unwillens losbrach, nicht ſo ſehr gegen das Haus Bayern, als gegen P. Vervaux, auf den nun alle Schuld abgeladen wurde. Beſtürzt ſchrieb an dieſen der Ordensgeneral am 4. Mai 1647: „Ich ſchreibe an Ew. Hochwürden, nicht ſo ſehr weil ich glaube, daß Sie einer Mahnung bedürfen; ich muß es aber dennoch thun, da, wie ich höre, allenthalben an den Höfen der großen Potentaten es zum Nachtheil des guten Rufes unſerer Geſellſchaft das Tagesgeſpräch bildet, wie mir ſpeciell vom Hofe eines ſehr hochgeſtellten Fürſten gemeldet wird, Ew. Hochwürden ſeien der Urheber oder wenigſtens der Mitberather geweſen (auctorem et consuasorem), daß der Kurfürſt von Bayern vom Kaiſer ſich trennte. In einem Briefe, der an jenen Fürſten gerichtet wurde, heißt es wörtlich[1]: ‚Noch ſchwankte der Kurfürſt von Bayern in ſeinem Entſchluſſe und war bereits nahe daran, beim Kaiſer auszuharren, und ſchon wünſchten die Räthe ſich dazu Glück, da gerade führte der Teufel den Beichtvater Sr. Durchlaucht mit dem ganzen Jeſuitenſchwarm daher, von München nach Waſſerburg, wo der Kurfürſt ſich eben aufhielt. Die reden nun dem durchlauchtigen Kurfürſten ein, es ſei nicht nur im Gewiſſen ihm erlaubt, ſondern er ſei geradezu verpflichtet, jene Losſagung [vom Kaiſer] zu bewerkſtelligen.‘ Sie können ſich nun keine Vorſtellung machen, was alles infolge dieſer Nachricht an übeln Nachreden und Anfeindungen über uns ergangen iſt. Auch unſere Freunde möchten wiſſen, was man von all dem zu halten habe, und wie wir, deren Ordensinſtitute die Einmiſchung in Staatsgeſchäfte ſtricte zuwiderläuft, in dieſer Sache uns werden rechtfertigen können. Andere vermehren noch das allgemeine Geſchrei, indem ſie behaupten, Ew. Hochwürden ſeien ſchon vor etwa zwei Jahren dazu nach Paris gereiſt, um über dieſen Separatfrieden des Kurfürſten zu verhandeln, zum Nachtheile des Kaiſers und der Fürſten des Reiches. Die anerkannte Tugend Ew. Hochwürden läßt mich glauben, daß Sie auch hierin unſchuldig ſind. Nichtsdeſtoweniger möchte ich von Ew. Hochwürden erfahren, wie ich gegenüber den andern Fürſten Ew. Hochwürden, und in Ihrer Perſon unſere ganze Geſellſchaft, rechtfertigen ſoll. Nicht als ob ich, ein gewöhnlicher Sterblicher (unus de grege), mir herausnehmen wollte, an den politiſchen Entſchließungen und Maßnahmen ſo hoher Fürſten Kritik

[1] Mit dieſem kurzſichtigen Parteibericht vergleiche man die actenmäßige Darſtellung bei Egloffſtein oder *T. Pfanneri* Historia Pacis Westphalicae lib. IV, n. 70 (ed. 3, Gothae 1697, p. 496).

zu üben, ſondern nur, damit ich den andern Fürſten den Nachweis liefern kann, daß in dieſer Sache die Unſrigen ſich innerhalb der rechten Schranken gehalten und bei ihrem Leiſten geblieben ſind."

Als Vervaux im März 1645 die Miſſion an Mazarin übernahm, war P. Caraffa noch nicht Ordensgeneral [1]. Sein Vorgänger, P. Vitelleschi, war am 9. Februar 1645 geſtorben, und in der frühern Correſpondenz desſelben mit P. Vervaux findet ſich über derlei diplomatiſche Aufträge keine Spur. Sicher hatte P. Vervaux ſeine Sendung an Mazarin vor allem in dem Sinne aufgefaßt, zur Rettung der bedrohten katholiſchen Sache in Deutſchland bei dem mächtigen Kirchenfürſten, der damals unumſchränkt das Staatsruder Frankreichs lenkte, das katholiſche Gewiſſen wachzurufen. Daß er ſich den ſtrengen Vorſchriften des Ordens gegenüber zu rechtfertigen vermochte, beweiſt die Antwort Caraffas vom 15. Juni 1647:

„In vollem Maße zufriedengeſtellt haben mich Ew. Hochwürden durch Ihr Schreiben vom 24. Mai, in welchem Sie überzeugend und beweiskräftig jeden Verdacht von ſich entfernen, als hätte durch Ihren Rath oder auf Ihren Antrieb hin der Kurfürſt von Bayern zu der Losſagung vom Kaiſer ſich beſtimmen laſſen. Was mich angeht, ſo war dies vorher ſchon meine Meinung im Vertrauen auf die Tugend Ew. Hochwürden, welches mich nicht daran zweifeln ließ, daß Sie die einem Ordensmanne und insbeſondere unſerem Inſtitute geſteckten Schranken in keiner Weiſe überſchreiten würden. Es freut mich aber, daß ich jetzt einen [authentiſchen] Bericht über den Hergang der Sache habe, damit ich diejenigen beruhigen kann, welche argwöhnten, Ew. Hochwürden hätten ſich hier über die rechten Schranken einigermaßen hinweggeſetzt [2].

„Die Antwort des durchlauchtigen Kurfürſten auf meinen Brief, betreffend die Theilnahme Ew. Hochwürden an den Sitzungen ſeiner Räthe, habe ich [ſeiner Zeit] mit gebührender Ehrfurcht empfangen, und da

[1] Er wurde gewählt am 7. Januar 1646 und ſtarb am 8. Juni 1649.

[2] Satisfecit me abunde Reverentia V^a literis suis 24. Maii scriptis, quibus bene et solide repellit a se omnem suspicionem, quasi suasu ipsius vel impulsu inductus fuisset Serenissimus Elector ad secessionem a Caesare faciendam. Et ego quidem prius id in animum iam induxeram meum, fretus virtuti Reverentiae V^ae, qua mihi persuadebam limites viri religiosi et Instituti nostri minime praetergressuram. Nunc gaudeo me habere narrationem rei gestae, ut satis quoque possim facere iis, qui subdubitabant plusculum provectam extra cancellos Reverentiam V^m.

Se. Durchlaucht gnädig geruhten, auf das einzugehen, was ich vorgestellt hatte, so glaubte ich in schuldiger Rücksicht auf die vielen Geschäfte Sr. Durchlaucht, nicht weiter mit dieser Angelegenheit ihn behelligen zu sollen. Aber aus dem wenn auch unbegründeten, so doch überall verbreiteten üblen Gerede über Ew. Hochwürden können Se. Durchlaucht jetzt abnehmen, wie berechtigte Ursache ich gehabt habe, soweit es auf mich ankam, durch demüthigste Bitten diese Sache von uns abzuwehren."

Die Stellung P. Vervaux' war eine um so schwierigere, da nicht nur der Kaiser dem Kurfürsten von Bayern mißtraute und Spanien dem Herzog heftig grollte, sondern auch die von der päpstlichen Curie vertretene Politik unter Innocenz X. in den letzten Stadien der westfälischen Friedensverhandlungen mit dem, was Maximilian I. für die einzige Rettung hielt, keineswegs einverstanden war. Diese Anschauungen, wie hauptsächlich der päpstliche Nuntius in Köln sie vertrat, wurden in einer lateinischen Schrift[1] unter dem Pseudonym Ernestus de Eusebiis schon 1646 in Deutschland verbreitet. Von Bayern aus hatte man in dem Irenicus auf das Aufsehen erregende Buch geantwortet; aber Ernestus de Eusebiis stand zu einem Gegenschlage bereit. So versteht sich ein neuer Brief des Ordensgenerals vom 16. Mai 1648:

„Unser Heiliger Vater hat in einer Unterredung, die ich neulich mit Sr. Heiligkeit hatte, mir bedeutet, er wünsche, daß auf das letzte Werk, das unter dem Namen Ernestus de Eusebiis über den Frieden Deutschlands jetzt erschienen ist, von seiten der Unsrigen nichts weiter geantwortet werde. Da nun die allgemeine Ansicht ist, daß ein anderes, unter dem Titel Irenicus erschienenes Werk, gegen welches jener Autor sich wendet, die Arbeit Ew. Hochwürden ist, so wünsche ich sehr, daß Sie nunmehr von jeder weitern Antwort Abstand nehmen und sich mit aller Bereitwilligkeit des Herzens als einen gehorsamen Sohn des Heiligen Stuhles bewähren. Daß dies der Fall sein wird, dafür bürgt mir Ew. Hochwürden erprobte Tugend.

---

[1] Iudicium theologicum super quaestione: an pax, quslem desiderant Protestantes, sit secundum se illicita? Ex principiis christianis, sententiâ veteris Ecclesiae Summorumque Pontificum deductum: Iis, qui publica tractant, conscientism suam curant, aut alienam dirigunt, lectu utile ac necessarium. Operâ ac studio Ernesti de Eusebiis civis Romani; sumptibus et typis Theodosii de Sicecela Armona. Ecclesiopoli ad Insigne Pietatis anno 1646. 4°. 62 p. Die zahlreichen Schriften für und wider, welche diese Broschüre hervorrief, vgl. bei *Sommervogel*, Bibliothèque de la Compagnie de Jésus VIII (Paris 1898), 983.

„P. S. Ich hatte dies bereits geſchrieben, als Se. Heiligkeit mir mittheilen ließ, Sie habe Kenntniß davon, daß eine Schrift abgefaßt worden und in der Kanzlei des Kurfürſten von Bayern noch vorhanden ſei, in welcher behauptet werde, Se. Heiligkeit habe zu den Bedingungen oder Artikeln des Friedens, welche der Kaiſer und der Kurfürſt den Akatholiſchen [Ständen des Reiches] vorgeſchlagen haben, Ihre Zuſtimmung ausgeſprochen, und als den Verfaſſer dieſes Schriftſtückes betrachtet man Ew. Hochwürden. Da nun aber, was da von einer Zuſtimmung Sr. Heiligkeit behauptet wird, von der Wahrheit ſehr weit entfernt iſt, ſo kann ich mir nicht einreden, daß ſo etwas, bei dem der Nachweis der Unwahrheit ſo leicht erbracht werden könnte, von Ew. Hochwürden ſollte geſchrieben ſein. Laſſen mich daher Ew. Hochwürden ſo bald als möglich genau wiſſen, was Sie in dieſer Sache gethan haben, und richten Sie Ihren Brief ſo ein, daß derſelbe, wenn nöthig, Sr. Heiligkeit vorgelegt werden könne."

Je mehr man dem endlichen Abſchluſſe des Weſtfäliſchen Friedens ſich näherte, deſto mehr wuchſen die Sorgen und Bedrängniſſe des Ordensgenerals im Hinblick auf einen ſonſt ſo ausgezeichneten und gewiſſenhaften Untergebenen, dem aus den drangvollen Verhältniſſen, in welchen er an der Seite ſeines Kurfürſten ausharren mußte, oft eigenthümliche Zwangslagen erwuchſen. Noch war P. Vervaux' Verantwortung auf die neue Anklage nicht in den Händen des Ordensgenerals, als P. Caraffa ſchon wieder (22. Juni 1648) ſorgenvoll nach Braunau (Brunovium) an P. Vervaux ſchreiben mußte:

„Den Brief Ew. Hochwürden vom 13. vorigen Monats habe ich erhalten, und darin ſtimme ich völlig Ew. Hochwürden bei, daß wir mit Aufgebot aller Kräfte eine Beleidigung des durchlauchtigen Kurfürſten vermeiden müſſen. Es iſt ja bekannt, wieviel unſere Geſellſchaft dieſem trefflichen Fürſten zu danken hat, zu dem ſie allezeit nicht nur wie zu einem Mäcen, ſondern auch wie zu einem liebevollen Vater aufblicken durfte. Ich bin jedoch überzeugt[1], würde dieſem ſo einſichtigen Fürſten einmal in ganz

[1] Illud vero mihi persuadeo: si sapientissimo Principi humillime exponatur, quantum damni incumbere poaset Societati nostrae minimae ex eo, quod Reverentia V^a meras partes internuntii (prout loquitur) agat, fovendo commercia literarum de rebus odiosis alterutri parti Principum de pacis bellive foederibus adeo ab Instituto nostro alienis, nunquam tam duras partes imponeret R^ae V^ae aut ab ipsa exigeret cum tanto incommodo nostrae religionis, quod citra cuiuspiam offensam tractari posset per Secretarios vel Ministros alios S^ae Serenitatis. Novit R^a V^a laborare se iam apud externos famâ quasi implicantis ae negotiis politicis plus quam deceat religiosum Societatis. Suspecta est ipsi Summo

beſcheidener Weiſe auseinandergeſetzt, welch großer Schaden über unſere ganze geringſte Geſellſchaft hereinbrechen könnte infolge des Umſtandes, daß Ew. Hochwürden auch nur, wie Sie ſagen, den bloßen ‚Vermittler' machen bei einer Correſpondenz, deren Inhalt einer andern Partei von Fürſten höchſt mißliebig iſt, nämlich Bündniſſe betreffend über Krieg und Frieden, was doch unſerem Inſtitut ſo ſehr entgegen iſt: der Kurfürſt würde dann nie und nimmer Ew. Hochwürden eine ſo drückende Rolle auferlegen, noch zum ungeheuern Schaden unſeres Ordens etwas von Ihnen verlangen, was ohne Anſtoß für irgend jemanden ganz wohl durch andere Secretäre und Diener Sr. Durchlaucht geleiſtet werden könnte. Ew. Hochwürden wiſſen, daß Sie bereits bei den Auswärtigen in dem Ruſe ſtehen, als miſchten Sie ſich mehr, als einem Religioſen der Geſellſchaft zuſteht, in politiſche Geſchäfte. Selbſt dem Papſte ſind Sie verdächtig als Verfaſſer eines Schriftſtückes, über das ich Ihnen neulich geſchrieben und einer Antwort noch entgegenſehe. Auch von andern ſehr hochſtehenden Fürſten werden Sie als der angeſehen, welcher zum Separat-Waffenſtillſtand oder der Losſagung des Kurfürſten vom Kaiſer im vorigen Jahre den Rath gegeben habe. Was würden nun erſt dieſe Fürſten ſagen, wenn ſie erführen, daß Ew. Hochwürden über einen neuen Separat-Waffenſtillſtand die Correſpondenz führen! Und doch liegt es auf der Hand, daß dies bald herauskommen wird; denn dieſe andern Fürſten haben überall ihre überaus ſcharfſichtigen Späher, und in dieſen Kriegszeiten können Briefe gar leicht aufgefangen werden. Wenn daher Ew. Hochwürden in dieſer Angelegenheit auch nur den Schreiber abgeben oder den Vermittler machen, ſo werden doch die Auswärtigen die Sache ſo auffaſſen, als ob Sie die Rolle eines Rathes oder Secretärs ausfüllten, und ſo wird die ganze Gehäſſigkeit, die aus ſolchen Projecten naturgemäß entſtehen muß, auf uns zurückfallen. Deshalb, da wir Gutes zu wirken haben nicht nur vor Gott — denn daß Ew. Hochwürden dieſes thun, daran zweifle ich

Pontifici de conditâ scripturâ quadam, de qua alias monui et responsum etiamnum opperior. Existimatur ab aliis etiam Principibus supremis suasor fuisse armistitii seu secessionis a Caesare anno superiori. Quid nunc non dicerent iidem, si rescirent R^m V^m fovere commercia literarum de armistitio altero, prout pronum est vulgari statim, cum sagacissimos habeant Principes alii rerum ubique indagatores et intercipi facile possent literae his bellicis temporibus. Quare licet R^a V^a merum in iis scriptorem ageret vel internuntium, putabitur tamen ab externis partes Consiliarii vel Secretarii obire et redundabit in nos invidia, quae nata est sequi eiusmodi consilia. . . .

nicht —, ſondern auch vor den Menſchen, und da wir ganz ebenſo wie beim Kurfürſten von Bayern, ſo auch beim Papſte, beim Kaiſer und den andern höchſten Potentaten, von welchen wir abhängen, einen Anſtoß vermeiden müſſen, ſo bitte ich Ew. Hochwürden, ſich beſcheiden und demüthig von ſolchen Aufträgen und Arbeiten loszubitten, welche jene zum Unwillen reizen könnten, und ſich, entſprechend der Norm unſeres Inſtituts, lediglich auf die Gewiſſensangelegenheiten zu beſchränken. Sehen Sie auch zu, ob es ſich nicht empfehle, dem Kurfürſten nahezulegen, daß er bei dieſen hochwichtigen Fragen, wo es ſich um das Gewiſſen handelt, auch andere Geiſtliche und Ordensleute zum Rath herbeiziehe, damit nicht, wenn die Sache übel ausläuft, die ganze Wucht der Gehäſſigkeit ausſchließlich unſere Geſellſchaft treffe. Ich hoffe, daß Se. Durchlaucht bei ihrer großen Liebe zu uns dieſen meinen Erwägungen wohlwollendes Gehör geben und Ew. Hochwürden von einer ſo gehäſſigen Function erlöſen werde."

Gegenüber dem Verdachte des Papſtes hatte unterdeſſen P. Vervaux ſeine Unſchuld darzuthun gewußt; am 25. Juli 1648 ſchreibt ihm P. Caraffa nach Salzburg[1]:

„Die Briefe Ew. Hochwürden vom 9. Juni und 4. Juli habe ich erhalten. Ich habe Sorge getragen, daß der erſtere an der richtigen Stelle zur Mittheilung gebracht werde, und ich hoffe, daß derſelbe Se. Heiligkeit befriedigen werde. Was den letztern betrifft, ſo kann ich den Geiſt des religiöſen Gehorſams, der aus demſelben ſpricht, nur lebhaft anerkennen, ſowie auch die Art und Weiſe, wie Sie verſucht haben, auf gute Art von dem Pariſer Briefwechſel loszukommen, damit nicht, wie Ew. Hochwürden ganz richtig einſehen, daraus für unſere Geſellſchaft eine Gefahr entſtehe.

„Es iſt mir überaus ſchmerzlich, daß der Kurfürſt, der mir höher gilt als mein eigenes Leben, ſich dadurch verſtimmt zeigt. Ich habe ihm in der Sache geſchrieben und lege hier eine Abſchrift bei. Es iſt mein Wunſch, daß Ew. Hochwürden Sr. Durchlaucht in allem nach Kräften dienen, was nur nach Ihrem Urtheil nicht eigentlich Staatsgeſchäfte ſind. In dieſen aber iſt es ſchon mit Rückſicht auf das Gemeinwohl des Ordens für Ew. Hochwürden nicht angezeigt, hervorzutreten, und mit Rückſicht auf

---

[1] Accepi datas a R^{a} V^{a} 9. Iunii et 4. Iulii. Priores communicari curavi iis, quibus oportuit et spero Sanctissimo Domino Nostro facturas satis. In posterioribus valde probo studium religiosae obedientiae, quod in iis elucet, et modum praeterea, quo suaviter conata est se subducere a commercio literarum Parisiensium. . . .

Canon XII der fünften Generalcongregation glaube ich hierin auch keine Dispens gewähren zu können. Ew. Hochwürden mögen ſelbſt überlegen, ob es ſich nicht empfehle, dem durchlauchtigſten Kurfürſten dieſen Canon der Generalcongregation einmal vorzuzeigen."

Jetzt endlich ſchien dem beſorgten Obern des Ordens die fortwährende Beängſtigung wegen P. Vervaux' heikler Stellung in München einigermaßen benommen zu werden; in ſeinem Briefe vom 29. Auguſt 1648 athmet er erleichtert auf:

„Aus den beiden Schreiben Ew. Hochwürden vom 24. Juli und 6. Auguſt erſehe ich Ihre eifrige Bereitwilligkeit, zu gehorchen, indem Sie ſich, ſoweit es geſchehen kann, den diplomatiſchen Geſchäften (negotiis aulicis) entziehen, und das macht mir ſehr große Freude. Ueberaus viel Gehäſſigkeit wird dadurch von uns abgewehrt, und ich hoffe, daß nun der durchlauchtigſte Kurfürſt in ſeiner Huld ſolche uns verbotene Dienſtleiſtungen von den Unſrigen nicht mehr verlangen wird."

Doch ſchon in den nächſten Monaten drohte ein neuer Sturm. Das angekündigte Werk des Ernestus de Eusebiis war wirklich erſchienen [1] und erregte in ganz Deutſchland und über deſſen Grenzen hinaus ein ungeheures Aufſehen. Es enthielt nicht nur die empfindlichſten Anklagen gegen den Verfaſſer des Irenicus, ſondern auch heftige Ausfälle gegen die um jeden Preis den Frieden ſuchenden katholiſchen Fürſten des Reiches, namentlich aber gegen den Kurfürſten von Bayern, und dieſer fühlte ſich dadurch in hohem Grade verletzt. Unglücklicherweiſe war der Hauptverfaſſer des pſeudonymen Werkes, wie dem Kurfürſten nicht verborgen geblieben war, der in Konſtanz lebende Jeſuitenpater Heinrich Wagenereck. Derſelbe ſchrieb im directen Auftrage des Kölner Nuntius, dem er ſeine Manuſcripte einlieferte. Er hatte weder vorauszuſehen noch zu verhindern vermocht, daß an verſchiedenen Stellen von fremder Hand Einſchiebungen von entſcheidender Bedeutung gemacht wurden [2]. P. Vervaux, der ſeinerſeits von

[1] Responsum theologicum super quaestione: an pax, qualem desiderant protestantes, quaeque nunc Monasterii et Osnabrugi tractatur, sit secundum se illicita? Pro principiis Christianis, et veteris Ecclesiae Catholicae, summorumque Pontificum ac SS. PP. sententiâ, in iudicio theologico Ernesti de Eusebiis, civis Romani explicatâ et demonstratâ, a Quodam anonymo notis clancullariis oppugnatâ. S. l., anno Christi 1648. 4°. 174 p.

[2] Der Nuntius ſelbſt gab dies zu, wie P. Caraffa am 12. März 1649 an den Provincial in München, P. Keppler, ſchreibt. Der Brief Caraffas iſt gedruckt bei Döllinger-Reuſch, Geſchichte der Moralſtreitigkeiten II (Nördlingen 1889), 319 ff.

Wagenerecks Beziehungen zum Nuntius nichts ahnte, wollte nun wieder in die Schranken treten, um ſeinen Kurfürſten und zugleich auch ſeine eigene frühere Schrift, den Irenicus, zu rechtfertigen. Aber auch P. Wagenereck hatte neue Aufträge und hatte bereits weiteres Manuſcript an den Nuntius eingeliefert[1]. Da trat P. Caraffa ins Mittel, verbot P. Verdaux aufs beſtimmteſte jede weitere Schrift in dieſer Sache und ſuchte vorſichtig, ſoweit es nur anging, auch P. Wagenereck aus der gefährlichen Angelegenheit zu ziehen. P. Verdaux, der in dieſem Streite der Angegriffene und ſchwer Gekränkte war und deſſen Stellung am Hofe des Kurfürſten durch den Vorfall ſehr peinlich gemacht wurde, benahm ſich in der ganzen Angelegenheit muſterhaft, eines wahren Ordensmannes würdig. Dennoch erreichten die Mißſtimmungen gegen ihn mit dem Abſchluſſe des Weſtfäliſchen Friedens (24. October 1648) noch nicht ihr Ende. P. Caraffa ſelbſt, der dieſen Mann ſonſt mehr als andere zu ſchätzen wußte, ſah ſich veranlaßt, unter dem 13. Februar 1649 an den Münchener Provincial, P. Laurentius Keppler, über ihn zu ſchreiben:

„Ich bringe in Erfahrung, daß dort bei Ihnen und in den benachbarten Provinzen [des Ordens] heftige Animoſitäten beſtehen wegen des Beichtvaters des Kurfürſten von Bayern. Allenthalben glaubt man von ihm, daß er in die Entſchließungen des Kurfürſten und in politiſche Angelegenheiten mehr als recht iſt ſich einmiſche; andererſeits aber hat mich P. Verdaux wiederholt verſichert, daß er, ſoweit es nur ohne ſchwere Verſtimmung (sine gravi offensa) des durchlauchtigſten Kurfürſten geſchehen kann, ſolchen Dingen ſich entziehe und ſich ſorgfältig innerhalb der durch Canon XII der fünften Congregation gezogenen Schranken zu halten ſuche. Wenn ich nun auch glaube, daß dieſes Gerede [gegen ihn] den wahren Sachverhalt ſtark übertreibe, ſo mögen doch Ew. Hochwürden mit Ihren Conſultoren die Sache genau unterſuchen, ob etwas Wahres daran iſt, und ob er einer Mahnung bedürfe, und wenn dem ſo ſein ſollte, ihn in meinem Namen väterlich ermahnen, daß er doch nicht ſeiner Mutter [der Geſellſchaft Jeſu] eine ſolche Gehäſſigkeit auflade.... Wenn über das hinaus [was ich vor zwei Jahren geſtatten mußte] jetzt irgend etwas geſchieht, ſo mögen Ew. Hochwürden darauf achthaben und die Sache abſtellen.“

[1] Es handelte ſich um ein neues Werk, den Apologeticus; Wagenereck ſchrieb darüber am 5. Februar 1649 direct an den Papſt. Vgl. *Sommervogel*, Bibliothèque VIII, 983.

Der üble Ruf, in welchen P. Verdaux infolge ſeiner Dienſte während der Weſtfäliſchen Friedensverhandlungen gerathen war, bildete auch den Hauptgrund, weshalb der folgende Ordensgeneral, P. Goswin Nickel, zur Herausgabe des großen hiſtoriſchen Werkes, das P. Verdaux auf Wunſch des Kurfürſten von Bayern ausgearbeitet hatte, die Erlaubniß verweigerte und den Vorſchlag machte, daß lieber einer der kurfürſtlichen Beamten die Verantwortung des Werkes auf ſeinen Namen übernehmen möchte, weil, wie der General am 9. Januar 1655 ſich ausdrückt, „P. Verdaux um ſo mehr für parteiiſch wird angeſehen werden, je näher er dem durchlauchtigſten Kurfürſten verbunden iſt; dann aber auch, weil er bei Perſonen des höchſten Anſehens, ſelbſt aus der Zahl der Cardinäle, hier zu Rom große Vorurtheile gegen ſich hat auf Grund von Actionen, welche er, wie man glaubt, während der Friedensverhandlungen — entgegen dem Urtheile mehrerer derſelben — betrieben haben ſoll“ [1]. Erſt nach P. Verdaux' Tode erſchien im Jahre 1662 ſein großes Werk, die Annales Boicae gentis, das Denkmal ſeiner treuen Anhänglichkeit an Bayern und das kurfürſtliche Haus. Es trug ohne weitern Vorbemerk den Namen des bayriſchen Kanzlers Adlzreiter.

Otto Pfülf S. J.

Die Erſcheinungen von Ebbe und Fluth im Zuſammenhang mit dem Copernicaniſchen Weltſyſtem.

Ein weiterer [2] Beitrag zur Galilei-Literatur.

In dem reichen Schatze werthvoller Handſchriften der vaticaniſchen Bibliothek wurde kürzlich ein bisher faſt unbeachtet gebliebenes Schriftſtück aufgefunden, welches ſich bald als einer der erſten von Galilei ſelbſt über das copernicaniſche Weltſyſtem geſchriebenen Aufſätze herausſtellte.

Die aus verſchiedenen Schriften beſtehende Nummer (manuscritto miscellaneo Vaticano) 8193 enthält in ihrem zweiten Theile von Blatt

[1] *Sommervogel*, Bibliothèque III, 707.

[2] Vgl. hierzu den Aufſatz in dieſer Zeitſchrift Bd. LII, S. 361 ff., wo die Erſcheinung der Sonnenflecke in ähnlicher Weiſe beſprochen wurde.

517—526 eine lange vergebens gesuchte Abhandlung Galileis über Ebbe und Fluth. Wie der anscheinend von anderer Hand geschriebene Titel[1] besagt, entstammt das Schriftstück Galileis eigener Feder und wurde von ihm zu Rom am 8. Januar 1616 in der Villa Medici auf Veranlassung seines Gönners, des Cardinals Alexander[2] Orsini, niedergeschrieben.

Schon im Jahre 1876—1878 beschrieb der bekannte Joh. B. de Rossi, indem er das Inventar der lateinischen Bände der vaticanischen Bibliothek zusammenstellte, im zehnten Bande auch diese Nummer 8193, ohne jedoch anzugeben, daß es sich um ein „Autograph" handle, und so findet sich auch im Index Auctorum von Monaci nur die kurze Angabe: Galilei Galilaeus 8193 (p. 2*). Monsignor Ehses, der Director des historischen Institutes der Görres-Gesellschaft zu Rom, notirte vor Jahren bereits Titel, Datum und Ort der Abhandlung, ohne jedoch derselben weitere Aufmerksamkeit zu schenken.

So blieb die Sache bis zum November 1898, als Professor Marchesini, ein Hauptmitarbeiter an der neuen Florenzer Ausgabe der Werke Galileis, die vaticanische Bibliothek besuchte, um daselbst ein Sonett Galileis zu vergleichen. Es kam die Rede auf etwaige sonstige galileische Schriftstücke. Der Vice-Bibliothekar G. Cozza-Luzi meinte, es müsse sich noch sonst etwas finden. Er nahm den erwähnten 10. Band des de Rossischen Inventars zur Hand und fand daselbst die Nummer 8193. Kaum hatte der mit den Handschriften Galileis überaus vertraute Professor Marchesini die Schrift vor Augen, als er sie als ein wirkliches Autograph erkannte und auf Wunsch des Bibliothekars hierüber ein schriftliches Zeugniß[3] hinterließ.

Durch weitere Vergleiche mit andern Handschriften Galileis ward die Sache bald über allen Zweifel erhaben, und es erübrigte nur noch, eine

---

[1] Der Titel lautet wörtlich also: Trattato | del Flusso e Reflusso del | mare composto da Galileo Galilei | (—) | ad istanza | (— —) | dell' Ill.mo e Rev.mo Sig. Card. Flavio | Orsino | *scritto di propria sua mano* | in Roma, àgli 8 di Gennaio | *1616* | mentre egli stava per le persecutioni (de) | *ricevute* | dagli emoli snoi | sequestrato alla Trinità de | Monti | nel giardino de' Medici.

[2] Auf dem Titel heißt es irrthümlich Flavius Orsini. Dieser Flavius oder auch Fulvius Orsini war bereits im Jahre 1581 verstorben. — Die zwei durch Klammern (— —) angedeuteten Lücken des Titelblattes sind von der Tinte zerfressen; wahrscheinlich stand hier der von Galilei selbst geschriebene einfachere Titel.

[3] Il codice Vaticano Latino 8193, Parte II, contiene da carte 517 a car. 526 il Trattato del flusso e reflusso del mare di Galileo Galilei. È a mio gindizio certamente autografo del grande Filosofo.

Roma, 23 novembre 1898. Prof. Umberto Marchesini.

möglichſt genaue und getreue Veröffentlichung des merkwürdigen Fundes zu veranſtalten. Dies iſt unterdeſſen ebenfalls beſorgt, und zwar unter der bewährten Aufſicht des Vice-Bibliothekars in den Abhandlungen der päpſtlichen Akademie der Nuovi Lincei[1], wo die Schrift 24 Druckſeiten füllt. Außerdem hat der Herausgeber eine Einleitung vorausgeſchickt, der wir die obigen Daten entnahmen; eine willkommene Beilage bildet ein photographiſches Facſimile des Schluſſes der Abhandlung, wo Galilei ſich unterzeichnet als Galileo Galilei, Filosofo e Matematico primario del Serenissimo Granduca di Toscana.

Es handelt ſich hier nun zwar nicht um eine bisher unbekannte Schrift des vielgenannten Philoſophen. Dieſelbe findet ſich bereits im 5. Bande der neueſten Florentiner Ausgabe[2] der Werke Galileis, wo die Herausgeber allerdings (S. 374) hinzufügen, daß ihnen bei der Drucklegung nicht die urſprüngliche Handſchrift Galileis, ſondern zahlreiche mehr oder weniger getreue, oft nicht wenig entſtellte Abſchriften vorgelegen hätten.

Der mühſamen Arbeit, aus denſelben den urſprünglichen, von Galilei ſelbſt gewollten Sinn kritiſch herauszuſchälen, ſind wir nunmehr plötzlich enthoben, und es iſt jetzt leicht, ſich über den Stand der Controverſe im Jahre 1616 ein Urtheil zu bilden. Bekanntlich bildet dieſes Jahr eine der wichtigen Epochen im Leben Galileis, indem ihm hier zum erſtenmal in Rom von autoritativer Seite Stillſchweigen in Bezug auf den heftig entbrannten Streit über das copernicaniſche Weltſyſtem auferlegt wurde, ohne daß ihn im übrigen irgend welche Strafe getroffen hätte[3].

Aus jenem Jahre ſtammt die erſte amtliche Erklärung Roms, indem ein Decret der Congregation des Index (vom 5. März) „die pythagoreiſche Lehre" von der Bewegung der Erde und dem Stillſtand der Sonne für falſch und der Heiligen Schrift durchaus zuwiderlaufend erklärt[4].

---

[1] Memorie della Pontificia Accademia dei Nuovi Lincei. Serie iniziata per ordine della S. D. N. S. Papa Leone XIII. Volume decimoquinto. Roma 1899. p. 417—440.

[2] Le Opere di Galileo Galilei. Volume quinto. Firenze 1895.

[3] Näheres findet ſich in unſerer Schrift „Nikolaus Copernicus, der Altmeiſter der neuern Aſtronomie", Ergänzungsheft 72 zu den „Stimmen aus Maria-Laach" (Freiburg, Herder, 1898) S. 131. Wir citiren dieſelbe M. C. (Müller-Copernicus).

[4] Et quia etiam ad notitiam praefatae Sacrae Congregationis pervenit, falsam illam doctrinam Pythagoricam divinaeque Scripturae omnino adversantem de mobilitate terrae et immobilitate solis ... jam divulgari et a multis recipi...

Daß vor allem dem wenig klugen Vorgehen Galileis diese erste Entscheidung zu verdanken ist, steht außer Zweifel, ohne daß man deshalb die theologischen Qualificatoren von aller Schuld übereilter Entscheidungen freizusprechen braucht. Hatte doch Cardinal Bellarmin bereits 1615 ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, daß man in Bezug auf die Erklärung der Heiligen Schrift vorsichtig zu Werke gehen müsse, sobald ein bindender Beweis für das copernicanische Weltsystem vorliege[1].

Lag nun ein solcher Beweis vor? Diese Frage ist bis auf den heutigen Tag mit einem entschiedenen „Nein" zu beantworten. Zwar war es der innigste Wunsch Galileis, einen solchen zu liefern. Sein Ehrgeiz spornte ihn zu fortgesetztem Suchen nach demselben. Hier glaubt er ihn in den Erscheinungen von Ebbe und Fluth gefunden zu haben. Sehen wir uns denselben etwas näher an. Allerdings müssen wir uns mit einem kurzen Auszuge des genannten Aufsatzes begnügen; doch erlauben die beständigen Hinweise auf die Schrift selbst jedem, sich zu überzeugen, daß wir getreu den Gedankengang Galileis wiedergeben.

Einleitend erklärt er mit freundlichen Worten an seinen Gönner Cardinal Orsini, hiermit dessen Wunsche nachzukommen, das ausführlicher und schriftlich aufzuzeichnen, was er vor etwa zehn Tagen mündlich auseinandergesetzt habe. Alles, was bisher über die merkwürdige Erscheinung der Gezeiten von den verschiedensten Gelehrten geschrieben worden sei, befriedige niemanden, während seine Erklärung allen Anforderungen genüge[2].

Es handelt sich hier, fährt er fort, nicht um eine Anschwellung[3] der Gewässer, sondern um eine örtliche Fortbewegung derselben, deren Hauptgrund nicht wie bei den Flüssen in der Abschüssigkeit des Bodens zu suchen ist. Auch können Wind und Stürme die so regelmäßig sich wiederholende Erscheinung unmöglich erklären[4]. Vielmehr erinnert dieselbe an die Bewegung einer Flüssigkeit in einem Gefäße, das nicht etwa in senkrechter, sondern in wagerechter Richtung hin und her bewegt wird. Tragen wir ein solches hinreichend weites Gefäß von einem Orte zum andern, indem wir dabei die Schnelligkeit unserer Schritte bald hemmen bald beschleunigen,

[1] Vgl. M. C. S. 130.

[2] Satisfà à tutti i particolari sintomi et (sic) accidenti. Wir citiren mit Beibehaltung der alten Schreibweise stets nach der erwähnten Ausgabe der Accad. dei Nuovi Lincei (A. N. L.) p. 417.

[3] Rigonfiamento e ristringimento, gewissermaßen ein Sichaufblähen und Zusammenziehen. Ebd. p. 418.

[4] Ebd. p. 419.

ſo gewahren wir (ohne daß wir dem Gefäß irgend welche Neigung gäben) ein Hin- und Herſchwanken des flüſſigen Inhalts [1].

Die Sache läßt ſich noch beſſer veranſchaulichen durch eine zum Theil mit Waſſer gefüllte Barke. Solange die Barke ſtille ſteht, hat das in ihr enthaltene Waſſer eine vollkommen wagerechte Oberfläche; beginnt die Barke ſich in Bewegung zu ſetzen, ſo bleibt das in ihr enthaltene Waſſer zunächſt hinter dieſer Bewegung zurück. Es erhebt ſich im Hintertheile der Barke, ſenkt ſich hingegen im Vordertheil. Erſt allmählich folgt es der Bewegung der Barke, die ganz gleichmäßig dahingleitet. Läuft dieſe dann etwa auf eine Sandbank, oder wird ihr ſonſtwie plötzlich Halt geboten, ſo gehorcht die Flüſſigkeit im Innern nicht ſofort dieſem Gebote, ſondern ſie ſetzt ihre Bewegung noch eine Zeitlang fort, indem ſie ſich gegen den vordern Theil der Barke aufbäumt, ſogar über den Rand hinausſchlägt, zumal wenn das Feſtſtehen der Barke urplötzlich erfolgt. Die Heftigkeit der Bewegung der in der Barke enthaltenen Waſſermaſſe hängt hierbei offenbar von der Heftigkeit der veränderten Beſchleunigung der Barke ab [2].

Einen ganz ähnlichen Fall glaubt nun Galilei in den Erſcheinungen von Ebbe und Fluth vor ſich zu haben. Die Meeresbecken ſind das Gefäß (die Barke); dieſe werden von der bald ſchneller bald langſamer dahingleitenden Erde in ihrer Bahn um die Sonne voranbewegt; dabei können ſie der bald beſchleunigten bald verzögerten Bewegung des Beckens nicht ſofort Folge leiſten, und es entſteht ſomit ein Aufbäumen der Gewäſſer an der einen Seite der Geſtade (die Fluth), ein Niederſinken an der andern (die Ebbe). Dieſer Wechſel ſteht durch die Erfahrung feſt; mithin geſtattet er uns einen Rückſchluß auf die Bewegung der Erde.

Bei dieſem kühnen Schluſſe drängt ſich nun allerdings zunächſt die Frage auf, woher denn eine ſolche bald beſchleunigte bald verzögerte Erdbewegung herrühren ſoll. Galilei iſt um die Erklärung keineswegs verlegen, nimmt ſogar zu einer erläuternden Figur ſeine Zuflucht, die wir der größern Anſchaulichkeit halber nebenſtehend getreu wiedergeben [3].

Der größere Kreis $AFGI$ ſtelle die Bahn der Erde um die Sonne dar, der kleinere $BCDL$ bezeichne die Erdkugel, welche ſich in 24 Stunden um ihre etwas gegen die Erdbahn geneigte Achſe dreht [4].

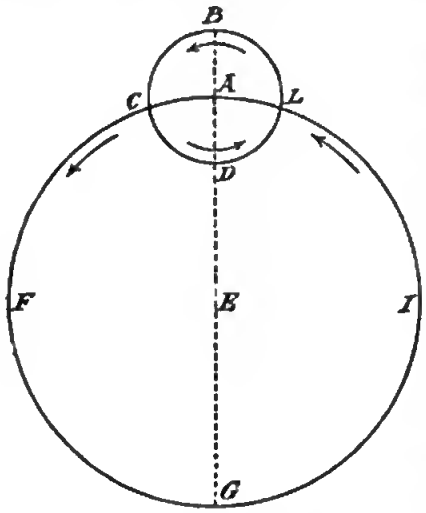
---

[1] A. N. L. p. 420. [2] Ebd. p. 421.

[3] Ebd. p. 422. — Um Raum zu erſparen, haben wir den Maßſtab auf ungefähr die Hälfte verkleinert.

[4] Der größern Anſchaulichkeit halber und um weitere Erklärungen überflüſſig

Galilei nimmt nun an (was freilich der Wahrheit nicht entſpricht), daß A, der Mittelpunkt der Erde, ſich mit gleichförmiger Bewegung in 365 Tagen im Kreiſe um die Sonne bewege[1]. Kreiſen dabei gleichzeitig die Punkte (der Erdoberfläche) $BCDL$ um A, ſo entſteht offenbar in der Fortbewegung dieſer Punkte um E eine ungleichförmige Bewegung[2]. C und L werden für die augenblickliche Stellung ſich gleichmäßig mit A fortbewegen; B hingegen, welches A überholen muß, eilt ſchneller dahin; D mit entgegengeſetzter Bewegung um A erleidet in ſeiner Fortbewegung um E eine Verzögerung. Da nun jeder Punkt der Erdoberfläche (in nicht allzu großer Entfernung vom Erdäquator) dieſe vier Hauptpunkte in je 24 Stunden zu durchlaufen hat, ſo muß dieſer Wechſel der Bewegung eine täglich ſich wiederholende Periode der Gezeiten zur Folge haben[3].



Ohne eine ſolche Bewegung der Erde um ſich ſelber und ihres Mittelpunktes um die Sonne würden die Erſcheinungen von Ebbe und Fluth gar nicht ſtattfinden; mithin haben wir in dieſer doppelten Bewegung die Haupturſache der Gezeiten zu ſuchen. So lautet der kühne Schluß des gefeierten Gelehrten[4].

Galilei iſt ſich übrigens wohl bewußt, daß dieſe ſeine Erklärung mit der Erfahrung wenig übereinſtimmt, weshalb er die Abweichungen der Erſcheinung von den aus ſeiner Theorie folgenden Geſetzen durch weitere Nebenurſachen zu erklären ſucht. Er findet deren nicht wenige.

Zunächſt rechnet er hierhin die natürliche Schwere der Gewäſſer, deren Gewicht ſie nöthigt, aus der unnatürlichen Lage wieder in den Zuſtand des Gleichgewichtes zurückzukehren; ja die hierdurch entſtandene Rückbewegung wird ſich ſelbſt in umgekehrter Richtung noch eine Zeitlang fortſetzen und ſo ein regelmäßiges Hin- und Herſchwanken herbei-

---

zu machen, haben wir uns erlaubt, die Richtung dieſer Bewegungen durch die beigefügten Pfeile anzudeuten.

[1] A. N. L. p. 423. [2] Ebd. p. 423 u. 424. [3] Ebd. p. 425.

[4] E questa potremo noi domandare cagione primaria dell' effetto, senza la quale esso del tutto non sarebbe. Ebd. p. 426.

führen, ähnlich der Bewegung eines aus ſeiner ſenkrechten Lage aufgeſtörten Pendels.

Wie bei letzterem die Dauer der einzelnen Schwingungen von der Länge der Stange oder des Fadens abhängt, ſo wird hier die kürzere oder längere Dauer von der Ausdehnung der Meere abhängen; ja ſelbſt die Tiefe derſelben iſt von Bedeutung, indem ſie die Periode verkürzt; dabei iſt wohl zu beachten, daß eine Höhenänderung ſich am Meeresgeſtade zeigt, während auf hohem Meere nur eine horizontale Fortbewegung der Fluthen ſtattfindet[1].

In einem künſtlichen Gefäße würde außerdem eine Biegſamkeit desſelben das Wogen des flüſſigen Inhalts beeinfluſſen können. Dächten wir uns z. B. unſere oben als Beiſpiel angeführte Barke aus elaſtiſchem Stoffe verfertigt, ſo würden ſelbſt deren einzelne Theile ſich nicht immer und nothwendig mit derſelben Geſchwindigkeit bewegen. Nicht als ob die Meeresbecken als elaſtiſch anzuſehen wären, wohl aber bleibt zu bedenken, daß wegen der ungeheuern Ausdehnung derſelben das eine Geſtade eine beſchleunigte Bewegung haben kann, während das andere eine Hemmung erfährt, wie z. B. in obiger Figur die Punkte B und C[2].

Das Vorſtehende macht es auch erklärlich, weshalb ſich die Flutherſcheinungen in Seen und kleinern Meeren nicht zeigen; bei ihnen iſt der Unterſchied in der Fortbewegung der einzelnen Waſſertheile ein geringer; zudem kehren ſie in kurzen Schwingungen wieder zurück, ſo daß der Hauptgrund ſozuſagen nicht zum Durchbruch gelangen kann[3].

Nun bleibt allerdings noch ein Haupteinwurf zu beſeitigen: Wenn die Sache ſich alſo verhält, wie kommt es dann, daß die beiden Hauptphaſen der Erſcheinung, Ebbe und Fluth, ſich in Zwiſchenräumen nicht von zwölf, ſondern von ſechs Stunden folgen?[4]

Galilei macht ſich ſelbſt dieſen Einwurf; doch meint er ihn zu löſen mit der Behauptung, es ſei dies eine zufällig am meiſten (im Mittelmeer) beobachtete Periode, die keineswegs nothwendig anderswo ihresgleichen habe. Daß eine ſolche Periode die gewöhnliche ſei, iſt ihm eine irreführende Anſicht[5], wodurch einige ſogar[6] in Unkenntniß der wahren

[1] A. N. L. p. 427. [2] Ebd. p. 428 u. 429.

[3] Ebd. p. 430. [4] Ebd. p. 431.

[5] L'esser dunque stato creduto i periodi de' flussi e reflussi esser di 6. hore (sic) in 6. hore, è stato un' ingannevole opinione, la quale hà poi fatto favoleggiare gli scrittori con molte vane fantasie. Ebd. p. 432.

[6] Es iſt dies eine Anſpielung auf Keplers Erklärungsverſuche, die der Wahrheit weit näher kamen als Galileis Phantaſien.

Urſache in den Mondbewegungen und ähnlichen Phantaſien den Grund der Gezeiten zu finden glaubten.

Endlich erklärt ſich auf dieſe Weiſe auch unſchwer, warum gewiſſe in der Richtung des Meridians ſich erſtreckende Meere (wie z. B. das Rothe Meer) kaum eine Fluthwelle zeigen [1]. Ueberdies ſind die Meerengen, Buchten, kurz die Geſtaltungen der verſchiedenen Meere in Betracht zu ziehen [2].

So, meint Galilei, wird es nicht ſchwer werden, allen Phaſen der Erſcheinung gerecht zu werden. Wirken nun die Haupt- und Nebenurſachen zuſammen, ſo wird einerſeits die Fluth mit größerer Heftigkeit auftreten, andererſeits die Ebbe eine größere Ausdehnung aufweiſen. Heben ſie ſich gegenſeitig auf, ſo verſchwindet die Wirkung [3]. Solch ein Verſchwinden der Wirkung kann auch durch den Zuſammenſtoß verſchiedener in entgegengeſetzter Phaſe ſich befindender Meere eintreten.

Außer den heftigen Stürmen wirken ſelbſt große, in verhältnißmäßig kleine Meere ſich ergießende Ströme und Flüſſe als ſtörender Factor in dem Auftreten der Gezeiten. Es gilt dies z. B. vom Schwarzen Meere. Ebenſo kann eine plötzliche Meerenge, wie die von Sicilien, der Fluthwelle ſich hindernd entgegenſtellen [4].

Ein letzter Beweis für die Richtigkeit dieſer Anſchauungen ſcheinen die regelmäßigen Windrichtungen in den Tropen zu ſein. Auf der ungeheuern Fläche der dortigen Oceane, meint Galilei, kann die Lufthülle nicht mit derſelben Schnelle die Drehung der Erde mitmachen, wie dies bei hohen in dieſelbe hineinragenden Gebirgen der Fall iſt — daher ihr Zurückbleiben, daher die von Oſt nach Weſt gerichteten regelmäßigen Luftſtröme jener Himmelsſtriche [5].

„Viele ähnliche Betrachtungen", ſo ſchließt Galilei, „könnte ich noch anſtellen, wollte ich mich auf kleinere Einzelheiten einlaſſen. Weit, weit mehr ließen ſich deren machen, hätten wir ein reiches, ausführliches, wahrheitsgetreues Beobachtungsmaterial, zuſammengetragen von erfahrenen und ſorgfältigen Beobachtern der verſchiedenſten Länder. Ein Vergleich ſolcher Daten mit der aufgeſtellten Hypotheſe würde es uns ermöglichen, mit größerer Schärfe auseinanderzuſetzen und zu begründen, was wir bisher über das ſo ſehr in Dunkel gehüllte Problem geſagt haben. Wenigſtens glaube ich

---

[1] A. N. L. p. 433. [2] Ebd. p. 434. [3] Ebd. p. 435.
[4] Ebd. p. 436. [5] Ebd. p. 437 u. 438.

mich rühmen zu können, durch die entworfene Skizze die Naturforſcher zum eifrigen Studium der von mir zuerſt angeregten Idee veranlaßt zu haben. Ob es ſich dabei um eine eitle Träumerei handle, deren Trugbild leicht nachzuweiſen ſei, muß ich dem Urtheile folgerichtiger Denker überlaſſen.“ [1]

„Sollten ſich übrigens meine philoſophiſch-aſtronomiſchen Gründe in der Folge als unſtichhaltig erweiſen, ſo bliebe für die, welche ſolchen Nachweis liefern würden, nichts anderes übrig, als ihrerſeits die wahren Gründe der fraglichen Erſcheinung darzulegen. Sollten ſie dies nicht können, nun ſo bliebe uns nichts anderes übrig als das Geſtändniß, daß Gott uns den wahren Grund verborgen halte. Dann wäre es freilich beſſer, ſo zeitraubende eitle Studien aufzugeben und ſich nach unſerem Können und Berufe auf heilbringendere Fragen zu verlegen.“ [2]

Das iſt alſo die von Galilei aufgeſtellte Theorie der Gezeiten, mit deren Beweiskraft er das geſamte Ptolemäiſche Weltſyſtem aus den Angeln zu heben glaubte — eine Theorie, die heutzutage kaum mehr einer Widerlegung bedarf, die in ſich ſelbſt ſo viel des Unfaßbaren und Haltloſen enthält, ſo viel des Verſchwommenen und Dehnbaren, daß ſie ſich einfachhin allen möglichen Thatſachen anpaſſen läßt. Die Schlußworte Galileis laſſen es hinlänglich herausfühlen, wie wenig er ſelbſt von der Unanfechtbarkeit ſeiner Theorie überzeugt war. Kann man es da ſeinen wiſſenſchaftlichen Gegnern übelnehmen, wenn ſie erklärten, auf ſo verſchwommene Theorien hin ihre Anſicht über die Erdbewegungen nicht ändern zu können?

Wenn dann der andere von Galilei aus den Erſcheinungen der Sonnenflecke hergenommene Beweis ebenſo hinkte [3] wie dieſer, wenn endlich Galilei außer dieſen Gründen den von Copernicus bereits angeführten keine neuen hinzuzufügen wußte: wo ſind dann ſeine wirklichen, ſo oft in übertriebener Weiſe geprieſenen Verdienſte um dieſes Syſtem?

So viel ſteht wenigſtens feſt, daß dieſe Galileiſche Gezeitentheorie in keinem phyſikaliſchen Lehrbuche Aufnahme gefunden hat. Es genügt, das erſte beſte zur Hand zu nehmen, um zu erkennen, daß der Hauptgrund der Erſcheinung gerade da zu ſuchen iſt, wo ihn Galilei zu ſuchen für

---

[1] Dieſe Stelle haben wir nahezu wörtlich wiedergeben wollen. Vgl. a. a. O. p. 439.

[2] Mit dieſen Worten (a. a. O. p. 440) ſchließt Galilei ſeine Abhandlung. Es folgt nur noch die gewohnte complimentäre Schlußformel nebſt Unterſchrift.

[3] Vgl. unſern oben S. 521, Anm. 1 angeführten Aufſatz.

überflüssig, ja für lächerlich hielt. Wie mitleidig, ja verächtlich drückt er sich aus über die, welche im Monde einen Hauptfactor der Erscheinung zu sehen glaubten![1] Selbst der große Kepler scheint ihm hier in unverzeihliche Kindereien zu verfallen![2]

Bekanntlich sind Ebbe und Fluth eine Folge der Anziehung, welche vor allem der Mond, aber auch die Sonne auf die feste Erde und ihre Gewässer ausübt. Wegen ihrer leichten Beweglichkeit können und müssen die Wasser der Oceane dieser Anziehung, auf der dem Monde zugewandten Seite *mehr*, auf der vom Monde abgewandten Seite (der größern Entfernung halber) *weniger* Folge leisten, als dies bei den starr verbundenen Theilen der festen Erdtheile der Fall ist. So entstehen auf diesen beiden Seiten die bekannten Wasseransammlungen, eigentliche Wasserberge. Der dem Monde zugewandte Berg eilt sozusagen infolge der stärkern Anziehung dem Erdkerne voraus, der vom Monde abgewandte bleibt hinter demselben zurück. Vom Erdmittelpunkte aus gemessen erheben sich also beide über die gewöhnliche Spiegelhöhe. Obschon die Anziehung, die der Mond auf die Erde ausübt, weit geringer ist als die der Sonne, so ist doch der Unterschied für zwei entgegengesetzte Punkte des Erddurchmessers der ungeheuern Entfernung von der Sonne wegen ein viel unmerklicherer. Im übrigen können wir den geduldigen Leser, der weitern Aufschluß über diese wahren Ursachen der Flutherscheinungen wünscht, auf irgend ein beliebiges Handbuch der Physik verweisen. Uns genügt es, dieselben hier angedeutet zu haben.

Von all diesem finden wir bei Galilei keine Silbe. Unrichtig ist es, wenn er behauptet, die Gewässer der hohen See erhöben sich nicht über ihr gewöhnliches Niveau; unrichtig und verfehlt ist es, wenn er meint, das Meer nehme eine bloß schiefe Stelle ein, d. h. während die Gewässer der nach Osten gerichteten Gestade Ebbe aufwiesen, fänden wir an dem westlichen die Flutherscheinung; es ist ein großer Irrthum, wenn er behauptet, die sechsstündige Periode sei eine zufällige Erscheinung des Mittel-

[1] Mentre ignorandone le vere cagioni son ricorsi à vane chimere di moti di Luna ò di altre fantasie. A. a. O. p. 433.

[2] Selbst 16 Jahre später schreibt er noch in seinen bekannten Dialogen: „Es erregt vor allem mein Erstaunen, daß der sonst so gescheite und scharfsinnige Kepler, der doch die verschiedenen Erdbewegungen so genau kannte, in diesem Punkte einem gewissen Einfluß des Mondes auf die Gewässer, gewissen verborgenen Kräften und ähnlichen Kindereien glaubte den Vorzug geben zu müssen." *Galilei*, Opere complete (Firenze 1842) p. 499.

meeres. Galilei, der ſo manche Beziehungen zu Venedig, der einſtigen Königin der Meere, hatte, hätte wohl in dieſem Punkte beſſer unterrichtet ſein können.

Wenn ſchon zu Anfang unſerer chriſtlichen Zeitrechnung ein Poſidonius, Strabo, Cicero, Plinius[1] den Zuſammenhang von Ebbe und Fluth mit den Stellungen von Sonne und Mond kannten, ſo hätte Galilei doch wohl im 17. Jahrhundert dieſe Sache nicht überſehen dürfen.

Dazu kommt noch, daß Galilei ſehr bald auf das Waghalſige ſeiner Theorie aufmerkſam gemacht wurde. De Dominis, Erzbiſchof von Spalatro, hatte in Rom im Jahre 1624 eine Schrift über Ebbe und Fluth veröffentlicht, in der er als wahren Grund der Erſcheinungen die Anziehung des Mondes anführte. Mario Guiducci ſchreibt hierüber unterm 6. September desſelben Jahres an Galilei[2], daß der Jeſuitenpater Graſſi ſich bei ihm mit vielem Lobe über jenes Werk geäußert habe. Dabei kam die Rede auch auf Galileis Theorie, von der es hieß, daß ſie wohl geiſtreich ſei, aber den Thatſachen widerſpreche. Gerade bei dieſer Gelegenheit that derſelbe Pater den wohl zu beherzigenden Ausſpruch: „Fände man für die Bewegung der Erde einen wirklichen Beweis, ſo wären allerdings die Stellen der Heiligen Schrift, wo von der Ruhe der Erde und der Bewegung des Himmels die Rede iſt, anders auszulegen; dies ſei das (maßgebende) Urtheil des Cardinals Bellarmin.“[3]

Kepler hatte ſeine gerechten Bedenken gegen Galileis Anſicht[4]; in ſeiner epochemachenden, bereits im Jahre 1609 veröffentlichten Schrift De motibus stellae Martis finden wir die zwiſchen der Erde und dem Mond

---

[1] Marinorum aestuum accessus et recessus motu lunae guberuatur, ſchreibt Cicero (2 Divin. 14 in fine), während wir bei Plinius (Hist. nat. l. 2, c. 97) leſen: Aestus maris accedere et reciprocare, maxime mirum, plnribus quidem modis, verum *causa in sole lunaque.* Bis inter duos exortus Lunae affluunt, bisque remeant, vicenis quaternisque semper horis . . . ancillante sidere, *trahenteque secum avido haustu maria.*

[2] Opere complete IX (Firenze 1852), 65.

[3] Dieſes gewiß unverdächtige Zeugniß Guiduccis wollen wir ſeiner Wichtigkeit halber hier mit deſſen eigenen Worten wiedergeben: Il Padre disse, che quando si trovasse una dimostrazione per detto moto, converrebbe interpretare la Sacra Scrittura altrimenti che non s'è fatto ne' luoghi dove si favella della stabilità della Terra, o moto del Cielo, e questo *ex sententia Cardinalis Bellarmini.* Die letzten Worte ſind unterſtrichen. Vgl. M. C. p. 130.

[4] Vgl. *Frisch,* Kepl. Op. omnia I, 64.

ſtattfindende Anziehungskraft in klarer und draſtiſcher Weiſe beſchrieben. „Würden Mond und Erde nicht durch irgend eine Kraft auseinandergehalten, ſo würde die Erde um $^1/_{54}$ der Entfernung zum Monde hinauf-, dieſer um $^{53}/_{54}$ zur Erde herabſteigen. Würde die Erde aufhören, die Gewäſſer der Meere anzuziehen, ſo würden dieſe ſämtlich zum Monde hinaufſtrömen. . . . Die Anziehungskraft des Mondes erſtreckt ſich eben bis zur Erde und ſammelt die Waſſermaſſen unter der heißen Zone an, und zwar immer nach jenem Orte hin, über dem er ſich ſenkrecht befindet. Dieſe Wirkung iſt unmerklich in den Binnenmeeren; bemerklich wird ſie, ſobald das Meer Raum genug hat zur Entfaltung der Erſcheinung, ſo daß daſelbſt die Geſtade ringsum zu Tage treten und ſelbſt das Waſſer ſich aus den dort befindlichen Buchten zurückzieht. Es kann dies ſogar in Buchten geſchehen, die nahezu unter dem Monde liegen, indem ſie eben ihr Waſſer zur Bildung des Waſſerberges inmitten des Oceans hergeben müſſen.“ [1] Kepler erklärt ganz richtig, weshalb die Hochfluth an gewiſſen Orten verſpätet, d. h. nach der Culmination des Mondes, eintritt, weil eben der Waſſerberg öfter auf Hinderniſſe ſtößt und ſomit der (ſcheinbaren) Mondbewegung nicht ſchnell genug folgen kann.

In ſeinen Anmerkungen zu Plutarchs Buch De facie in orbe Lunae führt Kepler weiter aus, daß man ſich dieſe Anziehung des Mondes nicht etwa als eine Art „Waſſerſucht“ (non in quantum humida vel humectans), ſondern als eine Anziehung zwiſchen gleichartigen Maſſen, als Maſſenanziehung zu denken habe [2].

Wir geben gerne zu, daß auch dieſe Vorſtellungen Keplers noch mancher Vervollkommnung fähig waren. Und in der That wurden dieſelben durch die ſpätern Arbeiten von Newton, Bernoulli, Euler, Maclaurin, Laplace, Lubbock, Whewell und andern ſo vervollkommnet, daß die Löſung des ſchwierigen Problems einen vollſtändigen Abſchluß erlangt hat, inſofern es ſich dabei eben um den Hauptfactor handelt. Sogar die zufälligen, einigermaßen beſtändigen Urſachen, über die Galilei ſich in ſeiner Abhandlung ſo weit verbreitet, ſind heutzutage derart feſtgelegt, daß man Karten mit gleichen Fluthzeiten oder ſogen. Iſorrhachien anfertigen konnte, daß man die Fluthzeiten der einzelnen Küſten und Häfen der mathematiſchen Berechnung unterwerfen kann. Bei all dieſen Vervollkommnungen

[1] Op. omnia III, 151 (455).
[2] Op. omnia VIII, p. 1, p. 118, n. 90.

mußte Galileis Theorie unberückſichtigt in den Hintergrund treten, während man auf der von ihm als Kinderei verſpotteten Keplerſchen ſtets weiterbauen konnte.

Doch vielleicht hat Galilei ſeine Anſicht ſpäter geändert? Denn bekanntlich liegen zwiſchen dem obigen Schreiben von 1616 und der Veröffentlichung ſeiner Dialoge (1632) 16 volle Jahre, in denen ſich wohl manch werthvolles Beobachtungsmaterial hätte ſammeln laſſen.

Wir können dieſe Frage kaum mit Ja beantworten; denn in letzterem Buche[1] hören wir den ſtreitbaren Vorkämpfer der copernicaniſchen Lehre ganz dieſelben Sachen wiederum vorbringen. Auch hier bewegt ſich ihm die Erde in einfacher Kreislinie mit gleichförmiger Bewegung um die Sonne[2], und doch hatte Kepler längſt die doppelte Unwahrheit dieſes Satzes dargethan. Allein wir wollen milde urtheilen und annehmen, Galilei habe hiervon der einfachern Darſtellung wegen abſehen wollen; allerdings wäre dann eine dies andeutende Bemerkung wohl am Platze geweſen. Auch hier finden wir den (hinkenden) Vergleich der Meeresbecken mit einem vorangetragenen Waſſerbehälter. Mit einem Worte: Galilei geht in keinem Punkte von ſeiner 1616 bereits vorgetragenen Anſicht ab. Er beginnt ſogar ſeine Auseinanderſetzung mit der durchaus unhaltbaren, oben bereits angeführten Behauptung, die Erſcheinungen von Ebbe und Fluth ſeien bei ruhender Erde geradezu unmöglich[3], während man bei richtiger Auffaſſung des wahren Grundes leicht einſieht, daß wir ganz dieſelben Erſcheinungen haben würden, wenn nicht bloß der Mond, ſondern auch die Sonne die Erde umkreiſten.

Eines jedoch ſcheint Galilei im Laufe der vielen Jahre begriffen zu haben, daß er nämlich bei ſeinen Erklärungen doch den Lauf des Mondes nicht ganz außer acht laſſen könne. Sind doch die ſeltſamen Erſcheinungen der Spring- und Nippfluth zur Zeit des Voll- und Neumondes eine allzu ſehr in die Augen ſpringende Erſcheinung.

Es iſt ſehr belehrend, zu ſehen, wie Galilei ſich hier windet und dreht, um ſeiner einmal aufgeſtellten Theorie auch dieſe „monatliche“

[1] Dialogo intorno ai due massimi sistemi del Mondo Tolemaico e Copernicano. Op. cit. I (p. 451 sq.).

[2] I moti attribniti al globo terrestre; il primo annno ... altro ... in ventiquattro ore ... *chiascheduno per se stesso uniforme*... A. a. O. p. 462. Auch finden wir hier die gleiche oben angeführte Figur.

[3] Quando il globo terrestre sia immobile, non si possa naturalmente fare il flusso e reflusso del mare. Ebd. p. 452.

(eigentlich ſollte es heißen: halbmonatliche) Periode einzufügen. Er geſteht ein, daß es ihn Stunden, Tage, ja ganze Nächte ernſten Nachdenkens gekoſtet habe, den Schlüſſel zu dieſem Räthſel zu finden; daß er manchmal in der Verzweiflung, eine Löſung zu entdecken, verſucht geweſen ſei, an den (übereinſtimmenden) Berichten der Thatſachen zu zweifeln [1]. Es war ihm ein wahrer „gordiſcher Knoten“ [2]; allein es gelang ihm deſſen Löſung, ſagen wir beſſer: er zerhieb ihn!

Die Löſung lag ſo nahe: ſtehen Sonne und Mond in Conjunction (wie beim Neumond) oder in Oppoſition (wie zur Zeit des Vollmondes), ſo wirkt die Anziehung beider Geſtirne in gleichem Sinne, die Wirkung iſt eine verſtärkte; ſtehen ſie hingegen in Quadratur (wie zur Zeit des erſten und des letzten Viertels), ſo heben ihre Gezeitenwirkungen ſich wenigſtens theilweiſe gegenſeitig auf.

Doch dieſe Löſung paßte nicht in Galileis Ideengang; lag die Sache ſo einfach, ſo zerfiel ſein großartiger Beweis (grandissima proposizione) [3] in ein Nichts zuſammen; es mußte deshalb auf andere Weiſe Rath geſchafft werden. Allerdings hofft er, daß dabei das Verſtändniß ſeiner Leſer den Mangel ſeiner Erklärung ergänzen werde [4].

Und nun ſucht er darzuthun, daß der Mond in ſeinem Kreiſen um die Erde genau ſo, wie er es mit Hilfe ſeiner obigen Figur für die Punkte des Erdäquators nachgewieſen zu haben glaubte, beim Durchlaufen der der Sonne zugewandten Seite ſeiner Bahn eine Verzögerung, bei der entgegengeſetzten eine Beſchleunigung in ſeinem Fluge erfahre. Da nun Erde und Mond gewiſſermaßen ein zuſammengehöriges Pendel um die Sonne bilden, ſo muß dieſe Beſchleunigung oder Verzögerung des Mondes auch auf die Erdbewegung ihren Einfluß ausüben, hier eine monatliche Störung hervorrufen, und dieſe ſoll dann die Veranlaſſung der außergewöhnlichen Flutherſcheinungen ſein. Dabei überſieht Galilei vollſtändig, daß bei dieſer Erklärungsweiſe nur bei Vollmond eine Springfluth, bei Neumond eine

---

[1] Quant' ore, quanti giorni, e più, quante notti abbia io trapassate in questa specolazione: e quante volte, disperato di poterne venire a capo, abbia per mia consolazione di me medesimo fatto forza di persuadermi, a guisa del l'infelice Orlando, che potesse non esser vero quello che tuttavia la testimonianza di tanti nomini degni di fede mi rappresentava inanzi agli occhi. Ebd. p. 484.

[2] Ebd. p. 485. [3] Ebd. p. 452.

[4] Farò forza qnanto potrò alla mia dura espressiva, alla cui ottusità supplirà l'acutezza del vostro ingegno. Ebd. p. 486.

Nippfluth eintreten müßte, während der Erfahrung gemäß in beiden Fällen Springfluth eintritt.

Hier lag außerdem die Frage nur allzu nahe, ob denn wirklich ſolche Unregelmäßigkeiten im Laufe der Erde um die Sonne beobachtet würden. Galilei ſtellt ſich ſelbſt dieſe Frage, hütet ſich aber wohl, dieſelbe direct zu beantworten; er verſchanzt ſich vielmehr hinter die wenig aufgeklärten wahren Läufe der Planeten. Hier iſt es denn auch, wo er ſich zum erſtenmal des ihm doch ſo befreundeten und wohlwollenden Kepler erinnert, ohne ihn jedoch zu nennen. „Ein Beiſpiel hierfür", ſo fährt er fort, „iſt uns der Planet Mars, der den neuern Aſtronomen ſo viel zu ſchaffen macht." [1] Man habe dieſem Punkte, meint Galilei, bisher zu wenig Aufmerkſamkeit geſchenkt; beſonders habe die Theorie des Mondlaufes noch manchen dunkeln Punkt. — Und doch ſollen dieſe dunkeln Punkte die ſo heftig beſtrittene Frage der Erdbewegung erhellen!

Allein nicht bloß eine monatliche, ſondern noch dazu eine Jahresperiode will Galilei aus ſeiner Theorie nachweiſen. „Ich werde mir alle Mühe geben," ſo wiederholt er, „mich verſtändlich zu machen, obſchon die Schwierigkeit der Frage und die zu ihrer Erfaſſung erforderliche Geiſtesanſpannung mich faſt verzagen laſſen." [2]

Und nun ſucht er darzuthun, wie die Schiefe der Ekliptik bei ſtets gleichgerichteter Erdachſe dazu beitrage, ähnlich dem Wechſel der Jahreszeiten auch einen Wechſel in der Heftigkeit der Flutherſcheinungen zu bewerkſtelligen. Der langen Rede kurzer Sinn läßt ſich wohl am beſten nach der Galileiſchen Gezeitentheorie dahin wiedergeben, daß die zu dieſen verſchiedenen Zeiten zwiſchen dem Mittelpunkte der Erde und dem Centrum ihrer Bahn (der Sonne) rotirenden Punkte der Erdoberfläche verſchiedene, erſt nach Ablauf eines Jahres wiederum dieſelben ſind.

Galilei ſelbſt begnügt ſich damit, dieſen Punkt angedeutet zu haben, indem er ſich ſofort wiederum hinter die vielen zufälligen Verwicklungen des Problems in Sicherheit zurückzieht [3]; denn hier mochte er wohl noch mehr als vorher fürchten, von den beobachteten Thatſachen widerlegt zu

---

[1] A. N. L. p. 493.

[2] Farò ogni possibile sforzo per lasciarmi intendere; ma la difficoltà del l'accidente stesso e la grand' astrazione di mente che ci vuol per capirlo, mi sgomentano. Ebd. p. 494.

[3] Perchè con queste cagioni primarie e universali si mescolano poi le secondarie e particolari, potenti a far molte alterazioni... Ebd. p. 497.

werden. Daß die Stellung der Sonne, und mehr noch die des Mondes, zum Zenith des Beobachters die Flutherſcheinungen zu ändern im ſtande iſt, liegt nach der heutigen, auf die gegenſeitigen Maſſenanziehungen ſich ſtützenden Erklärung auf der Hand; die von Galilei geſuchte Erklärung iſt auch hier eine verfehlte!

Es nimmt ſich nach dem Geſagten faſt komiſch aus, wenn wir Galilei das Endreſultat ſeiner Unterſuchungen in folgende Worte zuſammenfaſſen hören: „So ſehen wir auf der einen Seite (d. h. auf ſeiten der Vertheidiger des Ptolemäiſchen Weltſyſtems) nur nichtsſagende Gründe vorgebracht; auf der andern hingegen (d. h. auf ſeiten der Copernicaner) zwingende Beweiſe (dimostrazioni concludentissime)“ [1]. Er läßt freilich ſeinen Gegner Simplicius noch einige recht ſchlecht begründete Zweifel an der Sicherheit dieſer Schlüſſe vorbringen; auch legt er daraufhin ein Schlußbekenntniß ſeiner Unfähigkeit ab, ein ſo großartiges Thema zu beherrſchen; er könne ſich ſogar mit dem Gedanken verſöhnen, in ſeiner Erklärung einmal nur ein eitles Phantaſieſtück, einen feierlichen Trugſchluß (una vanissima chimera, un solennissimo paradosso) erkennen zu müſſen [2]. Sachlich ändern dieſe Redewendungen, wie jeder unbefangene Leſer leicht herausfühlt, wenig an dem, was er vorher geſagt hat und im Grunde ſeines Herzens ſagen will.

Wirklich vertraute Galilei ſo ſehr auf die Beweiskraft ſeiner Erklärung der Gezeiten für die ausſchließliche Wahrheit des copernicaniſchen Weltſyſtems, daß er, wie aus verſchiedenen ſeiner Briefe hervorgeht, ſeinen Dialogen den Titel geben wollte: Dialogo del flusso e reflusso [3].

Selbſt Galileis Freunde waren getheilter Meinung über ſeine Hypotheſe. Während z. B. der Benediktinerpater Caſtelli ſich durchaus befriedigt

---

[1] A. N. L. p. 500.

[2] Ebd. p. 501. Man erinnere ſich, daß Galilei Einleitung und Schluß ſeiner Dialoge nach Rom an den Magiſter Sacri Palatii einſchicken mußte; dies macht den in beiden angeſchlagenen mildern Ton leicht erklärlich.

[3] Intanto vo tirando avanti il mio *Dialogo del flusso e riflusso*, ſchreibt er am 7. December 1624 an Ceſare Marſili (Opere complete VI, 300). Desgleichen am 12. Januar 1630: Io sono sul rivedere i miei *dialoghi del flusso e riflusso*, contenenti ancora tutto quello che mi par che si possa dire circa i due sistemi, e tra breve tempo gli averò (sic) in pronto per darli in luce. A. a. O. p. 335.

über dieſelbe äußert[1], erlaubt Campanella ſich, ſeinen Bedenken in einem Briefe an Galilei ſelbſt Ausdruck zu verleihen[2].

Auch Micanzio erklärt ohne Umſchweife, daß er den von Galilei behaupteten Einfluß des Mondes auf die Gezeiten nicht verſtehe[3]. Joh. Bapt. Baliani findet die ganze Auseinanderſetzung zwar geiſtreich, begreift aber nicht, weshalb Galilei einen ſchweren Einwurf unerledigt läßt. Nach jener Theorie müßten Ebbe und Fluth ſtets zur gleichen Tagesſtunde eintreffen, während doch die Erfahrung ſagt, daß die Erſcheinung von einem Tage zum andern um ungefähr $^4/_5$ Stunde früher eintritt[4].

So kann es alſo keineswegs befremden, wenn einer der Anklagepunkte (corpo del delitto) dahin lautete, daß Galilei die Erſcheinungen von Ebbe und Fluth in verkehrter Weiſe auf die nicht beſtehende Ruhe der Sonne und die Beweglichkeit der Erde zurückführe[5]. Man könnte hieraus ſogar den Schluß ziehen, daß die ſogen. Qualificatoren der römiſchen Congregation, überhaupt die Gegner Galileis, ſelbſt in dieſem Punkte reiner Naturphiloſophie ihre Schlußfolgerungen beſſer zogen als der gefeierte Philoſoph Galilei. Hätten ſie ſtatt der Worte „die nicht beſtehende Ruhe der Sonne“ u. ſ. w. „die nicht bewieſene“ geſagt, ſo wäre an der Formulirung ihrer Klage kaum etwas auszuſetzen geweſen.

Wer ohne Voreingenommenheit den Auseinanderſetzungen Galileis folgt, wird nicht umhin können, dem Urtheile P. Secchis beizupflichten, welches dieſer in einem Briefe (vom 14. November 1875) an den Canonicus Sante Pieraliſi[6], den um die Galilei-Frage verdienten Vorſteher

[1] Er ſchreibt am 19. Juni 1632: Sono restato soddisfattissimo del flusso e reflusso. Opere complete IX, 274.

[2] Circa il movimento del mare, non in tutto son per adesso con V. S. (Vostra Signoria). Ebd. p. 281.

[3] Non bene arrivo ... come il moto della Luna vario influisca in quello della Terra per il flusso. Ebd. X, 59.

[4] Der Brief datirt vom 23. April 1632, iſt alſo vor der Verurtheilung Galileis geſchrieben. A. a. O. IX, 266.

[5] Haver mal ridotto l'esistente flusso e reflusso del mare nella stabilità del Sole e nella mobilità della terra non esistenti. Vgl. *Pieralisi*, Urbano VIII e Galileo Galilei (Roma 1875) p. 152 sg. Dort fanden wir die eben angeführten Citate bereits zuſammengeſtellt.

[6] Sopra la nuova edizione del processo originale di Galileo Galilei fatta da Domenico Berti, Osservazioni del Sacerdote Sante Pieralisi, bibliotecario della Barberiniana, premessa una lettera inedita del P. Angelo Secchi (Roma 1879) p. 4.

der Barberiniſchen Bibliothek, ausſprach. Nach dem gewiß competenten Zeugniſſe des römiſchen Aſtronomen ſtützte Galilei ſich nicht ohne Großthuerei (con pompa) auf Gründe (zumal was die Gezeitenerſcheinungen angeht), die vor einer ernſten Kritik nicht ſtandhalten. Wie oft auch ſelbſt begeiſterte Anhänger Galileis dieſe Thatſache anerkennen mußten [1], ſo hat es doch auch nicht an ſolchen gefehlt, die Secchis Urtheil zu hart fanden [2]. Die von uns verſuchte einfache Darlegung der betreffenden Ausführungen Galileis dürfte zugleich die beſte Rechtfertigung der Anſicht unſeres einſtigen Lehrers und Vorgängers ſein.

---

[1] On doit regretter qu'il lui ait accordé une place dans l'un de ses plus excellents écrits, ſchreibt Bertrand bezüglich des aus Ebbe und Fluth hergeleiteten Beweiſes (Les fondateurs de l'astronomie moderne [Paris] p. 227).

[2] So nennt z. B. ſelbſt Favaro (Galileo Galilei e lo studio di Padova I [Firenze 1883], 166) nicht ohne eine gewiſſe Zornesanwandlung das Urtheil des um die Wiſſenſchaft ſo hochverdienten Aſtronomen „eine Unverſchämtheit ſondergleichen“ (una solenne impudenza). Gründe, die derartiger Redensarten als Stütze bedürfen, verrathen dadurch ſchon, auf welch ſchwachen Füßen ſie ſtehen. Belege hierzu ließen ſich ſogar aus den Dialogen Galileis ſelbſt in nicht geringer Zahl zuſammenſtellen. Um das Zartgefühl unſerer Leſer nicht zu verletzen, citiren wir bloß die Seiten, wo man dergleichen finden kann: Opere complete I, 121. 299. 300. 308. 357. 384. 388. 401. 402. 449. 499. — Vgl. auch unſern frühern Artikel in dieſer Zeitſchrift Bd. LII, S. 369, Anm. 1. — Vgl. auch M. C. S. 126 ff.

Adolf Müller S. J.

Die heiligen Berge im Lande Toscana.

(Schluß.)

3. Camaldoli.

Camaldoli und Alvernia liegen im Caſentino. Das Caſentino iſt ein Langthal, welches von zwei Gebirgsſträngen gebildet wird, die nach zwei Seiten von dem bereits genannten Falterona ausgehen und ſich in der Nähe von Arezzo wieder zuſammenſchließen. Auf der Bergkette rechts vom Falterona aus liegt am weſtlichen Abhang Vallombroſa, auf der linken Bergkette Camaldoli und Alvernia. Am Falterona entſpringt auch der Arno und durchfließt das ganze Caſentino, um ſich bei Arezzo rechts Florenz zuzuwenden.

Gegenüber Poppi, dem Hauptort des Caſentino, mit dem trotzigen romaniſchen Schloſſe erhebt ſich ein Bergſtock, welcher einen breiten Rücken vorlegt, hinter dem eine tiefe Thalſchlucht von der mäßigen Hochfläche des Gebirgsrückens niederfährt. Hat man nun den Bergrücken, der weniger anmuthig und bevölkert iſt als der Abhang von Vallombroſa, auf dem Zickzack der Fahrſtraße überwunden und lenkt um ein ziemlich kahles Gehänge in die Thalſchlucht ein, ſo empfängt einen gleich ein fröhlich grüner Buchen- und Kaſtanienwald, deſſen Straße leicht geneigt in die beſagte Thalſchlucht führt, bis man plötzlich überraſcht vor burgartigen Bauten mit einer Kirche ſteht. Das iſt das Camaldolikloſter im Thal. Erſt bloß zur Aufnahme der Pilger beſtimmt, wurde es ſpäter eigentlicher Aufenthalt der alten, kranken Mönche, der Güterverwaltung und des Generalats ſelbſt. Das Kloſter iſt ein ganz regelmäßiger, ſtattlicher Bau. Die Kirche im Renaiſſanceſtil (ſeit 1776) bietet nichts Beſonderes; nur muthet der Chor recht heimiſch an. Dagegen ſieht man ſich in den Außenbauten, die jetzt zum Gaſthaus eingerichtet ſind, plötzlich in das Vormittelalter verſetzt: ſo alterthümlich, trotzig maſſenhaft und maleriſch zugleich ſtellt ſich der Binnenhof mit ſeinen mächtigen Pfeilern und Bogen und ſeiner alten Ritterküche dar.

Das eigentliche Camaldoli, der ſogen. Eremo, liegt ungefähr eine halbe Stunde höher über dem Kloſter in einer kleinen Abplattung und Einſenkung des Gebirgsjoches. Ein köſtlicher Waldweg, roh gepflaſtert, ſteigt bald rechts bald links das Rinnſal der Schlucht überſchreitend empor durch eine herrliche Wildniß himmelhoher Tannen. Zur Abwechslung unterbrechen von Zeit zu Zeit kleine Bethäuſer mit Vorhalle und Bilderſchmuck den ſteilen Aufſtieg. Es ſind dieſe Heiligthümer wie verſteinerte Seufzer und fromme Gebete der Heiligen und Pilger, die dieſen Weg begingen. Wer nicht zu Fuß anſteigen mag, kann ſich auf eine Schleife ſetzen und wird empor gerüttelt und geſchleppt. Dem Schreiber dieſes ſind noch die ängſtlichen und beſchämten Geſichter einiger Damen erinnerlich, die ſich auf dieſe erniedrigende und Zeit und Cultur höhnende Art befördern ließen. Nach einer guten halben Stunde fängt der Wald an ſich zu lichten, und

drei hölzerne Kreuze, welche die ehemalige Clausur bestimmten, sagen, daß der Eremo nahe ist. In der That überrascht er gleich auf einem mäßigen Wiesenrain mitten in der ringsum waldigen Einsenkung des Höhengrates durch seine klösterliche, burgartige Mauerumfassung und den Anblick der Kirche mit dem doppelten Glockenthurm, der über die Klostervorbauten emporragt.

Durch einen Hof an der Kirchenfassade vorbei gelangt man in die Fremdenherberge, deren Gaststube mit ihren gewaltigen Deckenbalken und ihrer Holzvertäfelung ganz mittelalterlich stimmt. Es war auch ein ganz malerisches Bild, als bald ein gewaltiges Feuer im großen alterthümlichen Kamin loderte und die alten freundlichen Mönche, wahre Romualdsgestalten, mit ihren jungen Novizen sich zur Begrüßung einstellten. Da das Haupt unserer Reisegesellschaft eine Eminenz war, so wechselten die Farben nur so in Schwarz und Roth und Weiß durcheinander und bildeten wir eine bunte Gesellschaft. Die Novizen standen da die Hände unter dem Skapulier verborgen, mit niedergeschlagenen Augen wie junge Heiligenbilder, jede Zumuthung zum Sprechen mit freundlichem Stillschweigen und leichtem Kopfschütteln abweisend. — Die Kirche, ziemlich groß und geräumig und für die Laienbrüder und Chorpatres in zwei Theile geschieden, überrascht etwas unangenehm durch ihren gespreizten Putz- und Zopfplunder. Jeder Besucher erwartet hier im heiligen Eremo etwas Gesetztes, Ernstes und majestätisch Einfaches. Einige Arbeiten von Holzmosaik im Chor und ein schönes Robbiabild in der Romualdskapelle haben künstlerischen Werth. Weder im Kloster unten noch hier oben ist eine Orgel. Die Mönche lehnten das Angebot einer solchen, das ihnen von einem reichen Engländer gemacht wurde, mit dem Bemerken ab, Menschenstimmen seien die schönste Orgel zum Preise Gottes. — Sehr wohlthuend nehmen die Zellen der Mönche ein. Ungefähr 20 an der Zahl bilden sie ein Essener Dörflein mit gepflasterten Gäßchen, Wiesenrainen und Wasserrinnen. Jede Zelle umschließt ein Gärtchen, ein Vordach zum Sitzen und Wandeln und mehrere Kammern zum Beten, Essen, Schlafen und Arbeiten. In einer der Zellen brennt stets ein lodernder Herd wegen der Feuchtigkeit und Kälte. Eine Zelle wurde vom hl. Romuald bewohnt und enthält noch die Mühle, deren er sich bediente. Der Ort der Quelle, an welcher der Heilige die berühmte Erscheinung hatte, ist in eine Kapelle verwandelt. Andere Zellen sind mit Inschriften versehen, weil sie selige oder ehrwürdige Recluſen des Ordens lange Jahre, einige 20—40 Jahre, beherbergten. Da besagt unter anderem die Inschrift an einer Zelle, daß dieselbe von einer Prinzessin Medici zur Buße erbaut worden sei, weil sie, von Neugierde getrieben, den heiligen Eremo zu sehen, sich in Mannskleidern in denselben hineingeschlichen hatte. Später von Gewissensbissen gefoltert, warf sie sich ihrem Verwandten Papst Leo X. zu Füßen und erhielt die Lossprechung von der Excommunication unter der Bedingung, daß sie auf ihre Kosten eine Zelle baue. Andere Prinzessinnen und Großherzoginnen aus dem Hause Medici, ebenso neugierig aber gescheiter, kamen mit päpstlichen Erlaubnißscheinen, den Eremo zu sehen, bewaffnet an die Clausur, wurden aber von den Mönchen überredet, des guten Beispiels wegen für andere Frauen, vom Gebrauche der Erlaubniß freiwillig abzustehen. Ein unbeschreibliches Gefühl von

Ruhe und Himmelsfrieden umschwebt diese weltentrückte, heimische Stätte des beschaulichen Lebens. Der Flügelschlag der Zeit erlahmt und schweigt, und die Ewigkeit beginnt. — Eine Strecke weiter hinter dem Eremo bietet die letzte Aufgipfelung des Berges (1122 m hoch) einen entzückenden Ausblick. Es ist der „Gran Sasso d'Italia", von dem man über die Romagna und Toscana einerseits das Adriatische, andererseits das Tyrrhenische Meer begrüßt.

Hier oben war es, wo St. Romuald, der Sprosse herzoglichen Blutes in Ravenna (907), nachdem er Mönch geworden und unzählige Klöster in Venetien, in der Romagna, in Istrien, in Toscana und selbst in Frankreich gegründet oder reformirt und für seine Stiftungen die Welt und die Fürstenhöfe wirklich entvölkert hatte, den Grundstein zu dem Orden der Camaldulenser legte. Um einen passenden Ort für eine Wiege des beschaulichen Lebens zu gewinnen und für sich selbst nach seinem so bewegten Leben eine Ruhestätte zum Tode zu finden, bestieg er 1012 diese Höhe. Ein geheimnißvolles Traumgesicht, welches ihm an der besagten Quelle, an welcher er eingeschlummert war, eine lange Reihe von weißgekleideten Mönchen zeigte, die auf einer glänzenden Leiter zum Himmel stiegen, offenbarte ihm das Ziel seiner Wünsche. Der Graf Maldolo, der später selbst sein Schüler wurde, schenkte ihm nicht bloß die Bergeshöhe, sondern auch die Thalschlucht und daselbst sein Jagdschloß Casa Maldoli — daher der Name Camaldoli. Zuerst wurde der Eremo errichtet, später (1027) unten bei der Quelle Fonte buona Kloster und Kirche, die ursprünglich für Pilger und Candidaten des Ordens bestimmt waren, später auch für die Mönche eingerichtet wurden. Im selben Jahre starb der heilige Stifter, 120 Jahre alt [1], in Val di Castro und wurde später in dem Blasiuskloster seines Ordens von Fabriano beigesetzt. Der Orden wurde von Alexander II. im Jahre 1072 bestätigt. Derselbe besteht aus Cönobiten, Eremiten und Reclusen und zerfiel später in fünf Congregationen. Er bezweckt nebst dem Streben nach der eigenen Vollkommenheit namentlich durch Uebung des beschaulichen Lebens auch die Hilfe des Nächsten. Landwirtschaft, hier besonders Waldcultur, wird der Beschäftigung und des Unterhaltes wegen betrieben. Eigentliche Satzungen erhielt der Orden erst unter dem vierten Abt, dem seligen Rudolf; die Constitutiones Camaldulenses endlich kamen 1569 zu stande.

Diesen Zweck hat der Orden auch in großartigem Maßstab erreicht. Unzählige, angezogen von der Beschaulichkeit des Ortes und der Lebensweise, eilten nach Camaldoli und gewannen den Kranz der Heiligkeit. Das Verzeichniß der Heiligen, der Seligen und Ehrwürdigen des Ordens will gar nicht enden. Unter ihnen steht auch Graf Maldoli und der bekannte Petrus Damiani. Zu den erlauchten Camaldoli-Pilgern gehören Heinrich VII., die Heiligen Gualbertus, Karl Borromäus, Pius V. und der hl. Franz von Assisi, welchem aus Verehrung die Zelle des hl. Romuald zur Wohnung angewiesen wurde, die er aber aus Demuth ausschlug. Camaldoli hat die katholische Welt nicht bloß erfüllt mit dem Ruhme seines Namens, sondern auch durch seine Töchterkolonien in allen Ländern. Das

[1] Andere geben ihm nur einige siebzig Jahre.

iſt ja ſelbſtverſtändlich, daß ein derartiges Leben der Abgeſchloſſenheit, des Gebetes und der Strengheit vortrefflich zu einer Schule der Vollkommenheit ſich eignet. Es iſt ganz lieblich und poetiſch, ſich in einer ſchönen lauen Sommernacht, im milden ſilbernen Mond- und Sternenlicht, während laue Lüfte die Tannenwipfel wiegen und die ſtillen, klaren Waſſer in den Rinnen und Brunnen der Gärtchen und Wieſenraine murmeln, im Geiſte auf den Eremo zu denken und zu ſehen, wie beim erſten Anſchlag der Mitternachtsglocken die Zellen ſich leiſe öffnen und die ſchneeweißen Geſtalten ſchweigend durch die Schatten der Tannen und Cypreſſen zur Kirche eilen, wie ſtille Engel, die über die nächtliche Erde hinſchwebend tröſtende himmliſche Träume von Hütte zu Hütte über die ſchlafenden Menſchenkinder ausſtreuen. Das iſt in der That ganz lieblich. Aber man laſſe einmal den Spätherbſt und den Winter in das Land kommen und ein wildes Heer von Nebel, Regen und Schneewolken über den Berg hinwälzen, man laſſe die Windsbraut in hellem Zorn über die Höhe jagen, daß die alten, wetterharten Tannen ſich krümmen und ächzen unter ihrer ſchrecklichen Wuth, was iſt dann der ſchöne Berg und der liebliche Eremo anders als eine öde Wildniß, in Todtenſtille begraben, oder eine einſame Hochwarte von toſenden Stürmen umbrauſt? Ob ſich dann um Mitternacht auch ſo dienſteifrig die Zellenthüren öffnen und ihre Engel zum nächtlichen Chordienſt ſenden? Ja, ſie kommen unentwegt und immer, in Ziegenfelle gehüllt, die Kapuze über das Haupt geſchlagen, im Skapulier ſorgfältig eine Leuchte bergend, durch die ſchneebedeckten Sträßchen, um Gott zu loben mit allen Geiſtern der Nacht, des Windes und der klagenden, raſenden Stürme. Aber dazu reicht bloß poetiſche Stimmung nimmer aus, ſondern nur eine Willenskraft und ein Muth, geſtählt in langem Ringen mit der Schwachheit der Natur und genährt durch die Waſſer, die aus dem Fels der ewigen Wahrheiten und ihrer Verheißungen ſprudeln. Aus der engen, dornigen Umhegung eines ſolchen Lebens muß das Herz geradeauf und unaufhaltſam zum Himmel wachſen.

Camaldoli iſt aber auch eine Stätte der Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit geweſen. Es genügt, die Namen zu nennen eines Guido von Arezzo, eines Gratian, eines Ambroſius Traverſari, der auf den Concilien von Baſel, Ferrara und Florenz thätig war und im Kloſter S. Maria degli Angeli die Blüthe der Gelehrſamkeit und des Adels um ſeinen Lehrſtuhl verſammelt ſah. Einſt war Camaldoli auch der Muſenſitz, auf dem ſich die hervorragendſten Humaniſten des 15. Jahrhunderts, Landinus, Marſilius Ficinus, Lorenzo Medici u. a., in der Gluth der Hundstage einfanden und im kühlen Saale bei der Fonte buona oder in den ſchattigen Wandelgängen des Waldes ſich in gelehrten Erörterungen ergingen über Kunſt, Literatur, Sprachenkunde und Politik, von denen die Disputo des Landinus noch Zeugniß geben. Die Annales Camaldulenses, eine wichtige Geſchichtsquelle vom 11. bis in das 18. Jahrhundert, kamen hier zu ſtande. Einſt beſaß Camaldoli eine koſtbare Bibliothek. Sie iſt 1816 nach Florenz gewandert und nicht mehr zurückgekommen. Der Maler Lorenzo Monaco, der Freund und Gehilfe Angelicos, und Papſt Gregor XVI. waren Camaldulenſer. In Bruno von Querfurt, der 1009 von den heidniſchen Preußen erſchlagen wurde, verehren ſie einen Blutzeugen ihres Ordens.

Und wenn der Wald von Camaldoli heute noch der Stolz und der König der Forste des Apennin ist, wem anders ist es zu danken als den Mönchen, den Kennern, Freunden und Förderern der Natur, den selbstvergessenen Männern, die nicht für den Gewinn des Augenblickes, sondern für Jahrhunderte arbeiteten und die mit dem reichen Gewinn nicht bloß sich, sondern Hunderte armer Mitmenschen bedachten? Das war der Grund, weshalb der Großherzog Leopold I. Camaldoli von dem Gesetz der todten Hand ausnahm und Napoleon I., der Weltumkehrer, es mit dem St. Bernhard und Montecassino bestehen ließ. Bloß der heutigen italienischen Regierung war es vorbehalten, das Stift 1866 einzuziehen. In Camaldoli ist jetzt eine Kaltwasserkuranstalt eingerichtet. Im Kloster amtet ein Staatsaufseher, und einigen Mönchen ist es gestattet, für die Instandhaltung der Gebäude zu sorgen. Oben im Eremo wird aus besonderer Huld das nächtliche Gebet und das Stillschweigen und das Fasten noch geduldet, wahrscheinlich als eine interessante culturhistorische Eigenheit des Mittelalters.

4. Alvernia.

Alvernia liegt auf demselben Zug der Gebirgskette von Camaldoli, nur etwas südlicher. Man kann seine Gestalt im allgemeinen nicht besser sich vorstellen als durch einen Vergleich mit dem Montserrat in Spanien. Man denke sich einen hohen, breiten Bergrücken, auf welchem sich ganz unvermittelt und wild ein hoher, langer und senkrecht aufsteigender Felsenkamm in die Höhe richtet. Nur sind am Montserrat die Verhältnisse allweg großartiger.

Der Aufstieg beginnt ebenfalls Poppi gegenüber mit der Gewinnung des Städtchens Bibiena, das auf einem Vorhügel des Bergrückens liegt und so vielen andern Bergstädtchen gleicht, die mit ihren Mauern, Thürmen und burgartigen Häusern einen ebenso malerischen und trotzigen Ton anschlagen, als sie im Innern voll Armseligkeit und Unreinlichkeit sind. Hinter Bibiena schießt die Straße nur so hinab in ein anmuthiges Thälchen, in welchem die Wallfahrtskirche Madonna del Sasso mit dem Dominikanerkloster — alles in sehr gefälliger Bauform — einem aus dem grünen Kastanienwald gar lieblich und anmuthend entgegenwinkt. Von da an arbeitet sich die Straße wohl zwei Stunden lang den Bergrücken empor, und von jedem Vorsprunge aus hat man die Felsenkrone der Höhe vor Augen, die wie ein riesiges Felsenschloß sich immer größer und gewaltiger entfaltet.

Hoch oben nun aus einsamen Bergwiesen brechen auf einmal starr und senkrecht die Felsen aus dem Berginnern und werfen dem Wanderer die gewaltige Steinbrust entgegen. Es ist dieser Felsenkranz von fern gesehen nur ein einfacher Felsenkamm, in Wahrheit aber ein unregelmäßiges, längliches, von Süd nach Nord ansteigendes Viereck, welches im Umfang ungefähr fünf italienische Meilen mißt und von drei Seiten unzugänglich umgürtet wird durch jäh abstürzende Felsenwände in Gestalt von Mauern und Thürmen, die 50—100 m tief und oben malerisch mit einem grünen Kranz von mächtigen Tannen und Buchen geziert sind. Bloß von der Mittagsseite ist ein Zugang auf einem steilen, roh gepflasterten, rechts und links ausbiegenden Weg, der an der Quelle und an dem

Ort vorbei führt, wo dem hl. Franciscus beim ersten Besteigen des Berges unzählige Vögelein mit großem Jubel, mit ehrfurchtsvollem Verneigen und mit viel zärtlicher Zuthunlichkeit entgegenkamen. Das Eingangsthor öffnet sich festungsartig mit flachem Bogen zwischen zwei Felsen gesprengt und führt gleich an der Herberge der Frauen und an der kleinen Kirche S. Maria degli Angeli mit wappengeschmücktem Vorbau vorbei auf einen schönen, geräumigen Platz mit einem alten, stark bedachten Cisternenbrunnen. Links läßt der Platz freien Ausblick in die Umgebung, rechts bietet sich der Anblick der Klostergebäude und der großen Kirche dar. Nach hinten liegen, um innere Höfe gelagert, das Kloster und die Herbergen für Männer und pilgernde Prälaten. Jeder Pilger wird hier kostenfrei in Obdach und Speisung genommen. Das Kloster ist sehr groß, mit endlosen, engen Gängen und Zellen, alles nach der Richtschnur der strengsten Armut. Die Kirche, begonnen 1343 und vollendet durch die Großmuth der Republik und frommer Schenkgeber, ist sehr geräumig, groß, einschiffig, in guter erster Florentiner Renaissance. An ältern Kunstwerken sind bloß eine verhältnißmäßig große Zahl von Robbiabildern geblieben, welche in den drei Hauptheiligthümern die Altäre zieren. Diese Bilder, wahrscheinlich von Andrea della Robbia, sind wohl die schönsten in ganz Toscana. Die vorzüglichsten sind eine Verkündigung, eine Anbetung des Kindes, eine Madonna della Cintola und eine Kreuzigung. Andere, bunt bemalte, mit schweren Gewinden befrachtete, in Gewandung und Ausdruck schwerfällige und gezwungene, sind wohl spätere Leistungen dieser Kunstrichtung. Es erfreut aber, daß es gerade dieser Schule, die „schöne Seele der Renaissance" genannt, vergönnt war, mit den Werken ihrer Lieblichkeit und Anmuth das Heiligthum des lieben hl. Franciscus zu schmücken.

An die Vorhalle der Kirche links schließt sich ein bedeckter Gang an, der, wohl in die 70 m lang, um die Felsenmauer von Süden nach Westen umbiegend, eine ganze Reihe von Kapellen und Heiligthümern mit bezaubernden Fernsichten aus den eingesprengten Bogenfenstern bietet. Der Gang schließt ab mit der Kapelle der Wundmalenertheilung. Es ist dies ein andächtiges, liebliches Heiligthum. In der Mitte liegt ein Stein, von einem Gitter eingefaßt, auf welchem der hl. Franciscus die Wundmale erhalten haben soll. Sehr entsprechend blickt jetzt auf diese heilige Stelle das herrliche Altarbild des della Robbia, welches den Heiland am Kreuz mit vielen Heiligen, Liebhabern des Kreuzes, darstellt. Zweimal im Tage, mitternachts nach der Matutin und nachmittags nach der Vesper, zieht der ganze Convent in Procession hierher, um in dankbarer Erinnerung das gnadenreiche Geschehniß zu feiern, und bei den Worten der Antiphon: Signasti, Domine, hic servum tuum Franciscum signis redemptionis nostrae, weisen alle mit dem Zeigefinger auf den Stein, um Zeugniß zu geben von der Ueberlieferung und dieselbe in lebendiger Erinnerung zu bewahren. — In der Sakristei zeigte man uns unter anderem ein Stück Wollentuch, das mit Blut getränkt ist aus den Wunden des hl. Franciscus. Auf unsere Bemerkung, wie es komme, daß die Blutspuren noch so frisch und rosenfarbig sich erhalten hätten, erwiderte man, daß diese Blutspuren, sonst tiefbraun gefärbt, jedes Jahr um das Fest der Wundenertheilung wieder das lebhafteste Rosenroth gewännen. In der Sakristei

ſahen wir auch Novizen. Unter ihnen befanden ſich zwei junge Chineſen. Es war ganz drollig zu ſehen, mit welch feierlichem Ernſt die Männchen mit den Schlitzaugen alle Höflichkeitsbezeigungen und Verbeugungen machten.

Neben den Kunſtgebilden der Menſchen weiſt aber Alvernia Merkwürdigkeiten der Natur in der wunderſamſten Geſtaltung auf. Kaum hat man durch ein Pförtlein auf dem Platz durch eine Felſentreppe und maleriſche Terraſſen den Abſtieg gewonnen, ſo ſieht man ſich plötzlich in einem Durcheinander und Wirrwarr von Felsmaſſen, daß es zum Grauſen iſt. Die Felſen ſind von einer geheimnißvollen Macht nur ſo geborſten, zerſpalten und geklüftet, Blöcke von 13 m Länge, 11 m Höhe und 4 m Breite wie im Taumel aneinander und übereinander geſunken und geſchoben, ſo daß ſie niedere Thorwege, Grottenhöhlen und jähe Abſtürze bilden, an denen ſchwindelnde Felſentreppen auf- und abführen. Man möchte meinen, auf den phlegräiſchen Feldern oder in dem Thorweg der Unterwelt zu wandeln, wenn nicht überall zwiſchen Felſen und Spalten das friſche Grün der Buche und der Schlingpflanze grüßte, wenn durch das überhängende Laubwerk ſich nicht goldene Sonnenſtrahlen durchſtählen und auf dem Grunde der Riſſe und Höhlen liebliche Schattenſpiele aufführten, wenn nicht von oben herab die frommen Glocken und die vielen Heiligenſtöckchen und Kapellen verſicherten, es ſei ein heiliger Boden, auf dem man wandte. Der hl. Franciscus liebte vor allem den Graus dieſes Felſenlabyrinthes, weil es ihn zur Buße ſtimmte und weil er vernommen zu haben ſcheint, daß Felſenſpaltungen durch ein Erdbeben beim Tode des Heilandes bewirkt wurden. Jedenfalls muß es ein Ausbruch wilden Zornes und unbändiger Wuth der Naturgewalten geweſen ſein, der dieſen Felſenwall zerbrach, die Rieſenblöcke wie Spielwürfel umlegte und dieſes Wunder von Naturungeheuerlichkeit ins Daſein rief.

Kehrt man aber nun zum Kloſter zurück und unternimmt von ihm aus durch einen ſchönen, ſorgfältig gehegten Tannen- und Buchenwald den Aufſtieg zur höchſten Erhebung des Felſenkammes, ſo bekommt man ſtatt des Grauſes der Unterwelt ein Stück Herrlichkeit der Oberwelt zur Anſicht. Vor allem entwickelt ſich in großartigem Stil die Felſenkrone des Berges, dieſe wahre Cyklopenmauer der Natur, an deren Rand der Weg vorbeiführt. Da ſind jähe Abgründe von 150 m, aus deren Tiefe hinabgerollte Felſen grimmig herausblicken; da ſind Felſenthürme in Geſtalt umgekehrter Pyramiden, Aushöhlungen mit innern Ciſternen und endlich die nördlichſt gelegene höchſte Felſenkuppe, Senna genannt, ein ſenkrechter Abſturz aus einer Höhe von 300 m, da endlich die wunderbar ſchöne und großartige Rundſicht. Schlöſſer, Dörfer, Städte, die kleinen Werke der Menſchen, verſchwinden hier vor dem Ineinanderwogen der Thäler und dem gewaltigen Aufriß fernziehender Höhen und Gebirge; man zählt von hier aus nur Provinzen und Länder, welche der Alverniaberg, dieſer weltferne Einſiedler mit ſeiner ſonderbar hochgezupften Felſenkapuze, überſchaut. Das iſt „der harte Fels zwiſchen dem Arno und dem Tiber, auf dem Franciscus das letzte Siegel empfing von Chriſtus, das er noch zwei Jahre trug“ (Dante, Parad. XI, 106). Unwillkürlich denkt man hier an den Berg der Verſuchung im Heiligen Lande, wo unſer Herr faſtete und betete, wo ihm die ganze Herrlichkeit der Welt in

einem bezaubernden Bilde vorgehalten wurde und wo er nach dem Siege über die Mächte der Unterwelt von den Engeln bedient wurde. In der That war auch Alvernia der Ort, wo die Hölle seinen Diener Franciscus nach der Welt lüstern machen konnte. Allein nach dem Beispiele seines Herrn verachtete er alles. Inspexit et despexit!

Etwas abseits von Alvernia liegt Chiusi, der Geburtsort des Michel Angelo. Von dem Grafen Orlando Catani von Chiusi wurde der Berg dem hl. Franciscus auf seiner Reise nach Marokko 1213 geschenkt, und derselbe ward sogleich von einigen seiner Jünger in Besitz genommen. Zwei Jahre darauf kam der Heilige selbst, und die Waldeinsamkeit muthete ihn so lieblich an, daß er später fünf- bis sechsmal dahin zurückkehrte, um ungestört dem Gebete und der Buße obzuliegen. Das letzte Mal, 1225, war es, wo er nach einem vierzigtägigen strengen Fasten in der berühmten Erscheinung der Wundmale theilhaftig wurde. Ueber diesem denkwürdigen Orte wurde 1263 die Kapelle der Wundmale erbaut. Das erste Kirchlein, S. Maria degli Angeli, das Franciscus selbst errichtete und dem man gleich beim Eintritt durch das Felsenthor begegnet, wurde später (1252) vergrößert und dessen Unzulänglichkeit bei dem großen Zulauf der Pilger durch die große Kirche ergänzt. Ebenso machten die ersten ärmlichen Zellen des Heiligen und seiner Gefährten 1252 einem Kloster Platz, das im Laufe des 16., 17. und 18. Jahrhunderts endlich die gegenwärtige Gestalt erhielt. Eugen IV. ertheilte die Oberhoheit des Klosters und des Berges 1431 der Wollweberzunft in Florenz, und von dieser ging sie auf die Großherzoge von Toscana und endlich an den Stadtrath von Florenz über.

So wurde diese stille, verlassene Höhe, ehemals der Schlupfwinkel wilder Thiere und Räuber, eine heilige Stätte des Gebetes, der Buße und der thätigen Menschenliebe, ein weltberühmtes Heiligthum, die Vorliebe unzähliger Heiliger, das Schutzkind großer Fürsten, Kaiser und Staaten und das Ziel ungezählter Pilger und Wallfahrer, die jedes Jahr nach dem heiligen Berge wallen.

* * *

Das sind die heiligen Berge im Lande Toscana. Alle liegen in dem Gebiete der ehemaligen Republik Florenz; ihre heiligen Erinnerungen stammen aus den ältesten und glorreichsten Zeiten, aus dem 11. und 13. Jahrhundert, aus dem goldenen Zeitalter des Freistaates und legen Zeugniß ab von dem Geiste des Glaubens und der Frömmigkeit, den die hochgehenden Wogen des Zeitgeistes und der eigensüchtigen weltlichen Bestrebungen nie ganz zu überfluthen vermochten. Der ältester ist Camaldoli, der jüngste Montesenario; alle sind Heimstätten großer, einflußreicher Orden; der Montesenario ist für das Naturgefühl der nüchternste, Vallombrosa der lieblichste und anmuthigste, Camaldoli der traumseligste und Alvernia der wundersamst wilde und eigenthümliche. Alle sind wahrhaft Berge Gottes, wo Menschen, der Ruhe, der Reinheit und des Besitzes Gottes bedürftig, wunderbares Entgegenkommen Gottes gefunden und ihrerseits Ströme von Wohlthun und Heiligkeit in die Welt niedergesendet haben. Ehemals waren es Gesundorte der Seelen; jetzt hat aus Camaldoli und Vallombrosa die Welt Heilorte des Leibes

gemacht; der Monteſenario und Alvernia ſind für dieſen Beruf von der Natur zu dürftig ausgeſtattet. Auf alle (außer Alvernia) hat der moderne Staat ſeine dürre Hand gelegt und ſie ihrem Weltberuf entfremdet. Aber ſelbſt in ihrer Beraubung und Armut ſind ſie ihrem Berufe nicht ganz untreu geworden. Sie ſind, wenn auch ſtumme, doch beredte Zeugen und Prediger von Wahrheiten, von denen nicht bloß der einzelne Menſch, ſondern auch der Staat lebt. Sie bezeugen die Wahrheit von der Hinfälligkeit, Eitelkeit und von den Täuſchungen der Welt und der Erdengüter; ſie predigen die Wahrheit von der Nothwendigkeit der Leiden, der unausweichlichen Beigabe dieſes Lebens, die Wahrheit von der Nothwendigkeit, in ſich ſelbſt hineinzugehen und ſein Glück nicht im Genuſſe der äußern Güter zu ſuchen, die Nothwendigkeit endlich, durch Verachtung und Hingabe des Irdiſchen den Himmel zu erkaufen. Die heiligen Berge ſind ernſte Fingerzeige, aus den Niederungen des Lebens den Geiſt zum Ewigen zu erheben. In den Kammerverhandlungen über die Einziehung der Kloſtergüter im Jahre 1866 legte ein Abgeordneter laute und entſchiedene Verwahrung gegen dieſelbe ein, ſelbſt im Namen der Menſchheit. Man lachte ihm entgegen. „Wiſſen Sie nicht," entgegnete er, „daß Dante einmal an ein Kloſter klopfte und Einlaß begehrte, bloß um eine Stunde Ruhe und Frieden zu genießen? Es könnte vielleicht geſchehen, daß manche der Herren, die jetzt lachen, dereinſt in die Lage kämen, einiger Ruhe zu bedürfen." So iſt es geſchehen. Die Ereigniſſe der letzten Zeit weckten in ganz Italien ein ziemlich lebhaftes Bedürfniß nach Ruhe. Es gab aber keine Klöſter mehr, an deren Pforten die hungernden Ruheſtörer wie ehedem Brod und Arbeit erhielten. So rüttelten ſie denn an den Thoren des Staates, der alles weggenommen. Da kam aber bloß Eiſen und Blei zur Vertheilung. Für den Augenblick gab es Ruhe. Ob aber der grimmige Hunger ſich auf die Dauer mit dieſer Speiſung zufrieden geben wird? Ungläubig verneinen es viele!

M. Meſchler S. J.

Recenſionen.

Die Getreidepolitik der Päpſte, nach den Quellen bearbeitet von Profeſſor **Umberto Benigni**-Rom, nach dem Originalmanuſcript ins Deutſche übertragen von Pater Dr. **Raymund Birner**, mit Vorwort und Schlußwort herausgegeben von Dr. **Guſtav Ruhland**, ord. Profeſſor für politiſche Ökonomie an der Univerſität Freiburg (Schweiz). 8°. (VII u. 125 S.) Berlin, Ißleib, 1898. Preis *M.* 2.

In den „Acta Borussica", „Denkmäler der Preußiſchen Staatsverwaltung im 18. Jahrhundert" (Berlin, Paul Barey), befindet ſich ein 1896 von Dr. W. Naudé bearbeiteter Band über „Die Getreidehandelspolitik der europäiſchen Staaten vom 13. bis zum 18. Jahrhundert als Einleitung in die preußiſche Getreidehandelspolitik". Hier wird die „Getreidehandelspolitik der Päpſte vom 16. bis zum 19. Jahrhundert" (S. 146—154 incl.) in wenig vertrauenswürdiger Weiſe behandelt. „Dies zunächſt ſchon deshalb," ſagt Ruhland (Vorwort S. v), „weil in dieſer Darſtellung der nach meiner Erfahrung für ſolche Zwecke unzuverläſſigſten Literatur der Reiſeberichte ein weitgehender Einfluß eingeräumt wurde und daraus recht harte Urtheile über die päpſtliche Getreidehandelspolitik übernommen worden ſind. So beginnt dieſes Kapitel mit dem Satze: ‚Nirgends zeigt ſich die Begünſtigung der herrſchenden Commune auf Koſten des Landbaues greller, nirgends bietet ſie mehr Stoff zu Angriffen dar als im Kirchenſtaat.' An anderer Stelle iſt von der ‚wirklich hölliſchen Art' die Rede, ‚wie die Cardinäle, der Großſchatzmeiſter, die Verwandten des Papſtes, ja der Träger der Tiara ſelbſt Kornwucher trieben und ſich Bedrückungen und Erpreſſungen gegen die Landleute und die Bäcker zu Schulden kommen ließen u. ſ. w.' Unwillkürlich ſchlug ich die ausgezeichnete Arbeit von Prof. Dr. Werner Sombart über ‚Die römiſche Campagna' auf, die bekanntlich aus Quellenſtudien an Ort und Stelle hervorgegangen iſt, und fand hier unter dem Abſchnitt ‚Die Pſeudourſachen der Zuſtände in der römiſchen Campagna' (erſchienen in den Staats- und ſocialwiſſenſchaftlichen Forſchungen, herausgegeben von Guſtav Schmoller, Berlin 1888, S. 124 ff.) folgende charakteriſtiſche Stellen: ‚Die Optimiſten, die ſich aus im Jahre 1870 nach der neuen Reichshauptſtadt verpflanzten Nord- und Mittelitalienern rekrutiren, ſind ſchnell damit bei der Hand, alle Uebelſtände, welche ſich in Roms Umgebung vorfinden, der Mißwirtſchaft der Päpſte zuzuſchreiben.... Was liegt da näher als die Hoffnung, daß das bloße Aufgeben

der bisherigen Politik genügen würde, neues Leben hervorzurufen? ... In dieſer Leichtgläubigkeit liegt noch immer vielleicht das größte Hinderniß einer energiſchen Reformpolitik.... Und wie irrig iſt dieſe Meinung, wie oberflächlich dieſe Beurtheilung der geſchichtlichen Entwicklung! Warum ſchließt man die Augen gegenüber der Thatſache, daß weite Gebiete des weiland Kirchenſtaates zu den blühendſten in ganz Italien gehörten, daß andere Landestheile der Halbinſel — trotzdem ſie einer „weiſern“ Regierung als der päpſtlichen unterſtellt waren — gleichwohl dieſelben Mißſtände aufzeigen? Warum hat man ſich nicht einmal die Mühe gemacht, die papale Mißwirtſchaft eingehend und vorurtheilsfrei zu prüfen? Man wäre ſicherlich zu ganz andern Reſultaten gelangt.... Wir müſſen es uns leider verſagen, an dieſer Stelle das großartige agrarpolitiſche Syſtem der Curie zur Darſtellung zu bringen.'“

Es iſt das Verdienſt Guſtav Ruhlands, Profeſſor Umberto Benigni veranlaßt zu haben, ein genaues Bild jenes agrarpolitiſchen Syſtems aus den Quellen zuſammenzuſtellen, ein Bild, das allerdings wenig Naudés Anklagen entſpricht. Wir empfehlen die hochintereſſante Schrift auf das beſte.

Heinrich Peſch S. J.

Allgemeine Kunſtgeſchichte. Die Werke der bildenden Künſte vom Standpunkte der Geſchichte, Technik, Aeſthetik. Von Dr. P. **Albert Kuhn** O. S. B., Profeſſor der Aeſthetik und klaſſiſchen Litteratur. Mit mehr als 1000 Illuſtrationen und mehr als 120 ganzſeitigen Beilagen in Typographie, Lithographie, Lichtdruck und in reicher polychromer Ausführung. Lexikonformat. Einſiedeln, Benziger, 1891 bis 1898. 1. bis 16. Lieferung. Preis à *M.* 2.

Das auf ungefähr 25 Lieferungen und 2000 Seiten geplante Werk iſt auf weit mehr als die Hälfte gefördert und berechtigt zu dem Urtheil, daß die großen in dem Proſpect gebotenen Ausſichten und Verſprechen in überraſchender Weiſe vollauf erfüllt werden. Nur eine ausgedehnte, mit allen Illuſtrationsmitteln verſehene, leiſtungsfähige Verlagshandlung wie die Benzigerſche war im ſtande, ein ſolches, in jeder Hinſicht auf der Höhe ſtehendes Buch zu einem verhältnißmäßig billigen Preiſe herzuſtellen; denn wenn die drei Bände vollendet ſein werden, ſind 50 Mark für das Ganze ſicher nicht viel.

Mit dem Verleger hat der hochw. Herr Verfaſſer in ruhiger Begeiſterung ſich ſeiner ſchönen Arbeit hingegeben. Abgeſchloſſen hat er bis dahin nur die „Aeſthetiſche Vorſchule“. Auf LXXII Seiten behandelt dieſelbe in knapper, klarer Form die Lehrſätze der philoſophiſchen und der ideell-praktiſchen Aeſthetik. Ihr erſter Theil entwickelt den Begriff der Schönheit, die Elemente, Beziehungen, Arten und Formen des Schönen und deſſen Gegenſatz, das Häßliche, der zweite die allgemeine Kunſtlehre. Erfreulicherweiſe hat der Verfaſſer dabei immer wieder auf das Geſchichtliche und Handwerksmäßige hingewieſen, ſomit ſeinem Verſprechen gemäß die drei Beziehungen der Kunſtwerke betont: „hiſtoriſch, äſthetiſch, techniſch“. Er ſteht dabei im weſentlichen auf dem Standpunkte des Ariſtoteles und des hl. Thomas, berückſichtigt aber ausgiebig die neuere Forſchung ſowie die Er-

gebniſſe der Erfahrung und bleibt überall in ſeinen Urtheilen maßvoll. Bei aller Begeiſterung für die mittelalterliche Kunſt bewahrt er für andere Formen ein offenes Auge und einen durch Sehen und Studium, Nachdenken und Kenntniſſe geläuterten Geſchmack.

Die Geſchichte der Baukunſt iſt auf 512 Seiten bis in den 14. Abſchnitt „Gotiſche Baukunſt“ gefördert. Bei ihrer Behandlung dient der vortreffliche Grundſatz: „Alle einzelnen Stile haben ihre relative geſchichtliche Berechtigung, wie die Zeit- und Culturperioden, aus welchen ſie hervorgegangen ſind; die Verurtheilung des einen oder andern fällt auf die ganze Geiſtesrichtung der betreffenden Periode zurück. Auch der religiöſe kirchliche Stil iſt ein Product der culturhiſtoriſchen Entwicklung“ (S. 14). Wie dieſer Grundſatz angewendet wird, zeigen z. B. die Sätze: „In der antiken Baukunſt ſoll das Ganze einzig allein zur vollen Geltung kommen, das Einzelne dagegen zur Geſamterſcheinung wohl mitwirken, aber ſelbſtlos in derſelben aufgehen; im Romaniſchen ſoll und darf auch das Individuelle wirken und eine mehr ſelbſtändige Stellung gewinnen.“ „Das Aeußere iſt (im romaniſchen Stil) von einer poeſievollen, erhabenen Würde umwoben, und durch das Innere ſchreitet ein heiliger, weihevoller, tiefreligiöſer Ernſt“ (S. 400 f.). Der Satz: „Die Benennung germaniſcher oder deutſcher Stil, welchen man für die Gotik in Vorſchlag gebracht hat, iſt hiſtoriſch berechtigt“ (S. 473), wird S. 483 bedeutend eingeſchränkt durch die Conceſſion: „In der Entwicklung des gotiſchen Stiles ſteht nicht mehr Deutſchland an der Spitze der Bewegung, ſondern Paris und die ganze nördliche Hälfte Frankreichs übernehmen die tonangebende Rolle.“ „Seit den Griechen war nie mehr eine Kunſt aus ſo innerſtem, tiefſtem Borne, aus einem ſo lebhaft gefühlten Bedürfniß und Triebe hervorgegangen. Wir werden daher auch ſehen, daß keine andere Kunſt neben der der Hellenen ſo originell, ſo ganz neu und eigenartig, ſo ganz und voll das Product der innern Vorausſetzungen war wie die Gotik“ (S. 478).

Die Bilder ſind in der Geſchichte der Baukunſt ſehr freigebig vertheilt und vortrefflich ausgeführt, vielfach nach neuen Photographien hergeſtellt. Etwas ſtörend wirkt die öfters dem Texte nicht entſprechende Vertheilung. So wird die Beſprechung der jüdiſchen Kunſt und die Behandlung des Tempels zu Jeruſalem (S. 82 f.) begleitet oder vielmehr unterbrochen von Figuren, die Details und Anſichten des Palaſtes zu Firuzabad in Perſien geben. Freilich wird dieſer Uebelſtand ſich oftmals ſchwer, nie ganz vermeiden laſſen. Manchem mag daher ein Atlas neben dem Text vortheilhafter erſcheinen, wenn die Illuſtration ſich dieſem nicht eingliedert. Das iſt aber gegen den Gebrauch und würde den äußern Glanz und mit ihm die Kaufluſt herabmindern. Die S. 115 f. behandelten Urformen hätten wohl beſſer im Anfange des Buches, vor Behandlung der ägyptiſchen Bauten, Platz gefunden.

Vom zweiten, der Plaſtik gewidmeten Bande ſind 456 Seiten fertig. Sie reichen hinab bis in die Betrachtung ſpätgotiſcher Meiſterwerke. Die Auswahl der Illuſtrationen war für dieſen Band ſehr ſchwer. Der hochw. Herr Verfaſſer hat die goldene Mitte angeſtrebt, um einerſeits der Religion, der guten chriſtlichen Sitte, den Schwächen einer erſchrecklich prüden Zeitrichtung, andererſeits den

berechtigten Wünschen und Forderungen eines kunstliebenden Leserkreises Rechnung zu tragen. Seine Illustrationen bieten auch in dieser Abtheilung die hervorragenden Werke aller Zeiten und Länder nach guten und neuen Vorlagen in trefflicher Wiedergabe. Der Text geht mit sichtlicher Liebe auf die Charakterisirung der einzelnen Meister und Werke ein. Ist der antiken Kunst, wie in manchen Büchern dieser Art, ein verhältnißmäßig breiterer Raum zugewiesen, so wird das wohl zum Theil daher kommen, daß der Verlauf der Arbeit zeigte, eine knappere Behandlung sei weiterhin unerläßlich, um den in Aussicht genommenen Umfang des Bandes nicht zu überschreiten. An und für sich würde mancher lieber dem Mittelalter den meisten Platz gönnen. Dasselbe steht uns näher, hat praktisch mehr Bedeutung und wird ja auch heute in der Erziehung der Jugend vielfach mehr betont als die antike Geschichte und Literatur. Es ist sicher wünschenswerth, daß in den noch ausstehenden Lieferungen die Geschichte der Kunst der Renaissance und der neuern Zeit nicht zu kurz abgemacht werde. Mancher wird wohl lieber einige Lieferungen mehr sehen, welche über die im Prospect in Aussicht genommenen hinausgehen, als eine Kürzung, wodurch Werth und Brauchbarkeit der trefflichen Arbeit gemindert würde.

Der dritte Band mit seiner Geschichte der Malerei ist auf 240 Seiten bis zum 13. Jahrhundert gelangt. Wie die der Baukunst und Plastik beginnt sie wiederum mit Aegypten, so daß man den ganzen Lauf der Culturentwicklung zum drittenmal zu verfolgen hat. Eine Eintheilung des Stoffes in Geschichte der alten, mittlern und neuern Zeit, worin dann für jedes Volk die gesamte Kunst im Zusammenhange behandelt worden wäre, hätte gewiß ihre Vortheile, aber auch ihre Nachtheile gehabt. Man muß in solchen Dingen dem Verfasser das Recht seiner Freiheit nicht verkümmern. Der Leser kann ja, nachdem er über die Baukunst eines Volkes den betreffenden Abschnitt durchgenommen, zu den folgenden Bänden greifen und dort das über die Plastik und Malerei Gesagte durchgehen. Charakteristisch ist (S. 138) das zusammenfassende Urtheil des Verfassers über den Werth der vielumstrittenen byzantinischen Kunst. Es zeigt, wie ruhig, sicher und gründlich er vorangeht. „Was Byzanz zu den beiden andern Elementen seiner Malerei, zu dem altchristlichen Erbe und den antiken Nachklängen, hinzugebracht, ist die Vorliebe für Prunk und Glanz, für ruhige, symmetrische Compositionen, für überwiegend verstandesmäßige und typische Darstellungen in einer gediegenen, saubern Technik. So fällt neben manchem Schatten doch auch viel Licht auf die byzantinische Malerei. Das Ablesen des Höhengrades ist aber trotz dessen oft nicht leicht. Die Bilder sind zu eigenthümliche, zu einzelnen Ganzen abgerundete Mischungen von Vorzügen und Mängeln. Neben diesem strittigen Mittelgebiet gibt es allerdings Schöpfungen, die fast unbedingte Anerkennung finden, und Werke, welche, etwa die Technik ausgenommen, keinen Anspruch auf ästhetischen Werth erheben können."

Das dreibändige Werk wird nach seiner Vollendung einen Ehrenplatz einnehmen in der katholischen Literatur, sowie jeder Bibliothek, die sich nicht gerade auf fachwissenschaftliche und hochgelehrte Originalforschungen beschränkt, zur Zierde gereichen.

Steph. Beissel S. J.

Die griechiſche, griechiſch-römiſche und altchriſtlich-lateiniſche Muſik. Ein Beitrag zur Geſchichte des gregorianiſchen Chorals von Dr. **A. Möhler**, Repetent am kgl. Wilhelmsſtift zu Tübingen. (Neuntes Supplementheft der Röm. Quartalſchrift für chriſtliche Alterthumskunde und Kirchengeſchichte.) 8°. (XXIV u. 88 S.) Rom 1898. In Commiſſion der Herder'ſchen Verlagshandlung in Freiburg. Preis *M.* 5.

Die in ihrem Umfange ſehr beſcheidene Schrift nimmt unter den jüngſten deutſchen literariſchen Erſcheinungen auf dem Gebiete der Choralforſchung eine Stellung ein, welche uns zu berechtigen ſcheint, nicht nur unſere Leſer auf ſie aufmerkſam zu machen, ſondern auch auf ihren Inhalt näher einzugehen. Iſt die weit ausgeſponnene Choralfrage hier ſchon von vornherein auf eine engere Grenze eingeſchränkt, indem es ſich, wie der Titel beſagt, nur um das Quellengebiet und den alleroberſten Lauf des durch die Jahrhunderte ſich ergießenden Fluſſes unſeres liturgiſchen Geſanges handelt, ſo iſt auch noch auf dieſem engern Boden eine Kürze und Bündigkeit gewählt, die eine Maſſe reicher und tiefer Kenntniſſe zwar etwas gedrängt, jedoch überſichtlich und leicht verſtändlich vorführt. Was das heißen will, darüber belehren uns gleich anfangs die 17 Seiten der angeführten „Quellen und Hilfsmittel", die nicht allein den völlig orientirten Fachgelehrten verrathen, ſondern auch in der That, wie es im Vorwort heißt, einen möglichſt vollkommenen Einblick gewähren in die reiche Literatur, welche bis heute den ſogen. gregorianiſchen Choral zum Gegenſtande eingehender wiſſenſchaftlicher Erörterung gemacht hat.

Herr Dr. Möhler geht von der Anſicht aus, daß wir die erſten Anfänge des gregorianiſchen Geſanges in der altchriſtlich-lateiniſchen Muſik zu ſuchen haben, daß aber dieſe an die Vorzeiten der griechiſch-römiſchen und der rein griechiſchen Muſik anknüpft. Der Ausgang des Chriſtenthums aus dem Volke Israel läßt allerdings auch für die erſten chriſtlichen Geſänge auf jüdiſche Traditionen ſchließen, und ein Zuſammenhang der kirchlichen und der ſynagogalen Pſalmenmelodien iſt ziemlich wahrſcheinlich; aber damit iſt wenig gewonnen. Es iſt uns zwar genügend bezeugt, daß beim Culte im Tempel viel geſungen wurde; allein nichts liegt vor, was zur Annahme berechtigte, daß es ſich dabei um einen gewiſſen Reichthum von Geſängen handelte oder gar um ein vollſtändiges Tonſyſtem. Das ſind Dinge, deren tiefes Dunkel ſich nimmer wird aufhellen laſſen. Thatſächlich ſtimmen die Weiſen des heutigen jüdiſchen Synagogengeſanges weder mit den alten überein noch untereinander je nach verſchiedenen Ländern. Ebenſowenig zwingt uns die Art und Einrichtung des chriſtlichen Gottesdienſtes in den erſten Jahrhunderten zur Annahme, daß bei demſelben der Geſang bereits eine kunſtreiche Ausbildung hatte. Wo und wann aber dieſe einmal eintrat, geſchah es naturgemäß am wahrſcheinlichſten in der Art, daß ſie an jene Muſiktheorie anknüpfte, welche im Weſen und der Hauptſache nach die damalige Muſikübung beſtimmte und beherrſchte. Es iſt ſonderbar, daß man ſich in jüngſter Zeit geradezu abmüht, um die erſte kirchliche Muſikübung als etwas durchaus Eigen-

geartetes, von ihrer Zeit und deren allgemein giltigen muſikaliſchen Theorien völlig Losgelöſtes zu erweiſen und um auf wundertiche, ja faſt wunderbare Weiſe zu erklären, was der Zuſammenhang der Thatſachen ſo leicht erklärt. Den Chriſten jener attehrwürdigen Zeiten war ja nicht die heidniſche Muſik ats ſolche oder gar als Theorie verboten, ſondern nur inſofern, als ſie in ihren Metodien und inſtrumentalen Mitteln an den heidniſchen Cult oder die ſittengefährtichen lasciven Tänze und Schauſpiele erinnerte. Als St. Ambroſius, oder wer es immer ſein mochte, eine mehr kunſtgerecht geſtaltete Geſangsweiſe zum chriſtlichen Gottesdienſte heranzog, nahm er eben, was vorlag, und ſchuf ſeine Tongebilde nach den die damalige Uebung beherrſchenden Theorien.

Daß auf dieſe Weiſe die attchriſtlich-lateiniſche Muſik entſtanden iſt, ſucht nun die vortiegende Schrift aus deren innerſtem Weſen, aus ihrer eigenſten Geſtaltung darzutegen, und zwar geſchieht dies bezüglich des Tonſyſtems, der Harmonien und der Melopöie. Mit gutem Grunde bemerkt zu ſeinem Verſuche der Verfaſſer, daß die Auffindung mancher koſtbarer alter Muſikreſte in den letzten zehn Jahren Entdeckungen mit ſich brachte, welche uns die griechiſche Muſik nicht mehr auf dem Gebiete bloßer wiſſenſchaftlicher Specutation zeigen, ſondern auch auf dem der Wirklichkeit, und daß es dadurch mögtich wurde, weitere Fotgerungen anzuknüpfen und Vergleiche mit andern Muſikgebieten anzuſtellen. Ebenſo habe die Forſchung bezüglich der altchriſtlichen Muſik in den letzten Jahrzehnten gediegene Ergebniſſe geliefert, und ſo könne der Nachweis geliefert werden, daß der attchriſtliche lateiniſche Kirchengeſang einen Zweig der griechiſchen und griechiſch-römiſchen Muſik darſtellt.

Das Tonſyſtem anlangend laſſen ſich die Forſchungsreſultate des Verfaſſers in aller Kürze ſo faſſen: Das urſprüngliche Muſikſyſtem der Griechen war ein ſehr einfaches. Die ätteſten Melodien waren häufig auf ein Tetrachord — Stücke von je vier Tönen — beſchränkt, wie wir es heute noch in manchen Geſängen der römiſch-chriſttichen Liturgie beobachten können. Durch Verbindung von zwei Tetrachorden erhielt man eine Scala, die Terpander aus Antiſſa auf Lesbos[1] zu einer Art Octave erweiterte, der aber die Sexte fehlte. Die Herſtellung einer wirklichen vollſtändigen diatoniſchen Octavenſcala wird dem Pythagoras zugeſchrieben. Indem man ſodann dieſes Octachord nach unten und oben erweiterte, erhielt man eine volle Scala von zwei Octaven, das volle Syſtem. „Bei den Griechen finden wir dieſe diatoniſche Scala zuerſt vollſtändig vor. Sie intereſſirt uns für unſere Zwecke am meiſten“ (S. 9). Das iſt richtig; denn an ſie ſchtießt ſich die chriſttich-latciniſche Muſik an. Die Griechen kannten nämtich außer dieſem diatoniſchen Geſchlechte noch ein chromatiſches[2] und ein enharmoniſches. Das erſtere wurde wahrſcheintich in Verbindung mit dem dia-

[1] Der Hauptort ſeiner Thätigkeit als Dichter und Muſiker war aber Sparta, wo er auch 676 v. Chr. am Feſte des Apollo Karneios im muſiſchen Wettkampfe den Sieg davontrug.

[2] Es ſchaltete in die gewöhnliche Scala ein cis und fis ein; das enharmoniſche ging noch weiter und hatte zwiſchen e und f zwei Viertelstöne, alſo e — e + ¼ — f. —

tonischen gebraucht. Ob das letztere in der Gesangsmusik eine praktische Verwendung fand, ist ein viel umstrittener Punkt. Der Verfasser neigt sich der bejahenden Ansicht zu, jedoch mit dem Vorbehalt, daß es sich dann wohl um ein älteres, einfacheres und reineres enharmonisches Geschlecht gehandelt habe, das nachher nicht mehr verstanden und verstümmelt wurde. Gegenüber der gleichschwebenden Stimmung mußte jede Anwendung und eben dadurch auch das Verständniß einer Enharmonik schwinden. Es kamen die beiden andern Geschlechter im Gebrauche völlig in Wegfall, und das diatonische Geschlecht allein blieb in Uebung. „Im 1. und 2. Jahrhundert nach Christus erreichte das Tonsystem der Alten seinen Abschluß" (S. 13). Es war das Material, das die neu entstehende altchristlich-lateinische Musik vorfand. Die Structur ihrer überlieferten Gesänge, welche in Tonsystem, Tonarten, Melodiebildung u. s. w. sich enge mit der griechisch-römischen Vocalmusik berühren, ja selbst frappante Aehnlichkeiten mit der griechisch-römischen Kitharödik zeigen, erweisen klar den Anschluß an die vorliegende vollendete Thatsache.

Was nun die Ueberlieferung dieses urältesten Kirchengesanges betrifft, ist der hochw. Herr Verfasser der Ansicht, daß eine mündliche für die einfachen, syllabischen, bei dem Gottesdienste in täglichem Gebrauche stehenden Gesänge sehr leicht denkbar sei. Anders aber verhalte es sich mit den später entstandenen, sehr reich neumatisirten Chor- und Sologesängen der Meßliturgie. Da treffen sich unsere schon früher in diesen Blättern ausgesprochenen Ansichten vollständig mit jenen Dr. Möhlers. „Hier wurden ans Gedächtniß schon bedeutende Anforderungen gestellt, und wenn man auch die neumatisirten Codices zur Hand hatte, so gaben diese immerhin nur Auskunft über Steigen und Fallen der Melodie [sagen wir dazu: vielleicht auch über das rhythmische Maß der einzelnen Töne oder Tongruppen], nicht aber über die einzelnen Tonstufen. Jedenfalls ist anzunehmen und auch hinlänglich bezeugt, daß hierin viele Verschiedenheiten und Willkürlichkeiten herrschten, und so kann auch unmöglich von einer sichern einheitlichen Ueberlieferung dieser reichen Gesänge gesprochen werden" (S. 16 und 17). Dazu wird weiter bemerkt, es stehe außer Zweifel und lasse sich im einzelnen nachweisen, daß einerseits die einfachen Antiphonalgesänge ältern Ursprunges seien und daß andererseits die reichen Gesänge sich meist als durch Erweiterung u. s. w. entstandene Variationen der einfachen ergeben. Aus diesem Grunde entnimmt der Verfasser seine Beispiele den „anerkannt ältern und mit ziemlicher Sicherheit rein überlieferten" Gesängen des Antiphonars, wofür im Tonarius des Regino von Prüm (um 900) die erste grundlegende Arbeit vorliegt, an welchen sich die Pseudo-Hukbaldsche Enchiriadis und die anonyme Commemoratio reihen, beide aus der Mitte des 10. Jahrhunderts. — Schließlich wird auch darauf hingewiesen, daß seit Boëthius und Cassiodor die lateinischen Musikschriftsteller grundsätzlich an die griechische Theorie anknüpfen, daß aber gerade in diese Zeiten nach begründeter Annahme Gevaerts die Composition der reichen Choralgesänge fällt, nämlich in die Zeit von Papst Leo I. bis auf Agatho, also ca. 440—680. Wie also aus dem Choralmusiksystem unser modernes hervorging, so jenes aus dem griechischen.

Das zweite Kapitel führt die Frage weiter, indem es die Theorie der Tonarten — Harmonien — näher beleuchtet. Die Griechen hatten in der klaſſiſchen Zeit ſieben Tonarten oder modale Tonleitern, deren jede ſich in ihre beiden conſtitutiven Conſonanzen theilte, Quinte und Quarte, verbunden durch einen gemeinſamen Ton. Bei den vier obern Octaven liegt die Hauptconſonanz der Quinte oben, die ergänzende der Quarte unten; bei den drei untern Octaven iſt dieſes Verhältniß umgekehrt. Außer dieſen ſieben Tonarten nach der Ariſtoxeniſchen Theorie[1] kannte man noch vier andere. Alle elf Tonleitern aber laſſen ſich auf vier Hauptoctavgattungen zurückführen, deren jede auf einem ihr eigenen Dreiklang beruht. Je nachdem der Schluß der Tonleiter auf der Quinte oder Terz oder Prim (μέση) des der betreffenden Haupttonart eigenen Dreiklanges beruht, erhält die Scala ihre eigene Benennung. So beruht das doriſche Moll auf dem Dreiklang $\overset{1}{a}—\overset{3}{c}—\overset{5}{e}$. Hat es nun ſeinen Schluß auf dem e, ſo iſt es doriſch, auf a äoliſch oder hypodoriſch, auf c böotiſch. Es war den Griechen das äſthetiſche Gefühl für eine gewiſſe Tonalität in den einzelnen Scalen, d. h. eine Beziehung ſämtlicher Scalatöne auf einen Haupt- und Grundton, nicht gänzlich fremd, wenn es ſich auch im geraden Gegenſatze zu unſerer modernen Anſchauung von Tonika und Dominante geltend machte, da nicht der tiefſte Ton der Leiter als Tonika genommen wurde, ſondern der Mittelton, und der Schluß ſelbſt ſcheint nicht immer auf dieſer Tonika gemacht worden zu ſein, ſondern „in vollkommener Analogie mit der Betonung beim Sprechen" auf dem tiefſten Ton (S. 27). Es gab alſo bei den Griechen eine Art Quinttonart mit dem Schluß auf der untern Octave der Oberquinte.

Im Anſchluſſe hieran wird nun die viel umſtrittene Frage um die Exiſtenz einer Terztonart erörtert. Dieſe hatte erſt Weſtphal angenommen, der aber ſpäter davon abging, während Gevaert die Weſtphalſche Theorie feſthält. Dr. Möhler weiſt dafür ſehr geſchickt und treffend auf die Melodien des gregorianiſchen Chorals hin, welche ja zeitlich und inhaltlich der altgriechiſchen Muſik ſich nähern. Sowohl die Ambroſianiſche Hymnodie wie der liturgiſche Antiphonengeſang und ſelbſt die Pſalmodie (Ton. V.) bieten Beiſpiele genug, aus denen der Schluß berechtigt ſein möchte, daß auch in der römiſchen und griechiſchen Muſik, deren Syſtem die alten chriſtlich-liturgiſchen Geſänge ſich anſchloſſen, ein Melodienſchluß auf der obern Terz ſtattfand, wenn auch die Bezeichnung „Terztonart" nicht zutreffend erſcheint. — Könnte man indes hier nicht fragen, ob nicht gerade „das eigenthümlich wehklagende und fragende Ethos der Terzſchlußmelodie" dieſe dem chriſtlichen Empfinden entſprechende Variante geſchaffen habe? Es bliebe aber jedenfalls die Vorausſetzung aufrecht erhalten, daß ſie mit dem griechiſch-römiſchen Syſteme nicht im Widerſpruch ſteht, ſondern aus ihm ſich entwickelte.

[1] Ariſtoxenos aus Tarent, Schüler des Ariſtoteles, lebte um die Mitte des 4. Jahrhunderts v. Chr. in Athen. Von ſeinen zahlreichen Schriften ſind die Harmonika stoicheia (Elemente der Harmonik) erhalten, in denen er zuerſt eine wiſſenſchaftliche Begründung der Muſik verſucht.

Nachdem noch die der griechiſchen Theorie eigenen Transpoſitionsſcalen behandelt worden, durch welche jede Harmonie in irgend einem paſſenden Ton gegeben werden konnte, und für welche im gregorianiſchen Choral ganz ähnliches in Uebung kam, wird die ſeit dem Mittelalter geltende Theorie der Choraltonarten erörtert. Auch hier ſieht man auf den erſten Blick eine beſtimmte Verwandtſchaft mit der griechiſch-römiſchen Theorie. „Aber ebenſo zeigt der erſte Vergleich, daß eine Verwechslung, irgend ein Mißverſtändniß ſtattgefunden" (S. 38). Der Ausgangspunkt für dieſen „Säcularirrthum" iſt in einem Irrthume des Boëthius zu ſuchen, der die oben berührten Transpoſitionstöne mißverſtändlich für eigentliche modi nahm und ſo für die Theoretiker der ſpätern Zeit, denen er förmlich als muſikaliſches Orakel galt, Anlaß wurde, ſeine Lehre auf die acht Kirchtonarten zu übertragen, wobei ſie die Reihenfolge derſelben einfach verkehrten. Indes meint der Verfaſſer, daß man Boëthius vielleicht doch etwas zu ſtreng beurtheile, indem ſchon in noch älterer Zeit eine große Verſchiedenheit und eine gewiſſe Confuſion in der Aufzählung der toni ſich zeigt [1].

Die echt griechiſch-römiſchen Harmonien ſcheinen im Laufe des 6. und 7. Jahrhunderts mehr und mehr in Vergeſſenheit gekommen zu ſein, und auch die ſogen. Kirchentöne waren wenigſtens nicht allgemein bekannt und galten noch im 9. Jahrhundert als etwas Neueres und viel jüngern Datums als die Compoſition der Antiphonen in den Tagzeiten. Es galt alſo bis in die Zeiten des Boëthius und Caſſiodor als Grundlage für die Compoſition der chriſtlich-liturgiſchen Geſänge die alte griechiſch-römiſche Tonartentheorie. Daß man ſich dabei auch ein gewiſſes, mehr oder minder bedeutſameres Abgehen davon erlaubte oder dieſes ſogar abſichtlich verſuchte, muß unſeres Erachtens ſchon aus dem Streben hervorgegangen ſein, die Gläubigen dem Einfluſſe der profanen Muſik zu entziehen. Daß man aber auch hier ſich von den gegebenen Thatſachen nicht ganz loslöſen konnte, zeigt der intereſſante Hinweis auf den Einfluß der inſtrumentalen Muſik zur Ausbildung eines Syſtems, deſſen Scala als Fundamentalleiter des chriſtlich-lateiniſchen Kirchengeſanges betrachtet werden darf (S. 56).

Das dritte Kapitel behandelt die Melopöie, d. h. die eigentliche Melodienbildung, die Technik der melodiſchen Geſtaltung. Nach einer bündigen geſchichtlichen Auseinanderſetzung der altgriechiſchen Melopöie wird bemerkt, daß uns zwar dieſe älteſten griechiſchen Melodien und Lieder nicht mehr zugänglich ſind, wie es aber wohl möglich ſei, daß manche Melodie der römiſchen Liturgie in ihren Grundelementen hinaufreiche in jene älteſten Zeiten griechiſcher Oligochordie. Es beſteht eine gewiſſe Aehnlichkeit zwiſchen der Einfachheit der ältern und dem Tonreichthum der ſpätern griechiſchen Melodien einerſeits und andererſeits zwiſchen

[1] Im 16. Jahrhundert hat Glareanus (Heinrich Loriti aus Glarus, † 1563) in ſeiner Abhandlung der acht alten Kirchentöne — Dodekachorden — dieſe Theorie wieder fixirt, und ſo hat ſich auch die Terminologie dafür ſo eingebürgert, daß an eine praktiſche Aenderung nicht zu denken iſt. Uebrigens wird ja die Benennung modus I u. ſ. w. durch die officiellen Choralbücher von ſelbſt in allgemeinen Gebrauch kommen.

der Einfachheit der älteſten chriſtlichen Cultgeſänge und der überwuchernden Ueppigkeit der ſpätern melismatiſchen Verzierungen. Wenn, wie der Verfaſſer bemerkt, bei den Griechen die rein ſprachliche Proſodie ſich allmählich umwandelte zu dem Geſangzeichenſyſtem der griechiſch-chriſtlichen Kirche, ſo iſt das jedenfalls ein Beweis, daß dieſe Geſänge keinen gar zu weiten melodiſchen Umfang hatten.

Für den Zweck des Verfaſſers iſt es unſtreitig von höchſtem Belang, daß wir wirklich griechiſche und namentlich griechiſch-römiſche Melodien beſitzen, an welche ſich die Compoſition chriſtlich-lateiniſcher Geſänge zeitlich unmittelbar anſchloß. Dazu gehört in erſter Reihe ein bei Tralles in Kleinaſien auf dem Epitaphium eines gewiſſen Seikilos aufgefundenes Geſellſchaftslied, welches mit dem „Verſuch einer Begleitung" mitgetheilt wird, und ebenſo die Begleitung desſelben Liedes nach Gevaert (S. 55 und 56). Dieſe „Verſuche einer Begleitung" können nur Beifall finden; denn man muß ſich ſagen, daß es ſo geweſen ſein kann. Nicht zu billigen ſcheint uns aber jeder Verſuch, durch mehrſtimmige Harmoniſirung nach unſern Begriffen, auch wenn es im Paleſtrinaſtile geſchieht, uns dieſe antiken Melodien näher zu bringen. Denn entweder wird dadurch die alte Melodie in vollſtändigem Anachronismus moderniſirt, und dann iſt ſie für uns nicht mehr antik; oder ihr antikes Weſen wird durch die reinſte Kakophonie charakteriſirt, und dann iſt ſie für uns von vornherein kein Ohrenſchmaus. Was nun das Seikiloslied betrifft, ſo iſt eine gewiſſe Aehnlichkeit, um nicht ſchlechthin zu ſagen Verwandtſchaft mit Choralmelodien nicht zu verkennen, wenn dieſe ſich auch fürs erſte mehr im Geſamteindrucke zeigen möchte als in Einzelheiten der Conſtruction. Der Verfaſſer weiſt ſie aber auch für dieſe nach in der erſten Antiphon zur Palmenweihe [1]: Hosanna filio David. Dieſe harmoniſchen Grundlagen werden auch an Hymnen des Kitharoden Meſomedes von Kreta, eines Freundes des Kaiſers Hadrian, nachgewieſen, zuerſt an jenem an die Nemeſis. Viel Aehnlichkeit mit dem Anfang dieſes Hymnus [2] zeigt der Ambroſianiſche Hymnus O lux beata trinitas aus dem 4. Jahrhundert. Auch ſonſt findet ſich eine gewiſſe Aehnlichkeit; die chriſtliche Melodie iſt aber „lieblicher und befriedigender als die antike" (S. 58). Auf dieſelbe Weiſe analyſirt der Verfaſſer die beiden andern Meſomedeshymnen, den Hymnus an Helios und jenen an die Muſe. Es ſind doriſche Melodien, und dieſe klingen uns ziemlich hart, beſonders infolge des häufigen Melodienfortſchrittes im ſogen. Tritonus: f—h. Der chriſtlich-lateiniſche Kirchengeſang ſuchte, wie es ſcheint, in der Folge der Zeit ähnliche Härten auszugleichen.

[1] Citirt wird dafür die Ausgabe Dom Pothiers. Die Sache paßt aber auch für die officielle Regensburger Ausgabe. Auch ſie hat den wiederholten Aufſchwung in die Quinte; auch ihre Melodie baut ſich auf den Dreiklängen g h d und f a c auf und nimmt gegen Ende den Dreiklang e c a zu Hilfe; auch „der etwas ſeltſam klingende Gang ins f" fehlt bei ihr nicht. Uebrigens klingt auch das ſpäter folgende Gloria laus mit ſeinen herrlichen Melodien, die zu den ſchönſten des Graduale zählen, wiederholt an die oben erwähnte griechiſche Melodie an.

[2] Syneſius von Kyrene, anfangs des 5. Jahrhunderts Biſchof von Ptolemais, citirt einige Verſe aus dieſem Hymnus in einem ſeiner Briefe.

In Bezug auf die Begleitung der antiken Geſänge iſt uns nur Theoretiſches überliefert worden. Die alte Melodie hatte keine polyphone Ergänzung wie die moderne; „ſie war einſtimmig, die immanente Harmonie genügte ihr“ (S. 62). Die Inſtrumentalpartien beſtanden in Vor-, Zwiſchen- und Nachſpielen oder in einer über die Vocalpartie ſich erhebenden Begleitung, einer Art von contrapunctum floridum (S. 63). Das war von Einfluß für den gottesdienſtlichen Geſang. Da nämlich derſelbe alle Inſtrumentalmuſik verpönte, der Pſalmengeſang aber doch eine Intonation erheiſchte, ſo nahm man die Zuflucht zur Antiphon. Durch ſie that der Vorſänger der Gemeinde die zu ſingende Pſalmenweiſe kund. Sie nahm alſo die Stelle des inſtrumentalen Vorſpieles ein und wurde wegen dieſer Stellvertretung des inſtrumentalen Theiles folgerichtig auch als Nachſpiel wiederholt. Dieſe Antiphonen mit ihrer immanenten Harmonie ſtehen der griechiſch-römiſchen Compoſitionsweiſe ſehr nahe. „Manche ſind ganz eclatant harmoniſch gebaut“, ſo daß ſich die Dreiklänge fixiren laſſen, die dem Componiſten vorgeſchwebt haben müſſen (S. 65). Die Einſtimmigkeit des gregorianiſchen Chorals hat alſo eine harmoniſche Grundlage; ſie ſetzt die Harmonie voraus, und dieſe beſtimmt, wenn auch latent, die melodiſche Form — die Melopöie. Das iſt wohl das richtige und auch als richtig erwieſen. Da das harmoniſche Empfinden ſchließlich doch etwas in der Natur Begründetes iſt, ſo iſt jedenfalls jenes Kriterium des echten Gregorianismus nicht ſtichhaltig, welches darin beſtehen ſoll, daß eine Geſangsweiſe um ſo gregorianiſcher ſei, je mehr ſie unſerem harmoniſchen Empfinden fremd erſcheine. Sehr treffend bemerkt der Verfaſſer, ein ſolches Urtheil ſei nur in der ganz unerwieſenen Vorausſetzung möglich, daß die reichen melismatiſchen Geſänge allein echt und von unbezweifelbarer höchſter Schönheit ſeien (S. 66).

Selbſtverſtändlich iſt das Princip von der harmoniſchen Grundlage der gregorianiſchen Melodien von durchſchlagender Wichtigkeit für die Frage der Begleitung des Chorals. Es beweiſt, daß eine auf die immanenten Dreiklänge ſich gefügig und fließend in Dreiklängen aufbauende Begleitung die entſprechendſte iſt. Dies Princip beweiſt aber auch noch etwas anderes, nämlich daß zum Weſen einer echten Choralmelodie dieſe immanente Harmonie gehöre und daß folglich bei Beurtheilung derſelben auf dieſe nicht zuletzt geſehen werden dürfte [1]. Endlich dünkt uns, daß eine zu reiche melismatiſche Entfaltung der Choralmelodien dieſem harmoniſchen Princip nicht völlig entſpricht; denn wenn auch die Bemerkung des Verfaſſers richtig iſt, daß man auch in jenen ſtark überladenen melismatiſchen Geſängen noch das harmoniſche Gerippe durchſehen kann, ſo iſt eine Wirkung derſelben in dieſer Beziehung doch nicht mehr möglich. Sie ſcheinen eigentlich das gerade Gegentheil dieſer harmoniſchen Grundlagen, welche die tiefſtliegenden

[1] Ein freilich nur flüchtiger Vergleich zeigte uns, daß die Melodien der Medicea-Ratisbonensis hier eine Probe ſchon aushalten können. Auch ſcheint uns, daß für ein ſolches Geſetz ein Muſiker, wie Pierluigi es war, das richtige Gefühl und einen ſpontan ſichern Griff mitbringen mußte. Ihm lagen ſolche Harmonien ſchon im Ohre.

Bindeglieder der Melodie ſind und auch die antike Melodie aus der Harmonie „auftauchen“ laſſen. Die überreichen Melismen lockern zu ſehr dieſes fundamentale Band und entfalten die künſtliche, eigentlich die künſtleriſche Vielheit auf Koſten der natürlichen Einheit.

Den Anſchluß des lateiniſchen Kirchengeſanges an den griechiſch-römiſchen Geſang zu zeigen, weiſt der Verfaſſer noch beſonders auf die Hymnen hin, welche ſchon vermöge ihres metriſchen Textes ſich noch enger an die Antike anlehnen konnten. Der eigentliche Begründer der Hymnodie iſt der hl. Ambroſius von Mailand. Seine Hymnen nähern ſich den antiken durch ihre metriſche und muſikaliſche Form. Die Melodien, die uns zu ſeinen und ſpätern Hymnen überliefert ſind, ſchließen ſich in ihrer harmoniſchen Structur an die heidniſchen an und ſtimmen auch in modaler Hinſicht damit überein[1]. Die antiken Hymnen befolgten in Bezug auf den Text die Norm, daß eine kurze Silbe nur eine Note erhalten konnte, die gewöhnliche Silbe zwei, und nur ganz gedehnte Silben konnten mehrere Noten erhalten. Dieſes Geſetz läßt ſich nun im allgemeinen auch bei den alten Kirchenhymnen nachweiſen[2], ſo daß ſie auch hierin an die antiken Vorbilder ſich anſchließen. In den Antiphonalgeſängen konnte aber ein quantitirender Rhythmus wegen der Natur des Textes[3] nicht eintreten; man war dabei eher an jenen des Parallelismus der Hebräer gewieſen, wie er uns in den Pſalmen entgegentritt. Die Mehrzahl der Antiphonen bewahrt indeſſen den urſprünglichen einfachern Stil ohne Verzierung und iſt ſyllabiſch wie die uns erhaltenen antiken Geſänge. Außerdem haben ſie mit dem antiken Geſange noch ein anderes Element gemein, nämlich gewiſſe melodiſche Motive, aus welchen ſich die Melodie zuſammenſetzt. Der Verfaſſer nennt dieſe Motive (νόμοι) das zweite Hauptmoment der Verwandtſchaft des lateiniſchen Kirchengeſanges mit dem griechiſch-römiſchen Geſange (S. 68). Bei näherer Betrachtung der Dinge bleibt kein Zweifel darüber, „daß die antiken Componiſten mit beſtimmten überlieferten Motiven gearbeitet haben und daß dann ſolche Motive auch in den chriſtlichen Geſang übernommen wurden“ (S. 74)[4]. Es iſt Grund genug vorhanden, anzunehmen, „daß wie der altgriechiſche ſo auch der griechiſch-römiſche und der

---

[1] Doriſch, iaſtiſch, äoliſch. Bezeichnend iſt, daß das zum Cybelecult verwendete Phrygiſch vermieden wurde. S. 70, Anm. 1.

[2] So ergab ſich für das jambiſche oder trochäiſche Metrum ein dreitheiliger Rhythmus. Als Beiſpiel gibt der Verfaſſer die Melodie des Pange lingua. Er ſcheint für dieſe Melodien ein gewiſſes Tactmaß anzunehmen und trifft wohl auch ſo das Richtige.

[3] Die Texte der Antiphonen ſind entweder den betreffenden Pſalmen ſelbſt entnommen oder ſind Verſe und Sätze aus der Heiligen Schrift überhaupt, oder ſie ſtammen auch aus den Martyreracten u. dgl. Diejenigen der erſten Gattung ſind zweifellos die älteſten, jene der dritten die jüngſten.

[4] Ein ſolches Motiv mag der Quintenaufſchwung im Seikiloslied, in der Hoſanna-Antiphon, im Gloria laus, in der Antiphon zum Magnificat des Montags in der erſten Adventswoche, in der zweiten Antiphon der Veſper des zweiten Adventsſonntags u. ſ. w. ſein.

daran anknüpfende lateiniſch-chriſtliche Geſang mit beſtimmten geſetzmäßigen Formen und Weiſen operirte". Wir haben ſeiner Zeit eine ganz ähnliche Anſicht geäußert, die wir uns aus den fertig vorliegenden Choralmelodien herauslaſen (in dieſer Zeitſchrift Bd. XLVII, S. 483 f.). Es mögen nun dieſe melodiſchen Typen altüberkommene geweſen ſein, welche der Componiſt erweiterte, umgeſtaltete, vermiſchte, oder auch neu erfundene: in der Art und Weiſe ſchloß er ſich der überlieferten Uebung der Compoſition an. Vielleicht beſtand der Zauber der Ambroſianiſchen Hymnencompoſition gerade darin, daß ſie ſich, wenn auch nicht ganz, doch einigermaßen von dieſer ſchematiſchen Compoſitionsweiſe emancipirte. Für die Entwicklung der Neumennotation war die Beachtung dieſes Elementes der Melodiebildung jedenfalls von Einfluß. Es handelt ſich uns indeſſen nicht um eine ins Einzelne gehende Anwendung, ſondern um einen Grundgedanken, eine fundamentale Auffaſſung muſikaliſcher Compoſition, welche von alters her bei den Griechen galt, von ihnen auf die griechiſch-römiſche Muſiktheorie und mit ihr in die chriſtlich-lateiniſche Zeit überging, aus deren Producten wir noch heute die Exiſtenz einer ſolchen Erbſchaft herausleſen können. Was die Textbehandlung anbelangt, macht der Verfaſſer die Bemerkung, daß in den Antiphonalmelodien der Text durch die Melodie nicht nur meiſtens richtig declamirt wird, ſondern daß auch die von O. Cruſius betreffend die antiken Geſänge gemachte Entdeckung der Hauptregel ihrer Textbehandlung im großen und ganzen beobachtet iſt, daß nämlich eine accentuirte Silbe immer einen höhern oder wenigſtens gleich hohen Ton bekommt (S. 79).

Zum Schluß wird noch der Nachweis gegeben, daß der lateiniſch-chriſtliche Kirchengeſang, und zwar nicht nur der einfache, ältere, ſondern auch der reichmelismatiſche, in ſeiner Melodienbildung „an ſpecielle griechiſche Tetrachorde ſich anlehnt". Es ſcheint nämlich, daß in der griechiſchen Melodienbildung ſich ſtets die Neigung erhalten hat, ſich, wenn nicht ganz, ſo doch in den einzelnen Melodiegliedern zwiſchen vier Tönen zu bewegen. Solchen Melodiegängen im Umfange einer Quart begegnen wir aber auch im Antiphonar „faſt auf jeder Seite" (S. 82) [1]. Manche Stücke des gregorianiſchen Geſanges folgten, ohne Rückſicht auf eine beſtimmte Tonart, überhaupt nur derartigen einfachen Melodiethemen, und ſelbſt als die Modaltheorie für den Choral mehr ausgebildet war, „gehen die Melodien noch häufig ihre eigenen, ſozuſagen tetrachordiſchen Wege" (S. 83) [2].

[1] Der Autor verweiſt hier auf Antiphonen aus der Veſper de Confessore non pontifice; ſeine Behauptung erweiſen aber auch die Antiphonen aus den Veſpern de Dominica und de feriis, die jedenfalls an Alter den andern vorſtehen. Gleich das erſte „Motiv" Dixit Dominus bewegt ſich zwiſchen h c d e ... und confarm das Alleluja; ebenſo die nächſte Antiphon: Fidelia omnia — mandata eius — confirmata — in saeculum saeculi.

[2] Es wird dafür auch die Communio aus der Meſſe vom dritten Faſtenſonntag citirt und nebenbei bemerkt, daß ſich auf die Worte Beati qui habitant wieder, wie öfter, Wagners Lohengrin-Motiv findet. „Rich. Wagner hat den gregorianiſchen Choral notoriſch wohl gekannt und geſchätzt; denn er wußte ihn ſeinen Zwecken dienſtbar zu machen." Dafür laſſen ſich genug Stellen aus R. Wagners

„Alſo der altchriſtliche lateiniſche Kirchengeſang ein Zweig der griechiſchen und griechiſch-römiſchen Muſik“ (S. 84). Nach allen den Prämiſſen, welche in den drei Theilen bewieſen wurden, iſt dieſes Ergo ein wohlberechtigtes, ein aus den innern Thatſachen ſich ergebendes. Wenn der Verfaſſer ſchreibt: „Man reſpectirte damals, wo die neue Kirche an Stelle der heidniſchen Religion zu treten begann, jahrhundertelange Traditionen heidniſcher Melodien, an denen das Volk hing, die es ſich nicht nehmen ließ“ (S. 84), ſo iſt wohl nicht ſo ſehr dieſe Connivenz mit der ſubjectiven Angewöhnung der Grund jener Thatſache, als eben gerade ſie ſelbſt und das zwingende Moment des wirklich Vorhandenen und die Zeit Beherrſchenden. Das Weſen dieſer Macht hat uns der gelehrte Herr Verfaſſer klar und faßbar vorgeführt. Es iſt eine rieſige Summe von Arbeit und Erudition in der Schrift aufgeſpeichert und zweckmäßig verwendet. Wenn ſich dieſelbe auch nur auf die erſten Fundamente der Choralfrage beſchränkt, ſo bezeugen doch die zahlreichen trefflichen Anmerkungen, daß der hochw. Herr Verfaſſer auch das weitere Gebiet derſelben beherrſcht. Möchten darum dieſe Zeilen ihn ermuntern, mit dieſer Schrift nicht abzuſchließen!

Theodor Schmid S. J.

Katholiſche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts. Proben aus ihren Werken. Herausgegeben von **Adolf Hüttemann.** 8°. (VIII u. 528 S.) Hamm (Weſtfalen), Breer u. Thiemann, 1898. Preis broſch. *M.* 4; geb. *M.* 5.

Die vorliegende gut ausgeſtattete Blumenleſe umfaßt Proben aus Dichtungen von katholiſch getauften oder zum Katholicismus bekehrten Verfaſſern, deren Geburtsjahr in die Zeit von 1750—1850 fällt. Die Zahl dieſer Dichter iſt eine bedeutende (bei oberflächlicher Zählung fanden wir über 300), und ſelbſt der nicht ganz Unbeleſene wird hier Namen finden, die ihm zum erſtenmal begegnen. Man muß daher dem Fleiß und dem Forſchungseifer des Herausgebers alles Lob zollen, um ſo mehr, als er fern von jeder großen Bibliothek ſeine Sammlung zuſammenſtellen mußte. Daß er alſo einige unbekannte Dichter übergangen, iſt nicht zu verwundern; etwas auffallender iſt ſchon, daß eine Größe wie Moritz von Strachwitz fehlt. Sollten M. Hartmann und A. Meißner nicht auch hierhin gehören? Ebenſo fehlten Tangermann, H. Düntzer, Ebeling, Effing, Norrenberg, Thereſe Dahn (geb. v. Droſte-Hülshoff), Hinterding, Gräfin Holnſtein, von denen ſich Beiträge im Rheiniſch-weſtfäliſchen Dichterbuch finden. Vielleicht bieten andere Sammlungen, z. B. Aachens Dichter und Proſaiſten, ebenfalls noch Nachträge. Mehr aber als über die paar Fehlenden wird der Leſer über manche der im

Werken beibringen, und mehr noch als einzelne Motive laſſen dies die Haltung und Führung ſeiner ſchönſten Melodien erkennen, z. B. jener myſtiſch anklingende Chor beim erſten Erſcheinen des Schwanenritters: „Wie faßt uns ſelig ſüßes Grauen“, wo das ebengenannte Motiv mehrmals wiederholt wird. Ein an den Choral erinnerndes Moment iſt auch der Aufſchwung in der Quarte, womit Wagner ſo gern ernſte Situationen einführt, z. B. „Das Gebet des Königs“ und gleich darauf das „Du kündeſt nun“ u. ſ. w.

Buche vertretenen Namen ſtaunen. Lenau — Anaſtaſius Grün — Hamerling u. ſ. w. als katholiſche Dichter! Allein wie der Sammler den Begriff gefaßt und umſchrieben hat, iſt er gewiß im Recht, jene Dichter zu den „katholiſchen" zu rechnen. Wenigſtens beweiſt die Hüttemannſche Sammlung, daß die Kinder katholiſcher Eltern nicht mit dem Stempel der Minderwerthigkeit auf die Welt kommen. Dann aber ſind wieder andere Namen da, um darzuthun — wenn dies noch eines Beweiſes bedürfte —, daß die Treue im religiöſen Bekenntniß kein Hinderniß für die Ausbildung des vorhandenen Talentes iſt.

Ueber die ganze Frage nach der Berechtigung einer Unterſcheidung zwiſchen katholiſcher und nichtkatholiſcher Literatur überhaupt ſchreibt Hüttemann, indem er von einem Satze Scheffels ausgeht: „‚Man kann die nichttheologiſchen Schriftſteller und Dichter Deutſchlands nicht nach der Kategorie Katholiſch oder Nichtkatholiſch in zwei feindliche Hälften auseinander trennen, da die echte Kunſt ebenſowenig wie das echte Chriſtenthum eine Confeſſion iſt.' Abgeſehen von der verſchwommenen [grundfalſchen] Redensart, die Scheffel hier über ‚echtes Chriſtenthum' und ‚Confeſſion' macht, iſt ſeine Aeußerung auch im übrigen durchaus unzutreffend. Freilich ſollen ‚die katholiſchen und nichtkatholiſchen Autoren nicht künſtlich in zwei Hälften auseinander getrennt' werden. Es wäre gar ſehr zu wünſchen, daß ſie ſich auf dem Boden chriſtlicher Geſinnung und Geſittung zuſammenfänden und einträchtig zuſammenwirkten zur Verbreitung geſunder Ideen. Aber leider beſteht thatſächlich eine Kluft zwiſchen zwei Heerlagern, nicht nur auf dem Gebiete der Dichtkunſt, ſondern auch auf den Gebieten anderer Künſte: hier Naturalismus, Materialismus und wie die Spielarten moderner Irrwege ſonſt heißen mögen, dort wahres, lebendiges Chriſtenthum, das am klarſten und ſicherſten [und vollſten] in der katholiſchen Glaubenslehre ausgeprägt iſt. Und inſofern könnte man in Wahrheit ſagen, daß die Kunſt eine Confeſſion ſein kann, wenigſtens ein Mittel des Bekenntniſſes, und zwar ein ganz hervorragendes, wirkungsvolles und ungemein einflußreiches; die Kunſt, ſpeciell hier die Dichtkunſt, iſt eben nicht eine bloße Form, und ſie wäre ſehr arm, wollte ſie in der Vollendung der Form ihr einziges oder hauptſächliches Ziel erblicken. Ihr Zweck iſt die Darſtellung von Ideen. Sie iſt um ſo größer und vollendeter, um ſo reicher und gehaltvoller, je erhabener die Ideen ſind, die ſie in künſtleriſcher Form darſtellt. Natur, Vaterland und Liebe ſind gewiß würdige Gegenſtände der Darſtellung einer Kunſt. Wer wollte aber läugnen, daß die höchſten und weltbewegendſten Ideen und die erhabenſten Ideale in der Religion zu finden ſind, die nun thatſächlich in beſtimmten Confeſſionen ihre Vertretung und ihren Ausdruck findet? Wenn demnach die Kunſt zumeiſt nach den durch ſie dargeſtellten Ideen charakteriſirt wird und werthgeſchätzt werden muß, ſo liegt es in der Natur der Sache, daß es ganz berechtigt iſt, von einer katholiſchen Kunſt zu reden, von einer katholiſchen Dichtkunſt ſo gut wie von einer katholiſchen Baukunſt und Malerei, wie dieſe in den unvergänglichen Werken des katholiſchen Mittelalters in ſo beſtimmter Weiſe dargeſtellt ſind. Wir unterſcheiden alſo ſehr wohl zwiſchen katholiſchen und nichtkatholiſchen Dichtern." Hier hätte der Verfaſſer nothwendig beifügen müſſen: inſofern nämlich ihren Dichtungen die katholiſche Weltanſchauung

zu Grunde liegt. Wie nicht die Geſamtarchitektur des Mittelalters eine katholiſche genannt werden darf, ſondern höchſtens die kirchliche, ſo auch nicht alle Dichtung und alle Malerei.

Es iſt klar, daß eine Reihe von Dichtungsarten wohl einer chriſtkatholiſchen Faſſung fähig, aber nicht nothwendig bedürftig, alſo nicht bloß interconfeſſionell, ſondern auch interreligiös ſind, die mithin ein Katholik, Proteſtant, Israelit, Türke und Brahmine unter ſonſt gleichen Verhältniſſen ganz gleichwerthig zu ſtande bringen könnten, wie ſie auch ein allen Regeln der Kunſt entſprechendes Privathaus oder Theater bauen, ein Geſchichts- oder Landſchaftsbild malen können. Zu ſolchen allgemein menſchlichen Dichtungen gehören, wie Hüttemann bereits andeutete, an und für ſich das Natur-, Liebes- und Vaterlandslied, die kleinere Erzählung mit religiös-indifferentem Stoff. Freilich wird ſelbſt bei dieſen Dichtungsarten, ſobald ſie neben dem natürlich poetiſchen auch einen ſittlichen Gehalt haben, eine merkliche Abweichung zwiſchen den Gottesgläubigen und Ungläubigen, zwiſchen Monotheiſten und Polytheiſten ſich bemerkbar machen. Aber z. B. Eichendorffs Abſchied „O Thäler weit, o Höhen!“ hätte, was das religiöſe Bekenntniß angeht, ebenſowohl Hafis aus Schiraz ſingen können; katholiſch im eigentlichen Sinne kann es alſo nicht genannt werden, nicht einmal chriſtlich, ebenſowenig als die Natur ſelbſt chriſtlich oder katholiſch iſt. Dichtungen dagegen, die einen größern Lebensausſchnitt geben, die das Höchſte des Menſchendenkens und -wollens umfaſſen, müſſen nothwendig, wenn ſie echt und vollkommen ſein ſollen, von irgend einer religiös-ſittlichen Weltauffaſſung getragen ſein; in ihnen wird der chriſtliche oder nichtchriſtliche Standpunkt des Verfaſſers und ſomit auch der ſpecifiſch religiöſe Geiſt zum Ausdruck kommen, falls ſie nicht ganz objectiv erzählend oder darſtellend gehalten ſind. Daß endlich auch durch den Stoff ſelbſt eine Dichtung einen beſtimmten religiöſen Charakter empfangen kann, iſt einleuchtend. Es iſt klar, daß katholiſch getaufte und nach ihrem Glauben lebende Dichter auch „indifferente“ Werke ſchreiben können, die man dann der katholiſchen Literatur nur ſehr im weitern Sinne des Wortes wird zuzählen dürfen. Dichter aber, die nur dem Taufſchein nach katholiſch ſind, durch ihr Leben und die Tendenz ihrer Hauptſchriften aber ſogar im Gegenſatz zum katholiſchen Bekenntniß ſtehen, möchten wir auch nicht als katholiſche Dichter aufgeführt ſehen.

Hüttemann meint: „Die Dichter ſelbſt, mögen ſie ſich deſſen auch nicht immer bewußt ſein, treten uns in ihren Werken mehr oder weniger mit irgend einem Glaubensbekenntniſſe entgegen, ſelbſt wenn dieſes auf noch ſo verworrenen und verwaſchenen religiöſen Grundſätzen beruht oder gar den nackten Unglauben vertritt. Was im beſondern die katholiſchen Dichter anbetrifft, ſo wäre es geradezu unverſtändlich und unnatürlich, wenn ſie nicht das, was ihr Geiſtes- und Herzensleben am meiſten bewegen muß, in ihren Werken zum Ausdruck brächten. Selbſt jene, die den Glauben ihrer Jugend verloren haben, können ihre katholiſche Herkunft nicht immer verläugnen, und hie und da klingt es aus ihren Werken heraus wie Seufzer nach dem verlorenen Paradieſe der Kindheit. Das katholiſche Glaubens- und Cultusgebäude iſt dazu ſo voll harmoniſcher Schönheit und ſo ungemein reich an hochpoetiſchen Zügen, daß auch nichtkatholiſche Dichter

gern versuchen, daraus zu schöpfen" (IV). Wir meinen, daß auf manche der in der Sammlung vertretenen Dichter nur der erste Satz Anwendung findet, und Dichter wie Lenau, Grün, Hamerling u. s. w. eben wegen ihres antikatholischen Standpunktes, der sich in den Werken geltend macht, zu den katholischen nicht gerechnet werden dürfen, selbst wenn aus einzelnen Stücken uns die Seufzer nach dem verlorenen Kindheitsparadiese entgegendringen sollten.

Es liegt uns indes fern, Hüttemann aus seiner gegentheiligen Ansicht einen Vorwurf machen zu wollen; seine Auswahl hat eben durch den ihr eigenthümlichen Maßstab ihr besonderes Interesse. Unsere Bemerkung möchte bloß vor dem in letzter Zeit so oft begangenen Fehler der Verschwommenheit im Gebrauche des Wortes „katholisch" in Verbindung mit Kunst und Literatur warnen. „Katholische Literatur" bedeutet 1. eine Literatur, welche das Erzeugniß von katholischen Autoren ist, 2. eine Literatur, welche für katholische Leser bestimmt ist, und 3. eine Literatur, welche von katholischer Weltanschauung getragen ist und katholische Ideen zum Ausdruck bringt. Wie man aber von katholischer Journalistik nur insoweit reden darf, als die betreffenden Blätter den streng katholischen Maßstab an alle Ereignisse und Fragen des Tages anlegen, so kann auch von einer katholischen Literatur im eigentlichsten Sinne nur gesprochen werden, wenn sich die Schriften selbst als solche ausweisen. Im weitern, uneigentlichen Sinne mögen dann auch alle Dichtungen zur katholischen Literatur gezählt werden, welche von treukatholischen Verfassern herrühren. Wo aber der Stoff indifferent und der Verfasser kein gläubiges Kind der Kirche mehr ist, liegt gar kein Grund vor, von katholischer Dichtung zu reden. Am allerwenigsten aber wäre dazu Veranlassung, wenn selbst ein sonst guter Katholik ein Werk böte, das den katholischen Grundsätzen nicht entspräche. Ebenso ist es fraglich, ob Convertiten, deren literarische Thätigkeit fast ausschließlich der vorkatholischen Lebenszeit angehörte, gerade zu den katholischen Dichtern gerechnet werden sollen. Noch einmal, wir sagen dies alles einzig um der allseitigen Klarheit willen. Hüttemanns Sammlung als Blumenlese bleibt davon unberührt, da der Verfasser bestens Sorge getragen hat, keine Dichtung aufzunehmen, die im mindesten gegen die katholische Weltanschauung verstieße. Auch literarisch stehen die gesammelten Stücke selbst bei den kleinern und kleinsten Dichtern auf einer anständigen Höhe; viele erregen sogar lebhaftes Interesse. Auch für die Charakteristik der Dichter ist die Auswahl wirklich glücklich getroffen. Die Ausbeute an katholischen Namen wäre natürlich reicher gewesen, wenn die zeitliche Einschränkung nicht Halt gerade vor den besten Neuesten geboten hätte. So können wir die Sammlung nur bestens empfehlen.

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Das vormosaische Priesterthum in Israel. Vergleichende Studie zu Exodus und 1 Chron. 2—8. Von Fr. v. Hummelauer S. J. 8°. (VIII u. 106 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis *M.* 3.

Vorliegende Studie ist für Verständniß und Würdigung des Pentateuchs von weitreichender Bedeutung. Die ersten drei Kapitel behandeln das vormosaische Priesterthum, Zelt und Zeugniß, der vormosaischen Priester Vergehen und Untergang. Mit dem vierten Kapitel geht der Verfasser über die Exodus-Texte hinaus. Er wirft die interessante Frage auf: Wer waren die vormosaischen Priester? Aus den Genealogien 1 Chron. 2—8 ergeben sich ihm beachtenswerthe Anhaltspunkte dafür, daß das Priesterthum des Hauses Jakob von Joseph, dem Fürsten unter seinen Brüdern, auf dessen Erstgeborenen Manasse überging, und daß Asriel, Manasses Sohn, nach seines Vaters Hingang Oberpriester und Stammvater der vormosaischen Priester wurde. Aber auch in der spätern Geschichte finden sich mehrere Vorgänge (4 Mos. Kap. 27. 32. 36; Jos. 22; Richt. 8), welche die vom Verfasser gewonnenen Resultate zu bestätigen scheinen und im Lichte seiner Untersuchung an Klarheit und Bedeutung gewinnen. Das fünfte Kapitel: Rückblick und Ausblick, verzeichnet als erstes Ergebniß dieser Studie ein volleres Verständniß der Exodus-Erzählung und hebt gegen J. Wellhausen und H. Holzinger hervor, daß es sich um ein zweifaches Priesterthum und darum auch um zwei heilige Zelte handelt, nicht um eines, was diese Kritiker bei dem unablässigen Streben nach Quellenscheidung ganz und gar übersehen. Daran reiht sich als zweites, vom Werthe der Conjecturen unabhängiges Ergebniß die vielfache Bestätigung der Pentateuch-Erzählung durch die Genealogien der Chronik; so manche Gestalten, welche der Wellhausenschen Kritik nur als geographische Fictionen gelten, treten uns in diesen Genealogien als lebendige, handelnde Individuen mit Heimatschein und Familiengeschichte entgegen. Die Zurückweisung der Verunglimpfungen, welche dem Chronisten seitens der kritischen Schule widerfahren, bildet ein Hauptverdienst dieser Studie. Dem anregenden Inhalt derselben entspricht die frisch voranschreitende und lebensvolle Darstellung.

Commentaria in quatuor Evangelia R. P. Cornelii a Lapide e Societate Iesu, sacrae scripturae olim Lovanii, postea Romae professoris. Recognovit subiectisque notis illustravit, emendavit et ad praesentem sacrae scientiae statum adduxit Sac. Antonius Padovani, philos. ac s. theol. doctor, sacrae scripturae et historiae eccl. in seminario Cremonensi professor. Tomus II. In S. Matthaeum, pars secunda. 8°. (493 p.) Tomus III. In SS. Marcum et Lucam. 8°. (509 p.) Tomus IV. In S. Ioannem. 8°. (546 p.) Augustae Taurinorum, Marietti, 1896—1899. Preis jedes Bandes *Lire* 6.

Der erste Theil des vorliegenden Commentars wurde bereits in dieser Zeitschrift (Bd. L, S. 460) angezeigt und empfohlen. Auch die weitern drei Bände

sind eine willkommene Arbeit. Nicht nur der Freund patristischer Exegese, auch der Prediger wird sich freuen, die Schätze des alten Cornelius a Lapide aus einem handlichen Buche schöpfen zu können. Ausführliche Indices sind ihm dabei behilflich; dem letzten Band ist noch ein eigenes Verzeichniß in gratiam et usum concionantium beigefügt. Bei all diesen Vortheilen nimmt man schon den kleinen Druck mit in Kauf. Der Herr Verfasser wollte kein neues Buch schreiben: der altbewährte Cornelius sollte seinen Freunden in neuer Gestalt geboten werden. So beschränken sich denn die eigenen Anmerkungen Dr. Padovanis im allgemeinen auf die nothwendigen Erläuterungen und Verbesserungen, welche die moderne biblische Wissenschaft streng gebot. Indes bietet doch auch der Herausgeber an einigen Stellen recht gute Ergänzungen und Bemerkungen aus der reichen Fülle seines Wissens. Für den Seelsorger ist das Werk in dieser neuen Form ein überaus nützliches, wirklich praktisches Hilfsbuch.

Rationem afferendi locos litterarum divinarum, quam in tractatibus super psalmos sequi videtur s. Hilarius, episcopus Pictaviensis, illustravit Dr. Franciscus Schellauf. Hic libellus ex programmate gymnasii pr. e. Seccoviensis in seminario puerorum dioecesano instituti separatim editus est. Lex.-8°. (48 p.) Graecii, Sumptibus ipsius seminarii, 1898. Preis 50 *Pf.*

Eine Vorarbeit zur Geschichte der lateinischen Bibelübersetzung vor Hieronymus. Der Verfasser stellt sich die Frage, inwieweit wir aus den Schriften des hl. Hilarius (gest. 367) den genauen Wortlaut des Bibeltextes feststellen können, den der heilige Bischof von Poitiers benutzte, und untersucht zur Beantwortung dieser Frage die Bibelcitate in dessen Psalmencommentar. Seine Ergebnisse sind folgende. Oft hat Hilarius frei aus dem Gedächtniß die Bibelstellen angeführt, oft aber auch, selbst bei kürzern Stellen, den genauen Wortlaut wiedergegeben. Nicht er selbst hat sich die einzelnen von ihm citirten Stellen aus dem Griechischen übersetzt, sondern eine lateinische Uebersetzung lag ihm fertig vor. Er hatte sogar mehrere unter sich abweichende Uebersetzungen zur Hand und benutzte bald die eine, bald die andere. Die Stellen, welche er aus dem Gedächtniß anführte, gehen wahrscheinlich auf einen Text zurück, der im liturgischen Gebrauch sich befand und an unsere Vulgata anklingt (S. 18). Von S. 22—47 werden diese Thesen durch Einzelunterfuchung einer Reihe von Stellen bewiesen. Die Arbeit ist fleißig durchgeführt. S. 23 ist einmal Ignatius statt Pseudo-Ignatius genannt. S. 7 sind in den Büchertiteln einige Ungenauigkeiten, die indes bei späterer Anführung derselben vermieden sind.

Institutiones theologiae moralis generalis. Auctore G. Bernardo Tepe S. J. Cum approbatione Superiorum et Emi. Fr. Card. Richard, Arch. Parisiensis. 8°. Vol. I, continens tractatus de actibus humanis, de legibus. (361 p.) Vol. II, continens tractatus de peccatis, de virtutibus, de donis, cum appendice de perfectione vitae spiritualis. (412 p.) Paris., Lethielleux, 1899. Preis beider Bände *Fr.* 8.

Dem überall mit großer Anerkennung aufgenommenen vierbändigen Werke Institutiones theologicae in usum scholarum, in welchem nach scholastischer Methode die dogmatischen Fragen der Theologie behandelt werden, hat der Verfasser

als Nachtrag noch zwei mäßige Bände über Moraltheologie folgen lassen. Zwar hätten einige Partien, zumal des zweiten Bandes, ebensogut in das dogmatische Werk eingereiht werden können; doch da sie alle die Ausgestaltung des christlichen Lebens betreffen, so fanden sie auch ihren richtigen Platz in der Moraltheologie. Das vorliegende Werk behandelt nur die allgemeinen Fragen der Moral, ohne in die praktischen und casuistischen Fragen einzugehen. Es kommt daher zunächst derjenige Stoff zur Behandlung, den auch die praktischen Lehrbücher der Moral behandeln müssen und zu behandeln pflegen; doch geschieht das hier vom Verfasser auf breiterer Grundlage, mit größerer Erudition und manchen Belegstellen aus den heiligen Vätern und hervorragenden Theologen der Vorzeit, in derselben scholastischen Art der Beweisführung und Vertheidigung seiner Thesen wie in dem dogmatischen Werke. Es ist eine klare, leichtverständliche und gründliche Erörterung der einschlägigen Fragen. Mehrere derselben finden sich über den Schulgebrauch hinaus noch eingehender und tiefer behandelt in *Frins*, De actibus humanis, dessen Berücksichtigung wir vermissen. Es sei hier noch auf einige werthvolle Einzelfragen aufmerksam gemacht, deren Erörterung innerhalb dieses Rahmens nicht gerade selbstverständlich ist. Namentlich möge im 1. Bande der Abschnitt über kirchliches und staatliches Recht auf Schule und Jugenderziehung der Beachtung empfohlen werden (De habitudine utriusque potestatis ad scholas, p. 228—250). Aus dem 2. Bande heben wir hervor die dogmatisch interessanten Abschnitte De peccato habituali, De remissione peccatorum, De donis Spiritus Sancti. Mehrere Fragen werden trotzdem immer noch controvers bleiben; doch auch in diesen hat der Verfasser die von ihm gewählten Ansichten mit Mäßigung und mit Geschick dargelegt und vertheidigt.

Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters. Texte und Untersuchungen. Herausgegeben von Dr. Clemens Baeumker, o. ö. Professor an der Universität Breslau, und Dr. Georg Frhr. von Hertling, o. ö. Professor an der Universität München.

Band II, Heft 6: **Die Impossibilia des Siger von Brabant,** eine philosophische Streitschrift aus dem XIII. Jahrhundert. Zum ersten Male vollständig herausgegeben und besprochen von Dr. Clemens Baeumker. gr. 8°. (VIII u. 200 S.) Münster, Aschendorff, 1898. Preis *M.* 6.50.

Die Herausgabe der Thesen eines sophistischen Skeptikers und einer nicht ungeschickten Widerlegung derselben aus dem 13. Jahrhundert ist schon an sich dankenswerth. Der eigentliche Werth der vorliegenden Arbeit liegt aber wo anders. Dr. Baeumker hat einen lesbaren Text hergestellt, ihn durch Verweise auf die philosophischen Quellen geklärt und in einem philosophischen Wort- und Sachregister eine ausgezeichnete und werthvolle Ergänzung des Sprachgebrauchs der Scholastik geschaffen. Daß die Schreibweise im Text schematisirt ist, wird freilich der Philologe bedauern. Nun handelte es sich darum, den Autor festzustellen, Inhalt und Charakter der Schrift zu bestimmen. Der Herr Verfasser stand in einem Walde von Schwierigkeiten und mußte mit einer Menge Muthmaßungen und Hypothesen abrechnen. Hier liegt das Hauptverdienst der Arbeit. Mit einer erstaunlichen Gelehrsamkeit ist alles zusammengetragen, was bisher über den Gegenstand geschrieben war; mit sicherer, musterhaft durchgeführter Methode werden die einzelnen Behauptungen geprüft und neue, positive Resultate zu Tage gefördert. Der Herr Ver-

faſſer macht es außerordentlich wahrſcheinlich, wenn nicht gewiß, daß Siger von Brabant, deſſen Leben und Lehre er klarlegt, der Sophiſt iſt, während er ſeinen gut geſchulten philoſophiſchen Gegner trotz genaueſter Studien nicht näher zu bezeichnen wagt. Auch dieſe letztere Unterſuchung wird an der Hand der philoſophiſchen Anſichten des Gegners Sigers mit großer Umſicht und tiefem Verſtändniß der damaligen philoſophiſchen Richtungen geführt. Die Prüfung ergibt, daß der Verfaſſer der Impossibilia „Albertus Magnus und Thomas von Aquino vorausſetzt, auch mit Aegidius von Colonna verglichen werden kann"; in der Frage nach der Natur der Gotteserkenntniß ſteht er gegen Thomas auf der Seite Alberts.

Die Willensfreiheit in der Philoſophie des Chr. Aug. Cruſius gegenüber dem Leibniz-Wolff'ſchen Determinismus in hiſtoriſch-pſychologiſcher Begründung und ſyſtematiſchem Zuſammenhang. Hiſtoriſch-philoſophiſche Studie von Dr. Anton Seitz. 8°. (VIII u. 136 S.) Würzburg, Göbel, 1899. Preis *M.* 2.

Die gründliche Kenntniß des behandelten Gegenſtandes iſt ein Hauptvorzug dieſer Arbeit. Sie geht auf die erſten Quellen zurück, prüft ohne Voreingenommenheit, mit ſichtlichem Intereſſe den Zuſammenhang zwiſchen Perſonen und Lehren, entwickelt klar, in guter, deutlicher Sprache. Mit beſonderer Vorliebe, deren freundliches Wohlwollen auch im Halbdunkel kunſtgerechte Contouren zu entdecken meint, wird Leibniz' Syſtem in ſeiner Einheit und Ausgeſtaltung vorgeführt. Die Darſtellung dieſes Theiles befriedigt; ſie erreicht aber weder die klaſſiſche Durchſichtigkeit noch die erſtaunliche Tiefe des entſprechenden Kapitels in Willmanns Geſchichte des Idealismus. Andererſeits ergänzt ſie die Ausführungen Willmanns durch manche Einzelheiten, z. B. die Schilderung des Einfluſſes der Janſeniſten auf Leibniz. Werthvoll iſt der Abſchnitt über die Strömungen, welche Cruſius' Freiheitslehre vorbereiteten. Die Entwicklung des Determinismus bei Luther bis zu ſchwachen Zugeſtändniſſen an eine freie Thätigkeit des Menſchen, die Umbildung dieſer Lehre durch Melanchthon im Sinne der Willensfreiheit, die Polemik verſchiedener Schulen und Richtungen proteſtantiſcher Gelehrten gegen die präſtabilirte Harmonie Leibniz' und Wolffs, alles das lieferte dem orthodoxen Cruſius durch Vermittlung nicht unbedeutender Autoren und Lehrer gute Argumente gegen den Determinismus. Cruſius widerlegt die Gegner meiſt glücklich, ſeine poſitiven Beweiſe ſind anſprechend und überzeugend. Er ſteht freilich unter dem Zeichen der Epigonen; denn das glänzendſte Argument für die Willensfreiheit aus der Natur der geiſtigen Erkenntniß hat er, ſoweit wir ſehen, in den großen Scholaſtikern nicht gefunden. Glücklich vermeidet er die Klippe eines abſoluten Indeterminismus, den ja auch ſonſt kein Philoſoph von Namen vertheidigt hat. Dr. Seitz zieht ſorgfältig Gelehrte herbei, aus denen Cruſius ſchöpfte, oder mit denen er übereinſtimmte. Leider führt er dieſe Unterſuchung nicht weit zurück. Und doch wäre es leicht geweſen, zu zeigen, wie alle brauchbaren, poſitiven Elemente, mit denen dieſe Vertheidiger der Willensfreiheit arbeiten, den alten Stempel bewährter Werkſtätten aufweiſen. Die pragmatiſch-genetiſche Auffaſſung hätte dadurch an Tiefe gewonnen, und der Herr Verfaſſer ſelbſt hätte bei ſeiner Unbefangenheit und ſeinem Scharfſinn leicht gefunden, wie unbegründet ſein Satz im Vorwort iſt, die rein philoſophiſche Seite der Willensfreiheit ſei erſt ſeit Baco ernſtlich ins Auge gefaßt worden.

Sammlung socialpädagogischer Aufsätze. Von Dr. Egon Huckert, Oberlehrer am Realgymnasium in Neisse. 8°. (IV u. 138 S.) Paderborn, F. Schöningh, 1898. Preis *M.* 2.20.

Die hier vereinigten sieben Aufsätze drehen sich theils um die Frage, ob und in welcher Weise die Volkswirtschaftslehre in den höhern Schulen zu behandeln sei, theils erörtern sie nationalökonomische Themata, welche zur Verwerthung im Unterricht und Erschließung des Verständnisses für derartige Probleme besonders geeignet erscheinen. Mit vollem Recht verlangt der Verfasser nur ein gelegentliches Eingehen auf solche Dinge im Unterricht, soweit die verschiedenen Fächer dazu naturgemäße Anknüpfungspunkte bieten, und auch dies (vgl. S. 126) unter weiser Berücksichtigung der unterschiedlichen Qualification sowohl des lernenden Auditoriums wie des vortragenden Lehrers. Die Aufgabe der Schule wird dahin bestimmt, daß sie: Verständniß anbahne, Interesse wecke, den Willen bereit mache. Durchwegs tragen die Ausführungen ein wohlthuendes Gepräge von Besonnenheit, Weitblick und christlicher Grundsatzfestigkeit. Die moraltheologischen Winke für den Religionslehrer (S. 133) hätten ohne Nachtheil entbehrt werden können, während bei Besprechung des Luxus die moralische Seite vielleicht zu wenig in Anschlag gebracht worden ist. Die Frage, was an Aufwand und Genuß der heranwachsende Jüngling sich zu gönnen habe, darf nicht von dem allein abhängig gemacht werden, was vom Standpunkt der Allgemeinheit aus besehen als „wirtschaftlich" oder „unwirtschaftlich" erscheint. Bei ihm handelt es sich vor allem um Charakterbildung und Festigung der Grundsätze. Eine Vergönnung alles dessen, was wirtschaftlich zulässig erscheint, könnte je nach der Eigenart und den vorhandenen Gefahren höchst nachtheilig, dagegen eine „zurückgebliebene Lebenshaltung" unter Umständen überaus segensreich sein. Sich selbst zum tüchtigen Charakter und opferfähigen Mann heranschulen ist dann freilich auch „wirtschaftlich" und im Interesse der Allgemeinheit betrachtet die lohnendste That.

Gottesacker oder Leichenofen? Ein Beitrag zum Kapitel der Leichenverbrennung von Guido Haßl. 8°. (VII u. 102 S.) Augsburg, Kranzfelder, 1898. Preis *M.* 1.20.

Die Frage: Gottesacker oder Leichenofen? ist durchaus religiöser Natur. Sie heißt mit andern Worten: „Soll und darf an die Stelle des christlichen Grabkreuzes die heidnische Aschenurne treten? Soll der Leib des Christen nicht mehr geweihter Erde anvertraut, sondern ins Ofenloch geschoben werden? Darf es uns gleichgiltig sein, wenn die Freimaurerei, wie sie es offen ausgesprochen, sich zum Ziel gesetzt hat, ‚der neuen Religion der Urne einen allgemeinen kosmopolitischen Charakter zu geben, wie ihn die Kirche hat, welche die Feuerbestattung bekämpft'?" Der erste Abschnitt weist an den Aeußerungen, welche bei Gelegenheit von Feuerbestattungen gefallen sind, den kirchenfeindlichen Charakter der genannten Bestrebung nach. Darauf werden die Bemühungen, Beerdigung durch Verbrennen zu ersetzen, auf ihre Geschichte, ihre versuchte Ausführung und zumal auf ihre Begründung geprüft. Das Ergebniß der Untersuchung ist für die Leichenverbrennung durchaus ungünstig, und dennoch konnte sich der Verfasser auf Zeugen berufen, welche seinen katholischen Standpunkt nicht theilen, zum Theil sogar der Feuerbestattung geneigt sind. Läßt sich mithin diese Art der Bestattung durch keine triftigen Gründe befürworten, so kann sich die Begeisterung für dieselbe nur durch eine Art Liebhaberei oder durch Abneigung gegen das christliche Begräbniß er-

klären. Auf die sonderbaren Wünsche einzelner aber darf die Gesamtheit nicht verpflichtet werden. Die Beseitigung eines Gebrauches jedoch, allein weil er christlich ist, braucht sich die christlich denkende Mehrheit gewiß nicht gefallen zu lassen. Das Büchlein gibt einen guten Ueberblick über den Stand der Cremationsbewegung, rechtfertigt in objectiver Darlegung die Stellungnahme der Kirche ihr gegenüber und empfiehlt sich besonders durch eine Reihe von Mittheilungen über die neuesten Versuche und die geringen Erfolge der Verbrenner.

Les Criminels dans l'Art et la Littérature. Par Isidore Maus, Docteur en Droit et en Philosophie. (Extrait du „Spectateur Catholique".) 4°. (20 p.) Bruxelles, Société Belge de Librairie, 1898. Preis 50 *Cts.*

Enrico Ferri, einer der eifrigsten Vertreter der italienischen criminalistischen Schule, hat in seinem Buche I delinquenti nell' arte — von Eugen Laurent ins Französische übersetzt unter dem Titel: Les Criminels dans l'Art et la Littérature — die Art und Weise, wie die Künstler ihre Verbrecher darstellen, als eine Bestätigung der Verbrechertheorie Lombrosos zu erweisen gesucht. Maus tritt ihm in diesem kleinen gedankenreichen Aufsatz mit Erfolg entgegen. Ferri hat offenbar eine große Erudition und viel Beredsamkeit an eine höchst phantastische These verschwendet. Alles zusammengetragene Material beweist ja nichts, solange man nicht die Quellen, aus denen der Künstler seine Typen geschöpft hat, genau erforscht und sorgfältig scheidet. Wenn Ferri meint, daß in gewissen Fällen das ahnende Genie eines Malers oder Romanschreibers ihn dasselbe finden läßt, was die Wissenschaft erfährt und aufstellt, so verkennt er den Einfluß gewisser historischer und traditioneller Typen, welchem sich der Künstler nicht entziehen kann. Ueberdies stellt z. B. der Mater das Verbrechen selbst dar, nicht aber den letzten philosophischen Grund des Verbrechens. Man wird es dem Gesicht, das der Künstler auf die Leinwand wirft, nie und nimmer ansehen können, ob er seinem Mann das Verbrechen angeboren sein läßt oder ob er ihn dafür verantwortlich machen will. Wenn Ferri solche Dinge in seine Vorlagen hineininterpretirt, so setzt er die Richtigkeit der Theorie schon voraus. Es wäre auch wirklich traurig, wenn Künstlerphantasien psychologische und ethische Argumente abgäben. Mit vollem Recht betont auch Maus gegen Ferri, daß der Künstler verantwortlich ist für den verderblichen Einfluß, welchen die Ideen, die er zur Darstellung bringt, auf andere ausüben.

Der christliche Jüngling. Ein Mahn- und Weckruf. Von L. Walther. 8°. (VIII u. 116 S.) München, Abt, 1899. Preis *M.* 1.20.

Das Schriftchen ist berechnet für die studirende Jugend, namentlich Jünglinge aus bessern Ständen. In 23 kurzen Erwägungen werden die Gesinnungen und die Arten geistiger Bethätigung vor Augen gestellt, welche den christlichen Jüngling besonders zieren. Es handelt sich dabei nicht um religiöse Unterweisungen oder Einschärfung sittlicher Pflichten im engern Sinne, sondern vorwiegend um das Auftreten und Verhalten in der Welt der Oeffentlichkeit. Die ertheilten Winke sind ein wenig allgemein gehalten und verläugnen auch nicht das zu Grunde liegende französische Original. Aber die Schrift ist geeignet, ideale Gesinnung in einem jungen Manne anzuregen und edeln Willen zu entflammen, und ist insofern gewiß zu empfehlen.

Das beſchauliche Leben. Seine apoſtoliſche Wirkſamkeit. Von Dom Franciscus Pollien. Nach der vierten franzöſiſchen Auflage überſetzt von P. Antonius Huperz, Prieſter der Kartauſe Hain bei Düſſeldorf. 8°. (VIII u. 144 S.) Mülheim a. d. Ruhr, Hegner, 1899. Preis 95 *Pf.*

Die Schrift iſt beſtimmt, zunächſt die Mitglieder des Kartäuſerordens, dann aber auch Chriſten außerhalb der Kartauſe, welche für die bedeutſamern Erſcheinungen im Leben der Kirche Sinn bewahrt haben und einer übernatürlichen Auffaſſung der Dinge noch nicht unzugänglich geworden ſind, über Weſen und Werth des beſchaulichen Lebens, zumal des beſchaulichen Ordenslebens, eingehender zu belehren. Ein reicher Gehalt wird geboten in ungemein ſchöner Gedankenentwicklung bei edler, wahrhaft erhebender Form. Es iſt nicht der Kartäuſerorden als ſolcher, um welchen die Darſtellung ſich bewegt, ſondern das Ordensweſen im ganzen und das Leben der beſchaulichen Orden im beſondern. Alle Orden — und ſechs derſelben werden eingehender beſprochen — ſind ſtets mit ſolcher Achtung und Liebe und ſolchem Verſtändniß ihrer Einrichtungen genannt, als geſchehe es von einem ihrer eigenen Söhne. Es kann daher dieſe Schrift auch Ordensleuten jeder Art, Männern wie Frauen, zur fruchtreichen Erbauungslectüre dienen. Namentlich dürfte dieſelbe für Noviciate ſich empfehlen, da ſie über das Weſen des Ordensſtandes, über das Verhältniß der verſchiedenen Orden zu einander, vor allem aber über das, was Geiſt und Seele des Ordenslebens ausmacht, die trefflichſten Belehrungen gibt.

Der ehrwürdige Diener Gottes Don Joſeph Benedict Cottolengo. Ein Lebensbild aus dem XIX. Jahrhundert. Mit Erlaubniß des Verfaſſers Don Gaſtaldi frei überſetzt von Bonifacius Müller. 8°. (IV u. 252 S.) Wien-Hetzendorf, Verlag des Thereſien-Vereins, 1898. Preis *fl.* 1 ö. W.

Eine kleine Skizze über das Leben dieſes großen chriſtlichen Menſchenfreundes iſt bereits 1892 in dieſen Blättern (Bd. XLIV, S. 635) zur Anzeige gekommen. Hier wird nun eine vollſtändige Lebensbeſchreibung geboten, die mit ihrer ſchlichten Erzählung von all dem Wunderbaren, was Cottolengo erlebt, und all dem Staunenswerthen, was er in ſeinem kindlichen Vertrauen auf die Vorſehung geſchaffen hat, faſt wie ein Märchen anmuthet. Alles an dieſem Mann iſt merkwürdig, alles überaus erbaulich, aber nur der Geiſt, der aus ſeinem Handeln ſprach, iſt praktiſch nachahmbar. Dieſen Geiſt zu wecken und mehr zu verbreiten, kann das Büchlein trefflich dienen, wie es auch, ganz in dieſem Geiſte, zur Unterſtützung eines Werkes der Wohlthätigkeit geſchrieben wurde.

„Les Saints." Saint Ignace de Loyola par Henry Joly. 12°. (VIII et 230 p.) Paris, Lecoffre, 1899. Preis *Fr.* 2.

Es iſt eine pſychologiſche Studie, was der Verfaſſer bieten will, eine elegante, dem heutigen Geſchmacke entſprechende Biographie. Nicht die Tugendbeiſpiele und Tugendlehren, noch weniger die Kundgebungen des Uebernatürlichen ſollen in dem Leben des Heiligen geſucht werden, ſondern das menſchlich Intereſſante, das natürlich Anziehende und Imponirende, wie auch das hiſtoriſch Wichtige. So erheiſcht es der Plan der Sammlung, in welche die Schrift ſich einreiht (vgl. dieſe Zeitſchr. Bd. LIII, S. 100. 208), und deren oberſte Leitung in den Händen des Verfaſſers ruht. Er erſcheint daher auch ſichtlich bemüht, das erbauliche Moment, und was

immer zu sehr die Farbe der Frömmigkeit tragen könnte, zurückzudrängen und den modernen Anstrich zum vorherrschenden zu machen. Bei dem behandelten Gegenstande war das allerdings schwer, und es gereichen auch diese Bemühungen dem Werke nicht überall zum Vortheil. Die Anlage des Werkes aber als gegeben vorausgesetzt, muß man die Biographie als eine verständnißvoll und geschickt durchgeführte anerkennen. Jeder, auch wer die Lebensgeschichte des hl. Ignatius aufs eingehendste kennt, wird diese Biographie mit großem Interesse lesen, mag er gleich nicht in allen Punkten mit ihr übereinstimmen. Die Ausführungen über die Inquisition (p. 65 s. 71 s.) dürften z. B. über das Maß des historisch Richtigen hinausgehen, und was die schlimmen Erfahrungen des hl. Ignatius angeht, den Umständen der Zeit und Person nicht genügend Rechnung tragen. Die Parallele zwischen Ignatius und Kant (p. 16), die zwischen Faber-Ignatius einerseits und Malebranche-Cartesius andererseits und anderes dergleichen können schwerlich allgemein gefallen. Im übrigen schreibt der Verfasser als gläubiger Katholik mit warmer Hingebung an seinen Gegenstand und zugleich als Mann von Geschmack und großer Belesenheit.

Catalogus Codicum Manu Scriptorum, qui in Bibliotheca Monasterii Einsidlensis O. S. B. servantur. Descripsit P. Gabriel Meier O. S. B., Bibliothecarius. Tomus I. Complectens centurias quinque priores. Fol. (XXIV et 422 p.) Einsidlae, sumptibus monasterii (Lipsiae prostat apud O. Harrassowitz), 1899. Preis *M.* 20.

Dem schönen Beispiele Engelbergs (1891) ist nun auch das ehrwürdige Stift von Einsiedeln gefolgt, indem sein gelehrter Bibliothekar durch einen musterhaften Katalog die in der dortigen Stiftsbibliothek aufgespeicherten Handschriftenschätze zum Gemeingut aller wissenschaftlichen Forscher macht. Von den vorhandenen 1500 Handschriftennummern sind hier freilich nur die ersten 500 beschrieben; allein nach dem Urtheil des Herausgebers bilden diese gerade den weitaus wichtigsten Theil, und wenn auch in Bezug auf die Fortsetzung keine bestimmte Zusage gegeben werden konnte, so steht doch zu hoffen, daß die gerechte Anerkennung, welche diese Leistung echten Benediktinerfleißes zweifellos finden wird, zu einer baldigen Vollendung Muth und Lust bringen werde. Zu Eingang des Bandes legt P. Meier kurz die Gesichtspunkte dar, nach welchen er seine Anordnung getroffen, gibt einen Ueberblick über die Geschichte der Bibliothek und ein stattliches Verzeichniß der öfter verwertheten Literatur. Daran reiht sich das Verzeichniß der 500 Nummern ohne Scheidung nach dem Material, aus welchem die Handschriften bestehen, wohl aber nach ihrem Inhalte in 13 Hauptgruppen abgetheilt. Fünf Register und einige Nachträge bilden den Schluß. Die Grundsätze, nach welchen ein solcher Katalog anzulegen sei, hat P. Meier selbst bereits 1885 im „Centralblatt für Bibliothekswesen" (II, 463 f.) entwickelt, und man darf sagen, daß er hinter dem dort entworfenen Ideal kaum um vieles zurückgeblieben ist. Unter anderem verlangt er von dem Bearbeiter, daß er dem Benützer auch Winke gebe, ob das betreffende Werk schon gedruckt und wo, ob etwa gerade nach der vorliegenden Handschrift; ob diese wenigstens schon zur Vergleichung herangezogen oder ob aus ihr noch Verbesserung des Textes zu gewinnen sei; ob sie älter oder jünger als bereits bekannte, ob sie ein Unicum, ob sie Vorlage oder Copie anderer bekannter Texte sei. Man braucht nicht lange in dem Werke sich umzusehen, um sich zu überzeugen, daß hier gerade nach dieser Richtung hin Glänzendes geleistet sei.

Miscellanea di storia ecclesiastica e studii ausiliari. II. Prof. Humbertus Benigni, presb., **Patrologiae et hagiographiae copticae spicilegium** collegit et illustravit. *I. Didachê coptica.* „Duarum viarum" recensio coptica monastica, Shenudii homiliis attributa, per arabicam versionem superstes. 8°. (23 p.) Roma. in commissione presso la Pontificia libreria di Federico Pustet, Piazza Fontana di Trevi 81—85, 1898. Preis 80 *Pf.*

Das Leben des monophysitischen „Heiligen" Schnudi, Abtes in Athribis († 451), wurde angeblich sofort nach dessen Tod von seinem Schüler Visa geschrieben und ist uns in arabischer, aus dem Koptischen geflossener Uebersetzung erhalten. In demselben legt Visa seinem Meister eine Katechese an seine Mönche in den Mund, welche aber in Wirklichkeit nichts anderes ist als der erste Theil der berühmten „Lehre der 12 Apostel". Der Verfasser des vorliegenden Schriftchens wurde bei seinen Studien auf diese Thatsache aufmerksam und gibt die arabisch-koptische Version der Apostellehre in der Weise heraus, daß er eine lateinische Uebersetzung derselben zwischen eine Uebersetzung des griechischen Textes und eine Uebersetzung der apostolischen Kirchenordnung stellt, wodurch es einleuchtend wird, daß der koptisch-arabische Text nur aus der Apostellehre selbst, nicht aus einer der mancherlei Bearbeitungen derselben geflossen ist. Am Schlusse folgt ein Abdruck des arabischen Textes. Leider hat der Verfasser übersehen, daß in Deutschland die koptische Apostellehre schon seit 1895 bekannt und besprochen ist (in „Texte und Untersuchungen von v. Gebhardt und Harnack" Bd. XIII). Da indes das Schriftchen als Theil eines Sammelwerkes gedacht ist, so läßt sich gegen seine Aufnahme in dasselbe nichts einwenden. Jedenfalls begrüßen wir dasselbe als Zeichen des Wiederauflebens der patristischen Studien in Italien mit Freuden.

Geschichte der Georgskirche (Malteserkirche) in Amberg. Mit Grundriß und mehreren Abbildungen. Größtenteils nach archivalischen Quellen bearbeitet von Georg Blößner, k. Seminardirektor in Amberg. (Sonder-Abdruck aus dem I. Bande der Verhandlungen des Historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg.) 8°. (64 S.) Stadtamhof (Kommissionsverlag der Pustetschen Buchhandlung in Amberg), 1898. Preis *M.* 1.20.

Die kurze Schrift mit ihren 6 hübschen Tafeln wirkt ungemein ansprechend. Der sehr wohlunterrichtete Verfasser hat sich archivalische Quellen zugänglich zu machen gewußt, die an interessanten Einzelheiten ergiebig sind. Es handelt sich nicht so sehr um kunstgeschichtliche Beschreibung der architektonischen und bildnerischen Eigenthümlichkeiten, als vielmehr um die wechselvollen Schicksale der St. Georgs-Kirche. Letztere sind mit der Geschichte der Stadt Amberg, den religiösen Wandlungen der Oberpfalz, dem Wirken des Jesuitenordens in Bayern, dem kurzen Bestande der bayrischen Zunge des Malteserordens so enge verknüpft, daß schon hieraus auf den mannigfachen Inhalt der Schrift geschlossen werden kann, welche von dem Beginn des 11. Jahrhunderts an eine Reihe werthvoller Einzelangaben zusammenstellt. Insbesondere sei aufmerksam gemacht auf die in ihren Bestimmungen hochbedeutsame Stiftung der Predigerstelle bei St. Georg aus dem Jahre 1369.

Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz. Vierter Band. II. Die Kunstdenkmäler des Kreises Rheinbach, bearbeitet von E. Polaczek. 4°. (172 S. mit 10 Tafeln und 70 Abbildungen im Text.) III. Die Kunstdenkmäler des Kreises Bergheim. In Verbindung mit E. Polaczek bearbeitet von P. Clemen. (168 S. mit 10 Tafeln und 82 Abbildungen im Text.) Düsseldorf, Schwann, 1898 und 1899. Preis à Heft *M.* 5.

Diese beiden neuen Hefte der allerseits mit verdienter Anerkennung begrüßten „Kunstdenkmäler der Rheinprovinz" sind wiederum reich an beachtenswerthen religiösen und profanen Werken. Eine Anzahl kleiner, oft im Laufe der Jahrhunderte geschickt erweiterter oder umgebauter Landkirchen, unter denen Lüftelberg II, 62 f. und Morken III, 127 hervorragen, finden sich neben den größern durch Pläne, Querschnitte und Ansichten erläuterten Gotteshäusern von Münstereifel, Kerpen und Bergheim. Für die Geschichte der Plastik sind beachtenswerth die noch dem 12. Jahrhundert entstammende thronende Madonna in Buschhoven, das aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts herrührende stehende Marienbild zu Münstereifel, das eigenartige Alabasterrelief der Anbetung der Könige aus dem Ende des 14. Jahrhunderts zu Bottenbroich, das die Gottesmutter liegend zeigt, wie wir sie selbst noch im 15. Jahrhundert in hannoveranischen Denkmälern finden. Culturhistorischen Werth haben die drei, vielleicht um das Jahr 1200 gemeißelten Figuren der hll. Fides, Spes und Charitas, welche an die bekannten heidnischen Bilder der im Rheinlande häufig gefundenen drei Göttinnen erinnern. Schöne Gewölbemalereien aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts zu Lipp schildern die Legende der hl. Ursula. Unter den vielen Profanbauten der Gegend sind die Stadtbefestigungen von Münstereifel, Rheinbach und Kaster, unter den vielen Schloßbauten Bedburg, Frens, Harf und Paffendorf bedeutend. Sehr dankenswerth ist, daß auch verschwundene Denkmäler, abgebrochene Kirchen erwähnt und daß Zeichnungen derselben mitgetheilt werden. Dadurch wird manches wichtige Detail für die Nachwelt gerettet, das sonst spurlos verschwände. Druck, Papier und Illustrationen sind wiederum dem Texte ebenbürtig, klar, einfach und belehrend. So schreitet das schöne Unternehmen in erfreulicher Art ruhig weiter, dank dem Fleiße und Talent seines rührigen Herausgebers.

Geschichtlicher Führer. Alphabetisch geordnet und besonders für das katholische Vereinsleben bearbeitet auf Grund des neuesten Quellenmaterials von Paul Sieberts. I. u. II. Band. (A. u. d. T.: Geschichtliches, socialpolitisches und apologetisches Nachschlagewerk. Herausgegeben von Paul Sieberts, Schriftsteller, Mathias Erzberger, Redakteur, Alfons Schwarz, Pfarrer und Landtagsabgeordneter. I. Theil.) 8°. (XVIII u. 682 S.) Stuttgart, Süddeutsche Verlagsbuchhandlung, 1899. Preis *M.* 4.50

In 92 verhältnißmäßig knappen, leicht übersichtlichen Nummern wird auf oft wiederholte und zu Ungunsten der katholischen Sache ausgebeutete geschichtliche Irrthümer oder einseitige Auffassungen aufmerksam gemacht. Der Verfasser, wenn auch natürlich nicht Quellenforscher, hat sich gut umgesehen, im ganzen seine Stoffe geschickt gewählt und sein Buch recht praktisch eingerichtet. Er versteht mit Kürze große Durchsichtigkeit zu verbinden. Bei Anführung der alten Concilsbeschlüsse hat sich in Bezug auf die Städtenamen ein kleines Versehen eingeschlichen; Beziers

und Bordeaux muß es S. 18 heißen. Das Buch kann übrigens nicht nur als Nachschlagewerk gute Dienste leisten, sondern auch als belehrende Lectüre, und man kann es für letztere schon wegen seiner Reichhaltigkeit recht empfehlen.

Die psychischen Fähigkeiten der Ameisen. Von E. Wasmann S. J. Mit 3 Tafeln. (Zoologica. Originalabhandlungen aus dem Gesamtgebiete der Zoologie. Herausgegeben von Dr. Karl Chun in Leipzig. Heft 26.) 4°. (VI u. 134 S.) Stuttgart, Nägele, 1899. Preis *M.* 16.

In mehreren schönen Arbeiten ist derselbe Verfasser früher der Vermenschlichung des Thieres durch die vulgäre Thierpsychologie entgegengetreten; hier in dieser prächtig ausgestatteten Lieferung steht er einem andern Extreme gegenüber. Eine neuerdings ans Licht getretene Theorie, der zufolge die wirbellosen Thiere als bloße Reflexmaschinen ohne Empfindung und Wahrnehmung erscheinen, gibt ihm Veranlassung, das gesamte Sinnesleben der Ameisen im Zusammenhang zu behandeln und im einzelnen zu verfolgen. Das Sehen und Hören, das Orientirungs- und Mittheilungsvermögen, die Fähigkeit, sich untereinander zu erkennen, bis zu den merkwürdigsten intelligenzähnlichen Erscheinungen im Ameisenleben werden an einer Reihe origineller Beobachtungen nachgewiesen und theilweise nach ihren Graden abgeschätzt. Entsprechend der Natur des hochwissenschaftlichen Sammelwerkes, als dessen 26. Abtheilung die Arbeit erscheint, handelt es sich zwar um eine fachwissenschaftliche Darstellung; dank jedoch einer musterhaften Klarheit und der endlosen Fülle der merkwürdigsten Beispiele kann auch der Nichtfachmann mit Vergnügen folgen. Zu den werthvollsten Partien gehört wohl der Abschnitt über das „Lernen der Thiere", wobei die Natur des Thierinstinctes wie die Bedeutung der Dressur oder Abrichtung der Thiere eingehend und höchst lehrreich erörtert werden. Schon die unmittelbare äußere Veranlassung der Schrift bringt es mit sich, daß auch wissenschaftliche Auseinandersetzungen mit Gegnern nicht zu vermeiden waren. Allein bei der würdevollen Sachlichkeit, welche der Verfasser sich zur unverbrüchlichen Norm gemacht zu haben scheint, wirkt dies nicht nur nicht störend, sondern die scharfsinnigen, Schlag auf Schlag sich folgenden Lösungen oft ganz verblüffender Einwände machen gerade das Studium dieser mehr philosophisch oder theoretisch gehaltenen Abschnitte zum wahren Genuß.

Gaben des Katholischen Preßvereins in der Diöcese Seckau für das Jahr 1898. 8°. (356 u. 50 S. statistischer Anhang.) Graz, Selbstverlag des Kathol. Preßvereins, 1899.

Frommes, Patriotisches, Bildendes für Herz und Geist, unmittelbar Praktisches wie Unterhaltendes reicht sich die Hand, um, wie seit 24 Jahren bereits geschehen, auch diesmal wieder die Gabe des Seckauer „Preßvereins" zu einer willkommenen und werthvollen zu machen. Illustrirt mit 14 hübschen Bildern, sind im ganzen sieben Stücke geboten, allerdings an Umfang wie an Art sehr unter sich verschieden. Drei derselben könnte man nahezu als wissenschaftliche bezeichnen, drei als lehrreich unterhaltende, während ein Stück ausschließlich und direct der religiösen Erbauung dient. Auch der Ton ist dementsprechend hier ein mehr getragener, dort ein echt volksthümlicher. Der warme Grundton, gebildet aus Liebe zum Glauben und Liebe zur Heimat, ist aber bei allen derselbe. Nur Gutes und Gesundes ist

Digitized by Google

geboten, wenn auch vorwiegend ernst und gehaltvoll, einen gewissen Bildungsgrad beim Leser voraussetzend. Um so erfreulicher ist es, daß trotzdem der Abnehmerkreis seine Höhe von 5000—6000 noch immer behauptet.

Gedankenspäne von Theophilus. 16°. (92 S.) Ravensburg, Dorn, 1898. Preis 60 *Pf.*

In einer etwas unruhig wirkenden Ausstattung enthält das Heft einige hundert Gedanken religiös-sittlichen Inhaltes. Dieselben sind alle recht beherzigenswerth und sehr ernst gehalten. Wir vermissen indes die bei solchen Sprüchen unerläßliche Prise attischen Salzes, die in irgend einer Art fesselnde, überraschende, zum Nachdenken reizende, dem Gedächtniß durch ein treffendes Bild sich einprägende Form.

Liebfrauenlobs Marienleben. Ein Kranz Legenden und Lieder von Pater Gaudentius, Kapuziner. gr. 8°. (286 S.) Linz, Katholischer Preßverein, 1898.

Als armer Sänger, dem „manch Lied der Seele Schoß füllt", stellt sich der Dichter in „die Frohn" der Himmelskönigin: „Sie heißen mich Gaudentius, als frohgemuth bekannt, durch meiner Lieder süßen Fluß Liebfrauenlob genannt." (1.) Als solcher „Liebfrauenlob" erzählt uns P. Gaudentius nun in einer langen Reihe (über 200) von rein lyrischen und lyrisch-epischen Gedichten die Geschichte der allerseligsten Jungfrau von „Sanct Annas Flehen" an bis zur Krönung im Himmel. Zwischen die mehr objectiven geschichtlichen Bilder schiebt der Dichter dann rein subjective Lieder über seine eigenen Gefühle und Erlebnisse ein, wie sie sich an die erzählten Begebenheiten oder deren Festfeier im Verlauf des Kirchenjahres anknüpfen. Es ist kein Zweifel, P. Gaudentius ist ein Dichter; ebenso sicher aber scheint uns, daß er noch kein vollendeter Künstler ist. Er streut eine Menge anziehender Motive und poetischer Gedanken und Bilder über seine Gedichte aus; aber es fehlt ihm das Maßhalten und das echt künstlerische Herausarbeiten eines Hauptgedankens, das Verdichten und Modelliren. Seine Sprache ist leicht und sehr oft melodiös, sie ist aber nicht immer sehr correct und geschmackvoll. Man verzeiht von alters her einem Kapuziner manche Naivetät; allein es scheint uns doch zu weit gegangen, wenn nun P. Gaudentius die Mutter Gottes seine „Herzliebste" nennt (62), wenn es heißt: „Herrlich wallen deine Locken, wie der Engel nur sie flicht" (121), oder wenn er sein Herz spalten will, damit Maria als Regenbogen mit jedem Fuß auf einer Hälfte als einem Schüsselein stehen könne (44) u. s. w. Etwas fraglich finden wir auch die Naivetät in den Gedichten „Mariä Empfängniß" (8) und „Mariä Geburt" (14). Aber noch einmal: trotz der Fehler ist und bleibt P. Gaudentius ein wahrer Dichter. Könnte er sich entschließen, die Anzahl seiner Gedichte um ein Drittel zu verkürzen und das Uebrigbleibende künstlerischer herauszuarbeiten, so würde er unsere fromme Literatur um eine wirklich willkommene Gabe bereichern. Wie sie jetzt vorliegt, kann eine literarische Kritik sie als vollwerthig noch nicht ansehen, wenn sie auch haushoch über jene sogen. fromme Dichtung hinausragt, bei der die ganze Poesie im Rhythmus, im Reim und in der Langweile besteht.

Capobianco. Von Dr. Guido Alexis. 8°. (223 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh, 1899. Preis *M.* 3.

Eine Episode aus dem Carbonarithum, wie es sich zur Zeit des napoleonischen Usurpators Joachim Murat in Calabrien entwickelte. Der Großmeister

Federici Ruffi, genannt Capobianco, plant einen Handſtreich auf Coſenza, welcher mißlingt. Infolgedeſſen wird er gefangen, vor ein Kriegsgericht geſtellt, und da er ſchon einmal begnadigt war, ſtandrechtlich erſchoſſen. In wahrhaft chriſtlicher Weiſe bereitet er ſich auf den Tod vor. Noch tragiſcher wird das Ereigniß dadurch, daß ſein Freund und Mit-Carbonaro, zugleich der Geliebte eines Mädchens, welches Capobianco als ihren Retter und zweiten Vater ehrt, gegen ſeinen Willen zur Gefangennahme des Bandenführers mitwirken muß. Die Arbeit beruht auf eingehenden hiſtoriſchen Studien und entbehrt nicht mancher wirklich ſchönen und ergreifenden Stellen, wenn wir uns auch keineswegs für dieſen Carbonari-Großmeiſter und noch weniger für einen Offizier erwärmen können, der zwiſchen ſeinem Fahneneid nnd dem Carbonarieid ſchwankt. Lieblich und anziehend iſt dagegen die Geſtalt des „Mütterchens“ gezeichnet.

Der Schreinermax. Acht Geſchichten aus dem Leben eines chriſtlichen Handwerkers und ſeiner Familie. Von Konrad Kümmel. Mit 27 Original-Illuſtrationen. (Katholiſche Volksbibliothek, herausgegeben von Konrad Kümmel. 1. Bd.) 8°. (544 S.) Kempten, Köſel, 1899. Preis *M.* 2.40.

Der vorliegende Band dürfte das erſte Prädicat verdienen, das man einer katholiſchen Volksſchrift geben kann. Auch ohne beſondere Empfehlung wird das Buch ſeinen Weg ſchon finden und im Volk ſeine Freunde bald nach Tauſenden zählen, nicht bloß in Süddeutſchland. Unſeres Erachtens findet ſich mehr Gemüth, mehr echte Liebe, mehr adeliger Sinn und deshalb auch mehr wahre Bildung und Kunſt darin als in einer ganzen Bibliothek franzöſiſcher Romane der feinſten Salons. Die Theres z. B., die uns gleich in den erſten Seiten entgegentritt, um auch ganz bald ſchon ihre Rolle zu vollenden, iſt eine Dienſtmagd, welche, ein wenig robuſt, überhaupt weit mehr aus der Wirklichkeit und dem Leben gegriffen als die gewöhnlichen Romantypen, zu jenen Frauengeſtalten gehört, die unter unſcheinbarer Hülle den wahrſten Seelenadel bergen. Gerade dies iſt das Beſte am Buch, daß es zeigt, wie wahrer Katholicismus, wo immer er zu Fleiſch und Blut wird, wo immer er Herz und Seele durchtränkt, und wäre es die Seele des ärmſten Straßenbuben, der niedrigſten Magd, in Wahrheit einen Adel verleiht, der nimmer mit dem Gold der Millionäre, nicht mit Ordensketten und -Sternen kann erſtanden werden. Der Prieſter, der in katholiſchen Gegenden wirkt und tiefer als andere in die Herzensfalten des katholiſchen Volkes ſchaut, weiß es und fühlt es, daß das Buch Zug für Zug aus dem vollen, wahren Leben geſchöpft iſt, und es thut einem ordentlich wohl, hier beſtätigt zu finden, wie viel Gutes und Edles, wie viel Tugend und Großmuth bis zum Heroismus im katholiſchen Volke pulſirt.

Die Dorfhexe. Erzählung für die Jugend von Emma Giehrl (Tante Emmy). gr. 8°. (329 S.) Straubing, Volks- und Jugendſchriftenverlag Manz, 1898. Preis geb. *M.* 4.50.

Tante Emmy iſt als Kinder- und Jugendſchriftſtellerin mit Recht ſehr beliebt und allzu bekannt, als daß es noch einer ausdrücklichen Empfehlung ihrer Werke oder einer langen Charakteriſtik ihrer Sonderart bedürfte. Auch die neue Erzählung trägt ganz den Stempel dieſer Sonderart: im ganzen ſehr anziehend, bisweilen etwas umſtändlich vorgetragen, nur zu häufig mit Ermahnungen durchſetzt, die ſich das Kind ſelbſt ſchon machen kann und ſoll, und ſchließlich nicht ſelten der Nachfeile ent-

Digitized by Google

behrend in Bezug auf Stil und Sprache. Vielleicht, daß die jungen Leſer das letztere nicht ſo unangenehm empfinden als die Predigten; aber der Jugendſchriftſteller ſoll auch darin die dem puer ſchuldige reverentia beachten, daß er ihm nur muſtergiltige Säße vorträgt. Mit einigen kleinen Unwahrſcheinlichkeiten ſowie mit dem hochromantiſchen Untergrund der Erzählung wollen wir nicht ins Gericht gehen — uns auch nicht fragen, für welchen Leſerkreis die Geſchichte eigentlich beſtimmt iſt, ſondern heben lieber nochmals hervor, daß ſie im ganzen lebhaft, intereſſant und ſpannend, manchmal ſehr erheiternd oder gar humorvoll geſchrieben und vom beſten Geiſte beſeelt iſt. Tante Emmy liebt die Kinder: das ſpricht aus ihrer ganzen Schreibart, und darum findet ihr Wort im Herzen der Jugend auch immer wieder einen guten Ort. Die Illuſtrationen ſollten gerade in einem Kinderbuch etwas formſchöner und edler ſein.

Vier **Communion-Andenken** von ungefähr 24 × 32 cm. Graz, „Styria" (katholiſcher Preßverein). Preis à 13 *Pf.*

Die vier bisher von der Verlagsbuchhandlung „Styria" herausgegebenen Communionbilder zeichnen ſich aus durch feſte, gegeneinander in ruhige Harmonie geſeßte Farben. Einfach und anſprechend iſt Nr. 4 mit dem Bruſtbilde des Herrn, der lehrend ſein Herz zeigt. Maleriſcher und moderner ſind Nr. 1: Die Einſeßung des heiligſten Abendmahles und Nr. 2: Die Austheilung der heiligen Communion an ſechs Kinder durch Jeſus ſelbſt. Das originellſte Bild iſt Nr. 6. Es beſteht aus einem ſehr breiten Rahmen, der acht Darſtellungen enthält (das Abendmahl, Melchiſedech und Aaron, die Gottesmutter u. ſ. w.), welche auf einem Zettel, der jedem Bilde beiliegt und dem Communionkinde gegeben wird, gut erklärt werden. Inmitten des Rahmens ſtehen die Worte: „Andenken an die erſte heilige Communion." Das Blatt würde wohl gewinnen, wenn der Grund hinter jenen Worten reicher ornamentirt wäre; doch iſt es auch ſo wirkungsvoll und preiswürdig.

Miscellen.

Das Gewiſſen im Lichte der alten und im Lichte der modernen Wiſſenſchaft. Im verfloſſenen Jahre hat Dr. L. Oppenheim, o. ö. Profeſſor der Rechte an der Univerſität Baſel, im „Deutſchen Verein für Kunſt und Wiſſenſchaft" einen Vortrag über „Das Gewiſſen" gehalten, den er dann auch unter dieſem Titel im Drucke erſcheinen ließ (Baſel 1898). Beim Leſen desſelben kam uns nun recht lebendig wieder zum Bewußtſein der Gegenſatz zwiſchen der alten katholiſchen, der ſcholaſtiſchen Wiſſenſchaft und jener modernen Wiſſenſchaft, welche gebrochen hat mit der Vorzeit. Die katholiſche Wiſſenſchaft bleibt in ihren Grundzügen dieſelbe durch alle Jahrhunderte und in allen Zonen; in dieſer Stetigkeit und Allgemeinheit trägt ſie das Merkmal der Wahrheit. Jene moderne

Wissenschaft dagegen wechselt beständig und trägt den Stempel der Unklarheit und Verworrenheit an der Stirn. Die katholische Wissenschaft gleicht einer tausendjährigen Eiche. Ihr Stamm bleibt derselbe, aber eine Fortentwicklung zeigt sich trotzdem, da alljährlich neue Zweige, Blätter und Früchte keimen. Die nichtkatholische moderne Wissenschaft aber gleicht — nicht einer Eiche — vielmehr dem leeren Platze, auf welchem die Eiche einst stand. Fast alljährlich erscheint ein neuer Förster. Wenn dieser die Bäumchen sieht, die sein Vorgänger gepflanzt, dann ist es sein erstes Geschäft, dieselben als verkehrte Pflanzungen umzuhauen. Kaum aber hat er selbst seine neuen Bäume gepflanzt, und kaum haben dieselben Wurzeln geschlagen, da kommt ein anderer Förster und haut auch sie wieder um.

Diesen Vergleich wollen wir nicht anwenden auf die Leistungen der modernen Naturwissenschaften, in welchen unzweifelhaft ein gedeihliches Fortschreiten auf dem Grunde des bisher Errungenen sich zeigt. Wohl aber hat der Vergleich seine Berechtigung für die mehr speculativen Zweige des Wissens, in welchen ein Spinoza, ein Kant, ein Fichte, ein Hegel, ein Schopenhauer u. s. w. mit stets neuen Systemen sich folgten.

In das Gebiet dieser speculativen Wissenschaften gehören die Fragen, welche jener Vortrag zur Beantwortung sich gestellt hat, die Fragen: Was ist ein verkehrtes Gewissen? Hat der Einzelne dasselbe zu befolgen? Hat der Richter auf dasselbe Rücksicht zu nehmen?

Die katholische Wissenschaft beantwortete diese Fragen schon längst klar, bündig und richtig wie folgt: Die unmittelbare Norm für das Handeln eines jeden ist sein eignes Gewissen. Die entferntere Norm ist das göttliche Moralgesetz. Stimmt diese unmittelbare Norm, stimmt das Gewissen des Einzelnen nicht mit der entferntern Norm, dem göttlichen Gesetz, dann ist das Gewissen ein verkehrtes. Die Stimme des Gewissens beruht also in diesem Fall auf einem Irrthum. Ist dieser Irrthum ein unüberwindlicher, so muß die Stimme, auch dieses verkehrten Gewissens, vom Einzelnen befolgt werden. Der Strafrichter hat dasselbe zu berücksichtigen, weil in diesem Falle ein Verschulden nicht vorliegt. Der Verwaltungsbeamte dagegen kann eher über dasselbe hinweggehen, weil er nicht verpflichtet ist, sein gutes Recht dem Irrthum eines andern zu opfern.

Zur Erläuterung dieser Sätze mögen folgende Beispiele dienen: Der Israelit, welcher in gutem Glauben sein mosaisches Gesetz noch für verpflichtend hält, ist subjectiv verpflichtet, dasselbe zu beobachten. Der Türke, welcher in Deutschland mehrere Frauen zugleich hätte, dürfte vom Richter nicht bestraft werden, falls es wirklich der Fall sein sollte, daß er sich in einem unüberwindlichen Irrthum befände. Das Mitglied einer Secte, welches den Kriegsdienst für sündhaft hielte, könnte dagegen trotz seines Irrthums zum Kriegsdienste gezwungen werden.

Dieses kurz die Grundsätze, welche in den katholischen Lehrbüchern der Moral sich finden. Wie aber stellt sich Professor Oppenheim zu dem Gewissen?

Zunächst finden wir bei ihm nirgends eine befriedigende Definition des verkehrten Gewissens, und das, obschon sein Schriftchen sich ganz vorherrschend um das verkehrte Gewissen dreht. Bei seinem Standpunkte ist es ihm auch von vornherein unmöglich, eine befriedigende, eine richtige Definition des verkehrten

Gewissens zu geben. Wenngleich er nämlich von der Religion als einem Factor des Gewissens redet, so unterläßt er es doch, das göttliche Gesetz als die höchste Norm aller Sittlichkeit anzuerkennen. Und doch kann ein Gewissen, diese unmittelbare Norm des Handelns, nur deshalb ein verkehrtes genannt werden, weil es mit der höchsten Norm, dem Wesen und den Geboten Gottes, nicht übereinstimmt.

Worin denn setzt Professor Oppenheim die Verkehrtheit des Gewissens? Wenn wir ihn recht verstehen, setzt er dieselbe in die Nichtübereinstimmung des Einzelgewissens mit dem Gewissen der Gesamtheit. Er scheint also diese Gesamtüberzeugung, mithin die Volksüberzeugung als letzte Quelle der Sittlichkeit anzusehen, ähnlich, wie Puchta die Volksüberzeugung als letzte Quelle des Rechtes betrachtet. Professor Oppenheim schreibt: „Die Sätze von Moral, Religion und Recht sind das nur, was sie sind, solange sie allgemein als solche anerkannt werden. Verwirft das Gewissen der Gesamtheit der Individuen einzelne solcher Sätze, und fühlt es sich durch andere Sätze verpflichtet, so hat eine Veränderung von Moral, Religion und Recht stattgefunden, eine Veränderung, welche sowohl eine rückschrittliche als eine fortschrittliche sein kann" (S. 47).

Aber wie, wenn die „Gesamtheit der Individuen" oder doch die Majorität derselben zur Socialdemokratie, zum Anarchismus übergeht, wenn sie sich nunmehr durch die Sätze der Socialdemokratie und des Anarchismus verpflichtet fühlt: findet alsdann „eine Veränderung von Moral, Religion und Recht" statt, so daß die anarchistischen Grundsätze nunmehr die richtigen sind, daß sie das richtige Gewissen ausmachen, und daß eine Abweichung von denselben als ein verkehrtes Gewissen bezeichnet werden muß? Nach Professor Oppenheim müssen wir dies entschieden bejahen. Denn er hält es für durchaus möglich, daß „den anarchistischen Anhängern der sogen. Propaganda der That ihr Gewissen es als gut und recht erscheinen läßt, im Interesse ihrer politischen Ideale durch das Werfen einer Bombe unschuldige Menschen zu tödten" (S. 29—30). Mag der Herr Professor ein solches Gewissen immerhin als eine „furchtbare Verkehrung" brandmarken: aus seinen Grundsätzen folgt jedoch unweigerlich, daß ein derartiges anarchistisches Gewissen aufhörte, ein verkehrtes zu sein, daß es vielmehr ein richtiges Gewissen würde, sobald der Anarchismus in die Ueberzeugung der Gesamtheit überginge.

So haben wir denn wieder einmal den Fall, daß der ungläubige Liberalismus der Socialdemokratie und dem Anarchismus die Wege bereitet! L. v. H.

Familia S. Quirini in Tegernsee. Unter diesem patriarchalisch anheimelnden Titel brachte ein wohlbekannter, fleißiger Ordensschriftsteller, P. Pirmin Lindner O. S. B. in Salzburg, unlängst im „Oberbayrischen Archiv" höchst bemerkenswerthe Beiträge zur Geschichte eines berühmten, mit der Blüthe frühmittelalterlicher Literatur unzertrennlich verwachsenen deutschen Klosters. Glücklicherweise hat der bescheidene Gelehrte sich bestimmen lassen, seine kostbare Arbeit auch als selbständige Schrift an die Oeffentlichkeit zu geben. Nicht leicht kann einem Ordenshause ein bedeutsameres Ehrendenkmal zu theil werden, als wie es hier geschieht für das leider hingeschwundene, unvergeßliche Tegernsee, den Juwel unter den berühmten Abteien des alten katholischen Bayerlandes.

Die merkwürdige Schrift mit der ausführlicheren Titelbezeichnung: „Die Aebte und Mönche der Benediktiner-Abtei Tegernsee von den ältesten Zeiten bis zu ihrem Aussterben (1861) und ihr literarischer Nachlaß" (München 1897 und 1898) enthält weit mehr als eine reichhaltige Bibliographie, sie ist eine Art Universallexikon über Tegernsee, eine Klostergemeinde, die mit nicht weniger als 61 andern conföderirten Klöstern in regster Verbindung stand. Diese Stiftung des sel. Adalbert hat über 1000 Jahre bestanden; gegründet um 766, wurde sie 1803 aufgehoben. Der letzte Mönch von Tegernsee starb 1861. Von 920—982 lag das Kloster wüst; aber niemals seit der Wiederherstellung ist von ihm die Zucht gewichen, nie bis zur letzten Stunde hat es aufgehört, eine Schule der Frömmigkeit, eine Heimstätte der Wohlthätigkeit und ein Hort heiliger Wissenschaft zu sein. Vielberühmte Mönche, ein Gozbert, ein Froumund, ein Werinher, haben hier als Lehrer gewaltet, ein hl. Godehard hatte hier seine Schule und ein sel. Ellinger empfing hier seinen hohen Freund, den hl. Heinrich, um aus dessen Mund die göttliche Verheißung zu vernehmen, daß Tegernsee, wenn auch zeitweise untergehen, doch immer wieder als Gotteshaus sich erheben werde (I, 17). Aus dieser langen Zeit weiß der fleißige P. Lindner noch die Namen von 846 Mönchen nachzuweisen und 60 Aebte. Waren unter letztern 14 aus fremden Klöstern postulirt, so hat dafür Tegernsee 39 Aebte andern Klöstern gegeben und dazu der Diöcese Hildesheim einen heiligen und großen Bischof. Den Universitäten von Salzburg und Ingolstadt hat es 14, den Lyceen von Freising und Amberg 17 Professoren gestellt und 3 Mitglieder der Bayrischen Akademie der Wissenschaften. Unter den 45 ältesten Aebten (vor 1492) sind 16 noch als Schriftsteller gekannt. Vor 1426 zählt man im Kloster überhaupt 26 bekannte Schriftstellernamen und 10 anonym auf uns gekommene Manuscripte. Nach 1429 kann Tegernsee noch ungefähr 124 schriftstellernde Mönche nachweisen und 19 anonyme Werke. Vieles und Prächtiges ist auch sonst aus seiner Druckerpresse hervorgegangen. Ohne die Literatur erschöpfen zu wollen, zählt P. Lindner 20 Schriften auf, welche über den Ruhm Tegernsees eingehender Licht verbreitet haben; 17 derselben sind *nach* Aufhebung der berühmten Abtei geschrieben. Die hier vorliegende ausgezeichnete Bibliographie mit all ihren Beigaben von ungedruckten Briefen, Mitgliederverzeichnissen und historischen Notizen ist als die 18. ohne Zweifel die sachlich umfassendste und die werthvollste von allen. Solche sachkundigen Zusammenstellungen über das wissenschaftliche, culturelle und charitative Wirken unserer alten Abteien wiegen schwerer als eine noch so geharnischte Apologie des Ordenswesens, und sie treffen wuchtiger den Vandalismus der Klosterstürmer als jede Moralpredigt über die Heilighaltung fremden Gutes. Könnten sie nur auch dazu beitragen, jenen alten tiefen Frommsinn unserer Ahnen neu zu wecken, welche nicht ihre Wohlfahrt darin sahen, Gotteshäuser wie ein Tegernsee zu zerstören oder zu profaniren, sondern sich glücklich schätzten, zu Gottes Ehre solche sogar wieder aus Staub und Trümmern zu erheben.

Die Kanonen von Barisal. An der Nordspitze des Bengalischen Meerbusens liegt etwas landeinwärts fast in der Mitte des eigentlichen Gangesdeltas

die Ortschaft Barisal. Dort ist zu gewissen Zeiten ein unterirdisches Getöse vernehmbar, als würde in einiger Entfernung mit Kanonen geschossen. Man behauptet, daß sich diese Töne in der Regenzeit öfter vernehmen lassen als zu andern Jahreszeiten, und der hochw. Herr Bischof Hurth glaubt dieser Meinung beistimmen zu dürfen („Köln. Volkszeitung" 1899, Nr. 114). Es wird angenommen, daß die Kanonenschläge vulkanische Ursachen haben, über welche freilich die Oberflächengestaltung der dortigen Gegend keinerlei Aufschluß gibt. Indessen scheint uns die Seekarte auf die Spur der Kanonen von Barisal führen zu können.

Während nämlich der nördliche Theil des Meerbusens von Bengalen seicht ist, zieht sich doch mitten durch von Norden nach Süden bis an das Land ein schmaler Streifen, welcher wie ein Abgrund sozusagen eine unergründliche Tiefe aufweist. Räthselhaft mag für den Laien die Bildung und Erhaltung dieses Abgrundes gerade bei Barisal deshalb sein, weil dort die vielen Mündungen des Ganges Riesenmassen von Sand und Erde dem Meerbusen zuführen und seine Gewässer zurückdrängen. Berücksichtigt man aber die Theorie vom irdischen Gewölbeschub, mittels welcher P. Kolberg in seinem Werke „Nach Ecuador" das Problem von der Bildung der Erdoberfläche zu lösen versucht, so dürfte sich unseres Erachtens gerade durch den angegebenen Abgrund für die unterirdischen Kanonen eine befriedigende Erklärung finden lassen. Die tiefe Rinne im Meerbusen von Bengalen gehört nämlich zu einer Hauptbruchzone des Kugelgewölbes unserer zusammenschrumpfenden Erdrinde, und es sind an dieser Stelle infolge der ständigen Verschiebung, des Auf- und Abschwankens, man möchte sagen, des Athmens unserer Erdoberfläche, vulkanische Ferngetöse ebensowenig etwas Seltenes wie etwas Unverständliches. Doch um dies darzuthun, müssen wir etwas weiter ausholen.

Bekannt ist die Annahme, daß unsere Erde langsam ihre innere Wärme abgibt und deshalb eine innere Zusammenziehung erfährt. Für den schrumpfenden Kern wird aber die Erdrinde zu groß, und da sie ihrem Material nach viel zu schwach ist, um ein frei schwebendes Gewölbe zu bilden, so muß sie bis heute in einem Zustande bleiben, in welchem sie sich durch horizontale allseitige Pressung immer selbst aufs äußerste bedrängt, sich selber zerdrückt, zerquetscht und auf einen engern Raum zusammenschiebt. Als Erdrinde denken wir uns jene ganze äußere Kugelschale, deren einzelne Theile den seitlichen Zusammenschub erfahren und vermöge ihrer Cohäsion und innern Reibung trotz der ungeheuern Belastung auch fortpflanzen können. Das übrige ist der Erdkern, entweder eine glühendflüssige oder eine glühendweiche Masse oder eine solche, die bei ihrer Belastung und immerhin hohen Temperatur sich wie ein weicher Körper verhält.

Jene Pressungen nun, die innerhalb der Erdrinde überall vorhanden sind, im ganzen horizontal, sonst aber nach jeder Himmelsrichtung drängen, bezeichnen wir als Gewölbedruck.

Sobald diese Pressungen sich auslösen, zur actuellen Wirkung kommen, und sobald es ihnen dann gelingt, die Erdrinde in der Form zu ändern, dieselbe auf einen engern Raum zusammenzuschieben, haben wir den eigentlichen Gewölbeschub.

Will man Wesen und Wirkung der Tiefenkräfte in kleinem Maßstabe möglichst genau darstellen, so kann man ein flaches Kuppelgewölbe construiren, welches für die angenommene Spannweite nicht Kraft genug besitzt, um sich in der Schwebe zu halten. Man entfernt nun das tragende Gerüst nicht, sondern läßt es mit dem belastenden Gewölbe vermittelst Keile oder Schrauben sehr langsam und gleichmäßig nieder. Um die Aehnlichkeit mit der Erdrinde vollkommener zu machen, denken wir uns die untern Schichten des Gewölbes aus weichem, zusammendrückbarem Material, während in den obern Schichten theils harte, biegsame theils harte, spröde Stoffe zur Anwendung kommen. Beim allmählichen Niedergang des Gerüstes schiebt sich dieses schwache Gewölbe durch eigene Kraft auf einen engern Raum zusammen und läßt im kleinen alle Erscheinungen sehen, deren Erklärung wir suchen. Ruckweise und stoßend treibt es flache Tafelgebirge über schiefe Ebenen hervor; sanfter und stiller faltet es wellige Kettengebirge; knallend öffnet es viele Risse, aus denen noch nicht erhärteter Mörtel in Form von Lavaströmen hervorquillt; unter heftiger Erschütterung der Oberfläche bringt es aufgestreuten Sand in hüpfende Bewegung, ja wirft aus dem eigenen Gefüge spröde Stückchen in die Luft; ansehnliche Strecken läßt es durch Stauchung zu bedeutender Dicke anschwellen, als wollte es daraus festländische Erhebungen schaffen, und ist das Material nicht gar zu weich, so zeigt es als die wichtigste aller Umänderungen sehr mächtige Verbiegungen, schwankt hier auf-, dort abwärts und setzt sich so in mehrere Theilgewölbe um.

Diese Theilgewölbe nun sind für ihre kleine Spannweite nicht mehr zu schwach. Sie können deshalb ihre Unterflächen über das tragende Gerüst erheben, belasten es aber längs den eingesunkenen Rändern um so mehr. Hier nämlich, wo man von oben die sanft muldenförmigen Trennungsrinnen der Theilgewölbe erblickt, haben diese ihre Zwischenstützen und Füße, Zonen des Ganzen, welche gleich den Tragrippen der Kreuzgewölbe in der Länge und in der Breite einen verstärkten Druck erleiden. Aufmerksame Beobachtung zeigt bald, daß innerhalb dieser flachen Gewölberinnen die Stauchungen, Ausschiebungen mit ihrem Geleite von Erschütterungen und Ausquetschungen lebhafter voranschreiten als an der sonstigen Oberfläche des sinkenden Gewölbes.

Ganz dieselben Vorgänge spielen sich in derselben Weise in und auf der erstarrenden Erdkruste ab und erläutern uns die großartige vulkanische Grundkraft des irdischen Gewölbeschubes, der über Spannungen verfügt, welche, mit Leichtigkeit Länder zerstörend und Länder schaffend, sich auslösen können.

Wie groß sind nun die nach allen Seiten hin drückenden Spannungen der Erdrinde?

Nehmen wir zuerst an, das unbiegsame und unzerbrechliche, freischwebende Kugelgewölbe des Erdballs habe eine Dicke von nur einer Meile. Von der Größe des längs dem Aequator nordsüdlich wirkenden Druckes bekommen wir dann eine richtige Vorstellung, wenn wir uns dort von Osten nach Westen rings um die Erde eine Felsmauer aufgeführt denken, die aus den nämlichen Stoffen wie die Erdkruste besteht, eine Meile dick ist und halb so hoch emporreicht, als die Länge des Erdradius beträgt. So stark wie diese 430 geographische Meilen hohe

Mauer abwärts drückt, preßt sich die eine Meile dicke, freischwebende Kruste in horizontaler Richtung, und zwar nicht bloß längs dem Aequator, sondern längs jeder beliebigen Linie, die man sich in jener Gegend oder sonst irgendwo als größten Kreis rings um den Erdball gelegt denkt. Der Druck nämlich, welcher in einem vollen Kugelgewölbe an einer Stelle herrscht, findet sich darin an jeder Stelle mit der gleichen Größe wieder. Die wirkliche Dicke der Erdrinde ist unbekannt, beträgt jedoch unter allen Umständen viel mehr als eine Meile. Die Gewichte der nach den verschiedenen Dickeannahmen berechneten Gebirgsmauern stellen Druckkräfte von so enormer Größe dar, daß selbst eine schwungvolle Phantasie weit hinter der Wahrheit zurückbleibt, wenn sie sich in Bezug auf die Wirkungen ein annäherndes Bild schaffen will.

Dieser Gewölbedruck kommt nun als Gewölbeschub nur insoweit zur Wirkung, als die Erdrinde gegen die seitliche Zerpressung und Zerquetschung keinen Widerstand leistet. Die Festigkeit der Erdrinde ist dabei eine verhältnißmäßig so geringe, daß es ihr nicht möglich wird, auch nur einen Millimeter sich frei über den gluthflüssigen Erdkern zu erheben. Was sie aber da durch die Widerstandskraft einbüßt, gewinnt sie durch das Aufruhen auf dem Erdkern im reichlichen Maße wieder, so daß sie in der That viel stärker ist als eine lotrechte Mauer von festem Gestein, welche die nämliche Gewölbepressung zu erdulden hätte. Nirgendwo kann der Gewölbeschub die Erdrinde zerdrücken, stauchen, ohne daß er an den Angriffsstellen Massen emporhebt, welche so dick sind wie die Kruste selbst. So ist ein plötzliches Zerquetschen einer ganzen Partie der Erdrinde, wie das bei einem freischwebenden Rindengewölbe kommen müßte, unmöglich gemacht, und wir haben nicht nur das Fehlen plötzlicher Katastrophen, die alles Leben vernichten würden, sondern auch gleichsam zähe Widerlager, welche mit dem Gewölbe langsam hin- und herschwanken, der Weichheit und Biegsamkeit der Erdrinde zu verdanken.

Der thatsächlich ständig wirksame Gewölbeschub äußert sich deshalb in der schwachen Erdrinde sehr sanft durch jenen langsamen, aber deshalb nicht weniger kraftvollen Zusammenschub, welcher die großartigen, muldenförmigen Verbiegungen der Erdrinde, die Festlands- und Gebirgsbildung, die Erdbeben und die vulkanischen Eruptionen zur Folge hat.

Der Boden des Atlantischen Oceans z. B. zeigt genau jene Verbiegungen, die er seiner Breite entsprechend als dünnere Erdkrustenscholle annehmen muß, wenn gegen ihn von den angrenzenden dickern Festlandsschollen ein starker Horizontaldruck ausgeübt wird. Zu ähnlichen Schlußfolgerungen führen uns die Verhältnisse des Stillen Oceans.

Die tiefen Mulden der Erdrinde sind nun der Gefahr der Zerquetschung am meisten ausgesetzt, weil in den Gewölben die Druckspannung vom Scheitel gegen den Fuß hin beständig zunimmt. Die Mechanik des Gewölbeschubes lehrt uns also, daß die Erdkruste als Ganzes dort am tiefsten eingebogen sein und den Meeresspiegel am tiefsten herunterziehen muß, wo sie durch ihren Gewölbeschub sich selbst am meisten und schon seit sehr alten Zeiten immer wieder von neuem zertrümmert.

Digitized by Google

Es gibt nun zwei solcher Zertrümmerungszonen ersten Ranges. Die eine ist die des Bruchäquators, welche auf der Südgrenze von Nordamerika, Europa und dem östlichen Asien liegt und die Gebiete der Karibensee, des Mittelländischen Meeres, dessen ehemaliger Fortsetzung bis Bengalen und endlich die Sundainseln umfaßt. Von da erstreckt sie sich längs dem Nordrande des ehemaligen, nun größtentheils versunkenen australischen Continents noch weit in die Südsee hinein.

Die andere Zone ist die des Bruchmeridians. Sie versolgt vom Südende Chiles her über Panama und die Aleuten bis nach Java die Umrandung des Stillen Oceans längs den Küsten von Amerika und Asien. Von Südperu an ist ihre Richtung im ganzen die eines größten Kugelkreises, und in der Sundasee trifft sie beinahe unter einem rechten Winkel die Zone des Bruchäquators, welche ihrerseits von da bis Gibraltar auch nur wenig um den Verlauf eines größten Kugelkreises herumschwankt.

Alle neuern und mächtigsten Gebirge der Erde liegen im Bereiche dieser beiden merkwürdigen Zonen: neben dem Bruchäquator der Atlas, die Pyrenäen, die Alpen, der Jura, der Apennin, die Karpathen, die türkischen und griechischen, vorderasiatischen und armenischen Gebirge, der Kaukasus, Elburs, Hindukusch, Karakorum, Himalaya, die hinterindischen und südchinesischen Bergketten wie auch der noch im Wachsen begriffene großartige Gebirgsbogen, der von den Andamanen sich über Sumatra und Java bis zum östlichen Ende der kleinen Sundainseln fortzieht. Neben dem Bruchmeridian aber sieht man die Gebirgs- und Inselketten von Ostasien, welche dort erst aufhören, wo in Amerika als ununterbrochener Zug bis zur Magelhaensstraße die gewaltigen Cordilleren sich anschließen. Mit der zunehmenden Erforschung der Südpolarländer wird sich auch die Linie des Bruchmeridians weiter verfolgen lassen. Nach dem 60. Grad südl. Breite erheben sich der Südorkney- und der Südshetland-Archipel. Ihr Gestein ist vulkanischen Ursprungs. Ein noch größerer Archipel schließt sich im Süden an, der im Haddingtonberge auf Louis Philippe-Land über 2000 m emporsteigt. Auch hier sind vom Dampfer „Jason" in den Jahren 1893—1894 erloschene und auch thätige Vulkane entdeckt worden, welche zum Theil derartig in einer regelmäßigen Reihe geordnet stehen, daß Friederichsen, der Bearbeiter der Tagebücher des „Jason", darin eine Fortsetzung der südamerikanischen Vulkanreihe sehen möchte.

Der Bruchäquator trennt die nördlichen Continente von den südlichen, der Bruchmeridian aber die Wasserhalbkugel der Erde von der Landhalbkugel.

In den beiden beschriebenen Hauptbruchzonen erreicht die Kraft des Gewölbedruckes ihre Hauptspannung. So oft nun die Druckspannung des Erdkrustengewölbes irgendwo zum wirklichen Schube wird, der die Rinde in ihrer ganzen Dicke, hauptsächlich aber unten erfaßt, muß sie nothwendig in sehr weiter Ausdehnung zugleich thätig werden und einen allgemeinen Auftrieb der tiefern Rindenmassen bewirken, der seinerseits die glühendflüssigen Stoffe an den schicklichsten Punkten in die Höhe preßt.

Eine Folge des gewaltsamen Auftriebes der gluthflüssigen Masse ist nun eine großartige Zugkraft, welche an den darüberliegenden Schichten des Gewölbes

einſetzt. Mit Gewalt werden dort unten oft meilenweit ziemlich parallel in geraden oder mit ſanften Krümmungen dahinlaufenden Spalten neue Gänge und Spalten aufgeriſſen.

Jedes Aufreißen aber, jede plötzliche Verlängerung, jede neue Zweigbildung einer Gangſpalte gibt, wenn lediglich eine Zugkraft dabei thätig iſt, einen kurzen ſchweren Kanonenſchlag von derſelben Art, wie man ihn auf dicken Eisfeldern zu hören bekommt, ſo oft dieſelben vor Kälte platzen.

Sofort ergießt ſich nun die gluthflüſſige Maſſe zwiſchen die tiefern Felsbänke, bildet daſelbſt einen Lagergang und ſchwillt in deſſen Mitte ſtärker an als zu beiden Seiten. Dabei wird die darüberliegende Gewölbeſchicht auseinandergeſpannt, bis auch ſie unter einem heftigen Kanonenſchlag platzt. Unverweilt ſtürzt die gepreßte Gluthmaſſe in die friſch gebildete Gangſpalte und reißt dieſelbe, ſo wie ſie nach oben oder in der Länge der Spalte vordringt, in beiden Richtungen unter erneutem Kanonendonner auf. Und ſo geht die Gangbildung und das Geſchützfeuer voran, je nachdem der Gewölbeſchub den Auftrieb der glühenden Maſſen raſcher oder langſamer erfolgen läßt. Daher die wiederholten Schüſſe nach unbeſtimmt langen Pauſen.

Das ſind die „Kanonen von Bariſal“.

Im Gebiete des Bruchmeridians und des Bruchäquators, zu welch letzterem Bariſal gehört, iſt dieſes unterirdiſche Artilleriefeuer nichts Seltenes.

Solange nun der Auftrieb nur eine Zug- und Sprengkraft übt, bleibt es bei den Kanonenſchlägen. Wenn er aber ſtärker und namentlich wenn er plötzlicher angreift und dann eine ſtückweiſe Hebung und wechſelſeitige Verſchiebung der ſtarren Felsſchichten veranlaßt, treten die vulkaniſchen Erdbeben ein. Alsdann lauten jedoch die Töne auch anders. Das Getöſe wird zu einem Reißen und Berſten, durch Reibung an den Spalten zu langgezogenem Donner und Brüllen, durch wellenförmiges Verbiegen und Schwingen des Bodens zum Knirſchen, Knarren und Raſſeln, alſo überhaupt zu einem Gewirre der mannigfaltigſten Töne, welches man mit den kurzen Kanonenſchlägen des vulkaniſchen Ferngetöſes nicht verwechſeln kann.

Einen ähnlichen Unterſchied der Schallphänomene beobachtet man im Eiſe der arktiſchen Meere. Wird daſſelbe durch „Eispreſſungen“ zertrümmert und zu kleinen Gebirgen ausgeſchoben, ſo hört man ein „Klingen, Klirren, Pfeifen, Wimmern, Aechzen, Brüllen und weithin rollendes Donnern“; ſpringt es aber bei völliger Ruhe durch das Ziehen der Kältewirkung auseinander, dann läßt es einfache „Schüſſe“ vernehmen.

So ſtimmt alſo unſere Erklärung der unterirdiſchen Kanonen mit den Geſetzen der Schallwirkung überein, während ſie im übrigen nur auf der Annahme beruht, daß heute noch, wie in längſt verfloſſenen Zeiten, Gangſpalten entſtehen.

Dort in der Gegend von Bariſal iſt der Gewölbeſchub noch immer beſonders thätig. Die Pendelbeobachtungen zeigen, daß der Himalaya das Pendel nicht ſo ſtark anzieht als er ſollte. Das iſt nur deshalb möglich, weil er gleichfalls in einer Mulde liegt, deren Boden nach Süden aufſteigt. Dadurch ſchiebt

ſich, quillt oder rollt gleichſam die Erdrinde von Norden nach Süden langſam vorwärts und bildet gerade im Golf von Bengalen eine jener tiefen Bruchrinnen, welche die Theilgewölbe trennen und auch ſtützen. Solange der Schub von Norden nach Süden dauert, wird auch trotz aller vom Ganges hineingeführten Erdmaſſen die Rinne tief bleiben. Es werden aber auch die Kanonen fortdonnern. Es iſt ja eine ſichere, wenn auch dem gewöhnlichen Publikum weniger bekannte Thatſache, daß die Rinde unſerer Erde eigentlich in ſtändiger Bewegung ſich befindet. So fand John Milne bei ſeinen Beobachtungen in Japan, daß von 1881—1883 nicht weniger als 419 Stöße, und davon 218 unterſeeiſche, den Norden des Mikadoreiches beunruhigten. Von Januar 1885 bis December 1888 wurden ebenfalls in Japan 2018 Erdbeben regiſtrirt. Sollten die Beben der ganzen Erdkugel auf einer Karte eingezeichnet werden, ſo müßten rund um den Stillen Ocean wenigſtens zehn unterſeeiſche Diſtricte angegeben ſein, welche zuſammengenommen durch jährlich etwa 2500 Stöße erſchüttert werden.

Es vergeht alſo kein Tag, vielleicht keine Stunde, in der nicht das „Athmen" der Erde beobachtet werden könnte. Je nach der Bedrängniß artet es in Seufzen, Stöhnen, Schreien, Brüllen aus. Und die Urſache davon iſt die in ihrem erſten Grundſatze ſo einfache, in ihren einzelnen Aeußerungen allerdings verwickelte, in den Wirkungen mächtig großartige Kraft des irdiſchen Gewölbeſchubes.

J. E.

Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Siebenundfünfzigster Band.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1899.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.

Alle Rechte vorbehalten.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Digitized by Google

Inhalt des ſiebenundfünfzigſten Bandes.

Seite

Die grundlegenden Sätze des marxiſtiſchen Socialismus nach Eduard Bernſtein. (H. Peſch S. J.) 1

Die „ſociale Decompoſition“ und die „culturelle Ueberlegenheit“ des Proteſtantismus. (R. v. Noſtitz-Rieneck S. J.) 17. 139

Zur Erforſchung Nordgrönlands. (Joſ. Schwarz S. J.) 31

Der moderne Hinduismus unter dem Einfluſſe chriſtlicher Ideen. (A. Heggelin S. J.) 39. 122. 280

Das Trinkwaſſer und die epidemiſchen Krankheiten. (H. Kemp S. J.) . 53. 169

Eine Maria-Stuart-Trilogie. (W. Kreiten S. J.) 67

Die marxiſtiſche Theorie der modernen Geſellſchaft und ihrer Entwicklung im Lichte der Bernſteinſchen Kritik. (H. Peſch S. J.) 105. 225

Die älteſten Weltkarten. (Joſ. Schwarz S. J.) 150. 257

O. Ludwigs Trauerſpiel „Die Makkabäer“ als Schullectüre. (N. Scheid S. J.) 183

Der Lichtſinn augenloſer Thiere. (E. Wasmann S. J.) . . . 247. 415

Der Palloſto in S. Ambrogio zu Mailand. (J. Braun S. J.) . . . 294

Ein Bühnenfeſtſpiel aus alter Zeit. (Th. Schmid S. J.) 314

Das Erbrecht des Bürgerlichen Geſetzbuches und das natürliche Recht. (A. Lehmkuhl S. J.) 353. 506

Realwiſſenſchaftliche Religion und Moral. (V. Cathrein S. J.) . . . 363

Die erſten Debatten über den Kleinen Katechismus auf dem vaticaniſchen Concil. (Th. Granderath S. J.) 379

Bibliothek und Archiv der römiſchen Kirche im erſten Jahrtauſend. (J. Hilgers S. J.) 398

† P. Ellmann Peſch S. J. (Kurzer Nachruf.) 461

Autoritätsglaube und Idiotismus. (R. v. Noſtitz-Rieneck S. J.) . . . 475

Langlebige Inſecten. (E. Wasmann S. J.) 496

Ein goldenes Jubiläum der Chemie. (Fr. Xav. Rüf S. J.) . . . 517

Rudyard Kipling. Ein anglo-indiſcher Erzähler und Dichter. (A. Baumgartner S. J.) 535

Miscellen.

	Seite
Ein neuer Mahnruf an die Verbreiter des populären Materialismus	97
Der Toulouſer Verein für die im Greiſenalter Verlaſſenen	99
Ueber das Verdurſten	100
Zur ruſſiſchen Diplomatie im 16. Jahrhundert	221
Gebildete und reiche Anarchiſten	223
War der älteſte Menſch ein moderner Wilder?	444
Ein bibliographiſches Monument	445
Eine Sommerhochſchule für praktiſche Naturforſchung	451
Ein Cenſor des alten Münſterlandes	453
Das Göthe-Jubiläum von 1849	571
Latein als Gelehrtenſprache	572
Das Alter der ſogenannten Kaiſerdalmatik in dem Schatz von St. Peter	575

Verzeichniß der beſprochenen Schriften.

Seite

Adams, Im Dienſte des Kreuzes. Erinnerungen aus meinem Miſſionsleben in Deutſch-Oſtafrika 350

Aenſtoots, Das verborgene Teſtament. (Aus Vergangenheit und Gegenwart. 11.—14. Bdchn.) 440

Antoine, Cours d'Économie sociale. 2e édit. 436

Aretzen, Röslein. (Erzählungen für Schulkinder. I. 6.) . . . 441

Asbach, Darf das Gymnaſium ſeine Prima verlieren? . . . 219

Aus Vergangenheit und Gegenwart, ſ. Aenſtoots, Butſcher, Cüppers, Gordon, Herbert, Kerner, Kujawa, Jüngſt, Schott.

Baston, ſ. Loth-Verger.

Baumann (Jul.), Realwiſſenſchaftliche Begründung der Moral, des Rechts und der Gotteslehre 363

Baumgarten, Die katholiſche Kirche unſerer Zeit und ihre Diener in Wort und Bild. 1. bis 6. Liefg. 92

Bellarminus, ſ. Exhortationes.

Benziger, Der hl. Kreuzweg . 443

Bertram, Geſchichte des Bisthums Hildesheim. I. Bd. . . 95

Betzinger, Seneca-Album . . 438

v. Bliſtain-v. Holnſtein (Ida), Oberſt Durville. (Roman- und Novellenſchatz. I. 7.) 570

Brandenburger, Das Thierreich. Der Menſch und ſeine Geſundheit. 4. Aufl. 566

Brandis-Zelion, Oſterhäslein. (Erzählungen für Schulkinder. II. 1.) 441

Braun (C.), Die Kirchenpolitik der deutſchen Katholiken ſeit dem Jahre 1848 in ihren Zielen und Regeln 91

Seite

Butſcher, Die Bürgen. — Die Schwabenmühle. (Aus Vergangenheit und Gegenwart. 4. u. 6. Bdchn.) 440

Casey, Notes on a History of Auricular Confession . . . 550

Catalogue de la Bibliothèque de feu M. le comte Riant . . . 445

Clarke, Life of the hon. Mrs. Edward Petre (Laura Stafford-Jerningham), in religion Sister Mary of Saint Francis, of the Congregation of the Sisters of Notre-Dame of Namur . . . 199

Cöllen, Schutzengelbüchlein für brave Kinder 439

Coloma-Rudolph, Die Spätzin. Wegen einer Laus. (Roman- und Novellenſchatz. I. 9.) 570

Commer, ſ. Mulholland.

Cornelius (H.), Maria Stuart. Trilogie 67

Cornely, Synopsea omnium librorum sacrorum utriusque testamenti 434

de Courſon-Sömer, Vier Heldinnen aus der Zeit der Katholikenverfolgung in England 218

Cüppers, Erinnerungen eines Weltkindes. Eliſabeth Serani. — Aus ſchwerer Zeit. (Aus Vergangenheit und Gegenwart. 2. und 15. Bdchn.) . . . 439. 441

Cursus Scripturae sacrae, ſ. de Hummelauer, Knabenbauer.

Delplace, La Belgique sous Guillaume I, Roi des Pays-Bas 437

Dier, Unter den Schwarzen. Mitteilungen aus Togo über Land und Leute, Sitten und Gebräuche 351

Seite

Diste, Das geheimnißvolle Männlein. (Erzählungen für Schulkinder. I. 12.) 441

Dransfeld, Die Veilchenliese. — Das Maikäferprinzeßchen. — Die wilde Grete. (Erzählungen für Schulkinder. I. 4. 5. — II. 3.) 441

van Duerm, Correspondance du Cardinal Hercule Consalvi avec le Prince Clément de Metternich 218

Endres, Korrespondenz der Mauriner mit den Emmeramern und Beziehungen der letzteren zu den wissenschaftlichen Bewegungen des 18. Jahrhunderts 441

Engels, Die Kreuzigung Christi in der bildenden Kunst . . . 96

Ernst, Die Verlesung der Meßperikopen in der Volkssprache . 345

Erzählungen für Schulkinder, s. Aretzen, Brandis-Zelion, Diste, Dransfeld, Fleud, Hellmuth, Hilden, Hohoff, Meister, Nachtweih, Pajés, Petrus.

Exhortationes domesticae venerabilis servi Dei Cardinalis Roberti Bellarmini ex codice autographo Bibliothecae Rossianae S. J. 561

Familler, Pastoral-Psychiatrie 559

Fischer (E. L.), Cardinal Consalvi 93

Flach, Gräfin Magda. (Roman- und Novellenschatz. I. 3. 4.) . 569

Fleud, Gott läßt kein gutes Werk unbelohnt. (Erzählungen für Schulkinder. I. 8.) . . . 441

Fonsegrive, Le catholicisme et la vie de l'esprit 90

Freisen, Liber Agendarum ecclesie et diocesis Steszwicensis 348

Für Hütte und Palast, s. Wichner.

Geschichte der Pfarreien der Erzdiöcese Köln, s. Maaßen.

Geyser, Das philosophische Gottesproblem in seinen wichtigsten Auffassungen 436

Gietmann-Sörensen, Kunstlehre in fünf Teilen. I. Teil: Allgemeine Ästhetik. Von G. Gietmann 429

v. Goldegg (Itha), Was ist die Liebe? Novelle 571

v. Goldegg-Lindenburg, Das Kind aus der Mühle. — Gemütskrank? (Roman- und Novellenschatz. I. 6.) 570

Gonella, De censuris latae sententiae iuxta hodiernam Ecclesiae disciplinam brevis expositio et explanatio. 2. edit. . 77

Gordon, Auf nicht ungewohntem Wege. — Nora Macarthy. (Aus Vergangenheit und Gegenwart. 3. Bdchn.) 440

Grimm-Zahn, Das Leben Jesu. VI. Bd. Geschichte des Leidens Jesu. I. Bd. VII. Bd. Geschichte des Leidens Jesu. II. Bd. . . 549

Gronen, Tagebuch eines Feldpaters 442

Gutberlet, Der Kampf um die Seele 426

Hahnel, Geschichte des Königlichen Konvikts zu Glatz . . 95

Happel, Katholisches und protestantisches Christenthum nach der Auffassung der alten katholischen Polemik, insbesondere des Martinus Becanus 560

Hattler, Missionsbilder aus Tirol 565

Heindl, Das Pfarrdorf Erling bei Andechs in seiner Vergangenheit und Gegenwart 442

Hellmuth, Das Sparkästchen. (Erzählungen für Schulkinder. I. 7.) 441

Herbert, Herr Nathanael Weißmann. (Aus Vergangenheit und Gegenwart. 10. Bdchn.) . . 440

— Die Rache der Jugend und andere Novellen. (Roman- und Novellenschatz. I. 8.) 570

Hergenröther, Das Leben der Heiligen 96

Hertkens, Die Gründung und Thätigkeit des Pius-Vereins in Dortmund 563

Hilden, Herzog Leopold und sein Töchterlein. — Sonntagskind. (Erzählungen für Schulkinder. I. 2. — II. 2.) 441

Hilgers, Das goldene Jahr. Jubiläumsbüchlein 346

Hillebrand, s. Sienkiewicz.

Hohoff (M.), Der Trotzpeter. (Erzählungen für Schulkinder. I. 3.) 441

Hollweck, Die kirchlichen Strafgesetze 337

Holnstein, Flora, die römische Martyrerin 568

Seite

v. Holnstein (Ida), s. v. Blistain.

Höveler, Kardinal Erzbischof Philippus Krementz, Generalvikar Dr. Kleinheidt, Domkapellmeister Fr. Koenen und Professor Dr. Scheeben 437

— Adolf Kolping als katholischer Volksschriftsteller 567

de Hummelauer, Commentarius in Nnmoros. (Cursus Scripturae sacrae.) 435

Hurter, Theologia catholica tempore medii sevi. Ab anno 1109—1563. Nomenclator literarius recentioris theologiae catholicae. Tom. IV . . . 555

Jaegers, Der Katechet. I. Bd. 346

Janssens, Praelectiones de Deo uno. Tom. I 435

Jordans, Heilserum für die Jugend 215

Jüngst, Consolatrix afflictorum. Erzählung aus dem 14. Jahrhundert 439

— Ein Meteor und andere Erzählungen. (Aus Vergangenheit und Gegenwart. 5. Bdchn.) . 440

Kaufmann, Thomas von Chantimpré. (Vereinsschriften der Görresgesellschaft. 1899. I.) . 217

Kerner, Geschichten aus dem alten Köln. (Aus Vergangenheit und Gegenwart. 16. Bdchn.) . 441

Knabenbauer, Commentarius in Actus Apostolornm. (Cursus Scripturae sscrae.) 560

Kujawa, Die verwechselten Feldwebel. (Aus Vergangenheit und Gegenwart. 17. Bdchn.) . . . 441

Kümmel, An Gottes Hand. Erzählungen für Jugend und Volk. I. II. III. 433

Kunz, s. Portmann.

Lau, Das Buch Weinsberg. IV. Bd. (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde.) 567

Lebensbeschreibung, Kurze, d. ehrw. M. Mechtilde vom hhl. Sakrament Katharina von Bar . . 95

Lehmkuhl, Das Bürgerliche Gesetzbuch des Deutschen Reiches nebst Einführungsgesetz . . . 337

— s. Sasse.

Lersch, Einleitung in die Chronologie. 2. Aufl. I. Teil . . . 80

Seite

Loth-Verger, Mémoires de l'Abbé Baston, Chsnoine do Rouou. Tom. II 93. 453

— Tom. III 564

Ludolff, Einsam. Roman. (Roman- und Novellenschatz. I. 1.) 569

Maaßen, Geschichte der Pfarreien des Dekanates Bonn. II. Theil. Bonn Land. (Geschichte der Pfarreien der Erzdiöcese Köln. V. 2.) 216

Mayr, Eine Fahrt durch Frankreich nach Spanien und Portugal 349

Meister, O lieb, solang du lieben kannst. (Erzählungen für Schulkinder. I. 10.) 441

Mercier, Critériologie générale ou théorie générale de la certitude 214

Miller, Mappse mnndi. Die ältesten Weltkarten. Heft 1—6. 150. 257

Missionsgrüße von der Goldküste 351

Mulholland-Commer, Die wilden Vögel von Killeevy. (Roman- und Novellenschatz. I. 2.) 569

Müller (Fr.), Vierzig Katechesen zum Religionsunterricht in der Fortbildungsschule. 1. u. 3. Heft 220

Mury, Gabriel Malagrids de la Compagnie de Jésus. 2. édit. 217

Nachtweih, Zippel-Zappel. (Erzählungen für Schulkinder. I. 1.) 451

zu Oettingen-Spielberg, Geschichte der heiligen Theresia nach den Bollandisten, ihren Biographen und ihren gesammelten Werken. 1.—5. Liefg. . . 562

Pajés, Die grüne Uniform. (Erzählungen für Schulkinder. I. 9.) 441

Paulus, Johann Tetzel der Ablaßprediger 94

Perger, Die Jesuiten in Madagascar 1897—1899 438

Pesch (Chr.), Praelectiones dogmaticae. Tom. IX . . . 345

Petrus, Marthas Wunschzettel ans Christkind. (Erzählungen für Schulkinder. I. 11.) . . 441

Pfülf, Bischof von Ketteler (1811—1877). I. Bd. . . . 349

Portmann-Kunz, Katechismus des hl. Thomas von Aquin. 2. Aufl. 89

Digitized by Google

	Seite
Roman- und Novellenſchatz, ſ. v. Bliſtain-v. Holnſtein (Ida), Coloma, Commer, Flach, v. Goldegg-Lindenburg, Herbert, Ludolff, Mulholland-Commer, Sienkiewicz.	
Ronssel, Un Évêque Assermenté (1790—1802). Le Coz, Évêque d'Ille-et-Vilaine, Métropolitain du Nord-Ouest . . .	339
Rudolph, ſ. Coloma.	
Saint-Clément, Cuique Suum. La Liquidation du „Consortium" Américaniste	350
Sasse-Lehmkuhl, Institutiones theologicae de Sacramentis Ecclesiae. Vol. II . .	213
Schlögl, Geiſt des heiligen Bernhard	215
Schmittdiel, Katechismusgeſchichten	221
Schneider (Theoph.), Auf dem Miſſionspfade in Deutſch-Oſtafrika	351
Schott, Auf Irrwegen. (Aus Vergangenheit und Gegenwart. 7.—9. Bdchn.)	440
Schreiber, Alle Wege führen nach Rom. 2. Aufl.	435
Schröder (J.), Kleine Kirchengeſchichte. 2. Aufl.	216
Schuler, Thomas Plantagenet, Graf von Lancaſter	568
Schwendimann, Der Pulsſchlag der Neuzeit. Eine kulturhiſtoriſche, ſocial-ethiſche Charakteriſtik	564
Sécail, Notice sur l'oeuvre des vieillards délaissés	99
Semeria, Venticinque anni del Cristianesimo nascente . . .	558
Sestili, ſ. de Sylvestris.	
a Sexten (P. Hilarius), Tractatus de censuris ecclesiasticis	77
Sienkiewicz-Hillebrand, Die Jagd nach dem Glück und andere Novellen. (Roman- und Novellenſchatz. I. 5.)	570
Sigrist, L'Abbayo de Marmoutier. Tom. I.	563
Sömer, ſ. de Courſon.	
Sörenſen, ſ. Gietmann.	
Steyl, Miſſionsdruckerei, Vier unverbleichliche Photographien	97
Suau, Oeuvre des vieillards délaissés	99
Suso, ſ. Thiriot.	
de Sylvestris Ferrariensis-Sestili, Commentaria in libros quatuor contra Gentiles S. Thomae de Aquino. Vol. I. II.	90
Teutſch, Der brave Student .	219
— Die drei erſten Lateinjahre .	219
Thalhofer, Entwicklung des katholiſchen Katechismus in Deutſchland von Canisius bis Deharbe	347
Thiriot, Oeuvres mystiques du bienheureux Henri Suso. Ier vol.	214
Tournebize, Du doute à la foi. 3e édit.	90
— Opinions du jour sur les Peines d'Outre-Tombe	91
Tümler, Tier- und Pflanzenleben im Kreislauf des Jahres	87
Urráburu, Institutiones philosophicae. Vol. VII. Theodiceae I.	562
Vereinsſchriften der Görres-Geſellſchaft, ſ. Kaufmann.	
Verger, ſ. Loth.	
Vouillot (Eug.), Louis Veuillot (1813—1845). 3e édit. . . .	343
Villada, Commentarius theologicus de effectibus formalibus gratiae habitualis . . .	198
Weber, Die Wohnungsfrage für den Arbeiter- und niedern Beamtenſtand	566
Weis, Chriſtenverfolgungen. Geſchichte ihrer Urſachen im Römerreiche. (Veröffentlichungen aus dem Kirchenhiſtoriſchen Seminar München. 2.)	561
Werthmann, Italieniſcher Beichtſpiegel	347
Wichner, Jahresringe. (Für Hütte und Palaſt. XVI. Bd.)	570
Wickenhagen, Kurzgefaßte Geſchichte der Kunſt, der Baukunſt, Bildnerei, Malerei, Muſik . .	443
Willoh, Geſchichte der katholiſchen Pfarreien im Herzogtum Oldenburg. A. Dekanat Vechta-Neuenkirchen. Bd. I—III. B. Dekanat Cloppenburg. Bd. IV. .	82
Wolfsgruber, Franz I., Kaiſer von Oeſterreich. I. u. II. Bd.	205
Zahn, ſ. Grimm.	

Die grundlegenden Sätze des marxistischen Socialismus nach Eduard Bernstein.

„Es war, glaube ich, Marx selbst, der einmal mit Bezug auf die Schicksale von Theorien schrieb: ‚Moors Geliebte kann nur durch Moor sterben.' So können die Irrthümer einer Lehre nur dann als überwunden gelten, wenn sie als solche von den Verfechtern der Lehre anerkannt sind."

Eduard Bernstein hat diese Worte geschrieben[1] im Hinblick auf den marxistischen Socialismus. Er ist es, der heute den Marxismus des Irrthums zeiht, nach einem „jahrelangen innern Kampfe"[2], durch den er sich losrang von den Theorien, die sein socialistisches Denken einst beherrschten. Zwar bedeutet ihm die Anerkennung der Irrthümer noch nicht den Untergang der Lehre: „Es kann sich herausstellen, daß nach Ablösung dessen, was für irrig erkannt ist — man erlaube mir die Benutzung eines Lassalleschen Bildes —, es schließlich doch Marx ist, der gegen Marx recht behält."[3] Das dürfte sich nun allerdings schwerlich herausstellen, vielmehr Bernstein, wenn er von der Ueberwindung der marxistischen Irrthümer redet, recht behalten gegen den Bernstein, der noch an eine Weiterbildung der marxistischen Lehre zu glauben scheint.

Wir werden uns davon überzeugen können, indem wir einige Hauptpunkte der Bernsteinschen Kritik des Marxismus ins Auge fassen.

Die theoretische Grundlage des Wirkens und Strebens der deutschen Socialdemokratie ist anerkanntermeise die von Marx und Engels ausgearbeitete und von ihnen als wissenschaftlicher Socialismus bezeichnete Gesellschaftslehre. Wie bei allen Wissenschaften, so kann man auch hier zwischen einer reinen und einer angewandten Lehre unterscheiden. Erstere

[1] Die Voraussetzungen des Socialismus und die Aufgaben der Socialdemokratie (Stuttgart 1899) S. 19.

[2] A. a. O. Vorwort S. IX. [3] A. a. O. S. 19.

besteht aus allgemein giltigen, der Gesamtheit der einschlägigen Erfahrungen entnommenen Erkenntnißsätzen. Letztere wendet die Sätze der reinen Lehre auf die Einzelerscheinungen oder die Einzelfälle der Praxis an.

Zur reinen Wissenschaft des Marxismus rechnet Bernstein außer der abstracten materialistischen Geschichtstheorie zugleich die Theorie der modernen, rechtlich auf dem Privateigenthum und der freien Concurrenz beruhenden Gesellschaft und ihrer Entwicklung. Zwar handelt es sich beim letztern Theile der marxistischen Lehre schon um angewandte Doctrin; allein es ist eine für den Marxismus durchaus wesentliche Anwendung, ohne die er so ziemlich jede Bedeutung als politische Wissenschaft verlöre. Ueberdies beansprucht die marxistische Kennzeichnung der bürgerlichen Gesellschaft und ihres Entwicklungsganges eine unbedingte, d. h. von nationalen und localen Besonderheiten unabhängige Geltung und gehört auch insofern in das Gebiet der reinen Doctrin.

Das Preisgeben eines Satzes der reinen Wissenschaft bringt den wissenschaftlichen Socialismus selbst zu Fall. Die Sätze der angewandten Wissenschaft dagegen können fallen, ohne das Fundament im geringsten zu erschüttern.

Zur reinen Wissenschaft des Marxismus gehört also der historische Materialismus mit der Lehre von den Klassenkämpfen im allgemeinen und dem Kampfe zwischen Bourgeoisie und Proletariat insbesondere, sodann die Mehrwerththeorie mit der Lehre von der Productionsweise der bürgerlichen Gesellschaft und den in ihr begründeten Entwicklungstendenzen dieser Gesellschaft[1].

Beschränken wir uns für heute auf den einen Punkt: Wie stellt sich Bernstein zur materialistischen Geschichtsauffassung, welche er selbst als „das wichtigste Glied im Fundament des Marxismus, sozusagen das Grundgesetz, das das ganze System durchdringt", bezeichnet hat?[2]

Die Uebertragung des Materialismus in die Geschichtserklärung heißt die Nothwendigkeit aller geschichtlichen Vorgänge und Entwicklungen behaupten. Von jedem beliebigen Zeitpunkte an ist alles weitere Geschehen durch die Gesamtheit der gegebenen Materie und die Kraftbeziehungen ihrer Theile im voraus bestimmt. Auch das Bewußtsein und Wollen der Menschen ist ein der materiellen Bewegung untergeordneter Factor. Den die historische Entwicklung der Menschheit bestimmenden Factor stellen

[1] Bernstein a. a. O. S. 1 ff. [2] A. a. O. S. 4.

nach Marx und Engels die jeweiligen materiellen Productivkräfte und Productionsverhältnisse dar. Alles steht dabei unter der Herrschaft von „Naturgesetzen", „mit eherner Nothwendigkeit wirkender und sich durchsetzender Tendenzen" — wie Marx im Vorwort zum ersten Band des „Kapital" versichert. Bernstein macht darauf aufmerksam, daß Marx hier den weit biegsamern Begriff „Tendenz" statt des starren „Naturgesetzes" einführt, ja sogar der Gesellschaft die Möglichkeit beläßt, die Geburtswehen naturgemäßer Entwicklungsphasen „abzukürzen und zu mildern" — trotz der „ehernen Nothwendigkeit" der geschichtlichen Entwicklung.

Noch empfindlicher wird jedoch die jeder echt materialistischen Geschichtsauffassung wesentliche Nothwendigkeit des geschichtlichen Geschehens getroffen durch die Bemerkungen, welche Bernstein an die Lehre von der bestimmenden Kraft der Productionsverhältnisse knüpft.

In seiner Streitschrift wider Dühring bezeichnete Engels die Veränderungen in der Productions- und Austauschweise bloß als „letzte" Ursache aller gesellschaftlichen Veränderungen und politischen Umwälzungen — wodurch das Vorhandensein anderer, mitwirkender Factoren stillschweigend anerkannt wird. In den im „Socialistischen Akademiker" vom October 1895 abgedruckten zwei Briefen[1] zählt Engels ferner zu den Einflüssen, welche auf den Verlauf der geschichtlichen Kämpfe einwirken und in vielen Fällen sogar „vorwiegend" deren „Form" bestimmen: politische, juristische, philosophische Theorien, Rechtsformen, religiöse Anschauungen und Dogmen. „Es sind also unzählige, einander durchkreuzende Kräfte," heißt es da, „eine unendliche Gruppe von Kräfteparallelogrammen, daraus eine Resultante — das geschichtliche Ereigniß — hervorgeht, die selbst wieder als das Product einer, als Ganzes bewußtlos und willenlos wirkenden Macht angesehen werden kann. Denn was jeder einzelne will, wird von jedem andern verhindert, und was herauskommt, ist etwas, was keiner gewollt hat."[2] „Die politische, rechtliche, philosophische, religiöse, literarische, künstlerische u. s. w. Entwicklung beruht auf der ökonomischen. Aber sie alle reagiren aufeinander und auf die ökonomische Basis."[3] Bernstein verweist schließlich noch auf einen Brief Engels' an Konrad Schmidt (datirt vom 27. October 1890), wo Engels zeigt, wie sich gesellschaftliche Einrichtungen — vor allem die Staatsmacht — aus Erzeugnissen wirtschaft-

[1] Der eine Brief wurde 1890, der andere 1894 verfaßt.
[2] Brief von 1890. [3] Brief von 1894.

licher Entwicklung zu socialen Mächten mit Eigenbewegung verselbständigen, die nun ihrerseits auf jene zurückwirken, sie fördern, aufhalten oder in andere Bahnen lenken können. „Der historische Materialismus", sagt Bernstein[1], „läugnet also durchaus nicht eine Eigenbewegung politischer und ideologischer Mächte, er bestreitet nur die Unbedingtheit dieser Eigenbewegung und zeigt, daß die Entwicklung der ökonomischen Grundlagen des Gesellschaftslebens — Productionsverhältnisse und Klassenentwicklung — schließlich doch auf die Bewegung jener Mächte den stärkern Einfluß übt." Ja Bernstein bestreitet, daß Marx und Engels zu irgend einer Zeit die Thatsache übersehen hätten, wie nichtökonomische Factoren auf den Verlauf der Geschichte einen Einfluß ausüben: „Unzählige Stellen aus ihren ersten Schriften ließen sich gegen eine solche Annahme anführen."[2]

Immerhin kann niemand läugnen, daß aus der ursprünglichen, schroffen und apodiktischen Formulirung des historischen Materialismus, wie sie Marx im Vorwort von „Zur Kritik der politischen Oekonomie" und Engels in dem dritten Abschnitt seiner Schrift „Die Entwicklung des Socialismus von der Utopie zur Wissenschaft" bieten, die Annahme sich herleiten konnte, als ob Marx und Engels ausschließlich den ökonomischen Einflüssen und unter diesen wieder den technischen Veränderungen die Bestimmung der gesellschaftlichen Entwicklung, der Politik, der Wissenschaft, der Kunst und der Religion zugewiesen hätten. So faßte in der That der Leipziger Docent Paul Barth den historischen Materialismus auf[3]. Auch Engels gesteht ja in dem Briefe von 1890[4]: „Wir hatten, den Gegnern gegenüber, das von diesen geläugnete Hauptprincip (die ökonomische Seite) zu betonen, und da war nicht immer Zeit, Ort und Gelegenheit (?), die übrigen an der Wechselwirkung betheiligten Momente zu ihrem Recht kommen zu lassen." Handelte es sich also um einen Irrthum in der Barthschen Auffassung, so war es jedenfalls ein leicht zu erklärendes und leicht verzeihliches Fehlgreifen. Die „Leipziger Volkszeitung" veröffentlichte am 26. October 1895 einen Brief von F. Engels, in welchem dieser auf die Barthsche Kritik direct Bezug

[1] Voraussetzungen des Socialismus S. 9.

[2] Bernstein a. a. O. S. 7.

[3] Die Geschichtsphilosophie Hegels und der Hegelianer bis auf Marx und Hartmann. Leipzig 1890. — Die sogen. materialistische Geschichtsphilosophie, in Jahrb. für Nationalökonomie und Statistik. III. Folge. Bd. IV. 1896. — Die Philosophie der Geschichte als Sociologie. Erster Theil (Leipzig 1897) S. 303 ff.

[4] Abgedruckt im „Socialistischen Akademiker", October 1895.

nimmt: „Wenn Barth meint, wir läugneten alle und jede Rückwirkung der politischen ꝛc. Reflexe der ökonomischen Bewegung auf diese Bewegung selbst, so kämpft er einfach gegen Windmühlen. Er soll sich doch nur den ‚18. Brumaire' von Marx ansehen, wo es sich doch fast nur um die besondere Rolle handelt, die die politischen Kämpfe und Ereignisse spielen, natürlich innerhalb ihrer allgemeinen Abhängigkeit von ökonomischen Bedingungen; oder ‚Das Kapital', den Abschnitt z. B. über den Arbeitstag, wo die Gesetzgebung, die doch ein politischer Act ist, so einschneidend wirkt, oder den Abschnitt über die Geschichte der Bourgeoisie (24. Kapitel). Oder warum kämpfen wir denn um die politische Dictatur des Proletariats, wenn die politische Macht ökonomisch ohnmächtig ist? Die Gewalt (d. h. Staatsmacht) ist auch eine ökonomische Potenz." Darauf erwiderte Barth[1]: „Daß die Stellen aus Marx, auf die mich Engels verweist, Thatsachen enthalten können, die die in Frage stehende Wechselwirkung beweisen, das will ich nicht läugnen, ebensowenig, daß Marx und Engels die Wichtigkeit der politischen Macht für das Proletariat unmittelbar erkannt und danach gehandelt haben. Es fragt sich nur, ob ihnen zur Zeit der Niederschrift ihrer verschiedenen theoretischen Zusammenfassungen jene Wechselwirkung so klar war, daß sie sie bewußt als ein constitutives Element der Wirklichkeit anerkannten. Und dies muß ich verneinen. Denn wäre es der Fall gewesen, so hätten sie die Wechselwirkung in ihre Formeln mit aufgenommen, nicht gänzlich davon geschwiegen. Nicht minder schweigen davon die Marxisten mit geringen Ausnahmen. Im übrigen enthält Engels' Brief, allerdings in unentwickelter, nicht ganz klarer Begründung, zu Gunsten meiner Auffassung werthvolle Concessionen, die doch auf gewisse Modificationen der ‚materialistischen Geschichtsauffassung' hinauslaufen." Gewiß, aber man möge diesen Modificationen nicht allzu große Bedeutung beilegen!

Man vergegenwärtige sich z. B. nur genau den Inhalt des Briefes Engels', den Wolfgang Heine in seinem Aufsatze „Paul Barths Geschichtsphilosophie und seine Einwände gegen den Marxismus"[2] zur Vertheidigung der socialistischen Geschichtstheorie anführt: „Nach materialistischer

[1] Philosophie der Geschichte als Sociologie S. 328 Anm.

[2] In Deutsche Worte, Monatshefte von E. Pernerstorfer. XVIII. Jahrgang (1898), 10. (October-) Heft, S. 424. — Der Brief Engels' ist auch abgedruckt bei Hermann Greulich, Ueber die materialistische Geschichtsauffassung. Berlin 1897.

Geschichtsauffassung ist das in letzter Instanz bestimmende Moment in der Geschichte die Production und die Reproduction des wirklichen Lebens. Mehr hat weder Marx noch ich je behauptet. Wenn nun jemand das dahin verdreht, das ökonomische Moment sei das einzig bestimmende, so verwandelt er jenen Satz in eine nichtssagende, abstracte, absurde Phrase. Die ökonomische Lage ist die Basis, aber die verschiedenen Momente des Ueberbaues: politische Formen des Klassenkampfes und seine Resultate, Verfassungen, nach gewonnener Schlacht durch die siegende Klasse festgestellt u. s. w., Rechtsformen, und nun gar die Reflexe aller dieser wirklichen Kämpfe im Gehirn der Betheiligten, politische, juristische, philosophische Theorien, religiöse Anschauungen und deren Weiterentwicklung zu Dogmensystemen — üben auch ihre Einwirkung auf den Verlauf der geschichtlichen Kämpfe aus und bestimmen in vielen Fällen vorwiegend deren Form. Es ist eine Wechselwirkung aller dieser Momente, worin schließlich durch die unendliche Menge von Zufälligkeiten (d. h. von Dingen und Ereignissen, deren innerer Zusammenhang so entfernt ist, daß wir ihn als nicht vorhanden betrachten) als Nothwendiges die ökonomische Bewegung sich durchsetzt. . . . Wir machen unsere Geschichte selbst, aber unter sehr bestimmten Voraussetzungen und Bedingungen; darunter sind die ökonomischen die schließlich entscheidenden. Aber auch die politischen u. s. w., ja selbst die in den Köpfen der Menschen spukenden Traditionen spielen eine Rolle, wenn auch nicht die entscheidende. . . . So verläuft die bisherige Geschichte nach Art eines Naturprocesses und ist auch wesentlich denselben Bewegungsgesetzen unterworfen. Die gesamte Technik einer bestimmten Gesellschaft bestimmt nach unserer Auffassung auch die Art und Weise des Austausches, weiterhin der Vertheilung der Producte und damit — nach Auflösung der Gentilgesellschaft — auch die Einrichtung der Klassen, damit die Herrschafts- und Knechtschaftsverhältnisse, damit Staat, Politik, Recht u. s. w. Ferner sind inbegriffen unter den ökonomischen Verhältnissen die geographische Grundlage, worauf sich diese abspielen, und die thatsächlich überlieferten Reste früherer ökonomischer Entwicklungsstufen, die sich forterhalten haben, . . . natürlich auch das diese Gesellschaftsform nach außen hin umgebende Milieu."

Also die Geschichte verläuft nach Art eines Naturprocesses. An dieser Lehre muß die „materialistische" Geschichtsauffassung um so zäher festhalten, je mehr die Stellung des Materialismus in der Wissenschaft

sich verschlechtert. Das gesteht Wolfgang Heine offen ein[1]: „Die Materie ist allerdings eine sachliche Voraussetzung, eine Hilfshypothese zur Erklärung gewisser Vorgänge, aber ‚der Materialismus' umfaßt mehr als diese Hypothese; zu ihm gehört auch die Methode, welche dieselbe Wissenschaft anwendet, die sich dieses Hilfsbegriffes bedient, die Naturforschung. In diesem Sinne kann man wohl von einer materialistischen Methode reden. Wenn der Marxist seine Methode materialistisch nennt, so ist dabei nicht an die sachliche Voraussetzung einer Materie zu denken, die für sein System durchaus nichts Wesentliches enthält und durch jeden andern Hilfsbegriff ersetzt werden kann, den die Naturwissenschaft an die Stelle der Materie wählen sollte, sondern es ist damit die naturwissenschaftliche Methode gemeint. Als Engels den Namen wählte, war dies ganz begründet, weil damals die Naturwissenschaft sich noch ziemlich allgemein der Hypothese der Materie bediente. Heute, wo man anfängt, diese Voraussetzung fallen zu lassen, könnte das Bedenken entstehen, ob es nicht theoretisch richtiger wäre, den Marxismus direct als die naturwissenschaftliche Auffassung der Geschichte zu bezeichnen."

Diese „naturwissenschaftliche" Auffassung der Geschichte nun — wie Engels sich ausdrückt: „die bisherige Geschichte verläuft nach Art eines Naturprocesses und ist auch wesentlich denselben Bewegungsgesetzen unterworfen" — diese „naturwissenschaftliche" Auffassung der Geschichte gehört also unbedingt zum Wesen des historischen Materialismus im Sinne von Marx und Engels. Darin wenigstens werden alle Marxisten übereinstimmen.

Fragen wir aber weiter, welche Momente oder Factoren die geschichtliche Entwicklung bestimmen, so wird uns heute allerdings, bei dem gegenwärtigen Stande des wissenschaftlichen Socialismus, durchgehends geantwortet werden: Eine ganze Reihe von Factoren, die in Wechselwirkung zu einander stehen, so daß selbst ideologische Momente auf die ökonomischen Verhältnisse einwirken können.

Fragen wir sodann, ob diese Factoren einander neben- oder untergeordnet seien, so sagt man uns, daß „in der Wechselwirkung aller dieser Momente schließlich als Nothwendiges die ökonomische Bewegung sich durchsetze", daß die „ökonomischen Voraussetzungen und Bedingungen" in dem „Naturproceß" der Geschichte die „schließlich entscheidenden" seien, daß auch die „politischen", „ja selbst die in den

[1] Deutsche Worte a. a. O. S. 420.

Köpfen der Menschen spukenden Traditionen" zwar eine „Rolle spielen", aber „nicht die entscheidende".

Was soll aber da, bei solcher Sachlage, die Behauptung Engels' noch bedeuten, es sei eine „Verdrehung" der marxistischen Lehre, wenn man sage: das ökonomische Moment sei das einzig bestimmende? Wenn gerade die ökonomische Bewegung sich doch überall „schließlich durchsetzt", und zwar mit Nothwendigkeit", mit „naturgesetzlicher" Nothwendigkeit durchsetzt, die „letzte, entscheidende" Instanz auch für die Entstehung der Ideologie ist, dann gibt es eben kein anderes Moment, welches sich nicht dem ökonomischen Factor schließlich unterordnete und von ihm materiell bestimmt würde. Nennt daher dann Engels den Satz, das ökonomische Moment sei das einzig bestimmende Moment, eine „nichtssagende, abstracte, absurde Phrase", so ist damit, wie uns scheint, auch dem andern Satze: das ökonomische Moment sei das bei der Bestimmung schließlich entscheidende Moment, das gleiche Urtheil gesprochen.

Gewiß spielt in der Geschichte und auf sie einwirkend die Production und Reproduction des Lebens eine ganz hervorragende Rolle. Die Menschen richten ihre sonstigen Verhältnisse so ein, daß sie existiren können; die materiellen Interessen beeinflussen auch in bedeutendem Maße ihr Urtheil. Allein alle diese Einflüsse wirken nicht nach Art von Naturgesetzen völlig determinirt und determinirend. Sie lassen der freien Wahl und dem Einflusse anderer Momente, neben den technisch-ökonomischen, einen so weiten Spielraum, daß die ökonomischen Verhältnisse oft der vollen bestimmenden Herrschaft jener andern Momente untergeordnet erscheinen, indem gerade sie in der Auswahl zwischen den verschiedensten Mitteln und Wegen für die Production und Reproduction des Lebens die Entscheidung herbeiführen.

Kurz, die Nothwendigkeit des historischen Geschehens und der bestimmenden Kraft des ökonomischen Factors ist durchaus nicht eine solche, wie sie die materialistische Geschichtsauffassung wesentlich voraussetzen muß.

Das erkennt auch Bernstein an, wenn er sagt[1]: „In je höherem Grade neben den rein ökonomischen Mächten andere Mächte das Leben beeinflussen, um so mehr verändert sich auch das Walten dessen, was wir historische Nothwendigkeit nennen. In der modernen Gesellschaft haben wir in dieser Hinsicht zwei große Strömungen zu unterscheiden. Auf der

[1] Bernstein a. a. O. S. 10.

einen Seite zeigt sich eine wachsende Einsicht in die Gesetze der Entwicklung und namentlich der ökonomischen Entwicklung. Mit dieser Erkenntniß geht, theils als ihre Ursache, theils aber wiederum als ihre Folge, Hand in Hand eine steigende Fähigkeit, die ökonomische Entwicklung zu leiten. Wie die physische, wird auch die ökonomische Naturmacht in dem Maße von der Herrscherin zur Dienerin der Menschen, als ihr Wesen erkannt ist. Die Gesellschaft steht so der ökonomischen Triebkraft theoretisch freier als je gegenüber, und nur der Gegensatz der Interessen zwischen ihren Elementen — die Macht der Privat- und Gruppeninteressen — verhindert die volle Uebersetzung dieser theoretischen in praktische Freiheit. Indes gewinnt auch hier das Allgemeininteresse in wachsendem Maße an Macht gegenüber dem Privatinteresse, und in dem Grade, wie dies der Fall, und auf allen Gebieten, wo dies der Fall, hört das elementarische Walten der ökonomischen Mächte auf. Ihre Entwicklung wird vorweggenommen und setzt sich deshalb um so rascher und leichter durch. Individuen und ganze Völker entziehen so einen immer größern Theil ihres Lebens dem Einfluß einer sich ohne oder gegen ihren Willen durchsetzenden Nothwendigkeit." Es gibt also nach Bernstein kein „ehernes Muß der Geschichte". Die naturhafte Nothwendigkeit bleibt auf das Gebiet der stofflichen Welt beschränkt. Die ökonomischen Mächte bilden nicht bloß nicht den allein bestimmenden oder doch wenigstens den in letzter Instanz alle andern die historische Entwicklung beeinflussenden Momente beherrschenden Factor, noch weniger ist ihr Einfluß von naturgesetzlicher Nothwendigkeit; sie selbst vielmehr werden mit fortschreitender Cultur vom Menschen immer mehr beherrscht, geleitet, stehen in seinem Dienste. Individuen und Völker können sich dem „elementarischen Walten" der ökonomischen Mächte entziehen, die Völker, indem sie im gesellschaftlichen Leben eine Idee, das Princip des Gemeinwohles, allen einseitigen Privat- und Gruppeninteressen gegenüber zur vollern Geltung bringen.

Damit ist Bernstein vollständig und endgiltig mit der materialistischen Geschichtsauffassung zerfallen; es handelt sich dabei nicht bloß, wie er meint[1], um eine „andere Gestalt", eine „Erweiterung" des historischen Materialismus, sondern um dessen wissenschaftliche Vernichtung durch einen der geistvollsten bisherigen Vertreter der socialistischen Geschichtstheorie. Bernstein möchte freilich das nicht ohne Einschränkung zugeben. Dennoch ist es so.

[1] Bernstein a. a. O. S. 11 f.

Ja Bernstein opfert nicht nur die materialistische Geschichtsauffassung in ihrem Wesen, sondern folgerichtig auch den nun gegenstandlos gewordenen Namen: „Es erhebt sich dann schließlich die Frage, bis zu welchem Punkte die materialistische Geschichtsauffassung noch Anspruch auf ihren Namen hat, wenn man fortfährt, sie in der vorerwähnten Weise durch Einfügung anderer Potenzen zu erweitern. Thatsächlich ist sie nach Engels' vorgeführten Erklärungen nicht rein materialistisch, geschweige denn rein ökonomisch. . . . Da es bei Bezeichnung einer Geschichtstheorie vor allem darauf ankommt, erkennen zu lassen, worin sie sich von andern unterscheidet, würde ich, weit entfernt, an Barths Titel ‚ökonomische Geschichtsauffassung'[1] Anstoß zu nehmen, trotz alledem ihn für die angemessenste Bezeichnung der marxistischen Geschichtstheorie halten. In dem Gewicht, das sie auf die Oekonomie legt, ruht ihre Bedeutung; aus der Erkenntniß und Werthung der ökonomischen Thatsachen stammen ihre großen Leistungen für die Geschichtswissenschaft, stammt die Bereicherung, die ihr dieser Zweig des menschlichen Wissens verdankt. ‚Oekonomische Geschichtsauffassung' braucht nicht zu heißen, daß bloß ökonomische Kräfte, bloß ökonomische Motive anerkannt werden, sondern nur, daß die Oekonomie die immer wieder entscheidende Kraft, den Angelpunkt der großen Bewegungen in der Geschichte bildet. Dem Worte ‚materialistische Geschichtsauffassung' haften von vornherein alle Mißverständnisse an, die sich überhaupt an den Begriff Materialismus knüpfen. Der philosophische oder naturwissenschaftliche Materialismus ist deterministisch, die marxistische Geschichtsauffassung ist es nicht (?), sie mißt der ökonomischen Grundlage des Völkerlebens keinen bedingungslos bestimmenden Einfluß auf dessen Gestaltungen zu."[2] Das stimmt nicht ganz, nicht einmal mit dem, was Bernstein selbst über die marxistische Geschichtsauffassung gesagt hat. Die Geschichtsauffassung im Sinne Marx' war durchaus materialistisch und folgerichtig auch deterministisch gedacht, dazu mit ganz einseitiger Betonung des technisch-ökonomischen Factors. Das erkennt ja Bernstein ausdrücklich an: „Ursprünglich" wurde dem „technisch-ökonomischen Factor eine fast

[1] Paul Barth hat in seiner Philosophie der Geschichte als Sociologie S. 316 f. die weitere Bezeichnung materialistische Geschichtsauffassung für die marxistische Geschichtstheorie verworfen und ihr den Namen einer bloß technisch-ökonomischen Geschichtsauffassung zuertheilt. Vgl. den Artikel „Paul Barths Geschichtsphilosophie und seine Einwände gegen den Marxismus" von Wolfgang Heine in Deutsche Worte S. 417 ff.

[2] Bernstein a. a. O. S. 13 f.

unbegrenzte Bestimmungsmacht in der Geschichte zugeschrieben."[1] Die Geschichtsauffassung allerdings, welche allmählich aus den unabweisbar gewordenen theoretischen „Mauserungen" hervorging, erscheint, äußerlich wenigstens, nicht so einseitig wie die ursprüngliche Formulirung der marxistischen Theorie. Es handelt sich aber auch hier keineswegs, und noch weniger bei Bernstein, um eine Fortbildung des historischen Materialismus, sondern um das Verlassen eines als wissenschaftlich unhaltbar erwiesenen Standpunktes.

Ebensowenig wie mit der materialistisch-deterministischen und der einseitig ökonomischen Lehre der marxistischen Geschichtstheorie kann Bernstein sich mit ihrer Verwendung der Hegelschen Dialektik versöhnen. „Engels hat mit großer Energie die Mitwirkung der dialektischen Methode bei der Entstehung dieser Theorie hervorgehoben. Nach dem Vorbild Hegels unterscheidet er zwischen metaphysischer und dialektischer Betrachtung der Dinge und erklärt die erstere dahin, daß sie die Dinge oder ihre Gedankenbilder, die Begriffe, in ihrer Vereinzelung als starre, ein für allemal gegebene Gegenstände behandle. Die letztere dagegen betrachte sie in ihren Zusammenhängen, ihren Veränderungen, ihren Uebergängen, wobei sich ergebe, daß die beiden Pole eines Gegensatzes, wie positiv und negativ, trotz aller Gegensätzlichkeit sich gegenseitig durchdringen. Während aber Hegel die Dialektik als die Selbstentwicklung des Begriffs auffasse, ward bei Marx und ihm die Begriffsdialektik zum bewußten Reflex der dialektischen Bewegung der wirklichen Welt, womit die Hegelsche Dialektik wieder ‚vom Kopfe auf die Füße gestellt wurde'."[2] Die Verbindung des Feuerbachschen Materialismus mit der Hegelschen Dialektik, in welcher Marx und Engels ihr Meisterstück erblickten, findet nun bei Bernstein eine sehr abfällige Beurtheilung. „Während langer, oft übernächtiger Debatten inficirte ich ihn zu seinem großen Schaden mit Hegelianismus", so schrieb einst Marx über Proudhon. Gerade diese Infection mit Hegelianismus ist nach Bernstein auch der Marx-Engelsschen Lehre „am verhängnißvollsten geworden"[3].

Daß Bernstein hierin ganz richtig urtheilt, davon wird man sich leicht überzeugen können, wenn man sich die Bedeutung der dialektischen Methode innerhalb der marxistischen Weltanschauung und Geschichtsauffassung nur

[1] Bernstein a. a. O. S. 13. [2] A. a. O. S. 21.
[3] A. a. O. S. 23.

kurz vergegenwärtigt: Alles Sein ist Materie, die Daseinsweise der Materie aber die Bewegung. Die Idee stellt bloß den Reflex der objectiven Bewegung dar. Deshalb ist auch die Dialektik in der marxistischen Theorie nicht mehr Selbstentwicklung der Idee, sondern „die Wissenschaft von den allgemeinen Bewegungs- und Entwicklungsgesetzen der Natur, der menschlichen Gesellschaft, des Denkens“ [1]. Alle diese Entwicklungsgesetze fassen sich in dem allgemeinen Bewegungsgesetz von der „Negation der Negation“ zusammen. „Was ist die Negation der Negation? Ein äußerst allgemeines und ebendeswegen äußerst weit wirkendes und wichtiges Entwicklungsgesetz der Natur, der Geschichte und des Denkens.“ [2] Schon Spinoza lehrte: Omnis determinatio est negatio, jede Begrenzung oder Bestimmung ist zugleich eine Negation. Allein nicht jede Negation ist eine Determination als Entwicklungsetappe. Zermahle ich ein Gerstenkorn, zertrete ich ein Insect, so habe ich es zwar negirt, aber eine Fortentwicklung ist nicht möglich. Jede Klasse von Dingen hat also ihre eigenthümliche Art, so negirt zu werden, daß eine Entwicklung dabei herauskommt.

Gerade da lag nun die Gefahr, der die Urheber der materialistischen oder technisch-ökonomischen Geschichtsauffassung auch thatsächlich zum Opfer fielen. Nach der Schablone des Entwicklungsgesetzes von der „Negation der Negation“ negirte man in der Theorie und a priori, ohne daß in der objectiven Welt die entsprechenden Voraussetzungen gegeben waren: aus der Geschichtsauffassung wurde eine nach *vorgefaßten* Meinungen und Wünschen sich vollziehende Geschichtsconstruction! „Wie immer sich die Dinge in der Wirklichkeit verhalten, sobald wir den Boden der erfahrungsmäßig feststellbaren Thatsachen verlassen und über sie hinausdenken,“ sagt Bernstein [3], „gerathen wir in die Welt der abgeleiteten Begriffe, und wenn wir dann den Gesetzen der Dialektik folgen, wie Hegel sie aufgestellt hat, so befinden wir uns, ehe wir es gewahr werden, doch wieder in den Schlingen der ‚Selbstentwicklung des Begriffs‘. Hier liegt die große wissenschaftliche *Gefahr der Hegelschen Widerspruchslogik*. Ihre Sätze mögen unter Umständen sehr gut zur Veranschaulichung von Beziehungen und Entwicklungen realer Gegenstände dienen. Sie mögen auch für die Formulirung wissenschaftlicher Probleme von großem Nutzen gewesen sein und zu richtigen Entdeckungen Anstoß gegeben haben. Aber sobald auf

[1] *Engels*, Anti-Dühring S. 117. [2] A. a. O. S. 116.
[3] A. a. O. S. 21 f.

Grund dieser Sätze Entwicklungen deductiv vorweggenommen werden, fängt auch schon die Gefahr willkürlicher Construction an. Diese Gefahr wird um so größer, je zusammengesetzter der Gegenstand ist, um dessen Entwicklung es sich handelt. Bei einem leidlich einfachen Object schützen uns meist Erfahrung und logisches Urtheilsvermögen davor, durch Analogiesätze wie ‚Negation der Negation' uns zu Folgerungen hinsichtlich seiner Veränderungsmöglichkeiten verleiten zu lassen, die außerhalb des Bereichs der Wahrscheinlichkeit liegen. Je zusammengesetzter aber ein Gegenstand ist, je größer die Zahl seiner Elemente, je verschiedenartiger ihre Natur und je mannigfaltiger ihre Kraftbeziehungen, um so weniger können uns solche Sätze über seine Entwicklung sagen, denn um so mehr geht, wo auf Grund ihrer geschlossen wird, alles Maß der Schätzung verloren. Damit soll der Hegelschen Dialektik nicht jedes Verdienst abgesprochen werden. Vielmehr dürfte, was ihren Einfluß auf die Geschichtschreibung anbetrifft, F. A. Lange sie am treffendsten beurtheilt haben, als er in seiner ‚Arbeiterfrage' von ihr schrieb, man könne die Hegelsche Geschichtsphilosophie mit ihrem Grundgedanken, der Entwicklung in Gegensätzen und deren Ausgleichung, ‚fast eine anthropologische Entdeckung nennen'. Aber Lange hat auch gleich den Finger in die Wunde ‚fast' gelegt, wenn er hinzufügte, daß ‚wie im Leben des Einzelnen so auch in der Geschichte die Entwicklung durch den Gegensatz sich weder so leicht und radical, noch so präcis und symmetrisch macht wie in der speculativen Construction'[1]. Für die Vergangenheit wird dies jeder Marxist heute zugeben, nur für die Zukunft, und zwar schon eine sehr nahe Zukunft, sollte dies nach der marxistischen Lehre anders sein. Das ‚Communistische Manifest' erklärte 1847, daß die bürgerliche Revolution, an deren Vorabend Deutschland stehe, bei der erreichten Entwicklung des Proletariats und den vorgeschrittenen Bedingungen der europäischen Civilisation ‚nur das unmittelbare Vorspiel einer proletarischen Revolution sein kann'."

Diese „geschichtliche Selbsttäuschung, wie sie der erste beste politische Schwärmer kaum überbieten konnte"[2], ist der marxistische Socialismus bis zur Stunde nicht mehr los geworden. Immer wieder zeigt sich der „Glaube an die jedesmal in Kürze zu erwartende revolutionäre Katastrophe", in der das organisirte Proletariat die politische Herrschaft ergreift, um die den Händen der übrig gebliebenen

[1] 3. Aufl. S. 248 f. [2] Bernstein a. a. O. S. 22.

Kapitalmagnaten entgleitenden Productionsmittel in gesellschaftliches Eigenthum zu verwandeln. Unter der Herrschaft der Hegelschen Widerspruchsdialektik, der Philosophie der Entwicklung von und in Gegensätzen, erzeugte die speculative Vorwegnahme der zukünftigen Entwicklung ein Phantasiegebilde, das zwar den Wünschen der marxistischen Denker, nicht aber der Wirklichkeit der thatsächlichen Verhältnisse entspricht. „Sollte das ursprünglich hegelianisch construirte Entwicklungsschema bestehen bleiben, so mußte entweder die Wirklichkeit umgedeutet oder bei der Ausmessung der Bahn zum erstrebten Ziele alle reale Proportion ignorirt werden. Daher der Widerspruch, daß peinliche, dem Bienenfleiß des Genies entsprechende Genauigkeit in der Erforschung der ökonomischen Structur der Gesellschaft Hand in Hand geht mit fast unglaublicher Vernachlässigung der handgreiflichsten Thatsachen, daß dieselbe Lehre, die von dem maßgebenden Einfluß der Oekonomie über die Gewalt ausgeht, in einem wahren Wunderglauben an die schöpferische Kraft der Gewalt ausläuft, und daß die theoretische Erhebung des Socialismus zur Wissenschaft so häufig in eine Unterordnung der Ansprüche jeder Wissenschaftlichkeit unter die Tendenz ‚umschlägt'." [1]

Engels hat schließlich am Abend seines Lebens im Vorwort zu den „Klassenkämpfen" den Irrthum, welchen Marx und er in der Abschätzung der Zeitdauer der socialen und politischen Entwicklung begangen hatten, rückhaltlos eingestanden.

In diesem Geständniß steckt aber unseres Erachtens mehr, als es unmittelbar besagt. Der Irrthum über die Zeitdauer schließt auch die Nichtbeachtung von Entwicklungsphasen und Einflüssen in sich, die schließlich die ganze Evolution in neue Bahnen leiten können. Mit andern Worten: tritt die in der Theorie angenommene rasche Zuspitzung der Gegensätze nicht ebenso schnell ein, dann ist auch das „Umschlagen" der gegenwärtigen Verhältnisse in eine collectivistische Gesellschaft nicht bloß für die nächste Zukunft unmöglich, sondern überhaupt weniger wahrscheinlich geworden. Es können ja nicht vorherzusehende „Negationen" oder Determinationen sich geltend machen, die eine Ausgleichung und Versöhnung der Gegensätze in einer ganz andern Art und Weise ermöglichen, als die marxistische Theorie von ihrem speculativen Standpunkte aus vermeinte.

[1] Bernstein a. a. O. S. 25.

Das ist eine Folgerung, die sich aus der Bernsteinschen Kritik von selbst ergibt, wenn sie auch nicht ausdrücklich gezogen würde.

Außer der Hegel-Dialektik, welche Bernstein als „das Verrätherische in der Marxschen Doctrin, den Fallstrick, der aller folgerichtigen Betrachtung der Dinge im Wege liegt“ [1], bezeichnet, gibt es noch ein anderes Moment, das irreführend auf die Begründer der socialistischen Geschichtstheorie eingewirkt hat: es ist der ursprüngliche innere Zusammenhang des Marxismus mit dem Blanquismus.

Die blanquistische Partei entwickelte sich aus den revolutionären Gesellschaften, welche zur Zeit Louis Philipps in Frankreich die Traditionen der Bewegung Babeufs u. dgl. aufgenommen hatten. Ihr Programm war: Sturz der Bourgeoisie durch das Proletariat mittels gewaltsamer Expropriation. Derselbe Gedanke, dieselbe „Ueberschätzung der schöpferischen Kraft der revolutionären Gewalt für die socialistische Umgestaltung der modernen Gesellschaft“ [2] findet sich im Marxismus wieder. Nur nach der einen Seite — was die Methode des Revolutionirens, ferner die Idee straffer Centralisation der Revolutionsgewalt betrifft — hat der Marxismus den Blanquismus überwunden, nicht aber diesen selbst, sein innerstes Wesen: „Man faßt in Deutschland den Blanquismus nur als die Theorie der Geheimbündelei und des politischen Putsches auf, als die Doctrin von der Einleitung der Revolution durch eine kleine, zielbewußte, nach wohlüberlegtem Plane handelnde Revolutionspartei. Das ist aber eine Betrachtung, die bei einer reinen Aeußerlichkeit Halt macht und höchstens gewisse Epigonen des Blanquismus trifft. Der Blanquismus ist mehr als die Theorie einer Methode, seine Methode ist vielmehr bloß der Ausfluß, das Product seiner tiefer liegenden politischen Theorie. Diese ist nun ganz einfach die Theorie von der unermeßlichen schöpferischen Kraft der revolutionären politischen Gewalt und ihrer Aeußerung, der revolutionären Expropriation. Die Methode ist theilweise Sache der Umstände. Wo Vereine und Presse nicht frei sind, ist die Geheimbündelei von selbst angezeigt, und wo ein politisches Centrum in revolutionären Erhebungen factisch das Land beherrscht, wie bis 1848 in Frankreich, da war auch der Putsch, sofern nur bestimmte Erfahrungen dabei berücksichtigt wurden, nicht so irrationell, wie er dem Deutschen erscheint. Die Verwerfung des Putsches ist daher noch keine Emancipation vom Blanquismus.“ [3]

[1] Bernstein a. a. O. S. 26. [2] A. a. O. S. 31. [3] A. a. O. S. 28.

Indem nun die Marxsche Theorie von den Revolutionären die Auffassung des Emancipationskampfes der Arbeiter als eines politischen Klassenkampfes entlehnte und damit die Lehre von der Oekonomie als Grundlage der gesellschaftlichen Entwicklung verband, gerieth sie mit sich selbst in Conflict. In diesem unhaltbaren Compromiß oder Dualismus der Theorie „haben wir die Erklärung dafür zu suchen, daß der Marxismus wiederholt in ganz kurzen Zwischenräumen ein wesentlich verschiedenes Gesicht zeigt. Es handelt sich dabei nicht um solche Verschiedenheiten, wie sie sich für jede kämpfende Partei aus den mit den wechselnden Verhältnissen selbst wechselnden Anforderungen der Taktik ergeben, sondern um Verschiedenheiten, die ohne zwingende äußere Nothwendigkeit spontan auftreten, lediglich als Product innerer Widersprüche“ [1]. Man vertraut auf die mit eherner Nothwendigkeit voranschreitende ökonomische Entwicklung und hofft zugleich gerade von der „Gluth und Zeugungskraft der Revolution“ eine Umgestaltung der Dinge, für welche die ökonomischen Voraussetzungen fehlen — ein Mangel, über welchen selbst die Hegelsche „Negation der Negation“ nicht hinwegtäuschen kann: „Die logischen Purzelbäume des Hegelianismus schillern radical und geistreich. Wie das Irrlicht, zeigt er uns in unbestimmten Umrissen jenseitige Prospecte. Sobald wir aber im Vertrauen auf ihn unsern Weg wählen, werden wir regelmäßig im Sumpfe landen. Was Marx und Engels Großes geleistet haben, haben sie nicht vermöge der Hegelschen Dialektik, sondern trotz ihrer geleistet. Wenn sie andererseits an dem gröbsten Fehler des Blanquismus achtlos vorbeigegangen sind, so ist das in erster Linie dem Hegelschen Beisatz in der eigenen Theorie geschuldet.“ [2]

Ueberschauen wir diese von Bernstein gegen die tiefsten Grundlagen des wissenschaftlichen Socialismus erhobenen Bedenken, so darf es uns nicht in Erstaunen versetzen, wenn einer solchen Kritik auf allen Seiten die größte Bedeutung beigemessen wurde. Weist ja doch Bernstein in ruhiger, durchaus sachlicher und überzeugender Art nach, daß der Marxismus ein einseitiges, widerspruchsvolles, an Uebertreibungen und willkürlichen Constructionen überreiches System sei, daß er zu schwärmerischem Selbsttäuschen führe, in unglaublicher Weise die handgreiflichsten Thatsachen vernachlässige, sich in einem wahren Wunderglauben gefalle, die Wissenschaft der Tendenz unterordne u. s. w. Der Marxismus folgt Irrlichtern, er landet im

[1] Bernstein a. a. O. S. 31. [2] A. a. O. S. 36.

Sumpfe! Wer ſo urtheilt und zugleich ſein Urtheil unwiderleglich beweiſt, der hat die marxiſtiſche Theorie zu Grabe getragen. Und ſo urtheilt ein geiſtvoller Mann, der viele Jahre im perſönlichen Verkehr mit den Begründern des hiſtoriſchen Materialismus geſtanden, der alle ihre Schriften auf das genaueſte ſtudirt hat, dem niemand den beliebten Vorwurf machen kann, er verſtehe den Marxismus nicht. So urtheilt der Mann, der lange Zeit hindurch einer der hervorragendſten wiſſenſchaftlichen Vertreter des Marxismus geweſen iſt, der nach einem „jahrelangen innern Kampfe“ offen der nun erkannten Wahrheit die Ehre gibt und das Trugbild zerſchmettert, das er bisher angebetet. Darin liegt die beſondere Bedeutung der Bernſteinſchen Kritik, mehr als in den einzelnen Beweismomenten, die ſich ja zum größern Theil auch bei den nicht-ſocialiſtiſchen Kritikern des Marxismus finden.

Die ſocialiſtiſche Partei wird durch Bernſteins Kritik gewiß nicht beſeitigt. Sie bleibt beſtehen ſo lange, bis alle wirklich gerechten Forderungen des Arbeiterſtandes erfüllt ſein werden. Aber die marxiſtiſche Theorie hat nunmehr auch für die ſocialiſtiſchen Arbeiter ganz gewaltig von ihrem Zauber verloren. Ihr iſt eine Wunde geſchlagen, die kaum mehr heilen dürfte!

Heinrich Peſch S. J.

Die „ſociale Decompoſition“ und die „culturelle Ueberlegenheit“ des Proteſtantismus.

Einmal, gelegentlich und nebenher, erwähnt Profeſſor Willmann die in der Ueberſchrift näher bezeichnete „ſociale Decompoſition“[1], um ihr fünf und ein drittel Zeilen zu widmen. Dieſen Ausdruck hat Profeſſor Paulſen beſonders übel genommen. Wir geſtehen, nicht zu wiſſen, weshalb. Wenn die Berliner „Gegenwart“ von „dem in ſich zuſammenſtürzenden Proteſtantismus“ redet[2], wenn andererſeits proteſtantiſch-orthodoxe Kreiſe officiell Zweifel daran äußern, ob die „Neubelebung“ des Chriſtenthums

[1] Geſchichte des Idealismus III, 492.

[2] Nr. 44 (5. Nov. 1898), LIV, 286.

im proteſtantiſchen Deutſchland noch „in den Reichsplänen Gottes liege“[1], ſo vermögen wir nicht einzuſehen, weshalb man in die Ferne ſchweifen mußte, weshalb ſich an Willmanns Ausdruck ein ſo großer „Eifer“ entzündete, weshalb der Sturm im Waſſerglas der „Deutſchen Rundſchau“ losbrach.

Paulſens Polemik, die ſich auch in dieſem Theil[2] durch beſondere Schneidigkeit auszeichnet, meint die ſociale Decompoſition mit überlegener Miene und cultureller Ueberlegenheit glänzend pariren zu können.

Selbſtverſtändlich iſt die Culturüberlegenheit, die Paulſen geltend macht, nicht der Gemeinplatz, der ſeit dem ſpaniſch-amerikaniſchen Kriege ebenſo beliebt und wohlfeil geworden iſt, wie Anſichtskarten es ſind. Dieſe Culturüberlegenheit, die vulgäre, könnte weitere Verbreitung nur noch durch einen gewandten Illuſtrator bekommen, der ihre Vorzüge ſo anprieſe, wie die von Pear's soap, von van Houtens Cacao, von Kathreiners Malzkaffee u. ſ. w. allenthalben empfohlen werden. Zuweilen legen die Lobredner der Culturüberlegenheit bei ihrem Geſchäft ſo viel Geiſt und Geſchmack an den Tag, daß jeder Weinreiſende davon zu lernen vermöchte. In einer Verſammlung des Berliner Zweigvereins vom Evangeliſchen Bund hat ein Feſtredner kürzlich erhabener Geſchichtsphiloſophie den folgenden klaſſiſchen Ausdruck gegeben: „Es iſt eine alte Erfahrung, daß, wo die chriſtliche Welt ſich dem Ultramontanismus ergab, ein Niedergang ſich einſtellt, während der Proteſtantismus Blühen und Gedeihen da bringt, wo man ihm anhängt.“[3] Blühen wovon? Etwa von der Einheit des chriſtlichen Glaubens? Aber er iſt ja beinahe nur mehr ein Sammelname für alle Erzeugniſſe des grundſätzlichen Verzichtes auf die Einheit. Oder von der Freiheit des Chriſtenmenſchen? Dieſe chriſtliche Freiheit iſt in Zürich bis zur ſynodalen Abſchaffung der Taufe erblüht und gediehen[4]. Gedeihen von was? Etwa von „guten Werken“? Das wäre eine erfreuliche Thatſache, aber ein unproteſtantiſcher Proteſtantismus. Oder Blühen und Gedeihen von Monismus, Materialismus, Militarismus, Mammonismus?

[1] Synodalbericht von Superint. Dr. Witte, nach Stöckers Evangel. Kirchenzeitung in der Köln. Volkszeitung vom 13. Oct. 1898 Nr. 896.

[2] Deutſche Rundſchau Bd. 96 (1898) S. 200 ff.

[3] Vgl. Allgemeine Zeitung vom 2. März 1899 Nr. 61.

[4] Nicht als ob die Taufe verboten worden wäre, verſteht ſich; ſie wurde ſogar empfohlen und zwar mit zwei Stimmen Majorität. Aber die Nothwendigkeit der Taufe für die Zugehörigkeit zum „chriſtlichen“ „reformirten“ „Bekenntniß“ wurde abgeſchafft, und zwar mit zehn Stimmen Majorität. Züricher Nachrichten vom 11. März 1899 Nr. 20 S. 2. Luzerner Vaterland vom 12. März 1899 Nr. 59.

Wir behaupten nichts, wir fragen nur. Es wäre jedenfalls concreter gesprochen, wenn man auf einer der nächsten Versammlungen mit „höchster Fructificirung" von protestantischem Bargeld Reclame machte. Aus blühendem Handel und blühender Industrie, aus blühenden Armeen und Marinen nordischer Reiche erstens folgern, daß dieser Culturblumenflor aus ausschließlich protestantischem Samen erwuchs, zweitens allein daraus ableiten — nicht etwa, daß der Protestantismus ein empfehlenswerthes Handelssystem, ein ergiebiger Industriebetrieb ist, blühende Soldaten in Hülle und gediegene Matrosen in Fülle liefert, sondern daß er die wahre oder die überlegene Religion ist, das dünkt uns blühender Tiefsinn. Dessen fröhliches Fortgedeihen in der Polemik möchten wir zu den „allerlei Anzeichen" rechnen, welche, wie Paulsen einmal sagt, darauf hindeuten, daß „Bildung" anfängt, „einen Beigeschmack anzunehmen", und daß sie ihr Schicksal verdient, wenn sie „im Begriff ist, im Kurs zu sinken" [1].

In wissenschaftlicherer Fassung hätte das gedachte Beweisverfahren etwa so zu lauten: Posita causa sequitur effectus. Kaum war der Protestantismus geboren, so entfaltete sich die Rechtfertigung aus dem Glauben allein und die Sufficienz der Schrift unter Nachhilfe der Landeskirchen zum Blühen und Gedeihen von Wissenschaft und Kunst, Völkerfrieden und Völkerglück. Erste Gegenprobe nach dem Grundsatz: Sublata causa aufertur effectus. Bevor der Protestantismus erschien, blühte nichts von alledem, gedieh nur Finsterniß. Daher der Name finsteres Mittelalter. Zweite Gegenprobe nach dem Grundsatz: Variata causa variatur effectus. Das protestantische Preußen ist durch die Erwerbung des katholischen Schlesiens und zumal durch die der Westprovinzen wirtschaftlich und geistig auf das schwerste geschädigt worden. Die letztgenannten Landschaften, die schon im 18. Jahrhundert kläglich daniederlagen, können bis zum heutigen Tage nur durch ihre Verbindung mit Ostelbien eben noch fortvegetiren.

Nichts liegt uns so fern, als Professor Paulsen die triviale Form, in welcher dieser Beweis sich auf allen Straßen und Plätzen herumtreibt, zu unterschieben. Es will uns vielmehr scheinen, als spräche aus manchen Einschränkungen, die er anbringt, das Bewußtsein, daß er mit dieser Berufung Senat und Akademie verläßt und sich in sehr gemischte Gesellschaft begibt, mit der er so wenig als möglich gemein haben will.

[1] System der Ethik II (4. Aufl., 1896), 75.

„Ich bin nicht empfindlich, wenn man die Neuzeit nicht als den Gipfelpunkt der Menschheit preisen will.“ [1] „Ich bin nicht als protestantischer oder nationaler Chauvinist bekannt.“ [2] Auch redet Paulsen hier nur von einer „gewissen Stetigkeit der Entwicklung“, deren der protestantische Norden sich erfreut, dort von „günstigern Bedingungen“, sich zu „Mündigkeit und männlicher Sicherheit“ zu erheben [3]. In einem geistvollen Stück, das von Treitschkes Schützenfestrhetorik ironisirt, hat Paulsen hervorgehoben, „ein klein wenig Umsicht und Vorsicht in der Wahl der Ausdrücke“ sei „selbst in einer Lobrede auf den Krieg am Orte“ [4]. Paulsens Lobrede auf protestantische Culturüberlegenheit entbehrt nicht der Umsicht und Vorsicht im Lobe. Dünkt uns dies eine Spur der Einsicht in und der Rücksicht auf die Schwächen des Beweises, so kann über die Ansicht und Absicht des Verfassers dennoch kein Zweifel bestehen. Aus einem Geschütz von originellem Bau wird am Ende doch das bekannte Hohlgeschoß abgefeuert, mit dem man die öffentliche Meinung dergestalt bombardirt, als sollte sie gezwungen werden, sich zu übergeben.

„Die Ueberlegenheit der Cultur der protestantischen Völker, schon im 18. Jahrhundert“ so sicher, daß kein Zweifel daran möglich erscheint, ist im 19. Jahrhundert „nicht minder gewiß“. Das sei „die Generalisirung“, welche „aus der Geschichte der letzten Jahrhunderte mit Sicherheit gezogen werden“ könne, „wenn irgend eine“ [5].

Der Thatbestand ist also dieser: die sociale Decomposition des Protestantismus kann nach Paulsen nur jemand behaupten, der „beide Augen vor der Wahrheit“ verschließt; denn die culturelle Ueberlegenheit des Protestantismus erscheint so einwandfrei, daß uns nur „schamrothes Verstummen“ erübrigt, die Morgenröthe besserer Einsicht.

Allein so weit sind wir noch nicht. Nur drei Bemerkungen erlaube man; vielleicht gelingt es uns dann, zu verstummen.

Erstens: An der Stelle, um die es sich handelt, spricht Professor Willmann von der religiös-socialen Auflösung des Protestantismus. Dazu war er berechtigt, weil eine religiös-sociale Decomposition in den Worten Kants, die er erörtert, ausdrücklich statuirt wird, weil eine solche sich aus den Grundprincipien des Protestantismus ergibt und in der Vergangenheit wie in der Gegenwart Thatsache war und ist. Wir können

[1] Deutsche Rundschau a. a. O. S. 192. [2] Ebd. S. 202.
[3] Ebd. S. 201. [4] J. Kant (1898) S. 356.
[5] Deutsche Rundschau a. a. O. S. 201. 202.

auch mit einem Citat aus Paulsen dienen, das dieser Anschauung außerordentlich nahe kommt. In seiner Polemik läugnet aber Paulsen bloß eine politisch-sociale Decomposition der vorwiegend protestantischen Staaten, die Willmann nicht behauptet hat, und legt allen Nachdruck auf relativ günstige Entwicklung politischer Macht, die Willmann nicht zu läugnen sich vermaß.

Zweitens: Wir sind nicht im stande, uns von der protestantischen Culturüberlegenheit einen klaren Begriff zu machen. Wir wissen nicht, was in dieser Wortverbindung Protestantismus heißt, welche Culturgebiete ausschließlich in Anspruch genommen werden, worin der Causalnexus zwischen einem einzelnen protestantischen Bekenntniß — alle zusammen bringt doch kein Tausendkünstler unter einen Hut — und bestimmten profanen Culturgebieten bestehen soll.

Drittens: Verzichten wir aber auf alle Bekenntnisse und auf jede religiöse Autorität, fassen wir also in religiös-socialer Beziehung den Protestantismus, um ihm irgend eine geschlossene Einheit zu geben, rein negativ auf, so tritt schließlich eine Formel des Culturfortschritts zu Tage, die in Kürze so zu lauten hätte: Ohne Religion und ohne religiöse Autorität geht alles besser. Aber Paulsen ist, wie uns dünkt, weit davon entfernt, den ersten Theil dieser Formel zu billigen. Und zudem würde die religiös-sociale Decomposition des Protestantismus dann freilich als Ursache der Culturüberlegenheit bezeichnet, aber eben gleichzeitig auch ausdrücklich zugegeben. Der Satz Professor Willmanns, der so großen Anstoß erregt hat, lautet: „Die ganze Hoffart, Verlogenheit und Heuchelei der Aufklärer spricht aus diesen Worten“ Kants, „die zugleich ein grelles Schlaglicht auf die Ursachen der socialen Decomposition des protestantischen Deutschlands werfen“ [1].

Mit Bedauern, aber ohne Zagen müßten wir es für eine Chicane erklären, wenn die Anklage auf Reichslästerung sich des Wortes „protestantisches Deutschland“ bemächtigen wollte. Von anderem abgesehen, zeigt es der Zusammenhang. Denn es ist von Kants Theorie über das Gebet die Rede. Sonach bedeutet der beregte Ausdruck den Protestantismus als das, was er ist, als Religion, demnach die religiös-sociale Lage des deutschen Protestantismus, zielt durchaus nicht auf die Reichsverfassung, noch sonst etwas „Reichliches“, enthält insbesondere nichts Particularistisches

[1] Geschichte des Idealismus III, 492.

noch Romanisches; gar keine Thräne um Cuba, gar keine Parteinahme wider Dreyfus. Das germanisch-protestantische, socialpolitische Culturüberlegenheitsgeschoß trifft also nicht bloß nicht die Scheibe, sondern scheint überhaupt ins Blaue zu gehen, wie das bei Freuden- oder Schreckschüssen Gepflogenheit ist. Wir setzen zur Controlle Kants Worte in die Anmerkung[1] und heben hier hervor, was uns als der Kern der Sache erscheinen will.

Zunächst aber eine Kleinigkeit. Kant schreibt: Diejenigen, welche man „beten finde“, schämten sich, woraus sich dann ergeben soll, daß man das Gebet als Unredlichkeit empfinde. Es wäre vielleicht ein dankbares Thema für eine Doctordissertation, die inductive Grundlage des merkwürdigen Satzes darzulegen: Beim Gebet Betretene pflegen betreten zu sein. Ist Kant in Königsberg darauf ausgegangen, Leute beim Gebet zu überraschen und Beschämung empirisch zu constatiren? Oder hat er etwa den alten Lampe gelegentlich ertappt und daran eine kritisch höchst unzulässige Generalisation geknüpft?

Wie dem auch sei, wichtiger ist folgendes. Unseres Erachtens wird man ohne Ehrenkränkung von religiös-socialer Decomposition reden dürfen, wenn eine solche ausdrücklich gelehrt wird: Volenti non fit iniuria.

Aus den Worten Kants ergibt sich mit voller Klarheit, daß ihm die Schichtung der menschlichen Gesellschaft nach entgegengesetzten Weltanschauungen vorgeschwebt hat — oben die ungläubigen und gebildeten Culturmenschen, unten die gläubigen, ungebildeten

---

[1] „Bei dem Gebete ist Heuchelei, denn der Mensch mag nun laut beten oder seine Ideen innerlich in Worte auflösen, so stellt er sich die Gottheit als etwas vor, das den Sinnen gegeben werden kann, da sie doch bloß ein Princip ist, das seine Vernunft ihn anzunehmen zwingt. Das Dasein einer Gottheit ist nicht bewiesen, sondern es wird postulirt und es kann bloß dazu dienen, wozu die Vernunft gezwungen war, es zu postuliren. Denkt nun ein Mensch: Wenn ich zu Gott bete, so kann mir dies auf keinen Fall schaden; denn ist er nicht, nun gut, so habe ich des Guten zu viel gethan; ist er aber, so wird es mir nützen: so ist diese Prosopopoeia Heuchelei, indem beim Gebete vorausgesetzt werden muß, daß derjenige, der es verrichtet, gewiß überzeugt ist, daß Gott existirt. Daher kommt es auch, daß derjenige, welcher schon große Fortschritte im Guten gemacht, aufhört zu beten, denn Redlichkeit gehört zu seinen ersten Maximen; — ferner daß diejenigen, welche man beten findet, sich schämen. In den öffentlichen Vorträgen an das Volk kann und muß das Gebet beibehalten werden, weil es wirklich rhetorisch von großer Wirkung sein und einen großen Eindruck machen kann und man überdies in den Vorträgen an das Volk zu ihrer Sinnlichkeit sprechen und sich zu ihnen so viel wie möglich herablassen muß.“ J. Kants Sämtliche Werke. Zweite Hartensteinsche Ausgabe (Leipzig 1867 f.) IV, 505.

Heloten. Jene wissen, „das Dasein Gottes ist nicht bewiesen“, es ist ein „Postulat“, will sagen: eine Annahme. Wer betet denn eine Annahme an? In diesen Kreisen schwindet alle Bethätigung des religiösen Lebens in dem Maße, als „Redlichkeit“ zunimmt, weshalb, wie Kant schreibt, „wer große Fortschritte im Guten gemacht, aufhört, zu beten“. Die Heloten aber sind für die Aufklärung nicht reif oder dazu überhaupt nicht berufen, für sie ist die Religion gut genug.

Man kann die immense Tragweite dieser socialen Zerklüftung nicht genugsam erwägen.

Inmitten der naturnothwendigen Schichtung und Differenzirung der menschlichen Gesellschaft nach höherem oder geringerem Wohlstand und Reichthum, nach größerer oder geringerer Macht, nach höherer und geringerer Bildung, wie sie im wirtschaftlichen, politischen und geistigen Culturstreben sich vollzieht, begründet und gewährleistet nur eines die Einheit, Gleichheit und Brüderlichkeit der Menschen — nämlich die Einheit und Gleichheit der religiösen Weltanschauung. Mit ihr steht und fällt auch die sociale Gerechtigkeit und Liebe, mit ihr stehen und fallen Rechte und Pflichten als heilige und unverbrüchliche sociale Bindegewalten. Die Zerklüftung der menschlichen Gesellschaft durch entgegengesetzte Weltanschauungen ist nun in der That, wie Willmann gesagt hat, fürs erste sociale Decomposition und sodann echteste und schlechteste Aufklärungsweisheit und Aufklärungshoffart. Sie ist ein Lieblingsthema Voltaires und seines engern Kreises von Freunden. Zum Beweise lassen wir einige Stellen folgen. Die Aufklärung kann nicht besser gekennzeichnet werden, als durch die brieflichen Mittheilungen der führenden Philosophen.

Voltaire an Helvetius[1]: „Wir denken nicht daran, daß unsere Arbeiter und Taglöhner aufgeklärt werden sollen, wir wollen Aufklärung für die Hochgebildeten“[2]; anderwärts[3]: Pour la canaille il n'y faut pas penser; der Context bestimmt die letzterwähnte Menschensorte canaille näherhin als Winzer und Bauern. An d'Alembert[4]: „Ich verzeihe alles, wenn der infame Aberglaube nur bei den Gebildeten so in Verruf kommt,

[1] 13. Aug. 1762; Moland XLII, 206, Nr. 5003.

[2] Der stehende Ausdruck der Aufklärer honnêtes gens bedeutet für sie vornehme, distinguirte Leute, die Aristokratie des Geistes. Wir übersetzen ihn denn wie oben oder ähnlich.

[3] An Le Bault, 2. April 1762; Moland XLII, 84, Nr. 4876.

[4] 9. Januar 1765; Kehl LXVIII, 338.

wie er es verdient, und den Bedienten, den Mägden überlaſſen wird, wie es ſich geziemt.“ Er fordert ſeine Philoſophen auf[1], ſich darüber zu freuen, daß die Infame von allen Bildungsmenſchen Europas verachtet werde. „Das iſt alles, was man wollte, und alles, was noth that. Man hat nie die Abſicht gehabt, Schuſter und Mägde aufzuklären, das bleibt den Apoſteln überlaſſen.“ An d'Argental[2]: „Es iſt meines Erachtens der größte Dienſt, den man der Menſchheit leiſten kann, wenn das dumme Volk für immer von den Bildungsmenſchen getrennt wird. Ich glaube, das iſt ſchon recht weit gediehen.“ Als „unerträgliche und ſinnloſe Frechheit“ bezeichnet er im nämlichen Brief die Zumuthung, er und ſeinesgleichen ſollten die gleiche Weltanſchauung haben, wie ihr Schneider oder ihre Wäſcherin. Von der philoſophiſchen Propaganda erwartet er „einen neuen Himmel und eine neue Erde“; — „verſteht ſich nur für die Gebildeten, denn für die Canaille iſt der dümmſte Himmel und die dümmſte Erde gerade das, was ſie verdient“[3]. Chriſtus predige die Gleichheit der Menſchen, ſagt er an anderer Stelle, „was für die Canaille ſehr ſchmeichelhaft iſt“[4]. Oder anderwärts, der Glaube an jenſeitige Belohnung und Beſtrafung ſei „für die Canaille ſehr nützlich“[5]. Noch eine klaſſiſche Stelle aus der Correſpondenz mit Friedrich II. (damit der Text nichts von ſeiner Friſche und Klarheit einbüße, möge er franzöſiſch folgen): V. M. rendra un service éternel au genre humain en détruisant cette infâme superstition, je ne dis pas chez la canaille, qui n'est pas digne d'être éclairée, *et à laquelle tous les jougs sont propres*, je dis chez les honnêtes gens[6]. Friedrich II. drückt ſich weit vorſichtiger aus, bezeichnet es als fraglich, ob das Volk aufgeklärt zu werden verdiene, und verneint die Frage öfters[7].

[1] Moland XLVI, 112, Nr. 7326 (an d'Alembert, 2. September 1768).

[2] 27. April 1765; Kehl LIX, 96; Moland Nr. 6001.

[3] An d'Alembert, 13. Januar 1769; Moland XLVI, 232 f., Nr. 7455. Die einzige Stelle, der zufolge auch Schuſter aufgeklärt werden dürfen, meines Wiſſens an Helvetius, 2. Juli 1763; Moland XLII, 514, Nr. 5332.

[4] Moland XXVI, 227 (im Ex. imp.).

[5] An den Marquis d'Argence de Dirac, 11. October 1763; Moland XLIII, 13, Nr. 5434.

[6] Voltaire an Friedrich II., 5. Januar 1767; *Preuss*, Oeuvres de Frédéric le Grand XXIII, 134.

[7] Beiſpielsweiſe: Ce peuple imbécile mérite-t-il d'être éclairé? *Preuss*, Oeuvres XVIII, 215 (an die Herzogin von Gotha). Le vulgaire ne mérite pas d'être éclairé (an Voltaire, 7. Auguſt 1766; ibid. XXIII, 115). C'est encore

Nirgends tritt der so eminent volksfreundliche Charakter der Aufklärung in so leuchtender Klarheit hervor, als in den citirten Aeußerungen des Patriarchen von Ferney, weshalb es ja ganz in der Ordnung und kritischer Ueberlegenheit ganz entsprechend ist, wenn der Liberalismus Voltaire als Bahnbrecher demokratischer Ideen gefeiert hat.

Diese sociale Decomposition, welche die Hoffart der Aufklärung begründet hat, kann nur durch Heuchelei Bestand erhalten.

Voltaire hatte viel zu viel „praktische Vernunft", um nicht den evidenten logischen Zusammenhang zu sehen zwischen der Läugnung Gottes und dem socialen Umsturz; um nicht zu wissen, daß Professoren„postulate" sich zu rebellischen Leidenschaften verhalten wie altersschwache Gouvernanten zu riesenstarken Anarchisten. Er hat deshalb die Ueberzeugung vom Dasein Gottes als sociale Nothwendigkeit bekanntlich oft und nachdrücklich hervorgehoben, mochten gleich die Freunde spotten: Der Patriarch wird kindisch; er will seinen belohnenden und bestrafenden Gott nicht fahren lassen[1]. Ein gewisser Unterschied ist zwischen dem Satze, für den Voltaire Vaterliebe zu empfinden versichert: „Wenn Gott nicht wäre, man müßte ihn erfinden"[2] — und Kants herablassender Aufforderung, zu thun, als ob; allein in der Sache läuft beides auf eins hinaus, wie denn einer der ersten Voltairekenner gesagt hat, der Weisheit letzter Schluß wäre nach jenem Satze ein erfundener Gott[3]. Dieser, nicht zwar in usum delphini, sondern in usum plebis erfundene Gott tritt denn auch in den folgenden zwei Stellen klar hervor. Im philosophischen Wörterbuch finden wir beim Artikel „Hölle" folgende artige Weisheit: Ja, wenn die Welt aus Philosophen bestände, dann brauchten wir nichts dergleichen; wir haben es aber hienieden mit allen möglichen Strolchen zu thun, weshalb ich nicht umhin kann, meinen Dienstboten in die Ohren zu schreien: Verdammt werdet ihr, wenn ihr mich bestehlt. Schärfer noch ist der „erfundene Gott" in einem Brief an d'Argental zum Ausdruck gebracht: „Was man Seele nennt, ist ein Wesen, das es nicht gibt. Immerhin ist es ganz gut, den Menschen weiszumachen (de faire *accroire* aux hommes), daß sie eine un-

---

une question de savoir, s'ils [les hommes] valent la peine d'être éclairés (an d'Alembert, 18. December 1770; ibid. XXIV, 579).

[1] *Grimm*, Correspondance littéraire, Sept. 1770; Ausgabe von 1812, I, 258.

[2] Von Paulsen gelegentlich als „freches Wort" bezeichnet. Einleitung (5. Aufl., 1898) S. 306. Cf. *Nourrisson*, Voltaire (1896) p. 560 ss.

[3] *E. Faguet*, Dix-huitième siècle p. 208: Dire, que si Dieu n'existait pas on l'inventerait, c'est dire qu'on l'invente.

sterbliche Seele haben und daß es einen rächenden Gott gibt, der meine Bauern strafen wird, wenn sie mir mein Getreide stehlen und meinen Wein.“[1] Und nun nimmt Kant wieder das Wort: „In den öffentlichen Vorträgen an das Volk kann und muß das Gebet beibehalten werden, weil es wirklich rhetorisch von großer Wirkung sein und einen großen Eindruck machen kann und man überdies in den Vorträgen an das Volk zu ihrer Sinnlichkeit sprechen und sich zu ihnen so viel wie möglich herablassen muß.“ D. F. Strauß sagt uns, Kant habe das Bewußtsein der Neuzeit in Bezug auf das Gebet ausgesprochen[2]. Siebenzig Jahre nach Kant schrieb der gleiche Strauß: „Das Amt des Geistlichen ist zunächst unstreitig, der Gemeinde *ihren* Glauben vorzutragen. Ist dieser Glaube auch der seinige, desto besser; wo nicht, so soll er eher sich weh thun als ihr. Er darf ihr kein Stück ihres Glaubens unterschlagen, von keinem der vermeintlichen Edelsteine ihres heiligen Apparates geradezu sagen, das ist Glas, wenn es auch wirklich nichts anderes ist; schon deswegen darf er das nicht, weil er sich dadurch jede weitere Einwirkung auf die Leute abschneidet“, worauf dann beschrieben wird, durch welche Manöver „das Volk“ „allmählich“ auf den Standpunkt des Predigers gebracht werden kann[3]. Man wird auf die Darlegungen Kants und Straußens den Satz anwenden dürfen: „Jede Unaufrichtigkeit in Glaubenssachen ist *Heuchelei*.“ Diese Worte schrieb nicht Willmann, sondern Kuno Fischer, der große Kenner Kants, der Freund von Strauß, er schrieb sie als eine Meinung von Kant[4]. Desgleichen wird man auf die nämlichen Darlegungen den Satz anwenden dürfen: „Hält . . . Rücksicht . . . davon ab, sich zu seinen Gedanken zu bekennen . . . , so wird *Heuchelei* oder innere Unwahrhaftigkeit zu einem fressenden Schaden für das sittliche Leben.“ Diese Worte schrieb nun wiederum nicht Willmann, sondern — Paulsen[5].

Kant sagt irgendwo[6], zwischen „tunguſischen Schamanen und europäischen Prälaten“ sei „in der Manier ein großer Abstand, im Princip

---

[1] 20. April 1769, zuerst gedruckt in *Molands* Supplément I., 453 ff., Nr. 10307, die citirte Stelle S. 454.

[2] Der alte und der neue Glaube (3. Aufl., 1872) S. 114.

[3] Ausgewählte Briefe von D. F. Strauß. Herausgegeben und erläutert von *E. Zeller* (1895) S. 409.

[4] Geschichte der neuern Philosophie IV, 2 (3. Aufl.), S. 363.

[5] System der Ethik II (4. Aufl., 1896), S. 230 f.

[6] Citat nach Hartensteins 2. Ausgabe der Werke bei *Paulsen*, J. Kant S. 363.

keiner". In Bezug auf die zwei erörterten Eigenschaften der Aufklärung — Hoffart und Heuchelei — ist zwischen Kants „sinnlichem Volk" und dem, was Voltaire immerfort als canaille bezeichnete, zwischen Kants „Herablassung" nebst Gebetsrhetorik und Voltaires faire accroire in der Sache kein erheblicher Abstand; in der „Manier" der Unterschied zwischen einem philiströsen Pedanten voll steifleinener Orakelsprüche und einem gewandten, gemeinen, genialen Gamin voll des ausgeschämtesten Cynismus.

Bevor wir Kant verlassen, noch eines. Vor uns steht die Reihe von Frommanns „Klassikern der Philosophie". Der sechste Klassiker der Reihe ist F. W. Nietzsche, in Riehls interessanter Biographie; der siebente J. Kant durch F. Paulsen. Wie friedlich sie nebeneinander stehen! Und doch schilt der Klassiker Nr. 6 den Klassiker Nr. 7 „den großen Chinesen von Königsberg", „den verwachsensten Begriffskrüppel". Wenn man solches unter Klassikern erlebt, weshalb denn die Weherufe über „Ketzerrichter"?

Daß der Aufklärung ihre sociale Decomposition der Menschheit in Aufgeklärte und „Volk" nicht gelungen ist, wird wohl nicht als besonderes Verdienst der Aufklärung anzusehen sein. Die Meinung war, der Unglaube, der Atheismus lasse sich in den höchsten Gesellschaftsschichten localisiren, das „Volk" aber werde man schon durch vorgegaukelte Gebete und herablassende Ansprachen beim Glauben erhalten, im Grunde sei es zu dumm für Freidenkerthum und Unglauben. Es zeigte sich bald, daß diese Meinung nicht gerade „reine Vernunft" gewesen. Für die Weltanschauungslosigkeit, die in den zwei Sätzen liegt: „Gott gibt es nicht, und mit dem Tod ist alles aus", ist gewiß jeder zu gut, aber sicher keiner zu dumm. Gerade diese Weltanschauungslosigkeit drang unaufhaltsam in die weitesten Kreise, beherrscht weithin die breiten Massen. Paulsen constatirt in seinen Werken diesen bedauerlichen Thatbestand zum öftern. Wir lassen einige Nachweise folgen.

Während heute die „aufgeklärten Leute" vielfach sich „keine Gedanken über die Dinge machen"[1], die „meisten Gebildeten sich ohne Weltanschauung behelfen"[2], beherrscht „absolut religionsfeindlicher Radicalismus"[3] „weite"[4] und „immer weitere Kreise"[5], die „breiten Massen". „Der Kirchenglaube ist zuerst in den Kreisen der Gelehrten und Gebildeten abgestorben; all-

[1] Einleitung in die Philosophie (5. Aufl., 1898), S. 248.
[2] Ebd. S. 244. [3] Ebd. S. 14.
[4] Ebd. S. VII und 214. System der Ethik (4. Aufl., 1896) I, 389.
[5] Ebd. I, 407.

mählich hat der Unglaube auch die Maſſen ergriffen.“[1] „Der Haß gegen das politiſche Regiment, das mit der Kirche verbündet war, wendete ſich gegen die Religion und machte aus dem Unglauben einen politiſchen Glaubensartikel. So erſcheint jetzt der Atheismus als Glaubensartikel der Socialdemokratie.“ „Inzwiſchen iſt der Haß da und wird ſeine Folgen haben.“[2] An anderer Stelle ſpricht Paulſen von der großen Verbreitung, welche die Bücher von Strauß, Büchner, Nordau, Dühring, Nietzſche gefunden haben: „Was geleſen wird, iſt immer charakteriſtiſch für den Geiſt der Zeit.“ Paulſen fragt dann: Was anders „inſpirirt“ dieſe Schriftſteller und „führt ihnen Leſer zu, als die Offenheit der Abſage an den alten Glauben“[3]? Er fährt fort: „Was treibt die neuen Romanſchriftſteller und Dramatiker, als das Verlangen, die Verlogenheit und die innere Fäulniß[4] der Zeit zu analyſiren und dem Leſer zu mikroſkopiſcher Schau darzubieten?“[5]

Zwiſchen innerer Fäulniß der Zeit und ſocialer Decompoſition ſehen wir keinen großen Unterſchied, nicht einmal bei „mikroſkopiſcher Schau“. Die Thatſache wird alſo zugegeben. Freilich beſteht ein ſchroffer Gegenſatz in der Beurtheilung des Grundes. Unſeres Erachtens liegt die Urſache der „innern Fäulniß“, ſoweit dieſe vorhanden iſt, in der ſocialen Verbreitung des religiöſen Unglaubens; nach Paulſen aber in den Hinderniſſen, welche der ſocialen Verbreitung des Unglaubens annoch im Wege ſtehen, im „Zwieſpalt zwiſchen dem, was wir wirklich denken und glauben, und dem, was wir im kirchlichen und ſchulmäßigen Unterricht die Jugend zu glauben und zu ſagen anhalten“[6]. „Man denke an die Lage der vielen Tauſende von Lehrern, die täglich die Pein leiden, lehren zu müſſen, was ſie nicht glauben, und nicht ſagen zu dürfen, was ſie denken.“[7] Allein wenn der „abſolut religionsfeindliche Radicalismus“ im „kirchlichen und ſchulmäßigen Unterricht“ auch vollkommen frei und allenthalben frei gegeben, ja ſelbſt wenn der „umgekehrte Katechismus“, wie Paulſen den Atheismus der Socialdemokratie nennt[8], prämiirt und privilegirt würde, ſo wäre der große ſociale Zwieſpalt zwiſchen Unglauben und Glauben, weitaus der ſchärfſte Gegenſatz zwiſchen Menſchen, den es gibt, noch nicht beſeitigt. Paulſen ſelbſt muß das zugeben, da er das

[1] Einleitung S. VI und 14.
[2] Syſtem der Ethik I, 389. [3] Einleitung S. 15.
[4] Von uns unterſtrichen. [5] Syſtem der Ethik II, 230.
[6] Ebd. [7] Einleitung S. 345. [8] Ebd. S. 15.

unvertilgbare Bedürfniß der menschlichen Natur nach Religion anerkennt[1]. Es müßte mit obligatorischem Atheismus versucht werden, als letzter Consequenz der Denkfreiheit.

Die religiös-sociale Decomposition hat aber noch eine andere Seite und einen andern Ursprung. Die, welche mit der Aufklärungsphilosophie begann, vom Liberalismus fortgeführt wurde, ist international und gewissermaßen „interconfessionell", gewiß nichts ausschließlich Deutsches oder Protestantisches. Die religiös-sociale Decomposition des deutschen Protestantismus aber begann mit dem Anfang, liegt im Wesen, entfaltetete sich in der Geschichte, tritt in der Gegenwart offen zu Tage, und auch Paulsen erwartet erst von der Zukunft einen Ausgleich des Gegensatzes.

Dieser Ausgleich begann mit dem Anfang; damit nämlich, daß Luther nach oben Gehorsam kündete, nach unten Gehorsam verlangte, Forschungsfreiheit für sich beanspruchte, Bekenntnißzwang auf andere ausübte. Er selbst hat aber doch wenigstens nicht zu gehorchen gebraucht, er selbst stand nicht unter dem Bekenntnißzwang. Für seine Amtsnachfolger im evangelischen Kirchendienst wird die Sache noch weit schwieriger. Sie kündigen nicht bloß Gehorsam und beanspruchen amtlich Gehorsam gleich Luther; sie müssen ihn selbst auch üben, Luthers „Rechtsnachfolgern", welche immer es sein mögen, gegenüber. Sie verlangen nicht bloß Forschungsfreiheit und üben Bekenntnißzwang aus gleich Luther, sie selbst stehen auch amtlich unter dem Bekenntnißzwang.

In der geschichtlichen Entwicklung des Protestantismus hat mittlerweile eine Art Decomposition dessen stattgefunden, was in Luther eins war, eine Theilung und Scheidung sich vollzogen. Die ältern Söhne, Landeskirchen, Consistorien, Kirchenregiment welcher Art immer, erbten den Bekenntnißzwang, überhaupt die „Autorität"; der jüngern Söhne Erbtheil ward die Forschungsfreiheit, das Palladium der evangelisch-theologischen Universitätsfacultäten. Schiedlich friedlich könnte jeder sehen, wie er es treibe, wenn nicht der Nachwuchs des Predigeramtes zwischen den beiden Welten einen fatalen trait d'union bildete und beiden gehörte.

Theoretischen Unterricht über die chemische Zusammensetzung der wirksamsten Sprengstoffe und praktische Anleitung zu deren Verwendung wird man nicht als hinreichende Vorbildung von jungen Leuten ansehen, die sich dem Baufach widmen, noch als zweckdienliches Vorstudium für den-

[1] Vgl. diese Zeitschrift Bd. LVI, S. 247.

jenigen, der etwa Conservator alter Baudenkmäler werden soll. So erscheint uns aber das Verhältniß zwischen den protestantisch-theologischen Universitätsfacultäten und den Kirchenleitern. Forschungsfreiheit und nichts als Forschungsfreiheit soll als Vorbildung und Vorbereitung zur passiven Uebernahme und activen Ausübung des Bekenntnißzwanges functioniren. So ganz glatt kann das nicht verlaufen. In seinen schönen und interessanten Beiträgen zu dem Werk „Die deutschen Universitäten" gibt denn Paulsen auch zu, daraus ergebe sich „ein beständiger Conflict zwischen den Ansprüchen der (evangelischen) Kirche und den Forderungen der Wissenschaft, bald mehr latent, bald öffentlich und laut hervorbrechend". Als schwacher Trost will es uns erscheinen, daß nach Paulsen „die Staatsverwaltung" „das Zünglein an der Wage darstelle", mag seine weitere Bemerkung auch noch so treffend sein, daß dieses Zünglein bald hierhin bald dorthin schwanke. Ein Ausgleich sei nur auf der Grundlage „freier Zusammenstimmung" möglich „zwischen dem Bekenntniß der Kirche" (das doch offenbar nur in festem Aggregatzustand denkbar ist) „und der Lehre der Facultäten" (d. h. der absoluten Forschungsfreiheit, also etwas wesentlich Flüssigem)[1]. Im nämlichen Werk ergänzt Professor Haupt diese Bemerkungen dahin, man solle „Geduld haben" und „den Ausgleich" „von dem fortgesetzten Zusammenwirken der beiden Momente allmählich und nicht mit einem Schlage erwarten"[2]. Und wenn nun jemand behauptete, das heiße schon deshalb die „freie Zusammenstimmung" ad calendas graecas vertagen, weil vom „Zusammenwirken" bislang wenig spürbar gewesen sei, geschweige von „fortgesetztem Zusammenwirken"?!

Man beachte, inwiefern religiös-sociale Zerklüftung das Wesen dieses Widerstreites ausmacht. Jede Religion ist zunächst eine bestimmte Summe von religiösen Wahrheiten, ein Bekenntniß. Sie hat historische und gegenwärtige Existenz als Kirche, Gemeinde, als socialer Verband, der naturnothwendig irgend einer Vereinsleitung, einer socialen Autorität untersteht. Deren Befugnisse erhalten ihre Eigenart nach dem Zweck und ihren Umfang nach den Statuten des Verbandes. Deshalb ist die religiös-sociale Einheit durch das Bekenntniß und durch eine lehramtliche Autorität bedingt. Nun sprengt aber die theologische Forschungsfreiheit sogar die Möglichkeit eines Bekenntnisses und erscheint als die grundsätzliche Ver-

[1] W. Lexis, Die deutschen Universitäten (1893) S. 78; vgl. S. 50.
[2] Ebd. S. 180.

neinung der Möglichkeit einer lehramtlichen Autorität, ist sonach die unfehlbare Auflösung des religiösen Bestandes wie des socialen Verbandes jeder beliebigen und einer jeden „Religionsgesellschaft".

Die „freie Zusammenstimmung", die wir „mit Geduld" erwarten sollen, hätte demnach eine zweifache Zirkelquadratur zu leisten.

Dann wird man theologische Forschungsfreiheit, im protestantischen Sinn verstanden, mit der Möglichkeit eines Bekenntnisses zusammenstimmen, wenn man es erreicht, daß ein fließender Strom zugleich festes Land, fruchtbringender Acker ist; dann wird die gedachte Forschungsfreiheit mit der Möglichkeit einer Unterwerfung unter eine lehramtliche Autorität vereinbar erscheinen, wenn ein reißender Bach gleichzeitig thalab und bergauf zu fließen vermöchte. Die kühne Hoffnung, daß derlei „Zusammenstimmungen" „mit Geduld" und ähnlichen Hausmitteln „allmählich" herbeigeführt werden könnten, vermögen wir demnach nicht zu theilen.

(Schluß folgt.)

R. v. Nostitz-Rieneck S. J.

Zur Erforschung Nordgrönlands.

Die Polarforschung unserer Zeit versucht, zwei noch in tiefem Dunkel ruhende Geheimnisse des hohen Nordens wenn nicht zu entschleiern, so doch so viel als möglich zu errathen.

Unbekannt ist uns bis heute noch, wie weit sich Grönland, der große arctische Continent, nach Norden erstreckt.

Unbekannt ist uns ferner, wie nahe Franz-Josephs-Land dem Pole kommt, und ob Wasser oder Land unter dem 90.° nördlicher Breite zu finden sein wird.

Dr. Nansen, in dessen thatkräftigem Geiste der Plan der Polarforschung schon frühzeitig eine feste Gestalt angenommen, interessirte sich zuerst für das geheimnißvolle Grönland. Seine Durchquerung, die er vor zehn Jahren glücklich bewerkstelligte, brachte uns zum erstenmal sichere Kunde von dem in ewigem Schnee und Eis Hunderte von Metern tief begrabenen Lande. Für eine Zeit trug sich Nansen mit dem Gedanken, nunmehr die Nordküste Grönlands zu bestimmen. Indessen zog er es vor, das zweite Problem, die Erforschung der unbekannten europäisch-asiatischen Polarregion, zuerst in Angriff zu nehmen. Wie er durch die Fram-Expedition von 1893—1896 die Jeannette-Strömung bestätigte,

hoch im Norden eine tiefe See lotete, dadurch zur Annahme kam, daß der Pol der Erde im tiefen Meeresabgrunde liege, wie er schloß, daß auch Grönland oder vielmehr der ihm vorlagernde Archipel nicht weit nach Norden reichen könne, wie sich das Franz-Josephs-Land wenigstens seinen allgemeinsten Umrissen nach in eine Anzahl kleiner Inseln auflöste, ist noch in aller Erinnerung.

Um so entschiedener drängte sich jetzt die Frage auf, wie die amerikanische Seite des Polarbeckens beschaffen ist. Erhebt sich hier Land, oder wölben sich die ungeheuren Eisfelder des Nordens über den Abgründen des Meeres? Die Eisverhältnisse der amerikanischen Seite sind ganz verschieden von denen des europäisch-asiatischen Nordmeeres. Während wir im amerikanischen Meere das dicke, ständige, massive, sogenannte paläokrystische Eis finden, begegnet dem Polarfahrer auf unserer Seite verhältnißmäßig dünnes, von Strömungen ständig getriebenes, neues Eis.

Schon daraus und noch mehr aus der Ablenkung des Polarstromes nach der Ostküste Grönlands schloß man, daß auf der amerikanischen Polarseite vielleicht ein Continent sich weit nach Norden erstrecke. Ob dem so ist und wie Grönland sich dazu verhält, sind Fragen, deren Lösung augenblicklich von zwei bewährten Polarforschern angestrebt wird.

Kapitän Sverdrup, der tüchtige Begleiter Nansens, und Leutnant Peary von der amerikanischen Marine, welcher sich die Erforschung Nordgrönlands gleichsam zur Lebensaufgabe gemacht hat, befinden sich augenblicklich im hohen Norden.

Es mag von Interesse sein, zunächst über die Expedition Pearys, dann über diejenige von Sverdrup das Wichtigste zu erfahren.

Wie bemerkt, ist Peary kein Neuling mehr im hohen Norden. Er ist jetzt zum fünftenmal auf dem Wege nach Nordgrönland.

Zum erstenmal kam Peary im Sommer 1886 von der Diskobai auf das grönländische Landeis. 1891—1892 blieb er 13 Monate und machte eine Schlittenreise von 1200 englischen Meilen. 1893—1895 erfolgte eine neue Schlittenexpedition von 1200 englischen Meilen über das Binneneis, welche eine genaue Aufnahme des Wahle-Sundes, gute Berichte über die dort lebenden Eskimos und die Auffindung der großen Meteorsteine brachte. 1896 und 1897 machte Peary kürzere Sommerreisen, wobei die Meteorsteine mit nach Amerika genommen wurden.

Bevor wir mit ein paar Worten auf diese Expeditionen eingehen, hören wir den Grönlandsforscher sich äußern, wie es auf dem Felde seiner Thätigkeit aussieht.

„Wir alle," sagte Peary am 6. December 1897 in seinem Vortrage vor der Königlichen Geographischen Gesellschaft, „wir alle haben so eine allgemeine Vorstellung von Grönland und wissen, daß es in seinem Innern mit Eis und Schnee bedeckt ist. Thatsächlich ist aber dieses Land so verschieden von irgend einer Gegend in niedern Breiten, so völlig verschieden von irgend einem Erdtheil, den wir persönlich kennen und von dem wir in unserem Vergleich als Grundlage ausgehen könnten, daß der Zweifel berechtigt ist, ob unter zehn wohlbelesenen und studirten Leuten auch nur einer eine klare Idee von dem thatsächlichen Grönland besitzt. Was wir unter dem Worte Land verstehen, ist nichts als ein das Ufer

in 10—25, an dem einen oder andern Platz in 110—150 km Breite entlang laufender Gürtel, auf welchem hohe Berge die Thäler und die tiefgründigen Fjorde einschließen. Diesen engen Gürtel umbrandet auf der einen Seite die arctische See, der Tummelplatz des Packeises und mächtiger Eisberge, und umsäumt auf der andern Seite der gigantische Eisdamm des vergletscherten Binnenlandes. Unwillkürlich denken wir dabei an die uns bekannten Gletschergegenden in den Alpen, den Pyrenäen, etwa an die Schneefelder Skandinaviens oder Hochschottlands, welche zwar das eine oder andere Hundert von Fuß mit Schnee bedeckt, aber unter dieser Hülle immer noch in ihrer Oberflächengestaltung zu erkennen sind. Eine solche Vorstellung paßt nun keineswegs auf Grönland. Der Schneefall von Jahrhunderten hat alle Klüfte und Thäler bis zu den Bergspitzen hinauf völlig ausgefüllt und ausgeebnet, hat sich darüber hinaus aufgethürmt und schließlich alles Gebirge hunderte, ja tausende von Fuß tief unter sich begraben. Das heutige innere Grönland ist ein ununterbrochenes Schnee- und Eisplateau, welches sich zu einer Höhe von 1500—3000 m erhebt. Es ist die arctische Sahara, gegen welche die afrikanische Sahara viel von ihren Schrecknissen verliert. Denn im Innern Grönlands begegnet uns keine Spur weder von Thier- noch von Pflanzenleben. Wir treffen keinen Stein und kein Sandkorn. Woche für Woche eilt der Schlitten über das Eis und sieht der kühne Wanderer nichts als die unermeßliche Eis- und Schneefläche, das kalte, blaue Himmelsgewölbe und die kalte, weiße Sonne, die scheint, als wären ihre Strahlen nur gemalt — und sonst ist weit und breit nichts zu erspähen. Der Forscher, der auf Schneeschuhen und mit seinem Hundeschlitten voraneilt, weiß, daß die nächste Bergspitze ein paar hundert Meter unter seinem Fuß im Eise begraben liegt."

Das ist Nordgrönland, und wie weit sich diese Wüste nach Norden erstreckt, und ob nördlich oder besser nordwestlich davon noch ein Continent unter dem Eise der hohen Breiten sich versteckt hält, ist die Frage, deren Lösung die wagemuthigen Forscher uns gerne zurückbringen möchten.

Am 5. Juli 1886 war Peary zum erstenmal mit nur einem Begleiter, dem jungen dänischen Regierungsbeamten Christian Maigaard, in das Innere Grönlands aufgebrochen. Die beiden Männer zogen selbst ihre mit Proviant beladenen Schlitten und erreichten ständig in Ostrichtung marschirend nach zwölf Tagen gegen 180 km landeinwärts eine Höhe von etwa 2500 m über dem Meeresspiegel. Ein fürchterlicher Sturm hielt sie vier Tage lang fest, worauf der Rückmarsch angetreten und in fünf Tagen die Küste wieder erreicht wurde. Es ist nicht bekannt, daß vor Peary ein anderer Forscher die Eiskappe Innergrönlands bis zu dieser Höhe erstiegen hätte. Zum erstenmal waren also jetzt die Firne des Centralplateaus erreicht und damit eine genauere Kenntniß der Uebergangszonen zwischen den ins Meer abstürzenden Gletschern und der dieselben aussendenden Eiswüste ermittelt worden.

Wo immer ein Gletscher in langer Zunge gegen die Küste herabkommt und die Felsen sich rechts und links über ihn erheben, verursacht die Bewegung des Eises im Verein mit der von den Felsen zurückgestrahlten Sommerwärme ein wahres Chaos von Mulden, Rinnen, Rissen und unergründlichen Spalten.

Wo die Neigung weniger stark ist, schmilzt die strahlende Wärme das Eis an der Bergwand ab, und gewöhnlich tost dann zwischen Fels und Gletscher ein Gebirgsbach in tiefen Abgrund dahin. Ist die Sonne nicht kräftig genug, so läßt doch die Bewegung des Gletschers häufig keinen festen Eisgürtel an den Berg anheften. Es füllen sich dann die Risse mit Schnee, auf dem man wie auf einem Trottoir zwischen Gletscher und Felswand gehen kann. Oft findet man aber auch an der Küste alle Felsen so überdeckt, daß der Gletscher seine Eismassen wie in einem mächtigen massiven Gewölbe direct ins Meer hinausschiebt.

Wo landeinwärts die Neigung des Bodens eine geringere ist, legt sich das Eis ruhig gegen die Bergwände. Doch bleibt der Schub gegen das Meer immer erkennbar an den rundlichen Höckern und Hügeln, die entsprechend dem Gewölbeschub der kolossalen Eismassen nach der Druck-, d. h. nach der Meeresseite hin am höchsten und steilsten, oft ganz senkrecht, ja überhängend abbrechen. Weiter zurück verlaufen sich diese Hügel in langgestreckte, flachgewölbte Rücken, die in eine langsam und schließlich fast unmerklich steigende Ebene übergehen. Im Winter ist das Binneneis mit seinem, trockenem Schnee tief bedeckt. Spät im Frühling und im Frühsommer wird durch die Kraft der Sonne die Oberfläche der Schneeschicht erweicht; doch gefriert sie während der kalten Nächte rasch wieder zusammen. Mit zunehmender Wärme werden die aufgethauten Wassertümpel zahlreicher; es bilden sich kleine Bächlein und laufen überall durch das aufgeweichte Eis der Oberfläche; alte Spalten erweitern sich, und neue brechen auf. Das Eis wird nach allen Seiten ausgenagt und ausgezackt, und am Ende des arctischen Sommers ist die Oberfläche ein wahres Labyrinth von Brüchen, Rissen, Spalten, Wasserrinnen, von stehen gebliebenen und überhängenden Eisrücken, welche Schuhe, Kleider und Schlitten zu zerschneiden drohen.

Auf Grund der Erfahrungen seiner ersten Reise arbeitete sich Peary drei Expeditionspläne aus.

Für eine einfache Durchquerung Grönlands schlägt er die Linie Diskobai-Kap Daw vor. Diesen Weg wollte 1888 Nansen thatsächlich, nur in umgekehrter Richtung, versuchen; er wurde aber schon vor seiner Landung an der Ostküste so weit abgetrieben, daß er viel weiter südlich Grönland durchqueren mußte.

Um ein Querprofil von Grönland zu erhalten, empfiehlt Peary die Reise von der Nursoak-Halbinsel nach dem Franz-Josephs-Fjord.

Zur Bestimmung der nördlichen Ausdehnung, sowie zur Aufnahme der noch unbekannten Küste vom Kap Bismarck im Osten bis zum Hall-Land im Nordwesten empfiehlt sich die Strecke vom Whale Sund die Nordwestküste entlang bis zum östlichen Meere, und diese Reise ist von Peary zum Theil wirklich ausgeführt worden.

Im Jahre 1891 kam Peary mit sieben Begleitern, worunter auch seine Frau sich befand, nach dem Whale Sund. Trotz eines doppelten Beinbruches, der während der Ueberwinterung langsam heilte, brach der muthige Leutnant am 30. April 1892 mit Cook, Astrup und Gibson nach Nordosten auf. Nach einem Marsche von mehr als drei Wochen kehrten Cook und Gibson zurück, und nur Peary und Astrup wanderten vorwärts. Sie überschritten das Gebiet des Humboldt-,

Digitized by Google

Petermann- und Sherard Osborn-Gletschers, deren Wasser- bezw. Eisscheiden sich stets über 2000 m hielten. In ständiger Biegung nach Nordosten ging es langsam voran. Da erblickte Peary am 26. Juni 1892 unter 82° 12′ nördl. Br. im Norden einen großen Fjord, der den Weitermarsch hemmte, und darüber hinaus hob sich gegen Norden und Nordosten ein hohes Gebirgsland aus dem Nebel empor. Mit gespannter Aufmerksamkeit arbeiteten sich nun die beiden Forscher noch gegen 45 km nach Osten hinüber, bis sie unter 81° 37′ nördl. Br. und 34° 5′ westl. L. in etwa 1200 m Höhe freien Ausblick gewannen. Der Anblick, der sich ihnen nun bot, war so großartig, daß er alle Mühe zu belohnen schien. Rechts, gegen Südosten, thürmte sich über den mächtigen Gletschern ein kühner Felsen über 1500 m auf und schob ein steiles, wildes Vorgebirge in eine weite, ihm zu Füßen liegende Bai hinaus. Vor sich sah man jenseits des trennenden Meeresarmes gegen Norden und Nordosten ein mächtiges Hochland, welches in den weiter zurückliegenden Partien frei von Eis zu sein schien. Zur Linken lief der Fjord gegen Westen, wo er bald einen mächtigen Arm gegen Norden aussandte. Zahlreiche Eisberge waren von den Gletschern abgebrochen, lagen aber noch in deren Nähe festgefroren. Darüber hinaus erschien das Eis der Meerenge eben und leicht passirbar. Soweit das Auge reichte, konnte man gegen Osten, dem arctischen Ocean zu, den weißen Eisblock schimmern sehen. Peary nannte die nach Osten sich öffnende Bai Independenz, d. h. Unabhängigkeits-Bai, den Riesengletscher zu seiner Rechten Akademiegletscher und die Berge im Norden Heilprin- und Melvilleland.

Die geographischen Resultate dieses Zuges waren sehr bedeutend.

Zunächst ist jetzt mit mehr Sicherheit als früher dargethan, daß Grönland wirklich eine riesige Insel ist. Dann erfahren wir, daß weiter nach Norden zu sich Land und zwar bis zu bedeutender Höhe erhebt. Daneben bestimmte Peary wenigstens theilweise den Verlauf der Nordküste, die Höhe und Beschaffenheit des Binneneises, fand eine Menge mächtiger Gletscher und suchte die wirklichen Landverhältnisse mit den bis jetzt oft sehr phantastisch gezeichneten Karten in Einklang zu bringen.

Um die Völkerkunde machte sich namentlich Dr. Cook verdient. Er nahm ein genaues Verzeichniß der kleinen Eskimogemeinde am Smith-Sund, die 233 Köpfe zählte, auf, stellte Alter, Namen und sonstige Eigenthümlichkeiten jeder einzelnen Persönlichkeit fest und verschaffte sich von 75 Individuen genaue Körpermaße und Photographie.

Von Bedeutung war die Expedition auch insofern, als man zum erstenmal Eskimohunde mit über das Binneneis genommen und dieselben sich gut erprobt hatten, und als zwei Männer, bepackt mit Proviant und Instrumenten, deren Brauchbarkeit erst auf der Reise sich herausstellen mußte und wofür noch keine genügende Anleitung vorlag, trotzdem eine so große Entfernung glücklich und gesund zurückgelegt haben.

Bereits im März 1894 treffen wir den unermüdlichen Peary schon wieder im hohen Norden. Damals hatte er einen der gewaltigsten Eisstürme, von denen Polarfahrer erzählen können, zu bestehen. Erst nach dreitägigem Wüthen schien

der Orkan seine volle Stärke erreicht zu haben und raste nun mit der Geschwindigkeit von 90 km in der Stunde über die Firnfelder dahin. Mehrere Hunde erfroren, und gleich darauf brach eine Art Tollwuth unter den übrigen Thieren aus, so daß man zum Schiff zurückkehren mußte und daß beinahe die ganze Reisegesellschaft mit Frau Peary und ihrem Töchterchen, das auf Grönlands Gletscher das Licht der Welt erblickt hatte, nach Amerika heimfuhr. Nur Peary selbst, Lee und Henson entschlossen sich, zu überwintern. Am 1. April 1895 brachen die drei Männer muthig nach dem Innern auf. Glücklich wurde die Unabhängigkeits-Bai erreicht, und der Forscher erfreute sich von neuem an dem Anblick des mächtigen Gebirges, das sich im Norden über die gegen das Meer vorspringenden Thürme und Klippen erhob.

Die auf den bisherigen Reisen gewonnenen Profile des Binneneises lassen wirklich einigermaßen in ihren wechselnden Höhen auf ein darunter begrabenes Centralgebirge und auf die davon auslaufenden Bergketten und dazwischenliegenden Thäler schließen. Peary meint, daß der eigentliche Gebirgszug, der Grönlands Gletscher scheidet, östlich von der Halbirungslinie des Continents sich hinzieht. Von dieser Centralerhebung gehen die Abzweigungen nach Kap York, Prudhoe-, Washington-, Hall-Land, und dazwischen liegen die ungeheuern Firnfelder, welche die Gletscher der Melville-Bai, des Inglefield-Golfes, der Kane-Bucht, der Petermann-, Sherard- und Osborn-Fjords speisen. Gegen Nordwesten senkt sich das Eis und verläuft sich gegen die Küste über flache Landrücken.

Von Interesse sind auch die Angaben Pearys über den vom Winde bewirkten Schneetransport.

Etwas Wind geht immer, und es ist überraschend, mit welcher Ständigkeit er seine Richtung beibehält. Abgesehen von atmosphärischen Störungen von größerem Umfange, denen die wüthendsten Orkane folgen, zeigt die Windrichtung auf dem „großen Eis" fast ständig nach dem nächsten offen liegenden Landstreif.

Peary behauptet, daß man sich sicher danach orientiren kann. Der Schneetransport des Windes ist nun neben dem Abschmelzen und neben der Verdunstung mit eine Hauptursache, welche eine ständige Erhöhung der binnenländischen Eiskappe verhindert. Tagelang wandert der Reisende in einer wirbelnden und pfeifenden Schneewolke, welche gewöhnlich bis zu den Knieen, oft auch bis zum Kopfe reicht. Wird der Wind stärker, so treibt er den Schnee auf 30 und mehr Meter Höhe hinauf und jagt ihn brausend vor sich her. Zur Zeit der Herbststürme sah Peary in einem Umkreise von vielleicht 40 km den Schnee dahinfluthen, so daß er an das Getöse und den Wassersturz der Niagarafälle erinnert wurde.

Zu den interessanten Resultaten der Reise von 1893—1895 gehört die Bestimmung des geheimnißvollen „eisernen Berges" an der Melville-Bai.

Als 1818 John Roß am Kap York Eskimos fand, sah er bei ihnen auch eiserne Instrumente und erfuhr, daß sie das Material am „eisernen Berge" sich holten. Eine Untersuchung des Metalles ergab einen starken Zusatz von Nickel, und schon damals schloß man auf einen oder mehrere Meteorsteine. Verschiedene Versuche, die Sache klarzustellen, blieben ohne Erfolg, bis Peary 1894 den „eisernen Berg" entdeckte. Es waren wirklich drei mächtige Meteorsteine, der

eine 1000, der andere 6000 Pfund und der dritte ungefähr 90 Tonnen schwer. Der Himmel selbst scheint sich der armen Eskimos erbarmt und ihnen auf dem kürzesten Wege diese Massen reinen, weichen Eisens gesandt zu haben, damit sie aus der Stein- in die Eisenzeit und damit zu einem wenigstens etwas höhern Culturgrad gelangen könnten. Die Eskimos malten sich die Herkunft dieses Geschenkes auf ihre Weise aus. Der 6000 Pfund-Stein war ursprünglich ein Weib, das wegen irgend eines Vergehens aus dem Lande über den Wolken kurzer Hand herabgeworfen worden sei. Neben ihr sieht man noch ihren Hund, den Tausend-Pfund-Stein, und ihr Zelt, den großen Meteoriten. In Anbetracht der Vortheile des „eisernen Berges" für die Eskimos wissen wir nicht, ob Peary gut daran gethan hat, 1895 die zwei kleinern und 1896 den großen Meteorstein nach Amerika mitzunehmen.

Nach der Rückkehr Nansens war endgiltig festgestellt, daß Franz-Josephs-Land nicht der südliche Ausläufer eines Polarcontinents, sondern eine Inselgruppe von verhältnißmäßig geringer Ausdehnung ist. Damit glaubte Peary auch die Zeit gekommen, durch eine neue Reise seinen Fahrten in Nordgrönland einen großen Abschluß zu geben. Nach seiner Ansicht ist nämlich Nordgrönland, nachdem Franz-Josephs-Land als Operationsbasis ausgeschieden ist, nicht allein der günstigste, sondern auch der einzig mögliche Stützpunkt für eine directe Expedition nach dem Nordpol.

Peary faßte also den Plan, nach dem Whale-Sund zu fahren, dort acht oder zehn jugendkräftige Eskimos mit Weib und Kind, Zelt und Kajak, Speer und Hund bis zum Sherard-Osborn-Fjord hinaufzunehmen, von dort das Schiff zurückzusenden und den Winter über langsam und bequem über das im Nordosten gesichtete Land soweit als mögtich vorzudringen. Sobald der Frühling naht, beginnt mit den beiden tüchtigsten Eskimos und dem besten Hundegespann die Eilfahrt nach dem Nordpol. Sollte der erste Vorstoß mißlingen, so ziehen sich die Reisenden zu der Eskimokolonie zurück, überwintern und versuchen das nächste Jahr ihr Glück ein zweites Mal. Peary glaubt, daß irgend einmal der Eiswall fallen oder daß er umgangen und daß dann von ihm die Fahne im höchsten Norden entrollt werden wird. Wenn eine Expedition nur für ein oder zwei Jahre sich vorbereitet und zwar ohne bestimmten Ausgangspunkt, so hängt ihr Erfolg allerdings zum größten Theil vom Glück ab. Versucht sie aber vier oder fünf Frühlinge und Sommer hindurch denselben Weg, so sind ihre Aussichten, nach irgend einer Richtung Bedeutendes zu leisten, ohne Zweifel günstiger. Dieser letztere Gedanke verschafft vielleicht dem Plane Pearys Erfolge. Am 2. Juli 1898 fuhr Leutnant Peary von New York ab, um während des Sommers 1899 den ersten Vorstoß zu wagen.

Ein gewaltiger Concurrent ist aber zugleich mit dem an eigentlichen Hilfsmitteln so armen Offizier ins Feld gezogen.

Am 24. Juni 1898 verließ nämlich Kapitän Otto Sverdrup auf der Fram, demselben Schiffe, welches die Reise durch das europäisch-asiatische Nordmeer so vorzüglich bestanden hat, Christiania, um beinahe genau denselben Plan, welchen Peary sich ausgedacht, wenn möglich selbst zu verwirklichen. Wir begreifen den

Unmuth Pearys über diesen „Uebergriff in sein Arbeitsfeld", welchen er mit dem für einen Gentleman genügenden Ausdruck unfair bezeichnet.

Sverdrup verfügt über ganz andere Mittel als sein Rivale.

In dem von Peary kurz vor seiner Abreise veröffentlichten Werke[1] „Nordwärts über das große Eis" finden wir auch Angaben, woher der Forscher seine Mittel erhalten hat. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir bemerken, daß fast alles Geld durch persönliche Anstrengung Pearys und seiner Frau, namentlich durch seine Vorträge und Bücher, aufgebracht worden ist. Einige gelehrte Gesellschaften und auch Privatpersonen steuerten ebenfalls bei. Unterstützung von seiten der Regierung in irgend einer Form wurde nicht gegeben. Jedes Jahr ward es vielmehr für den Offizier schwieriger, den nöthigen Urlaub zu erhalten, so daß die von ihm erzielten Erfolge unter Schwierigkeiten gewonnen wurden, wie sie wenigen seiner Vorgänger in der arctischen Forschung sich entgegenstellten.

Gegen die Expedition Sverdrups, welche eigentlich nur eine natürliche Fortsetzung der Reise Nansens ist, hat sich die norwegische Regierung überaus zuvorkommend erwiesen. Sie ließ die Fram auf eigene Kosten umbauen und trat sie dann leihweise an das Comité ab. Alle andern Kosten werden von Consul Axel Heiberg und von den Herren Amund und Ellef Ringnes bestritten. Die dänische Regierung ließ alle ihre Beamten in Grönland anweisen, Sverdrup und seinen Leuten in jeder Beziehung zu helfen. Mag auch diese Unterstützung der Natur der Sache nach nicht viel zu bedeuten haben, so zeigt der Befehl doch guten Willen und reges, aufmunterndes Interesse. Lebensmittel wurden für vier Jahre mitgenommen und zwar in der größten Auswahl, so daß ein häufiger Wechsel in der Kost ermöglicht wird. Während Nansen jeden Alkoholgenuß verboten hatte, nahm Sverdrup 170 Flaschen Cognac mit, um der arctischen Einförmigkeit und der daraus entstehenden gereizten und gedrückten Stimmung mit einem Glase Grog begegnen zu können.

Mehrere hundert ausgewählte Bände sorgen für geistige Unterhaltung. Nansen hatte ein ganz demokratisches Regiment einzuführen gesucht, so daß jeder seiner Begleiter bald an wissenschaftlichen Instrumenten, bald am Kochherd, allerdings nicht immer mit gleichem Geschicke, beschäftigt, deshalb aber auch jeder im gleichen Grade zur Theilnahme am gemeinsamen Leben berechtigt war. Sverdrup hält die wissenschaftlichen Theilnehmer von den Mitgliedern, denen rein mechanische Arbeiten zugetheilt sind, gesondert. So sind die einen nicht gestört und fühlen sich die andern nicht genirt. 16 ausgesuchte Männer bilden die Besatzung der Fram, welche, nebenbei bemerkt, fast alle verheiratet sind. Commandant ist

[1] Northward over the Great Ice; a narrative of life and work along the shores and upon the interior ice-cap of Northern Greenland in the years 1886 and 1891—97, with a description of the little tribe of Smith Sound Eskimos, the most northerly human beings in the world, and an account of the discovery and bringing home of the "Saviksue" or great Cap York meteorites. By *Robert E. Peary*, Civil Engineer U. S. N. In two volumes. London, Methuen & Co., 1898.

Sverdrup. Sein Stellvertreter iſt Leutnant Iſakſen, welcher die Kartographie beſorgt. Für die Zoologie iſt Bay, ein junger Däne, für die Botanik Simmons, für die Geologie Schei beſtimmt. Die meteorologiſchen Beobachtungen werden angeſtellt von dem Arzte der Expedition Svendſen.

Bereits am 4. Auguſt 1898 war die Fram in Upernivik, wo die Zahl der Hunde auf 100 gebracht wurde. Am 5. Auguſt wurde die Fahrt nach Norden fortgeſetzt, und ſeitdem haben wir keine Nachrichten mehr.

Vielleicht bringt uns der Verlauf dieſes Sommers Kunde von einer der beiden Expeditionen aus dem Norden Grönlands.

Joſeph Schwarz S. J.

Der moderne Hinduismus unter dem Einfluſſe chriſtlicher Ideen.

Es iſt eine oft aufgeſtellte Behauptung, daß die chriſtliche Religion in Indien nur geringe Fortſchritte aufzuweiſen hat und auch von der Zukunft nur wenig hoffen darf. Der indiſche Patriot wiederholt dieſen Satz mit Stolz, der Ungläubige mit Hohn, der Hiſtoriker im Tone des Vorwurfes, der eifrige Chriſt mit tiefem Bedauern und mancher Miſſionär ſelbſt im Gefühle bitterſter Enttäuſchung. Die träge Maſſe der indiſchen Völker, ſagt man, bietet dem Chriſtenthum eine unüberwindliche Schranke; ſie ſteht da wie ein mächtiges Gebirge, von dem ſich wohl einzelne Steinchen loslöſen, das aber in ſeinen Felſen unberührt bleibt.

Allein die in dieſem Satze enthaltene Auffaſſung unterſchätzt die Leiſtungen der Vergangenheit und ſieht die Zukunft durch die Brille der Schwarzſeher an. Denn ſo langſam auch das Wachsthum des Chriſtenthums und ſo gering auch die Zahl ſeiner Bekenner im Verhältniß zu Heiden und Mohammedanern erſcheinen mag, ſo hat dasſelbe ſich doch einen Einfluß erworben, der ganz außer Verhältniß ſteht zu den zwei bis drei Millionen, welche ihm angehören, und der ſich bis ins kleinſte Dorf von einem Ende Indiens zum andern fühlbar macht.

Die chriſtlichen Ideen, welche durch die Schulbücher alle Schichten des Volkes durchdringen, die vielen Inſtitute chriſtlicher Thätigkeit der verſchiedenſten Art, die wirkſam durchgeführte geſetzliche Abſchaffung der

Sati oder Verbrennung der Wittwen und anderer Ausartungen des Heidenthums, das Beiſpiel mancher ausgezeichneten Beamten und der höhere moraliſche Ton, der die ganze Verwaltung beherrſcht, die ſehr zahlreichen Publicationen chriſtlicher Principien und Lehrſätze, die vielen theils eingeführten theils angeſtrebten, auf chriſtlich-ſocialen Principien ruhenden Reformen, die ſich mehrenden Reiſen von Eingeborenen nach Europa und Amerika, die Leichtigkeit des Verkehrs und infolge davon der Austauſch der Ideen zwiſchen den entfernteſten Provinzen, endlich das Dominiren der chriſtlichen Nationen in allen Theilen der Welt, dieſes alles hat das Chriſtenthum in den Augen aller zu einer ſolchen Stellung heraufgehoben, daß auch der beſchränkteſte Hindu, der nur das geringſte Maß der Bildung genoſſen, es nicht mehr ignoriren kann.

Es iſt freilich unläugbar, daß die Verſchiedenheit der chriſtlichen Bekenntniſſe die Köpfe verwirrt, und daß Indien zugleich den Todfeinden des Chriſtenthums, dem Rationalismus und Unglauben, ſeine Thore weit geöffnet hat. Aber die chriſtlichen Ideen ſind da, und ſie haben eine gewaltige Gärung hervorgerufen. Das Heidenthum ſieht ſich in ſeinem innerſten Weſen bedroht, und der wilde Eifer, mit dem es ſich ſeit einem Jahrzehnt zur verzweifelten Gegenwehr aufgerafft hat, iſt eine unfreiwillige Anerkennung, daß das verhaßte Chriſtenthum in ſiegreichem Vordringen begriffen iſt.

Indem wir im folgenden nur eine der Bewegungen des modernen Indiens zu beſchreiben verſuchen, hoffen wir gleichwohl, den Leſern ein wenn auch noch ſo dürftiges Bild zu geben von dem Ringen nach Beſſerem, dem Kampf der Ideen und dem Einwirken der chriſtlichen Anſchauungen auf den ſtarren Conſervativismus des Volkes, welche die hervorſtechendſten Züge in der gegenwärtigen Situation ſind.

Unter den Männern Indiens, die ſich im 19. Jahrhundert einen Namen erworben, behauptet Rammohun Roy unſtreitig einen der erſten Plätze. Denn geboren in einer Provinz, die vom wahren Chriſtenthum faſt nichts gehört und in dem engliſchen Calcutta nur ein Abbild Sodomas vor ſich ſah; zu einer Zeit, in der ſich die Directoren der Oſtindiſchen Geſellſchaft um Religion nicht nur nicht kümmerten, ſondern ſelbſt Miſſionären ihres eigenen Bekenntniſſes den Zutritt nur ungern geſtatteten; in einer Zeit, in der das alte Heidenthum in allen ſeinen Auswüchſen noch in voller Kraft beſtand und auch nicht ein Gedanke von religiöſer und ſocialer Reform ſich regte: arbeitete ſich Rammohun in eigener, ſelb-

ständiger Forschung zu bessern Anschauungen durch, vertheidigte sie muthig vor seinen erstaunten und erbitterten Landsleuten und gab den Anstoß zu einer Bewegung, in welcher viele nicht ohne Grund eine providentielle Annäherung an das Christenthum erblickten und manche noch erblicken.

Dieser merkwürdige Mann wurde in einem nicht genannten Orte Bengalens — nicht weit von Calcutta — nach der wahrscheinlichern Angabe im Jahre 1774 geboren. Sein Vater gehörte zur Kaste der Brahminen und war Zemindar oder Steuerpächter im Dienste des Nabobs von Murschidabad, eines Mohammedaners. Obwohl Brahmine, steckte er seinem Sohne kein höheres Ziel als das einer Beamtenstelle, und da das Persische die Regierungssprache Bengalens war, sandte er ihn im Alter von neun Jahren zur Erlernung dieser Sprache nach Patna, dem damaligen Hauptsitze mohammedanischer Gelehrsamkeit in jenen Gegenden. Drei Jahre saß der Knabe dort hinter persischen und arabischen Büchern.

Aber als Sohn eines Brahminen durfte Rammohun nicht der Kenntniß des Sanskrits entbehren: von Patna wurde er nach Benares beordert, welches nach Hindubegriffen die heiligste Stätte auf Erden ist, um dort auf vier Jahre von dem Springquell der altindischen Göttersprache zu trinken. Allein das fromme Benares machte wenig Eindruck auf den intelligenten Knaben; die Götzen- und Götterwirtschaft war ihm zu bunt. Und als er, nunmehr ein frischer Jüngling von sechzehn Jahren, in die Heimat zurückkehrte, mußte der Vater es zu seinem größten Schmerze erleben, daß sein Sohn alle Theilnahme an den herkömmlichen heidnischen Gebräuchen unerbittlich abschlug. Es kam zum offenen Bruch. Rammohun verließ das väterliche Haus und führte ein vierjähriges Wanderleben, während dessen er selbst das unwirtliche Tibet besucht haben soll.

Dem Vater wurde die Trennung auf die Dauer unerträglich; er reichte die Hand zur Versöhnung, und der Sohn kehrte unter das Dach seiner Ahnen zurück. Er verwendete seine Zeit auf das Englische, machte weitere Studien im Sanskrit, trat dann in den Regierungsdienst, stieg von Posten zu Posten und wurde Dewan oder erster Schreiber englischer Collectoren und Richter, ein Amt, das ihm zu einem ansehnlichen Vermögen verhalf.

Auf den vielen Reisen, die seine Beschäftigung mit sich brachte, lernte er den traurigen Zustand seines Vaterlandes immer besser kennen, und er fühlte sich stets mehr gedrängt, gegen den alten Aberglauben, die Corruption und das Laster in die Schranken zu treten. Nach langem innern

Ringen gab er im Jahre 1814 hochherzig den einträglichen Staatsdienst auf und siedelte nach Calcutta über, fest entschlossen zum Kampfe gegen Wittwenverbrennung, religiösen Kindermord, Laster und Götzendienst. Sein erstes Werk, in persischer Sprache verfaßt, war gegen den Götzendienst gerichtet. Diesem ließ er ein englisches Werk folgen über den Vedanta, jenes System der Philosophie, welches nach indischer Auffassung das Ziel und Ende der Veden am getreuesten wiedergibt, in Wirklichkeit aber die Veden nicht besser reflectirt, als etwa die Philosophie Spinozas die altnordischen Helden- und Götterſagen.

Rammohun hatte die Veden selbst nicht gelesen und legte die Upanischaden und das darauf begründete System des Vedanta nach eigenem Gutdünken aus; denn während die Upanischaden eine durch und durch pantheistische Färbung tragen und der Vedanta den krassesten Pantheismus systematisch lehrt, leitete er aus ihnen die Existenz eines persönlichen, von der Welt verschiedenen Gottes her. Diese Bücher riefen lebhaften Widerspruch hervor, und Rammohun sah sich genöthigt, die Vertheidiger des Götzendienstes in zwei fernern Schriften anzugreifen. Er kam dabei auch auf die Ansicht jener Europäer zu sprechen, die den Götzendienst der Inder als eine Art von Symbolik zu entschuldigen suchten, und erklärte, daß seine Landsleute in Wahrheit an unzählige Götter und Göttinnen glaubten.

Nach dreijähriger Fehde mit dem Götzendienst wandte sich Rammohun dem Studium der christlichen Religion zu. Daß ein solches ohne das Lesen der Bibel nicht möglich sei, stand ihm von vornherein fest. Aber welche Gewähr hatte er, daß die englische Uebersetzung die Bibel getreu wiedergebe? Durfte er das auf guten Glauben hin annehmen? Wo blieb dann die Selbständigkeit des Urtheils? Rammohun wollte auf eigenen Füßen stehen, und so warf er sich, durch keine Schwierigkeit beirrt, in seinem 43. Lebensjahre auf das Erlernen der griechischen und der hebräischen Sprache. Als Frucht seiner biblischen Studien erschien im Jahre 1820 ein Buch auf Englisch und Bengalisch mit dem Titel: „Jesu Lehre, die Führerin zu Frieden und Wohlfahrt." In der Vorrede bemerkt er: „Dieses einfache Gesetzbuch der Religion und Sitte ist in so bewunderungswürdiger Weise darauf angelegt, die Gedanken des Menschen zu hohen und edeln Begriffen des einen Gottes zu erheben und sein Betragen in der Erfüllung seiner Pflichten gegen Gott, sich selbst und die Gesellschaft zu regeln, daß ich nicht umhin kann, von seiner Veröffentlichung den besten Erfolg zu hoffen." In einem spätern Werke machte er das Geständniß:

„Das Resultat meiner langen und ununterbrochenen Nachforschungen auf religiösem Gebiete ist die Ueberzeugung, daß die Lehren Christi zu moralischen Vorschriften geeigneter und für den Gebrauch vernunftbegabter Wesen angemessener sind als die jeder andern mir bekannten Religion."

Es ist begreiflich, daß Rammohun als Autodidakt die Heilige Schrift oft willkürlich und nicht selten falsch auslegte. Die protestantischen Missionäre von Serampor sahen sich daher veranlaßt, seine irrigen Ansichten zu widerlegen; so entstand eine öffentliche Controverse, in deren Verlauf Rammohun zur Selbstvertheidigung einen 430 Seiten langen Appell an das christliche Publikum richtete. Es macht seinem Charakter Ehre, daß die Controverse kein Gefühl der Bitterkeit in ihm zurückließ; er half den Missionären in der Uebersetzung der Bibel, nahm gelegentlich theil an ihrem Gottesdienst und verschaffte ihrer Schule in Calcutta Schüler. Dabei empfahl er ihnen den Gebrauch des Vaterunsers für den Beginn der täglichen Schule; denn er habe die Veden der Brahminen, den Koran der Araber und die Trigitaka der Buddhisten studirt und nirgendwo ein Gebet gefunden so kurz, so bündig und den Bedürfnissen des Menschen so angepaßt wie das Vaterunser.

Ein Mann ist kein Mann. Trotz seines Eifers brachte Rammohun nur wenig zu stande; er erkannte, er bedürfe eines Bundes von gleich gesinnten Männern. So gründete er einen Verein zur Erörterung religiöser Fragen, hoffend, daß derselbe allmählich zu einer mächtigen Organisation der Reform sich auswachsen werde. Aber die Mitglieder hatten nicht das erforderliche Maß von Willensstärke, um den Anfeindungen der Brahminen gegenüber standzuhalten; einer nach dem andern blieben sie still von den Versammlungen weg, bis zuletzt Rammohun sich wieder allein sah.

Im Jahre 1828 schloß sich sein Freund, der protestantische Missionär Adam, den Unitariern an; dadurch kam Rammohun unter den üblen Einfluß einer Secte, die als der moderne Ausläufer des Arianismus die Gottheit Christi und consequent sein Erlösungswerk läugnet. Von ihr hat Rammohun seine ablehnende Haltung gegen die Fundamentallehre des Christenthums gelernt; diese Ablehnung vererbte sich auf seine Schüler und ist der Familienzug seiner Gemeinde geworden. Der Unitarianismus hat das Werk Rammohuns in der Wurzel vergiftet.

Rammohun besuchte für einige Zeit den Gottesdienst der Unitarier, verschaffte sich dann mit Hilfe Tagors, eines liberalisirenden Bengali, ein eigenes Local und hielt jeden Samstag Abend eine Andacht, bestehend im

Recitiren vediſcher Texte, in Leſungen aus den Upaniſchaden, in Predigt und dem Singen von Hymnen.

Dies war der Beginn der erſten theiſtiſchen Religionsgemeinſchaft in Indien. Profeſſor Monier Williams bezeichnet die Abendandacht als die erſte Einführung eines öffentlichen, gemeinſamen Gottesdienſtes, als eine neue Phaſe, in welche das heidniſche Indien getreten, und er erblickt hier das directe Ergebniß des Einwirkens europäiſcher Erziehung und chriſtlicher Ideen. So auffallend dieſe Aeußerung erſcheinen mag, iſt ſie doch wahr; denn das einheimiſche Religionsweſen — wir ſehen natürlich von chriſtlichen Gemeinden ab — hat nichts, was unſern kirchlichen Functionen entſpricht. Der Inder hat kein Opfer, kein Gebet, die man als Bethätigung der Communität auffaſſen könnte; er kennt keinen Pfarr- oder Gemeindegottesdienſt. Auch an den höchſten Feſttagen, an denen die Tempel von morgens früh bis abends ſpät beſucht werden und die lärmende Muſik kein Ende nimmt, ſind alle Acte privat und individuell; die Communität als ſolche betet und opfert nicht.

Die neue Religionsgenoſſenſchaft gab ſich den Namen „Brahmo Samaj" oder „Kirche der an Brahma Glaubenden". Ein Tempel wurde raſch gebaut und im Jahre 1830 eröffnet. In der Bau-Urkunde wurde bezeugt, daß die neue „Kirche" dienen ſollte zur Verehrung des ewigen, unveränderlichen, unerforſchlichen Weſens, welches der Urheber und Erhalter des Weltalls ſei; daß darin keine Statue, kein Bild zugelaſſen, kein Opfer dargebracht, keine Religion verächtlich beſprochen werden dürfte.

Um dieſe Zeit ſchickte der nominelle Kaiſer von Delhi Rammohun, der ſich längſt geſehnt hatte, Europa aus eigener Anſchauung kennen zu lernen, als Geſandten nach England und verlieh ihm den Titel Raja, König. Rammohun beabſichtigte zugleich, bei den wichtigen Verhandlungen über die Erneuerung der Privilegien der Oſtindiſchen Geſellſchaft im Parlamente zugegen zu ſein; auch wollte er der Beſchwerdeſchrift entgegenarbeiten, welche die Brahminen gegen das 1829 erlaſſene Verbot der Wittwenverbrennung an die engliſche Regierung geſandt hatten.

Er langte im April 1831 in England an, der erſte Inder von Rang und Namen, der es gewagt hatte, über das „ſchwarze Waſſer" zu ſetzen. Seine edle Haltung, ſeine orientaliſche Höflichkeit und ſeine aufgeklärten Anſchauungen machten den beſten Eindruck. Er erreichte den dreifachen Zweck ſeiner Reiſe, erhielt eine Audienz beim Könige und wurde zur Krönungsfeierlichkeit zugelaſſen. Aber er war dem europäiſchen Klima

nicht gewachsen; krank kehrte er von einer Reise in Frankreich nach England zurück, und er starb den 27. September 1833 zu Bristol. Sein Sohn Ram Roy und zwei indische Diener standen ihm in der Todesstunde bei; einer der letztern wisperte ihm ein Gebet ins Ohr, in welchem das dem Inder heiligste Wort „Om" oft wiederkehrte; auch legte er ihm Eisen unter das Kopfkissen. Nach seinem Tode fand man auf seinem Leibe die Brahminenschnur. Seine sterblichen Ueberreste wurden anfangs in einem Garten zur Erde bestattet; zehn Jahre später wurden sie in den Kirchhof von Bristol übertragen, und sein Freund Dwarkanath Tagor ließ ein Monument auf seinem Grabe errichten.

Rammohun war ein Eklektiker eigener Art, so daß die Hindu ihn für einen Vedantisten, die Unitarier für einen Theisten, aber noch Christen, und die Mohammedaner ihn für einen der Ihrigen hielten. Er hatte gegen das Kastenwesen geschrieben, beobachtete jedoch die Gebräuche seiner Kaste selbst noch in England, indem er sich das Essen nur von seinen indischen Dienern bereiten ließ. Er glaubte an einen persönlichen Gott, an den Fortbestand der Seele als individuelles Wesen, an das kommende Weltgericht durch Christus, an die Wunder Jesu und gab Christus den Titel Erlöser; gleichwohl läugnete er das Genugthuungswerk Christi. Vor seiner Abreise nach Europa erklärte er, er gehöre keiner bestimmten Religion an; aber in England sprach er in einer Weise, daß man ihn für einen Theisten der unitarischen Schule hielt.

Ohne gründliche philosophische Bildung, hatte er viel gelesen und sprach viele schöne Dinge, ohne deren Tragweite zu ermessen und sich für gebunden zu erachten. Vorgefaßte Meinungen leiteten ihn mehr als die Principien der Vernunft. Er hielt große Stücke auf sein eigenes Urtheil und besaß nicht jenes Maß der Bescheidenheit, der Demuth und der Beharrlichkeit, welches der Forscher zum Streben nach der Wahrheit mitbringen muß.

Und wie es ihm an Folgerichtigkeit im Denken gebrach, so auch an Consequenz im Handeln. Er begann seine Laufbahn mit hohen Idealen und tapferem Sinne; aber sein Muth nahm ab, seine Thatkraft erlahmte, und das Ende erfüllte die Hoffnungen des Beginnes nicht. Bose, ein namhafter Bengali-Theist und Schriftsteller, spricht die Vermuthung aus, das reiche Lob, welches ihm von den hervorragendsten Männern gezollt wurde, habe demoralisirend auf ihn eingewirkt, weltliche Rücksichten hätten das Uebergewicht gewonnen, und er habe dann angefangen, den Mantel nach dem Winde zu hängen.

Erwägt man aber die Umstände, unter denen er lebte, bedenkt man, daß ihm unter seinen Landsleuten kein Vorbild vorleuchtete, daß er Insulte, selbst von seinen Freunden, Anfeindung von seinen Verwandten, welche ihn als einen Kastenlosen gerichtlich zu enterben suchten, ja sogar Verbannung aus dem väterlichen Hause erduldete, daß er in hervorragender Weise mitwirkte für die Abschaffung der Wittwenverbrennung und zeitlebens mit Hintansetzung pecuniärer Vortheile für die sociale und religiöse Hebung des Volkes arbeitete, daß seine englischen Werke allein zwei stattliche Octavbände füllen: so darf man wohl dem Urtheile Max Müllers beistimmen, der, anspielend auf seinen Titel Raja, ihn einen Fürsten nannte. Rammohun Roy ist groß für Indien und ragt unter seinem Volke hervor als ein Mann, der mehr edles Streben, mehr Charakterstärke und Muth zeigte als irgend ein anderer unter seinen indischen Zeitgenossen.

Aber Rammohun hat die Höhe der Ueberzeugungstreue, der mannesfesten Beharrlichkeit, des Opfermuthes bis in den Tod, auf welche der katholische Glaube den sonst so willensschwachen Inder von Madura, von der Malabarküste und von Ceylon führte, nicht erreicht. Der kalte Rationalismus hielt ihn von der vollen Hingabe an die Wahrheit zurück; seine Fittiche waren nicht stark genug zum Fluge in die höhern Regionen. Seine Laufbahn blieb unvollendet.

Mit der Reise Rammohuns nach England und seinem Tode war die Seele von der jungen „Brahmo-Kirche" entflohen. Sie fristete ein kümmerliches Dasein und dankte ihr Fortbestehen nur den Geldbeiträgen Dwarkanath Tagors, des auf hohem Fuße lebenden und freigebig gesinnten Freundes Rammohuns.

Die Tagorfamilie war der Abstammung nach brahminisch, hatte aber die Kaste eingebüßt, angeblich weil einige Vorfahren durch Versehen den Geruch von mohammedanischen Fleischgerichten eingeathmet hatten. Aber sie war reich, und wer Geld hat, kann auch ohne Kaste das Leben genießen.

Debendranath Tagor, der Sohn Dwarkanaths, erzogen in einem vom Skepticismus angesteckten Hinducolleg, lebte im Taumel der Vergnügen, „todt für Gewissen und für Gott", wie er selbst schreibt, bis ein Todesfall in der Familie ihn sein einziges Genügen in Gott suchen ließ. Er wollte nunmehr allein für die andere Welt leben. Um aber auch andere zum nämlichen Streben zu bewegen, gründete er die Tatwabodhinisabha, d. i. die Gesellschaft zur Kenntniß der Wahrheit. Ein großartiges Programm von zu veröffentlichenden frommen Büchern wurde aufgesetzt;

Männer von Einfluß erklärten ihren Anſchluß, und wöchentliche Verſammlungen zu Gebet und Meinungaustauſch fanden regelmäßig ſtatt.

Nachdem die alte „Brahmo-Kirche“ und der neue Wahrheitsverein eine Weile friedlich nebeneinander vegetirt hatten, fanden ſie, daß Einigung ſie ſtärker machen würde, und der neue Verein wurde mit der „Brahmo-Kirche“ verſchmolzen. Um der Verſchwommenheit der Ideen einigermaßen zu ſteuern, mußten alle die folgende Aufnahmeformel unterzeichnen:

Om.

Dieſen Tag den ſovielten des Monats N. im Jahre der Saka-Aera N., bekenne ich hiermit den Brahmoglauben.

Erſtens. Ich will verehren Gott den Schöpfer, den Erhalter und den Zerſtörer, den Geber des Heiles, den Allwiſſenden, Allgegenwärtigen, den Seligen, Guten, Formloſen, den Einen nur ohne einen Zweiten, durch Liebe gegen Ihn und durch Erfüllung der Werke, die Er liebt.

Zweitens. Ich will kein geſchaffenes Ding als Schöpfer anbeten.

Drittens. Tage der Krankheit oder Heimſuchung ausgenommen, will ich jeden Tag, wenn mein Gemüth ungeſtört iſt, in der Liebe und Verehrung Gottes zubringen.

Viertens. Ich will mich bemühen, gute Werke zu üben.

Fünftens. Ich will mit Achtſamkeit mich ſchlechter Werke enthalten.

Sechstens. Wenn ich unter dem Einfluſſe der Leidenſchaft irgend eine Sünde begehe, dann will ich, im Verlangen nach Erlöſung von ihr, den Vorſatz faſſen, ſie nicht mehr zu begehen.

Siebtens. Jedes Jahr, und bei Gelegenheit jedes glücklichen häuslichen Ereigniſſes, will ich Vergabungen an die Brahmo-Kirche machen.

Verleihe mir, o Gott, Stärke, die Pflichten dieſes großen Glaubens zu erfüllen.

Om.

Einer nur ohne einen Zweiten.

Debendranath war der erſte, der ſeinen Namen unter dieſes Document ſetzte, und zwanzig ſeiner Freunde zeichneten nach ihm. Er meinte es ernſt; wenn ſeine Eltern und Verwandten die Göttin Durga verehrten, pflegte er das Haus zu verlaſſen, um jede Theilnahme an der abgöttiſchen Ceremonie zu vermeiden. Man gründete nun die Monatsſchrift „Tatwabodhini Patrika“ oder den Wahrheitsfreund und errichtete Zweiggeſellſchaften. In vier Jahren ſtieg die Mitgliederzahl auf 573.

Mit der wachſenden Zahl wuchs auch die Meinungsverſchiedenheit. Um dieſem Uebel einigermaßen zu wehren, wurde der intereſſante Entſchluß gefaßt, vier junge Brahminen nach Benares zu ſchicken, von denen jeder einen der vier Veden copiren und ſtudiren ſollte. Die Abgeſandten kehrten nach zwei Jahren mit ihren Copien zurück, und nach langwierigen Debatten

entſchied die Mehrheit, daß weder die Veden noch die Upaniſchaden als unfehlbare Führer gelten könnten.

Nicht lange nachher veröffentlichte Debendranath ein Buch in Sanskrit und Bengali mit dem Titel „Brahma-Dharma“ — die Brahmareligion. In 32 Kapitel getheilt, war es in der Hauptſache eine unklare, verwäſſerte Darſtellung der Lehren der Upaniſchaden mit einer Zuthat von modernen Ideen, jetzt pantheiſtiſch, dann theiſtiſch und gelegentlich polytheiſtiſch. Wir heben aus dem 10. Kapitel die folgenden Sätze aus:

„Om iſt Gott; alle Götter bringen ihm Gaben dar. Ihn, den Anbetungswürdigen, ſitzend in der Mitte, umſtehen und beten alle Götter an. Betrachte Gott durch das Om und laß dir Heil widerfahren, während du die Finſterniß der Unwiſſenheit durchſchreiteſt. Vermittelſt des Om gewinnt der Kenner Gottes Ihn, den Allruhenden, den Allerhabenen, der ohne Tod und ohne Furcht iſt. Wiederholt ſei Verehrung gezollt Ihm, dem göttlichen Weſen, das im Feuer, das im Waſſer, das in den Pflanzen und Bäumen iſt, das die ganze Welt durchdringt.“

In ſeinen moraliſchen Vorſchriften übertrifft das Buch die Sittenlehre des volksthümlichen Hinduismus, entbehrt aber des richtigen Begriffes der Sünde und ſchließt die Seelenwanderung nicht aus.

Debendranath, das Leben und die Seele der „Brahmo-Kirche“, war nach der Beſchreibung Mozumdars ein hochgewachſener Mann von wahrhaft königlichem Ausſehen, ſtrahlend von Geſundheit und Männlichkeit; er war umſtanden von Bedienten in Livrée und umgeben von kräftig gebauten Brahmos, die Goldketten trugen und unergründliche Geſichter hatten. Sein Haus war das Stelldichein für alle Brahmos der Hauptſtadt, und ſeine edle Gaſtfreundſchaft war in jedermanns Munde. Beredſamkeit, warmes Gemüth, poetiſche Auffaſſungsgabe und Pietät gaben ihm einen ſo bezaubernden Einfluß auf ſeine Umgebung, daß man ihn mit den fabelhaften Riſchis der Vorzeit verglich.

Unterdeſſen erſchien ein Mann auf der Bühne, der beſtimmt war, für die Weiterbildung der theiſtiſchen Gemeinde — zuerſt im Bunde, dann in Fehde mit Debendranath — eine Thätigkeit von der größten Tragweite zu entwickeln. Es iſt dies Keſchub Çandar Sen, deſſen Leben, von Mozumdar ausführlich beſchrieben, das erſte Beiſpiel einer von einem Inder nach europäiſchem Geſchmacke verfaßten Biographie iſt.

Als Knabe zeigte Keſchub große Vorliebe für ſchöne Kleider, Schachteln und dergleichen Dinge; in der Schule ſtand er gewöhnlich an der Spitze; Engliſch und Mathematik waren ſeine Lieblingsfächer. In Taſchen-

spielerei besaß er eine solche Fertigkeit, daß seine Gefährten ihn einen Wundermenschen nannten. Die hergebrachten Spiele behagten ihm nicht; seine Spiele mußten neu und selbsterfunden sein. Für religiös-theatralische Darstellungen hatte er eine wahre Leidenschaft und wollte dabei die Hauptrolle selbst übernehmen. Im Umgange war er zurückhaltend, argwöhnisch, mit niemand vertraut. Gegen die Sittlichkeit ließ er sich nichts zu schulden kommen. In den höhern Studien glänzte er nicht, und als er während eines Examens beim Abschreiben ertappt wurde, gab er Mathematik ganz auf und erschien bei keinem Examen mehr.

Achtzehn Jahre alt, heiratete er, von seinen Eltern genöthigt — gegen seinen Willen —, ein Mädchen von neun oder zehn Jahren und verbrachte eine lange Zeit in Griesgram. Man sah ihn selten lachen. Er verfaßte Gebete, die er auf der Hausterrasse laut hersagte, und schrieb kurze Ermahnungen, die er an den Mauern der Nachbarschaft anheftete. „Bete, bete; es gibt keinen andern Weg als Gebet", schien eine Stimme ihm zu sagen.

Nachdem der Griesgram sich verzogen, beschäftigte er sich viel mit Shakespeare und Theaterspielen und gründete eine „Bruderschaft des guten Willens", in deren Versammlungen er von einem hohen, kanzelähnlichen Pulte vorzulesen oder vorzupredigen pflegte. Im Jahre 1857 wurde er Mitglied der „Brahmo-Kirche" und schloß sich in engster Freundschaft an Debendranath zu gemeinsamem Wirken an. Es kam nun eine kurze Periode fleißigen Lesens; er studirte Philosophie, Geschichte und Theologie. Der Eklektiker Victor Cousin, der von den Unitariern excommunicirte Theodor Parster, Stifter einer Gesellschaft von Freidenkern, der amerikanische Unitarier Emerson und der Agnostiker Francis William Newman, der Bruder des berühmten Cardinals, und andere Rationalisten waren die Autoren, mit denen er sich hauptsächlich beschäftigte. Ob ihn dabei die eigene Vorliebe leitete oder ob die öffentliche Bibliothek ihm keine bessern Bücher bot, wissen wir nicht; für die gesunde Entwicklung seines lebhaften und vielversprechenden Geistes — er stand damals im 20. Lebensjahre — war diese Lectüre ebenso verderblich wie ein Mehlthau für die Blüthen treibende Saat.

Um diese Zeit bestand Keschub seine Feuerprobe im Dienste des Theismus, indem er Familie und Verwandtschaft gegenüber sich rundweg weigerte, an götzendienerischen Gebräuchen Antheil zu nehmen.

Eine fröhliche Seereise nach Ceylon brachte eine angenehme Unterbrechung in seine Studien. Dann kam eine Passion für die Veröffentlichung von Tractätchen; nicht weniger als zwölf erschienen in kürzester

Frist. Das erste führte die stolze Ueberschrift: „Junges Bengalen, dies ist für dich." Er klagt darin die jungen Patrioten an, daß sie nicht handelten, sondern nur schwätzten; sie seien Pseudopatrioten, weil sie kein actives religiöses Princip hätten; sie sollten aufblicken zu Gott, der ihr Licht, ihre Stärke, ihr Vater und Freund sei. Ein anderes trug den langen Titel: „Die Basis des Brahmoismus. Der Brahmoismus steht auf dem Felsen der Intuition und ist erhaben über den Wellenschlag sectirerischer Meinungen." Wieder andere läugneten das Dasein inspirirter Bücher, oder vertheidigten die Intuition als die einzige Quelle von Dogmen, oder griffen die Genugthuungslehre des Christenthums an. Es ist unschwer zu erkennen, daß diese Schriften nur der Widerhall dessen waren, was er aus den Büchern der Calcuttaer Bibliothek in sich aufgenommen hatte.

Im Jahre 1860 gründete Keschub eine Gesellschaft zum Zwecke von Gebet und frommer Unterhaltung und legte sein Amt als Schreiber an der Bank von Bengalen nieder, um hinfort, dem Beispiele Rammohuns folgend, seine ganze Kraft der religiösen Sache zu weihen. Die so erhaltene Muße benutzte er zunächst, um The Indian Mirror herauszugeben, ein Blatt, das zuerst halbmonatlich, dann wöchentlich und schließlich täglich erschien, und das auch jetzt noch als ein Hauptorgan der Theisten figurirt. Auch im Schulwesen sein Glück versuchend, gründete er das Calcutta-Colleg, das jedoch nach einigen Jahren wieder einging.

Debendranath war über den Eifer Keschubs entzückt; er installirte ihn deshalb mit großer Feierlichkeit als Açarya oder Minister der „Brahmo-Kirche" mit dem neuen Namen „Brahmananda" oder „Erfreuer in Gott" und überreichte ihm ein in Gold gefaßtes Diplom, ein elfenbeinernes Siegel und eine Abschrift der Brahma-Religion.

Kurz nachher beredete Keschub seine junge Frau, an einem Essen im Hause Debendranaths theilzunehmen, sich wohl bewußt, daß dies eine schwere Verletzung der Kaste war, und ertrug es leichten Herzens, daß er dafür zeitweilig von Haus und Familie ausgewiesen wurde.

Welche Ansicht Keschub von dem Götzendienste hatte, mag man aus folgender Stelle seines „Appell an Jung-Indien" entnehmen:

„Es kann kein Zweifel bestehen, daß die Wurzel aller Uebel der indischen Gesellschaft und die Hauptursache ihrer Erniedrigung im Götzendienst zu suchen ist. Götzendienerei ist der Fluch Indiens, der todbringende Krebs, der sich in die Eingeweide unseres Volkes eingefressen hat. Es würde eine Beschimpfung eurer höhern Erziehung sein, zu behaupten, daß ihr auf den Götzendienst Vertrauen setzet oder Verehrung heget gegen die Götter und Göttinnen des indischen

Pantheon oder daß ihr an die tauſend und eine Abgeſchmacktheiten eures väterlichen Glaubens glaubt. Aber ſo ſehr auch die Abgötterei eurer Vorfahren euern Verſtand und guten Sinn anwidert, es fehlt euch an einer gründlichen Würdigung ihres todbringenden Charakters aus moraliſchen Gründen. Es genügt nicht, in paſſiver ſpeculativer Weiſe ihre Dogmen zu läugnen; ihr müßt in der Praxis mit ihr brechen als einer gefahrvollen und verabſcheuungswürdigen Sünde, ſie ganz und gar aufgeben als unrein; ihr müßt den Götzendienſt abrathen, entkräften, angreifen, aus dem Lande verjagen. Um eurer Seelen, um der Seelen von Millionen eurer Landsleute willen — wendet euch weg vom häßlichen Götzendienſt und bekennet den einen höchſten und wahren Gott, unſern Urheber, Erhalter und Herrn, nicht allein im Glauben, ſondern auch in den täglichen Angelegenheiten und Berufsarbeiten."

In einer Rede, die Keſchub in Bombay hielt, ſagte er:

„Welches iſt das Programm der Reform, das ich dieſen Abend euch vorzulegen wünſche? Keine halben Maßregeln, wie z. B. die Erziehung dieſer Section der Communität oder die Abſchaffung jenes beſondern ſocialen Uebels. Dieſe können — es iſt meine feſte Ueberzeugung — Indien als Nation nicht aus dem Moraſte der Götzendienerei, der moraliſchen und ſocialen Verderbniß erheben. Wenn ihr dieſes Land regeneriren wollt, dann machet die Religion zum Fundamente all eurer Reformthätigkeit. Wäre es meine Arbeit, dieſes Land zu reformiren, würde ich mich nicht bemühen, Aeſte abzuhauen, ich würde die Axt an die tödtliche Wurzel des Baumes der Verderbniß, nämlich an die Götzendienerei, legen. Neunundneunzig Uebel von jedem Hundert in der indiſchen Geſellſchaft müſſen meiner Meinung nach dem Götzendienſt und dem Aberglauben zugeſchrieben werden."

Es gibt gebildete Inder genug und ſonderbarerweiſe auch Europäer, welche die Urſache der Verdummung und der Verderbniß des indiſchen Volksgeiſtes nicht im Götzendienſte ſuchen. Aber Keſchub hat mit dieſen kühnen Worten das Grundübel, an dem Indien krankt, unbeſtreitbar richtig gezeichnet. Es iſt nur zu bedauern, daß er zwanzig Jahre ſpäter den Götzendienſt, den er hier ſo entſchieden verurtheilte, doch wieder einigermaßen zu entſchuldigen und philoſophiſch zu erklären ſuchte.

Unterdeſſen hielt der proteſtantiſche Convertit und Reverend Lal Behari Day einen Vortrag über das Wachsthum der „Brahmo-Kirche", in welchem er die ſchwachen Seiten ihrer Lehre in offener, aber wohlwollender Sprache bloßlegte. Dies war jedoch mehr, als der heißblütige Keſchub ertragen konnte. Er antwortete mit einer Rede, die nach dem Berichte mit donnerndem Beifall aufgenommen wurde, und klagte Day an, daß er das Credo der „Brahmo-Kirche" in gemeiner Weiſe verdreht und carikirt habe. Day blieb die Antwort nicht ſchuldig; aber da die Controverſe nicht von Belang iſt, gehen wir des weitern nicht auf ſie ein.

Viel folgenſchwerer war der Riß, der ſich langſam im Buſen der „Brahmo-Kirche“ ſelbſt vollzog. Debendranath ſchwärmte für das alte Indien und wollte den Zuſtand, wie er ſeiner Vorſtellung nach zur Zeit der Upaniſchaden beſtanden, wieder zurückführen. Er war ein Bewunderer des Kaſtenweſens, haßte die Wittwenheirat und verabſcheute Mißheiraten zwiſchen Kaſte und Kaſte; die einzige Reform, die er anſtrebte, war Abſchaffung des Götzendienſtes.

Nicht ſo Keſchub und die jüngern Mitglieder. Er verdammte die Kaſte und die brahminiſche Schnur und befürwortete Miſch- und Wittwenheiraten.

Es folgte eine Zeit von Proteſten, Beſchwerden und Gegenbeſchwerden, Verhandlungen und ſeparaten Gottesdienſten. Im Auguſt 1864 feierte Keſchub den Triumph einer erſten Heirat zwiſchen Perſonen verſchiedener Kaſten. Es war ein Donnerſchlag für Debendranath, und er ſandte Keſchub einen Abſagebrief für jedes fernere Zuſammenwirken.

Als alle Ausgleichungsverſuche ſcheiterten, ſchickten Keſchub und ſeine Anhänger ein formelles Schreiben der Seceſſion und gründeten im November 1866 „die Brahmo-Kirche von Indien“. Man wählte Keſchub zum Secretär der neuen „Kirche“, da er ſich weigerte, ihr Präſident zu werden, mit dem Bemerken: „Gott allein iſt ihr Haupt.“ In aller Eile wurde aus Bruchſtücken der Bibel, des Koran, des Zendaveſta und der indiſchen Religionsbücher eine Kirchenſchrift fabricirt, und der Pandit Roy verfaßte das folgende Motto für die neue Geſellſchaft:

„Das weite Univerſum iſt der Tempel Gottes; Weisheit iſt das wahre Land der Pilgerſchaft; Wahrheit iſt die immerwährende Schrift; Glauben iſt die Wurzel jeder Religion; Liebe iſt die wahre geiſtige Cultur; Zerſtörung der Selbſtſucht iſt die wahre Asceſe: ſo erklären die Brahmos.“

Um ſich von der neuen „Brahmo-Kirche“ zu unterſcheiden, nannte Debendranath die ſeinige die „Adi Brahmo Samaj“ oder „die urſprüngliche Brahmo-Kirche“ und fuhr fort, ſie nach ſeinen Principien zu leiten, bis ihn ſein hohes Alter nöthigte, das Präſidium andern zu übergeben. Nach den neueſten Angaben hat die Adi Brahmo-Kirche nur ſechzehn Tochterkirchen; ſie hat für die Reform nichts geleiſtet und gleitet langſam in das orthodoxe Heidenthum zurück, aus dem ſie hervorgegangen.

Die neue „Brahmo-Kirche von Indien“ aber entwickelte ſofort eine große Thätigkeit.

(Fortſetzung folgt.)

Alois Hegglin S. J.

Das Trinkwaſſer und die epidemiſchen Krankheiten.

Schon im Alterthum war man ſich der Anforderungen, die man an ein gutes Trinkwaſſer zu ſtellen hatte, klar bewußt. Plinius z. B. (Nat. Hist. XXXI. 3, 21. 22) verwirft Sumpf- und träge fließendes Waſſer und iſt der Anſicht, daß Waſſer durch ſchnelles Fließen beſſer und der Geſundheit zuträglicher werde. Auch lehmiges Waſſer gefällt ihm nicht, und er verurtheilt unbedingt alles Waſſer, welches von einer ſchmutzigen Quelle herrührt, einen bittern Geſchmack hat, ſchwer im Magen liegt oder beim Genuß die Geſichtsfarbe beeinflußt. Uebelriechendes Waſſer und Waſſer, welches einen Geſchmack hat, mag derſelbe auch angenehm ſein, iſt nach ihm geſundheitsſchädlich, und Waſſer, in welchem Gemüſe nur ſchwer weich werden, welches einen Bodenſatz zeigt, wenn es aus Eis erhalten wurde, welches beim Kochen in den Gefäßen eine Kruſte erzeugt oder Metallgefäße irgendwie beeinflußt, ſieht er als verdächtig an, und er faßt ſeine Anforderungen in die wenigen Worte zuſammen, daß geſundes Trinkwaſſer ſo klar und durchſichtig ſein müſſe wie die Luft.

Im Jahre 1864 hat die Waſſerverſorgungs-Commiſſion des Gemeinderathes der Stadt Wien folgende Anforderungen an ein geſundes Waſſer geſtellt:

1. Ein in allen Beziehungen tadelloſes Waſſer muß klar, hell und geruchlos ſein.

2. Es ſoll nur wenig feſte Beſtandtheile enthalten und durchaus keine organiſchen.

3. Die alkaliſchen Erden in Summe dürfen höchſtens 18 Theilen in 100 000 Theilen Waſſer entſprechen.

4. Die einzelnen im Waſſer gelöſten Stoffe dürfen nur einen kleinen Bruchtheil der geſamten Salzmenge betragen; beſonders dürfen keine größern Mengen von Nitraten und Sulfaten vorkommen.

5. Verunreinigende Zuflüſſe jeder Art müſſen ferngehalten werden.

Es iſt merkwürdig, wie ſehr die Anforderungen der Commiſſion mit denen des Plinius übereinſtimmen, und man fragt unwillkürlich, ob denn das all der Fortſchritt unſeres viel geprieſenen 19. Jahrhunderts iſt, daß wir längſt bekannte Thatſachen in mehr gelehrte und deshalb vom gewöhnlichen Volke weniger verſtandene Worte zu kleiden verſtehen. Gewiß nicht;

die Fortſchritte beſonders der letzten Jahrzehnte ſind außerordentlich. Ob die Aerzte zur Zeit des Plinius irgend welche und beſonders epidemiſche Krankheiten auf den Gebrauch von ſchlechtem Waſſer zurückgeführt haben, wiſſen wir nicht; jedenfalls waren ſie unfähig, die Krankheitsſtoffe in demſelben zu identificiren, und ſtanden daher jeder durch das Genußwaſſer verurſachten Epidemie wie hilfloſe Kinder gegenüber. Heute wiſſen wir nicht nur, welche Stoffe das von Plinius beanſtandete Waſſer verdächtigen, und vermögen wir die Spuren ihrer Gegenwart mit Sicherheit aufzufinden, ſondern ſind wir auch auf dem Wege, die Mittel zu entdecken, welche es ermöglichen, wenn auch nicht immer dem Ausbruch einer Epidemie zuvorzukommen, ſo doch ihre Verheerungen auf ein Mindeſtmaß zu beſchränken. Zwar ſind wir noch weit von der Erreichung dieſes Zieles entfernt; dieſes hat die in den letzten Jahren hier in Bombay herrſchende Beulenpeſt mehr als zur Genüge bewieſen. Aber jedenfalls taſten wir nicht mehr in der Finſterniß herum, und die Errungenſchaften der letzten zehn oder fünfzehn Jahre berechtigen zur Hoffnung, daß das Dunkel, welches noch beſteht, ſich von Jahr zu Jahr mehr aufklären wird. Dieſes Ziel der modernen Hygiene iſt ſo groß, daß eine kurze Ueberſicht über das bisher Errungene nicht ohne Intereſſe ſein dürfte.

Soviel uns bekannt iſt, wurde der erſte Nachweis des Zuſammenhanges einer Cholera-Epidemie mit dem Gebrauche eines beſtimmten Trinkwaſſers von dem Engländer Dr. Snow erbracht. Derſelbe machte darauf aufmerkſam, daß in der Londoner Cholera-Epidemie von 1854 in einem beſonders ſtark heimgeſuchten Diſtricte der eigentliche Ausbruch der Krankheit ſich auf einen Gebietstheil concentrirte, in welchem die Leute ihr Trinkwaſſer von einer beſtimmten öffentlichen Pumpe bezogen, während in demſelben Diſtricte andere, welche dieſes Waſſer nicht benutzten, verſchont blieben. Genaue Unterſuchung ſtellte feſt, nicht nur, daß kurze Zeit vor dem Ausbruche der Epidemie in dem Diſtricte der Stuhl eines Cholerakranken in eine Grube entleert wurde, die nur drei Fuß von dem Brunnen entfernt war, ſondern auch, daß das Brunnenwaſſer thatſächlich durch den Grubeninhalt verunreinigt wurde. Auch Sir J. Simpſon lenkte die Aufmerkſamkeit auf die Thatſache, daß in derſelben Epidemie in einem Diſtricte mit 511 000 Einwohnern das Trinkwaſſer hauptſächlich von zwei Actiengeſellſchaften geliefert wurde, von denen die eine 24 854 Häuſer mit ungefähr 166 900 Bewohnern mit ſehr gutem Waſſer verſorgte, während die andere für 39 726 Häuſer und etwa 268 200 Perſonen „vielleicht

das schmutzigste Zeug lieferte, das jemals von einer civilisirten Communität getrunken wurde". Unter den erstern kamen 611 Todesfälle durch Cholera vor, also 37 auf 10 000 Personen, während die Zahl der Todesfälle unter den letztern sich auf nicht weniger als 3476 oder 130 auf 10 000 Personen belief.

In Deutschland hat sich Professor Förster während der Cholera-Epidemie in Schlesien bemüht, die Ursache aufzufinden, durch welche gewisse Orte vollständig von der Krankheit verschont blieben. Seine eingehenden Untersuchungen brachten ihn zu dem Schlusse, es könne die Immunität nur darin ihre Erklärung finden, daß diese Ortschaften Wasser gebrauchten, welches nicht nur in sich rein war, sondern auch jede Infection von außen geradezu ausschloß.

Alle weitern Beobachtungen über den Zusammenhang des Genußwassers und epidemisch auftretender Cholera aufzuzählen, wäre ermüdend. Nur die Erfahrungen während der Hamburger Epidemie von 1892 dürfen wir nicht ganz übergehen. Altona, welches mit seinen ungefähr 143 000 Einwohnern seit 1859 mit gut filtrirtem Elbewasser versorgt wurde, hatte bis zum 5. November 572, also 3,9 pro Mille Erkrankungen und 328, also 2,3 p. M. Todesfälle, während der inficirte District Hamburgs mit 579 900 Einwohnern bis zum 12. November 17 891 oder 30,8 p. M. Erkrankungen und 7582 oder 13 p. M. Todesfälle aufwies. Ganz besonders auffallend stellten sich die Verhältnisse in der Straße „Am Schulterblatt", wo die eine Häuserreihe, welche mit Altonaer Wasser versorgt wurde, von der Epidemie nicht heimgesucht wurde, während die andere Häuserreihe mit Hamburger Wasser unter derselben bedeutend zu leiden hatte. Die Herstellung einer guten Wasserversorgung für Hamburg, für welche das Geld im Jahre 1889 bewilligt worden war, befand sich im Jahre 1892 eben noch bei den Vorarbeiten. Kein Wunder daher, daß nach dieser Epidemie die Zahl der deutschen Hygieniker, die dem Gebrauchwasser nichts weiter als einen prädisponirenden Einfluß auf die Cholerainfection zuerkennen wollen, sich bedeutend vermindert hat und daß heute nur noch vereinzelt ein Zweifel an seiner direct inficirenden Einwirkung zum Ausdruck kommt.

Wie mit der Cholera, so verhält es sich auch mit dem Unterleibstyphus und der Ruhr. Die seit den siebenziger Jahren beobachteten Fälle epidemischen Auftretens dieser Krankheiten, auf welche wir hier nicht weiter eingehen können, haben einen so engen Zusammenhang mit dem Genuß-

waſſer ergeben, daß man faſt allgemein ihre Entſtehung und Ausbreitung auf dieſes zurückführt. Jedenfalls iſt es unmöglich, die Behauptung zu beanſtanden, daß dieſelben die Möglichkeit, und vielfach auch die Wahrſcheinlichkeit der Verbreitung dieſer Epidemien durch das Waſſer außer Frage ſtellen.

Eine weitere Krankheit, die mit dem Waſſer in Verbindung ſteht, iſt die Malaria. Obgleich es nämlich ſicher iſt, daß das Einathmen der Sumpfluft eine, vielleicht die hauptſächliche Urſache der Entſtehung des Marſchfiebers iſt, ſo ſcheint doch in demſelben auch das Trinkwaſſer eine bedeutende Rolle zu ſpielen. Einen Beweis für dieſe Anſicht kann man natürlich nicht aus ſolchen Fällen herleiten, wo Leute, die Sumpfwaſſer tranken und auch Sumpfluft athmeten, von Malaria befallen wurden. Aber anders verhält es ſich, wenn in einem Diſtrict, wie z. B. in Tulliwarne bei Madras (Oſtindien), welcher ſtark unter dieſem Fieber litt, dieſes ſofort aufhörte, nachdem derſelbe mit gutem Waſſer verſorgt wurde. Auch eine Thatſache, welche Dr. Blanc in Abyſſinien beobachtete, gehört hierher; er fand, daß Leute, welche ungekochtes Sumpfwaſſer tranken, von dem Fieber befallen wurden, während andere, die dasſelbe Waſſer nur für Thee oder Kaffee gebrauchten, nichts zu leiden hatten.

Von andern Krankheiten, welche auf den Gebrauch ſchlechten Waſſers zurückgeführt worden ſind, muß es genügen, Diarrhöe, Kropf und Cretinismus nur erwähnt zu haben. Das Vorkommen verſchiedener theils ſehr läſtiger theils gefährlicher Paraſiten im Menſchen, wie Distoma haematobium und hepaticum, Anchylostoma duodenale, Filaria sanguinis hominis und andere, infolge des benutzten Waſſers iſt bekannt.

Da dem Geſagten zufolge das Auftreten und die Verbreitung mehrerer, beſonders auch anſteckender Krankheiten mit dem Genußwaſſer in Verbindung ſteht, erhebt ſich zunächſt die Frage, wie weit unſer gegenwärtiges Wiſſen über die Art der ſpecifiſchen Gifte reicht, welche dieſe Krankheiten verurſachen.

Es ſcheint angezeigt, von den durch Waſſer übertragenen Krankheiten vorerſt diejenigen auszuſcheiden, deren Erreger noch unbekannt ſind; zu dieſen gehört zunächſt die Kropfkrankheit. Alles, was wir bis jetzt über ihr Auftreten wiſſen, iſt überraſchend wenig. Man begegnet derſelben in allen Längen und Breiten, immer jedoch in einem beſchränkten Gebiete. Verhältnißmäßig häufig kommt ſie in Bergthälern vor, und es ſcheint, daß eine gewiſſe Beziehung zwiſchen derſelben und der Bodenbeſchaffenheit

der betreffenden Localität besteht. Es ist kaum einem Zweifel unterworfen, daß der im Boden befindliche Erreger derselben vom Wasser aufgenommen wird. In den meisten, aber nicht in allen Fällen stammt solches Wasser aus Districten der Kalkformationen her; aber es ist bisher unmöglich gewesen, den Zusammenhang der Krankheit mit den in diesem Wasser vorkommenden Kalk- oder Magnesiasalzen festzustellen. Einige Autoritäten neigen zur Ansicht, daß endemische Kropfbildung durch eigene Mikroben veranlaßt werde, ohne jedoch deren Existenz im Wasser wirklich nachweisen zu können. Es ist daher einleuchtend, daß das einzige Mittel zur Sanitation der inficirten Districte in der Beschaffung unschädlichen Wassers besteht.

Die sogen. Bergdiarrhöe in Indien wird durch feine Glimmerschuppen verursacht, welche sich im Bergwasser vorfinden; an den Ufern großer Flüsse, wie des Ganges und des Mississippi, werden im Wasser vorkommende anorganische und organische Stoffe als Ursache der Krankheit angesehen, während dieselbe auf den im Trinkwasser gelösten Schwefelwasserstoff zurückgeführt wurde, als sie im Jahre 1861/62 unter den französischen Truppen in Mexiko ausbrach. Der Erreger der epidemisch auftretenden sogen. Kinder-Diarrhöe ist noch unbekannt. Auch die Natur des zweifellos durch Wasser übertragenen Ruhrgiftes ist noch unbestimmt, obgleich es sehr wahrscheinlich ist, daß dasselbe von Mikroben herrührt.

Anders verhält es sich mit der Ursache der drei übrigen, weitaus verheerenderen Krankheiten, der Cholera, des Unterleibstyphus und der Malaria. Der Anstoß zur erfolgreichen Auffindung derselben wurde gegeben, als im Jahre 1881 Dr. Koch und Gaffky feststellten, daß es unter den Schimmelpilzen Formen gebe, die sich ohne jedwede Anzüchtung in den Geweben warmblütiger Thiere vermehrten und dadurch Krankheitserscheinungen hervorriefen, die demnach pathogen seien, während andern Formen derselben pathogene Eigenschaften abgingen. Es war dann nur ein weiterer Schritt auf der angezeigten Bahn, wenn Koch nach seinen Cholerastudien in Aegypten im Jahre 1883 behauptete, daß die asiatische Cholera durch einen in den Darmkanal des Menschen eingeführten Spaltpilz verursacht werde, und diese Behauptung durch seine weitern Untersuchungen in Indien im Jahre 1884 bestätigt fand. Der Cholera-Spaltpilz findet sich nach demselben ausschließlich im Darme, wo er sich in ungeheurer Menge vermehrt; der Form nach ist er nicht geradlinig, sondern bildet gekrümmte, einem Komma ähnliche Stäbchen, welche in Reinculturen durch Aneinanderlagerung zweier Individuen häufig S-förmige Figuren darstellen

oder auch zierliche ſchraubenförmige Linien bilden, wenn bei fortgeſetzter Vermehrung eine größere Anzahl derſelben im Zuſammenhang bleibt. Der Bacillus bedarf, wenn auch nicht zu ſeiner Exiſtenz, ſo doch zu ſeinem Wachsthum der Luft, iſt unfähig, beim Austrocknen Dauerzuſtände zu bilden, und wurde auch in jeder Art künſtlicher Cultur der Sporenbildung unfähig befunden. Er wurde daher von ſeinem Entdecker nicht den Bacillen, ſondern den ſchraubenförmigen Bakterien zugezählt und Spirillum cholerae asiaticae genannt. Es war nicht zu erwarten, daß dieſe Anſicht ohne großen Widerſpruch aufgenommen würde, und wenn auch die Anzahl ihrer Gegner im Laufe der Jahre bedeutend abnahm, ſo iſt ſie doch auch heute noch nicht allgemein adoptirt.

Die Uebertragung des Choleragiftes geſchieht ſelten durch directe Anſteckung; gewöhnlich gelangt es durch das Waſſer (auch wohl durch Milch), welches mit Choleraentleerungen beſchmutzt wurde, in den Körper. Obgleich der Cholerabacillus dem Austrocknen nur wenig Widerſtand entgegenſetzt, ſo iſt es doch auch nicht völlig ausgeſchloſſen, daß derſelbe von Kleidern, Bettzeug u. dgl., auf welchen derartige Entleerungen eintrockneten, als Staub in die Luft kommt und ſo eingeathmet wird. Es ſind aber in der Ausdehnung ſowohl als der Begrenzung dieſer Epidemie auch Fälle beobachtet worden, welche ſich unmöglich auf dieſe Verbreitungsweiſen *allein* zurückführen laſſen. Es ſcheint daher ſicher zu ſein, daß das Choleragift, was immer es ſein mag, zwar ein nothwendiger, aber nicht der einzige Factor iſt, der in der Entſtehung und Ausbreitung der Cholera thätig iſt. Zunächſt nämlich kann nicht geläugnet werden, daß in einer Epidemie viel mehr Perſonen das Gift in ſich aufnehmen, als von der Cholera betroffen werden, daß demnach gewiſſe Körpereigenſchaften das Gift in vielen Fällen unſchädlich machen, während die Abweſenheit derſelben der Entwicklung ſeiner vollen Bösartigkeit freien Lauf läßt. Auch die Bodenbeſchaffenheit und die klimatiſchen Verhältniſſe mögen einen mehr oder minder bedeutenden Einfluß ausüben. Wenn demnach *Pettenkofer* die Aetiologie der Cholera auf drei unbekannte Größen zurückführt, nämlich auf x, einen ſpecifiſchen Keim, der durch den gewöhnlichen Verkehr verbreitet wird, aber nur dann zum Ausbruch der Krankheit führt, wenn y, die *örtliche* von Ort und Zeit abhängige *Dispoſition*, und z, die *perſönliche Dispoſition*, gleichzeitig vorhanden ſind: ſo ſcheint man ſeine Anſicht nur inſofern beanſtanden zu können, als er im Kochſchen Kommabacillus das x nicht anerkennen will und daher die Ausbreitung der Krankheit durch Waſſer

ignorirt, dafür aber das größte Gewicht auf das y legt, welches hinwiederum von Koch und ſeinen Anhängern vielleicht zu ſehr unterſchätzt wird. Jedenfalls iſt auch Pettenkofer der Anſicht, daß ſchlechtes Trinkwaſſer inſofern einen bedeutenden Einfluß auf die Verbreitung der Krankheit ausübt, als es die Conſumenten individuell für die Ausbildung des irgendwie in ſie gelangten x prädisponirt.

Je mehr ſich Kochs Anſichten Bahn brachen, um ſo mehr wurden die bakteriologiſchen Unterſuchungen auch auf andere Krankheiten ausgedehnt. Bald gelang es Eberth, feſtzuſtellen, daß auch das Auftreten und die Verbreitung des Unterleibstyphus mit einem ſpecifiſchen Spaltpilze zuſammenhänge, den er Bacillus typhi abdominalis nannte, und der in allen Typhusfällen im Darme, in den Meſenterialdrüſen, in der Milz, der Leber, den Nieren und zuweilen auch im Blute in großer Menge aufgefunden werde. Ungleich dem Cholerabacillus bildet derſelbe wie alle wahren Bacillen auch Dauerſporen, welche nach A. di Veſta's Verſuchen auch nach viermonatiger Austrocknung noch keimfähig bleiben. Das weitaus häufigſte Mittel, wodurch derſelbe übertragen wird, iſt jedenfalls das Waſſer; da jedoch nach den Unterſuchungen von Wolffhügel und Riedel die Milch einen vortrefflichen Nährboden für ihn abgibt, ſo wird er wohl nicht ſelten auch durch dieſe in den Menſchen gelangen.

Während Cholera und Typhus durch Spaltpilze erzeugt werden, ſcheinen die neuern Unterſuchungen von J. Mannaberg über die Malariaparaſiten (1893) mit ziemlicher Sicherheit feſtgeſtellt zu haben, daß die verſchiedenen Formen dieſes Fiebers durch thieriſche Paraſiten hervorgebracht werden. Anfänglich geſellte man dieſelben den niedrigſten Thierformen zu, den Amöben, neigt aber gegenwärtig mehr zur Annahme, daß ſie unter die nächſt höhere Thierordnung, die Sporenthierchen, eingereiht werden müſſen, da ſie durch ihre eigenthümliche Entwicklung und Fortpflanzung der Familie der Coccidien nahe gebracht werden. Wenn die Sporenkeime dieſer Paraſiten in die Blutwege des Menſchen gelangen, heften ſie ſich ſofort an rothe Blutkörperchen, dringen in dieſelben und ſchreiten dann auf deren Koſten zur Entwicklung und Fortpflanzung. Sobald die bei der letztern erzeugten Sporen ein ſelbſtändiges Leben zu führen vermögen, verurſachen ſie das Platzen der Hüllen der Blutkörperchen und beginnen ſofort ihr vernichtendes Werk. Nach den gemachten Beobachtungen werden in dieſer Weiſe binnen vier Tagen von den in einem Cubikmillimeter Blut vorhandenen 4 500 000 rothen Blutkörperchen nicht weniger als

2 000 000 zerſtört und ſo die in der Malaria ſtets zunehmende Anämie verurſacht.

Es liegt außer dem Bereiche unſerer Aufgabe, das Thema über die paraſitiſchen Erreger anderer anſteckender Krankheiten weiter zu verfolgen, da deren Verbreitung durch Trinkwaſſer theils ausgeſchloſſen theils nicht erwieſen iſt. Nur dieſes ſei bemerkt, daß die Unterſuchungen der Neuzeit es mehr und mehr klar zu ſtellen ſcheinen, wie jeder Infectionsſtoff entweder ein ſpecifiſcher, lebendiger und fortpflanzungsfähiger Organismus iſt, oder einen ſolchen weſentlich einſchließt. Da demnach nicht ſo ſehr die anorganiſchen als die organiſchen Beimengungen ein Trinkwaſſer geſundheitswidrig machen, ſo werden ſich unſere Ausführungen hauptſächlich auf die letztern beziehen.

Bevor wir auf die Erörterung der Wege eingehen, auf denen pathogene Organismen ins Trinkwaſſer gelangen, müſſen wir auf zwei verſchiedene Anſichten aufmerkſam machen, deren Entſcheidung für die Geſundheitspflege von der größten Wichtigkeit iſt. Nach der einen dieſer Anſichten behält jedes ſpecifiſche, pathogene Bakterium die ihm zukommenden ſpecifiſchen Eigenſchaften unter allen Umſtänden bei; nach der andern ſind dieſe Eigenſchaften je nach der Verſchiedenheit der Lebensbedingungen verſchiedenen und auch wohl tiefgreifenden Aenderungen unterworfen. Zum beſſern Verſtändniß der letztern Anſicht ſcheint es geboten, in aller Kürze einige Thatſachen zu berühren, wiewohl dieſelben wohl manchen Leſern ſchon bekannt ſind. Die Bakterien, welche als nicht chlorophyllführende Kryptogamen das Material zum Aufbau ihrer Zellen von vorgebildeten organiſchen Subſtanzen herleiten müſſen, können im allgemeinen in *Saprophyten* und *Paraſiten* eingetheilt werden. Die Saprophyten leben auf todten Organismen und verurſachen die zu ihrer vollſtändigen Desorganiſation führenden Fäulniß- und Gärungserſcheinungen. Die Paraſiten gedeihen auf und in lebendigen Organismen, pflanzlichen ſowohl als thieriſchen; viele derſelben ſind für ihre Wirte vollſtändig harmlos, andere erzeugen in ihnen mehr oder weniger gefährliche Krankheiten. Die zweite Anſicht geht alſo dahin, daß nicht nur *nichtpathogene* Bakterien unter Umſtänden *pathogen* werden können, ſondern daß ſogar die Umwandlung von Saprophyten in Krankheitserreger nicht außer dem Bereiche der Wahrſcheinlichkeit ſtehe. Daß dieſe Anſicht mit der Evolutionshypotheſe nichts gemein hat, leuchtet ein, wenn wir beachten, daß morphologiſche oder Structurverſchiedenheiten ſehr wenig mit der Specificirung der Bakterien zu thun haben, da dieſe

Organismen ſo klein ſind, daß man in ihnen kaum irgend welche Structurverſchiedenheiten entdecken kann. Die einzigen Merkmale, welche der Specification derſelben dienſtbar ſind, ſind bis jetzt ihre Einwirkung auf künſtliche Nährböden, die Verflüſſigung oder Nichtverflüſſigung der letztern, ihre Wachsthumserſcheinungen, das Erzeugen von Pigmentſtoffen und Gärungsſtoffen, ihr Verhalten zur Luft, ob ihre Exiſtenz das Vorhandenſein (aërobe Bakterien) oder den Ausſchluß (anaërobe Bakterien) derſelben verlange u. dgl., alles mehr oder weniger ausſchließlich phyſiologiſche Eigenſchaften.

Da die Umwandlungsfähigkeit von nichtpathogenen in pathogene Formen für die Entſcheidung über die Brauchbarkeit eines Genußwaſſers von der größten Wichtigkeit iſt, ſo wird es am Platze ſein, hier einige der Hauptpunkte zu berühren, welche zu Gunſten dieſer Anſicht angeführt werden.

Es kann nicht geläugnet werden, daß die Bakterien im allgemeinen unter genau denſelben Laboratoriumsverhältniſſen in allen ihren Charakteren große Beſtändigkeit zeigen; es iſt aber auch ebenſo ſicher, daß ſehr geringe Modificationen der Züchtungsbedingungen große Aenderungen nicht nur in den Wachsthumserſcheinungen, ſondern auch in der äußern Form dieſer Mikroben veranlaſſen. Es iſt weiterhin durch zahlloſe Verſuche feſtgeſtellt, daß es nicht nur möglich iſt, die Virulenz pathogener Bakterien abzuſchwächen und ſogar zu vernichten, ſondern auch die abgeſchwächte Virulenz bedeutend zu verſtärken und die vernichtete wieder hervorzurufen. Dieſe Thatſachen ſind eben die Grundlagen, auf denen ſich die heutige, ſo viel verſprechende Serumtherapie aufgebaut hat. Weshalb ſollte es daher unwahrſcheinlich ſein, daß pathogene Bakterien, welche ſowohl in als außerhalb eines lebenden Körpers zu exiſtiren vermögen, unter ſo ſehr verſchiedenen Lebensbedingungen abweichende phyſiologiſche Eigenſchaften aufweiſen und ſogar nichtpathogen werden können, und umgekehrt? Um die Frage an einem Beiſpiele zu erläutern: Roux und Rodet fanden in den Excrementen eines am Unterleibstyphus erkrankten Patienten den Bacillus coli communis (welcher allgemein im Darme des Menſchen vorkommt) und im Blute der Milz desſelben Patienten den B. typhi abdominalis. Zunächſt betrachten dieſe Forſcher die geringen morphologiſchen und Culturverſchiedenheiten beider Bacillen als unzureichend für eine ſpecifiſche Verſchiedenheit derſelben; ſodann kommen ſie, unter Beachtung der Harmloſigkeit des B. coli im Darmkanale einerſeits und der entſchiedenen Schädlichkeit eines mit demſelben inficirten Waſſers andererſeits, zu dem

Schluſſe, daß B. coli in den meiſten Fällen außerhalb des Organismus typhogene Eigenſchaften erwirbt. Im Zuſammenhang mit dieſer Behauptung macht Roux noch auf eine Beobachtung Caſſedebats aufmerkſam. Dieſer conſtatirte nämlich außer dem Eberthſchen B. typhi die Exiſtenz mehrerer Pſeudotyphoid-Bacillen, die neben großer Aehnlichkeit mit dem erſtern gewiſſe, wenn auch geringe Abweichungen von demſelben aufweiſen. Nun iſt einer der Hauptcharaktere des Eberthſchen Bacillus die Nichtverflüſſigung der Nährgelatine, und Caſſedebat fand, daß ſein Pſeudobacillus Nr. 1 in ſeinen erſten Generationen die Gelatine nach 40, in ſpätern, von der erſten direct abgeleiteten Generationen erſt nach 96 Tagen verflüſſigte, während bei ſeinem Pſeudobacillus Nr. 2 Verflüſſigung nur nach 120 Tagen und bei dem Pſeudobacillus Nr. 3 ſchon vor dem 25. Tage eintrat. Es iſt demnach nicht unwahrſcheinlich, daß der B. typhi nicht eine abſolut fixirte Species iſt, und unter noch unbekannten Lebensbedingungen ſich aus ähnlichen, unſchädlichen Formen zur virulenten Form auszubilden vermag. Auf einige Beobachtungen ähnlicher Art, die in Verbindung mit dem Cholerabacillus gemacht wurden, können wir nicht weiter eingehen.

Nach der erſten dieſer beiden Anſichten, welche die Unveränderlichkeit der Eigenſchaften der pathogenen Bakterien feſthält, iſt es einleuchtend, daß ihr Vorkommen im Waſſer nur durch Infection desſelben mit den betreffenden Formen erklärlich iſt. Solche Infection wird immer da eintreten, wo der Stuhl von Erkrankten entweder, wie dieſes auf Schiffen geſchieht, direct ins Waſſer entleert, oder ohne weitere Vorſicht in Gruben geſchafft wird, die nicht abſolut von Trinkwaſſer-Brunnen oder -Leitungen iſolirt ſind. Der umgebende Boden wird auf immer weitere Strecken mit den in demſelben enthaltenen Bakterien geſchwängert, und dieſe gelangen, wenn ſie, wie dieſes meiſtens der Fall iſt, im feuchten Boden exiſtenz- und fortpflanzungsfähig ſind, unvermeidlich in die nahe gelegenen Brunnen und ſchadhaften Leitungsröhren. Einen Beleg für dieſe Art der Infection liefert der früher erwähnte Brunnen, deſſen Waſſer in der Londoner Epidemie von 1854 von Dr. Snow als Infectionsherd nachgewieſen wurde.

Auch das Waſchen von Kleidungsſtücken und Bettzeug, die von einem Kranken beſchmutzt wurden, bringt die Bakterien unvermeidlich ins Waſſer. Von den zahlreichen Fällen, in denen z. B. die Cholera in dieſer Weiſe verbreitet wurde, wollen wir nur denjenigen erwähnen, der von Dr. Blanc angeführt wird, weil derſelbe unwiderleglich ſcheint.

In dem Gefängniß Yerrowda bei Poona (Indien) wurde ein Gang von 134 Sträflingen zur Herſtellung einer Straße verwandt; 22 derſelben wurden von der Cholera befallen, während unter den übrigen 1145 Gefangenen nur 2 Cholerafälle vorkamen. Von dieſen beiden war einer als Krankenwärter benutzt worden und hatte ſein Eſſen im Krankenzimmer genommen, während der andere nicht weit von einem der Erkrankten geſchlafen hatte, der ſich in ſeiner unmittelbaren Nähe erbrach. Eine genaue Unterſuchung des Falles ergab, daß, während die 1145 Sträflinge nur das aus einem bei Poona gelegenen See hergeleitete Waſſer gebrauchen konnten, es den Leuten dieſes Ganges geſtattet worden war, während der Arbeit das Waſſer eines nahen Fluſſes zu benutzen, und daß die Stelle, woher ſie das Waſſer nahmen, nicht weit unterhalb eines Ortes lag, wo einige Tage vorher die Kleider zweier Cholerakranken gewaſchen worden waren.

Pathogene Bakterien werden ferner auch aus der Luft ins Waſſer gebracht. Durch ausgetrocknete Entleerungen irgend welcher Art kommen die darin vorhandenen Bakterien oder deren Dauerzuſtände in die Luft, aus der ſie in Krankenräumen unvermeidlich in das in denſelben befindliche Waſſer (oder Speiſen) niederſinken, während ſie in der freien Luft durch den Wind oder den Regen dem Waſſer zugeführt werden. In Fällen, wo der Krankheitserreger, wie dieſes beim Cholerabacillus der Fall iſt, keine Dauerzuſtände bildet und auch ſelbſt gegen Austrocknung ſehr empfindlich iſt, mag dieſe Uebertragung in der freien Luft nicht häufig vorkommen; in andern Fällen aber, wie beim Typhusbacillus, wird ſie nicht zu den Seltenheiten gehören.

Anders verhält ſich die Sache, wenn die zweite der oben erwähnten Anſichten begründet iſt, und Bakterien, die unter gewöhnlichen Umſtänden harmlos ſind, oder ſogar Saprophyten unter andern Lebensbedingungen pathogene Eigenſchaften entwickeln können. Alle Bodenarten nämlich, die organiſche Stoffe enthalten, beſitzen unter günſtigen Durchlüftungs-, Feuchtigkeits- und Temperaturverhältniſſen eine außerordentlich reiche Bevölkerung von Mikro-Organismen, und da ſich dieſe Verhältniſſe mehr in den obern als den tiefer gelegenen Bodenſchichten vorfinden, ſo iſt, wie auch directe Beobachtungen ergeben haben, die Anzahl der Bakterien in den erſtern unverhältnißmäßig größer als in den letztern. So fand z. B. Fränkel in dem mit Humus verſetzten Boden Potsdams bis zu einer Tiefe von 75 cm nicht weniger als 100 000 Keime im Cubikcentimeter, und in einer Tiefe von 1,25 m nur den hundertſten Theil der Anzahl, welche in der

Tiefe von einem Meter vorkam. Die ſogen. anaëroben Bakterien, welche zu ihrer Exiſtenz und Fortpflanzung des Sauerſtoffs nicht bedürfen, werden natürlich in viel größern Tiefen vorkommen können. Der Boden iſt nämlich der große Reinigungsapparat der Natur, welcher alle Arten von Schmutz, ſowohl die im natürlichen Laufe in ihn gelangenden pflanzlichen und thieriſchen Abfälle, als auch die vom Menſchen in ihn geleiteten Abfallſtoffe aufnimmt und in Nährſtoffe für Pflanzen überführt. Aber dieſe Leiſtungsfähigkeit des Bodens iſt nicht unbegrenzt; werden deren Grenzen überſchritten, ſo wird derſelbe ein Brutoſen für alle Arten organiſcher Unreinigkeiten. Während daher unreines Waſſer, welches durch eine hinreichende Bodentiefe durchfiltert, alle in demſelben vorhandenen organiſchen Stoffe zurückläßt und z. B. Waſſer aus Tiefbrunnen (etwa 30 m und mehr tief) faſt immer frei von allen Organismen iſt, wird verhältnißmäßig reines Waſſer, welches nur durch oberflächliche und daher von organiſchen Keimen wimmelnde Bodenſchichten gedrungen iſt und ſich dann in Flachbrunnen anſammelt, um ſo mehr mit Mikroben geſchwängert ſein, je oberflächlicher ſeine Bodenfiltration war. Da man nun in Sachen der öffentlichen Geſundheitspflege immer den ſicherern Weg einzuſchlagen hat, ſo wird man der zweiten Anſicht zu folgen haben und alles eine größere Anzahl von Mikroorganismen enthaltende Waſſer vom Genuß ausſchließen müſſen.

Praktiſch kommt man zu demſelben Schluſſe, auch wenn man dieſe Anſicht verwirft und der erſten huldigt. Denn obgleich nach dieſer Anſicht Trinkwaſſer nicht wegen der Menge, ſondern wegen der Art der darin vorkommenden Mikroben ſchädlich iſt, ſo iſt es doch im allgemeinen um ſo wahrſcheinlicher, daß ſich pathogene Bakterien in demſelben vorfinden, eine je größere Anzahl von Mikrobenorganismen es enthält. (In beſondern Fällen mag allerdings die Menge der unſchädlichen Bakterien die ſchädlichen vollſtändig ausgerottet haben. Doch ſind unſere Kenntniſſe in dieſer Richtung noch außerordentlich lückenhaft.) Dieſe Vorausſetzung iſt ganz beſonders dann begründet, wenn das Waſſer ſich aus bevölkerten Diſtricten geſammelt hat. Erläutern wir die Sache durch thatſächlich vorkommende Verhältniſſe. Wie oft findet man auf dem Lande die zur Aufnahme von Abfall und Unrat aller Art beſtimmte Grube in der Nähe des Trinkbrunnens; der flüſſige Inhalt der erſtern, ein Brutbett für Mikro-Organismen jeder Art, ſickert natürlich mit denſelben beladen durch den Boden und miſcht ſich mit dem in der Tiefe befindlichen und den Brunnen ſpeiſenden Waſſer. Da dieſes gewöhnlich weder durch Ausſehen, noch durch Geſchmack ſeinen

ſchmutzigen Urſprung verräth, ſo wird es ohne weiteres benutzt; Fälle von Diarrhöe und ſelbſt Ruhr bleiben unbeachtet, bis ſchließlich der Typhus oder gar die Cholera die Aufmerkſamkeit auf das Trinkwaſſer lenkt. Die gleichen Verhältniſſe ſind in Städten, die keine Waſſerleitung haben, gewiß nicht ausgeſchloſſen; aber hier kommen noch alle Abwäſſer und aller Unflat von den dicht gedrängten Häuſern und in Induſtriecentren die Abwäſſer von den verſchiedenen Fabriken hinzu und verunreinigen nicht nur die Brunnen, ſondern auch die Flüſſe. Kann es nach dem Geſagten ſtatthaft ſein, ſolches Waſſer ohne weiteres als Trinkwaſſer zu benutzen? Speciell betreffs der Flüſſe hat man zwar in den letzten Jahren viel von ihrer Selbſtreinigung geſchrieben und noch mehr darüber geredet. Pettenkofer geht ſogar ſo weit, daß er behauptet, man könne in jeden öffentlichen Waſſerlauf Abwäſſer und auch Fäcalien einleiten, ſobald deſſen Waſſermenge bei dem niedrigſten Waſſerſtand das Fünfzehnfache der durchſchnittlichen Menge des Sielwaſſers bei trockenem Wetter betrage und die Geſchwindigkeit des Fluſſes nicht weſentlich geringer ſei als die des Waſſers in den Sielen. Verſicherungen dieſer Art tragen zwar viel zur Beruhigung der Gemüther und zur Ueberzeugung bei, daß man ſo ziemlich alles beim alten laſſen könne; aber von praktiſchem hygieniſchen Werthe ſind ſie nicht. Bei der ungeheuern Tragweite dieſer Selbſtreinigungsfrage für die öffentliche Geſundheit ziehen wir es vor, uns der Ueberzeugung der engliſchen Rivers' Pollution Commission anzuſchließen, welche der Anſicht iſt, die ſogen. Selbſtreinigung von Flüſſen, die durch Fäcalien verunreinigt wurden, ſei durchaus unzuverläſſig und praktiſch unwirkſam, da der Proceß ſo außerordentlich langſam vor ſich gehe, daß kein Fluß, wenigſtens in England, lang genug ſei, um auch nur eine Annäherung an eine derartige Reinigung des Waſſers zu ſichern, daß ſein Gebrauch als Trinkwaſſer vernünftigerweiſe als gefahrlos angeſehen werden könnte. Die Themſe iſt, nebenbei bemerkt, ungefähr 200 engliſche oder 40 deutſche Meilen lang, der Rhein von Baſel bis Holland 81 deutſche Meilen.

Welches Waſſer darf denn aber von vornherein als völlig unſchädliches Genußwaſſer betrachtet werden? Dem Urſprunge nach kann das gewöhnlich gebrauchte Trinkwaſſer in vier Klaſſen eingetheilt werden, je nachdem es von beſtändig fließenden Quellen, von Tiefbrunnen (100 und mehr Fuß tief), von Flachbrunnen oder von Flüſſen herrührt; einige größere Städte erhalten ihr Trinkwaſſer durch Leitungsröhren von einem künſtlichen oder natürlichen Gebirgsſee. Alles Tiefwaſſer, mag es aus natürlichen

Quellen oder aus künſtlichen Tiefbrunnen herſtammen, iſt gewöhnlich dadurch charakteriſirt, daß es zwar eine größere Menge anorganiſcher Salze, beſonders kohlenſauren Kalk, enthält, aber ſowohl von organiſchen gelöſten Stoffen als auch von Mikro-Organismen mehr oder weniger vollſtändig frei iſt. Da nun anorganiſche Stoffe einen nachweisbaren geſundheitsſchädlichen Einfluß nicht ausüben, ſo wird der Gebrauch dieſes Waſſers nur ausnahmsweiſe beanſtandet werden können. Anders jedoch verhält es ſich mit allem andern Genußwaſſer, das aus Waſſerleitungen herſtammende nicht ausgenommen. Denn wenn wir auch gerne zugeben, daß Waſſer letzterer Art ungleich weniger verdächtig iſt als Flachbrunnen- und Flußwaſſer, ſo iſt doch zu beachten zunächſt, daß ein See, welcher unterhalb der Baumgrenze liegt, nicht nur eine bedeutende Menge organiſcher Stoffe enthalten wird und daher wenigſtens die Anweſenheit von Saprophyten nicht ausſchließt, ſondern auch durch den Wind größere Mengen von Staubpartikeln erhalten wird, die aus niedern, vielleicht ſehr bevölkerten Gegenden herſtammen und Dauerſporen pathogener Bakterien enthalten können. Aber ſelbſt wenn wir dieſe Verunreinigungen außer acht laſſen wollen, ſo bleiben noch diejenigen übrig, welche aus den obern Bodenſchichten der gewöhnlich ſehr bevölkerten Diſtricte in die dieſelben durchlaufenden und häufig undicht werdenden Leitungsröhren eindringen. Daß irgend welches die Röhren umgebende Schmutzwaſſer durch entſtandene Lücken in dieſelben gelangen muß, wenn das Leitungswaſſer in einem von Zeit zu Zeit unterbrochenen Strome geliefert wird, iſt einleuchtend. Aber auch, wenn das Waſſer ununterbrochen durchſtrömt, wird, wie Oeſten gezeigt hat, unter gewiſſen Bedingungen äußeres Schmutzwaſſer durch ſolche Riſſe und Spalten aufgeſaugt: wenn nämlich die Richtung, in welcher das Waſſer aus der Spalte ausläuft, mit der Richtung des Stromes in der Röhre einen ſpitzen Winkel macht, ſo wird um ſo weniger Waſſer ausfließen, je größer die Geſchwindigkeit des Waſſerlaufes in der Röhre iſt, bis bei einer beſtimmten Geſchwindigkeit der Ausfluß aus der Spalte ganz aufhört, und ein Einſaugen des umgebenden Schmutzwaſſers beginnt.

(Schluß folgt.)

H. Kemp S. J.

Eine Maria-Stuart-Trilogie[1].

„Es wollte oft in ſtillen Dämmerſtunden
Ein edles Bild der Vorzeit vor mir ſchweben,
So rein, ſo reich an menſchenholdem Streben,
Wie's ſelten nur auf Erden wird gefunden.

Längſt war ſein Andenken dahingeſchwunden,
Denn Läſtrer hatten wolkendicht umgeben
Mit Lug und Trug ein leiddurchwobnes Leben,
Und mühſam war die Wahrheit zu erkunden.

Was ernſten Forſchern glückte zu enthüllen,
Laß mich's zum Theile dir, o Leſer, bringen,
In enge Form der Poeſie gebunden.

Dein Herz mit Furcht und Mitleid zu erfüllen,
War meine Abſicht; krönt mein Werk Gelingen,
Soll es dramatiſch ſich zur Dreiheit runden."

In dieſen Worten gibt uns der Dichter der vorliegenden Stuart-Trilogie ſein Programm: er will uns das Leben Maria Stuarts ſo, wie es die neuen hiſtoriſchen Forſchungen uns von dem Wuſt der Verleumdungen gereinigt haben, nahezu in ſeiner Geſamtheit vorführen, es dichteriſch, und zwar dramatiſch, verklären und dadurch zunächſt eine rein künſtleriſche Wirkung erzielen, d. h. das „Herz des Leſers mit Furcht und Mitleid erfüllen". Gegen dieſes Programm iſt vom ſtrengſten äſthetiſchen Standpunkte aus nichts einzuwenden. Wenn z. B. Schiller das Recht hatte, uns Maria Stuart nach dem getrübten Bilde ſeiner Quellen vorzuführen, ſo hat niemand dagegen etwas zu erinnern, wenn H. Cornelius die Heldin in ihrer wahren hiſtoriſchen Geſtalt zum Vorwurf ſeiner Dichtung nimmt. Daß es einen für die unglückliche Schottenkönigin begeiſterten Forſcher reizte, ſein Ideal auch einmal in dramatiſcher Beleuchtung hinzuſtellen, ſtatt ſie auf den Brettern immer wieder nur in der Schillerſchen Verzeichnung zu ſehen, iſt eben natürlich und dichteriſch berechtigt. Daß er dabei Gefahr lief, neben und nach Schiller ſich beſonders ſcharf beurtheilt zu ſehen, ja vielleicht von vornherein darauf verzichten mußte, ſeinen klaſſiſchen Vorgänger *dichteriſch* zu erreichen, kann gegen die innere Berechtigung ſeines Programms nicht ins Feld geführt werden.

Bei dieſem unanfechtbaren Programm hätte Cornelius nun aber auch ſtreng verharren ſollen. Als *Künſtler* hätte er nur den einen von ihm angegebenen

[1] *Maria Stuart.* Trilogie von H. *Cornelius.* Erſter Theil: Maria Stuart, Königin von Schottland. 1896. (162 S.) Zweiter Theil: James Stuart, Graf von Murray. 1897. (124 S.) Dritter Theil: Eliſabeth, Königin von England. 1898. (118 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh.

künstlerischen Zweck im Auge haben dürfen. Das scheint er aber leider in Wirklichkeit kaum gethan zu haben. Bei der Auswahl des geschichtlich gebotenen Rohstoffes schon verräth sich seine Hauptabsicht, dem Leser die Kenntniß des Lebens Maria Stuarts so zu vermitteln, wie die neuere Forschung sie uns hinstellt, unbekümmert darum, ob dies noch durch rein künstlerische Mittel erzielt wird oder nicht. Maria soll in erster Linie von allen ungerechten Anklagen in unsern Augen gerechtfertigt werden. Es ist nicht mehr der Dramatiker, der den Stoff wählt, sondern der Apologet; nicht so sehr die dramatische Spannkraft einer Thatsache wird ausschließlich oder auch nur vorwiegend berücksichtigt, sondern der ehrenrettende Gehalt. Ein so bewegtes Leben wie das der Schottenkönigin von ihrer Thronbesteigung, August 1561, bis zu ihrem Tode, October 1587, würde aber ebensowohl 20 Dramen als drei erfordern, wollte man den Gesamtstoff in wirklich dramatische Handlung auflösen. Jetzt umfassen die drei Theile, und zwar im engsten Anschluß an den chronologischen Gang der Thatsachen: 1. Marias Landung bis zum Tod Darnleys (1561—1567); 2. vom Tode Darnleys bis zur Flucht Marias nach England (1567—1568); 3. vom Tode James Stuarts bis zum Tode Marias (1568—1587). Wir sind ja längst über die pseudoaristotelischen Einheiten der Zeit und des Ortes hinaus, und keiner wird es einem Dichter verübeln, uns eine Handlung vorzuführen, die sich über zehn Jahre erstreckt; dabei aber müssen wir auch heute noch verlangen, daß wir es wirklich mit einer Handlung zu thun haben, nicht bloß mit den lose verbundenen Schicksalen einer und derselben Persönlichkeit. Das letztere aber scheint uns leider hier der Fall zu sein.

Gleich mit den zwei ersten an sich ganz glücklich gelungenen Scenen ist eigentlich schon ein dramatischer Knoten geschürzt. Aber der Leser wird dabei nicht besonders warm: er war nicht genug vorbereitet; die Schürzung geht zu rasch vor sich; er sieht die Gefahren, die sich der Königin entgegenstellen, nur sehr im allgemeinen, fast nur in Bildern, und es überkomut ihn daher auch nicht die tiefere tragische Furcht bei dem Entschluß Marias, trotz des Abrathens ihrer Freunde, eine Toleranzpolitik einzuhalten. Diese beiden Eingangsscenen hätten zum wenigsten einen ganzen Act füllen müssen; denn sie sind grundlegend für alles Folgende. So wäre es jedenfalls auch dramatischer gewesen, die dritte Scene an erster Stelle zu setzen; es hätte dann der Leser nicht bloß gleich einen Einblick in die die Heimkehrende erwartendeu Zustände gethan, sondern es wäre auch sofort eine dramatische Spannung erzielt worden: wird James Stuart seinen verrätherischen Plan erreichen und die Schwester in die Gefangenschaft Elisabeths bringen oder nicht? Jetzt dagegen weiß der Leser schon, daß dieser Plan mißlang. Vor allem aber hätte James' Charakter, der doch der Träger der beiden ersten Dramen ist, uns greifbarer vorgeführt werden sollen. Wir sehen jetzt wohl den Schuft von Anbeginn, aber wir begreifen nicht, wie der Bruder gegen die Schwester so bodenlos schlecht sein kann. Das innerste treibende Motiv müssen wir errathen, und das ist schlimm bei einem Kunstwerk.

Streng künstlerisch genommen müßte, wie bemerkt, mit dem vierten Auftritt ein neuer Act beginnen. Denn die Exposition ist mit den drei ersten Scenen er-

Digitized by Google

ſchöpft; es beginnt jetzt die eigentliche Handlung ſich zu entwickeln; die dramatiſche Frage: wer wird recht behalten, Huntley mit ſeinem Rath kräftigen Dreinſchlagens oder Maria mit ihrer Verſöhnungspolitik? war geſtellt; mit dem Betreten des Schloſſes beginnt die Antwort. Gleich am erſten Tage macht Maria die Erfahrung, daß man ſie nicht einmal mit Ruhe die heilige Meſſe will hören laſſen. Sie hat ſich gegen die politiſch gewaltſam empöreriſche, religiös fanatiſch unduldſame Irrlehre ſo nachgiebig als möglich gezeigt, und nun als Dank dieſe Gewaltthätigkeit! „Was konnt' ich mehr als das Vertrau'n verlieren?“ fragt ſie ihren Bruder. In dieſem Wort, das bereits in der erſten Scene einmal anklang, liegt eigentlich der tragiſche Kern, den unſeres Erachtens der Dichter ſelbſt nicht genugſam beachtet hat. Die tragiſche Schuld Marias iſt das zu große Vertrauen in die Menſchen; an dieſem Vertrauen geht ſie zu Grunde. Nun hätte es, ſo will uns bedünken, die erſte Aufgabe des Dichters ſein müſſen, dieſes Vertrauen nicht als einen Ausfluß eines gutmüthigen, etwas leichtblütigen Charakters, ſondern als eine Frucht innerer Kämpfe darzuſtellen. Wer durch Schaden nicht klug wird, taugt am wenigſten zu einem tragiſchen Helden. In der That haben wir aber das Gefühl, als ſchenke Maria Stuart denn doch allzuleicht und gutmüthig immer wieder gerade denjenigen Perſonen ihr Vertrauen, von denen ſie unmittelbar vorher auf die ſchmachvollſte Weiſe war hintergangen worden. Geſchichtlich mag alles genau ſo wahr ſein, aber wir haben es hier mit einer Dichtung zu thun, die ihre eigenen Geſetze hat. Mit der Wiederkehr der Täuſchungsverſuche hätte alſo auch nothwendig von Marias Seite der Kampf wachſen müſſen; es hätten jedesmal neue Motive eingeführt werden ſollen, die noch einmal das Vertrauen als vernünftig oder nöthig erſcheinen ließen. So wäre der tragiſche Conflict greifbar und eine Steigerung erzielt worden; der Leſer und Zuſchauer hätte wirklich mit der Heldin Mitleid und Furcht empfunden, wohingegen er jetzt ſich, wie geſagt, des Eindrucks nicht wohl erwehren kann, als verſchenke Maria wirklich ohne die nöthige Umſicht ihr Vertrauen an offenkundig Unwürdige. Das Mitleid, das wir jetzt mit ihr empfinden, iſt ſehr merklich mit einer Art Zorn über ſie oder gar mit einem leiſen Anflug von Verachtung ihrer weiblichen Art gemiſcht; es iſt eher alles andere als tragiſches Mitleid. So entfernt ſich denn in der angeführten Scene (Act I, Scene 4) Maria mit dem Wort: „Was konnt' ich mehr als mein Vertrau'n verlieren?“ und der Leſer erwartet, ſie jetzt vorſichtiger zu finden, iſt daher nothwendig erſtaunt und enttäuſcht, bei der nächſten Gelegenheit ſie wieder dem erſten Anlauf Murrays unterliegen zu ſehen.

Echt tragiſch ſetzt der fünfte Auftritt ein: das Vertrauen, die Nachſicht und die Zugeſtändniſſe, welche Maria den Gegnern trotz deren Undanks macht, wecken bei ihren klügſten und treueſten Freunden Unzufriedenheit; der beſte von allen, Huntley, ſucht dieſelbe zwar noch zu bekämpfen, läßt ſich aber bald genug von den andern überzeugen, es ſei beſſer, wenn er ſich bis auf beſſere Zeiten dem Hof und dem Haſſe Murrays entziehe. Dadurch freilich gibt er dieſem einen Vorwand mehr an die Hand, ſeine Treue bei Maria zu verdächtigen. In den nun folgenden acht Auftritten des erſten Actes ſpitzt ſich das Verhältniß Marias zu Huntley immer mehr zu, bis die Verdächtigungen Murrays den Sieg erringen

und der Act mit dem gänzlichen Untergang und dem Tode Huntleys wie der Seinen schließt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß selbst die loseste Technik der dramatischen Historien einen solchen Stoff nicht in einem Act, sondern in einem ganzen Drama behandeln müßte. Jetzt kann es nur zu Leitscenen kommen, in denen der Fortgang der Geschichte meist erzählt oder angedeutet, nicht aber die treibenden Motive dramatisch vorgeführt werden können.

Der Act umfaßt 14 Auftritte; nur dreimal je zwei spielen auf derselben Stelle, so daß ein elfmaliger Ortswechsel erfolgt, der zumeist auch eine merkliche Zeitverschiedenheit voraussetzt. So kommt der Leser nie zur Ruhe und die Handlung nie zu einer innern Spannung und Energie. Bei jedem Wechsel wieder neues Einsetzen und Exponiren. Es ist ganz und gar undramatisch, eine Scene zu schließen, in der irgend welche Schritte beschlossen wurden, und unmittelbar darauf eine andere folgen zu lassen, welche uns schon Folgen dieser Schritte vorführt. So geht nicht bloß alle Illusion verloren, sondern meistens kommt der Zuschauer auch um den dramatischen Conflict, der gerade in der Ausführung jener Schritte lag. Nicht das Resultat ist dramatisch, sondern die Art, wie es zu stande kam.

Cornelius trägt viel zu viel Sorge, es möchte uns irgend ein historischer Zug aus dem thatsächlichen Leben der unglücklichen Königin entgehen, statt uns einen Durchschnitt des dichterisch concentrirten Lebens zu geben.

Am klarsten wird dies aus einem Vergleich seines dritten Stückes, das er Elisabeth nennt, mit der Schillerschen „Maria Stuart" hervorgehen. Schiller bringt uns gleich nach Fotheringhay, dem letzten Aufenthalt Marias, während Cornelius sie uns zuerst im Schloß Shrewsburys, dann im Bade von Buxton und schließlich in Fotheringhay vorführt. Nicht als ob gegen diese Dreiheit des Ortes an sich das mindeste einzuwenden wäre; sie zeigt nur, wie Cornelius sich dem geschichtlichen Entwicklungsgang enger anschließt, während Schiller eine künstlerisch, man möchte sagen, strategisch gewählte Stellung bezieht, von der aus er das Ganze einheitlich beherrscht. Mit der Wahl der Orte hängt natürlich der Unterschied der Zeit zusammen, welche beide Dichter in ihrem Drama behandeln. Cornelius' Handlung setzt, selbst die Zwischenpausen der Acte abgerechnet, Jahre voraus; bei Schiller drängt sich alles so zusammen, daß die Dauer des jedesmaligen Actes mit der natürlichen Zeit der in ihm dargestellten Dinge nahezu übereinstimmt. Also auch hier wieder bei Schiller die Concentration auf wenige wesentliche und dramatisch vollwerthige Momente, bei Cornelius vorwiegend historische Reihenfolge.

Sehen wir uns nun den ersten Act bei beiden Dichtern im einzelnen an, nicht als ob beide denselben Moment behandelten, sondern um die Behandlungsweise an sich zu erfahren. Schiller führt uns in ein Zimmer und läßt uns dem Streit zwischen Paulet und der Amme beiwohnen — wir haben gleich eine leidenschaftliche, dramatische Exposition — Maria, die Königin, kommt hinzu — dramatische Charakterisirung, Anfang der Handlung und Fortsetzung der Exposition. Der Neffe Paulets, Mortimer, tritt nur einen Augenblick hinzu, aber wie wichtig und dramatisch dieser kurze Auftritt! Beginn der Verwicklung. Maria und die Amme bleiben allein. Fortsetzung der Exposition und Charakteristik. Mortimer

tritt wieder hinzu, entfernt die Amme und trägt Maria seinen Plan vor. Eine echt dramatische Entwicklung, bis Maria dem jungen Fanatiker soweit vertraut, daß sie ihn an Graf Lester absendet und damit einen tragisch verhängnißvollen Schritt thut. Andererseits klärt die nun folgende Scene zwischen Maria, Burleigh und Paulet die Lage Marias vollends ganz auf und faßt sie in den Worten zusammen: „Ermorden kann sie mich, nicht richten" und „Und was sie ist, das wage sie zu scheinen." Die Richtigkeit dieser Charakteristik der Lage bezeugt in der letzten Scene kein Geringerer als Sir Paulet, der auch mit Abscheu die Zumuthung zurückweist, Maria in unauffälliger Weise verschwinden zu lassen. So ist der ganze Act ein streng ineinandergreifendes, ununterbrochenes Ganze, das einem künstlerisch erfaßten Ziele unaufhaltsam entgegenstrebt, wo in jeder Scene eine dramatische Entwicklung den jeweiligen Gedanken ausspinnt und in das allgemeine Gewebe kunstreich einfügt; die jedesmalige Rede ist Handlung, das Bemühen des einen, den andern geistig zu überwinden u. s. w.

Und nun die Art, wie Cornelius seine Aufgabe erfaßt. In der ersten Scene des ersten Actes befinden wir uns in dem Gefängnißsaale, in dem Maria mit ihren Frauen sich mit Kunststickereien beschäftigt. Ein schönes Stimmungsbild. Melvill [1] erscheint mit der Nachricht vom Tode Murrays und der geplanten Botschaft der treuen Schotten an Elisabeth, um Marias Freigabe zu erwirken. Burghley und Shrewsbury sollen im Namen ihrer Herrin bereits unterhandeln kommen. In nicht ganz künstlerischer Weise verlassen jetzt alle Personen die Scene, damit Burghley Zeit hat, Shrewsbury einige Winke zu geben. Diese kurze Rede Burghleys ist ja für den Gang des Stückes, d. h. für die Beleuchtung der Personen, höchst nützlich; aber wir hätten das alles auf andere, mehr künstlerische Weise erfahren müssen. Nun kommen die frühern Personen wieder zurück, und es beginnt eine recht dramatische Auseinandersetzung zwischen Burghley und Maria wegen der drei Bedingungen, unter welchen Elisabeth Maria freigeben zu wollen verspricht. Einen Punkt gibt Maria zu, die andern kann sie nicht bewilligen, und sie spricht entschieden den Wunsch aus, mit Elisabeth persönlich zu verhandeln. Burghley geht und überläßt es Shrewsbury, Maria „auszuhorchen", ob sie nicht ihrem katholischen Glauben und ihrem Recht auf England entsagen will. Maria kann darauf natürlich nicht eingehen; im Gegentheil bittet sie Talbot, ihr einen Priester zu gestatten, worauf dieser sich nicht einlassen zu dürfen erklärt. Nach dieser Erklärung geht Maria mit Melvill ab, Talbot trifft mit dem rückkehrenden Burghley zusammen, der ihm den Auftrag gibt, Maria auf Schritt und Tritt mit Spionen zu umgeben, was Talbot bitter empfindet. Beide ab. Melvill kehrt zu einem kurzen Monolog zurück, der dramatisch keine Bedeutung hat. Der vierte Auftritt führt uns nach London, wo Burghley und Walsingham sich unterhalten. Man hat englischerseits Lennox veranlaßt, in Schottland den Bürgerkrieg zu entfachen, den Frankreich durch Landung einer Flotte verhindern will. Elisabeth will wieder einmal keinen entschiedenen Schritt vorwärts; darum hat Walsingham durch Spione eine Abschrift der päpstlichen Bannbulle in eines

[1] Wir behalten die Schreibart der Namen bei Cornelius bei.

Schwärmers Hand gespielt, der sie an die Schloßthüre heften soll. Während die beiden noch reden, geschieht dies, Walsingham tritt triumphirend mit dem Blatte zu Burghley. Nun wird Elisabeth handeln müssen. Im fünften Auftritt befinden wir uns wieder im Gefängniß. Maria klagt ihrer Freundin, Elisabeth habe ihr den Priester verweigert und dafür Buchanans Schmähschrift geschickt u. s. w. Da wird Burghley angemeldet. Was wird er bringen? Maria wurde schon für Feltons That (vorige Scene) gestraft und hat infolge der schottischen, von England heimlich geschürten Bürgerkriege einen Vertrag unterzeichnet, wodurch sie ihre Freiheit theuer erkauft hat. Der Zuschauer erfährt diese hochwichtigen, sicherlich nicht ohne dramatische Auftritte zu stande gekommenen Dinge in einem verlorenen Augenblick, gleichsam zwischen Thür und Angel. Abgesehen davon, daß die vorige Scene und diese unmittelbar aufeinanderfolgen, also für den Leser eine starke Dosis guten Willens dazu gehört, die künstlerische Illusion bei sich aufrecht zu erhalten, ist es undramatisch, so wichtige Verwickelungen und Thatsachen, wie es der Vertrag und die Folgen der Schwärmerthat Feltons sind, hinter den Coulissen zu lassen. Statt des angemeldeten Burghley tritt Shrewsbury ein und meldet Maria bereits den Fall von Dumbarton und den Untergang St. Andrews. Dann tritt Burghley selbst vor. Elisabeth hat Marias Vertrag in allen Punkten gutgeheißen; nur bleiben noch einige sehr kleine Förmlichkeiten. Vor der Rückkehr Marias nach Schottland sind die schottischen Adeligen über den Fall zu hören. Lennox hat seinerseits Morton und Pittkairn, Marias Feinde, geschickt; nun soll Maria ihrerseits auch zwei Vertraute ernennen. Sie kann darauf unmöglich eingehen; sie redet ganz entschieden über die Wortbrüchigkeit Elisabeths und kündigt Burghley unumwunden an, daß sie sich um Hilfe an die Fürsten Europas wenden werde. Beide trennen sich natürlich sehr aufgeregt. Maria erklärt ihrer Freundin, daß nun die Würfel gefallen seien und sie sich an die Fürsten um Hilfe wenden werde, deshalb schon mit Ridolfi in Verbindung getreten sei und ihm jetzt Auftrag geben wolle, die Unterhandlungen mit Alba u. s. w. zu führen. Den bangen Ahnungen des Mißlingens setzt Maria — im Gegensatz zu früher — ein heiteres Vertrauen entgegen. Eine eigentliche dramatische Verwicklung ist mit diesem Actschluß nicht gegeben. Denn es ist den Handelnden wie dem Zuschauer bekannt, daß die Correspondenz Marias überwacht wird, an die Möglichkeit eines Erfolges also nicht zu denken ist. Wir haben eine geschichtliche Etappe, aber keine dramatische Situation vor uns. Cornelius ist eben zu sehr Historiker, Epiker, wenn man will, aber zu wenig Dramatiker im vollen Sinne des Wortes.

Wir geben sehr gerne zu, daß die Maria-Stuart-Trilogie von Cornelius einzelne sehr gute Scenen enthält, die durch dramatisches Leben fesseln; aber diese Scenen stehen vereinzelt, wechseln mit andern nicht dramatischen ab, die Spannung verpufft, und die Eindrücke verwischen sich. Der Leser — von Zuschauern wird ja wohl kaum die Rede sein können — wird immer bedauern, daß der Dichter nicht mehr concentrirt und gegliedert hat, so daß der innere Zusammenhang und Fortgang auch ohne Studium zu erkennen gewesen wäre. Es ist ja wahr, es gibt Höhepunkte, Peripetien und Katastrophen in den einzelnen Stücken sowohl als

von Stück zu Stück, aber vor lauter ebenso ausführlich behandelten Details überschaut man die dramatische Formation in ihren Höhenzügen nicht so leicht, wie dies beim Kunstwerk erforderlich ist. Erst der analysirende Verstand wird den wohl überdachten Plan des Verfassers herausfinden; beim Lesen der Dramen selbst muß ihm derselbe entgehen, oder wenigstens ist er nicht so eingekleidet, daß er die gewünschte Wirkung auf das Gemüth des Lesers übte. Nun wird der Dichter sagen: Wie konnte ich mich auf solche dramatische Hauptpunkte beschränken, wenn ich Maria Stuart so darstellen und vorführen wollte, wie sie war? Aber gerade diese Frage scheint uns den Hauptfehler, an dem die sonst so tüchtige Arbeit als Drama krankt, als nothwendig vorauszusetzen. So fragt eben nicht der Dramatiker, sondern der Historiker. Geschichte und Kunstwerk aber haben eine von der andern grundverschiedene Wirkungsart und Wirkung. Die Geschichte belehrt und überzeugt durch Vorführung und im Lichte der Quellen; ihr nächstes Ziel ist die Wahrheit. Das Kunstwerk muß das Gemüth erregen, für den Gegenstand begeistern oder mit Abscheu erfüllen; es gibt ein Bild der Personen im künstlerischen Lichte, aus der Seele des Dichters heraus. Wollte Cornelius die Idealgestalt Marias dem katholischen Volke künstlerisch vertraut machen, so hatte er als Vorbedingung alle die eingehenden geschichtlichen Studien zu machen, die er jetzt gemacht hat — aber nur für sich als Unterlage der künstlerischen Schöpfung. Diese mußte unter Beibehaltung der Hauptpunkte, soweit sie dramatisch zu verwerthen waren, die Verknüpfung und Entwicklung derselben nach den Regeln der Kunst frei vornehmen; nicht so sehr das Beigebrachte, sondern die Gewalt der Darstellung desselben mußte den Leser packen und überwältigen. Ob Schillers oder Cornelius' Darstellung der unglücklichen Schottenkönigin *richtig* ist, kann nicht ein Drama, sondern das muß die Geschichte entscheiden. Das Ziel eines nachschillerschen Dramatikers mußte sein, seinen Lesern ein ebenso zwingendes, für immer haftendes Bild der Stuart in *seinem* Sinne zu vermitteln, wie dies Schiller von seinem Standpunkte aus gethan hat. Das aber scheint uns bei allen schönen Einzelheiten bei Cornelius nicht der Fall zu sein. Es mag nur persönliche Erfahrung unsererseits sein, aber wir konnten uns bei Lesung der Dramen nicht enthalten, am Schluß des Buches nach historischen Belegen oder Anmerkungen zu suchen oder solche zu wünschen — ein Beweis, daß das stoffliche Interesse, bei uns wenigstens, meistens das formelle und künstlerische in den Hintergrund drängte. Doch genug. Der Dichter sowohl wie unsere Leser werden aus dem Vorhergehenden ersehen, daß wir die Haupt- und Grundschwäche der Trilogie in der vorwiegend historischen Anlage finden. Aus dieser verfehlten Grundanlage ergeben sich denn auch die Einzelschwächen der Dichtung, das chronologische Aneinanderreihen der Scenen statt eines dramatisch gesteigerten Auseinanderentwickelns, das beständig nothwendig werdende Neueinsetzen der sich folgenden Scenen u. s. w.

Bei einem so ausgedehnten Werke von einzelnen mißglückten Versen reden zu wollen, halten wir für kleinlich; im allgemeinen zeigt die Sprache manche dichterische Schönheit, steht jedenfalls auf einer achtenswerthen, literarischen Höhe. Sehr oft freilich wünschten wir sie sachlicher und weniger bilderreich, kürzer und

prägnanter; beſonders vermiſſen wir nach Schiller nur ungern jene treffenden kurzen Dialoge, wo ein Wort das andere nach den feinſten Regeln der Fechtkunſt ſchlägt oder parirt. Bisweilen ſtören uns auch die häufigen Reime, deren Fortfall die Rede bedeutend knapper machen könnte. Auch was die Sprache anlangt, iſt ein Fortſchritt bei den ſpätern Dramen vor dem erſten nicht zu verkennen.

Als Probe der Sprache des Dichters diene das folgende Bruchſtück aus dem zweiten Auftritt im vierten Aufzug des dritten Stückes (S. 80 ff).

Wald bei Tixall. Maria, Kurle, Melvill, Nau und Paiges treten auf.

Maria: Laßt uns nicht länger Ritter Paulet ängſt'gen
Zum Dank für die Erlaubniß, die er gab,
Daß ich noch einmal eines Ritts mich freuen,
Noch einmal eine Hirſchjagd ſchauen ſoll!
Die Freude lieh mir Flügel; laßt uns warten!
Auch unſre Pferde mögen ſich verſchnaufen;
Sie haben heute noch ein Stück zu laufen.
(Breitet entzückt die Arme aus.)
O himmliſche, o goldne, ſüße Freiheit!
Faſt könnt' ich glauben, du wärſt wieder mein,
Erblickt' ich vor mir nicht den Waffenſchein
Der dunklen Reiter blitzen in den Gründen,
Die mir ein deutlich: bis hieher! verkünden.
O lieber Wald, du Vater all der Quellen,
Die rauſchend dir aus deinem Buſen ſtrömen;
Ernährer du der Wolken, die zu Häupten
Frei ihres Weges ziehen, kann in dir
Unfreiheit ſein, der eine freie Welt
Mit ſeinem weiten Arm umſchloſſen hält?
Das Bächlein läſſeſt du geſchwätzig rinnen,
Umhüllſt es mit des Farrenkrautes Wedeln;
Behende hüpft das Eichhorn durch die Zweige;
Dort flieht ein Reh; die Vögel ſchweben weiter,
Durch keinen harten Zwang zurückgehalten,
Und ſtärkend weht dein Hauch durch grüne Hallen.
Was in dir lebt, fühlt frei der Freiheit Walten,
Und unfrei bin nur ich, allein von allen!
(Sir Paulet kommt mit Bewaffneten.)
Entſchuldigt mich! Ich war ein wenig raſch.
Dem Kinde gleich, das aus der dumpfen Schule
Ins Freie kommt und Lehrer, Lection
Und Buch, ja ſorglos Strafe ſelbſt vergißt,
Um glühenden Geſichts dahinzuſtürmen,
Vergaß auch ich für einen Augenblick
All das, was man im Kerker mich gelehrt.
Nun ſchaut nicht mehr ſo finſter auf mich nieder,
Ihr habt ja Euren ſchwachen Flüchtling wieder.

Paulet: Nun ja, das Jagen wird mir sauer schon.
(Für sich:) Ich tröste mich; ritt sie auf Waldeswegen
Dem Rächer Israels ja doch entgegen.
(Laut:) Dort bringt Euch Nachricht Mylord Davison.

Maria: Mir Nachricht?

Paulet: Ja, von Eurem Unterfangen,
Wie Eure fünd'gen Pläne Euch gelangen.

Davison (auftretend, zu Maria): Die Königin, meine Herrin, zürnet Hoheit,
Weil Ihr Euch wider sie und ihren Staat
Trotz des Vertrags, den Ihr mit ihr geschlossen,
Verschwört, und hätte sie's nicht selbst gesehen,
Sie würd' es niemals glauben.

Maria: Ein Vertrag?
Den schließen doch wohl zwei. Ich aber weiß
Von einer nur, die Uebergroßes bot,
Und einer andern, die es kühl verschmähte.
Gibt sie die Freiheit, zahle ich den Preis.
Nicht eher! Bis ich sie errungen weiß,
Werd' alle rechten Mittel ich gebrauchen.

Paulet: Gar in der Königin Blut die Hände tauchen?

Maria: Nein, Sir! Ich hab' in meiner größten Noth
Das Leben Eurer Fürstin nie bedroht.

Davison: Man hat mich nicht hierher geschickt zu streiten,
Ich soll nur Eure Schreiber fortgeleiten.

Maria: Wozu?

Davison: Nur, um sie sicher zu bewahren;
Das Weitre könnt von Paulet ihr erfahren.

Maria: Zu Pferde! Kommt! die Jagd muß ich entbehren.
Ich sehe wohl: man zwingt mich umzukehren.
Nau, her zu mir!

Kurle (in die Ferne schauend und entsetzt die Hände erhebend):
O Himmel hilf! Mein Bruder!
Es haben die Begleiter ihn ergriffen.

Davison (zwischen Maria und Nau tretend):
Er darf nicht mit Euch sprechen.

Nau: Wer will's hindern,
Daß ich mit meiner Königin rede?

Paulet: Ich!

(Auf seinen Wink wird Nau von Bewaffneten umringt und fortgeführt. Davison folgt.)

Wir schließen. Können wir die Stuart-Trilogie von Cornelius als ein den strengen Forderungen der Kunst entsprechendes dramatisches Meisterwerk auch nicht anerkennen, so wünschen wir ihr doch wegen des edlen Zieles, das sie mit fleißig gesammelten ehrlichen, wenn auch nicht immer streng künstlerischen Mitteln ver-

Digitized by Google

folgt, sowie wegen mancher Einzelschönheit die weiteste Verbreitung. Sie ist jedenfalls eine achtunggebietende, von ehrlicher Begeisterung eingegebene Arbeit, die mancherorts wahrscheinlich alte Vorurtheile gegen die königliche Dulderin beseitigen wird.

W. Kreiten S. J.[1]

[1] Anm. d. Red. — Betreffs der neuen Broschüre Karl Muths „Die Literarischen Aufgaben der deutschen Katholiken", welche an und für sich mannigfachen Widerspruch herausfordert, möge hier die Stelle aus einem uns von P. Kreiten zugehenden Briefe (vom 29. Mai) einen Platz finden: „... Besten Dank für Ihr freundliches Anerbieten, mir die ‚Stimmen' für eine Entgegnung auf Veremundus' zweite Broschüre zur Verfügung zu stellen. Nach reiflicher Ueberlegung ziehe ich vor, keine solche Entgegnung zu schreiben. Veremundus selbst gibt S. 95 die ‚Richtigkeit der darin [d. h. in meinem Artikel der „Stimmen"] ausgesprochenen großen Principien' zu. Damit fällt also jede weitere Erörterung der Grundsätze als unnöthig zurück. Die persönliche Seite der ganzen Angelegenheit verschwindet aber um der Klarheit und des Friedens willen je eher je besser von der Tagesordnung. Mit welchem Rechte Veremundus mir vorwirft, ihn mißverstanden zu haben, mag der unbefangene Leser beider in Betracht kommenden Schriften nach seiner eigenen Ueberzeugung beurtheilen. Gegen die weitere Anklage Karl Muths, ich *wolle* ihn nicht verstehen, kann ich nur einfach als gegen eine objectiv unrichtige Behauptung den Einspruch eines ehrlichen Mannes erheben. ..."

Recenſionen.

1. **Tractatus de censuris ecclesiasticis cum appendice de irregularitate.** Juxta probatissimos auctores et commentatores ad usum theologorum IV. anni et sacerdotum in vinea Domini laborantium, concinnatus a P. ***Hilario a Sexten,*** Ordinis Capucinorum Prov. Tirol. septentrionalis exprovinciale, lectore theolog. moral. approbato, examinatore pro approbatione confessariorum in dioecesi Tridentina etc. Cum approbatione et facultate Excellentissimi ac Reverendissimi Episcopi Tridentini ac Principis, nec non Celsissimi ac Reverendissimi Episcopi Moguntini, atque Reverendissimi Ministri Generalis Ordinis. 8°. (XXIII u. 357 S.) Moguntiae, Kirchheim, 1898. Preis *M.* 5.

2. **De censuris latae sententiae iuxta hodiernam Ecclesiae disciplinam brevis expositio et explanatio** auctore ***Eduardo Gonella,*** Sac. Taurin. Editio altera accuratius emendata et novissimis additamentis locupletata. 12°. (XIV u. 221 S.) Taurini, Marietti, 1899. Preis *M.* 1.60.

1. Der Tractatus de censuris ecclesiasticis vervollſtändigt die frühern Veröffentlichungen desſelben Verfaſſers Compendium theologiae moralis und Tractatus pastoralis de sacramentis. Zur Herausgabe bewogen ihn außer der zu dürftigen Behandlung des Gegenſtandes in den ebengenannten Werken die Nothwendigkeit ſeiner Kenntniß für die Verwaltung des Bußſacramentes und die Erfahrung, daß derſelbe bei den theologiſchen Studien häufig zu kurz kommt.

Die Haupteintheilung iſt in der Aufſchrift angedeutet. Dem allgemeinen Theile über Weſen, Eintreten und Aufhebung der geiſtlichen Strafen folgt die Lehre über die einzelnen Arten derſelben und dann die Erklärung der geltenden, durch Geſetzbeſtimmung von ſelbſt eintretenden Cenſuren (censurae latae sententiae), letztere in der Reihenfolge der Bulle Pius' IX. „Apostolicae Sedis" vom 12. October 1869. Der Anhang über die kirchlichen Weihehinderniſſe bietet gleichfalls in zwei Theilen die allgemeine Lehre und die einzelnen nach heutigem Recht giltigen Beſtimmungen.

Die Lehren von den geiſtlichen Strafen und den Weihehinderniſſen kommen in der kirchlichen Verwaltung ſehr oft zur Anwendung. Ihre Kenntniß wird von allen, welche die kirchliche Leitung führen ſollen, gefordert. Dementſprechend iſt eine neue Darſtellung häufig nothwendig geworden, und es hat ſich bezüglich der Auffaſſung mancher Beſtimmungen eine allgemeine Annahme gebildet, welche in der Praxis befolgbar iſt bezw. befolgt werden muß. Die kirchliche Geſetzgebung nun mit ihrer überlieferten Erklärung dem Leſer vorzuführen, war die Abſicht des Verfaſſers. Damit war eine ſorgfältige Berückſichtigung fremder Anſichten geboten. Ja, ſollte das Buch ein zuverläſſiger Führer für den Studirenden ſein, ſo durften die kirchlichen Beſtimmungen nur im Anſchluß an die bewährte Auffaſſung geboten werden.

Wir ſehen ab von einigen Punkten, welche durch ſpäter veröffentlichte Entſcheidungen eine genauere Faſſung erhalten haben, z. B. daß die Nothlage des Beichtenden, ſonſt während mehrerer Tage der Losſprechung entbehren zu müſſen, dem Nichtbevollmächtigten die Wegnahme der Strafe geſtattet, ferner daß ſolche, die ſich offenkundig an geiſtlichen Perſonen vergriffen haben, dem Kirchenbanne mit allen ſeinen Folgen unterliegen. Doch möchten wir uns einige andere Bemerkungen erlauben. Die Beſtimmung Martins V. „ad vitandum“ hat nach allgemeiner Annahme eine Regel für die ganze Kirche gebildet, obwohl ihr urſprünglich nur beſchränkte Geltung zukam. Nach dem Ausdruck S. 52 möchte es nämlich ſcheinen, als habe die Beſtimmung Martins V. nicht einfachhin auf alle Länder Anwendung. — Der Behandlung des Interdictes iſt die Frage über den Urſprung desſelben vorausgeſchickt (S. 80). Eine ganz kurze Bemerkung dieſer Art wäre in einer neuen Auflage auch für die andern Arten der geiſtlichen Strafen zu empfehlen. — S. 231 wird die allgemeine Regel aufgeſtellt, der Betrag des veräußerten Kirchengutes oder ſonſtiges Stiftungsvermögen müſſe, falls nicht anderweitige Anordnung vorliegt, auf Erwerb von Grundeigenthum oder Grundrenten verwendet werden. Nach der jetzigen Uebung kann dieſe Regel wohl nicht allgemein als bindend angeſehen werden.

P. Hilarius gibt zu, daß die kirchlichen Weihehinderniſſe nicht zuſammen mit den Strafen behandelt werden ſollten, ſchließt ſich jedoch dem allgemeinen Gebrauche an. Zur Begründung eines Weihehinderniſſes ſcheint nach ihm das geſchriebene Recht gefordert zu ſein (S. 276). Dieſe Anſicht iſt zwar vielfach vertreten, folgt jedoch nicht nothwendig aus der dort genannten Stelle.

Das Buch würde an Selbſtändigkeit gewonnen haben, wenn bei getheilter Meinung über eine Frage eine beſtimmte Stellungnahme für die eine der Auffaſſungen hervorträte; doch iſt das behandelte Gebiet recht ſchwierig, und ſo mag der Verfaſſer die Entſcheidung zwiſchen den ſtreitenden Anſichten dem Leſer überlaſſen haben. Auch kann es dem Verfaſſer nicht zum Vorwurf gereichen, wenn er auf die Anſicht bewährter Autoren großes Gewicht legt. Zwar iſt eine Lehre deshalb noch nicht richtig, weil ſie von einem anerkannt tüchtigen Schriftſteller vertheidigt wird, aber nach dem Vorgehen bedeutender Erklärer hat ſich nun einmal die Auffaſſung und Anwendung vieler Rechtsſätze ausgebildet, und es wäre nicht zu billigen, wollte eine Schrift wie die vorliegende dieſe Richtſchnur

in der Geſetzeserkenntniß außer acht laſſen. Das ganze Buch iſt praktiſch angelegt, gut geordnet und entſpricht ſeiner Aufgabe.

2. Die „Opella“, wie die Vorrede ſich ausdrückt, iſt dem Oberhirten des Verfaſſers gewidmet. Auch ſie ſoll die Lehren von den geiſtlichen Strafen für die praktiſche Anwendung darſtellen. Deshalb ſind Erklärungen, welche ein tieferes Verſtändniß des Gegenſtandes bezweckten, nicht aufgenommen; ſelbſt von einer Darlegung der allgemeinen Grundſätze über die geiſtlichen Strafen iſt abgeſehen. Unter der Annahme, daß der Leſer eine hinreichende Kenntniß dieſer Dinge aus ſeinen theologiſchen Studien mitgebracht hat, dürfte dagegen nichts einzuwenden ſein, zumal die Schrift nur eine kurzgefaßte Anleitung für die Praxis geben ſoll.

Die Anlage des Büchleins iſt höchſt einfach. Zu den Artikeln der Bulle „Apostolicae Sedis“ werden Erklärungen gefügt. Beſtimmungen jüngerer Zeit werden an der betreffenden Stelle eingereiht, und einige beſondere Fragen, z. B. über die Zulaſſung der Cenſurirten zu dem Empfang der heiligen Sacramente und zum kirchlichen Begräbniß, über beſondere Verordnungen für Rom, ſind im Anhang behandelt. — S. 7 werden die Anhänger des Spiritismus zu den im Glauben Irrenden gezählt und auf ſie der erſte Artikel der Bulle angewendet. Obwohl nun Spiritismus an ſich noch keine glaubenswidrige Lehre enthalten muß und inſofern ſeine Uebung nicht dem Aberglauben angehört, ſo iſt derſelbe doch für gewöhnlich, wie die Anmerkung hervorhebt, mit Glaubensirrthum verbunden. — Da Artikel 2 nur ſolche der Cenſur unterſtellt, welche „wiſſentlich“ die dort genannten Bücher leſen, ſo entſchuldigt jede Unwiſſenheit über die Zugehörigkeit des Buches zu dieſer Art, mag die Unkenntniß auch ſchuldbar, ſogar abſichtlich herbeigeführt ſein. Gonella will nun (S. 13) die abſichtlich aufrecht erhaltene Unkenntniß nicht als Entſchuldigungsgrund gelten laſſen und beruft ſich dafür auf den hl.. Alfons von Liguori — wie uns ſcheint, nicht mit Recht. Der Heilige behandelt die Frage in ſeiner Moraltheologie (l. VII, n. 296). Bezüglich der beabſichtigten Unwiſſenheit iſt daſelbſt auf n. 48 verwieſen. An der Stelle wird nun bei einer Strafe, welche wiſſentliche Uebertretung trifft, die beabſichtigte Unkenntniß als wahrſcheinlicher Entſchuldigungsgrund durchaus nicht abgewieſen, obgleich der hl. Alfons der entgegenſtehenden Anſicht „mehr anhängt wenigſtens als der allgemeinern“.

Bei der Beſtimmung gegen diejenigen, welche die freie Amtsthätigkeit des Apoſtoliſchen Stuhles oder ſeiner Vertreter hindern, ſteht S. 32 zum Worte „legati“ die Anmerkung: „Excipiuntur hic a Ciolli ‚Legati nati‘ (ut essent Vicarii Apostolici), et Episcopi in iis quae ordinaria iurisdictione peragunt utpote ‚Delegati Apostolici‘.“ „Legati nati“ heißen mehrere Biſchöfe, welche dieſen Titel als althergebrachte Auszeichnung ihrer Kirche führen. Mit den Apoſtoliſchen Vicaren ſind dieſelben nicht zu verwechſeln.

In dem Artikel über die unerlaubte Verwendung von Meßalmoſen werden die neuern Ergänzungen des Verbotes verhältnißmäßig weitläufig behandelt (S. 123—140). Eine etwas größere Ausführlichkeit auf Grundlage der neueſten Entſcheidungen hätten wir S. 151 gewünſcht, weil dort der Beichtvater Aufſchluß darüber erwartet, wann ihm auch beim Mangel einer beſondern Erlaubniß die

Losſprechung geſtattet iſt. Zumal hätte das Wiedereintreten der Cenſur, falls bei einer ſolchen Losſprechung der kirchlichen Vorſchrift keine Folge geleiſtet wird, genauer beſtimmt werden müſſen.

Es war nicht leicht, auf ſo engem Raum alle einſchlägigen Fragen zu berühren und für jede Anwendung ſogleich den gewünſchten Aufſchluß an die Hand zu geben. Die folgenden Auflagen werden eine Vervollkommnung nach dieſer Seite hin ermöglichen. Die angedeuteten Ausſtellungen bezwecken nur, die Aufmerkſamkeit darauf zu lenken. **Joſ. Laurentius** S. J.

Einleitung in die Chronologie. Zweite, umgearbeitete und ſtark vermehrte Auflage. Von Dr. **B. M. Lerſch.** I. Teil: Zeitrechnung und Kalenderweſen der Griechen, Römer, Juden, Mohammedaner und anderer Völker, Aera der Chriſten. gr. 8°. (VIII u. 248 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis *M.* 5.60.

Mit dem erſtaunlichen Aufſchwung, welchen in den letzten Jahrzehnten Alterthumskunde und Geſchichtsforſchung genommen haben, ſollte nothwendig auch eine regere Pflege chronologiſcher Unterſuchungen Hand in Hand gehen; denn ohne ſie iſt es oft unmöglich, den urſächlichen Zuſammenhang geſchichtlicher Ereigniſſe klar zu durchſchauen und die Stufenfolge in dem geiſtigen Entwicklungsgang der verſchiedenen Völker mit Sicherheit zu ermitteln. Die Chronologie iſt aber nicht bloß Hilfswiſſenſchaft; ſie verdient auch um ihrer ſelbſt willen ernſte Würdigung und eifriges Studium, da ſie für ſich allein ſchon ein gutes Stück Culturgeſchichte darbietet. In der Zeitrechnung der meiſten Völker ſpiegeln ſich ja ihre religiöſen Anſchauungen und politiſchen Verhältniſſe wieder, und bei den alten Orientalen zeugt der Kalender außerdem von einer überraſchenden Tüchtigkeit auf dem Gebiete aſtronomiſcher Beobachtungs- und Rechenkunſt.

Allein gerade der Mangel an aſtronomiſchen Vorkenntniſſen und die ziemlich verwickelten Verhältniſſe der techniſchen Chronologie, welche ſich bei faſt allen Völkern in verſchiedener Weiſe ausgeſtaltet haben, ſchreckten ſchon manchen von chronologiſchen Unterſuchungen zurück.

In der That bedarf es auch, wenn irgendwo, ſo gerade hier eines kundigen Führers, der es verſteht, ohne allzu großen Aufwand von Mühe und Zeit den Lernbegierigen mit dem Nothwendigſten vertraut zu machen und zu einem ſichern, ſelbſtändigen Vorangehen anzuleiten. Eine ſolche Führerrolle kann dem oben bezeichneten Werke von Dr. Lerſch mit Recht zugeſprochen werden.

Schon die erſte Auflage fand auf zuſtändiger Seite eine recht günſtige Aufnahme; aber das beſte Zeugniß für die Vortrefflichkeit der erſten Auflage iſt das Erſcheinen einer zweiten, die aber durchaus nicht — wie der Verfaſſer beſcheiden angibt — nur eine Umarbeitung und ſtarke Vermehrung des frühern Büchleins iſt, ſondern ein faſt völlig neues Buch darſtellt; iſt doch der bis jetzt erſchienene erſte Theil allein ſchon erheblich umfangreicher als das frühere Ganze.

An dieſem wurden namentlich Klarheit und Bündigkeit im Ausdruck, Ueberſichtlichkeit in der Anordnung und Darſtellung des Stoffes und die Reichhaltigkeit des Materials gerühmt. Zum Glück hat das neue Buch keinen der Vorzüge

des alten verloren und außerdem noch weitere hinzugewonnen. Dahin gehört vor allem eine viel eingehendere Behandlung der aſtronomiſchen Grundlage, auf welche ſich die Chronologie aufbaut. Manches, was früher zu knapp ausfiel, iſt dadurch leicht verſtändlich geworden. Dies gilt beſonders von den Jahrespunkten, den Finſterniſſen und dem für die orientaliſche Chronologie ſo wichtigen Neulicht. Zu begrüßen iſt es auch, daß die heliakiſchen Auf- und Untergänge der Geſtirne und ganz beſonders die Planetenpoſitionen als Zeitbeſtimmungsmittel gebührend gewürdigt werden, wenn auch die Berechnung der letztern dem Aſtronomen überlaſſen werden muß.

Mit der Erläuterung der einzelnen aſtronomiſchen Begriffe verbindet der Verfaſſer zweckmäßig jedesmal eine Darlegung ihrer Bedeutung in der techniſchen Chronologie. So gewinnt der Leſer leicht einen vollſtändigen, intereſſanten Ueberblick über die mannigfaltigen Formen, welche die Hauptzeitmaße der Natur bei den verſchiedenen Culturvölkern vom Alterthum bis in die Neuzeit angenommen haben — ſei es, daß jene großen Zähleinheiten der Zeit mit größerer oder geringerer Genauigkeit beſtimmt wurden und dann aus Rückſicht auf das bürgerliche oder religiöſe Leben noch beſondere Aenderungen erfuhren, ſei es, daß man die Naturmaße mit Hilfe von allerlei Uhrvorrichtungen noch weiter theilte oder aus Tages-, Monats- und Jahresſummen Zähleinheiten höherer Ordnung ſchuf. Neben den ſo entſtandenen bekannten Cyklen werden aber auch die Anfänge der täglichen, jährlichen und hiſtoriſchen Zeitrechnung (Aeren, Regierungsjahre) erörtert. Erſt nach dieſer allgemeinen Rundſchau geht der Verfaſſer auf die ganz beſondern Eigenthümlichkeiten der einzelnen Zeitrechnungen ein, welche im Titel des Buches erwähnt werden.

Allerdings mußten bei dieſer Anlage Wiederholungen eintreten, welche man bei einem rein wiſſenſchaftlichen Werke nicht gerne ſehen möchte, welche aber einem praktiſchen Lehrbuch eher zum Lobe als zum Tadel gereichen. In dem ſpeciellen Theile erwartet vielleicht mancher Leſer, daß Aegypter und Babylonier den erſten Platz einnehmen, da ja Griechen und Römer und Juden ihre aſtronomiſch-chronologiſchen Kenntniſſe wenigſtens zum Theil aus dem Nil- und Euphratlande bezogen haben. Allein da hierin noch manche Unklarheit herrſcht und die Entzifferung jener älteſten Chronologie erſt im Werden begriffen iſt, ſo that der Verfaſſer vielleicht gut daran, dieſelbe nicht zur Grundlage der übrigen Zeitrechnungen zu wählen. Uebrigens bietet das Buch auch über die ägyptiſche, die chaldäiſche ſowie die chineſiſche Zeitrechnung ſehr gute Belehrung.

Wo es gut angeht, wird der Leſer mit kurzen und leichtverſtändlichen Rechnungsverfahren bekannt gemacht, die für viele Fälle vollſtändig genügen; daneben wird aber auch auf genauere Verfahren mit den nothwendigen Erklärungen hingewieſen.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß angeſichts der ſo großen Fülle von Einzelheiten und der weit zerſtreuten Specialliteratur das eine oder andere nicht ganz einwandfrei erſcheint oder einer kleinen Ergänzung bedarf.

So findet es der Verfaſſer (S. 27) auffallend, daß faſt kein Volk mit dem ſideriſchen, ſondern mit dem tropiſchen Jahre rechne; dies iſt jedoch keines-

wegs auffallend. Selbſt die nur annähernde Beſtimmung des ſideriſchen Jahres war ja weit ſchwieriger auszuführen als die des tropiſchen. Longitudo anni siderei subtilioris est observationis, bemerkt Kepler gerade mit Bezug auf die ältern Beobachtungen der Chaldäer, Aegypter und Griechen (Op. omn. ed. Frisch VI, 275). Man bedurfte genauer Beobachtungen über heliakiſche Aufgänge der Fixſterne oder Finſterniſſe, die nur einigen wenigen aſtronomiekundigen Völkern zur Verfügung ſtanden. In der That haben denn auch die Inder das ſideriſche Jahr (Schram, Hilfstafeln für Chronologie S. 48), und von den Chaldäern wird Recenſent in Bälde das gleiche nachweiſen. Aber auch abgeſehen von jener Schwierigkeit, liegt uns die Wahrnehmung der Solſtitial- oder Aequinoctialpunkte, welche zur Kenntniß des tropiſchen Jahres führt, viel näher, wenn auch ihre genaue Feſtſtellung nicht leicht iſt.

S. 55 heißt es: „Cäſar wollte die Jahrespunkte nicht wie die Chaldäer auf den Anfang der Zeichen, ſondern auf den 8. Grad ſetzen." Stände hier ſtatt „die Chaldäer" Hipparch, ſo wäre es richtig. Es iſt das wohl nur ein Verſehen; denn S. 180 bemerkt der Verfaſſer in Bezug auf eine Notiz Columellas ganz richtig, Cäſar habe gerade von den Chaldäern die Termine der Jahrespunkte entlehnt — allerdings (wie Recenſent noch darthun wird) nur dem äußern Scheine nach; denn der 8. Grad des Widders, Krebſes ꝛc. bedeutete bei Cäſar etwas ganz anderes als bei den Chaldäern.

S. 189 Abſ. 2 ſind die Chineſen unter die Aegypter gerathen, aber die Sache ſelbſt iſt richtig. Eine gute Zugabe zu § 29 (Planetenſtellung zur Zeitbeſtimmung benutzt) wäre der Hinweis auf mehrere Keilinſchriften mit zahlreichen Planetenpoſitionen, welche PP. Epping und Straßmaier unterſucht haben; ſie finden ſich in der „Zeitſchrift für Aſſyriologie" V, 281. 342 und VI, 89. 217.

Zuweilen empfindet man das Bedürfniß nach einer genauern Angabe der Literatur; aber es wäre unbillig, von dem Verfaſſer einer „Einleitung" zu verlangen, daß er nur eigentliche Quellenwerke citire.

Dieſe wenigen Bemerkungen können den Herrn Verfaſſer nur überzeugen, daß Recenſent deſſen Werk mit lebhaftem Intereſſe geleſen hat; einen Tadel enthalten ſie nicht. Vielmehr wünſchen wir dem Verfaſſer Glück zu einer Arbeit, die durch Klarheit und Allſeitigkeit, durch die Zuverläſſigkeit ihrer Angaben und ihre anregende Form des Erfolges ſicher iſt. Möge der zweite Theil (die chriſtliche Chronologie im beſondern) ſich würdig an den erſten reihen.

F. X. Kugler S. J.

Geſchichte der katholiſchen Pfarreien im Herzogtum Oldenburg. Herausgegeben von **Karl Willoh**, Seelſorger an den Strafanſtalten in Vechta. 8°.

A. Dekanat Vechta-Neuenkirchen. I. Band: Die Pfarren Bakum, Damme, Dinklage, Goldenſtedt, Holdorf. (X u. 490 S.) II. Band: Die Pfarren Jever, Langförden, Lohne, Lutten, Neuenkirchen, Oldenburg, Oythe, Steinfeld, Veſtrup, Visbeck. (488 S.) III. Band: Die Pfarren Vechta und Wildeshauſen. (552 S.)

B. Dekanat Cloppenburg. IV. Band: Die Pfarren Altenoythe, Barſſel, Bösel, Cappeln, Cloppenburg-Crapendorf, Emſtek, Eſſen, Friesoythe. (IV u. 522 S.)
Köln, Bachem, 1898/99. Preis pro Band *M.* 5; zuſ. *M.* 20.

Es war kein bisher unangebautes Feld, von welchem in den vorliegenden Bänden ſo reiche Garben eingeheimſt werden. Nicht zu reden von den ältern Arbeiten Drivers und Nieberdings, hat noch in neuerer Zeit Dr. C. L. Niemann in ſeiner Geſchichte des „Oldenburgiſchen Münſterlandes" die geſamte kirchliche Entwicklung der beiden Oldenburgiſchen Decanate mit allen ihren Pfarreien im einzelnen und nach allen weſentlichen Geſichtspunkten ſeiner Darſtellung einverwoben. Dabei fand der genannte Localforſcher ſich bereits in der vortheilhaften Lage, neben der gedruckten Literatur mit vollen Händen aus den Acten und Viſitationsprotokollen des biſchöflichen Generalvicariatsarchivs in Münſter ſchöpfen zu können.

Um ſo mehr muß es hervorgehoben werden, daß auch nach und neben ſo vielen fleißigen Arbeiten in der gleichen Richtung die „Geſchichte der katholiſchen Pfarreien" ihren Werth und ihre Berechtigung hat. Ein großer Reichthum von handſchriftlichem Material, welches Niemann und ſeinen Vorgängern unzugänglich geblieben war, wird hier zum erſtenmal ausgenutzt, ſo vor allem die ergiebigen Archivalien des Officialatsarchivs. Aus den noch vorhandenen Hebe- und Lehenregiſtern, aus Stiftungs-, Schenkungs- und Verkaufsurkunden, aus Privatbriefen und Proceßacten iſt ſorglich alles geſammelt, was auf die Verhältniſſe der Vergangenheit ein Licht zu werfen ſchien. Infolgedeſſen war es möglich, die Vorgänger auf dieſem Gebiete nicht nur in zahlreichen Fällen zu berichtigen, ſondern ihre Darſtellung auch weſentlich zu ergänzen. Dabei iſt es das gefliſſentliche Eingehen auf das Einzelne und Kleine — durch Niemanns weiter ausgreifenden Arbeitsplan ſchon von ſelbſt ausgeſchloſſen —, was dem vorliegenden Werke den beſondern Werth verleiht. Bildet ja dies gerade den eigenthümlichen Reiz der Localgeſchichte. Dem rechten Liebhaber der Heimatskunde iſt nichts bedeutungslos. Die einzelnen Kapellen und Bauerſchaften, die Häuſer und Grundſtücke, die Familien und Familiennamen, die verſchiedenen Kirchen- und Gemeindeämter durch die Jahrhunderte zurückzuverfolgen bis ins graue Alterthum, und in die alten Zeiten ſich wieder hineinzuleben: das iſt dem Mann von echtem deutſchen Sinn eine genußreiche und nicht unfruchtbare Wanderſchaft im Geiſte. Aber bei ſolchem Gegenſtande wie hier hat das Eingehen auch auf das Einzelnſte noch ſeine höhere wiſſenſchaftliche Bedeutung. Die Leiden des Dreißigjährigen Krieges, die Wirkungen des Nordiſchen wie des Siebenjährigen Krieges, die confeſſionellen Verſchiebungen in ihrem Gefolge, die eigenthümlich zwitterhaften Zuſtände, wie das Eindringen der Reformation und die 70 Jahre ſpäter erfolgende katholiſche Wiederherſtellung im Münſterſchen Stifte ſie mit ſich brachten, verſtehen ſich von Grund aus erſt durch die Darſtellungen im kleinen, wie ein verworrenes Gewebe ſeine Fäden erſt zu unterſcheiden lehrt unter dem Mikroſkop. Das Gleiche gilt in verſtärktem Maße hinſichtlich jener Momente, welche unmittelbar das Leben

des Volkes und deſſen wirtſchaftliche Thätigkeit betreffen. Was als das Kleinlichſte und Unbedeutendſte erſcheinen könnte, iſt hier zuweilen das Bedeutungsvollſte.

Mit Recht iſt übrigens der Verfaſſer in der Vorrede des erſten Bandes der Auffaſſung entgegengetreten, als böte die Vergangenheit der katholiſchen Theile Oldenburgs „zu wenig intereſſante Epiſoden, als daß es ſich verlohne, dieſelben aus dem Actenſtaub ans Licht zu ziehen“. In der That hat auch auf dieſem Stücke münſterländiſchen Bodens „ein Volk gewohnt voll Saft und Kraft, würdig ſeiner alten Vorfahren, der alten Sachſen“. Es bedarf nur eines Blickes auf die durch Jahrhunderte ſich hinziehenden, an Erbitterung wie an Wechſel reichen Kämpfe zwiſchen den Bauern der Münſterſchen und der Osnabrückſchen Angehörigkeit innerhalb der einen Pfarrei Damme (I, 122—132), um den alten Sachſencharakter in unverfälſchter Naturwahrheit wieder vor ſich zu ſehen. Erſt mit der Oldenburgſchen Herrſchaft und nach Zuſtandekommen der betreffenden Abmachungen mit Hannover begann ſeit 1820 ein Friedenszuſtand ſich anzubahnen. Von ihrer ſchönern Seite zeigt ſich die alte Sachſenart hinwieder in jenen zwei Familien in Jever (II, 2. Anm.), welche ungeachtet der Proteſtantiſirung des ganzen Landes und trotz jahrhundertelanger ſchwerer Bedrückung bis auf den heutigen Tag ihrem katholiſchen Glauben treu geblieben ſind.

Manches weiſen dieſe Bände auf, was in Deutſchland wohl einzig in ſeiner Art daſtehen dürfte. Es war ſchon ein ſtarkes Stück, daß während der Beſetzung Vechtas durch die Schweden (1647—1654) längere Zeit hindurch der katholiſche Paſtor ſich gefallen laſſen mußte, in der Pfarrpredigt mit dem proteſtantiſchen Feldgeiſtlichen der Schweden abzuwechſeln, ſo daß an einem Sonntag der katholiſche Prieſter das Wort Gottes verkündete, während am darauffolgenden ein proteſtantiſcher Prediger vor der gleichen Gemeinde die gleiche Kanzel beſtieg, um den Prieſter wie deſſen Kirche und Bekenntniß zu ſchmähen (III, 107). Friedlicher, aber nicht minder eigenthümlich war das berühmte simultaneum mixtum von Goldenſtedt. Es beſtand darin, daß über zwei Jahrhunderte lang in derſelben Pfarrkirche und für dasſelbe Volk ein katholiſcher Pfarrer und ein proteſtantiſcher Küſter mit einem katholiſchen Organiſten den Pfarrgottesdienſt abhielten (I, 405). Der Prieſter ſang das Hochamt, und die Katholiken allein reſpondirten ihm. In den Pauſen ſangen die Proteſtanten allein die Lieder, welche der Küſter aus dem proteſtantiſchen Geſangbuch anſtimmte und welche der katholiſche Organiſt begleiten mußte. Bis zur Communion des Prieſters waren dies Lieder, welche für die Katholiken nicht anſtößig klangen und welche ein- für allemal feſtgeſetzt waren. Dann aber folgte ein Lied nach des Küſters freier Wahl, meiſt ſpecifiſch proteſtantiſch, welches jedoch in dem Augenblick verſtummen mußte, da der Prieſter den Kelch zugedeckt hatte. Nach dem Hochamt war Predigt, eingeleitet durch eine Geſangſtrophe der Proteſtanten. Wenn mit dem Schluß der Predigt die Katholiken das Gotteshaus verließen und auch der katholiſche Organiſt ſeine Thätigkeit einſtellte, gab der proteſtantiſche Küſter nochmals das Zeichen zu einem proteſtantiſchen Bekenntnißlied, das ohne Orgelbegleitung der katholiſchen Predigt und den Katholiken gleich einem Proteſt, oft in recht ſcharfer Tonart, nachgeſungen wurde. Auch an rein katholiſchen Feſttagen, wie Mariä Empfängniß,

Frohnleichnam, Allerheiligen u. dgl., kamen die Proteſtanten mit den Katholiken in dieſer Weiſe zu Hochamt und Predigt; ebenſo in der Chriſtmette der Weihnachtsnacht, am Aſchermittwoch, an den Freitagen der Faſtenzeit und zu den Nachmittagsandachten an Weihnachten, Oſtern und Pfingſten, bei welchen eine Predigt gehalten wurde. Nur bei dem Nachmittagsgottesdienſt der übrigen Sonn- und Feſttage, bei der Frühmeſſe des Sonntags und zu den Meſſen an Werktagen kamen die Katholiken allein zur Kirche. Am 5. Juni 1850 wurde endlich für die Proteſtanten ein eigenes Bethaus eingeweiht, und durch Vertrag vom 30. November des gleichen Jahres bewilligten ihnen die Katholiken als Ablöſungsſumme für alle ihre Rechtsanſprüche 600 Thaler. Aber auch jetzt noch zog ein Theil der Proteſtanten, die lutheriſchen Rüſſener, es vor, auf längere Zeit hinaus beim katholiſchen Gottesdienſte zu verharren.

Es iſt eine bemerkenswerthe Thatſache, daß dieſer Zuſtand, ähnlich wie es nicht ſelten bei gemiſchter Kindererziehung in Miſchehen ergeht, zu einer Quelle unabläſſiger Beargwöhnung und kleinlicher, oft mit leidenſchaftlicher Erbitterung geführter Streitigkeiten geworden war. Converſionen und ſelbſt gemiſchte Ehen zwiſchen Gemeindegliedern gehörten zu den größten Seltenheiten und waren Ereigniſſe, die faſt jedesmal gewaltige Erſchütterungen und Aufregungen hervorzurufen pflegten.

Eine merkwürdige Erſcheinung anderer Art bietet die Thatſache, daß bei Wiedereinführung der katholiſchen Religion in den der neuen Lehre anhängenden Theilen des Münſterlandes 1613 von 7 Pfarrgemeinden ein altes Recht in Anſpruch genommen wurde, ihre Pfarrer ſelbſt zu wählen. Aber nur eine einzige derſelben, die Pfarre Steinfeld, konnte mit einer Urkunde aus dem Jahre 1187 ihr Recht nachweiſen. Dieſer iſt es denn auch ungeſchmälert verblieben, freilich als ein immer neuer Anlaß zu erbitterten Kämpfen und Feindſeligkeiten und zu einer Kette von Schwierigkeiten für die biſchöfliche Behörde (II, 340).

Daß es bei einer ſolch eingehenden Darſtellung, die zum Theil bei den trübſten Zeiten unſerer Kirchengeſchichte am längſten verweilen muß, an manchem Bilde menſchlicher Armſeligkeit nicht fehlt, darf kaum überraſchen. Iſt es ja meiſtens gerade das Ordnungswidrige und Schlechte, was in den geſchichtlichen Documenten am deutlichſten und auch am breiteſten ſeine Spuren zurückläßt. Ueber die Tugenden von Prieſtern werden nicht Proceſſe und Gerichtsverhandlungen angeſtellt. Von einer Reihe braver, pflichtgetreuer Geiſtlichen weiß man außer ihrem Namen kaum etwas anderes, als daß ſie in einem an Opfer und Arbeit überreichen Leben zu ſchweren Anklagen nicht Veranlaſſung gegeben haben. Immerhin erſcheinen trotz der Spärlichkeit der Nachrichten neben dem Auswurf des Apoſtatenthums und den ſchwachen Opfern einer böſen Zeit auch prächtige Geſtalten von exemplariſchen Seelſorgern, die oft auch um das zeitliche Wohl ihrer Gemeinden die größten Verdienſte ſich erworben haben. Es ſei nur hingewieſen auf Männer wie Paſtor Krümpelbeck von Lohne (II, 170), Paſtor Waſſermann von Langförden (II, 63), Paſtor Schade von Crapendorf (IV, 232) und andere.

Nicht viel Erfreuliches weiß der Verfaſſer beizubringen über den eingeſeſſenen Adel, der zum großen Theil der neuen Lehre anhing. Doch bietet das Werk

wenigſtens außerordentlich vieles, was für die Geſchichte dieſer Adelsfamilien, ihrer Verzweigungen wie ihrer finanziellen Auf- und Niedergänge dienlich ſein könnte. Eine überaus ehrenvolle Stellung nimmt unter allen die treu katholiſche Familie der Grafen von Galen ein. Abgeſehen ganz von der dominirenden Geſtalt eines Bernhard Chriſtoph, des größten der Münſterſchen Fürſtbiſchöfe der ſpätern Zeit, verkündet jeder dieſer vier Bände das Lob dieſes alten katholiſchen Stammes. Für mehr als eine der Pfarreien des Oldenburgiſchen Münſterlandes dürfte der fromme Spruch gelten, den die Franziskaner von Vechta am 13. Juni 1731 in ihren Liber memoriarum eingetragen: „Der Herr ſegne die edle Familie von Galen und überhäufe ihre Nachkommenſchaft mit vielen geiſtlichen und zeitlichen Gütern für die unzähligen Wohlthaten, welche ſie uns erwieſen haben.“

Ungemein wohlthuend berührt die Milde, Billigkeit und Gutherzigkeit, welche die Katholiken dieſer Gegenden ſeit der Beſitzergreifung durch Oldenburg von ſeiten ihrer Herzoge ganz unwandelbar erfahren haben. Sind auch nicht alle Härten eines frühern Regierungsſyſtems ihnen erſpart geblieben, ſo iſt doch — von Sachſen allein vielleicht abgeſehen — kein anderes Regentenhaus in Deutſchland, das während dieſes ganzen 19. Jahrhunderts eines ſo wandellos humanen und wahrhaft landesväterlichen Verhaltens gegen die katholiſchen Unterthanen ſich rühmen könnte wie das herzogliche Haus von Oldenburg.

In der Reihe bunt wechſelnder Bilder, die in dieſen Bänden ſich drängen, fehlt auch der Roman nicht ganz. Ein 30jähriger Edelmann, Karl Hubert v. Meurers aus Preyſig bei Koblenz, als preußiſcher Secondeleutnant beim Freicorps von Corbiers in Emden ſtehend, hatte mit einem braven katholiſchen Mädchen niederer Herkunft ein Verlöbniß eingegangen. Vergebens ſuchte ſein Oberſt ihn auf andere Gedanken zu bringen; die Mesalliance koſtete ihn den Abſchied von der Armee (15. November 1776). Er zog ſich in das entlegene Dörfchen Barſſel zurück, um hier ſeine Ehe abzuſchließen. In dem beſcheidenen Wirtshaus, wo er Wohnung nimmt, beſchäftigt er ſich damit, den Kindern des Wirtes Unterricht zu geben. Er entfaltet ganz ungewohnte pädagogiſche Talente; auch die andern Bauern führen ihm die Kinder zu, und im Handumdrehen iſt eine Sommerſchule zu ſtande gekommen, die dem improviſirten Lehrer ein kleines Gehalt abwirft. Ein liederlicher alter Küſter von 80 Jahren, der das alleinige Recht des Schulhaltens für ſich in Anſpruch nimmt, ſtrengt bei der Behörde in Münſter Klage an. Gutachten werden eingefordert; Unterſuchungen werden angeſtellt; die Gemeinde ſpaltet ſich in zwei Parteien: Leutnant gegen Küſter. Der Paſtor, obgleich im Herzen für den Leutnant, muß den Unparteiiſchen machen. Endlich entſcheidet der Sieg für den Leutnant. Zwar muß er ſich einem Lehrerexamen unterwerfen, aber er beſteht. Bald iſt er auch noch Küſter, Notar und Chirurg dazu. Als 1784 der gute alte Overberg ſeine Schule viſitirt, findet er ſie vortrefflich und ſpendet dem Talent des Lehrers gutes Lob. Im Jahre 1798, nach 22jähriger Thätigkeit, hatte der ehemalige Leutnant die Genugthuung, auf ſein Amt als Lehrer und Küſter zu Gunſten ſeines älteſten Sohnes Johann Wilhelm reſigniren zu können. Ihm ſelbſt war noch ein langes Stillleben beſchieden; er ſtarb in Barſſel 1824. Noch harren ſeine Schickſale des Dichters.

Neben der Geſchichte der Pfarreien nimmt auch die des Franziskanerkloſters von Vechta und des Stiftskapitels zum hl. Alexander von Wildeshauſen die Aufmerkſamkeit des längern in Anſpruch. Die Geſchichte des katholiſchen Gymnaſiums von Vechta iſt als unabhängige Monographie aus dem Rahmen des Werkes ausgeſchieden worden. Zur Geſchichte der Wohlthätigkeit und Armenpflege finden ſich begreiflicherweiſe manche ſchätzenswerthe Beiträge, einiges wenige auch zu den Anfängen der Mäßigkeitsbewegung gegen Mitte dieſes Jahrhunderts. Auffallend iſt die außerordentlich große Zahl von Kirchendiebſtählen oft der horrendeſten Art in den verſchiedenſten Pfarreien des Landes. Sie mögen zum Theil aus der furchtbaren Armut einer leidensvollen Zeit ſich erklären, verrathen aber doch eine ſeltene Roheit des Gemüthes und ein ſtarkes Zurücktreten religiöſer Empfindung.

Mit den Hauptwerth dieſer Bände dürfte wohl dasjenige bilden, was zur Geſchichte der Schule beigebracht wird. Freilich waren bei der Noth der Zeit, der großen Armut des Volkes und den einfachern Lebensverhältniſſen die Leiſtungen in dieſen Schulen nur beſcheiden; aber ſie leiſteten doch, was nothwendig war. Dabei erfährt der alte Satz, daß die Schule die Tochter der Kirche ſei, hier in einer neuen Weiſe ſeine Beſtätigung. Nicht nur wurden weitaus die meiſten dieſer Schulen theils aus Kirchenvermögen dotirt, theils von gläubigen Chriſten aus religiöſen Motiven beſchenkt: viele derſelben verdanken geradezu den freiwillig übernommenen Anſtrengungen eifriger Prieſter und Vermächtniſſen aus deren Privatvermögen ihr Entſtehen und ihren Fortbeſtand. Dafür werden prächtige Beiſpiele erbracht, und es wäre nicht ohne Werth, dieſelben in einer Ueberſicht zuſammenzuordnen.

Mit Rückſicht auf den Reichthum des Inhalts, die Billigkeit im Urtheil und die ganze ſchlichte, beſonnene Art des Verfaſſers kann man über das verdienſtvolle Werk nur Freude ausſprechen. Die etwas gar zahlreichen Wiederholungen hätten bei beſſerer Stoffvertheilung leicht eingeſchränkt und die Ueberſichtlichkeit der ganzen Anordnung mit mehr Erfolg angeſtrebt werden können. In dieſer Beziehung hätte die vom ſel. Herrn Domkapitular Dumont in der Herausgabe geleitete „Geſchichte der Pfarreien der Erzdiöceſe Köln" als Muſter nachgeahmt werden dürfen. Wenn indes, wie zu hoffen ſteht, der Schlußband gute Regiſter bringt, ſo wird der Mangel an Ueberſichtlichkeit kaum mehr empfunden werden, und für ſolche, welchen das Werk weniger zur Lectüre, denn als Nachſchlagewerk zur Orientirung dient, werden die zahlreichen Wiederholungen eher ein Vortheil als ein Nachtheil ſein. Hoffentlich ſieht das große Werk ſchon bald ſeine Vollendung.

Otto Pfülf S. J.

Tier- und Pflanzenleben im Kreislauf des Jahres. Deutſche Heimat-Bilder. Von **B. Tümler**, Verfaſſer der Kriegs- und Friedensbilder, der Wild- und Waldbilder. Mit 25 Vollbildern und 82 Illuſtrationen. 8°. (490 S.) Steyl, Miſſionsdruckerei, 1898. Preis *M.* 6.

Sinnige Naturbetrachtung verbunden mit einem tiefgläubigen Gemüth — das iſt der Grundzug des vorliegenden Buches, welches eine Zierde unſerer popu-

lären naturwiſſenſchaftlichen Literatur genannt werden darf. Es ſind nicht proſaiſche Beſchreibungen, die uns hier geboten werden, ſondern lebensfriſche Mittheilungen, großentheils anknüpfend an eigene Erlebniſſe des Verfaſſers. Dabei zeigt ſich derſelbe als ein ſcharfſichtiger und vielſeitiger Kenner der einheimiſchen Thier- und Pflanzenwelt, der mit ſeiner feinen Beobachtungsgabe auch eine tiefere Auffaſſung der Lebenserſcheinungen verbindet, indem er im Gegenſatz zu der ungläubigen modernen Weltanſchauung immer und immer wieder die Spur des Schöpfers in den Geſchöpfen findet und auch andere dieſe Spuren kennen und lieben lehrt.

Schon in der „offenen Frage", welche als Einleitung dient, iſt der Standpunkt des Verfaſſers ebenſo beſtimmt wie anziehend ausgeſprochen. Anknüpfend an das bekannte Gedicht von Guido Görres: „Wer lehrt die Vögel ſingen ſo ſüß und mannigfalt?" — fordert der Verfaſſer ſeine Leſer auf, mit ihm die Natur als „Bilderbuch Gottes" zu betrachten, welches „die Großthaten unſeres Schöpfers und Herrn in bunten Skizzen und farbenreichen Bildern voll Anmuth und Pracht vor die Seele führt".

Der Inhalt des Tümlerſchen Buches iſt in der That eine Bilderſammlung, eine reiche Galerie bunter, lebendiger, wechſelvoller Bilder, die nach den Jahreszeiten geordnet ſind; durch ſie geleitet der Verfaſſer ſeine Leſer und weiß ihnen bei jedem Bilde etwas Schönes zu erzählen. Im erſten Theile, der die Frühlingsbilder umfaßt, zeigt er ihnen zuerſt eine Birkhahnbalz im Hochgebirge, dann des Frühlings Einkehr in unſere heimiſchen Fluren und der Zugvögel Heimkehr. Darauf beſucht er mit ihnen den Liesner Forſt bei dem Loener Bruch, um das Frühlingsleben im deutſchen Eichenwald zu belauſchen. Er belehrt ſie hierauf über die Beſtäubung der Blüthen, die auch in ſpätern Bildern, aber ſtets von einer neuen Seite, wiederkehrt; aber diesmal zeigt er ihnen insbeſondere die Windblüthen, deren Befruchtung durch den Wind beſorgt wird. Schon iſt ein neues Bild da: die inſectenfreſſenden Säugethiere und an ihrer Spitze der Igel. Sein Schutzmittel, bei Gefahr ſich zuſammenzurollen, wird mit der Bildung eines Carrés in der Schlacht verglichen, indem dabei an das Commando Napoleons bei den Pyramiden erinnert wird: „Fermez le carré! Les ânes et les savants dans le milieu!" Hieran reiht ſich die Vogelwelt des Frühlings und ihr Neſtbau; wir bewundern die verſchiedenen Färbungen der Vogeleier und lernen deren teleologiſche Bedeutung kennen. Gleich darauf ſind wir wiederum mit den Jugendfreunden des Verfaſſers, Karl und Fritz, im Buchenwald, umgaukelt von Waldſchmetterlingen und umblüht von Waldorchideen; die Aufmerkſamkeit des Schmetterlingsfreundes feſſelt die Jagd auf den ſchönen Taufpinner, der nur im Mai von 10—12 Uhr morgens fliegt, während der Botaniker einen Strauß der ſchönſten Waldorchideen ſammelt und ſie ſeinen Freunden erklärt. Nun gehen wir an den Teich und beobachten das Leben des Bläßhuhns und des braunen Waſſerhühnchens. Dann umfängt uns das feierliche Halbdunkel des alten deutſchen Hochwaldes; wir ſchauen dort den Edelhirſch und hören manche intereſſante Geſchichte über die Hirſchjagden und die hiſtoriſch merkwürdigſten Hirſchgeweihe. Hierauf folgt ein neues Bild über die Beſtäubung der Blüthen; diesmal werden uns die Waſſerblüthen gezeigt und erklärt.

Wie dieſe Bilder des erſten Theiles, die dem Frühlingsleben angehören, lebensfriſch gemalt und wechſelvoll geordnet ſind, ſo auch diejenigen der folgenden drei Jahreszeiten. Man wird nicht müde, ſie anzuſchauen, zumal ein poetiſcher Duft ſie alle umgibt. Auch die Ausſtattung des Buches iſt gut und zweckentſprechend, die Abbildungen ſind vortrefflich, insbeſondere die 25 Vollbilder; dieſelben ſind von Künſtlern wie Specht, Kröner, Mützel, Müller u. ſ. w. entnommen. Dabei iſt der Preis ein mäßiger.

Wir können daher dieſes ſchöne „Tier- und Pflanzenleben" allen Naturfreunden aufrichtig empfehlen. Ganz beſonders aber eignet es ſich als Geſchenk für die Jugend. Der jugendfriſche Hauch, der es durchweht, und die Erzählungen aus der Jugendzeit des Verfaſſers, die es durchweben, werden das Intereſſe der jungen Leſer in hohem Grade feſſeln. Die lebhaften Schilderungen werden dem jugendlichen Geiſte Intereſſe an der Naturbeobachtung einflößen und ihm neben ebenſo reicher wie angenehmer naturwiſſenſchaftlicher Belehrung auch ein pietätsvolles Verſtändniß der chriſtlichen Naturauffaſſung bieten, das in heutiger Zeit doppelt werthvoll iſt. Unſere Literatur dürfte wenige Werke beſitzen, die dieſem Zwecke ſo gut entſprechen. Deshalb ſind wir dem hochw. Herrn Verfaſſer für ſeine verdienſtvolle Arbeit zum Danke verpflichtet.

E. Wasmann S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Katechismus des hl. Thomas von Aquin oder Erklärung des Apoſtoliſchen Glaubensbekenntniſſes, des Vater unſer, Ave Maria und der zehn Gebote Gottes. Zweite Auflage, vermehrt mit einer Beilage von fünf bisher nicht veröffentlichten kleinern Katechismen aus dem 13. und 14. Jahrhundert. Ueberſetzt, mit Einleitungen und Anmerkungen verſehen von A. Portmann, Chorherr und Profeſſor der Theologie in Luzern, und X. Kunz, Direktor des Lehrerſeminars in Hitzkirch. Mit biſchöflicher Approbation. 8°. (XVI u. 455 S.) Luzern, Räber, 1899. Preis *M.* 1.25.

Thomas von Aquin beweiſt in ſeinen populären Erläuterungen der Glaubenslehre, daß er es verſteht, ſich zum Volke herabzulaſſen. So müſſen die Herren Katecheten den verdienten Ueberſetzern dieſer 3 opuscula des engliſchen Lehrers lebhaften Dank wiſſen und werden gewiß das Buch in ihre Bibliothek aufnehmen. Der Anhang, fünf Katechismen aus dem 13. und 14. Jahrhundert, erſcheint zum erſtenmal in deutſcher Sprache, eine um ſo werthvollere hiſtoriſche Beilage, als die Drucke, nach denen überſetzt wurde, mit Ausnahme der vierten Nummer, entweder ſelten ſind oder Theile großer Sammelwerke bilden.

Fr. Francisci de Sylvestris Ferrariensis O. P. **Commentaria in libros quatuor contra Gentiles S. Thomae de Aquino.** Editio novissima ad fidem antiquioris exemplaris impressa novoque ordine digesta cura et studio Joachim Sestili S. Th. Doctoris. gr. 8°. Vol. I. (XIII et 654 p.) Vol. II. (XI et 700 p.) Romae, sumptibus et typis Orphanotrophii a S. Hieronymo Aemiliani, 1897 et 98. Preis à *Fr.* 5.

Der Commentar Franz Silvesters von Ferrara aus dem Dominikanerorden zu dem Werke des hl. Thomas von Aquino gegen die Heiden ist eines der werthvollsten Hilfsmittel beim Studium des englischen Lehrers. Darum lag die Ausgabe dieses Werkes dem Heiligen Vater besonders am Herzen. Die alten Drucke waren sehr selten und unbequem. So verdient Sestilis Unternehmen alles Lob. Leider ist der klare Text Silvesters an einigen Stellen durch Anmerkungen, welche von einem vorgefaßten Schulstandpunkt eingegeben sind, verdunkelt.

Le catholicisme et la vie de l'esprit. Par George L.-Fonsegrive. 8°. (VIII et 458 p.) Paris, Lecoffre, 1899. Preis *Fr.* 3.50.

Dieses versöhnliche und geistreiche Buch ist sehr geeignet, manche Mißverständnisse, welche bei Erörterung der alten und der neuen Apologetik die verschiedenen Parteien erhitzten, zu beseitigen oder doch aufzuhellen. Die Verwerfung der altbewährten Methoden erscheint dem Verfasser mit Recht ganz unbegründet. Praktische Rücksichten, die eigenthümliche Geistesrichtung der Leute, welche sich über die Grundlagen des Glaubens unterrichten wollen, werden aber den Apologeten oft zwingen, einen andern Ausgangspunkt zu wählen, neue Argumente vorzubringen, um sich den Auffassungen der Zuhörer anzupassen. Wer wollte das läugnen? Nur sollte man hier von neuen Beweisen sprechen, nicht von einer neuen Methode. Diesen Unterschied hätte Fonsegrive betonen müssen, um die ganze Frage auf ihren wahren Werth zurückzuführen. Der Herr Verfasser unternahm es nun, eine Art Theorie dieser neuen Beweise zu liefern. Er sucht aus dem modernen Leben und der modernen Wissenschaft die Gedanken auszuschälen, welche allgemein anerkannt und als Gemeingut der Menschheit angesehen werden. In einer Reihe geistreicher Essays voll glänzender Stellen, immer ruhig, sachlich, oft tief und erhaben, weist Fonsegrive nach, daß diese Ideale nur in der katholischen Religion ihre wahre Begründung und höchste Vollendung finden. Man übersehe nicht, daß diese Studien ein erster Versuch sind. So ist die Argumentation manchmal zu aphoristisch; die Schlußfolgerungen wirken nicht immer voll und überzeugend; die Begriffe, auch die philosophischen und dogmatischen, entbehren wohl hie und da der nöthigen Schärfe und Klarheit. Zumal im 7. Kapitel kann die Art und Weise, wie über das Verhältniß des Verstandes zur Thätigkeit gesprochen wird, zu Mißverständnissen führen. Andererseits bewältigt der biegsame Ausdruck Fonsegrives schwere speculative Fragen und führt sie uns greifbar schön und lebendig vor Augen. Der Ton bleibt immer edel; auch die Gegner des Buches und seiner Ideen werden sich nicht zu beklagen haben.

Du doute à la foi. Le besoin, les raisons, les moyens, le devoir et la possibilité de croire. Par le Père François Tournebize S. J. Précédé d'une lettre de M. F. Coppée, de l'Académie française. 3ème éd. 12°. (64 p.) Paris, Bloud & Barral, 1899. Preis 60 *Cts.*

Aus der Praxis hervorgegangen, von psychologischem Tact eingegeben, knüpft dieses Büchlein an die Bedürfnisse einer Seele an, welche dem Glauben entfremdet

ward und jetzt das Auge wieder erhebt, um nach einem Lichte auszuschauen, das ihm den Heimweg weise. Gleich anfangs findet man schön und wahr ausgeführt, wie sich alle Fähigkeiten nach dem ruhigen Frieden des Glaubens sehnen, wie das Herz nach dem Glücke ringt, das nur aus dem Glauben erblüht: diesen Augenblick hat der geistreiche Verfasser erspäht, um sein klares, eindringliches Wort an den Freidenker zu richten. Das Eis soll zunächst gebrochen werden; die apologetischen Beweise sind nur kurz angedeutet. Der geistliche Freund, welcher die Umkehr leiten soll, muß in persönlichem Verkehr den Verstand überzeugen. Weiterhin wird sorgfältig die Geistesverfassung gezeichnet, die der Ungläubige sich erringen soll. Demuth muß den Stolz des modernen Gelehrten niederbeugen, Gebet den Verkehr mit Gott eröffnen, Selbstverläugnung dem Herzen die wesentlichen Opfer abzwingen. Recht vernünftige Winke, wie man sich im Zweifel zu verhalten habe, belehren zugleich über die Rolle des Willens beim Glauben. Der Glaube ist eine Gnade; er ist allen, auch den Heiden, zugänglich: diese Doppelwahrheit bildet den Schluß des liebenswürdigen Büchleins. Möge die kleine Schrift, welche den namhaften französischen Dichter und Akademiker Coppée in seiner Bekehrung bestärkt und erleuchtet hat, noch vielen Irrenden die Pfade der Wahrheit und des Friedens ebnen.

Opinions du jour sur les Peines d'Outre-Tombe. Feu métaphorique. — Universalisme. — Conditionalisme. — Mitigation. Par le Père François Tournebize S. J. 12°. (64 p.) Paris, Bloud et Barral, 1899. Preis 60 *Cts.*

Es ist zeitgemäß, zumal in Frankreich, an die kirchliche Lehre von der Strenge und Ewigkeit der Höllenstrafen zu erinnern. Auch wohlmeinende Katholiken bemühen sich hie und da, eine möglichst milde Ansicht über Gottes Strafgerechtigkeit zu verbreiten. Der Herr Verfasser legt einfach die katholische Lehre nach Schrift und Tradition vor. Er übertreibt nirgends. Die Idee von einem rein metaphorischen Feuer erweist er als unhaltbar. Den Universalismus, welcher eine Bekehrung der Verdammten annimmt, den Conditionalismus, welcher von einer Vernichtung oder doch von einem bewußtlosen Leben in der Hölle redet, bekämpft er ruhig aber siegreich. Ebenso weist er die Theorie von einer Milderung der Strafe in die richtigen Grenzen zurück. In Bezug auf die ungetauften Kinder vertritt er die mildeste Anschauung. Das Büchlein verdient alle Anerkennung und weite Verbreitung.

Die Kirchenpolitik der deutschen Katholiken seit dem Jahre 1848 in ihren Zielen und Regeln. Zur Gedenkfeier an die Versammlung des deutschen Episcopats in Würzburg vom 22. Oktober bis 16. November 1848. Herausgegeben von Dr. C. Braun, Dompfarrer in Würzburg. 8°. (56 S.) Mainz, Kirchheim, 1899. Preis 80 *Pf.*

Es ist vielleicht ein Vorwurf für uns deutsche Katholiken, daß wir zu rasch vergessen. Wenn irgend ein Jahrhundert, so ist das jetzt zur Neige gehende reich an Erfahrung und Belehrung gewesen, die es werth sein würden, dem Herzen jedes Katholiken in klar abgegrenzten Grundsätzen unauslöschlich eingeprägt zu bleiben. Statt dessen scheinen klare katholische Grundsätze nachgerade selten zu werden. Eine große That kirchlichen Sinnes und weiser Erkenntniß war daher der Gedanke, den 50. Erinnerungstag an die für uns zur Epoche gewordene Würzburger Bischofsversammlung durch eine Festfeier zu begehen. Die Reden, die bei dieser Gelegen-

heit gehalten wurden, finden sich hier großentheils abgedruckt mit Beifügung von beherzigenswerthen „Leitsätzen aus der Denkschrift des Episkopates". Eingeleitet werden diese gehaltvollen Stücke durch weiter ausgreifende Zeitbetrachtungen, welche die Festfeier und deren Gegenstand in ihrer tiefern Bedeutung erfassen lassen, und abgeschlossen durch heilsame Nutzanwendungen für Gegenwart und Zukunft. Der besondere Nachdruck, der dabei gelegt wird auf eine würdige Vertretung der katholischen Sache in der Presse, und die Wünsche hinsichtlich einer prinzipientreuen Schulung der katholischen Studenten, scheinen zwar zunächst Verhältnisse im Auge zu haben, wie sie Bayern eigenthümlich sind, entbehren aber deshalb nicht des allgemein Giltigen. Die Schrift ist nicht Sensationsschrift und kennt nichts vom Orakelton. Es sind Rathschläge und Gedanken, Erinnerungen und Warnungen, zwanglos angeknüpft an den Inhalt bedeutungsvoller Reden, durch die das Gedächtniß einer großen Vergangenheit erneuert wurde. Ernsten, denkenden Katholiken, die etwas weiter blicken und es gut meinen mit ihrer Kirche, kann die Schrift manche heilsame Erkenntniß bringen und auch manchen Trost gewähren.

Die katholische Kirche unserer Zeit und ihre Diener in Wort und Bild. Deutschland, Oesterreich-Ungarn, die Schweiz und Luxemburg. Unter Mitwirkung von Fachgenossen und unter Benutzung amtlichen Materials bearbeitet von Msgr. Paul Maria Baumgarten. Mit einer geographischen Karte in Buntdruck, 60 Tafelbildern, ungefähr 800 Abbildungen im Text und mehreren statistischen Tafeln. Herausgegeben von der Leo-Gesellschaft in Wien. Folio. (720 S. In 30 Lieferungen à *M.* 1.) 1.—6. Lieferung. (144 S.) Berlin, Allgemeine Verlagsgesellschaft, 1899.

Mit den vorliegenden Lieferungen beginnt der zweite Band eines großen literarischen Unternehmens, die Fortsetzung des in diesen Blättern wiederholt zur Anzeige gebrachten und empfohlenen Prachtwerkes „Rom. Das Oberhaupt, die Einrichtung und die Verwaltung der Gesamtkirche". Doch bildet dieser Band auch für sich selbst ein abgeschlossenes Ganze, hat seinen selbständigen Werth und ist einzeln käuflich. Wenn bei der Ankündigung des Unternehmens in Aussicht gestellt wurde, daß durch dasselbe vor allem der jetzt herrschenden Vorliebe für geschmackvolle Illustration entgegengekommen werden solle, so ist dieses Versprechen glänzend eingelöst. Die Bilder sind, was Mannigfaltigkeit, Kunstwerth oder actuelles Interesse angeht, geschickt ausgewählt und meisterhaft vervielfältigt. Die zum Theil herrlichen Initialen und Randverzierungen sind aus Handschriften und Kunstwerken deutscher Herkunft mit Sorgfalt ausgewählt. Die Leistenverzierung S. 8, die man in Anbetracht ihrer ursprünglichen Bestimmung an solcher Stelle lieber vermieden gesehen hätte, verdankt ihre Aufnahme wohl auch nur der einschmeichelnden Anmuth ihrer Linien. Interesse erweckt die geographische Karte, auf welcher das Verhältniß der Confessionen in den verschiedenen Kirchenprovinzen der in Frage kommenden Länder durch die Farbengebung anschaulich gemacht wird. Den Text besorgte für die allgemeine Einleitung wie die Vorbemerkung zu der Oberrheinischen und Niederrheinischen Kirchenprovinz der Herausgeber, Msgr. Baumgarten, für die sämtlichen bayrischen Diöcesen Professor Jos. Schlecht. Die übrigen Sprengel im einzelnen sind meist von Diöcesan-Angehörigen bearbeitet; es begegnen uns da Namen wie Domcapitular Höhler, Msgr. Gratzfeld, Dr. Pieper, Leimbach u. a. Mit den Autoren wechseln natürlich auch, trotz des gemeinsamen Grundplanes, Ton und Färbung der Darstellung. Bald scheint mehr die Kunstarchäologie, bald mehr

Geſchichte und Poeſie, bald mehr die ſocialen und charitativen Einrichtungen, bald die eigentlich kirchlichen und religiöſen Intereſſen im Grundton vorzuherrſchen. Durchſchnittlich aber wird ſo viel erreicht, daß trotz anerkennenswerther Kürze mit den wichtigſten ſtatiſtiſchen Angaben jedesmal auch das hiſtoriſch und kunſtgeſchichtlich Intereſſanteſte im Bereich der einzelnen Sprengel hervorgehoben iſt. Ueber Urtheile, Anſichten und Werthmaße könnten in einzelnen Fällen die Meinungen auseinandergehen. Als Ganzes aber bildet das Werk, wenn es nur einmal vollendet vorliegt, ein Mittel der Orientirung über die kirchlichen Angelegenheiten unſerer heimiſchen Diöceſen, wie es ſonſt nirgends vorhanden iſt. Den Perſonalien von der Gegenwart angehörenden kirchlichen Perſönlichkeiten, von denen überdies manche über dem Druck bereits weggeſtorben ſind, iſt vielleicht ein unverhältnißmäßig großer Raum zugebilligt worden.

Cardinal Conſalvi. Lebens- und Charakterbild des großen Miniſters Papſt Pius' VII. Von Mſgr. Dr. Engelbert Lorenz Fiſcher, Geheim. Kammerherr Sr. Heiligkeit des Papſtes, Stadtpfarrer in Würzburg. Mit dem Bilde des Cardinals. Mit biſchöflicher Approbation. 8°. (XVI u. 350 S.) Mainz, Kirchheim, 1899. Preis *M.* 4.

Bewunderung für einen wahrhaft großen Staatsmann, der zugleich ein würdiger und großer Diener ſeiner Kirche war, hat den Herrn Verfaſſer hier zum erſtenmal auch auf die Gefilde hiſtoriſcher Darſtellung geführt. Es handelt ſich für ihn hierbei nicht um Weiterführung der Forſchung, ſondern um ein überſichtliches Zuſammenfaſſen deſſen, was aus Memoiren-Werken, Briefſammlungen u. ſ. w. bekannt iſt, um einem weitern Leſerkreis von dem Leben und Wirken des größten päpſtlichen Diplomaten ein Geſamtbild zu geben. Den kaum überſehbaren Stoff hat der Herr Verfaſſer ganz kurz zuſammenzudrängen gewußt und ihn mit wohlthuender Wärme belebt. Leider kam das Werk um ein weniges zu frühe, um noch die von P. van Duerm kürzlich veröffentlichte Correſpondenz zwiſchen Conſalvi und Metternich benutzen zu können, welche für die zweite Amtsperiode Conſalvis von der kapitalſten Bedeutung iſt. Ein früheres Werk van Duerms, das allerdings hätte benutzt werden können (Un peu plus de lumière sur le Conclave de Venise, Louvain 1896), ſcheint dem Verfaſſer unbekannt geblieben zu ſein. Nicht nur für eine zutreffendere Darſtellung der Vorgänge der Papſtwahl, ſondern auch für Conſalvis große Charaktereigenſchaften wäre dort manches zu finden geweſen. Mit der Darſtellung der Trauung Joſephinens durch Cardinal Feſch werden diejenigen kaum ganz zufrieden ſein, welche in der umfangreichen Literatur über Napoleons Eheſcheidung ſich etwas umgeſehen haben. Läge in Wirklichkeit die Sache ſo einfach, ſo wäre ohne weitern Federſtrich die Angelegenheit entſchieden geweſen.

Mémoires de l'Abbé Baston Chanoine de Rouen d'après le manuscript original. Publiés pour la Société d'histoire contemporaine par M. l'abbé Julien Loth et M. Ch. Verger. Tome II. Années d'exil 1792—1803. 8°. (424 p.) Paris, Picard, 1899. Preis *Fr.* 8.

Dieſer zweite, abſchließende Band des ſchon früher (vgl. dieſe Zeitſchrift Bd. LIV, S. 467) zur Anzeige gekommenen Memoirenwerkes enthält beachtenswerthe Angaben über die Organiſation der Unterſtützung für die franzöſiſchen Emigranten in England, bei welcher der Verfaſſer während eines dreizehnmona-

tigen Aufenthaltes persönlich mit thätig gewesen ist. Auch über mehrere hohe Würdenträger der in der Verbannung lebenden französischen Hierarchie wie über kirchliche Kämpfe und Spaltungen, namentlich innerhalb der Erzdiöcese Rouen, wird manches Licht verbreitet. Einen großen Theil des Bandes füllen Sittenschilderungen und Beobachtungen, welche der gelehrte Verfasser in Holland und später im Münsterlande zu machen Gelegenheit hatte. Von 1794 hatte er bis Mai 1803 seinen Wohnsitz in Coesfeld, und dort hat er auch die Erinnerungen seines Exiles niedergeschrieben. Zwar sind diese Aufzeichnungen nicht gerade von großem culturgeschichtlichem Werth; aber immerhin bieten sie dem deutschen Leser manches Ansprechende und zuweilen recht Possierliches. Personen aus dem damaligen Münsterlande werden fast gar nicht genannt, und mit geschichtlich bedeutenden Persönlichkeiten Deutschlands scheint der Verfasser in keinerlei Berührung gekommen zu sein. Er erzählt nur im allgemeinen seine Eindrücke und macht zu den beobachteten Eigenthümlichkeiten von Land und Volk in seiner eigenen kritischen Weise seine Glossen.

Johann Tetzel der Ablaßprediger. Von Dr. Nikolaus Paulus. 8°. (VIII u. 188 S.) Mainz, Kirchheim, 1898. Preis *M.* 2.50.

Feind und Freund werden übereinkommen müssen, daß hier eine Arbeit vorliegt, welche der ernstesten Beachtung werth ist. Es ist eine mit scharfer wissenschaftlicher Lupe vorgenommene Untersuchung über die ersten Keimansätze der unseligen Glaubensspaltung, die seit drei Jahrhunderten unser Vaterland zerreißt. Auf einer Sachkenntniß beruhend, die an Ausdehnung wie an Sicherheit schwerlich von einem andern Kenner dieser Periode übertroffen wird, dabei voll leidenschaftsloser Ruhe, kann die Schrift nur klärend und belehrend wirken. Dabei ist alles so kurz und nett und doch so gehaltvoll und interessant, daß unter dem vielen Gediegenen, was die Wissenschaft bereits dem Verfasser dankt, dies Werk einen der ersten Plätze einzunehmen verdient. Es handelt sich nicht um eine Ehrenrettung Tetzels; vielmehr wird mit ihm mit unnachsichtiger Strenge ins Gericht gegangen. Es handelt sich auch nicht um eine Ehrenrettung der kirchlichen Organe, sondern bis hinauf zur höchsten Spitze der Hierarchie wird scharf genug auf alles hingedeutet, was eines Tadels fähig ist. Es handelt sich um die kritische Sichtung dessen, was über den Ablaßprediger Tetzel, sowohl in seinen öffentlichen Functionen wie in seinem Privatleben, an Zeugnissen auf uns gekommen ist. Wenn diese Prüfung für die protestantische Geschichtschreibung wie für die protestantische theologische Wissenschaft gerade kein ehrenvolles Resultat zu Tage fördert, so liegt die Schuld davon gewiß nicht an mangelnder Unbefangenheit oder zu geringem Entgegenkommen von seiten des gelehrten Herrn Verfassers. Dieser scheut sich gar nicht, für Tetzel und die katholische Seite auch mit ungünstigern Positionen vorlieb zu nehmen, selbst wo sich zu deren Vertheidigung noch manches sagen ließe. Mit freimüthiger Rüge ist er noch weit weniger zurückhaltend, als wie es einst im Höhepunkt der Gefahr 1523 Cardinal Aleander gegenüber dem Papste selbst gewesen ist. Die Worte aus dem Gutachten des letztern (Döllinger, Beiträge III, 250. 273) hätten verdient, als gewichtiges Zeugniß mit angeführt zu werden. Ueber Tetzels Persönlichkeit glaubt der Verfasser, wie schon F. Falk („Katholik" 1891, I, 497), mit den Anklagen des Pirnaer Mönches das Urtheil besiegelt. Dieses Zeugniß, in spätern Jahren unter dem Eindruck der aus dem Ablaßstreit hervorgegangenen Wirren niedergeschrieben, bewegt sich aber doch gar sehr in Allgemeinheiten und scheint mehr auf Hörensagen und unbestimmten Voraussetzungen zu

beruhen. Tetzels Brief, vom Verfasser S. 34 so streng gerügt, wird je nach den Momenten, die in Betracht gezogen werden, nicht ohne weiteres als grob, herausfordernd und anspruchsvoll zu verurtheilen sein.

Kurze Lebensbeschreibung der ehrw. M. Mechtilde vom hhl. Sakrament Katharina von Bar, Stifterin der Benediktinerinnen der ewigen Anbetung, 1614—1698. Zum Besten einer Stiftung der ewigen Anbetung des hhl. Sakramentes O. S. B. in Herstelle, Diöcese Paderborn. Mit 2 Bildern und einer lithographischen Tabelle. 8°. (VIII u. 176 S.) Paderborn, Schöningh. Preis *M.* 1.20.

Auf das Werk der „Ewigen Anbetung", dessen Verständniß und Verbreitung hat ein spät gegründeter weiblicher Zweig des altehrwürdigsten unserer Orden seit seinem Bestehen (März 1654) bedeutsamen Einfluß geübt. Noch heute blüht dieser Zweig des alten Stammes als lebenskräftige Congregation in fast allen Ländern Europas und übt auf die auserwähltesten Seelen unserer Frauenwelt seine wunderbare Anziehung. Vorliegendes Schriftchen will nun, frei sich anlehnend an ein französisch geschriebenes Werk des Abbé Hervin in Arras, mit der Geschichte der Congregation bekannt machen und in ihren Geist einführen. Es erzählt daher die Gnadenführungen, vermöge deren die Stifterin auf vielverschlungenen Wegen des Kreuzes und der Demüthigung zur Vollendung ihres Werkes gebracht wurde, und verbreitet sich dann über die spätere Geschichte ihres Instituts und über das Leben innerhalb der Häuser der Ewigen Anbetung. Zum Schluß wird besonders verweilt bei den Schicksalen des 1854 ins Leben getretenen Klosters zu Trier, das dem harten Zwang des Culturkampfes die Verpflanzung nach Peppingen in Luxemburg verdankt, und jetzt, nach Heilung der schweren, ihm damals geschlagenen Wunden, im Begriffe steht, durch eine neue Zweigniederlassung auch der Diöcese Paderborn eine Heimstätte der Eucharistischen Sühne zu schenken.

Geschichte des Königlichen Konvikts zu Glatz. Von Oberlehrer Regens Paul Hahnel. Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Kgl. kathol. Gymnasiums zu Glatz. 4°. (32 S.) Glatz 1899.

Die Geschichte einer auf frommen Stiftungen beruhenden, ursprünglich rein kirchlichen Erziehungsanstalt, die, in staatliche Hände übergegangen, unter der Leitung eifriger Priester auch jetzt noch fortfährt, Gutes zu wirken, ist hier sachlich und fleißig, mit Liebe und Verständniß beschrieben. Verdiente Persönlichkeiten, welche als Leiter der Anstalt vorgestanden, werden zum Theil kurz erwähnt, mit Vollständigkeit nur die, welche im gegenwärtigen Jahrhundert an der Spitze der Anstalt standen. Schüler, die sich in dieser oder jener Weise bemerkbar gemacht haben, werden nur vereinzelt und gelegentlich genannt. Sonst aber ist alles, was für die äußern Schicksale wie die innere Einrichtung der Anstalt von Interesse sein kann, namhaft gemacht worden. Die Darstellung ist knapp, aber stoffreich, dabei klar und übersichtlich.

Geschichte des Bisthums Hildesheim. Von Dr. Adolf Bertram, Domkapitular. Erster Band. Mit 5 Tafeln und 133 Abbildungen im Texte. Lex.-8°. (523 S.) Hildesheim, Lax, 1899. Preis *M.* 8.

Das von Dr. Bertram in Folio veröffentlichte Buch „Die Bischöfe von Hildesheim" hat sich eine solche Anerkennung erworben, daß nach kurzer Zeit eine

vollständige Bisthumsgeschichte von ihm erbeten ward. Sie erscheint jetzt in handlicher Form, mit bedeutend vermehrtem, vorzüglich ausgeführtem Bilderschmuck, zu noch geringerem Preise als jenes verhältnißmäßig so billige Werk. Ein besonderer Vorzug derselben ist begeisterte Liebe zur Vaterstadt, zu ihrer Vorzeit, ihren Denkmälern und ihrer Diöcese; sie hat die Darstellung belebt, ohne die objective Ruhe und die Achtung der Wahrheit zu beeinträchtigen. Eingehender werden wir nach Erscheinen des zweiten Bandes, also nach Abschluß des schönen Werkes, auf dasselbe zurückkommen.

Die Kreuzigung Christi in der bildenden Kunst. Eine ikonographische und kunsthistorische Studie von Michael Engels, Maler und Professor des Zeichnens am Athenäum zu Luxemburg, Corresp. Mitglied der hist. Sektion des Großhzgl. Instituts. Mit einem Titelbilde und 94 Abbildungen auf 42 Tafeln in Lichtdruck. 4°. (96 S.) Luxemburg, St. Paulinus-Gesellschaft, 1899. Preis *M.* 8.

Der Verfasser hat sich bereits durch mehrere beifällig aufgenommene Werke vortheilhaft bekannt gemacht. In drei derselben behandelte er seine Vaterstadt Luxemburg, in einem die Ikonographie Gottes und der Engel. Der Schwerpunkt des vorliegenden besteht wiederum in dem reichen, werthvollen Illustrationsmaterial, das nicht nur ältere, durch die Kunstgeschichten oft vorgeführte Bilder der Kreuzigung, sondern auch viele neuere, weniger bekannte in guten Reproductionen mittheilt. Als ausübender Künstler steht der Verfasser mehr auf dem ästhetischen und praktischen Standpunkt als auf dem historisch-archäologischen der Gelehrten. Er bewahrt sein richtiges Urtheil auch den Modernen gegenüber und verurtheilt mit richtigem Tact die neuesten Versuche, die Kreuzigung, das höchste Geheimniß des Christenthums, aus der Sphäre des Idealen in die krasse Wirklichkeit einer Henkerscene herabzuziehen. Sein Buch wird, wenn es auch hinsichtlich der mittelalterlichen Kunstwerke die Höhe der heutigen Detailforschung nicht erreicht, gewiß belehrend wirken und durch seine Bilder bleibenden Werth behalten.

Das Leben der Heiligen von Dr. Franz Hergenröther, Geheimkämmerer Sr. Heiligkeit und Domkapitular in Würzburg, reich illustrirt mit 12 Aquarellminiaturen und mehr als 1000 auf das Leben der Heiligen bezüglichen Compositionen. Mit einem Begleitworte Sr. Gnaden, des Hochw. Herrn Augustinus Egger, Bischof von St. Gallen. Einsiedeln, Benziger, 1899. 12 monatliche Lieferungen à *M.* 3.

Für jeden Tag des Jahres ist ein Heiliger ausgewählt, dessen Bedeutung und Lebenslauf dargelegt wird. Auf deutsche Heilige (Guntram, Meinrad, Mechthilde u. s. w.) scheint besondere Rücksicht genommen. Eine sehr gewählte Sprache und große Kürze zeichnen die Skizzen aus. Die Rahmen, welche jede Seite des Buches einfassen, sind in geschickter, oft geistreicher Weise zur Illustration des Lebens desjenigen Heiligen benutzt, das der Text schildert. Natürlich müssen einzelne Rahmen wiederholt verwendet werden; sie kehren aber nicht häufig wieder und nicht an hervorragender Stelle. Die als Fries gedachten Aquarellimitationen geben Gruppen von processionsweise dahinschreitenden Heiligen. Die Schar der Apostel, die der heiligen Bischöfe und Bekenner und die der heiligen Berufspatrone sind besser dargestellt als die der heiligen Büßerinnen. Bei allen würde eine etwas mehr fortschreitende Bewegung und eine höhere Idealisirung einen befriedigendern Eindruck machen.

Vier unverbleichliche Photographien, nach dem Kohlenverfahren hergestellt von der Missionsdruckerei Steyl bei Tegelen (Limburg, Holland). Preis à *M.* 3.

Die vier Blätter bieten die Darstellung des heiligsten Herzens Jesu nach v. Oer und drei von Lamers gemalte Bilder: die Geißelung Christi, Veronika reicht Jesus ihr Schweißtuch und die Herabkunft des Heiligen Geistes. Die v. Oerschen Malereien sind genugsam als klar, ansprechend und fromm bekannt. Lamers tritt hier in gewinnender Weise vor die Oeffentlichkeit. Es zeigt sich in seinen Compositionen ein sehr anerkennenswerthes Streben, unter Anlehnung an christliche Meisterwerke dieser oder jener Zeiten die Scenen im Stile der Niederländer um 1500 zu geben. Wenn auch in seinen Werken die verschiedenen benutzten Vorbilder noch etwas zu sehr aus der neuen Schale und Form herausgefühlt werden, so wird doch der Meister bei seinem Fleiße sicher zu selbständiger Einheit und Abgeschlossenheit gelangen. Alle vier Blätter sind schön und in vortrefflicher Technik hergestellt.

Miscellen.

Ein neuer Mahnruf an die Verbreiter des populären Materialismus. Bei früherer Gelegenheit wurde der sogen. populäre Materialismus in diesen Blättern (Bd. LV, S. 486 ff.) einer eingehenden Würdigung unterzogen. Was damals unter besonderer Berücksichtigung Büchners, des „freien Denkers", welcher auch „am Sterbelager des Jahrhunderts" sein allerdings auf sehr „freien" Gedanken beruhendes Programm nicht aufzugeben gesonnen war, erörtert wurde, gilt selbstverständlich auch von E. Haeckel und manchen andern, welche zur Fahne „Mechanische Welterklärung" geschworen haben und in erstaunlichem Wetteifer die zweite Hälfte unseres Jahrhunderts mit ungezählten Schriften und Schriftchen überschwemmt haben, sämtlich angefüllt mit derselben reclamenhaften Anpreisung, populären Zustutzung, siegesgewissen Sprache — eine wahre Sint- und Sündfluth für die moderne Menschheit. Und dabei beanspruchen solche Schriftsteller das Verdienst, daß sie thätig sind für die Popularisirung der neuen Errungenschaften der Wissenschaft. Freilich ist die Zauberkraft der Parole „Mechanische Welterklärung" in den Kreisen der Gebildeten bedeutend geschwunden; sie ist wie die Farbe auf den Flügeln eines verflogenen Schmetterlings geworden. Dies zeigte sich recht auffällig beim jüngst erfolgten Tode Büchners in einer Anzahl von Nekrologen liberaler Zeitschriften und Zeitungen, welche die Weltanschauung Büchners schroff ablehnten. Und von berufener Seite der Wissenschaft hat dieser seichte Materialismus schon manchmal den wohlverdienten Fußtritt bekommen.

Anlaß, auf diese Verurtheilung des Büchnerschen Materialismus durch die Wissenschaft zurückzukommen, bietet uns eine Festfeier, welche im Februar dieses

Jahres in Berlin begangen wurde zu Ehren eines Mannes der Wissenschaft, der in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts sich unermüdlich botanischen Studien und in besonderer Weise gerade den mechanischen Problemen an dem Pflanzenkörper gewidmet hat. Diese Feier gab der Oeffentlichkeit Gelegenheit, zu erfahren, wie der Gefeierte — es ist Geheimrath S. Schwendener, Professor der Botanik an der Berliner Hochschule — und mit ihm viele Botaniker der Gegenwart über eine „mechanische Welterklärung" denken. Es liegt uns gedruckt vor die „Rede beim Festmahl zur Feier der Vollendung des 70. Lebensjahres des Präsidenten der Deutschen Botanischen Gesellschaft, S. Schwendener, am 11. Februar 1899 zu Berlin gehalten von G. Haberlandt". Der Festredner ist Vicepräsident der Deutschen Botanischen Gesellschaft und Professor der Botanik an der Universität Graz. Weitern Kreisen bekannt durch sein lehrreiches und fesselnd geschriebenes Buch „Eine botanische Tropenreise" und bei seinen Fachgenossen hochangesehen wegen seines Lehrbuches der physiologischen Pflanzenanatomie sowie einer stattlichen Reihe von Specialarbeiten, ist Professor Haberlandt jedenfalls befähigt, sowohl den Werth der Arbeiten Schwendeners richtig zu schätzen als auch uns einen Einblick thun zu lassen in die Anschauungen, welche wenigstens bei einem recht großen Theil der modernen Botaniker die herrschenden sind.

Wir heben einige Sätze aus Haberlandts Rede aus. Anknüpfend an das vor 25 Jahren erschienene Werk Schwendeners „Das mechanische Princip im anatomischen Bau der Monokotylen" führt der Redner aus: „Schon der Titel des Werkes bedeutet ein neues Programm." In dem Werk erfolgte der Nachweis, daß die Pflanzen „ein mechanisches System besitzen, in dessen Aufbau die Principien der theoretischen Mechanik in geradezu staunenerregender Weise zur Geltung gelangen.... Das Bahnbrechende dieser Leistung reicht aber, wie alle Fachgenossen wissen, über die Entdeckung eines bestimmten anatomisch-physiologischen Gewebesystems weit hinaus. Daß sich im innern Bau der Pflanzen eine weitgehende Zweckmäßigkeit geltend macht, daß Bau und Function bis in kleinste Details zusammenpassen, und daß dies alles planmäßig erforscht sein will, das war das Unerhörte, von Grund aus (?) Neue, was damals die botanische Welt in Aufregung versetzte.... Die Einführung teleologischer Betrachtungsweise in die Anatomie der Pflanzen wirft auch ein bemerkenswerthes Streiflicht auf die wissenschaftliche und philosophische Vorurtheilslosigkeit und Ursprünglichkeit des Gefeierten.... Es hat ihn ... kein philosophisch-metaphysisches Bedenken, kein Ignorabimus davon abgehalten, die Zweckmäßigkeit im Bau der Pflanzen als etwas unumstößlich Gegebenes tendenzlos hinzustellen. Wir können die Zweckmäßigkeit der organischen Natur in ihrem Zustandekommen nicht erklären. Begnügen wir uns, sie zu erkennen und zu beschreiben. Diese Objectivität und Zurückhaltung von seiten eines Forschers, von dem man seiner innersten Veranlagung nach ein streitbares Bekenntniß zur rein mechanistischen Weltauffassung erwarten möchte, ist in der Zeit des aufstrebenden Neovitalismus doppelt hoch anzuschlagen.... Die große Kunst, mit der der Jubilar die mechanischen Probleme der Botanik zu formuliren und zu lösen versteht, hat ihn niemals verleitet, mit mechanisch-physikalischen Erklärungsversuchen hervorzutreten, wo das geheimnißvolle Kräftespiel des lebenden

Protoplasmas der mechaniſtiſchen Auffaſſung Schwierigkeiten bereitet, die vielleicht niemals zu überwinden ſein werden. . . . Er hat ſich nie geweigert, dem räthſelhaften Leben zu geben, was des Lebens iſt." Schließen wir mit einem Satze über Darwins Selectionstheorie. „Schwendener iſt dieſer Lehre ſtets mit abwartender Zurückhaltung gegenüber geſtanden."

Der Touloufer Verein für die im Greiſenalter Verlaſſenen. Am 9. Januar 1886 beſchloſſen drei junge Arbeiterinnen aus Toulouſe, ihre Sonntage der Pflege armer, verlaſſener Alten zu widmen, welche keine Aufnahme in den Hoſpitälern finden konnten. Im Jahre 1898 war die Zahl der Mädchen auf 800 geſtiegen; 800 Alte wurden regelmäßig beſucht und getröſtet. Das Werk fand in Paris, Lyon, Lille, Bordeaux, Marſeille und andern Städten Nachahmung. Gleich von Anfang an bemühte ſich der Rathgeber der jungen Wohlthäterinnen, P. Sécail S. J., das Unternehmen zu einem Werk geiſtlicher Barmherzigkeit zu ſtempeln. Die Beſucherinnen ſollten vor allem durch chriſtlichen Zuſpruch und Troſt der Seelennoth dieſer verlaſſenen Armen beiſpringen. Um dieſe übernatürliche Auffaſſung in ſich ſelbſt zu erhalten, verſammelten ſie ſich zunächſt unter ſich ein- oder zweimal im Monat, erneuerten ſich in ihrem Vorſatz, theilten ſich ihre Erlebniſſe mit und ſchöpften neuen Muth. Bald ernannte der hochw. Erzbiſchof Cardinal Desprez P. Sécail zum Leiter des Vereins, welcher ſich nach und nach ſchärfer organiſirte. Man nahm das Princip der kleinen Gruppen an: es bildeten ſich verſchiedene Abtheilungen zu je 10 Mädchen, jede mit einem Oberhaupt; jeder einzelnen Arbeiterin wurde ein einziger Greis oder eine alte Frau überwieſen. So war keine überbürdet; jede konnte ſich ganz ihrer Aufgabe hingeben. Am Anfang jedes Jahres erhalten die Pfarrgeiſtlichen die Namen der Verpflegten und ihrer Wärterinnen. Die jungen Wohlthäterinnen üben natürlich auch alle Werke leiblicher Barmherzigkeit mit erſtaunlichem Opferſinn aus; aber bei den Verſammlungen wird immer fleißig nachgeforſcht, ob die Werke geiſtlicher Barmherzigkeit nicht vernachläſſigt wurden. Am zweiten und vierten Sonntag des Monats finden dieſe Vereinsverſammlungen ſtatt; viermal jährlich verſammelt ſich der Rath. Da ein armes Arbeitermädchen bei den Wohlthätigkeitsanſtalten der Stadt keinen großen Credit hat, gründete die vornehme junge Damenwelt einen Schutzverein, welcher die Aufnahme der guten Alten in Spitäler u. ſ. w. betreibt. Ein Comité verheirateter Damen ſorgt für die nothwendigen Almoſen, Leinen, Kleider, Lebensmittel. Die Beſuche bleiben aber ausſchließliches Vorrecht der armen Arbeitermädchen. Dieſe Organiſation hat ſich vortrefflich bewährt. In zwei Broſchüren, welche über dieſes Werk erſchienen ſind (Notice sur l'œuvre des vieillards délaissés et rapport du R. P. Sécail, directeur de l'œuvre, Toulouse, Imprimerie catholique Saint-Cyprien, 1899; und Oeuvre des vieillards délaissés à Toulouse, allocution par le P. Pierre Suau S. J., Toulouse 1898), finden ſich ſchöne, ergreifende Züge.

Waren die Alten ehedem nachläſſig im Empfange der heiligen Sacramente, ſo halten ſie jetzt ihre Oſtern, und keiner ſtirbt ohne die Tröſtungen der Religion. Waren ſie bis dahin mürriſch und verbittert, ſo lernen ſie von ihren Beſucherinnen

Sanftmuth und Liebe. Vor einiger Zeit fand eine Wallfahrt nach Lourdes von Toulouse aus statt. Man bettelte so fleißig, daß ein Extrazug für die 220 Alten mit ihren Wärterinnen bestellt werden konnte. In Lourdes war für ihr Unterkommen trefflich gesorgt. Bei allen Processionen bekamen sie den Ehrenplatz. Eines Sonntags besuchte eine Arbeiterin die ihr anvertraute alte Frau. „Heute werdet Ihr mit mir zufrieden sein," rief die Alte. — „Was habt Ihr denn so Schönes gethan?" — „Nun, man brachte mir diesen Morgen einen Rock zum Steppen, und ich sagte: ‚Geht mit eurem Rock. Die alte Mion arbeitet nicht mehr des Sonntags.' ‚Wie? antwortete man mir, seit wann arbeitet die alte Mion nicht mehr am Sonntag?' ‚Seitdem sie gelesen hat, was alles die Heiligen gelitten haben, um Gott nicht zu beleidigen.' Das ist wahr, meine Kleine, seitdem Ihr mich diese Geschichten der Martyrer lesen ließet, die sich lieber todtschlagen ließen, als daß sie sündigten, kommt mir Gott so groß vor, daß ich ihn nicht mehr beleidigen will."

So hat die christliche Charitas eine neue, liebliche Blüthe gezeitigt. In die entlegensten Winkel, wo nur Unglück und Sünde herrschten, drang ein Lichtstrahl echt katholischer Liebe, und mit ihm zogen Glaube, gute Sitte und fröhlicher Friede ein.

Ueber das Verdursten. Schon manchem Leser hat sich ohne Zweifel bei der Lectüre von Kriegsgeschichten oder von Reiseschilderungen oder von andern Abenteuern die Wahrnehmung aufgedrängt, zu welcher Gefahr der Wassermangel und zu welcher Qual der dadurch entstehende Durst für den Menschen werden kann. Da indessen fürs gewöhnliche der ganze Verlauf der Dinge nur mit einer Erwähnung der Thatsachen abgethan wird, so kommt man nicht so leicht zu einer genauern Vorstellung der entsetzlichen körperlichen und geistigen Marter, welche dem Verdursten voranzugehen pflegt.

Nicht ohne Interesse dürfte daher die Beschreibung sein, welche Professor McGee in The Atlantic Monthly, Boston 1898, über die physiologischen Wirkungen des Durstes in seinen verschiedenen Graden gibt. Diese Schilderung, die auch im „Globus", Bd. 74 (1898), S. 66, deutschen Lesern schon theilweise zugänglich gemacht worden, führt uns die kleinsten Einzelheiten und die Schrecknisse jener furchtbaren Qual von dem ersten Verlangen nach Wasser bis zum Tode des armen Opfers in ergreifender Klarheit vor Augen.

McGee hat 1894 eine wissenschaftliche Expedition in das Gebiet der bis dahin kaum gekannten Papagos und Seri-Indianer von Arizona und Sonora in Mexico unternommen, und er mußte dabei Gebiete passiren, die an Oede und Wassermangel der Sahara gleich sind, so daß der Reisende, wenigstens zum Theil, wohl aus eigener Erfahrung seine Schilderung des Durstes in der Wüste geben wird.

Zunächst erzählt uns McGee von dem Death valley im Innern Papagerias, am Wüstenrand von Arizona und Sonora. Monatelang erhebt sich die ständige Temperatur im Schatten auf 45° C. und darüber. Die Luft ist so trocken, daß ein Gefäß voll Wasser bald verdampft, und daß kein Tropfen Schweiß

auf Pferd und Reiter zu ſehen iſt. Der Erdboden iſt hart wie gebrannter Thon und ſo heiß, daß die unbeſchuhten Füße verbrannt werden. Die einzigen Pflanzen, die einer derartigen Hitze ſtandhalten können, ſind die waſſerführenden Monſtroſitäten des Pflanzenreiches, wie Cacteen und Agaven. Die Indianer ſelbſt ſehen aus wie halbgedörrte Mumien. „Hier hauſt der Durſt, und in der Sonne bleichen die Skelette und grinſen die Todtenſchädel, Zeugniß ablegend von dieſem ſchrecklichen Geſpenſt.“

McGee unterſcheidet je nach der Trockenheit der Luft fünf Stufen des zum Tode führenden Durſtes.

In der erſten Stufe wird der Mund trocken und heiß. Eine Spannung in der Kehle erzeugt unfreiwillige ſchluckende Bewegung und beugt das Kinn. Die Stimme iſt gewöhnlich heiſer, das Genick ſchmerzt zeitweiſe, und ein Gefühl des Unbehagens oder, indem es ſich ſteigert, der Aufregung ſtellt ſich ein. Dieſes Gefühl wird etwas bemeiſtert, indem der Durſtende ein Steinchen oder einen abgebrochenen Zweig in den Mund nimmt, wodurch der Speichelfluß gereizt und die Mundhöhle etwas befeuchtet wird. Die Unannehmlichkeit wird gemildert ſchon durch eine ganz geringe Waſſeraufnahme, und der Durſt ſteht noch theilweiſe unter der Controlle des Dürſtenden oder überwiegt jedenfalls nicht andere, die Nerven und das Sinnenleben beſonders reizende Eindrücke. Iſt z. B. das gefundene Waſſer ſchmutzig oder übelriechend, ſo genügt ein halbes Glas, und wenn ein Haar oder ein Inſect darin herumſchwimmt, iſt es mit noch weniger gethan. Kann aber der Labetrunk nicht gefunden werden, ſo nimmt die fieberiſche Aufregung ſehr ſchnell zu. Dieſe Verfaſſung nennt McGee den „beklagenswerthen Zuſtand“.

Im zweiten Stadium des Durſtes ſteigt das Fieber. Der ſpärliche Speichel und Naſenſchleim ſchäumt träge an den Lippen und an der Zunge, klebt an den Zähnen, erſchwert das Sprechen und läßt die Zunge am Gaumen kleben. Man fühlt ſich, als hätte man in der Kehle einen Klumpen, der mit Schnüren aufgehängt iſt. Vom Kehlknorpel laufen die eingebildeten Cordeln gegen die Ohren, und inſtinctiv ſucht die Hand immer wieder dieſe läſtigen Bande zu löſen. Man bringt es aber nur fertig, den Kragen zu öffnen, den Hals bloßzulegen und ſo noch mehr Haut der Verdunſtung auszuſetzen. Der Kopf pocht raſch, und mit jedem Schlag arbeitet das Genick, wobei die Schmerzen ſcheinbar das Rückgrat hinablaufen. Manchmal klingen die Ohren. Die Töne wechſeln von feinem Saitenklingen bis zum Getöſe eines unterirdiſchen Zuges, der in einen Tunnel mit Donnern und Brauſen einläuft. Die Einbildung iſt launenhaft. Sie zaubert ſpringende Quellen und grünenden, ſaftigen Blätterſchmuck in die Ferne. Das Gefühl der Unbehaglichkeit wächſt zu ſtarker Erregbarkeit. Krankhafter Reiz zur Bewegung und zur Thätigkeit macht plötzlich einer völligen Lethargie Platz. Wenn allein, iſt der Durſtende verdrießlich, ſtill, oft zu plötzlichen Selbſtgeſprächen geneigt; iſt er mit andern zuſammen, tritt eine erhöhte Neigung zum Sprechen ein, die aber nur ein Wort zum Gegenſtand der Unterhaltung hat: Waſſer. In dieſem Zuſtand iſt das Geſicht zuſammengefallen und gedrückt, die Augen blutunterlaufen und voll Thränen, die Bewegungen haſtig und die

Sprache launisch wechselnd. Der Leidende gleicht einem wandernden Fieberpatienten ohne Pflege. Erleichterung tritt ein durch den Genuß von zwei oder drei Liter Wasser auf ein- oder zweimal getrunken. McGee nennt diesen Zustand cotton mouth, „Baumwollmund", „beginnende Verschmachtung".

Im dritten Grade des Durstes verwandelt sich der Mundschaum in einen zähen, Collodium ähnlichen Ueberzug, welcher die Lippen zusammenpreßt und zu einem sardonischen Lächeln verzieht. Bald aber verzerrt sich das Gesicht zu einem häßlichen Grinsen. Von den Zähnen löst sich das Zahnfleisch, und das frei werdende Blut stockt zu unförmlichen Klümpchen. Die Zunge ist mit Schleim bedeckt, und die Sprache kommt heiser und schwierig, gleich einem unterdrückten Bellen, aus dem Munde. Der Kopf fühlt sich, als wäre er in Eisen gespannt. Der Leidende nimmt den Hut ab, findet aber keine Erleichterung. Das Genick und die Hälfte des Rückgrates gleichen einer stark gepreßten, geschwollenen Beule, welche, durch einen Lanzettenstich durchstoßen, flammend auf- und niederzuckt. Mit jedem Herzschlag fühlt man den klopfenden Schmerz durch den ganzen Körper. Allerlei Hallucinationen schwirren vor dem Gesichte hin und her. Im Ohre saust und knackt es. Die Augen thränen, aber nur, um sofort zu vertrocknen. Der Augapfel tritt zurück. Eine Gefühllosigkeit bemächtigt sich des Gesichtes, der Hände und schließlich des ganzen Körpers, und in dem Grade, wie sie zunimmt, steigert sich die Betäubung des ganzen Organismus. Um diesen qualvollen Zustand zu enden, ist Wasser das einzige Rettungsmittel. Ungeachtet der größten Unreinlichkeit wird es von dem durstenden Menschen gierig verschluckt. Freilich ist die größte Vorsicht geboten, da eine rasche Uebersättigung leicht den Tod im Gefolge haben kann. McGee nennt diesen Zustand den der shrivelled tongue, der „zusammengeschrumpften Zunge".

Die eben geschilderten Stufen des Verschmachtens dürfte der Afrikareisende Nachtigall auf seiner Reise durch die Sahara durchgemacht haben. Seine ausgezeichnete Darstellung der Durstqualen, die sich im ersten Band S. 241 des Werkes „Sahara und Sudan" befindet, möge hier eingeschoben werden.

„Bald erhob sich der größte Feind des vom Durst gequälten Menschen, die Sonne, zu bedenklicher Höhe. Glühend sandte sie ihre Strahlen auf die dunkeln Felsen der Flußufer und auf den hellen Sand zwischen denselben (im ausgetrockneten Flußbett). Strahlung und Rückstrahlung versetzten uns bald in ein Meer von Gluth. In ihm erstirbt die für Momente aufflackernde Thatkraft, droht der kaum angefachte Hoffnungsschimmer schnell wieder zu erlöschen. Furchtbarer Durst stellte sich ein. Die Mund-, Rachen-, Nasen- und Kehlkopfschleimhäute wurden ihrer letzten Feuchtigkeit beraubt. Um Schläfe und Stirn schien sich ein eiserner Ring enger und enger zu schließen. Kein erfrischender Wind erreichte uns in dem engen Thale. Die Augen brannten schmerzhaft. Die Ermattung wurde grenzenlos. . . . Zweimal legte mein ermattetes Kamel trotz meiner Schläge seine müden Glieder unter einen stachelichten Baum, und zweimal gelang es mir durch Verdoppelung der Züchtigung, das arme Thier zu qualvollem Weiterschwanken zu bewegen. Doch als dasselbe sich in der Mitte des Vormittags zum drittenmal in das Geäste einer Akazie gedrängt und niedergelegt hatte, war es durch nichts mehr zu bewegen, den Platz aufzugeben.

„Die Sonne stieg höher. Die Minuten schlichen mit aufreibender Langsamkeit dahin. Furcht und Hoffnung hielten abwechselnd den Rest unserer Lebensgeister wach. Doch allmählich wurden wir stiller und stiller. Kein Geräusch störte die Grabesstille der umgebenden Natur. Keine Bewegung milderte das todte, starre Aussehen der düstern Felsen. Kein Windeshauch ließ die Dornzweige und die wenigen Blättchen der elenden Akazie auch nur erzittern. ... Kein Schlaf wollte mich der drohenden Gegenwart für einen Augenblick entrücken. Bald lehnte sich meine ganze Hoffnungskraft in momentaner Energie gegen ein so frühes Ende meiner afrikanischen Laufbahn auf. ... Bald gedachte ich in schmerzlicher Rührung der zahlreichen Freunde, bald suchte ich einen vorübergehenden Trost in dem fatalistischen Gefühl der Ergebung in das Unvermeidliche. ...

„Allmählich wurden diese Gedanken zu unbestimmten Empfindungen, verwischten sich in Träumereien, in denen ich meine Umgebung sah, ohne in ihr zu leben, in denen Bilder aus meiner Vergangenheit mit den Erlebnissen der Gegenwart verschmolzen und ich mir nicht mehr klar bewußt werden konnte, ob ich in der fernen Heimat oder am Fuße eines Felsens in der Sahara weilte.

„Zuweilen wurde ich noch aufgerüttelt in meinem Traumleben, wenn stechende Sonnenstrahlen mein Gesicht trafen, oder wenn Sa'ad (der Begleiter) in neu erwachender Glaubensgluth seine Gebete inniger murmelte. Doch bald schwand alles, Gegenwart, Vergangenheit, Zukunft, die drohende Todesgefahr und die niemals ganz ersterbende Hoffnung, und ein Zustand umfing mich, von dem ich nicht weiß, ob er ein unvollkommener Schlummer oder die beginnende Bewußtlosigkeit eines nahen Unterganges war. Ich kann nicht sagen, wie lange dieser nicht gerade qualvoll zu benennende Zustand dauerte, in dem meine Sinnesorgane Eindrücke von außen aufnahmen, ohne daß dieselben zu richtigem Bewußtsein gelangten.

„Da, war es ein Traum, war es ein Spiel meiner krankhaft erregten Sinne? Eilte dort nicht mit schnellen, seltsamen Sprüngen eine mächtige Ziege gerade auf unsere Akazie los und trug sie nicht gar einen Menschen auf ihrem Rücken? Ich hätte nachher darauf schwören mögen, Hörner und Bart gesehen zu haben. Freilich war es ein Mensch, ein heiß ersehnter Mensch, doch die Ziege verwandelte sich in ein Kamel, auf dem uns Bisra in zwei Schläuchen Wasser zutrug, dessen Anblick uns bei unserer Schwäche und Reizbarkeit Thränen der Rührung auspreßte. ..."

So ungefähr ergreift also die Qual des Durstes den unglücklichen Reisenden in den drei ersten Stadien.

Mit dem vierten Grade des Austrocknens der Gewebe beginnt eine neue Phase des Durstes.

Die Collodium gleiche Bedeckung der Lippen bricht auf und fällt ab. Es entstehen Risse in der Haut und in dem darunter liegenden Fleisch, so daß verdicktes Blut und Serum ausgeschwitzt wird. Dieser Ausfluß verdunstet ebenso rasch, wie er sich bildet, und der Rückstand vertrocknet an der Oberfläche der Haut. Jeder Hautriß ist eine entzündende Wunde, und das Aufbrechen der

Haut nimmt zu, bis auch die Lippen davon ergriffen ſind und geſchwollene Maſſen von rohem und eiterndem Fleiſch vorſtellen. Gaumen und Zunge werden ebenfalls angeſteckt. Wenn dann die ausgeſchwitzte Flüſſigkeit in Mund und Kehle tropft, kommt die Zeit des Deliriums. Phantaſiebilder umgaukeln den brennenden Kopf. Es erſcheint die Oaſe in der Wüſte mit ihren Palmen und dem ſpringenden Quell des lebenſpendenden Waſſers. Die zuſammengeſchrumpfte Zunge ſchwillt ſchnell, preßt ſich gegen die Zähne, treibt die Kinnbacken auseinander und liegt im Munde wie ein dampfender Schwamm. Die Augen ſchwitzen in Wahrheit „blutige Thränen“, und in dem Grade, wie die geronnenen Blutstropfen herabrinnen, erſcheinen die aufgeſprungenen Wangen wie mit rohem Fleiſche verbrämt. Der Kampf um Leben und Tod im Genick dauert fort. Der Herzſchlag, erſt ſtark, wird ſchwächer, je mehr die Haut ſich öffnet. Die Finger greifen mechaniſch über die geſchwollene Zunge und über die Lippen, ohne daß dieſes Zerren irgend welches Gefühl hervorbringt, bis auch ſie ſelbſt anfangen zu ſchwellen und aufzuſpringen. Im Gaumen hat man das Gefühl einer ſchweren Maſſe, und traumhafte Erſcheinungen ſtellen ſich ein. Die Gedanken ſind nur mehr ſchwach aufleuchtende Blitze.

In dieſem Zuſtande iſt Hilfe nicht mehr möglich, außer wenn Waſſer ſehr vorſichtig eingeflößt wird, welches aber öfter ſchmerzhaft als lindernd wirkt.

Ohne Waſſer tritt Wahnſinn ein. Dieſes iſt der Zuſtand des blood sweat, des „Blutſchweißes“.

Im letzten Stadium des Verdurſtens ſind die äußern Symptome wenig verändert. Nur nimmt die völlige Austrocknung des ganzen Körpers zu. Der bis zum äußerſten erſchöpfte Wanderer reißt ſich das Haar vom Kopfe und greift in ſeiner Verzweiflung in Dornen und Cactusſtauden, deren Stacheln ihm das Fleiſch durchbohren, ſtatt ihm das kühlende Naß zu geben. In dieſem Zuſtand gibt es keine Rettung mehr. Da thut endlich der Tod ſein Letztes.

McGee ſchließt ſeine ſchreckliche Schilderung: Ein nur dürftig gekleidetes Kind verlor ſich in der Majovewüſte, bevor die verzweifelnde Mutter daran dachte, daß die am Boden ſich hinziehenden Schlingpflanzen die Spur angeben würden. Dreißig Stunden weit konnte nun die Spur des Kindes verfolgt werden, und endlich fand man es gänzlich zerfleiſcht an einer Cactusſtaude hängen. Offenbar war das arme Kind blind darauf zugerannt in der Hoffnung, dort Stillung ſeines Durſtes zu finden.

Von ſolcher Art iſt der Tod des Verdurſtens.

Die marxiſtiſche Theorie der modernen Geſellſchaft und ihrer Entwicklung im Lichte der Bernſteinſchen Kritik.

Zur reinen Theorie des Marxismus rechnet Bernſtein neben der materialiſtiſchen Geſchichtsauffaſſung auch die Marxſche Darſtellung der Natur und des Entwicklungsganges der kapitaliſtiſchen Geſellſchaft.

Den Angelpunkt der Oekonomie der kapitaliſtiſchen Geſellſchaft aber bildet der Mehrwerth [1].

Der Werth der Waren beſteht in der modernen Geſellſchaft nach Marx in der auf ſie aufgewendeten geſellſchaftlich nothwendigen Arbeit, gemeſſen durch Zeit. Was der Kapitaliſt an vergangener — wir können auch ſagen: todter — Arbeit in Form von Rohſtoff, Hilfsſtoff, Maſchinenabnutzung und andern Unkoſten in die Production geſteckt hat, erſcheint im Werth des Products unverändert wieder. Anders verhält es ſich mit der aufgewendeten lebendigen Arbeit. Dieſe koſtete den Kapitaliſten den Arbeitslohn; ſie bringt ihm einen dieſen überſteigenden Erlös, den Gegenwerth des Arbeitswerthes. Der Arbeitswerth iſt der Werth der in dem Product ſteckenden Arbeitsmenge, der Arbeitslohn iſt der Kaufpreis der in der Production aufgewendeten Arbeitskraft. Preis bezw. Werth der Arbeitskraft ſind beſtimmt durch die Unterhaltungskoſten des Arbeiters, wie ſie deſſen geſchichtlich ausgebildeten Lebensgewohnheiten entſprechen. Die Differenz zwiſchen dem Gegenwerth (Erlös) des Arbeitswerthes und dem Arbeitslohn iſt der Mehrwerth, den möglichſt zu erhöhen und jedenfalls nicht ſinken zu laſſen das natürliche Beſtreben des Kapitaliſten iſt.

Die Verwerthung der Arbeitskraft des Arbeiters durch den Kapitaliſten erſcheint hiernach als eine an dem Arbeiter vollzogene Ausbeutung.

[1] Bernſtein, Die Vorausſetzungen des Socialismus und die Aufgaben der Socialdemokratie (Stuttgart 1899) S. 37.

Der Arbeiter erhält im Lohne den Tauschwerth seiner Arbeitskraft, aber weniger als den Werth der von ihm geleisteten Arbeit, der in dem Producte steckenden Arbeitsmenge. Das Mehr eignet sich der Kapitalist an. Dieser Interessengegensatz oder diese Ausbeutung bildet den Ausgangspunkt des heutigen Klassenkampfes zwischen Bourgeoisie und Proletariat.

Die Concurrenz nun zwingt den Kapitalisten, die Production zu verbilligen. Diese Verbilligung aber kann er auf dreierlei Weise erzielen: durch Herabsetzung der Löhne oder Verlängerung der Arbeitszeit oder Steigerung der Productivität der Arbeit. Da die ersten beiden Mittel ihre bestimmten Grenzen haben, so ist das dritte: bessere Organisirung der Arbeit und Vervollkommnung der Maschinerie, das in der entwickeltern kapitalistischen Gesellschaft vorherrschende Mittel. In allen diesen Fällen ist die Folge, daß sich die organische Zusammensetzung des Kapitals, wie Marx es nennt, ändert. Das Verhältniß des auf Rohstoffe, Arbeitsmittel ꝛc. ausgelegten Kapitaltheiles steigt, das des auf Arbeitslöhne ausgelegten Kapitaltheiles sinkt; dieselbe Productenmasse wird durch weniger Arbeiter, eine erhöhte Productenmasse durch die alte oder ebenfalls eine verringerte Zahl von Arbeitern hergestellt. Die freigesetzten Arbeiter befinden sich im Elend und verschlechtern durch ihr Arbeitsangebot die Lage der noch beschäftigten Arbeiter.

Mit der Ueberschüssigmachung von Arbeitern geht die Ueberproduction von Kapital Hand in Hand. Immer größere Centralisation greift in Industrie, Handel und Landwirtschaft um sich und immer stärkere Expropriation kleiner Kapitalisten durch größere. Periodische Krisen, herbeigeführt durch die Productionsanarchie in Verbindung mit der Unterconsumtion der ausgebeuteten und verelendeten Massen, treten immer heftiger, immer zerstörender auf und beschleunigen durch Vernichtung unzähliger kleiner Kapitalisten den Centralisirungs- und Expropriationsproceß. Auf der einen Seite verallgemeinert sich die collectivistische — cooperative — Form des Arbeitsprocesses auf stets wachsender Stufenleiter in steigendem Grade; auf der andern Seite wächst mit der beständig abnehmenden Zahl der Kapitalmagnaten, welche alle Vortheile dieses Umwandlungsprocesses usurpiren und monopolisiren, die Masse des Elendes, des Druckes, der Knechtschaft, der Entartung, der Ausbeutung, aber auch der Empörung der stets anschwellenden und durch den Mechanismus des kapitalistischen Productionsprocesses selbst geschulten, vereinten und organisirten Arbeiterklasse. So strebt die Entwicklung einem Punkte zu, wo das Kapital-

monopol zur Fessel der mit ihm aufgeblühten Productionsweise, wo die Centralisation der Productionsmittel und die Vergesellschaftung der Arbeit unverträglich werden mit ihrer kapitalistischen Hülle. Dieselbe wird alsdann gesprengt, die Expropriirer und Usurpatoren werden durch die Volksmasse expropriirt, das kapitalistische Privateigenthum aufgehoben.

Dies die geschichtliche Tendenz der kapitalistischen Productions- bezw. Aneignungsweise nach Marx. Die Klasse, die dazu berufen ist, die Expropriation der Kapitalistenklasse und die Verwandlung des kapitalistischen in öffentliches Eigenthum durchzuführen, ist die Klasse der Lohnarbeiter, das Proletariat. Zu diesem Behufe ist es als politische Partei der Klasse zu organisiren. Diese Klasse ergreift im gegebenen Moment die Staatsmacht und verwandelt die Productionsmittel zunächst in Staatseigenthum. Aber damit hebt das Proletariat sich selbst als Proletariat, damit hebt es alle Klassenunterschiede und Klassengegensätze auf, und damit auch den Staat als Staat. Der Kampf ums Einzeldasein mit seinen Conflicten und Excessen hört auf, der Staat hat nichts mehr zu unterdrücken und stirbt ab.

Das sind in kurzer Zusammenfassung — nach Bernstein[1] — die wichtigsten Sätze der marxistischen Lehre vom heutigen Klassenkampfe, der Kapitalsentwicklung und dem Zusammenbruch der kapitalistischen Gesellschaft[2].

Wie es der materialistischen Geschichtsauffassung und speciell der Hegelschen Dialektik gegenüber geschehen, so übt nun Eduard Bernstein

---

[1] A. a. O. S. 14 ff. 37.

[2] Bereits Marx und Engels haben übrigens die Nothwendigkeit einer theilweisen Aenderung ihrer Lehre erkannt. So sagen sie z. B. im Vorwort zur Neuauflage (1872) des „Communistischen Manifestes“: „Gegenüber der immensen Fortentwicklung der großen Industrie in den letzten fünfundzwanzig Jahren und der mit ihr fortschreitenden Parteiorganisation der Arbeiterklasse, gegenüber den praktischen Erfahrungen zuerst der Februarrevolution und noch weit mehr der Pariser Commune, wo das Proletariat zum erstenmal zwei Monate lang die politische Gewalt inne hatte, ist heute dies Programm stellenweise veraltet. Namentlich hat die Commune den Beweis geliefert, daß die Arbeiterklasse nicht die fertige Staatsmaschine einfach in Besitz nehmen und sie für ihre eigenen Zwecke in Bewegung setzen kann.“ Dennoch sind Marx und Engels zu einer durchgreifenden Revision ihrer Lehre nicht gekommen, haben sie wohl auch kaum gewollt. — Bernstein (a. a. O. S. 17 f.) verweist überdies noch auf die Vorrede zum „Kapital“ (1867), zur Neuauflage des „Elendes der Philosophie“ (1884), zu den „Klassenkämpfen in der französischen Revolution“ (1895), wo sich ebenfalls Wandlungen in den Ansichten von Marx und Engels zeigen.

auch an diesem zweiten Theile des marxistischen Glaubensbekenntnisses scharfe Kritik, indem er der Reihe nach die Werth- und Mehrwerththeorie, die Lehre von der naturnothwendig fortschreitenden Verelendung der Arbeitermassen, von der ebenso nothwendig fortschreitenden Accumulation des Kapitals und Concentration der Betriebe, von den periodischen Krisen, von der Wunderkraft der proletarischen Dictatur beim schließlichen Zusammenbruch der kapitalistischen Gesellschaft und bei der Einführung der communistischen Ordnung als Reste einer durch und durch utopistischen Auffassung und als auf vorgefaßten Meinungen beruhende, den Thatsachen aber widersprechende „Dogmen" charakterisirt [1].

Beginnen wir mit der marxistischen Werth- und Mehrwerththeorie.

Alles ist hierbei nach Bernstein auf theilweise sehr anfechtbaren Abstractionen aufgebaut. „Zuerst muß der reine Tauschwerth entwickelt, d. h. vom besondern Gebrauchswerthe der einzelnen Waren abstrahirt werden. Dann — bei der Bildung der allgemein oder abstract menschlichen Arbeit — von den Besonderheiten der einzelnen Arbeitsarten (Zurückführung höherer oder zusammengesetzter Arbeit auf einfache oder abstracte Arbeit). Hierauf, um zur gesellschaftlich nothwendigen Arbeitszeit als Maßstab des Arbeitswerthes zu gelangen, von den Unterschieden in Fleiß, Tüchtigkeit, Ausrüstung des einzelnen Arbeiters, und weiterhin, sobald es sich um Verwandlung des Werthes in Marktwerth bezw. Preis handelt, von der für die einzelnen Wareneinheiten erforderten gesellschaftlich nothwendigen Arbeitszeit u. s. w." [2] Auf diese Weise entbehrt der Werth „jedes concreten Gehaltes und wird zur rein gedanklichen Construction". Und nun der „Mehrwerth"? „Dieser besteht nach der Marxschen Lehre in der Differenz zwischen dem Arbeitswerth der Producte und der Be-

[1] Bernstein erkennt bereitwilligst an, über manches auch von den „bürgerlichen Oekonomen" belehrt worden zu sein. Schulze-Gävernitz habe in seiner Schrift „Zum socialen Frieden" wie in seiner Monographie „Der Großbetrieb ein wirtschaftlicher und socialer Fortschritt" Thatsachen festgestellt, die für die Erkenntniß der wirtschaftlichen Entwicklung der Gegenwart von großem Werthe seien. Er läugne nicht, „durch Schulze-Gävernitz ebenso wie durch andere, aus der Schule Brentanos hervorgegangene Oekonomen (Herkner, Sinzheimer) auf viele Thatsachen aufmerksam gemacht worden zu sein, die er vorher nicht oder nur ganz unzulänglich gewürdigt habe". „Ich schäme mich sogar auch nicht, zu gestehen," sagt er, „auch aus Julius Wolfs Buch ‚Socialismus und socialistische Gesellschaftsordnung' einiges gelernt zu haben." Bernstein, Voraussetzungen ꝛc. S. 173.

[2] A. a. O. S. 37.

zahlung der in der Production derselben von den Arbeitern verausgabten Arbeitskraft. Es ist daher klar, daß in dem Augenblick, wo der Arbeitswerth bloß noch als gedankliche Formel oder wissenschaftliche Hypothese Geltung beanspruchen darf, der Mehrwerth erst recht zur bloßen Formel würde, zu einer Formel, die sich auf eine Hypothese stützt." [1]

Daß jene Abstractionen die marxistische Theorie der realen Welt entrückt haben, daß sie mit Begriffen und Dogmen operirt, die in der Wirklichkeit des Lebens sich nicht bewahrheiten, erhellt sofort beim Blick auf die thatsächlichen Verhältnisse.

Das Verhältniß des Mehrwerthes zu dem in Löhnen ausgelegten Kapitaltheile nennt Marx die Mehrwerths- oder Ausbeutungsrate, das Verhältniß des Mehrwerths zum gesamten in die Production gesteckten Kapital die Profitrate. „Es gibt Unternehmungen, wo ein unverhältnißmäßig großer Kapitaltheil für Arbeitsmittel, Rohstoffe ꝛc. und ein im Verhältniß nur geringer Kapitaltheil für Löhne verausgabt wird, und andere, wo die Löhne den wichtigsten Theil der Kapitalauslagen bilden. Die erstern stellen höhere, die letztern niedere organische Zusammensetzungen des Kapitals dar. Herrschte durchgängig das gleiche proportionelle Verhältniß zwischen erzieltem Mehrwerth und Arbeitslohn, so müßten in diesen letztern Productionszweigen die Profitraten die der erstern Gruppen in vielen Fällen um ein Vielfaches übersteigen. Das ist aber nicht der Fall." [2] Kapitalien von gleicher Größe, wenn auch von ungleicher „organischer Zusammensetzung", werfen gleichen Profit ab. Bei gleicher Rate des Mehrwerths und ungleicher „organischer Zusammensetzung" des angewendeten Kapitals müßten aber die Profitraten verschieden ausfallen, wenn thatsächlich die Waren zu ihren „Werthen", d. i. im Verhältniß zu der in ihnen aufgehäuften Arbeit, vertauscht würden. In Wirklichkeit werden die Waren eben nicht zu ihren „Werthen" im Sinne der marxistischen Werthlehre, sondern zu ihren Productionskosten — d. i. die Herstellungskosten (verausgabtes Lohnkapital und sonstiges aufgewendetes Kapital) + Profitrate — veräußert.

Der Versuch, die Werth- und Mehrwerththeorie, welche mit Rücksicht auf die individuellen Waren keine Geltung beanspruchen kann, dennoch zu retten, indem man statt des individuellen Werthes den ganzen socialen Werth, den Werth der Gesamtproduction der Gesellschaft

[1] Bernstein a. a. O. S. 38. [2] Ebd. S. 16.

und das Mehr dieſes Werthes über die Geſamtſumme der Löhne der Arbeiterklaſſe, in den Vordergrund rückt, findet bei Bernſtein wenig Anklang. „Was die Geſamtheit der Arbeiter in einem gegebenen Moment über den ihnen zufallenden Antheil hinaus produciren, bildet den ſocialen Mehrwerth, den Mehrwerth der geſellſchaftlichen Production, in den ſich die Einzelkapitaliſten in annähernd gleicher Proportion nach Maßgabe des von ihnen wirtſchaftlich angewendeten Kapitals theilen. Aber dieſes Mehrproduct wird nur in dem Maße realiſirt, als die Geſamtproduction dem Geſamtbedarf, reſp. der Aufnahmefähigkeit des Marktes entſpricht. Von dieſem Geſichtspunkte aus, d. h. die Production als Ganzes genommen, iſt der Werth jeder einzelnen Warengattung beſtimmt durch die Arbeitszeit, die nothwendig war, ſie unter normalen Productionsbedingungen in derjenigen Menge herzuſtellen, die der Markt, d. h. die Geſamtheit als Käufer betrachtet, jeweilig aufnehmen kann. Nun gibt es jedoch gerade für die hier in Betracht kommenden Waren in Wirklichkeit kein Maß des jeweiligen Geſamtbedarfs, und ſo iſt auch der wie vorſtehend begriffene Werth eine rein gedankliche Thatſache ..., aufgebaut auf Abſtractionen.“ [1]

Angeſichts deſſen iſt es eine ſehr ſchonende Erklärung, wenn Bernſtein ſagt: Marx wolle nur am conſtruirten Einzelfall den Vorgang veranſchaulichen, wie ihn nach ſeiner Auffaſſung die Geſamtproduction thatſächlich darſtelle [2]. In Wirklichkeit handelt es ſich aber auf dem Markte nicht um den abſtracten Werth der Geſamtproduction, ſondern um den verhältnißmäßigen Werth der verſchiedenen Warengattungen zu einander [3], und hierfür „unterſtellt“ Marx, daß ſich die einzelnen Waren zu ihrem „Werthe“ veräußern [4].

Treffend bezeichnet es Bernſtein als den „Schlüſſel für alle Dunkelheiten der Werththeorie“, daß Marx „nicht mehr die gegebene, ſondern eine conſtruirte, gemeinſchaftlich wirtſchaftende Geſellſchaft unterſtellt“ [5]. Die Werthlehre, „die doch für die gegenwärtige Geſellſchaft gilt“ [6], aber für dieſe ganz und gar nicht paßt, das Werthgeſetz, das „aus dem Bewußtſein der Producenten völlig verſchwindet“, aber angeblich doch „hinter ihrem Rücken wirkt“ [7], das ſind in der That ſehr bedenkliche Punkte in der Lehre des „wiſſenſchaftlichen“ Socialismus.

---

[1] Bernſtein a. a. O. S. 40 f. [2] Ebd. S. 42.
[3] Ebd. S. 118. [4] Ebd. S. 42. [5] Ebd. S. 44.
[6] Ebd. S. 43. [7] Ebd. S. 16.

Daß bei der Production ein größerer Werth herauskommen muß, als der Lohn beträgt, versteht sich von selbst. Allein die Begrenzung der Mehrwerth setzenden Arbeit ist nach Bernstein im Marxschen System viel zu eng[1]. „Die Bildung des Mehrwerths fällt bei Marx ausschließlich in die Productionssphäre, wo es der industrielle Lohnarbeiter ist, der ihn producirt.“ [2]

Kein Wunder also, wenn Bernstein in nicht mißzuverstehender Weise die Werthlehre preisgibt: der Mehrwerth kann als Realität nur durch „Unterstellung der Gesamtwirtschaft“ gefaßt werden. Der Arbeitswerth ist „absolut nichts als ein Schlüssel, ein Gedankenbild, wie das beseelte Atom“; er ist „noch fast jedem Schüler von Marx verhängnißvoll geworden“ [3]. „Vor allem ist die Lehre vom Arbeitswerth darin irreführend, daß er doch immer wieder als Maßstab für die Ausbeutung des Arbeiters durch den Kapitalisten erscheint, wozu unter anderem die Bezeichnung der Mehrwerthsrate als Ausbeutungsrate ꝛc. verleitet. Daß sie als solcher Maßstab selbst dann falsch ist, wenn man von der Gesellschaft als Ganzem ausgeht und die Gesamtsumme der Arbeitslöhne der Gesamtsumme des übrigen Einkommens gegenüberstellt, ist schon aus dem Vorhergehenden ersichtlich. Die Werthlehre gibt so wenig eine Norm für die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit der Vertheilung des Arbeitsproducts, wie die Atomlehre eine solche für die Schönheit oder Verwerflichkeit eines Bildwerkes. Treffen wir doch heute die bestgestellten Arbeiter, Theile der ‚Aristokratie der Arbeit‘, gerade in solchen Gewerben mit sehr hoher, die infamst geschundenen Arbeiter in solchen mit sehr niedriger Mehrwerthsrate.“ [4]

Die Ausbeutungstheorie im Sinne des Marxschen Systems hat also kein gerade sehr festes Fundament, und ebenso unhaltbar erscheint die damit im Zusammenhang stehende marxistische Lehre von der naturnothwendig fortschreitenden Verelendung der Arbeitermassen.

Schon früher hatte Bernstein dieses „Dogma“ bekämpft[5]. „Die moderne Lohnarbeiterschaft ist nicht die gleichgeartete, in Bezug auf Eigenthum, Familie ꝛc. gleich ungebundene Masse, die im (Communistischen) Manifest vorausgesehen wird. Große Schichten heben sich aus ihr zu kleinbürgerlichen Existenzverhältnissen empor.“ „Man braucht kein

---

[1] Bernstein a. a. O. S. 43. [2] Ebd. [3] Ebd. S. 44 f.
[4] Ebd. S. 45. [5] Neue Zeit XVI, 1, S. 745.

Lobredner des Gegebenen zu sein, um den bedeutenden Fortschritt zu erkennen, der sich seit Abfassung des Manifestes in der staatsbürgerlichen Stellung der Arbeiter vollzogen hat."[1] Jetzt kommt Bernstein auf diesen Punkt an verschiedenen Stellen seiner Schrift zurück[2]. „Der Satz von der ‚Hoffnungslosigkeit der Lage des Arbeiters' ist vor mehr als fünfzig Jahren aufgestellt worden. Er läuft durch die ganze radicalsocialistische Literatur der dreißiger und vierziger Jahre, und viele festgestellte Thatsachen schienen ihn zu rechtfertigen. So ist es begreiflich, wenn Marx im ‚Elend der Philosophie' das Unterhaltsminimum für den natürlichen Arbeitslohn erklärte; wenn es im Communistischen Manifest kategorisch heißt: ‚Der moderne Arbeiter, statt sich mit dem Fortschritt der Industrie zu heben, sinkt immer tiefer unter die Bedingungen seiner Klasse herab. Der Arbeiter wird zum Pauper, und der Pauperismus entwickelt sich noch schneller als Bevölkerung und Reichthum'; und wenn in den ‚Klassenkämpfen' gesagt wird, daß die geringste Verbesserung der Lage des Arbeiters ‚eine Utopie bleibt innerhalb der bürgerlichen Republik'.... Die Hoffnungslosigkeit der Lage des Arbeiters ist danach ein unumstößliches Axiom des ‚wissenschaftlichen Socialismus'. Thatsachen anerkennen, die gegen sie sprechen, heißt nach ihm den bürgerlichen Oekonomen nachtreten, die diese Thatsachen constatirt haben."

Wenig stimmt es allerdings zu der Lehre von einer naturnothwendig voranschreitenden Verelendung der Arbeiter, wenn selbst Marx im „Kapital" von der durch das Fabrikgesetz von 1847 bewirkten „physischen und moralischen Wiedergeburt" der Textilarbeiter Lancashires redet, wenn er den Resultaten der englischen Fabrikgesetzgebung einen so weiten Raum im Buche widmet, um auf dem Festlande zur Nachahmung anzuspornen und so dahin zu wirken, daß der Umwälzungsproceß der Gesellschaft sich in immer humaneren Formen vollziehe (Vorwort). Das alles bedeutet nicht Hoffnungslosigkeit, sondern Verbesserungsfähigkeit der Lage des Arbeiters. Man kann erwidern, Marx habe allerdings jene Verbesserungen anerkannt; allein das Kapitel über die geschichtliche Tendenz der kapitalistischen Accumulation am Schlusse des ersten Bandes des „Kapital" beweist, daß durch solche Einzelheiten seine allgemeine Grundanschauung nicht beeinflußt worden ist. Die erwähnten und etwa noch folgende Verbesserungen

[1] Neue Zeit XVI, 1. S. 745.
[2] Voraussetzungen S. 172 ff.; vgl. auch S. 43. 105.

mögen zwar zeitweilige Abhilfe gegen die niederdrückenden Tendenzen des Kapitalismus schaffen; allein es sind nur unbedeutende Modificationen, die gegen die von Marx constatirte Zuspitzung der Gegensätze auf die Dauer nichts Gründliches ausrichten und die schließliche katastrophenmäßige Umwälzung nicht verhindern können. Das ist allerdings — vom Standpunkte der materialistischen Geschichtsauffassung aus — die allein consequente Erklärung des Kapitels über die geschichtliche Tendenz der kapitalistischen Accumulation im ersten Bande des „Kapital“ [1].

„Für mich“, sagt jedoch Bernstein [2], „illustrirt das Kapitel einen Dualismus, der durch das ganze monumentale Marxsche Werk geht und in weniger prägnanter Weise auch an andern Stellen zum Ausdruck kommt; einen Dualismus, der darin besteht, daß das Werk wissenschaftliche Untersuchung sein und doch eine lange vor seiner Concipirung fertige These beweisen will, daß ihm ein Schema zu Grunde liegt, in dem das Resultat, zu dem hin die Entwicklung führen sollte, schon von vornhinein feststand. Das Zurückkommen auf das Communistische Manifest weist hier auf einen thatsächlichen Rest von Utopismus im Marxschen System hin. Marx hatte die Lösung der Utopisten im wesentlichen acceptirt, aber ihre Mittel und Beweise für unzulänglich erkannt. Er unternahm also deren Revision, und zwar mit dem Fleiß, der kritischen Schärfe und der Wahrheitsliebe des wissenschaftlichen Genies. Er verschwieg keine wichtige Thatsache, er unterließ es auch, solange der Gegenstand der Untersuchung keine unmittelbare Beziehung zum Endziel des Beweisschemas hatte, die Tragweite dieser Thatsachen gewaltsam zu verkleinern. Bis dahin bleibt sein Werk von jeder, der Wissenschaftlichkeit nothwendig Abbruch thuenden Tendenz frei. . . . Aber wie sich Marx solchen Punkten nähert, wo jenes Endziel ernsthaft in Frage kommt, da wird er unsicher und unzuver-

---

[1] Im Jahre 1891 schrieb Bernstein (Neue Zeit IX, 1, S. 736): „Es ist klar, daß, wo die Gesetzgebung, die planmäßige und bewußte Action der Gesellschaft, entsprechend eingreift, das Walten der Tendenzen der wirtschaftlichen Entwicklung durchkreuzt, unter Umständen sogar aufgehoben werden kann. Marx und Engels haben das nicht nur nicht geläugnet, sondern im Gegentheil stets betont.“ Allerdings hat die vernünftige Einsicht auch bei Marx und Engels zuweilen den Sieg über das Schema der materialistischen Geschichtsauffassung und der Hegelschen Dialektik davongetragen. Bernstein aber zeigt mit dem angeführten Satze, daß schon 1891 sein Glaube an den Marxismus erschüttert war.

[2] Voraussetzungen S. 177 f.

läſſig, da kommt es zu ... Widerſprüchen ..., da zeigt es ſich, daß dieſer große wiſſenſchaftliche Geiſt doch ſchließlich Gefangener einer Doctrin war. Er hat, um es bildlich auszudrücken, im Rahmen eines vorgefundenen Gerüſtes ein mächtiges Gebäude aufgerichtet, bei deſſen Aufbau er ſich ſo lange ſtreng an die Geſetze der wiſſenſchaftlichen Baukunſt hielt, ſo lange ſie nicht mit den Bedingungen collidirten, die ihm die Conſtruction des Gerüſtes vorſchrieb, ſie aber vernachläſſigte und umging, wo das Gerüſt zu eng war, um ihre Beobachtung zu erlauben. Statt da, wo es dem Bau Schranken ſetzte, kraft deren dieſer es nicht zum Freiſtehen bringen konnte, das Gerüſt ſelbſt zu zertrümmern, änderte er am Bau ſelber auf Koſten der Proportion herum und brachte ihn ſo erſt recht in Abhängigkeit vom Gerüſt. War es das Bewußtſein dieſes irrationellen Verhältniſſes, das ihn vor der Fertigſtellung des Werkes immer wieder zu Verbeſſerungen an Einzelheiten gehen ließ? Wie dem auch ſei, meine Ueberzeugung iſt, daß, wo immer jener Dualismus ſich zeigt, das Gerüſt fallen muß, wenn das Gebäude zu ſeinem Rechte kommen ſoll. Im letztern und nicht im erſtern liegt das, was werth iſt, von Marx fortzuleben."

Freilich wird dann auch aus dem Gebäude ſelbſt alles das entfernt werden müſſen, was dem Gerüſte zuliebe überſehen, geändert oder hineingebaut wurde. Das aber iſt, wie ſich zeigen wird, der eigenen Auffaſſung Bernſteins zufolge, nicht gerade wenig.

Im Vorworte zum „Elend der Philoſophie" ſagt Fr. Engels, Marx habe keineswegs auf die Thatſache, daß der Arbeiter nicht den vollen Werth des Productes ſeiner Arbeit erhalte, ſeine communiſtiſchen Forderungen geſtützt, ſondern „auf den nothwendigen, ſich vor unſern Augen täglich mehr und mehr vollziehenden Zuſammenbruch der kapitaliſtiſchen Productionsweiſe".

Dieſer Zuſammenbruch aber iſt unabweislich angeſichts der naturnothwendig fortſchreitenden Concentration des Kapitals und der ebenſo nothwendig voranſchreitenden Concentration der Betriebe. Beginnen wir mit der Accumulation des Kapitals.

Im erſten Bande des „Kapital"[1] erwähnt Marx allerdings die Bildung von Kapitalablegern durch Theilungen ꝛc. Er bemerkt dabei, daß mit der Accumulation von Kapital die Anzahl der Kapitaliſten infolge

[1] 4. Aufl., S. 589.

solcher Spaltungen „mehr oder minder wächst". Allein im weitern Verlauf der Darstellung wird dieses Wachsthum der Kapitalisten nicht mehr erwähnt. Am Schluß des ersten Bandes ist nur noch von der „beständig abnehmenden Zahl von Kapitalmagnaten" die Rede, und daran wird auch im dritten Bande principiell nichts geändert. Wohl werden bei Behandlung der Profitrate und des kaufmännischen Kapitals Thatsachen berührt, die auf eine Zersplitterung der Kapitale hinweisen, aber ohne Nutzanwendung für unsern Punkt. Der Leser behält den Eindruck, daß die Zahl der Kapitalinhaber beständig — wenn nicht absolut, so im Verhältniß des Wachsthums der Arbeiterklasse — zurückgeht. In der Socialdemokratie herrscht demgemäß die Vorstellung vor oder drängt sich immer wieder dem Geiste auf, daß der Concentration der industriellen Unternehmungen eine Concentration der Vermögen parallel läuft[1].

Die Marxsche Theorie folgt aber hierbei nicht den Thatsachen, sondern die Thatsachen werden nach den Forderungen der Theorie ausgewählt, erklärt, verbunden. Marx findet ganz richtig gewisse, die fortschreitende Accumulation und Concentration begünstigende *Tendenzen* der kapitalistischen Production. Ihnen schenkt er jedoch einseitig seine volle Aufmerksamkeit, ohne die Factoren, welche jenen Tendenzen mit Erfolg *entgegenwirken*, genügend zu beachten[2]. Bernstein beweist dies am Beispiele der *Actiengesellschaft*. Auch sie wird von Marx in den Gesichtswinkel der Concentration des Kapitals gerückt, obwohl die Form der Actiengesellschaft ganz offenbar der Tendenz: Centralisation der Vermögen durch Centralisation der Betriebe, in sehr bedeutendem Umfange entgegenwirkt. Sie erlaubt eine weitgehende Spaltung schon concentrirter Kapitale, macht Aneignung von Kapitalen durch einzelne Magnaten zum Zwecke der Concentrirung gewerblicher Unternehmen überflüssig, da sie zersplitterte Vermögenstheile zur Einheit großer, centralisirter Unternehmungen verbindet.

Indessen begnügt sich Bernstein nicht damit, die Quelle des Irrthums: einseitige Berücksichtigung vorhandener Tendenzen und demgemäß schiefe Beurtheilung der Thatsachen unter dem Einfluß des theoretischen Schemas, offen zu legen, er *beweist* auch *direct* wie *indirect* die Unhaltbarkeit der Kapital-Accumulationstheorie.

Die Vertheilung des nationalen Reichthums spiegelt sich in den Zahlen der Einkommenstatistik wieder[3].

[1] *Bernstein* a. a. O. S. 47. [2] Ebd. S. 47 f. 176 f.
[3] Ebd. S. 49 f.

Im Jahre 1851 zählte England Familien mit 150 bis 1000 Pfund Sterling Einkommen (die mittlere und kleine Bourgeoiſie und die höchſte Arbeiterariſtokratie) rund 300 000, im Jahre 1881 rund 990 000[1]. Während die Bevölkerung in dieſen dreißig Jahren ſich im Verhältniß von 27 auf 35, d. h. um etwa 30 Procent vermehrte, ſtieg die Zahl dieſer Einkommensklaſſen im Verhältniß von 27 auf 90, d. h. um 233$^1/_3$ Procent. Sie wird heute von Giffen auf 1$^1/_2$ Millionen Steuerzahler geſchätzt. — Frankreich hat nach Mulhall bei einem Geſamt von 8 000 000 Familien 1 700 000 Familien in groß- und kleinbürgerlichen Exiſtenzverhältniſſen (Durchſchnittseinkommen von 5200 Mark) gegen 6 000 000 Arbeiter und 160 000 ganz Reiche. — In Preußen gab es 1854 bei einer Bevölkerung von 16,3 Millionen nur 44 407 Perſonen mit einem Einkommen von über 1000 Thalern. Im Jahre 1894/95 verſteuerten bei einer Geſamtbevölkerung von gegen 33 Millionen 321 296 Perſonen Einkommen über 3000 Mark. 1897/98 war die Zahl auf 347 328 geſtiegen. Während die Bevölkerung ſich verdoppelte, hat ſich die Schicht der beſſer ſituirten Klaſſen mehr als verſiebenfacht. Selbſt wenn man dagegen in Anrechnung ſetzt, daß die 1866 annectirten Landestheile meiſt größere Wohlhabenheitsziffern aufweiſen als Altpreußen, und daß viele Lebensmittelpreiſe in der Zwiſchenzeit erheblich geſtiegen ſind, kommt noch mindeſtens ein Zunahmeverhältniß der beſſer Situirten gegen das der Geſamtbevölkerung von weit über 2 : 1 heraus. Nehmen wir z. B. einen ſpätern Zeitraum, ſo finden wir, daß in den vierzehn Jahren zwiſchen 1876 und 1890 bei einer Geſamtzunahme der Cenſiten um 20,56 Procent die Einkommen zwiſchen 2000 bis 20 000 Mark (das wohlhabende und kleinere Bürgerthum) von 442 534 auf 582 024 Steuerzahler, d. h. um 31,52 Procent anwachſen. Die Klaſſe der eigentlichen Beſitzenden (6000 Mark Einkommen und darüber) wächſt in der gleichen Zeit von 66 319 auf 109 095, d. h. um 58,47 Procent. Fünf Sechstel dieſes Zuwachſes, nämlich 33 226 von 38 776, entfallen auf die Mittelſchicht der Einkommen zwiſchen 6000 und 20 000 Mark. Aehnlich liegen die Verhältniſſe im induſtrielliſten Staate Deutſchlands, in Sachſen. Dort ſtieg von 1879 bis 1890 die Zahl der Einkommen zwiſchen 1600 und 3300 Mark von 62 140 auf 91 124, die der Einkommen zwiſchen 3300 und 9600 Mark von 24 414 auf 38 841. Von 1890—1892 ſtieg die letztere Klaſſe auf 39 266. Natürlich ſind

[1] Nach den Angaben der British Review vom 22. Mai 1897.

nicht alle Empfänger von höherem Einkommen „Besitzende", aber in wie hohem Maße dies der Fall, ersieht man daraus, daß für 1895/96 in Preußen 1152332 Censiten mit einem Nettovermögensbesitz von über 6000 Mark zur Ergänzungssteuer herangezogen wurden. Ueber die Hälfte davon, nämlich 598063, versteuerten ein Nettovermögen von mehr als 20000 Mark, 385000 ein solches von über 32000 Mark[1].

Der ökonomische Zusammenbruch ist also jedenfalls kaum in einer so kurzen Spanne Zeit zu erwarten, wie die socialistische Doctrin es bisher unterstellte. Daß es eine große, ja *wachsende* Zahl von Besitzenden in der heutigen Gesellschaft gibt, läßt sich aber nicht bloß direct aus der Einkommensstatistik beweisen; es kann auch auf rein deductivem Wege *indirect* als die nothwendige Folge der modernen Wirtschaft erwiesen werden.

Was die moderne Productionsweise vor allem auszeichnet, ist die große Erhöhung der Productivkraft der Arbeiter. Gewaltige Steigerung der Production, Massenproduction von Gebrauchsgütern, ist die Folge. „Wo bleibt nun dieser Reichthum? Oder um gleich die Frage auf den Kern der Sache zuzuspitzen: wo bleibt das Mehrproduct, das die industriellen Lohnarbeiter über ihren eigenen, durch ihren Lohn begrenzten Consum hinaus produciren? Die ‚Kapitalmagnaten' möchten zehnmal so große Bäuche haben, als der Volkswitz ihnen nachsagt, und zehnmal so viel Bedienung halten, wie sie in Wirklichkeit thun: gegenüber der Masse des jährlichen Nationalproductes — man vergegenwärtige sich, daß ja die kapitalistische Großproduction vor allem Massenproduction ist — wäre ihr Consum immer noch wie eine Feder in der Wage. Man wird sagen, sie exportiren den Ueberschuß. Schön, aber der auswärtige Abnehmer zahlt schließlich auch wieder nur in Waren. Im Welthandel spielt das circulirende Metallgeld eine verschwindende Rolle. . . . Wo bleibt also die Warenmenge, die die Magnaten und ihre Dienerschaft nicht verzehren? Wenn sie nicht doch in der einen oder andern Weise den Proletariern zufließt, so muß sie eben von andern Klassen aufgefangen werden. Entweder

[1] Die socialistische Literatur übersieht bei der Statistik der Höchsteinkommen gerne, daß ein sehr großer Procentsatz derselben auf *juristische* Personen, d. h. Körperschaften aller Art (Actiengesellschaften ꝛc.), entfällt. So waren in Sachsen im Jahre 1892 von 11138 Censiten mit über 9600 Mark Einkommen 5594 *juristische* Personen, und je höher hinaufgegangen wird, um so mehr überwiegen diese. Bei den Einkommen über 300000 Mark kamen auf 23 physische 33 juristische Personen.

steigende relative Abnahme der Zahl der Kapitalisten und steigender Wohlstand des Proletariats oder eine zahlreiche Mittelklasse, das ist die einzige Alternative, die uns die fortgesetzte Steigerung der Production läßt." [1]

„Es ist also durchaus falsch," so schließt Bernstein [2], „anzunehmen, daß die gegenwärtige Entwicklung eine relative oder gar absolute Verminderung der Zahl der Besitzenden aufweist. Nicht ‚mehr oder minder', sondern schlechtweg *mehr*, d. h. absolut *und* relativ wächst die Zahl der Besitzenden. . . . Der Socialismus oder die socialistische Bewegung hat schon so manchen Aberglauben überlebt, sie wird auch noch den überleben, daß ihre Zukunft von der Concentration des Besitzes oder, wenn man will, der Auffaugung des Mehrwerthes durch eine sich verringernde Gruppe kapitalistischer Mammuths abhängt."

Ebensowenig wie die Accumulationstheorie in Bezug auf das Vermögen, stimmt die socialistische Lehre von der naturnothwendig *fortschreitenden Concentration der Betriebe* mit den Thatsachen überein [3]. Die „Werkstatt der Welt" ist noch bei weitem nicht in dem Grade, wie man meint, der Großindustrie verfallen. Die gewerblichen Betriebe zeigen vielmehr gerade in dem vorgeschrittensten Lande, in England, die größte Mannigfaltigkeit, und keine Größenklasse verschwindet aus der Stufenleiter. Auch in Deutschland gehört die große Masse der gewerblich thätigen Personen noch den kleinen und mittlern Betrieben an. Ebenso in den andern Ländern.

Allerdings ist der unabläßige Fortschritt der Technik und Centralisation der Betriebe in einer wachsenden Zahl von Industriezweigen eine Wahrheit; aber nicht minder gewiß ist es, daß die Zunahme der Großbetriebe in erheblichem Umfange keineswegs auf Kosten der Mittelbetriebe erfolgt. „Soweit die einzelnen Geschäftszweige betrachtet werden, ist Zunahme von mittlern und Großbetrieben nebeneinander eine Ausnahme. Wenn das Gesamtbild von Industrie, Handel und Verkehr eine solche zeigt, so erklärt sich dies . . . erstens aus der stetig fortschreitenden *Vermehrung der Gewerbsarten* in der modernen Gesellschaft und zweitens aus der wachsenden *Anpassungsfähigkeit und Beweglichkeit der heutigen gewerblichen Welt*." So kommt es, daß die Mittelbetriebe sich in der Zahl nicht verringern. „Wie bedrängt auch die Lage

[1] *Bernstein* a. a. O. S. 51 f. [2] Ebd. S. 50 f.
[3] Ebd. S. 55 ff.; vgl. auch Vorwort S. VI.

mancher Inhaber von solchen sein mag, wieviel ‚Eintagsfliegen' sich insbesondere im Handel in jedem gegebenen Momente in den Reihen der verschiedenen Betriebsklassen befinden, für das Ganze bleibt ihr Absterben gleichgiltig, das Gesamtbild erfährt dadurch keine Veränderung." [1]

Was Bernstein hier in dem Artikel der „Neuen Zeit" über den „Kampf der Socialdemokratie und die Revolution der Gesellschaft" gesagt hatte, das führt er jetzt weiter aus[2], indem er die Umstände genauer bezeichnet, welche den Fortbestand und die Erneuerung der kleinen und Mittelbetriebe bestimmen. Sie lassen sich in drei Gruppen eintheilen[3].

Erstens: Eine Anzahl von Gewerben oder Gewerbszweigen eignen sich nahezu ebenso gut für den kleinen und mittlern wie für den großen Betrieb. Die Vortheile, die der letztere vor den erstern voraus hat, sind nicht so bedeutend, daß sie nicht durch gewisse, dem kleinern Betrieb von Hause aus eigene Vortheile aufgewogen werden könnten. Es trifft dies bekanntlich unter anderem für verschiedene Zweige der Holz-, Leder- und Metallbearbeitung zu. Oder es findet eine Arbeitstheilung derart statt, daß die Großindustrie Halb- und Dreiviertelsfabrikate liefert, die in kleinern Betrieben marktfertig gemacht werden.

Zweitens: In vielen Fällen spricht die Art und Weise, wie das Product dem Consumenten zugänglich gemacht werden muß, zu Gunsten der Herstellung im kleinern Betriebe. Als Beispiele führt Bernstein an: die Bäckerei, das Hufschmied- und Stellmachergewerbe, die Schneiderei, Schuhmacherei, Sattlerei, Tischlerei, Tapeziergewerbe, Uhrmacherei ꝛc., wo Kundengeschäft (und in verschiedenem Grade Reparatur) und Kleinhandel selbständige Existenzen am Leben erhält, von denen freilich viele, aber bei weitem nicht alle, nur proletarische Einkommen repräsentiren.

Drittens: Der Großbetrieb selbst heckt die kleinen und mittlern Betriebe, theils durch massenhafte Herstellung und entsprechende Verbilligung der Arbeitsmaterialien (Hilfsstoffe, Halbfabrikate), theils durch Abstoßung von Kapital auf der einen und „Freisetzung" von Arbeitern auf der andern Seite.

Auch im Handel[4] halten sich trotz des Aufschießens der großen Warenhäuser sowohl die mittlern wie die kleinern Handelsgeschäfte. Die kapitalistischen Warenhäuser schädigen einzelne Geschäfte und bringen hie

[1] Neue Zeit XVI, 1, S. 552. [2] Bernstein, Voraussetzungen S. 58 f.
[3] Ebd. S. 58 f. [4] Ebd. S. 60 f.

und da zeitweise den ganzen Kleinhandel in Verwirrung. Aber nach einer Weile findet dieser doch einen Weg, mit den Großen zu concurriren und alle Vortheile auszunutzen, die örtliche Beziehungen ihm bieten. Neue Specialisirungen und neue Combinirungen von Geschäften bilden sich aus, neue Formen und Methoden des Geschäftsbetriebs. Das kapitalistische Warenhaus hat mehr daraufhin gewirkt, den Kleinhandel aus seinem Schlendrian aufzurütteln und ihm gewisse monopolistische Gepflogenheiten abzugewöhnen, als ihn auszurotten. Nicht die Großen machen den Kleinen die mörderischste Concurrenz; diese letztern besorgen das Geschäft gegenseitig nach Möglichkeit[1]. Aber im Verhältniß gibt es doch nur wenig Leichen, und unbeschädigt bleibt in ihrem Aufbau die Stufenleiter der Betriebe.

Die Landwirtschaft endlich zeigt hinsichtlich der Größenverhältnisse der Betriebe überall in Europa und auch theilweise schon in Amerika eine Bewegung, die allen bisherigen Voraussetzungen der socialistischen Theorie zu widersprechen scheint: keine fortschreitende Concentration, sondern entweder Stillstand oder gar Rückgang des Größenumfangs der Betriebe. In Deutschland offenbart die 1895 aufgenommene Betriebszählung gegenüber 1882 eine Zunahme des bäuerlichen Mittelbetriebes (5—20 Hektar) um 8 Procent und eine Zunahme der von ihm besetzten Bodenfläche um 9 Procent.

[1] Das stimmt zu den Angaben einer 1899 von der Handelskammer zu Hannover über die Lage des Kleinhandels in Deutschland veröffentlichten Schrift. „Redet man heute von der Bedrängniß des Kleinbetriebes im Detailhandel, von den häufigen, in erschreckender Weise sich mehrenden Concursen, so wird das meistens ausschließlich der Concurrenz der Großbetriebe zugeschrieben. Warenhäuser, Consumvereine, Beamtenvereine, Wanderlager, Auctionen u. s. w. werden fast ausschließlich als die Feinde der Kleinhändler bezeichnet, obgleich ihr Wirkungskreis immer noch ein beschränkter ist und hauptsächlich, zumal bei den Warenhäusern, in den großen Städten liegt. So kam es, daß die allgemeine Aufmerksamkeit fast gänzlich von dem Feind abgelenkt ist, der überall in den eigenen Reihen der Kleinhändler von Jahr zu Jahr gewachsen ist. Wir meinen die zunehmende Ueberfüllung des Detailhandels vielfach durch Existenzen, welche in andern Berufen Schiffbruch gelitten, welche ohne kaufmännische Bildung und genügende Warenkenntniß, mit vielleicht geringen Ersparnissen oder ganz auf Credit bauend ein Geschäft begründen zu können glauben. Dadurch wird dann der Kundenkreis auch solider Kleinhandlungen verringert, die Geschäftsunkosten steigen und äußern sich in höhern Verkaufspreisen, vielleicht sogar in geringerer Qualität der Waren. Dies trug wiederum dazu bei, daß die Consumenten sich bessere Bezugsbedingungen durch Consum- u. s. w. Vereine zu sichern suchten, und reizte kapitalkräftige Unternehmer an, durch günstigere Verkaufsbedingungen, wie sie in Warenhäusern, Bazaren u. s. w. geboten werden, die Kundschaft an sich zu ziehen." Vgl. „Köln. Volkszeitung" 40. Jahrg., Nr. 455, 17. Mai 1899, Erstes Blatt.

Der Kleinbetrieb (2—5 Hektar) weist ein Wachsthum der Betriebe um 3,5 Procent und eine Zunahme der Bodenfläche um 8 Procent auf. Die Zweigbetriebe (unter 2 Hektaren) haben eine Zunahme von 5,8 Procent und die von ihnen besetzte Fläche um 12 Procent. Doch ging der landwirtschaftlich benutzte Theil dieser Fläche um nahezu ein Procent zurück. Eine Zunahme um nicht ganz ein Procent, die zudem völlig auf die Forstwirtschaften entfällt, zeigen die zum Theil schon kapitalistischen großbäuerlichen Betriebe (20—100 Hektar), und eine solche um noch nicht ein Drittel Procent die Großbetriebe (mehr als 100 Hektar), von denen das Gleiche zutrifft. — In Holland ist der Großbetrieb direct zurückgegangen und der kleinbäuerliche Mittelbetrieb hat sich verdreifacht[1]. — Auch in Belgien ist nach Vandervelde[2] sowohl der Grundbesitz wie der Bodenbetrieb einer fortgesetzten Decentralisation unterworfen. — In Frankreich beweist die Agrarstatistik ebenfalls eine beträchtliche Zerstückelung der Bodenwirtschaften. — Selbst in dem klassischen Lande des Großgrundbesitzes und der kapitalistischen Bodenwirtschaft, in England, nimmt die Liste der Mammuth-Landlords ab und wächst die Zahl der klein- und mittelbäuerlichen Betriebe. 1895 kamen in Großbritannien 66 Procent der landwirtschaftlich benutzten Fläche auf mittel- und großbäuerliche Wirtschaften, 27—28 Procent auf den eigentlichen Großbetrieb und nur 2,46 Procent auf Riesenbetriebe. Daß in Irland der Kleinbauern- bezw. der Kleinpächterstand völlig überwiegt, ist bekannt. Das Gleiche gilt von Italien. — Kurz, im ganzen westlichen Europa wie auch in den östlichen Staaten der amerikanischen Union wächst überall der kleine und mittlere Betrieb in der Landwirtschaft, während der große oder Riesenbetrieb zurückgeht, — ganz im Widerspruche mit der Marxschen Concentrationstheorie, der zufolge ein immer größeres Flächengebiet dem Großbetriebe anheimfällt[3].

[1] W. H. Vliegen, Das Agrarprogramm der niederländischen Socialdemokratie. Neue Zeit XVII, 1, S. 75 ff.

[2] Der Agrarsocialismus in Belgien. Neue Zeit XV, 1, S. 752.

[3] Vgl. Kapital I (4. Aufl.), 643 Note. „In allen Ländern vorgeschrittener Cultur nimmt das (landwirtschaftliche) Genossenschaftswesen rasch an Ausdehnung und Spielraum zu. Belgien, Dänemark, Frankreich, Holland, neuerdings auch Irland, zeigen hierin kein anderes Bild als ein großer Theil Deutschlands. Es ist wichtig für die Socialdemokratie, statt aus der Statistik Beweise für die vorgefaßte Theorie vom Ruin des kleinen Bauernstandes herauszufischen, diese Frage der Genossenschaftsbewegung auf dem Lande und ihre Tragweite eindringlich zu prüfen. Die Statistik der Zwangsverkäufe, der Hypothekenbelastung ꝛc. ist in vieler Hinsicht irreleitend. Unzweifelhaft ist das Eigenthum heute beweglicher als je, aber

Wenn alſo, ſagt mit Recht Bernſtein[1], „der Zuſammenbruch der modernen Geſellſchaft vom Schwinden der Mittelglieder zwiſchen der Spitze und dem Boden der ſocialen Pyramide abhängt, wenn er bedingt iſt durch die Aufſaugung von den Extremen über und unter ihnen, dann iſt er in England, Deutſchland, Frankreich heute ſeiner Verwirklichung nicht näher wie zu irgend einer frühern Epoche im 19. Jahrhundert".

(Schluß folgt.)

Heinrich Peſch S. J.

Der moderne Hinduismus unter dem Einfluſſe chriſtlicher Ideen.

(Fortſetzung.)

In der neuen „Brahmo-Kirche von Indien" traten jetzt auch „Miſſionäre" auf. Sieben oder acht enthuſiaſtiſche Mitglieder entſagten ihren weltlichen Beſchäftigungen und legten das Gelübde der Armut ab. Täglich nahmen ſie einige Kupferſtücke aus dem Schreibtiſche ihres Führers Keſchub zur Beſtreitung der nöthigen Nahrung; ſie brachten den Tag mit Gebet, Contemplation, Studium, religiöſen Geſprächen und Vorträgen zu. Von Ort zu Ort wandernd, gründeten ſie neue Brahmo-Kirchen und machten ſolches Aufſehen, daß die orthodoxe Partei für das Heidenthum zu fürchten anfing und verſchiedene kurzlebige Vereine ins Leben rief, um den Brahmos entgegenzuarbeiten.

---

dieſe Beweglichkeit wirkt nicht bloß nach der einen Seite hin. Bis jetzt ſind die Lücken, welche die Subhaſtationen geriſſen, noch immer wieder ausgefüllt worden." Bernſtein a. a. O. S. 110. Gewiß können die Genoſſenſchaften „ſchon ruinirte Bauern nicht retten; ſie ſind aber für Tauſende und aber Tauſende von Kleinbauern ein Mittel, ſich vor dem Ruin zu ſchützen. Die Benutzung mechaniſcher Kräfte, Creditbeſchaffung, beſſere Sicherung des Abſatzes — all das kann die Genoſſenſchaft dem Bauern zugänglich machen, während die Natur ſeiner Wirtſchaft ihn gelegentliche Ausfälle leichter überwinden läßt, als dies dem Großlandwirt möglich iſt. Denn die große Maſſe der Bauern ſind noch immer nicht lediglich Warenproducenten, ſondern erzeugen einen beträchtlichen Theil ihrer nothwendigſten Lebensmittel ſelbſt." Bernſtein a. a. O. S. 110.

[1] A. a. O. S. 65.

Keschub selbst war nicht zurückhaltend mit Vorträgen, und es wurde ihm zur Gewohnheit, jedes Jahr namentlich eine große Sensationsrede zu halten. Seine Rede über „Jesus Christus, Europa und Asien", vorgetragen im Mai 1866, in welcher er in glühender Sprache die Größe Christi schilderte, erregte allgemeines Staunen und lenkte in besonderer Weise die Aufmerksamkeit der Europäer auf ihn. Christus war ihm eine außerordentliche Erscheinung, gesandt von der Vorsehung, die Menschheit zu regeneriren, der unsterbliche Sohn Gottes, und was ihn über alles für Christus begeisterte, er war ein Asiate: „Wenn ich dies bedenke, so wächst meine Liebe für Jesus zu hundertfacher Intensität."

Es waren schöne Worte, aber nichts mehr. Manche jedoch betrachteten Keschub schon als einen halben Christen. Er fühlte, daß er sich von seiner Rhetorik zu sehr hatte hinreißen lassen. So hielt er fünf Monate später eine neue Rede im Saale des städtischen Rathhauses. Darin erklärte er: „Alle großen Männer stehen über der gewöhnlichen Menschheit; alle großen Propheten sind Gottmenschen, göttliche Incarnationen. Jesus Christus ist der Fürst der Propheten; er hat größere Wunder gewirkt und unendlich mehr Gutes für die Welt gethan als die andern; gleichwohl ist er nur der erste unter Menschen, wie Luther, Knox, Mohammed und Çaitanya."

Nach dieser Rede predigte er 13 Jahre lang nicht mehr über Christus. Vielleicht, bemerkt sein Biograph, dachte er, daß die Zeit dazu noch nicht gekommen sei. Unter den Männern, die Keschub in Parallele mit Christus stellte, hatte Çaitanya, ein feuriger Anhänger Krischnas aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts, einige Charakterähnlichkeit mit Keschub. Wie Keschub war er ein Bengali, ein Prediger, ein Reformmann und ein Enthusiast. Die von ihm hinterlassenen Schriften sind wilde Rhapsodien, Gefühle ohne Gedanken. Er ertrank, als er, durch den Widerschein der Sonne geblendet, in einer Art von Oistros bei Puri in Orissa ins Meer hinabstieg.

Gefühlsmensch wie er war, fand Keschub den hergebrachten Gottesdienst etwas gar langweilig, und er verfiel auf den Gedanken, die Sankirtan oder Preislieder der Vaischnavas in seiner Kirche einzuführen. Es sind dies Gesänge, die bald unter dem Lärm von Trommeln und Cymbeln in lautem Jubel voranrauschen, bald unter der Begleitung der einsaitigen Harfe in den zartesten Tönen verhauchen. Zum Glücke für Keschubs neuen Plan trat ein Mann in seine Kirche ein, der Poet und Musiker zugleich war und durch seine wunderbarlichen Leistungen eine außerordentliche Anziehungskraft ausübte. Der neue Gottesdienst wurde gekrönt durch

die Einführung eines jährlichen Feſtes, während deſſen die religiöſen Uebungen vom frühen Morgen bis abends 9 Uhr anhielten.

Am 24. Januar 1868, dem 38. Jahrestag der Gründung der Brahmo-Kirche, legte Keſchub mit großem Pompe den erſten Stein zum neuen Brahmo-Tempel und hielt eine Rede im Stadthauſe über den Glauben, der regenerirt. Unter ſeinen Zuhörern waren die höchſten engliſchen Beamten, mit dem Vicekönig an der Spitze. Dann begab Keſchub ſich auf eine längere Miſſionsreiſe, die ihn bis nach Bombay führte. Von Bombay wanderte er in den Norden zurück zu längerem Aufenthalte in Monghyr in Bihar. Dort erregten ſeine öffentlichen Gebete und Predigten eine ganz unbegreifliche Begeiſterung. Die Menge konnte ihre Gefühle nicht länger beherrſchen; viele weinten, ſeufzten, ſchrieen; manche warfen ſich vor Keſchub auf die Erde und nannten ihn Herr, Gebieter, Heiland. Einige behaupteten, ſie hätten übernatürliche Viſionen in betreff ſeiner; andere ſangen Hymnen zu ſeiner Ehre und prieſen ihn als Yogi, deſſen Herz die Wohnung Gottes ſei. Dies ſchien den beſonnenern Brahmos über die Grenzen des Erlaubten hinauszugehen; ſie beſtürmten Keſchub, ſolche Ehrenbezeigungen doch nicht zu geſtatten, und als ihre Vorſtellungen nichts fruchteten, machten ſie ihrem Unwillen in den Zeitungen Luft und klagten die Schüler Keſchubs offen des Cultus ihres Meiſters an. Er antwortete, er habe dieſe Verehrung niemals gebilligt; aber ſein Lebensbeſchreiber, der ihn gut kannte, macht doch das Zugeſtändniß, er habe dieſe Kundgebungen des Glaubens und der Verehrung als eine vorübergehende Phaſe des religiöſen Gefühls angenommen. Murdoch, einer der verdienteſten proteſtantiſchen Schriftſteller Indiens, der über die Brahmos das Beſte und Zuverläſſigſte geſchrieben, was wir beſitzen, verfehlt hier nicht, an das Beiſpiel der beiden Apoſtel zu erinnern, die bei einer ähnlichen Gelegenheit nicht zuſtimmten, ſondern entrüſtet riefen: „Männer, was thut ihr da? Auch wir ſind Sterbliche, Menſchen gleich euch.“

Einer Einladung des Vicekönigs Lawrence willfahrend, brachte hierauf Keſchub etliche Monate in Simla, dem Sommerſitze der engliſchen Regierung, zu und berathſchlagte mit Lawrence ein Heiratsgeſetz zu Gunſten der Brahmo-Kirche.

In ſeinem Jahresvortrag Januar 1869 ſprach Keſchub von der Kirche der Zukunft. Dieſe Kirche wird Wahrheiten aus jedem Religionsſyſtem entlehnen; die Vaterſchaft Gottes und die Brüderlichkeit der Menſchen wird ihr Credo bilden. Sie wird ein durch und durch indiſches Gepräge

tragen. Die künftige Religion der Welt wird die gemeinſame Religion aller Nationen ſein; aber ſie wird in jeder Nation ein einheimiſches Wachsthum und einen beſondern Charakter haben.

So groß auch gegenwärtig die Zerriſſenheit in den theiſtiſchen Kirchen Indiens iſt, an dieſem einen Satze Keſchubs halten ſie feſt, und beſtärkt in ihrem Wahne durch die Lobhudeleien europäiſcher und amerikaniſcher Rationaliſten und abgeſtandener Chriſten, hoffen ſie zuverſichtlich, daß ihre Kirche allmählich alle Religionen erſetzen und die Religion der civiliſirten Welt bilden wird.

Im Februar 1870 ſegelte Keſchub mit ſeinem Freunde Kumar Sen nach England. Die Unitarier veranſtalteten zu ſeiner Bewillkommnung eine Verſammlung in London, in welcher Vertreter der hauptſächlichſten Secten ihr Intereſſe für Indien und ihre Sympathie für ſein Werk ausdrückten. Er erklärte: „Ich komme hierher, meine Freunde, um das Chriſtenthum in ſeinen lebendigen und geiſtigen Bildungen zu ſtudiren. Ich komme nicht, um die Lehren des Chriſtenthums kennen zu lernen, ſondern um wahrhaft chriſtliches Leben zu ſehen, wie es ſich in England entfaltet und darſtellt.“

Er wallfahrtete zum Grabe Rammohun Roys, wo er knieend alſo betete: „Ich opfere dir auf, o Gott, mein Gebet für die Seele des berühmten Mannes, der von meinem Lande kam und deſſen Ueberreſte hier ruhen. Nähre ſeine Seele und ſein Herz, o Herr, mit Kraft, Reinheit und Andacht, daß er die Segnungen der Vereinigung mit dir genießen möge für ewige Zeiten.“

Er hielt Vorträge und Gottesdienſt in den größten Städten Englands und Schottlands und ſprach in den verſchiedenſten Verſammlungen über Frieden, Mäßigkeit und weibliche Erziehung. Die Königin ehrte ihn durch eine Audienz und überreichte ihm Exemplare ihrer zwei Bücher, in welche ſie eigenhändig geſchrieben hatte: „Für Keſchub Çandar Sen von Victoria der Königin, September 1870.“

Die Empfindungen, welche England im Gemüthe Keſchubs weckte, waren nicht der Art, daß ſie ihn dem Chriſtenthume näher brachten. „Ich fühle mich unter dieſen zahlloſen Secten verwirrt und zugleich amüſirt,“ ſagte er. „Wir dürfen uns nicht in die Sklaverei von Dogmen und Glaubensartikeln begeben. Die Engländer mögen getroſt ihre ſectireriſchen Lehren und Dogmen über Chriſtus für ſich behalten; aber erſparen Sie, meine Herren, mir und meinen Landsleuten die Bürde von antiquirten und lebloſen Dogmen.“ In ſeiner Abſchiedsrede geſtand er frank und frei:

„Das Reſultat meines Beſuches von England iſt, daß ich, wie ich als Inder hierher kam, ſo als beſtärkter Inder zurückkehre. Ich kam hierher als ein Theiſt; ich kehre zurück als ein beſtärkter Theiſt. Ich habe keine einzige neue Lehre angenommen, die Gott nicht ſchon zuvor in meine Seele gelegt. Aber ich habe mich nach Möglichkeit bemüht, den geſegneten Einfluß chriſtlichen Lebens einzuathmen."

In Wahrheit hatte er von chriſtlichem Leben in England wenig oder gar nichts geſehen. Denn die Unitarier hatten Sorge getragen, ihn auf Weg und Steg zu umgeben, jedem Lüftchen chriſtlicher Andacht den Zutritt zu ihm zu wehren und ihren eigenen kalten Geiſt ihm einzuhauchen.

In die indiſche Heimat zurückgekehrt, warf Keſchub ſich mit aller Energie auf die Reformbewegung. Er gründete einen Reformverein, der fünf Sectionen umfaßte: wohlfeile Literatur, Wohlthätigkeit, Hebung des weiblichen Geſchlechtes, Erziehung und Mäßigkeit. Er machte den Indian Mirror zum Tageblatt, gründete den Sunday Mirror und ein anderes Wochenblatt, das großen Erfolg hatte, errichtete eine Normalſchule für Mädchen ſowie eine induſtrielle Schule, führte einen Verein der Charitas für Frauen ein und einen Mäßigkeitsverein für junge Leute mit dem Namen „Bande der Hoffnung". Die neuen Vereine begannen ihr Werk mit Eifer, entfalteten eine Weile viel Leben, verfielen dann aber der Schlaffheit, dem gewöhnlichen Siechthum indiſcher Gründungen, und endeten beſtenfalls mit dem Schattenbilde einer nominellen Exiſtenz.

Nach vierjährigen Berathungen und vielerlei Abänderungen veröffentlichte die Regierung das neue Heiratsgeſetz für Brahmos und andere Hindu, die nicht nach den üblichen Religionsgebräuchen heiraten wollten. Es legaliſirte Miſchheiraten zwiſchen Kaſte und Kaſte, unterſagte Bigamie, erlaubte die Heirat von Wittwen und fixirte das niedrigſte Alter des Bräutigams auf 18, das der Braut auf 14 Jahre. Dieſes Geſetz, welches man die erſte Einführung der Civilehe in Indien genannt hat, berührte zwar die Maſſe der Bevölkerung in keiner Weiſe, war aber doch ein Erfolg, auf den Keſchub inſofern ſtolz ſein durfte, als es für alle Zeit die Brahmos, welche nach den Riten der theiſtiſchen Kirche heirateten, gegen die gerichtliche Verfolgung ihrer heidniſchen Angehörigen ſchützte und ſomit die größte aller Schwierigkeiten der Brahmo-Kirche minderte, die Furcht vor zeitlichen Nachtheilen, welche für ſo manche Brahmos der Grund geweſen war, in der hergebrachten abergläubiſchen Art zu heiraten.

Im nämlichen Jahre machte Keschub den Anfang zu einem Institut gemeinsamen Lebens. Er beredete etwa 25 Familien, in einem Hause, die indische Einsiedelei genannt, zusammenzuwohnen und ihre Andachten, Uebungen und Mahlzeiten in Gemeinschaft zu halten. Da in Indien Männer und Frauen nicht zusammen essen, leuchtet es ein, welch eine Auflehnung gegen die nationale Sitte dies war.

Um so auffallender ist die Zähigkeit, mit welcher Keschub in einem andern Punkte an dem Ueberlieferten festhielt. Obwohl die Brahmo-Kirche allen den Zutritt gestattete, ohne Rücksicht auf Kaste und Geschlecht, so hatte sie doch Frauenspersonen gezwungen, dem Gottesdienst und der Predigt hinter einem Vorhange beizuwohnen. Viele Brahmos hielten dies für eine Verletzung des Princips der allgemeinen Brüderlichkeit und verlangten die Beseitigung des Vorhanges. Keschub schlug ihr Begehren ab. Die Feinde des Vorhanges verharrten auf ihrer Meinung und blieben, als ihre Gründe nicht verfingen, vom Gottesdienste weg. Da bot Keschub nothgedrungen die Hand zu einem Compromiß. Der Vorhang fiel, und die Frauen durften mit ihren Töchtern und Männern zusammensitzen, aber doch nur in einer für sie reservirten Ecke des Tempels.

Mit dem Alter entwickelte sich in Keschub der den Indern eigenthümliche Hang zur Einsamkeit und zur Asceſe. Er ließ sich photographiren als Yogi, in tiefer Andacht auf einem Tigerfelle sitzend, eine einsaitige Harfe in der Hand. Er begann sein Essen selber zu kochen, saß bisweilen den ganzen Tag in Schweigsamkeit auf seinem Sessel und flickte Kleider. Er empfahl seinen Missionären strenge Armut, stundenlange Andachtsübungen, eigenes Kochen der Mahlzeit wenigstens einmal im Tag und Wachen um die Mitternachtsstunde. Fühlten sie sich in einer traurigen Stimmung, dann sollten sie singen, wild tanzen und in Procession durch die Straßen ziehen.

Seine Einbildung, die Stimme Gottes zu hören oder innere Offenbarungen zu vernehmen, steigerte sich, und in dieser Gemüthsverfassung predigte er im Jahre 1876 am Jahrestage der Gründung: „Wer wollte halben Weges auf seinem Gottwärtszuge straucheln mit dem schweren Mühlsteine lebloser Dogmen an seinem Halse? Unsere Schrift ist nicht geschlossen; neue Kapitel werden geschrieben und Jahr für Jahr hinzugefügt. Gott ausgenommen, wer weiß, was er uns nach zehn Jahren mittheilen wird?"

Um diese Zeit kaufte Keschub einen kleinen Garten außerhalb Calcuttas, in den er sich oftmals mit seinen Missionären zurückzog, um dort mit ge-

schorenem Haupte in strengen Uebungen zu leben. Aber als bald darauf eine schöne Wohnung mit Garten und Weiher zum Kaufe ausgeboten wurde, erstand er sie für 20 000 Rupien und gab ihr den Namen Lilienhaus. Manche Brahmos hielten eine solche Residenz mit seiner Profession von Ascese unvereinbar und gaben ihrem Mißmuthe unverhohlenen Ausdruck. Dies machte jedoch dem Gottesmanne wenig Kummer; denn während er andern nur nach Laune und der Abwechslung halber Ascese zu treiben schien, hielt er an der Ueberzeugung fest, daß er der innern Stimme folge und Gott auf seiner Seite habe.

Die Ascese war in der That bei ihm die Ausnahme. Er zog es in der Regel vor, in einem großen, gut möblirten Hause zu wohnen, umgeben von Frau und Kindern, zahlreichen Verwandten, Freunden und Dienern. Er sah auf reine und ansehnliche Kleidung, reiste erster Klasse, erschien bei den vicekönigliehen Gala-Audienzen, verheiratete seine Töchter in die reichsten Familien und lebte mehr wie ein großstädtischer Magnat denn als Eremit.

Die Brahmo-Kirche war indessen beständig im Wachsen, nicht durch Massenbekehrungen, sondern durch den stätigen Anschluß neuer Mitglieder und durch Gründung bescheidener Tochterkirchen in den verschiedensten Gegenden Indiens. Im Jahre 1877 betrug die Zahl dieser Zweigkirchen 107, von denen sich die meisten zur fortschrittlichen Richtung Keschubs bekannten.

Aber in der Mutterkirche regte sich der Geist der Zwietracht. Keschub hatte früher gegen Debendranath die Anklage erhoben, daß er sich benehme wie ein Papst im kleinen und keinen Appell gegen seine Entscheidungen gestatte. Nun wurde die nämliche Anklage gegen ihn erhoben. Denn obschon er nur Secretär zu sein vorgab, betrachtete er sich doch als einen von der Vorsehung gesandten Lehrer und verlangte Gehorsam. Die ganze Verwaltung ruhte in seiner Hand; er gestattete keinen Meinungsaustausch und regierte als absoluter Dictator.

Die tiefe Unzufriedenheit in der Gemeinde kam zum offenen Ausbruch, als im Februar des Jahres 1878 die bevorstehende Heirat seiner noch nicht 14 Jahre alten Tochter mit dem im 16. Lebensjahre stehenden König von Kutsch Bihar angekündigt wurde. Von allen Seiten liefen Proteste ein; man erklärte laut, daß das Alter der beiden Contrahenten, die traditionelle Polygamie des Hofes von Kutsch Bihar sowie die sicherlich vorzunehmenden heidnischen Heiratsceremonien im grellsten Widerspruche ständen

zum theistischen Ehesacrament, welchem Keschub selbst durch seine Bemühungen gesetzlichen Charakter erwirkt hatte. Keschub ließ sich durch diese Proteste nicht beirren. Die Heirat bot zu viele Vortheile, und er besaß in seinem Dogma innerer, den Umständen sich anpassender Offenbarung, welches er den unveränderlichen Dogmen der christlichen Kirche entgegenstellte, ein unfehlbares Mittel der Vertheidigung. „Die innere Stimme sagt mir, ich solle die Heirat gestatten, und die innere Stimme ist der Befehl des Allerhöchsten."

Er kehrte tief gedemüthigt von der Heiratsfeierlichkeit zurück; denn götzendienerische Riten waren trotz seiner Einsprache in Anwendung gekommen. Gleichwohl wies er eine dreimalige Aufforderung einflußreicher Brahmos, sich zu verantworten, stolz zurück. Nach langem Sträuben gab er indes schließlich doch nach und berief eine Versammlung zur Wahl eines neuen Ministers. Es herrschte die größte Aufregung; die Protestler verlangten seine Absetzung und kehrten zurück im Bewußtsein, daß die Majorität auf ihrer Seite gewesen; den folgenden Sonntag besetzten sie den Tempel, aber Keschub verschaffte sich die Hilfe der Polizei und ließ sie wegtreiben. Damit war der Bruch unwiderruflich vollzogen. Eine Anzahl der angesehensten Brahmos sagten sich von der Gemeinde los und gründeten eine neue „Kirche", die Sadharan Samaj oder Allgemeine Kirche, auf welche wir später kurz zurückzukommen gedenken.

Keschub betrachtete den Austritt so vieler Mitglieder durchaus nicht als ein Unglück. „Die Kirche ist gereinigt," rief er; „jene Worfel, die Kutsch Bihar-Heirat, hat der Brahmo-Kirche unermeßlich viel Gutes gethan und thut es jetzt noch; denn sie entfernt die Spreu von unsern Mitgliedern. Monat für Monat werden die Sinnlichen, die Weltlichen, die Gebetslosen und die Lasterhaften hinausgefegt." In einem Gebete, gerichtet an Gott als Mutter, sprach er von den Abtrünnigen in der folgenden liebenswürdigen Weise: „Diese Dämonen in Menschengestalt locken deine Kinder an sich im Namen der Religion und des Gebetes und durchschneiden ihnen dann die Hälse. Denn sie führen dieselben in die Irre, fernab von den Pfaden des Glaubens und der Andacht, machen sie welttich, sinnlich und lasterhaft und verbreiten durch das Land das Gift des Zweifels und des Unglaubens. Theure Mutter, Mohammed, dein ergebener Sohn, vergab den Ungläubigen nie. O wie war er entschlossen, die Feinde Gottes auszurotten! O Mutter, wenn diese Ungläubigen uns persönlich beleidigen, können wir ihnen verzeihen; aber wie können wir sie ertragen, wenn ihre Angriffe gegen dich gerichtet sind?"

Die Trennung war gleichwohl, wie ſehr auch Keſchub es ſich zu verbergen ſuchte, ein Unheil, und zwar ſowohl für die theiſtiſche Kirche, die jetzt in drei Secten geſpalten war, als auch für Keſchub perſönlich. Denn mit den Seceſſioniſten war ein gut Theil von Beſonnenheit und geſundem Menſchenverſtand aus ſeiner Kirche geſchieden, und er verlor die letzte Wehr gegen ſeine überhandnehmende Excentricität, indem die Anhänger, die ihm blieben, ihm ſozuſagen durch dick und dünn zu folgen bereit waren.

Was Keſchub von ſich dachte, brachte der nächſte Jahresvortrag klar zum Vorſchein. Er ſtellte ſich als Thema die Beantwortung der Frage: Bin ich ein inſpirirter Prophet? Er entſchied, er ſei zwar kein Prophet, aber doch ein außergewöhnlicher Mann, und in der weitern Ausführung beanſpruchte er thatſächlich ſo viel Autorität, wie nur ein Prophet Gottes beanſpruchen kann. „Man hat es verſucht, zu zeigen, daß ich von meiner eigenen Einbildung und meinem eigenen Verſtande geleitet ſei, und hat proteſtirt gegen mein Vorgehen. Aber man ſollte bedenken, daß proteſtiren gegen die Sache, die ich vertheidige, proteſtiren heißt gegen die Anordnungen Gottes des Allmächtigen, des Gottes aller Wahrheit und Heiligkeit. Ich habe immer getrachtet, den Willen des Herrn, nicht den meinen, zu thun. Und ich bin ſicherlich nicht zu tadeln für dasjenige, was ich auf des Himmels Befehl gethan. Wagt ihr, die himmliſche Majeſtät anzuklagen? Wollt ihr, daß ich Gott und ſeine Vorſehung verwerfe und daß ich eure Forderungen ſeiner Inſpiration vorziehe? Keſchub Çandar Sen kann und will ſolches nicht thun. Ich muß den Willen des Herrn thun. Ich will nicht eines Menſchen Credo, eines Menſchen Rath folgen. Dem Herrn will ich vertrauen und dienen.“

So ſprach Keſchub in der Oeffentlichkeit. Aber im eigenen Herzenskämmerlein drängte ſich ihm eine andere Einſicht auf; er erkannte die Pfade des Irrthums, auf welche er mit ſeiner Theorie der Privatinſpiration gerathen war. In einem naiv offenen Gebete macht er das folgende lehrreiche und zugleich tragiſche Geſtändniß: „O mein Gott, ich habe die ſonderbare Gewohnheit angenommen, alle meine Ideen und Pläne dir zuzuſchreiben. Als dein Diener ſollte ich nur dein Gebot befolgen, mit Aufgebung deſſen, was mir gefällt. Aber ſtatt ſo zu handeln, trachte ich, meinen eigenen Plänen und Einfällen zu folgen, und ſchreibe ſie deiner Eingebung zu. Nachdem ich auf dem Pfade der Religion ſo weit gekommen bin, iſt es mir eine Verdemüthigung, zu glauben, daß ich nur meine eigenen Wünſche ausführe. Ich möchte gar gerne glauben, daß ich in allem meinem Thun

deiner Leitung folge, und bin froh, wenn die Leute sagen, ich gehorche deinem Willen und opfere meinen eigenen. Aber Selbstaufopferung ist eine harte Sache, und ich lasse mich von meinen eigenen Gefühlen und Liebhabereien fortreißen. Alles, was ich thun kann, ist, mich und andere glauben zu machen, daß all mein Thun Gottes Thun ist und alle meine Absichten göttliche Absichten. So erscheinen meine Irrthümer und Fehler heilig in meinem Urtheil, indem ich sie mit dem Siegel deines Imprimatur beglaubigt wähne. O Herr, befreie mich von dieser Einbildung."

Nach 13jährigem Schweigen über Christus hielt Keschub es an der Zeit, wieder einmal eine glänzende Rede über ihn zu halten, wohl um die schwindende Achtung zu heben und die Aufmerksamkeit des Publikums wieder auf sich zu ziehen. Wer ist Christus? Er gestand, er sei kein Christ, sprach aber mit so apodiktischer Zuversicht, als wisse er mehr über Christus als alle christlichen Nationen von Europa und Amerika zusammengenommen.

„Gehet zur aufgehenden Sonne im Osten, nicht zur untergehenden Sonne im Westen, wenn ihr Christus in der Fülle seiner Glorie und in der Größe und Frische seines göttlichen Lebens zu sehen wünschet. Warum spreche ich von Christus als der untergehenden Sonne im Westen? Deshalb, weil wir dort apostolisches Christenthum fast verschwunden sehen; wir sehen das Leben Christi dort formulirt in leblosen Dogmen und veralteten Symbolen. Aber gehet zum wahren Christus im Osten und zu seinen Aposteln, und ihr seid auf der Stelle von höherer Erleuchtung erfüllt. Ihr gewahret hier die Wahrheiten des Christenthums alle frisch und glanzerfüllt. Rufet in euer Gedächtniß zurück den wahren asiatischen Christus, entkleidet von allen Anhängseln des Westens, wirkend das Werk der Erlösung unter seinem eigenen Volke. . . . Der äußere Christus ist offenbar ein Asiate, und als solcher gehört er zu uns und fesselt unsere nationalen Sympathien."

„Christus", fuhr er fort, „wies auf den Kernpunkt seiner Lehre hin, als er seine Gottheit vor der erstaunten Welt in diesen Worten verkündigte: Ich und der Vater sind Eins. Meine Freunde, ich gestehe, ich liebe und verehre Christus wegen dieser Worte mehr als wegen irgend etwas sonst. Denn diese denkwürdigen und unvergänglichen Worte geben uns einen Fingerzeig für das Mysterium und die Glorie seines wahren Charakters. Hätte Christus nicht so kühn seine Identität mit der Gottheit behauptet, so würde ich ihn nicht ehren, wie ich es thue. . . .

„Schauet, Chriſtus kommt zu uns als ein Aſiate in Abſtammung, als ein Inder im Glauben, als ein Verwandter und Bruder und verlangt die Liebe unſeres Herzens. Der fromme Chriſtus lebte ein Leben ſüßer Andacht, wie eure Yogis und Riſchis, und liebte es, ſtets im höchſten Geiſte zu wohnen. Indem ihr ihn annehmet, empfanget ihr den Geiſt eines frommen Yogi und eines liebenden Bhakta — die Vollendung eurer nationalen Schriften und Propheten.“

Da die Gottheit Chriſti gerade jenes Dogma iſt, welches die Brahmos am meiſten ſtößt, mag man ſich vorſtellen, welches Erſtaunen dieſe Worte Keſchubs unter ſeinen Zuhörern hervorriefen. Allein es war nur das Ueberwallen einer augenblicklichen beſſern Stimmung, in welcher die Wahrheit der Worte „Ich und der Vater ſind Eins“ ihm blitzartig entgegentrat. Er hielt die Stimmung nicht feſt und kehrte zu ſeiner gewöhnlichen platoniſchen Bewunderung Chriſti zurück.

Außerdem begann eine andere Idee bei Keſchub alle andern Ideen zeitweilig zu verdrängen. Er hatte nämlich die Bekanntſchaft eines Asceten ſeltſamer Art gemacht. Der Mann hieß Rankriſchna und genoß bei ſeinen Landsleuten den Ruf großer Heiligkeit und bei vielen den eines Gottes in Menſchengeſtalt, während er durch ſein ſchäbiges Ausſehen und ſeine unordentlichen Manieren Europäer geradezu anwiderte. Die Lieblingsandacht dieſes Asceten war, in der Form von Kali, einer der grauſamſten Göttinnen des indiſchen Pantheons, ſich Gott als Mutter vorzuſtellen. Auch er glaubte an Privatinſpiration; in einer ſolchen hatte Kali ihm zu verſtehen gegeben, daß jede Frauensperſon eine Incarnation von ihr ſei, weshalb er vor Frauen und ſelbſt vor kleinen Mädchen ſeinen Kopf bis auf den Boden verbeugte. Von dieſem Manne lernte Keſchub ſeine neue Andacht zur Mutterſchaft Gottes, und er hoffte durch dieſelbe ſein theiſtiſches Syſtem den vielen Shakti- oder Kali-Anbetern Bengalens genehmer zu machen. Er verkündete die Lehre von der Mutterſchaft Gottes als eine großartige Entdeckung der Brahmo-Kirche, ließ das Wort Mutter auf Fahnen zeichnen, welche in Proceſſion durch die Straßen getragen wurden unter Abſingung von Liedern, in denen das Wort Mutter oft wiederkehrte. Außerdem erließ er Proclamationen im Namen Gottes wie z. B. die folgende:

„Gehet und verkündigt mich als Mutter Indiens, ſo ſprach der Herr zu ſeinen um ihn verſammelten Jüngern. Viele ſind bereit, mich als ihren Vater anzubeten; aber ſie wiſſen nicht, daß ich auch ihre Mutter bin, zart, nachſichtig, vergebend, ſtets bereit, das reumüthige Kind wieder anzunehmen.

Ihr ſollt gehen von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, meine Gnadenhuld in Liedern preiſend und allen Menſchen predigend, daß ich Indiens Mutter bin. . . . Und möge Indien alſo glaubend zu mir kommen und ſagen: Geſegnet ſei dein Name, ſüße Göttin! Wir haben den Apoſtel der höchſten Mutter gehört und geſehen."

Eine andere Probe, die an die Erlaſſe der Heilsarmee erinnert, lautet alſo:

„An meine Soldaten in Indien! Meine herzlichen Grüße an alle! Empfanget dieſe Ankündigung! Glaubet, daß ſie vom Himmel ausgeht, im Namen und in der Liebe eurer Mutter, und führet ihre Befehle aus als wohlgeſinnte Krieger und ergebene Kinder: Die engliſche Regierung iſt meine Regierung, und die Brahmo-Kirche iſt meine Kirche. Ich habe meine Tochter, die Königin Victoria, geweiht und geſetzt über das Land, ſein Volk zu regieren. Seid loyal gegen ſie; denn das Document ihrer Würde trägt meine Signatur. Saget allem Volke, es möge ſich direct an mich wenden, ohne Mittler oder Fürſprecher, und mich für ſeine Mutter halten. Der Einfluß der irdiſchen Mutter zu Hauſe und der Königin Mutter an der Spitze der Regierung wird die Herzen meiner irdiſchen Kinder zur höchſten Mutter emporheben. Indiens Mutter."

Der Jahresvortrag von 1880 handelte über die Viſion Gottes im 19. Jahrhundert. Er ſagte unter anderem: „Ich habe es gewagt, das Zifferblatt von dieſem Univerſum wegzuheben und ſo die wunderbaren Dinge, die verborgen waren, offen zu legen. Nun frage ich dich, höchſter Geiſt, iſt irgend einer mit dir, oder ſitzeſt du allein in einſamer Majeſtät? Ich denke, ich ſehe einen andern mit dir, es iſt mein Chriſtus." Nachdem er erklärt, daß es ſein Chriſtus, nicht der Chriſtus des Neuen Teſtamentes ſei, fuhr er fort: „Nicht nur Chriſtus iſt dort, ſondern da ſind auch Moſes und Elias und alle jüdiſchen Propheten älterer Zeiten, und Paulus und alle Apoſtel, und auch Çaitanya, Indiens geſegneter Prophet, und der unſterbliche Sakya Muni (Buddha) und Confucius und Zoroaſter. Alle unſere Lehrer ſind dort verſammelt. Auf kleinern Thronen ſitzend, umgeben ſie den Thron des Großen Geiſtes, deſſen Glorie in ihnen iſt, und in deſſen Glorie ſie leben."

Es waren kaum einige Tage vergangen, als er durch die Zeitung ein neues Project ankündigte: „Es wird hiermit vorgeſchlagen, daß von den mehr vorangeſchrittenen Brahmos ein Verkehr mit den abgeſchiedenen Heiligen gepflegt werde. Um dieſes Ziel ſicherer zu erreichen, werden wir

die alten Propheten und Heiligen einen nach dem andern vornehmen und zum Gegenſtand eingehendern Studiums, Betrachtens und Betens machen. Wir werden beſondere Stätten bezeichnen, zu denen die Andächtigen pilgern ſollen; ſie werden ſtundenlang verſuchen, von beſondern Heiligen Inſpiration zu erlangen. Wir glauben, eine günſtige Wallfahrt zu Moſes wird in Bälde zur Ausführung kommen. Nur ernſtgeſinnte Andächtige ſollten ſich der Wallfahrt anſchließen."

Die nächſte Nummer des Blattes enthielt eine weitere Anzeige. „Diejenigen unter unſern Brüdern," hieß es daſelbſt, „die ſich entſchloſſen haben, in Gott mit dem Geiſte des Moſes zu verkehren, werden aufgefordert, während dieſer Woche die nöthige Vorbereitung und Abtödtung vorzunehmen. Für nächſten Sonntag werden ſie eingeladen, ſich auf dem geiſtigen Sinai einzufinden, um mit dem Propheten des jüdiſchen Teſtamentes eine Beſprechung zu halten." Der Sinai, zu dem ſich die Pilger am folgenden Sonntag begaben, war ein kleines Oratorium im Hauſe Keſchubs. Die Zeitung brachte über die Verſammlung den folgenden Bericht: „Acht Tage und Nächte wohnten die Pilger mit Moſes in ſeiner himmliſchen Wohnung; und der Gott Jehovah inſpirirte ſie beharrlich mit dem Feuer des moſaiſchen Geſetzes. Und als der letzte Tag herannahte, ſprach der heilige Geiſt des Moſes alſo zu den verſammelten Pilgern." Hier folgte dann eine lange poetiſche Anrede in bibliſchem Stile.

Andere derartige Wallfahrten kamen in raſcher Folge. Die Brahmos pilgerten zu Sokrates nach Athen, zu Buddha, zur Wohnung der alten Weiſen Indiens auf den Höhen des Himalaja, zum viertauſendjährigen indiſchen Heiligthum, zu Jeſus, zum Propheten Arabiens, und nachdem die größern Propheten beſucht waren, ließen ſie ſich dazu herab, auch zu geringern „Heiligen" zu wallfahrten, wie z. B. dem Amerikaner Emerſon, dem Engländer Carlyle und dem Elektriker Faraday.

Im Laufe der Zeit war auch die einfache Benennung Brahmo-Kirche dem ruheloſen Sinn Keſchubs ein Anlaß zur Unzufriedenheit geworden; ſie war nicht unterſcheidend und nicht großartig genug. So führte er in der Jahresrede von 1881 die verbeſſerte Titulatur „Kirche der Neuen Heilsordnung" ein und wollte ſeine Schöpfung mit dem Alten Bunde und dem Neuen Teſtamente auf die gleiche Stufe geſetzt ſehen. Einige ſeiner eigenen Erklärungen mögen hier folgen.

„Aſien, die Mutter vieler Heilsordnungen, hat ein anderes Kind zur Welt gebracht, und das Feſt ſeiner Geburt ſoll mit großem Jubel be-

gangen werden. Chriſti Heilsordnung, ſagt man, iſt göttlich. Ich ſage, daß dieſe Heilsordnung gleich göttlich iſt. Gewiß, es iſt der Herr des Himmels, der dieſes neue Evangelium in die Welt geſandt hat. Der dasſelbe auszeichnende Zug iſt ſeine Unmittelbarkeit, ſein Regiren einer Mittelsperſon. Während andere Heilsordnungen ihre beſondere Art der Vermittlung haben zwiſchen Gott und der ſündigen Menſchheit, haben wir nichts dergleichen, keinen Fürſprecher, keinen Mittler. Ein weiterer charakteriſtiſcher Zug unſerer Kirche beſteht darin, daß ſie allumfaſſend iſt. Die andern Evangelien ſchließen ſich gegenſeitig aus, das unſrige ſchließt alle Religionen ein. Die Neue Heilsordnung iſt die Harmonie aller Schriften und Propheten und Heilsordnungen. Vereiniget euch, ihr Nationen, vor der Fahne der Neuen Heilsordnung und verkündet die Vaterſchaft Gottes und die Bruderſchaft der Menſchen."

„Laßt uns beſingen", ſchrieb Keſchub in einem Buche über die Neue Kirche, „die Glorie der Neuen Heilsordnung, der neueſten Offenbarung unſeres himmliſchen Vaters an uns, ſeine Kinder und Diener in Indien. Die Neue Heilsordnung iſt die Harmonie aller Schriften und aller Heiligen und aller Secten. Sie iſt die Erklärung des Pantheismus und des Polytheismus; ſie iſt Chriſti Himmelreich; ſie iſt die Morgenröthe des Satyra Yug oder des goldenen Zeitalters allgemeinen Friedens; ſie iſt die zweite Ankunft Chriſti; ſie iſt die Philoſophie der Trinität; ſie iſt das dritte Teſtament; ſie iſt die Ankunft des verheißenen Tröſters."

Der allumfaſſende Charakter der Neuen Heilslehre iſt alſo dargeſtellt: „Ich bin allen alles. Zu mir ſagt ein Chriſt: Wahrlich, du biſt ein Chriſt und nicht weit vom Himmelreiche; ein Hindu: Du biſt ein echter Hindu, und die Riſchis wohnen in dir; ein Buddhiſt: Ich betrachte dich als einen der Unſrigen, und bereits lächelt das Nirvana auf deinem Angeſichte; ein Jude: Du biſt ein reiner Theiſt und ein ſtrenger Jude, und Jehovah iſt dein Gott; ein Mohammedaner: Wir begrüßen dich als einen Gläubigen des Islam und einen Jünger des Propheten. So beanſpruchen und ehren mich alle. Geſegnet ſei die Neue Heilsordnung."

Die allgemeine Verbrüderung fand einen komiſchen Ausdruck in einem der Lieder der Neuen Kirche: „Den Namen Haris (Viſchnus) ſingend, tanzen die Heiligen. Es tanzt mein Caitanya, in der Mitte der Gläubigen, trunken von dem Nektar der Begeiſterung, mit Thränen der Liebe in ſeinen Augen; o welch entzückender Anblick! Moſes tanzt, Jeſus tanzt mit erhobenen Händen, liebetrunken, und der große Riſchi Narad tanzt, die Leier

rührend. Der große Yogi Mahadeo tanzt mit Freuden; mit ihm tanzt Johannes mit ſeinen Jüngern. Manak, Prahlad und Nityanand tanzen alle; und in ihrer Mitte ſind Paulus und Mohammed. Schauet, Hari, außer ſich vor Liebe, tanzt in der Geſellſchaft ſeiner Bekenner und ruft: Hari, Hari! Mit dem Gotte Hari in der Mitte, tanzen die Heiligen im Kreiſe, ihre Arme einander um den Nacken ſchlingend. Die frohe Botſchaft der Neuen Heilsordnung hörend, tanzen Himmel und Erde und rufen: Hari, Hari!"

Mit beſonderem Pompe wurde die Fahnenweihe der Neuen Heilsordnung vollzogen. Die andächtigen Brahmos, aufgefordert, ihre Treue an die Fahne des regenerirten und ſeligmachenden Theismus zu geloben, ſchritten, Hymnen ſingend, mit brennenden Kerzen um das purpurrothe Seidenbanner, das, an eine ſilberne Stange geheftet, im Marmorboden vor der Kanzel aufgepflanzt war, unter dem betäubenden Schalle von indiſchen Gongs, Muſchelhörnern, Harfen, Flöten, Flügelhörnern, Cymbeln und vielen andern Inſtrumenten, und Keſchub rief: „Seht die Fahne der Neuen Heilsordnung! Die ſeidene Fahne iſt roth von dem Blute der Martyrer. Es iſt die Fahne des großen Königs Himmels und der Erde, des Einen höchſten Gebieters. Zu Füßen der heiligen Fahne ſind zu ſchauen die Schriften der Hindu, der Chriſten, der Mohammedaner und der Buddhiſten, die geweihten Schreine der Weisheit aller Zeiten und der Inſpiration der Heiligen, unſere Leuchten und Führer. Glorie ſei Gott in der Höhe! Ehre allen Propheten und Heiligen im Himmel und allen Schriften auf Erden! Sieg der Neuen Heilsordnung!"

Keſchub hatte ſich früher über die chriſtliche Symbolik ſehr abſprechend geäußert. Nun war es anders geworden. Sein Biograph ſchrieb im Auguſt 1881: „Keſchub wird ſtets mehr metaphyſiſch und myſtiſch. Seit kurzem ergibt er ſich ſehr der Symbolik und braucht Fahnen, Blumen, Feuer und Sacramente jeder Art."

Eine dieſer Ceremonien, die viel kritiſirt wurde, war das Hom oder alte Feueropfer der vediſchen und nachvediſchen Zeit, das bei Indern und Perſern in hohen Ehren ſteht. Das indiſche Volk betrachtet das Feuer als eine Gottheit; Keſchub läugnete die Gottheit des Feuers ausdrücklich und betete nur Gott im Feuer an. Er ließ vor der Kanzel, inmitten eines Kreiſes von Blumen und Immergrün, ein großes eiſernes Becken mit den Opfergeräthen anbringen, zündete die Holzſchicht an, goß flüſſige Butter in das lodernde Feuer und ſprach: „O du flammender Agni! Groß, groß

biſt du unter den Kräften der Schöpfung. Wir wollen dich ehren und preiſen wegen deiner Größe und Majeſtät, du biſt kein Gott; wir beten dich nicht an; aber in dir wohnt der Herr, die ewige, unauslöſchbare Flamme, das Licht des Alls, das immanente Feuer, das Feuer vom Feuer, welches das Feuer offenbart und lobpreiſet. O ſchillernder Agni, in dir ſchauen wir unſern glänzenden Herrn.“ Und die ganze Verſammlung rief aus: „Sieg dem Herrn, Sieg dem Herrn, Sieg dem Herrn!“

Das war nicht Idololatrie; aber, ſagt Mitchell, ein proteſtantiſcher Prediger, der Keſchub perſönlich kannte und mit ihm betete, in einem durch und durch götzendieneriſchen Lande ſind ſolche Dinge „fürchterlich“ gefährlich; und ein Brahmo ſchrieb, man ſei damit auf halbem Wege zum Götzendienſte.

Wie Keſchub die altindiſchen Riten nachahmte und ihnen ſeine eigene Bedeutung unterſchob, ſo führte er auch die chriſtlichen Riten der Taufe, des Abendmahles und der Apoſtelweihe ein, nicht aus Spott, wie es Chriſten auf den erſten Anblick erſcheinen möchte, ſondern mit vollem Ernſte, da er als Eklektiker ſich berechtigt glaubte, aus allen Religionen nach Gutbefinden eine Anleihe machen zu dürfen.

Zum Empfange der Taufe zogen die Brahmos in feierlicher Proceſſion unter Geſang und Muſik zu einem ſchön verzierten Weiher, wo Keſchub, auf einem Tigerfelle ſitzend, ſie alſo anredete: „Wahrlich, wahrlich, hier wurde der Herr Jeſus getauft vor 1800 Jahren. Sehet die heiligen Waſſer, in welche der Sohn Gottes eingetaucht wurde. Sehet hier den gebenedeiten Jeſus, und an ſeiner Seite Johannes den Täufer den Ritus der Taufe vollführen. Ja, ſehet am Himmel über uns die Herabkunft des Heiligen Geiſtes. Alle drei ſind hier zugegen, der Vater, der Sohn und der Heilige Geiſt, in geiſtiger Vereinigung. Pilgerbrüder, beachtet ihre Vereinigung heute an dieſer geweihten Stätte.“

Zum Abendmahle nahm er Reis und Waſſer anſtatt Brod und Wein und las einen Theil vom zweiundzwanzigſten Kapitel des Lucasevangeliums. Bei der Apoſtelweihe wurden den „Ordinanden“ zuerſt die Füße gewaſchen, und dann erhielt jeder eine ſilberne Medaille, einen Stab und eine Taſche. Als Mendicant gekleidet und das Haupthaar geſchoren, empfing Keſchub dieſe Gegenſtände, ſammelte Almoſen von den Anweſenden und verſprach, dreißig Tage ausſchließlich von Almoſen zu leben.

Die Vaiſchnavas gebrauchen eine Schnur mit Körnern, um ſich dadurch das Zählen des Namens Hari, den ſie hundertachtmal wiederholen,

zu erleichtern. Keſchub ahmte dieſe Gebetsart nach und führte in ſeinem Gottesdienſt „die Guirlande der hundertacht Namen" ein. Auch den Vaiſchnavatanz, der Kriſchnas Tanz mit den Milchmädchen darſtellen ſoll, wollte er in ſeiner Kirche haben. Der erſte Tanz wurde als großartiger Erfolg ausposaunt. Die Zahl der Tänzer war ſo groß, daß der Raum vor der Kanzel heiß wurde wie ein Feuerofen. „Gleichwohl ging das Rufen, der Galopp und das muntere Schwingen im Kreiſe voran; und es war geradezu ein geſegneter Anblick, ſo viele Knaben und Mädchen und Männer von reifern Jahren um ihre unſichtbare Mutter in der Mitte tanzen zu ſehen." So der Bericht.

Liebhaber von Gaukeleien ſchon in ſeiner Jugend, erſann Keſchub auch eine Magik der Neuen Heilsordnung. Ein Gaukler erſchien mit der Zauberruthe und dem gewöhnlichen Zauberapparate im Tempel und beſchwor einen Bananenbaum. Dann ſchnitt er ein Blatt ab, und ſiehe, es zeigte den Namen Hari. Dem Stamme entquoll auf ſeinen Befehl zuerſt in der Form von Roſenwaſſer und dann von Scherbut der Nektar der Liebe Gottes. Dann wurden die Symbole verſchiedener Religionen gezeigt, wie das Kreuz, der Halbmond, der vediſche Om, der Dreizack des Schaiva und der Speer des Vaiſchnava, alle in gemeſſener Entfernung; aber der Gaukler verſtand es, im Nu ſie zu einem einzigen Symbol, dem der Neuen Heilsordnung, zu vereinigen.

Profeſſor Max Müller, einer der Hauptfreunde des indiſchen Theismus, ſchrieb über all dieſes Thun Keſchubs: „Seine jüngſten Aeußerungen, ich ſage es mit Bedauern, zeigen Symptome eines überangeſtrengten Gehirnes und überſenſitiven Herzens. Es kommt mir bisweilen vor, als ob er am Rande des Irrſinnes im Glauben angelangt ſei." Murdoch nennt dies eine ſehr liebevolle Erklärung.

(Schluß folgt.)

Alois Hegglin S. J.

Die „sociale Decomposition“ und die „culturelle Ueberlegenheit“ des Protestantismus.

(Schluß.)

Paulsen hat die religiös-sociale Decomposition, von der Willmann spricht, ignorirt und mit einem Hinweis auf socialpolitische Culturüberlegenheit beantwortet. Er stellt seine Ausführungen auf den Grundsatz: „Die Gesundheit des socialen Körpers beruht auf dem rechten Gleichgewicht von Freiheit des Individuums und socialer Bindung.“ Nach Paulsen steht die Ueberlegenheit der protestantischen Völker hierin zweifellos fest, wobei, Frankreich betreffend, die Bemerkung fällt, auch dort sei man „politischer Unfähigkeit bisher nicht ledig“ geworden. In E. Faguets jüngstem interessanten Buche lesen wir eben ein äußerst scharfes Urtheil über das „rechte Gleichgewicht“ im Deutschen Reiche[1]. Es fällt uns nicht ein, diesem Urtheil zuzustimmen; wir wollen durch die Gegenüberstellung nur zeigen, wie viel Subjectives diesen Würdigungen anhaftet, und daß ein Massenverbrauch von „Umsicht“ nebst „Vorsicht“ da ganz am Platze ist. Auch kommt uns eben eine seltsam in diesen Zusammenhang passende Erinnerung. Als der bekannte preußische Schulgesetzentwurf den deutschen Liberalismus auf das heftigste erregte, erfolgte in universitären Freidenkerkreisen eine förmliche Mobilisirung. Damals wurde geltend gemacht, durch die atheistische Schulgesetzgebung von 1882 habe Frankreich einen ungeheuren Culturüberlegenheitsvorsprung vor Deutschland voraus[2]. Bald darauf ist dann von diesem Vorsprunge nicht viel mehr die Rede gewesen. Das dünkt uns lehrreich und charakteristisch.

Die socialpolitischen Erörterungen Paulsens bewegen sich übrigens in Allgemeinheiten, wie „Verschiebung des Kräfteverhältnisses zwischen der protestantischen und katholischen Welt“, „Verschiebung in den Bevölkerungsmassen und am Antheil an der Besiedelung der Erde“; aber selbst wenn noch ein halbes Dutzend „Verschiebungen“ dazu kämen, schließlich hätten wir doch nur tönende Worte gehört. Derlei geschichtsphilosophische Aus-

[1] L'Allemagne possède le suffrage universel et n'est guère autre chose qu'une monarchie despotique analogue à l'empire français de 1804 (Questions politiques [1899] p. 250).

[2] F. Jodl, Moral, Religion und Schule (1892) S. 27.

einandersetzungen verlieren sich zumeist ins Uferlose; vom festen Gestade der Logik und der Thatsachen kommt man dabei zuweilen so gründlich ab, daß es auf Nimmerwiedersehen ist.

Im Namen der deutschen protestantischen Wissenschaft rühmt Paulsen das rechte politische Gleichgewicht von Freiheit und Bindung als eine Frucht der Reformation. Ob diese Kreise in dieser Frage so ganz competent, so gar nicht Partei sind? Es könnte jemand behaupten, Freiheit *für sie* sei mit Bindung *für andere* allerdings schönstens gepaart.

Die englische Verfassung rühmt sich des herrlichen Gleichgewichtes von Freiheit und Bindung. Ob das erst mit Heinrich VIII. anhub? Der hatte freilich eigenthümliche Begriffe von Freiheit und völlig wunderbare von Bindung, von socialer Bindung.

Ob man nicht endlich einsehen wird, daß mit „katholischen Staaten“ in den letzten 150 Jahren nicht viel Staat zu machen ist? Wenn die Gesamtrichtung der innern Politik fast ununterbrochen, oft bis zum Aeußersten antikatholisch war, kann man dann die „Principien des Katholicismus“ billigerweise für die Resultate verantwortlich machen? Es sei denn, man halte mit den Aufklärern das bloße Dasein des Katholicismus a priori für das Uebel aller Uebel, und meine deshalb, nichts entspreche höherer Kritik so sehr, als ihm alle Uebel, die man entweder findet oder mit den Aufklärern erfindet, zuzuschreiben, mag der Katholicismus sich nun dawider mit mehr oder weniger Erfolg, größerer oder geringerer Kraft zur Selbstvertheidigung gestellt haben.

Ob der Protestantismus sich in der That für den Hort politischer Freiheit hält? Wir überlassen die Antwort der Berliner „Gegenwart“, wenngleich wir an so harten Worten nicht die geringste Freude haben: „Es war der Fluch des protestantischen Bekenntnisses, daß er (sic) von Anbeginn allzu nahe den Gekrönten geblieben, allzu vertraut mit ihnen und ihren Lastern und allzu abhängig davon . . .“ u. s. w. „So scheint der Protestantismus, der bezeichnend genug gleich in seinen ersten Lebensjahren einem Fürsten das Verbrechen der Bigamie gestattete, liebedienerisch nach oben und hart nach unten. Es liegt das in seiner Constitution, und man darf ihm keinen Vorwurf daraus machen.“ [1] Ebensowenig aber darf man vom protestantischen Standpunkte der „Gegenwart“ einen Vorwurf machen. Mit kühner Behauptung der Forschungsfreiheit könnte jemand als

[1] Nr. 44 (5. November 1898), LIV, 286.

Forschungsergebniß eine noch weit leidenschaftlichere, selbst eine nietzscheanische Verurtheilung des Protestantismus oder des Christenthums vortragen und zugleich immer noch synodalen Sitz beanspruchen und bei synodaler Stimme bleiben.

Auf eines hätte sich vielleicht Prof. Paulsen berufen können, und vielleicht ist das sogar die concrete Thatsache, die seinen allgemeinen Reflexionen zu Grunde liegt. Die politische Signatur des 19. Jahrhunderts ist der Aufbau und Ausbau des Parlamentarismus[1]. Der reichsdeutsche Parlamentarismus macht aber an sich eine imposante Figur, und im Vergleich mit manchen continentalen Nachbarn erhebt er sich zu unläugbarer Ueberlegenheit.

Hierzu eine sachliche Bemerkung. Wir beabsichtigen nicht im geringsten, in den säcularen Streit über die „beste Staatsform“ einzutreten — einmal deswegen nicht, weil wir so verwickelte Probleme gern Weisern überlassen, sodann weil uns die Fragestellung nicht zusagt. Vom universalhistorischen Standpunkte zögen wir vor, nach der mindest schlechten zu fragen.

Gewiß, der fürstliche Absolutismus des 18. Jahrhunderts steht alles in allem genommen auf der Scala der Uebel so hoch, daß nur der ziemlich schlechte Trost übrig bleibt: Besser die schlechteste Regierung als gar keine.

Mag man aber die Vorzüge des Parlamentarismus noch so hoch einschätzen, der Parlamentarismus ‚dans toute sa beauté‘, comme disait Beulé[2], hat wie alle menschlichen Dinge doch auch seine Gefahren, seine Mängel, seine Achillesferse: es ist die Gefahr der Vergewaltigung und der Rechtlosigkeit der Minoritäten. Man erlaube zu unserer Sicherstellung ein kleines Citat aus einem Vortrage des Heidelberger Professors G. Jellinek vom vorigen Jahre — unseres Erachtens wiederum zu starke und schwere Worte; allein in Vorträgen kommt derlei vor, wir bitten nur auf die Sache zu achten. „Hoffen und glauben wir, daß die Gesellschaft schließlich das finden und verwirklichen werde, was allein im stande ist, sie vor öder geistiger und sittlicher Verflachung und Versumpfung zu bewahren: die Anerkennung von Rechten der Minoritäten. . . . Nichts kann rücksichtsloser, grausamer, die primitivsten Rechte des Individuums, das Große und Wahre mehr hassend und verachtend sein als eine demokratische Mehrheit. Das ist nicht etwa ein Lehrsatz, welcher einer der Umbildung der Gesellschafts-

[1] Wie vielfach der Kürze wegen üblich, gleichbedeutend mit parlamentarischem Constitutionalismus genommen.

[2] *E. Faguet*, Questions politiques (1899) p. 5.

ordnung feindlichen Gesinnung entsprang", er ist „vielmehr von Vorkämpfern der modernen politischen Entwicklung anerkannt und häufig mit beredten Worten geschildert worden" [1].

Es könnte geschehen, daß eine Minorität, die sich vergewaltigt wähnt oder es thatsächlich ist, die Maschine zum Stillstand bringt, deren Bestandtheil sie ist. Dann träte *legale* Anarchie ein. Um diesen Zustand herbeizuführen, genügen bei entsprechenden Mitteln schließlich einige wenige. In Bezug auf die Gesundheit des socialen Körpers verhält sich aber jegliche Anarchie auf der Straße, Pöbelausbrüche welcher Art immer, zur legalen Anarchie, wie Magenkrämpfe, wider die man Mittel kennt und unverzüglich anwendet, sich zu Störungen der Lebensfunctionen verhalten, die unheilbar sein oder werden können.

Wenn aber eine Minorität in jahrelangen, politischen Kämpfen ihren Grundsätzen treu bleibt, in den schwersten Zeiten unerschütterlich fest auf ihrer Wählerschaft ruht, selbst beim „Knirschen des innern Menschen" ihre Opposition unentwegt in den legalsten Formen hält und dennoch sich behauptet, sich durchsetzt, Erfolge erringt, so leistet sie damit der Sache des Parlamentarismus selbst einen unschätzbaren Dienst. Es wird damit der Beweis erbracht, daß die Vergewaltigung der Minoritäten dem System nicht nothwendig anhaftet, daß es Minoritäten gibt, die überstimmt, aber nicht überwunden werden können. Gerade diesen Dienst hat das Centrum des Deutschen Reichstages dem Parlamentarismus und dem deutschen Volke geleistet, eine historische Thatsache, die zwar für „das rechte Gleichgewicht von individueller Freiheit und socialer Bindung" von höchstem Belang ist, als „*protestantische* Culturüberlegenheit" aber sich schwerlich buchen läßt.

Es erübrigt die protestantische Culturüberlegenheit überhaupt und im allgemeinen, nebst dem ergänzenden Gegensatz Rückständigkeit der katholischen, romanischen Völker. Auf diese letztere einzugehen, hieße an dieser Stelle acta agere [2]. Was aber die protestantische Culturüberlegenheit angeht, so ist uns zwar jedes katholische Wort darüber willkommen und lehrreich gewesen; aber es wollte uns doch zuweilen scheinen, als erwiese man diesem Unbegriff zu viel Ehre. Eine kurze Kritik der Wortverbindung möge deshalb hier genügen.

---

[1] Vgl. „Tägl. Rundschau" vom 26. Juli 1898, Nr. 172.

[2] Vgl. *diese* Zeitschrift Bd. XLVIII, S. 1—11. 178—190. 361—371.

Was bedeutet denn in dieſer Wortverbindung „Proteſtantismus"? Man ſchreibt ihm eine großartige Wirkſamkeit zu, die Schöpfung der Culturüberlegenheit; er muß alſo wohl als etwas Poſitives gedacht werden. Die Wirkung erſtreckt ſich angeblich über den geſamten proteſtantiſchen germaniſchen Norden, von den baltiſchen bis zu den paciſiſchen Geſtaden. Er müßte demnach in der Weite dieſes Umfanges als etwas irgend wie Einheitliches, als eine wenn auch noch ſo verblaßte und verdünnte religiös-ſociale Einheit erfaßt werden können.

Religiös-ſociale Einheit iſt nichts als Einheit des Bekenntniſſes und Einheit der Autorität. Grundſätzlich und thatſächlich entbehrt der Geſamtproteſtantismus eines Geſamtbekenntniſſes und einer Geſamtautorität. Wer wäre im ſtande, den Geſamtproteſtantismus von Dorpat bis San Francisco, von Zürich und Genf bis zum Nordkap und dem Kap Wrath als poſitive religiös-ſociale Einheit darzuſtellen?

Auch den Landeskirchen wird man füglich die proteſtantiſche Culturüberlegenheit als eigenſtes Werk nicht zuſchreiben dürfen; nicht den Einzelnen, noch allen, noch dem Inſtitut als ſolchem. Das folgt ſchon daraus, daß das Inſtitut ſelbſt thatſächlich nichts Geſamtproteſtantiſches iſt, daß es ſich ferner ſchwer ſagen läßt, wo die proteſtantiſchen Kreiſe eigentlich zu finden ſind, die in den Landeskirchen die Repräſentanz des Proteſtantismus zu ſehen geneigt wären — außerhalb der Landeskirchen gewiß nicht, innerhalb derſelben ebenſowenig.

Um es mit einem Worte zu ſagen, der Geſamtproteſtantismus kann weder als Ganzes noch als Summe etwas Poſitives bewirken; nicht als Ganzes, weil er als Ganzes nicht exiſtirt; nicht als Summe, weil man Größen, die einander aufheben, nicht zuſammenfaſſen kann.

Auch die Culturüberlegenheit bereitet Beſchwerden. Welche Gebiete des weiten Culturlebens meint man denn eigentlich? Nun, Handel und Induſtrie, das „rechte Gleichgewicht" im Innern; nach außen Kolonialpolitik, Machtentfaltung, Machtmittel übergenug zu Lande und zu Waſſer. Allein der Proteſtantismus iſt, wenngleich mado in Germany, doch nicht ein Induſtrieerzeugniß, keine techniſche Wiſſenſchaft, keine „Bevölkerungsverſchiebung", kein Staatsrecht, weder eine Werft noch eine Kaſerne. Er iſt doch wohl eine Religion. Jede Religion iſt aber in abstracto eine beſtimmte Summe religiöſer Wahrheiten, in concreto ein geſchloſſener Kreis von ſolchen, welche dieſe „Wahrheiten" lehren und bekennen. Ebenſowenig wie irgend eine andere Religion vermag der Proteſtantismus

die Gebiete rein diesseitiger Cultur, Wirtschaftsleben, Politik, weltliche Wissenschaft, profane Kunst, anders als indirect zu beeinflussen, vermittelst der religiös-sittlichen Cultur, die sich in ihm verkörpert. Seine Cultur ist also durchaus nicht in erster Linie die irdische, weltliche, sondern die religiös-sittliche Cultur.

Diese entfaltet sich aber nicht anders denn als Glaube, der durch die Liebe wirksam ist. Die religiös-sittliche Cultur einer Gemeinde, einer Kirche zeigt sich demnach in der Klarheit und Einheit, der Verbreitung und Widerstandskraft religiöser Ueberzeugungen und Grundsätze; in den Werken und Schöpfungen der Gottes- und der Nächstenliebe, vorab jenen, die in corporativem Betrieb stehen. Denn nur solchen eignet die große sociale Wirksamkeit, wie denn auch solche durch ihren Ursprung und ihren Fortbestand eine Fülle religiös-sittlichen Lebens und Strebens bekunden.

Paulsen citirt bei seinem Rückblick auf das letzte Jahrhundert das Wort: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." Wohl; will man aber die im 19. Jahrhundert erfolgte Kraftentfaltung der „Principien des Katholicismus" mit jener der protestantischen Principien vergleichen, so muß man doch im Auge behalten, daß es Religionen sind, die man vergleicht. Das tertium comparationis, auf welches dann alles ankommt, ist erstens die religiös-sociale Einheit und Entfaltung der Religionsgesellschaften, der Verbände als solcher, und zweitens gewissermaßen das Gesamtvereinsleben, die Bethätigung und Verwirklichung religiös-sittlicher Cultur.

Man vergegenwärtige sich den Ausgang des vorigen Jahrhunderts, die trostlose Lage des Papstthums beim Tode Pius' VI., man erinnere sich an Ems und Pistoja. Während in Oesterreich und Süddeutschland bureaukratischer Josephinismus die Kirche still und stet zu verstaatlichen suchte, lag sie in Frankreich in Trümmern, als wäre eine decianische Verfolgung über sie hingegangen, war dort zugleich die Staatskirche verödet und dem Einsturz nahe, welche Ungläubige errichtet und als gute Freigeister mit Zwangscurs ausgestattet hatten — und mit was für einem! Der Unglaube schien in mancher Beziehung damals nicht mehr so fanatisch aggressiv wie in den Sturmjahren der Encyklopädie und der Revolution, einfach deshalb, weil er sich nahezu am Ziele glaubte, die obern Schichten und die Regierungskreise in den meisten Staaten Europas erobert hatte. Wem galt denn von Anfang an sein beispielloses

literarisches und gesetzgeberisches Wüthen? Allein dem Katholicismus. Wer bestand in diesem Kampf eine Kraftprobe ohnegleichen? Allein der Katholicismus. Weshalb allein? Der Unglaube stürmte doch wider das Christenthum und Religion überhaupt. Weshalb hat allein der Katholicismus ihm als Angriffsobject gegolten, und weshalb hat dieser allein den Kampf aufgenommen? Das dünkt uns eine erwägenswerthe Frage.

Wie hat gerade Frankreichs Katholicismus diese Probe bestanden! Eine völlige Wiedergeburt und Erhebung zu höherer Kraft vollzog sich in der Erneuerung des Episkopats, in der Wiedererweckung des Mönchthums, der Ordensstände, in der Wiederbelebung der kirchlichen Wissenschaft, der Predigt, des Unterrichts, in unerschöpflicher Mitwirkung am Missionswerk der Kirche, in Neugestaltungen, wie es die erste katholische Partei in einem Parlamente war, in zeitgemäßen Umgestaltungen, wie es vorab die Laienvereine zu vielerlei charitativen Zwecken sind — wer gedächte da nicht der stillen und schlichten Größe des schönen Werkes der dreißiger Jahre, der Vincenzvereine? Dies alles und vieles andere sind nun gerade die Componenten des religiös-socialen Lebens und der religiös-sittlichen Cultur.

Will man den Vergleich auf dem Boden protestantischer Staaten anstellen, so fasse man in ein Bild die Geschichte des Katholicismus in der Union von John Carrolls erstem Bericht an die Propaganda (1785) bis etwa zum dritten Plenarconcil im Jahre 1884; in ein Bild die Geschichte des Katholicismus in England von der Emancipation bis etwa zum großartigen Ausgang von Mannings Walten; in den Kolonien — zumal in Australien mit einer Null als Ausgangspunkt der Entwicklung und dem Plenarconcil von 1885 etwa als vorläufigem geschichtlichen Abschluß. Wer große religiös-sociale Entwicklungen in ihre Bestandtheile aufzulösen und danach zu würdigen versteht, dem braucht nicht erst ausgeführt zu werden, welch eine Summe von Lebensarbeiten und Lebensopfern, von ausgeglichenen Differenzen und angestrebten Einzelzielen zu der großen Einheit ansteigenden religiös-socialen Lebens und lebensvoller religiös-sittlicher Cultur da zusammengefaßt sind.

Hier ist nun in der That die Gefahr acut geworden, daß wir die „protestantische Culturüberlegenheit“ ganz aus dem Auge verlieren.

Zu den beiden einzelnen Begriffen ist je eine Bemerkung gemacht worden. Es erübrigt ein Wort über die Verbindung beider, über den Causalnexus zwischen „Protestantismus“ und „Culturüberlegenheit“. Auch dieser ist nicht ohne Schwierigkeiten.

So lange vollkommen unbestimmt bleibt, inwiefern der Protestantismus als positive Einheit aufgefaßt werden könnte, kommt man nicht vorwärts. Oder sollte die Lösung des Räthsels darin liegen, daß aus einer Aussaat von Negationen überlegene Culturen erblühen?

Man wird nämlich vielleicht entgegnen: Das alles sind ja nur Kniffe. Jedermann weiß, was die Einheit des Protestantismus ausmacht. Es ist die theologische Forschungsfreiheit und weiterhin die absolute Denkfreiheit.

Versuchen wir es denn mit dieser zweifachen Freiheit. Für eine positive religiös-sociale Einheit wird man sie wohl nicht ausgeben wollen. In religiöser Beziehung sind diese Freiheiten Negation jedes Bekenntnisses, in socialer Sprengung jedes Verbandes. Sie erscheinen nicht einmal als Elemente einer religiösen Weltanschauung, geschweige als religiöse Wahrheiten oder gar Religionen. Wir wiederholen es: wie Sprengstoffe zu Bauwerken, so verhalten diese Freiheiten sich zur Religion, nicht anders. Wer demnach behauptet, der Protestantismus sei gar nichts anderes als Forschungsfreiheit und Denkfreiheit, der sagt, der Protestantismus habe aufgehört, eine Religion zu sein und ein religiöser Verband. Welchen Sinn gibt dann „protestantische Culturüberlegenheit“? Den Sinn gibt es und keinen andern, der Protestantismus sei dadurch, daß er sich als Religion aufgab oder aufgeben mußte, der Culturentwicklung, der weltlichen, profanen freie Bahn schuf, Culturmacht geworden. Hier kommt also die gedachte Formel des Culturfortschritts zum Vorschein. Ohne Religion geht alles besser; mit dem Massenverzicht aufs Jenseits fängt das Diesseits erst an, himmlisch zu werden.

Und da der Protestantismus als Religion in die Geschichte eintrat, von Hunderttausenden für eine Religion gehalten wurde und gehalten wird, wäre der Sinn von „protestantischer Culturüberlegenheit“ den Wortverbindungen vergleichbar: „finstere Beleuchtung“, „katarrhalische Gesundheit“. Mit dem Aufhören des einen kommt das andere. Soll das etwa Rabulistik sein? Nun wohl, dann sind die Begriffe rabulistisch und was aus ihnen sich ergibt. Wir fühlen uns da als unbetheiligte Zuschauer. Wir rechnen mit diesen Begriffen wie mit Zahlen. Was dabei herauskommt, liegt darin. Darauf kann man sich verlassen.

Jeder Reibungswiderstand hemmt die Bewegung. Ist die Religionslosigkeit Motor des Culturfortschritts, dann ist alle Religion Reibungswiderstand, und nur obligatorischer Atheismus wäre absoluter Culturfortschritt.

„Ohne Religion geht alles besser." „Der Verzicht auf das Jenseits stellt alle Kraft in den Dienst diesseitiger Aufgaben, in den Dienst des Culturfortschritts und der Menschheit", zu der neuerdings auch noch die Uebermenschheit gekommen ist. Die Zeitungsspalten, die Vortragsabende, die Straßenecken lassen sich nicht zählen, wo derlei feilgeboten wird.

Wenn jemand 24 Stunden in einem Zug zu arbeiten vermöchte, würde er *mehr* erarbeiten als in acht Stunden, und daraus folgt natürlich, daß es der menschlichen Natur selbstverständlich durchaus gemäß ist, immer 24 Stunden in einem Zug zu arbeiten. Wenn jemand sich so seinen Geschäften hingäbe, daß er keine Minute für seine Familie übrig hätte, so würde er ceteris paribus *mehr* Geschäfte erledigen als ein anderer, woraus natürlich folgt, daß das Familienleben keinen Schuß Pulver werth ist.

Derlei Logik ist ein Constructionsprincip der Weltanschauung, die Büchner, Nordau und andere „führende Geister" verbreiten; auch die Verschmelzung von Nietzsche und angeblichem Darwinismus, an der eifrig gearbeitet wird, hält den Massenverzicht aufs Jenseits für die nothwendige Ursache des Himmels auf Erden. Davon ist Paulsen weit entfernt: „Religion wird nie aussterben[1]. . . . Ich glaube, daß die Gemüther der Besten immer am meisten der religiösen Empfindung geöffnet waren und sein werden."[2] Zu der Frage, die uns eben beschäftigt, schreibt er aber doch wie folgt: „Es ist bemerkenswerth, daß die katholischen Historiker auf den Vorwurf, die katholischen Länder seien in der Cultur gegen die protestantischen zurückgeblieben, nicht antworten, das sei eben ihr Ruhm, bei ihnen habe man noch die Ewigkeit im Auge, während die Protestanten, nur auf das Diesseitige erpicht, hierin freilich überlegen seien. Sondern man empfindet den Vorwurf wirklich als Vorwurf und sucht darzuthun, daß er nicht begründet sei, daß die Kirche gerade der Cultur die wesentlichsten Dienste geleistet habe."[3] Daraus soll sich ergeben, daß die „katholische Welt" „sich nicht mehr traut", zum „ascetischen Princip" weltflüchtiger Jenseitigkeit sich zu bekennen.

Nach Paulsens Auffassung wäre das Christenthum, das ursprüngliche und echte, *durchaus* weltflüchtig, *ausschließlich* aufs Jenseits gerichtet. Irdischer Culturtrieb sei ihm erst durch die jugendfrischen Germanen

---

[1] System der Ethik I (4. Aufl. 1896), 399.
[2] Ebd. I, 400. [3] Ebd. I, 124.

zugemischt worden. Diese „Vermischung des Christenthums mit der Cultur“ schlug aber doch nicht „bloß“ zu einer „Verderbung des Evangeliums“ aus, erzeugte vielmehr im Mittelalter „ein geistig-sittliches Leben voll eigenthümlicher Schönheit“ [1]. Das aber wären tempi passati. In der Neuzeit wurde die ausschließliche Richtung auf das Diesseits so allmächtige Mode, daß selbst die Vertreter der katholischen Weltanschauung anfangen müssen, das Jenseits verschämt zu verläugnen, indem sie ihren Glauben als Großmacht im Diesseits preisen.

Solange die Historie es nicht dazu gebracht haben wird, das gerade Gegentheil von dem zu erzählen, was sich thatsächlich zutrug, so lange wird es dabei bleiben, daß „die Kirche gerade der Cultur die wesentlichsten Dienste geleistet“ hat. Wird dieses geläugnet, so empfinden wir das freilich als unberechtigten Vorwurf — aber allein deshalb, weil es thatsächlich unrichtig ist und von dem irrigen Princip ausgeht, das katholische Christenthum sei in Bezug auf das Diesseits nicht Culturmacht, sondern lediglich Weltflucht. Wir empfinden die vorgebliche Culturrückständigkeit des Katholicismus aber gewiß nicht deshalb als Vorwurf, weil wir die diesseitige Cultur für das höchste Gut und letzte Ziel ansehen, vor den „Diesseitern“ capituliren, die Ewigkeit „im Auge zu haben“ „uns nicht mehr trauen“.

Hierin wie in allen theoretischen und praktischen, philosophischen und socialen Problemen ist der Standpunkt der Kirche eine Mitte zwischen zwei Extremen oder Excessen. Ueberall treibt der Unglaube den Extremen zu, überall arbeitet er unversöhnliche Gegensätze heraus, zerklüftet er das geistige und gesellschaftliche Leben. Klaffende Widersprüche sind Optimismus und Pessimismus, Individualismus und Collectivismus, Egoismus und Altruismus u. s. w.; zu einem klaffenden Widerspruch wird auch Diesseits und Jenseits auseinandergerissen.

Viele dieser Gegensätze sind aus Uebertreibungen geboren, manche dieser Widersprüche künstlich herbeigeführt. Aber die meisten finden vollendeten Ausgleich und Einklang in der katholischen Weltanschauung, und nur da.

Vollendeter Ausgleich und Einklang von Egoismus und Altruismus liegt in dem Gebot: Du sollst den Nächsten lieben wie dich selbst; Einklang von Arbeit im Diesseits und Streben nach dem Jenseits im Wort

[1] System der Ethik I, 112.

des Kirchengebetes: Sic transeamus per bona temporalia, ut non amittamus aeterna [1].

Obgleich unsere Weltanschauung uns zwischen den Abgründen entgegengesetzter Irrungen einen Mittelweg weist, eignet ihr dennoch großartige Weitherzigkeit, öffnet sie ihre Arme allem Wahren und Schönen, spendet sie Kraft und Segen zu allem Guten und Nützlichen, gewährt sie freiesten Spielraum allen Eigenthümlichkeiten individueller Anlagen und Bestrebungen, aller Verschiedenheit socialer Stellung und Schichtung. Daß man durchs Diesseits hindurchschreite und seiner Güter sich bediene, ohne des ewigen Zieles verlustig zu gehen, ist das Wesentliche. Tausend verschiedene Weisen sind aber bei uns in Uebung, um auch jenem Wort zu entsprechen: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit. . . ."

Wenn unter bleiernem Himmel in ruheloser Gier und mit erbitterter Leidenschaft das Diesseits bearbeitet wird, so ruinirt dieses auf die Dauer auch die allerdiesseitigste Cultur und ihre Grundlage, die Menschheit selbst und deren Erneuerung. Was man „Weltflucht" zu nennen beliebt, verscheucht nur die Wolken, öffnet den Himmel. Wir nennen es christliche Hoffnung.

Obgleich endlich unsere Weltanschauung uns als Erbgut so hohe Weisheit bietet, so ist sie zugleich doch jedermann zugänglich und volksthümlich wie nichts anderes. Obgleich sie die größte Mannigfaltigkeit in der Entwicklung des individuellen Lebens wie des socialen Culturstrebens zuläßt, ja fördert, ist sie doch Gemeingut im vollsten Sinne des Wortes und einzige Grundlage von Gleichheit und Brüderlichkeit, deshalb auch eine sociale Bindegewalt eigener Art, nicht starr wie bloßes Gesetz, nicht hart wie bloße Macht; sie vereint und versöhnt, sie erhebt und beglückt, weil sie glauben und hoffen lehrt, hoffen und lieben, lieben, leiden und dienen.

---

[1] Kirchengebet vom dritten Sonntag nach Pfingsten.

R. v. Nostitz-Rieneck S. J.

Die älteſten Weltkarten [1].

Männer, welche zu reiſen, oder auch Männer, welche nur am häuslichen Herde in die Ferne zu denken hatten, werden ohne Zweifel von den früheſten Zeiten an ſich irgendwie ein Kartenbild eines Theiles oder auch der ganzen Erdoberfläche zurechtgezeichnet haben. Sicher wiſſen wir, daß ſchon im 5. Jahrhundert v. Chr. die griechiſchen Philoſophen der joniſchen Schule die Verſuche einer Weltkarte wagten. Ihnen war die Erde eine vom Okeanos umſtrömte Inſel und die Karte davon kreisförmig. Und wenn auch Ariſtoteles über die joniſche runde Erdkarte ſpottete, ſo iſt doch dieſe Form wegen ihrer Einfachheit im Alterthum wie im Mittelalter niemals ganz verſchwunden.

Indeſſen gingen die Verfertiger des Weltgemäldes ſehr bald nach zwei Richtungen auseinander. Man kann ſie kurz als die römiſche und die griechiſche Kartographie bezeichnen. Die erſtere iſt die gewöhnliche, man möchte ſagen, in den Schulen und im bürgerlichen Leben gebräuchliche, die andere iſt die wiſſenſchaftliche, auf mathematiſch-aſtronomiſcher Grundlage beruhende Darſtellung unſerer Erdoberfläche. Die griechiſche Karte wurde weiter entwickelt durch Eratoſthenes, der noch in der Mitte ſteht, durch Marinus und erreichte ihre Vollendung in Ptolemäus. Sie iſt ſtets genordet, d. h. ſie hat Norden oben, hat Länge- und Breitebeſtimmungen, Meridiane und Parallelkreiſe und ſtellt die höchſte Ent-

[1] Mappae Mundi. Die älteſten Weltkarten. Herausgegeben und erläutert von Dr. Konrad Miller, Profeſſor am kgl. Realgymnaſium in Stuttgart. (Stuttgart, Roth.) Heft 1: Die Weltkarte des Beatus. Mit der Karte von St. Sever in reichem Farbendrucke, dem Stammbaum der Beatuskarten, der Karte von Osma und 2 Pariſer Karten im Texte. 70 S. Text. Preis *M.* 5. — Heft 2: Atlas von 16 Lichtdrucktafeln. Ohne Text. Preis *M.* 5. — Heft 3: Die kleinern Weltkarten. Mit 74 Original-Clichés im Texte und 4 Tafeln in dreifarbigem Steindruck. 160 S. Text. Preis *M.* 5. — Heft 4: Die Hereford-karte. Mit 2 Ueberſichtskarten im Text und der Herefordkarte als Beilage. 54 S. Text. Preis *M.* 5. — Heft 5: Die Ebſtorfkarte. Prachtblatt größten Formates auf feinſtem Papier. Getreue Nachbildung des in etwa 16 Farben gemalten Originals. In Rolle. 80 S. Text. Preis *M.* 10. Die Ebſtorfkarte auf Leinwand aufgezogen, mit Stäben und gerollt koſtet *M.* 3 weiter. — Heft 6: Recouſtruirte Karten des 7. bis 1. Jahrhunderts nach Chriſtus. 154 S. Text, 58 Clichés und 8 Kartenbeilagen. Preis *M.* 10.

wicklung der geographiſchen Wiſſenſchaft des Alterthums dar. An ſie hat auch vom 15. Jahrhundert an die Geographie der Neuzeit angeknüpft. Deshalb — und nicht aus aſtronomiſchen Gründen — haben wir wie Ptolemäus auf unſern Karten Norden oben.

Leider iſt die griechiſch-wiſſenſchaftliche Karte den Römern im allgemeinen und darum auch Ptolemäus dem Mittelalter ſo gut wie fremd geblieben. Kein einziger Codex desſelben hat ſich im Abendland erhalten. Nur die Araber kannten und verwertheten ihn. Aber ihre Karten drangen in den chriſtlichen Ländern des europäiſchen Südens und Weſtens faſt gar nicht vor.

Die ganze mittelalterliche Kartographie und Geographie knüpft an die römiſche Karte und Geographie an. Die Geſchichte der erſten zehn Jahrhunderte erklärt uns aber, warum eine Weiterentwicklung nicht ſtattfand. Die mittelalterlichen Karten bieten uns deshalb nur antiken Stoff und bringen nur ſehr wenige zeitgemäße Ergänzungen. Erſt durch die See- und Kompaßkarten des 14. Jahrhunderts, die von den Italienern ausgingen und von den Völkern des Mittelmeeres aufgenommen wurden, bereitete ſich ein Umſchwung vor.

Bis zum Beginn des 14. Jahrhunderts gibt es alſo keine andere Art von Weltkarten als jene kreisförmigen Gemälde, deren beſtes oder wenigſtens vollſtändigſtes Abbild die vielgenannte Ebſtorfkarte iſt. Solche Karten waren einſt viel verbreitet. Von Eumenius an, welcher um 298 n. Chr. von einer großen Weltkarte im Schulgebäude von Autun berichtet, iſt kein Jahrhundert, in welchem nicht die eine oder auch mehrere derartiger Kreiskarten namhaft gemacht werden können. Noch im 14. und 15. Jahrhundert werden ſie vielfach erwähnt. So erzählt der Ritter von Mandeville, um ſeine abenteuerlichen Berichte zu beglaubigen, man habe in Rom auf Befehl des Papſtes ſeine Angaben mit der großen Mappa mundi verglichen und richtig befunden. 1493 entnahm Hartmann Schädel in Nürnberg Bilder und Beſchreibung aus der alten Weltkarte.

Von all dieſen Karten ſind nur zwei Exemplare auf uns gekommen: die Ebſtorfkarte und eine zweite, viel kleinere in der Kathedrale von Hereford in England. Eine Exiſtenz, die ſich nach Jahrhunderten berechnet, iſt für eine Landkarte doch zu viel verlangt.

In Büchern allerdings finden wir Karten von hohem Alter. Aber ihr Maßſtab iſt klein und der Inhalt dürftig. Die älteſte dieſer kleinen Karten gehört dem 7. Jahrhundert an. Allein wir wiſſen aus der Be-

ſchreibung, daß ihr Vorbild viel älter und ein Exemplar davon ſchon dem hl. Auguſtinus vorgelegen haben muß.

Aus dem Alterthum iſt uns von den Römern keine einzige Karte erhalten worden. Die tabula Peutingeriana iſt keine Weltkarte im ſtrengen Sinne des Wortes. Wohl aber haben wir von den Römern eine Anzahl Erdbeſchreibungen von größerem oder geringerem Umfange.

Die mittelalterlichen Weltkarten, welche wir als Mappae mundi zuſammenfaſſen, weiſen eine große Uebereinſtimmung im Texte auf und gehören alle ohne Ausnahme demſelben Typus an.

Da nun dieſe Karten ſo verſchieden im Alter und in der Herkunft und ſo gleich ſind im Texte und in der Form, müſſen ſie einen gemeinſamen Urſprung, und zwar einen gemeinſamen Kartenurſprung haben.

Dieſe allgemeine Vorlage war keine andere als die große römiſche Weltkarte.

Wenn nun auch die römiſche Karte von geringerem wiſſenſchaftlichen Werth iſt als die griechiſche, ſo iſt ſie doch wichtig ſowohl für die Geſchichte der Entwicklung der Landkarten als auch für das Verſtändniß der römiſchen Geſchichtſchreiber, ja manchmal ſelbſt der Dichter. Es wäre leicht, ſagt Dr. Miller, zahlreiche Stellen auch aus Schriftſtellern, welche in der Schule geleſen werden, anzuführen, welche ohne die Kenntniß der kartographiſchen Vorſtellungen der Römer geradezu unverſtändlich und ſinnlos ſind, und für deren Verſtändniß die heutigen Atlanten der Alten Welt keinerlei Anhaltspunkte bieten.

Indeſſen ſchien die Wiederherſtellung der römiſchen Karte nahezu unmöglich zu ſein. Man ſtritt ſich über ihre Form, das Verhältniß von Länge und Breite, die Orientirung und über einen großen Theil ihres Inhaltes. Der Hauptfehler war, daß man direct, ſtatt der Karten der einzelnen römiſchen Kosmographen, die „verdichtete“ römiſche Karte ſuchte. Ein großes Hinderniß lag auch darin, daß man von den modernen Karten ausging und mit ihnen ſo gerne eine Uebereinſtimmung hergeſtellt hätte.

Wie hat nun die römiſche Weltkarte ausgeſehen, und welches iſt die Geſchichte der Kartographie jenes Zeitraumes von beinahe anderthalb Jahrtauſend, den das Wort Mappae mundi charakteriſirt?

Dieſe Frage iſt bis jetzt eine offene geweſen. Zwar hat man verſucht, ſie zu beantworten. Aber leider haben frühere Herausgeber der Mappae mundi viele Zeit und Mühe verſchwendet auf die Beſchreibung werthloſer Einzelheiten und haben ſich nebenbei viel mit der Betrachtung

der Unwiſſenheit und Thorheit der alten Verfaſſer zu ſchaffen gemacht. Daß dann obendrein mancher dieſer gelehrten Forſcher ſein hochwiſſenſchaftliches Referat mit Entrüſtungsrufen über kirchliche Knechtung des Geiſtes, über Dogmenzwang u. ſ. w. etwas ſchmackhafter zu machen ſuchte, iſt für uns bereits etwas Selbſtverſtändliches, hat aber die Wiſſenſchaft nicht gefördert.

Zur Wiederherſtellung der römiſchen Weltkarte vorerſt das Material herbeizuſchaffen, hat Dr. Konrad Miller, Profeſſor am kgl. Realgymnaſium in Stuttgart, in ſeinem Werke „Mappae mundi. Die älteſten Weltkarten" unternommen. In einem Zeitraume von $3^1/_2$ Jahren ſind 6 Hefte erſchienen, in denen 86 Karten, darunter 30 zum erſtenmal, veröffentlicht werden. Von den Originalen befinden ſich 19 in London, 11 in Paris, 6 in Cambridge, 4 in Brüſſel, je 3 in Gent, Florenz, Leipzig und Rom, je 2 in Kopenhagen, Oxford, Straßburg und Stuttgart, je 1 in Hannover, Hereford und Madaba (öſtlich vom Todten Meere), ferner in Albi, Arras, Battle, Edinburgh, Genf, Gerona, Görlitz, Gotha, Madrid, Montpellier, Osma, Reims, St. Omer, Turin, Valladolid, Wien und Wolfenbüttel. Reconſtruirt wurden die Erdbilder von 23 alten Autoren. Sämtliche Bilder zuſammen nehmen eine Fläche von über 7 qm ein, und ſchon dieſer eine Umſtand, ſagt der Verfaſſer beſcheiden, mag zeigen, daß die Menge des verarbeiteten Materials für die Schultern eines Mannes eine übermäßig große war. Dazu wendet er auch mit nur zu großem Rechte das Wort des Plinius an: Iter non est trita auctoribus via (*Plin.*, Praef. 14). In der That, durch das Gebiet der Mappae mundi führt noch keine Landſtraße, und der Wanderer kann Irrgänge und Sackgaſſen nicht immer vermeiden. Welche Summe von Arbeit und Mühe dieſes Werk darſtellt, ergibt allein eine Bemerkung aus dem Vorwort zum 3. Heft, welche beſagt, daß bis dahin wenigſtens 2000 falſche Leſungen früherer Herausgeber ausgemerzt worden ſind.

Um nun das Reſultat, zu dem der gelehrte Verfaſſer gelangt, zu verſtehen, laden wir unſere Leſer ein, die 6 Hefte der Mappae mundi mit uns durchzublättern, indem wir dabei die Unterſuchung wo möglich mit den Worten des Textes, wenn auch nur in Skizzen, uns vorführen.

I.

Das 1. Heft bringt uns die Weltkarte des Beatus.

Im Norden Spaniens, an der Grenze der Basken und Aſturer, in der gebirgigen Landſchaft Liebana, lebte im 8. Jahrhundert der Prieſter

Beatus. Er wurde geboren um 730 und iſt geſtorben 798. Beatus verfaßte ein Werk, welches in unſern Tagen das Intereſſe der Geographen und der Kunſtkenner in gleich hohem Grade auf ſich zieht, nämlich die Commentaria in Apocalypsin, oder auch und eigentlich richtiger Catena Patrum genannt; denn es enthält aneinandergereihte Auszüge aus alten Autoren. In der Vorrede werden Hieronymus, Auguſtinus, Ambroſius, Fulgentius, Gregorius, Ticomius, Irenäus, Abrigius und Iſidorus genannt. Was dem Werke des Beatus bezw. deſſen Abſchriften für unſere Zeit einen ſo hohen Werth verleiht, ſind die überaus zahlreichen Miniaturen in weſtgotiſchem, byzantiniſch-gotiſchem Stile. Unter den Bildern findet ſich auch eine Weltkarte, die zwei gegenüberliegende Folioſeiten einnimmt und als die älteſte größere auf uns gekommene Weltkarte ehrwürdig iſt. Sie ſoll die Apoſteltheilung, d. h. die Länder, nach denen die einzelnen Apoſtel gezogen ſind, dem Leſer vorführen — daher die Abbildungen der zwölf Apoſtel bei den verſchiedenen Ländern. Freilich entſpricht dieſem Zwecke unter den uns bekannten Copien der Beatiſchen Weltkarte nur das Exemplar von Osma, dieſes aber in vollkommenſter Weiſe. Die Apoſteltheilung des Beatus iſt inſofern noch merkwürdig, als ſie uns eine alte Verſion gibt, die von der ſpäter gebräuchlichen abweicht.

Daß Beatus ſelbſt ſein Buch in zwei Exemplaren hergeſtellt habe, iſt ſehr wahrſcheinlich. Die Apokalypſe des Beatus wurde namentlich im 10. bis 13. Jahrhundert oft abgeſchrieben. Es laſſen ſich etwa 30 Exemplare nachweiſen, von denen 14 Manuſcripte ſicher noch vorhanden ſind, 2 vielleicht nicht dem Beatus angehören und 14 vorerſt als verſchwunden betrachtet werden müſſen. In ausgezeichneter Weiſe gibt Dr. Miller über den bisherigen Verbleib der 30 Codices Aufſchluß.

Von der Mappa mundi des Beatus beſitzen wir jetzt 10 Abſchriften, welche Dr. Miller nach Art eines Stammbaumes in zwei Reihen von den beiden Originalen, die Beatus ſelbſt gezeichnet hat, ableitet.

Der erſten Reihe gehört die Karte aus dem Manuſcripte von St. Sever-Paris an. Sie iſt gezeichnet um 1050 und iſt die ſorgfältigſt ausgeführte Karte mit dem reichſten Inhalte an Legenden, aber auch mit zweifellos ſpätern Zuthaten, jedenfalls aber ehrwürdig durch ihr Alter. Aus einem zweiten Pariſer Codex veröffentlicht der Verfaſſer hier zum erſtenmal eine Beatuskarte, die im 12. oder 13. Jahrhundert abgezeichnet worden iſt, nennt ſie aber das entſetzlichſte Zerrbild einer Karte, das man ſich denken kann. Parallel zu den beiden genannten Codices ſtellt ſich das 1203 ge-

ſchriebene Manuſcript von Burgo de Osma in Altcaſtilien. Die hier enthaltene Beatuskarte hat allein die zwölf Apoſtel nach der von Beatus angegebenen Vertheilung der Länder ſo dargeſtellt, wie ſie auf der dem Etherius gewidmeten Originalkarte eingezeichnet geweſen ſein müſſen. Wahrſcheinlich hat die Schwierigkeit der Porträtdarſtellung manche ältere Copiſten veranlaßt, die Bilder wegzulaſſen.

Aus dieſen drei Karten der erſten Reihe dürfen wir ſchließen, daß die Originalkarte des Beatus im Hauptcodex reich und ſchön ausgeſtattet war. Es liegt nun nicht außer dem Bereich der Möglichkeit, ja ſelbſt nicht außer dem der Wahrſcheinlichkeit, daß noch ein weiterer Codex uns eine Karte dieſes Stammes und damit einen weſentlichen Gewinn für die Wiſſenſchaft bringen könnte.

Die zweite Reihe theilt ſich jedenfalls in zwei Linien, deren Original ſich wahrſcheinlich in Valcavado befand, uns aber nicht erhalten iſt. Wir wiſſen jedenfalls, daß 970 zwei Abſchriften, die eine in Valcavado von Obeco und die andere in Tabara von Emeterius, zu derſelben Zeit hergeſtellt, alſo bereits vorher zwei Codices dieſes Stammes vorhanden geweſen ſind.

Die Abſchrift von Obeco iſt, wie wir glauben, im Original erhalten und iſt die älteſte aller größern Weltkarten. Sie befindet ſich im Beſitze des Lord Aſhburnham und iſt nach einer Photographie im 2. Heft der Mappae mundi als vierte der Lichtdrucktafeln veröffentlicht. Obeco hat die Karte ſeiner Vorlage, die ohnehin nicht beſonders gut war, noch verſchlechtert, indem er die meiſten Flüſſe wegließ und die zwei einzigen, die er behielt, Donau und Nil, den Binnenmeeren gleich behandelte. Auf der Karte, die eigenthümlicherweiſe eine oblong-viereckige Geſtalt hat, iſt die Schrift ſehr verblaßt und wenigſtens auf der Photographie mancher Name kaum mehr erkennbar.

Von der Aſhburnhamkarte beſitzen wir drei Abkömmlinge, nämlich: Valladolid, bisher nicht bekannt; Madrid, ebenfalls noch nicht publicirt, und London, welch letztere Karte von allen Beatuskarten die beſterhaltene, aber leider in dem großen Atlas von Santarem ſehr fehlerhaft veröffentlicht worden iſt. Die ſchrecklichen Lesarten, die Santarem im Essai sur l'histoire de la Cosmographie II, 107—126 gibt, ſind nur aus ſeiner Unkenntniß der weſtgotiſchen Schrift hervorgegangen und auf der Londoner Karte gar nicht zu finden.

Dem Zweige von Tabara gehören zunächſt zwei von Emeterius gefertigte Abſchriften an, deren erſte 970 und die zweite 975 oder 978 voll-

endet wurde. Dieſes zweite Exemplar iſt wieder Vorlage geweſen zunächſt für die Karte von Gerona, welche etwa um 1100 abgeſchrieben ſein dürfte. Sie hat die oblong-ovale Form noch gut bewahrt und iſt ganz in der alten Manier und im weſtgotiſchen Stile gehalten. Eine weitere Abſchrift der Copie des Emeterius von 975 iſt der Pariſer Beatuscodex III aus dem 12. Jahrhundert, welcher ſeiner Miniaturen wegen beſonders hochgeſchätzt und trotz der ſtarken Verſtümmelung von der Nationalbibliothek um 40 000 Francs angekauft worden iſt. Auch dieſe Karte zeigt, daß dem Copiſten die Malerei, die hübſchen Vignetten der Städte, die Schiffe mit ihren Inſaſſen, die Fiſche, die Hauptſache und der geographiſche Inhalt ganz nebenſächlich geweſen iſt.

Von der Karte von Gerona iſt die von Turin abgeſchrieben. Seit 1549, in welchem Jahre der Bibliothekar Paſini ſie bekannt gegeben, iſt dieſe Karte oft reproducirt worden und hat ohne Zweifel nicht ihres wiſſenſchaftlichen Werthes, ſondern hauptſächlich der vier komiſchen Windmacher wegen eine gewiſſe Berühmtheit erlangt.

Dr. Miller gibt uns von den 10 Beatuskarten die Karte von St. Sever in den Farben des Originals, die 9 andern im 2. Heft der Mappae mundi als Lichtdrucktafeln. Mit Leichtigkeit kann nun der Leſer die Vergleichung anſtellen und die daraus gezogenen Schlüſſe prüfen.

Von den 10 Karten ſind 7 oval, die Aſhburnhamkarte viereckig und die 2 letzten kreisrund.

So ſicher nun auch der Vergleich ergibt, daß die Beatuskarte urſprünglich oval geweſen iſt, ſo läßt ſich doch, wie es in dem ſonſt trefflichen Werke Fiſchers „Sammlung mittelalterlicher Welt- und Seekarten“ (Venedig 1886) geſchieht, nicht daraus beweiſen, daß die orbes picti der Alten und ſo auch die berühmte Weltkarte des Agrippa nicht kreisrund, ſondern oval geweſen ſeien. Aus der Beatuskarte beweiſt Dr. Miller das Gegentheil. Die Form dieſer Karte iſt durch das Format des Codex gegeben und beſtimmt. Alle 10 Beatuskarten ſind auf zwei Seiten geſchrieben, und jede Seite ſoll die halbe Karte, d. h. einen Halbkreis, wiedergeben. Die Höhe des Codex iſt aber nun die Höhe der Karte. Die Ellipſe iſt alſo nicht beabſichtigt, ſondern ein durch Zufall geſtreckter Kreis. Außerdem ſtellt bei der Beatuskarte die aufrechte, kurze Achſe die weſtöſtliche Erſtreckung, die Länge der Erde, die horizontale, lange Achſe dagegen die nordſüdliche Ausdehnung, die Breite, dar. Nun hat aber weder im Mittelalter noch im Alterthum je ein Kartograph daran gedacht, den bewohnten

Erdkreis breiter als lang darzuſtellen, ſondern ſtets nahm man die Länge bedeutend größer als die Breite.

Aus den in den photographiſchen Bildern faſt immer erkennbaren horizontalen und verticalen Linien darf auch nicht auf Spuren einer Gradeintheilung, etwa auf Ueberreſte des alten Gradnetzes von Eratoſthenes, geſchloſſen werden. Dieſe Linien ſind nichts als die von der Rückſeite durchſcheinende Paginirung in zwei Columnen. Alle Beatuskarten haben Oſten oben. Als Ausnahme erſcheint nur die Pariſer Karte II, bei der aber die Abänderung nur zum Theil durchgeführt iſt.

Im äußerſten Oſten iſt nach einem bereits ſeit 353 n. Chr. nachweisbaren Gebrauch das Paradies dargeſtellt.

Eine beſondere Merkwürdigkeit iſt auf der Beatuskarte der vierte Erdtheil auf der ſüdlichen Erdhälfte jenſeits des Aequators mit den Antipoden. Man dachte ſich Afrika nicht bis zum Aequator reichend oder wenigſtens nicht ſo weit bewohnbar, unter dem Aequator Meer und dann jenſeits der undurchdringbaren heißen Zone bewohntes Land. Die Antipoden ſind alſo hier in Uebereinſtimmung mit der Mehrzahl der römiſchen Geographen (*Mela* I, 1, 4; *Plinius* VI, 22; *Cicero*, Tusc. I, 28; *Solin* 53, 1) als das Land ſüdlich vom Aequator und nicht als die wirklichen Gegenfüßler, welche nur bei der Annahme der Kugelgeſtalt der Erde und ſomit bei den Griechen, den Pythagoräern, bei Eratoſthenes, Krates, Poſeidonios, Geminos, Strabo und außerdem bei Martianus Capella zu finden ſind, zu verſtehen.

Die auf der römiſchen Anſchauung aufbauenden Kirchenlehrer (Lactantius, Auguſtinus, Iſidor) kennen oder anerkennen noch nicht die Kugelgeſtalt der Erde und verwerfen deshalb auch die Gegenfüßler der Griechen, nicht aber die ſüdlich vom Aequator vermutheten Antipoden. Iſidor z. B. denkt ſich die Erde auf Wolken oder auf den Gewäſſern ſchwimmend (De natura rerum 45, 1), und Auguſtinus ſagt (De civitate Dei 16, 9), auch wenn die Erde eine Kugel ſei, ſo folge noch nicht, daß die andere Seite ohne Waſſer (d. h. nicht mit Meer bedeckt), und ſelbſt wenn das der Fall, daß dort Menſchen leben müßten; denn über den unermeßlichen trennenden Ocean habe eben kein Menſch hinüberkommen können.

Dr. Miller weiſt hier einige Bemerkungen, die Kretſchmer in Penks Geographiſchen Abhandlungen IV, 1, in ſeinem Aufſatze „Die phyſiſche Erdkunde im chriſtlichen Mittelalter“ gemacht hat, zurück. Kretſchmer geht von der grundfalſchen Anſicht aus, daß die Kirchenväter durch den Einfluß

der Bibel dazu geführt worden ſeien, die Kugelgeſtalt der Erde zu läugnen. Thatſächlich halten ſie den Standpunkt der römiſchen Gelehrſamkeit inne. So folgt vor allem Iſidor, der nach Kretſchmer ein Anhänger der Kugelgeſtalt der Erde geweſen ſein ſoll, wortgetreu ſeinem Suetonius Tranquillus. Ebenſo irrig wird auch Auguſtinus beurtheilt. Der Satz: „Wenn ſich einmal die Kugellehre als richtig erweiſen ſollte, ſo hätte man immer noch zu beweiſen, daß ſie auch der Schrift gegenüber ſtandhält“ (S. 50), iſt der Logik des hl. Auguſtinus ebenſo fremd wie ſeinen Schriften. Von Auguſtinus wird nicht die ſüdliche, wie Kretſchmer S. 55 meint, ſondern die vermeintliche untere Erdhälfte, die wirkliche Gegenerde, abgelehnt. Es iſt darum auch unrichtig, wenn Kretſchmer die „antike Anſicht“ der Anſchauung der Kirchenlehrer entgegenſtellt. Die Kugelgeſtalt iſt von der römiſchen Geſamtrichtung eben nicht angenommen worden.

Beſonders iſt noch hervorzuheben, daß auf der Beatuskarte Jeruſalem noch nicht im Mittelpunkte liegt. Dieſe Darſtellung iſt mit Sicherheit erſt im 13. Jahrhundert nachgewieſen und ſomit erſt von der Zeit der Kreuzzüge an aufgekommen.

Dr. Miller ſtellt nun über die vorliegenden zehn Beatuskarten eine textkritiſche Unterſuchung an, deren Akribie bewundernswerth iſt.

Nach Ausſcheidung der Zuthaten der Abſchreiber und der Zuthaten des Beatus ſelbſt bleibt als einzige ſicher nachweisbare Buchquelle bezüglich der größern Legenden Iſidor, deſſen Weltbeſchreibung wohl zum größten Theil von einer Karte abgeleſen iſt. So unverkennbar die Verwandtſchaft mit der Darſtellung des Oroſius iſt, ſo findet ſich doch in den Legenden eigentlich nur eine einzige Stelle, nämlich über den fl. Nilus, welche mit einiger Wahrſcheinlichkeit auf die Benutzung des Textes von Oroſius hinweiſt. Sonſt tritt nur die Kartenverwandtſchaft beider hervor. Dagegen kann eine Benutzung des Solinus gar nicht nachgewieſen werden. Auch die Verarbeitung von Auguſtinus' De civitate Dei iſt nicht erweisbar, da die drei Stellen, welche dafür angeführt werden können, nämlich über die Gegen- und die Schattenfüßler, ſowie über die Quelle bei den Garamanten, näherliegend und die beiden erſten wörtlich bei Iſidor gefunden werden, der ſeinerſeits freilich über die Quelle und die Schattenfüßler aus Auguſtinus (oder aus einer gemeinſamen Karte?) ſich unterrichtet zu haben ſcheint.

Der ganze übrigbleibende Inhalt der Beatuskarte iſt direct aus einer oder aus mehreren Weltkarten abgeſchrieben, und zwar darf

dieſer Inhalt als antik, der ſpätrömiſchen Kaiſerzeit angehörig, bezeichnet werden; denn es iſt kaum ein Name und eine Legende da, welche nicht in den Karten und den kosmographiſchen Werken der ſpätrömiſchen Zeit nachweisbar wäre. Durch Vergleichung mit den uns bekannten Karten und Kartentexten kommt Dr. Miller zu dem Schluſſe, daß die Hauptquelle für Beatus höchſt wahrſcheinlich eine und dieſelbe Weltkarte bezw. deren Abſchrift geweſen iſt, aus welcher Oroſius, Honorius und Iſidor uns kurze Auszüge erhalten haben, und welche der Tabula des Caſtorius zu Grunde gelegt worden iſt.

Jedenfalls beſitzen wir in der Tabula, in Oroſius und Iſidor keineswegs das geſamte Material der Beatuskarte und müſſen alſo noch eine weitere Quelle dafür annehmen.

Das Ergebniß der Unterſuchung iſt, daß die Hauptquelle der Beatuskarte eine römiſche Weltkarte von der gewöhnlichen Form, und zwar in einer Redaction des 4. Jahrhunderts, geweſen iſt.

In der Geſamtheit der zehn Beatuskarten beſitzen wir nunmehr ein treues und ſicheres Bild ſowie den nahezu vollen textlichen Inhalt einer Weltkarte vom Jahre 776 n. Chr.

Es iſt klar, daß dieſe Karte von größter Wichtigkeit ſein muß, wenn es ſich um die Wiederherſtellung der nächſtältern Weltkarten eines Iſidor von Sevilla, Paulus Oroſius, Julius Honorius ſowie derjenigen des Kosmographen von Ravenna aus den uns gebliebenen Texten handelt. Dieſe Wiederherſtellung iſt nun das nächſte Ziel des Verfaſſers, um ſo der vielumſtrittenen römiſchen Weltkarte näher zu kommen.

Bevor jedoch der Verfaſſer an dieſe Aufgabe herantritt, bietet er uns in vier weitern Heften eine Fülle des werthvollſten Materials.

Heft 2 enthält einen Atlas von 16 Lichtdrucktafeln. Es ſind neun Beatuskarten — die von St. Sever liegt in den Farben des Originals dem erſten Hefte bei —, die Pſalterkarte von London, die berühmte angelſächſiſche Weltkarte, genannt Cottoniana, die zwei Karten des hl. Hieronymus, die Karte des Heinrich von Mainz, vier Ranulf Higden-Karten, wovon eine in Cambridge und drei in London ſind.

Heft 3 ſoll außer der Beatuskarte und außer den beiden großen Wandkarten von Hereford und Ebſtorf, die, unabhängig von Beatus, Ueberreſte der antiken Weltkarte und in Heft 4 und 5 behandelt ſind, uns das geſamte Material mittelalterlicher Weltkarten, ſoweit ſie auf der römiſchen Weltkarte beruhen, vorlegen. Nicht wenige dieſer Karten ſind

hier zum erſtenmal veröffentlicht. Dr. Miller hat weder Koſten noch Mühe geſcheut, um bei allen wichtigern Documenten in den Beſitz wo möglich aller exiſtirenden Abſchriften zu gelangen und ſie wiederzugeben. Wenn der Text der einzelnen Karte feſtgeſtellt war, ſo galt es, die gegenſeitigen Beziehungen der verſchiedenen Karten zu betrachten. So ſchrumpfte die Zahl der zu beſprechenden Karten bedeutend zuſammen. Von den etwa 200 Copien, die genannt ſind, werden über 100 in den Abſchnitten 13 und 14 als T-Karten, Zonen- oder Makrobiuskarten zuſammengefaßt.

Es dürfte keine irgend wichtigere bekannte Karte fehlen, und wenn auch ohne Zweifel in den Bibliotheken noch manche ſehr alte Karte verborgen iſt, ſo gehören dieſe doch meiſt zu der Gruppe der kleinern Karten und werden an den hier gewonnenen Reſultaten kaum etwas Weſentliches ändern.

Von den 18 Abſchnitten des 3. Heftes behandelt der erſte die beiden Karten des hl. Hieronymus.

Ein Manuſcript im Britiſchen Muſeum zu London enthält die von Hieronymus im Jahre 388 abgefaßten bezw. damals aus dem Griechiſchen ins Lateiniſche überſetzten Schriften: De hebraicis quaestionibus, De interpretationibus nominum Veteris et Novi Testamenti und De nominibus locorum. Zu dem letztern Werke gehören zwei Karten, welche je eine Seite einnehmen. Beide Karten ſind Theile der Weltkarte, von der ſie uns zuſammen mehr als die Hälfte darbieten. Die erſte Karte enthält in der Mitte Kleinaſien und Meſopotamien, oben Perſien, Indien und Skythien, unten die Balkanhalbinſel. Die zweite Karte ſtellt Paläſtina mit den angrenzenden Ländern dar. Bis jetzt ſind die Karten nur kurz erwähnt von Madden, im Katalog der Manuſcripte des Britiſchen Muſeums, von Beavan und Phillot in Mediaeval Geographie, von Jomard in Introduction à l'Atlas und von Santarem, der in ſeinem großen Atlas ſehr fehlerhafte Copien davon gibt.

Aus äußern und innern Gründen entſcheidet ſich nun Dr. Miller dafür, daß die Karten nicht eine Beigabe des Abſchreibers und ſomit auch nicht ein mittelalterliches Product, ſondern daß ſie urſprünglich dem Werke des hl. Hieronymus zugehörig und ſomit Abſchriften einer alten Vorlage ſind. Eine Zergliederung der Karten ergibt von ſelbſt die Scheidung des bibliſchen Inhaltes von dem allgemein kartographiſchen Inhalt, und es kann kein Zweifel ſein, daß beide Karten nur zur Veranſchaulichung der bibliſchen Ortsangaben hergeſtellt ſind.

Der bibliſche Inhalt ſchließt ſich zunächſt an das Onomaſtikon des Euſebius von Cäſarea, von dem ja De Palaestinae locis eine freie Ueberſetzung iſt, an, geht aber auch über deſſen Inhalt noch hinaus.

Der übrige kartographiſche Inhalt ſtimmt mit den älteſten Formen der Mappae mundi, die wir beſitzen, nicht bloß überein, ſondern iſt in vielen Fällen eine unverdorbenere Form und in mancher Beziehung reichhaltiger als andere Karten und Kartentexte.

Wir kommen zu dem Ergebniß, daß nichts uns hindert, die Autorſchaft des hl. Hieronymus anzunehmen, und daß die Karten angeſichts ihres durchaus antiken Inhaltes und ihrer Reichhaltigkeit an ſonſt wenig gekannten Namen von keinem mittelalterlichen Schriftſteller verfaßt ſein können.

Hieronymus hat die ihm vorliegende römiſche Weltkarte in der Weiſe benutzt und verarbeitet, daß er beſonders die ihm wichtigen bibliſchen Namen aushob und, wenn nöthig, ſelbſt einſetzte. Das Bild iſt im großen und ganzen nicht ſein Werk, ſondern eine ſonſt ſehr ſeltene Anpaſſung der Weltkarte an einen beſtimmten Text. Das war immerhin eine Arbeit, welche in einer einigermaßen befriedigenden Form auszuführen eben doch nur ein Hieronymus fähig war.

Mit den Hieronymuskarten ſtimmt auffallend überein die Karte des Domherrn Heinrich von Mainz, die im Original nach dem Prolog im Jahre 1110 geſchrieben ſein ſoll. Sie enthält 229 Legenden, zu denen noch eine große Zahl ungenannter Flüſſe, Städte und Gebirge kommen, welche nach den verwandten jüngern Karten ſicher gedeutet werden können, und iſt deshalb nach den Hieronymuskarten unter den kleinern Mappae mundi nicht nur die reichhaltigſte, ſondern auch die am beſten überlieferte.

Aus der ovalen Form, welche die Heinrichkarte ſo ſehr auszeichnet, kann ebenſowenig wie bei der Beatuskarte gefolgert werden, daß die Vorlage auch oval geweſen iſt. Die Karte mußte ſich dem Buche anpaſſen.

Sehr augenfällig iſt die Uebereinſtimmung mit der Hereford-karte. Da nun die Karte Heinrichs die ältere iſt, ſo könnte man meinen, daß die Hereford-karte nur eine Bearbeitung und Erweiterung der Heinrichkarte ſei. Dieſe Anſicht hat in der That Santarem auch ausgeſprochen.

Indeſſen iſt es ſchwierig, aus dem kleinen Buchformat die große Wandkarte herzuſtellen, ohne die Aehnlichkeit zu verwiſchen. Ferner hat die Hereford-karte einen ſo reichen antiken Inhalt, daß dieſer unmöglich der kleinen Karte entnommen ſein kann. Hingegen beweiſen die vielen

unbenannten Flüſſe, Gebirge und Städtebilder auf der Heinrichkarte, daß ſie ſelbſt einem größern Urbilde entnommen iſt.

Es dürfte alſo anzunehmen ſein, daß beide Karten Copien von einer Wandkarte ſind, die der Herefordkarte ſehr ähnlich war. Und zwar iſt die Heinrichkarte die weniger vollſtändige, aber beſſere und getreuere; die Herefordkarte die vollſtändigere, aber ſchlechtere Abſchrift. Die Vergleichung führt uns alſo wieder zurück in frühere Jahrhunderte.

Denſelben Weg weiſt uns die ſogen. Cottoniana. Robert Cotton Bruceus hatte 1598 einen in zwei Bänden gebundenen Codex geſammelt, deſſen erſter Theil zwei Weltkarten enthält. Die eine davon iſt die berühmte und vielcitirte angelſächſiſche Weltkarte, auch Prisciankarte genannt. Weil aber die erſte Benennung wegen der unſichern Annahme eines ſehr hohen Alters und die andere Benennung deshalb nicht ſtimmt, weil die Karte mit dem Inhalte der Weltbeſchreibung Priscians nichts zu thun hat, ſondern ihr nur äußerlich beigefügt iſt, wählt Dr. Miller den Namen Cottoniana und läßt ſie früheſtens kurz vor dem Jahre 1000, möglicherweiſe aber erſt im 12. Jahrhundert geſchrieben werden.

Da die Schrift der Karte ſehr klein, da ferner die c wie r, die o wie a, r wie p und wie a geformt ſind, haben ſich viele falſche Leſungen eingeſchlichen. Nicht nur Santarems Entzifferungen müſſen als ganz unbrauchbar bezeichnet werden, ſondern auch Beavan und Phillot haben noch, während ſie ſich über Santarem luſtig machen, über 40 falſche Leſungen gelaſſen.

Bei den von Santarem zu regelmäßigen Rechtecken ausgebildeten Horizontal- und Vertikallinien haben ſpätere Forſcher an Ueberreſte des Gradnetzes von Eratoſthenes gedacht. Die Photographie in Heft 2, Tafel 10 zeigt, daß ſolche Linien in der Karte nicht exiſtiren, ſondern daß ſie, wie bei den meiſten Beatuskarten, nur durchſcheinen.

Wenn nun der Compilator von dem Verfaſſer ſagt: mappam depinxerat huic operi aptam, ſo iſt das deshalb unrichtig, weil „die eigens für Priscian gemalte Karte“ nicht dem Texte Priscians, ſondern vielmehr dem des Oroſius am meiſten angepaßt iſt. Aber auch die oroſiſchen Namen können nur aus einer Kartenquelle abgeleitet werden, welche mit der von Oroſius benutzten Karte in nächſter Beziehung ſteht.

Wir finden eigenthümliche Concordanzen mit Iſidor, Hieronymus, Julius Honorius, zahlreiche Uebereinſtimmungen mit der Hereford-, Heinrich-, Pſalter-, Ebſtorf- und Beatuskarte und nahe Beziehungen zu der Karte des Pomponius Mela. Somit werden wir wieder auf die alte Karte,

die ſich außer der allgemeinen Form auch durch mehrere Namen verräth, zurückgewieſen.

Auf dieſe alte große Kartenvorlage führt uns auch die Pſalterkarte von London zurück, welche in einer illuſtrirten Pſalterhandſchrift, die angeblich aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts ſtammt, im Britiſchen Muſeum zu London ſich findet.

Schon ein oberflächlicher Ueberblick zeigt die nahen Beziehungen der Pſalterkarte zur Ebſtorfkarte. Das ganze Erdbild iſt bei beiden ſo ähnlich, daß niemand die gemeinſame Abſtammung bezweifeln wird. Da die Ebſtorfkarte bedeutend jünger iſt und die Pſalterkarte trotz ihrer Kleinheit doch manche alte Namen enthält, welche der Ebſtorfkarte fehlen, ſo muß angenommen werden, daß beide derſelben Vorlage entnommen ſind. Dieſe Vorlage muß eine große Karte geweſen ſein, wie das ſowohl die vielen auf der Pſalterkarte vorkommenden Zeichen ohne Namen, als auch die im Verhältniß zur geringen Zahl der Legenden große Mannigfaltigkeit und Ungewöhnlichkeit des Inhaltes zeigen. Die Pſalterkarte iſt eine textlich mangelhafte Abſchrift. Die Zeichnung des Erdbildes iſt aber weit beſſer als die Schrift. Die Pſalterkarte hat eben darin ihren Reiz, daß wir in ihr ein älteres Bild der Ebſtorfkarte haben, gerade wie uns in Heinrich ein älterer Typus der Herefordkarte erhalten iſt. Beide Typen waren alſo ſchon im 12. Jahrhundert in ihren weſentlichen Unterſcheidungsmerkmalen vorhanden, und man darf annehmen, daß dieſe Scheidung in noch frühere Zeiten hinaufreiche.

Eine directe Beziehung zu den genannten Karten hat auch die Weltkarte Lamberts von St. Omer nicht, welche bis jetzt nur mehr in drei Exemplaren bekannt iſt. Mit Ausnahme einiger Namen, die Lambert zur Zeit der Abfaſſung, alſo etwa 1120, einſchob, iſt der ganze übrige Inhalt vielmehr ein ſolcher, wie er am Ende des vierten Jahrhunderts und lange vor der Zeit des Ravennaten auf einer Weltkarte ſtehen, wie er aber weder von Lambert combinirt noch überhaupt in einer ſpätern Zeit hergeſtellt werden konnte. Wie ſein ganzes Werk nicht eine Verarbeitung des Martianus Capella, Salluſt, Lucretius, Geminus, Ptolemäus, Chalcidium, Iſidor und Oroſius, ſondern nur eine Aneinanderreihung von Stellen aus dieſen Autoren iſt, ſo hat Lambert auch ſeine Weltkarte aus einer ſpätrömiſchen oder richtiger frühmittelalterlichen Karte entnommen, hat ſich aber freilich bei der Copie namentlich zeichneriſche Willkürlichkeiten erlaubt.

Neben den genannten Weltkarten ſind noch wegen ihres antiken Inhaltes und wegen des Reichthums an Legenden die Matthäus- und die Ranulfkarten bemerkenswerth.

Matthäus Pariſienſis, der 1217 unter die Mönche des Kloſters St. Albans, 32 km nordweſtlich von London, aufgenommen worden iſt, hat drei literariſche Producte hinterlaſſen: die Historia maior, Historia minor seu Anglorum und die Geſchichte von St. Albans. In den verſchiedenen Codices finden wir fünferlei geographiſche Darſtellungen: die Weltkarte in zwei Abſchriften, die Karte von England, den Situs Britanniae, das Schema Britanniae und das Itinerarium in Terram Sanctam.

Als die intereſſanteſte Bemerkung der Weltkarte hat man von jeher die Legende angeſehen, welche die Exiſtenz von drei großen Wand-Weltkarten in London und deſſen Nähe bezeugt. Textlich treffen wir die nächſte Verwandtſchaft mit der Ebſtorfkarte. In der Form hingegen ſteht die Heinrichkarte am nächſten. Im ganzen kann die Karte des Matthäus von keiner der uns erhaltenen Karten direct abgeleitet werden, ſondern iſt auf eine der gemeinſamen Stammformen von Heinrich-, Hereford-, Pſalter-, Ebſtorf-, Lambert-, Cottoniana-Karte zurückzuführen.

Die Karte von England kennen wir in drei Exemplaren. Auf ihr erſcheint zum erſtenmal im nördlichen Europa Oſten rechts, Norden oben, wie es einſt bei den Griechen üblich war und in den folgenden Jahrhunderten immer häufiger wurde. Bei Matthäus ließ ſich aber die langgeſtreckte Inſel beſſer in aufrechter Form in den Folioband bringen. Indeſſen mag darauf hingewieſen ſein, daß auch der Ravennate im 7. Jahrhundert eine genordete Specialkarte von England benutzte.

Ein Rückblick auf die geographiſchen Arbeiten des Matthäus Pariſienſis zeigt uns in dieſem Manne einen originellen, ſeiner Zeit weit vorangeſchrittenen Forſcher, der in der Geſchichte der Geographie eine epochemachende Stellung einnimmt. Er hat auf ſelbſtändigem Wege die erſten modernen Landkarten ohne Kompaß, frei von den Arabern und unbeeinflußt von Ptolemäus, hergeſtellt. Daß er aber ſeine ganze Schulung der alten Weltkarte verdankt, iſt noch überall leicht erſichtlich.

Das populärſte Geſchichtsbuch Englands im 14. und 15. Jahrhundert war das Polychronikon des Ranulf Higden, welches in ſieben Büchern die Univerſalgeſchichte von der Schöpfung der Welt bis auf Eduard III. in lateiniſcher Sprache enthält. Der Weltgeſchichte geht eine geographiſche Beſchreibung der Erde voraus, wozu eine große und eine

kleine Weltkarte gehören. Die kleine Karte iſt uns acht-, die große leider nur einmal erhalten.

Wenn nun auch Ranulf oder ſein Vorgänger nicht nur mechaniſch zuſammengeſchrieben, ſondern den Stoff auch ſelbſtthätig verarbeitet hat, ſo zeigt doch ſein Weltbild die uralte, ſeit Jahrhunderten typiſche Form, und es iſt nicht zu zweifeln, daß Ranulf den hauptſächlichſten Inhalt ſeiner Karten aus einer großen Wandkarte entnommen hat, die beträchtlich älter als ſeine Zeit, gleich der Hereford- und Ebſtorfkarte mit Bildern geziert und in mancher Beziehung reichhaltiger als dieſe beiden genannten Karten geweſen ſein muß.

Die nunmehr zu behandelnden Karten ſind weniger durch ihren armen textlichen Inhalt als vielmehr durch ihr hohes Alter und ihre Form beachtenswerth.

Sehr wahrſcheinlich beſitzen wir in der Weltkarte, die ein gewiſſer Guido, von dem man ſonſt nichts Sicheres weiß, 1119 compilirt hat, die Copie einer größern Karte.

Als das älteſte geographiſche Monument der Welt bezeichnet Libri in Notices des manuscrits des bibliothèques des departements (Paris 1842) die Weltkarte von Albi im Languedoc, auch Merowingerkarte genannt, welche im 8. Jahrhundert geſchrieben ſein ſoll. Dieſes „älteſte Monument" iſt jedenfalls eine durch den Abſchreiber ſehr entſtellte Karte, und wenn auch ſowohl die Form wie die Eintheilung der alten Weltkarte noch wohl erkennbar iſt, ſo kann doch eine ſo lückenhafte Darſtellung einen ſelbſtändigen Werth nicht beanſpruchen, und noch viel weniger dürfte man aus den Namen, die vorhanden ſind oder fehlen, auf den Stand des Wiſſens oder auf die Entwicklung der Kartographie jener Zeit ſchließen.

Das Erdbild des Cosmas Indikopleuſtes, des „Indienfahrers", gibt die Erde als längliches Viereck, vom Ocean umgeben, hat den Norden oben und Oſten rechts.

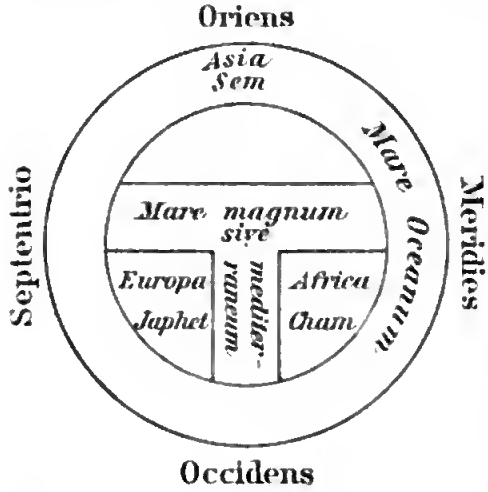
Eine eigenthümliche Gruppe bilden die Salluſtkarten, die ganz dem Texte von Salluſts Bellum Iugurthinum c. 17—19 angepaßt ſind. Wir kennen bis jetzt neun größere und fünf kleinere Exemplare. Die kleinern ſind einfache T-Karten. Von den größern gehört die jüngſte, die ſogen. Genfer Salluſtkarte, dem 15. Jahrhundert an und iſt von dem Salluſttexte beinahe ganz unabhängig. Sie ſtellt eine ſonderbare Miſchung von Altem und Neuem dar. Der Grundſtock der Legenden iſt der alten Karte entnommen, und zwar dem gemeinſamen Urbild von der Ebſtorf-

und Hereford-, der Pſalter- und Cottonianakarte und geht in mehreren Fällen auf Iſidor zurück. Die acht andern Karten haben eine gemeinſame Stammkarte, die Wuttke zwiſchen 600 und 700 n. Chr. ſetzt, während Dr. Miller kein Hinderniß ſieht, dieſelbe noch weiter zurückzudatiren.

Aus der Zeit vom 8. bis 15. Jahrhundert laſſen ſich ohne Schwierigkeit mindeſtens 50 Codices aufzählen, welche jenes kleine ſchematiſche Weltkärtchen enthalten, das von Dati in dem bekannten Vers charakteriſirt wird:

Un T dentro a uno O monstra il desegno
Come in tre parte fu diviso il mondo.

Das iſt die T-Karte, wovon wir als Beiſpiel das Kärtchen zu Iſidors Origines nach Otto beifügen. Da außerdem die Namen der drei Söhne Noes angeführt ſind, wird dieſer Typus auch oft die Noachidenkarte genannt.



Beim hl. Auguſtinus treffen wir De civitate Dei 16, 17 die T-Karte ſo anſchaulich beſchrieben, daß wir das Bild mit Leichtigkeit conſtruiren und zuverläſſig ſchließen können, es habe ihm vorgelegen. Da ferner aus der Darſtellung Auguſtins ſich ergibt, daß dieſe Karte zu ſeiner Zeit ſchulgemäß war, ſo folgt, daß ſie etwa im 4. Jahrhundert n. Chr. allgemein, die größere Weltkarte aber nach wie vor in der altrömiſchen Weiſe gezeichnet wurde.

Eigenthümlich iſt unter den T-Karten die Oxforder Karte von 1100. Es iſt die älteſte Karte, auf der Jeruſalem mit dem Kreuz und dem Berge Sion zum Mittelpunkt der Erde gemacht iſt. Die griechiſche Bezeichnung der vier Himmelsrichtungen legt die Vermuthung nahe, daß die erſte Abſchrift zur Zeit des erſten Kreuzzuges von einem griechiſchen Original im Orient genommen worden iſt.

Zahlreich ſind unter den mittelalterlichen Weltkarten jene kleinen Kärtchen vertreten, welche die fünf Zonen der Erde darſtellen und als Macrobiuskarten bekannt ſind. Ihr Urſprung iſt auf die Griechen zurückzuführen; doch knüpfen ſie zunächſt an Macrobius an, der im Anfange des 5. Jahrhunderts einen Commentar zu Ciceros Somnium Scipionis ſchrieb, dabei auch aſtronomiſch-geographiſche Fragen erörterte und Zeichnungen hinzufügte. Ein paar dieſer Figuren ſind, gewöhnlich combinirt,

in mehrere verbreitete Werke des Mittelalters, wie Beda Venerabilis' De temporum ratione, Honorius von Autun, Wilhelm von Conches, Johann de Sacro Bosco u. ſ. w., übergegangen. Wie zahlreich dieſe Zonenkarten in Bibliotheken ſind, zeigt der Umſtand, daß allein aus der Nationalbibliothek in Neapel ſechs Codices mit Zonenkarten citirt werden.

Wie es bei den griechiſchen Quellen zu erwarten iſt, hatte die Skizze des Macrobius Norden oben. Hingegen ſind unter dem römiſchen Einfluß manche der mittelalterlichen Copien geoſtet, und die jüngſten zeigen arabiſche Auffaſſung, indem ſie den Süden oben anſetzen.

Die von den Griechen Hipparch, Eratoſthenes, Strabo, Marinus, Ptolemäus ausgegangene Eintheilung der bekannten Erde in Klimata iſt von Plinius, Iſidor, Beda im Abendlande überliefert worden, in kartographiſcher Darſtellung aber als Karten der Klimata nur durch die Vermittlung der Araber auf uns gekommen. Eine ſolche Klimatenkarte iſt die des berühmten Vertreters des Nominalismus, Petrus de Aliaco, die, 1410 gezeichnet, ſich durch reichen antiken Inhalt auszeichnet.

Für die Unterſuchung, wie die Erde auf den alten Münzen etwa dargeſtellt worden iſt, finden wir aus dem Jahre 22 v. Chr. eine hochintereſſante Medaille. Sie gibt die antike dreieckige Darſtellung der Erde, wie die T-Karten ſie ungefähr ausdrücken, in glaubwürdigſter Form, und wir haben auf dieſer Goldmedaille die älteſte Weltkarte im Original.

Noch ſind mehrere Nachzügler aus dem 14. und 15. Jahrhundert anzuführen. Da iſt zunächſt die berühmte Weltkarte von Sainte-Geneviève in Paris. Sie ſteht auf dem letzten Blatt des koſtbaren Manuſcriptes der Chronica S. Dionysii, das zwiſchen 1364 und 1372 geſchrieben wurde, und iſt nahe verwandt mit der Pſalterkarte. Die Karte, welche Wilhelm Fillaſtre in einer von ihm 1417 copirten Mela-Handſchrift unterbrachte, hat mit Mela nichts zu thun und wird deshalb ganz uneigentlich Melakarte genannt. Wenn auch in ihr die fortgeſchrittene Zeit erkennbar iſt, ſo finden wir doch in der Form und im Texte viele alte Reſte.

Die Weltkarte in der Imago mundi des Vincentius in einem Codex des 15. Jahrhunderts iſt eine ſchlechte Abſchrift einer alten Karte.

Manche Reſte der alten Weltkarte ſind auch in der von dem Benediktiner Andreas Walsperger 1448 gezeichneten Weltkarte geblieben.

Beeinflußt von den See- und Kompaßkarten ſind bereits die Weltkarten des Marino Sanuto und Petrus Vesconte, um 1320; die Karten des Leonardo Dati 1422, deren Inhalt meiſt modern, denen

aber doch die alte Weltkarte zu Grunde liegt; die Weltkarte des venetianiſchen Kartographen Andrea Bianco vom Jahre 1436; die zwei Rundkarten des Venetianers Giovanni Leardo von 1448 und 1452, welche geoſtet ſind und Jeruſalem als Mittelpunkt haben; die Borgiakarte in der Propaganda zu Rom, die auf eine eherne Platte eingravirt und nicht vor der Mitte des 15. Jahrhunderts entſtanden iſt. Trotzdem der größte Theil der Legenden neu iſt, hat doch der Verfaſſer eine der Herefordkarte naheſtehende, mit denſelben Bildern ausgeſtattete alte Weltkarte benutzt. Arabiſcher Einfluß zeigt ſich, wie ſchon bemerkt, bei den Karten der Klimate, der Karte Walspergers und der Borgiakarte.

Unter den Karten einzelner Länder iſt noch nachzutragen der Plan von Jeruſalem, Situs Ierusalem, den wir in einer Redaction aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts von dem anonymen Verfaſſer der Gesta Francorum Ierusalem expugnantium beſitzen. Bezüglich der Quellen dieſer Karte urtheilt Dr. Miller, daß der Verfaſſer ein altes Bild vorgefunden und in zeitgemäßer Weiſe überarbeitet hat. Scheidet man die neuern Zuthaten aus, ſo erhalten wir ein Bild von Paläſtina, das durchaus alt iſt und mit der Hieronymus-, Iſidor-, Pſalter- und Cottonianakarte im Einklang ſteht. Eine genauere Datirung iſt bei der großen Stabilität des Bildes vom 5. bis zum 12. Jahrhundert nicht durchführbar. Die Oxforder Paläſtinakarte zeigt auffallende Aehnlichkeit mit den Karten von Matthäus Pariſienſis, und dieſelben Quellen, die Matthäus für Paläſtina verwandte, ſind auch hier benutzt.

Zum Schluſſe des Heftes 3 iſt das Itinerarium des Erzbiſchofs Sigeric von Canterbury 990—994 beigefügt. Es iſt dieſes ein kurzes, aber geographiſch hochintereſſantes Stationenverzeichniß der Reiſe von Rom nach England. Die Reiſe iſt bewundernswerth wegen der Zielbewußtheit, mit der Sigeric die geradeſte Richtung einhält. Daraus läßt ſich ſchließen, daß über die Reiſe von Rom nach England gute Ueberlieferungen vorhanden waren. Sigeric reiſte ganz auf der Clodia, die nach dem Itinerar bis in die Nähe von Luna führte und dort in die Via litoralis ausmündet. Bis jetzt haben die Atlanten der antiken Welt in dieſer Richtung gar keine Route. Kiepert läßt die Clodia in die Aurelia und Litoralis gegen Populonia ausmünden, aber ſie muß offenbar nach Lucca weiterführen.

Das Itinerar Sigerics zeigt alſo zunächſt alte Römerſtraßen, über die uns die alte Literatur im Stiche läßt, und dann erkennen wir daraus,

daß dieſe Römerſtraßen noch auf große Strecken ſelbſt im 10. Jahrhundert benutzt werden konnten.

Somit haben wir das Geſamtmaterial der in Büchern enthaltenen mittelalterlichen Weltkarten ſkizzirt. Die Textkritik ergibt, daß ſie zurückweiſen auf ein großes Kartengemälde, und nach Ausſcheidung aller Zuthaten und nach Berichtigung der Fehler in den Abſchriften ſchält ſich als Urbild langſam die alte, große römiſche Weltkarte heraus.

Es gilt nun, dieſem Urbilde noch näher zu kommen, und dies geſchieht zunächſt durch Bearbeitung der uns erhaltenen Hereford- und Ebſtorfkarte, dann aber durch Reconſtruction der verlorenen und nur in verſchiedenen Beſchreibungen überlieferten alten Weltkarten. Dieſes iſt das Ziel der drei folgenden Hefte der Mappae mundi.

(Schluß folgt.)

Joſeph Schwarz S. J.

Das Trinkwaſſer und die epidemiſchen Krankheiten.

(Schluß.)

Lange bevor der Zuſammenhang zwiſchen Epidemien und Bakterien entdeckt wurde, war es, wie wir ſahen, bekannt, daß das Auftreten derſelben mit dem Waſſer in Verbindung ſtand. Wollte man denſelben vorbeugen, ſo mußten Mittel aufgefunden werden, wodurch die Verunreinigungen des Waſſers durch verdächtige Stoffe, beſonders durch Fäcalien und ihre nächſten Zerſetzungsproducte, nachgewieſen werden konnten. Dieſe Mittel waren durchweg chemiſcher Natur; nur in einzelnen Fällen geſtattete ſchon der Geruch oder Geſchmack oder auch die große Zahl ſuspendirter Theilchen, für ſich allein eine Entſcheidung zu treffen. Die Feſtſtellung der chemiſchen Reagentien, wodurch eine Verunreinigung nachgewieſen wird, und die aus den chemiſchen Unterſuchungen hergeleiteten Schlußfolgerungen ergeben ſich der Hauptſache nach aus folgenden Thatſachen. Die menſchlichen Abfallſtoffe enthalten außer geringern Mengen von Chlor-, ſchwefelſauren und phosphorſauren Verbindungen ganz beſonders organiſche Stickſtoffverbindungen. Beim Zerfalle bilden die letztern zunächſt Ammoniak, welches

dann bei genügendem Luftzutritt zu ſalpetriger und zuletzt zu Salpeterſäure oxydirt wird. Dieſe zuſammen mit den vorhandenen oder gebildeten Chlor- und ſchwefelſauren Verbindungen werden durch das Bodenwaſſer weiter befördert und gelangen ſchließlich ins Genußwaſſer, während nicht oxydirtes Ammoniak, nicht vollſtändig zerſetzte organiſche Stoffe und die phosphorſauren Salze zum größten Theile vom Boden zurückgehalten werden. Iſt jedoch die im Boden vorhandene Luftmenge unzureichend zur vollſtändigen Oxydation der organiſchen Stoffe, ſo müſſen, nach Erſchöpfung der Abſorptionskraft des Bodens, auch Ammoniak und faulende organiſche Subſtanzen dem Genußwaſſer zugeführt werden. Die Schwierigkeit in der Beurtheilung der durch chemiſche Analyſe entdeckten Verunreinigungen liegt zunächſt darin, daß Chloride, Nitrate und Phosphate ebenſowohl von den mineraliſchen Beſtandtheilen des Bodens, durch welchen das Waſſer durchfiltert, als von thieriſchen Abfällen herrühren mögen, und daß, ſelbſt wo ſie auf letztere zurückzuführen ſind, aus ihrem Vorkommen allein kein Schluß gezogen werden kann auf die Zeit, zu welcher der Boden durch Fäcalien verunreinigt wurde. Die Feſtſtellung organiſcher Ueberreſte läßt es ferner in den meiſten Fällen dahingeſtellt ſein, ob dieſelben vegetabiliſchen oder animaliſchen Urſprungs ſind, und obgleich das Vorhandenſein von ſehr geringen Mengen Ammoniakſalze den Gebrauch eines Waſſers als Trinkwaſſer verurtheilt, ſo läßt ſich durch dieſelben allein doch keineswegs feſtſtellen, daß ſie das Umwandlungsproduct recenter Stickſtoffverbindungen ſind. Es erübrigen daher nur ſalpetrigſaure Verbindungen, welche durch ihre Gegenwart die Zulaſſung eines Waſſers zum Gebrauche verbieten. Dieſelbe beweiſt nämlich nicht nur, daß organiſche Stickſtoffverbindungen ins Waſſer gelangt ſind, ſondern auch, daß die Zeit dieſer Verunreinigung zu kurz war, um ihre vollſtändige Oxydation zu Nitraten zu geſtatten, und daß demnach die Exiſtenz pathogener Bakterien in dem betreffenden Waſſer wahrſcheinlich iſt, wenn dieſelben in den verunreinigenden Fäcalien vorkamen. Es iſt daher einleuchtend, daß, abgeſehen von dieſen Verbindungen, die Ergebniſſe einer chemiſchen Waſſeranalyſe nur durch eine rationelle Combination zu einem einwandfreien Schluſſe führen können.

Da ſalpeterſaure Salze das Endproduct der Oxydation ſtickſtoffhaltiger Stoffe ſind, ſo beweiſt ihr Vorhandenſein im Waſſer, wie geſagt, für ſich ſelbſt nichts; ſind jedoch ungewöhnlich große Mengen derſelben vorhanden, ſo hat möglicherweiſe eine ſo bedeutende Verunreinigung des betreffenden Bodens ſtattgefunden, daß deſſen Nitrificationsfähigkeit überſchritten und

daher mit unzerſetzten organiſchen Stoffen auch Krankheitserreger ans Waſſer abgegeben wurden. Dieſe Möglichkeit wird zur Gewißheit, wenn ſich außer denſelben auch ſalpetrigſaure Salze oder organiſche Stoffe vorfinden ſollten, da dieſe, wie gezeigt wurde, eine recente Verunreinigung beweiſen. Während daher jenes Waſſer nur verdächtig und von ſeinem Genuß abzurathen iſt, iſt der Gebrauch des letztern einfach unſtatthaft. Zu demſelben Schluſſe wird man gelangen müſſen, wenn ſalpetrigſaure Salze oder organiſche Stoffe neben Ammoniak, Chlor und Phosphorſäure aufgefunden werden, während die drei letztern allein eine Verunreinigung durch Fäcalien nur wahrſcheinlich machen. Das Vorhandenſein von mehr als 4,3 Theilen Chlor in 100000 Theilen Waſſer, beſonders in Verbindung mit Ammoniakſalzen, macht dasſelbe ſtark verdächtig, außer den Fällen, wo die Brunnen nicht weit von der See oder in ſolchen Tiefen liegen, daß eine Verunreinigung ausgeſchloſſen iſt; wird aber nebſt Chlor und Ammoniak auch Salpeter- und Phosphorſäure gefunden, ſo iſt die Verunreinigung durch Fäcalien faſt ſicher und damit die Möglichkeit des Vorhandenſeins von Krankheitserregern gegeben. Organiſche Stoffe endlich in Vereinigung mit Chlor und Ammoniak machen das Waſſer, in dem ſie vorkommen, für den Gebrauch unzuläſſig, weil mit denſelben auch die pathogenen Bakterien ſich vorfinden werden, welche etwa in den Abfallſtoffen exiſtirten, denen jene ihren Urſprung verdanken.

Auch Waſſer, in welchem die durch kohlenſauren Kalk verurſachte Härte 6 Theile in 100000 überſchreitet, ſollte nicht ohne weiteres gebraucht werden, da verunreinigtes Waſſer oft ſehr hart iſt; ſollte aber die Härte des Waſſers von ſchwefelſauren Salzen herrühren, ſo iſt dasſelbe vom Genuſſe auszuſchließen.

Aus dem Geſagten geht zur Genüge hervor, daß in der Beurtheilung der Zuläſſigkeit oder Unzuläſſigkeit eines Genußwaſſers nach ſeinem chemiſchen Befunde große Umſicht geboten iſt, und daß der Analyſt nur ſelten zu einem zuverläſſigen Urtheil kommen kann, ohne ſich eine möglichſt genaue Kenntniß der Localverhältniſſe verſchafft zu haben. Im allgemeinen kann man ſagen, daß die Umgebung eines Brunnens einer ſorgfältigen Unterſuchung bedarf, wenn ſein Waſſer durch eine, wenn auch unbedeutende Erhöhung von Fremdſtoffen von dem Waſſer der umgebenden Brunnen abweicht.

Nachdem der Zuſammenhang zwiſchen Bakterien und epidemiſchen Krankheiten entdeckt worden, wurde natürlich das Hauptgewicht auf die bakteriologiſche Unterſuchung des Waſſers gelegt. Und in der That iſt es einleuchtend, daß die Schädlichkeit eines Waſſers unmöglich mit größerer

Sicherheit nachgewieſen werden kann, als durch die Exiſtenz pathogener Bakterien in demſelben; leider iſt ein ſolcher Nachweis mit außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden. Zunächſt gibt es kaum ein natürliches Waſſer, welches bakterienfrei iſt, und meiſtens iſt die Anzahl der Mikroben im Waſſer ganz außerordentlich groß; ſodann iſt es noch völlig unbekannt, welche Bakterien normale Waſſermikroben ſind und welche nicht, welche Formen demnach, ebenſo wie andere Organismen, auf das Waſſer als ihren eigentlichen Wohnort angewieſen ſind und welche durch Verunreinigung in dasſelbe gebracht wurden; faſt das einzige, was wir in dieſer Beziehung bis jetzt wiſſen, iſt, daß die Anweſenheit einer größern Zahl der ſogenannten Saprophyten oder Fäulnißbakterien die Verunreinigung des Waſſers durch organiſche Subſtanzen beweiſt, ohne daß jedoch die letztere nothwendig auch das Vorhandenſein von Saprophyten verlangt. Endlich macht die außerordentliche Kleinheit der Spaltpilze es durchgehends unmöglich, eine ſpecifiſche Verſchiedenheit der Bakterien anders als durch künſtliche Cultur zu erkennen, eine Forſchungsweiſe, welche ſich erſt ſeit der Veröffentlichung der Kochſchen Methode feſter Gelatine-Culturen, alſo vom Jahre 1881 an, allgemein Bahn gebrochen hat. Dieſer Schwierigkeit glaubte man anfangs dadurch aus dem Wege zu gehen, daß man annahm, wie es auch wohl gegenwärtig noch zuweilen geſchieht, daß das Vorhandenſein einer großen Anzahl von Bakterien ein Waſſer endgiltig als geſundheitswidrig verurtheile. Aber bald ſtellte es ſich heraus, daß die Zahl der Bakterien allein wenig mit der organiſchen Verunreinigung des Waſſers, worauf es doch ausſchließlich ankommt, zu thun habe. So fand z. B. Prouſt in Paris, daß Vanne-Waſſer nicht weniger als 11000 Kolonien im Kubikcentimeter enthielt, obwohl es nur 5 mg organiſcher Subſtanzen im Liter aufwies, während andererſeits im Waſſer des Canal de l'Ourcq mit 14 mg organiſcher Stoffe im Liter nur 8000 Kolonien im Kubikcentimeter vorkamen. Man ſieht daher gegenwärtig die Anzahl der Bakterienkolonien im Waſſer mehr als ein Kennzeichen der Wirkſamkeit der Waſſerfiltration an und hat ſich in der Waſſerprüfung der bedeutend ſchwierigern qualitativen Bakterienforſchung zugewandt. Es iſt unmöglich, auf die Methode dieſer Forſchung hier einzugehen; nur glauben wir darauf hinweiſen zu müſſen, daß, wenn auch nichts die Unbrauchbarkeit eines Waſſers als Trinkwaſſer entſcheidender beweiſen kann, als das Vorhandenſein pathogener Bakterien in demſelben, andererſeits ein negatives Reſultat die Harmloſigkeit desſelben durchaus nicht entſcheidet. Denn offenbar kann ein patho-

gener Mikro-Organismus in ſo geringer Anzahl im Waſſer vorhanden ſein, daß nur die Unterſuchung einer weit bedeutendern Menge, als gewöhnlich zur Durchforſchung gebraucht wird, zu ſeiner Entdeckung führen kann. Zudem werden wahrſcheinlich nicht wenige dieſer Bakterien dadurch der Entdeckung entgehen, daß ſie, wie dieſes bekanntlich geſchieht, von den gewöhnlichen Waſſerbakterien in ihrem Wachsthum behindert werden.

Aus dem Geſagten geht hervor, was man von der Behauptung zu halten hat, daß fortan der Bakteriologe allein in der Waſſerunterſuchung das Wort habe, und der Chemiker vollſtändig ignorirt werden könne. Für dieſe Behauptung glaubte man eine unerſchütterliche Stütze in der Thatſache gefunden zu haben, daß einer der erſten engliſchen Chemiker, dem man mit Typhusbacillen abſichtlich inficirtes Waſſer zur Analyſe überſandt hatte, dasſelbe als unverdächtig erklärte. Was würde man von den Männern, die dieſe Falle ausdachten, anzunehmen haben, wenn ſie mit Arſeniklöſung verſetztes deſtillirtes Waſſer an einen Bakteriologen zur Unterſuchung geſchickt hätten? Man muß zu ihren Gunſten annehmen, daß ſie ſich kaum der Aufgabe bewußt waren, welche einem Chemiker bei der Waſſeranalyſe geſtellt wird; ſonſt hätten ſie unmöglich von dem Chemiker die Analyſe eines Waſſers verlangen können, wie es in der Natur gar nicht vorkommt: frei von allen chemiſch nachweisbaren Verunreinigungen und ausſchließlich verunreinigt in einer für den Bakteriologen auf den erſten Blick erkennbaren Weiſe. Der eine ſuchte, wie von ihm verlangt wurde, nach Stoffen, die niemals in einem mit Fäcalien verunreinigten Waſſer fehlen, und erklärte das Waſſer für rein, weil er ſolche nicht vorfand; der andere ſuchte nach pathogenen Bakterien und erklärte das Waſſer für inficirt, weil man eben Typhusbacillen in dasſelbe gebracht hatte. Der Chemiker verurtheilt ein mit Fäcalien inficirtes Waſſer nicht deshalb, weil er der Anſicht iſt, daß ſein Genuß nothwendig Krankheit erzeugen muß, ſondern weil es eben von Fäcalien herrührende Stoffe enthält und deshalb morgen auch pathogene Bakterien enthalten kann, obgleich es heute ohne allen Nachtheil getrunken wird. Poſitive Ergebniſſe einer chemiſchen Analyſe des Waſſers beugen einer möglichen zukünftigen Epidemie vor, während ſolche einer bakteriologiſchen Unterſuchung in den allermeiſten Fällen eine exiſtirende Krankheit auf ihren Urſprung zurückführen. Der rationelle Hygieniker wird daher weder die eine noch die andere ausſchließen, doch aber unter gewöhnlichen Verhältniſſen zuerſt die chemiſche Analyſe anwenden und ſelbſt ohne eine bakteriologiſche Unterſuchung ein Trinkwaſſer verwerfen, wenn er

zu dem Schluſſe kommt, daß dasſelbe durch thieriſche Abfallſtoffe verunreinigt iſt. Nur in dem ſchon früher berührten Punkte iſt die bakteriologiſche der chemiſchen Unterſuchung weit überlegen, nämlich in der Feſtſtellung der Wirkſamkeit eines Filters. Denn wenn z. B. in den Londoner Trinkwaſſerleitungen, um nur das letzte uns bekannte Reſultat vom Juni v. J. anzuführen, die Zahl der Bakterien im Lea-Waſſer während ſeines Paſſirens durch das Filterbett von 7693 im Kubikcentimeter auf 25 im Kubikcentimeter (Mittel von 24 Unterſuchungen) ſank, ſo muß man die Filtrirung als außerordentlich wirkſam anſehen; man wird daher zum Schluſſe berechtigt ſein, daß ein Filter, welches die unſchädlichen Bakterien zurückhält, die ſchädlichen nicht durchlaſſen wird. In dem Berichte, dem wir dieſes Ergebniß entnehmen, iſt eine Thatſache erwähnt, welche den Werth der bakteriologiſchen Unterſuchung ins volle Licht ſtellt. Am 16. Mai ergab nämlich die einer Leitung entnommene Probe einen ganz abnorm hohen Bakteriengehalt; als der Ingenieur der betreffenden Geſellſchaft ſofort benachrichtigt wurde, antwortete derſelbe, daß man eben damit beſchäftigt ſei, einen Fehler, der ſich in einem der Filterbette herausgeſtellt habe, richtig zu ſtellen; die Analyſe ergab bald wieder die gewohnten günſtigen Reſultate.

Die Beſchaffung eines guten, vorwurfsfreien Genußwaſſers iſt demnach eine der erſten Anforderungen an eine vernünftige öffentliche ſowohl als private Geſundheitspflege. Wie kann dasſelbe beſchafft werden? Die bisherigen Erörterungen laſſen ſich dahin zuſammenfaſſen, daß man nur dann eine Garantie für die Unſchädlichkeit des Trinkwaſſers beſitzt, wenn dasſelbe frei iſt von ſuspendirten Stoffen, wenn die gelöſten mineraliſchen Stoffe auf ein gewiſſes Minimum reducirt ſind und wenn man ſicher ſein kann, daß nur wenige und unſchädliche Bakterien in demſelben vorkommen. Unter den natürlichen Waſſern genügen dieſen Anforderungen, vielleicht mit Ausnahme der zweiten, nur Quellwaſſer und Tiefbrunnenwaſſer, und da beide nur ſelten ſolche Mengen von gelöſten mineraliſchen Subſtanzen enthalten, daß dieſelben geſundheitsſchädlich ſind, ſo können ſie gewöhnlich ohne Bedenken benutzt werden. Alles andere Waſſer, beſonders aber Flachbrunnenwaſſer und Flußwaſſer, welches unterhalb bewohnter Diſtricte abgeleitet wird, muß vor dem Gebrauche gereinigt werden. Die gewöhnlichſte Art der Reinigung iſt die Filtration. In Städten, welche das Trinkwaſſer durch Waſſerleitungen erhalten, wird dieſe von den Municipalitäten oder Actiengeſellſchaften mit größerer oder geringerer Sorgfalt beſorgt. Auf die Einrichtung ſolcher Filterbette können wir hier nicht

eingehen; J. Fiſcher hat dieſelben in ſeinem Buche über „Die chemiſche Technologie des Waſſers" ausführlich beſchrieben. Koch verlangt nach ſeinen in Hamburg gemachten Beobachtungen, daß die Filtrirgeſchwindigkeit ſolcher Bette niemals 10 cm die Stunde überſteigen und eine täglich vorzunehmende bakteriologiſche Unterſuchung niemals mehr als 100 Mikro-Organismen auf den Kubikcentimeter ergeben ſoll.

Wo man, wie dieſes wohl ſehr häufig beſonders auf dem Flachlande der Fall ſein wird, auf ein ſchlechtes oder verdächtiges Waſſer für den Gebrauch angewieſen iſt, wird Filtration für den Hausbedarf nothwendig, und wo das von Waſſergeſellſchaften gelieferte Waſſer nicht einwurfsfrei iſt, iſt dieſelbe anzurathen. Eine Anzahl kleinerer für dieſen Zweck conſtruirter Filtrirapparate iſt ebenfalls von J. Fiſcher beſchrieben worden; doch müſſen wir gegen alle, in welchen Seeſchwämme und andere derartige organiſche Filtrirmittel gebraucht werden, warnen; ſolche Filter werden beſſer vermieden. Die gebräuchlichſten Filtrirmittel kann man im allgemeinen in zwei Klaſſen eintheilen, je nachdem dieſelben, wie Sand, poröſes Porzellan und Asbeſt, die im durchgehenden Waſſer enthaltenen Mikro-Organismen nur mechaniſch zurückhalten, ohne eine chemiſche Wirkung auszuüben, oder aber, wie Kohle, und beſonders Thierkohle, Eiſenſchwamm und andere Präparate, hauptſächlich eine chemiſche und nur nebenbei eine mechaniſche Wirkſamkeit beſitzen.

Von den Filtrirmitteln der erſten Art iſt das Porzellan- oder Paſteurſche Filter das wirkſamſte, da es alle Mikro-Organismen und Sporen zurückhält; der Porzellancylinder muß von Zeit zu Zeit gereinigt und dann in Waſſer ausgekocht oder auch in verdünnte Salzſäure geſtellt und dann ausgeſüßt werden. Asbeſt iſt wirkſamer als Sand und hat dabei noch den Vortheil, daß er durch Ausglühen gereinigt werden kann, wobei er allerdings etwas von ſeiner Wirkſamkeit einbüßen ſoll.

Von den Filtrirmitteln der zweiten Art iſt Thierkohle jedenfalls das vorzüglichſte; dieſelbe ſteriliſirt nicht nur das Waſſer vollſtändig, ſondern oxydirt auch alle in demſelben enthaltenen organiſchen Stoffe und beſitzt überdies eine große Abſorptionskraft für Gaſe. Leider aber dauert ihre Wirkſamkeit nur kurze Zeit, und wenn dieſe überſchritten wird, ſo gibt ſie nicht oxydirte, in ihren Poren vorhandene Stoffe an das durchgehende Waſſer ab und macht dasſelbe noch unreiner, als es urſprünglich war. Frankland fand, daß ihre ſteriliſirende Wirkung ſich während der erſten 12 Tage ungemindert erhält, daß aber nach 30 Tagen das filtrirte Waſſer

mehr als ſechsmal ſo viel Keime enthält als das unfiltrirte. Zudem gelangen während der Filtration Phosphate ins Waſſer, welche das Gedeihen von Mikro-Organismen, die beim Stehen unvermeidlich in dasſelbe kommen, bedeutend begünſtigen. Soll daher ein Thierkohlefilter ſeine Aufgabe erfüllen, ſo muß es häufig erneuert und das filtrirte Waſſer nicht lange aufbewahrt werden. Pflanzenkohle übt nur eine geringe chemiſche Wirkung auf das durchgehende Waſſer aus, hält aber die in demſelben befindlichen Mikroben, wenn auch nicht ſo vollkommen wie Thierkohle, zurück; auch ſie muß von Zeit zu Zeit erneuert werden, obgleich ſie viel länger wirkſam bleibt als Thierkohle. Auch Eiſenſchwamm, d. h. das fein vertheilte Eiſen, welches aus Kiesabbränden nach dem Ausziehen des Kupfers erhalten wird, iſt ein ſehr wirkſames Filtrirmittel, da er nicht nur die Mikro-Organismen und mechaniſch beigemengten Stoffe zurückhält, ſondern auch eine kräftig oxydirende Wirkung ausübt. Auch hat er vor der Thierkohle den Vortheil, daß er viel länger wirkſam bleibt; dafür beſitzt er aber allerdings eine weit geringere Filtrationsgeſchwindigkeit.

Andere Filtrirmittel übergehen wir, um die Methode der Waſſerreinigung mit Umgehung der Filtration noch in Kürze zu berühren. Daß deſtillirtes Waſſer, welches nicht nachträglich beſchmutzt wurde, rein ſein muß, braucht nur erwähnt zu werden; der Gebrauch desſelben wird jedoch nur auf Schiffen vorkommen. Kochen befreit Waſſer nicht nur von allen ſchädlichen Gaſen, ſondern tödtet auch, wenn es lange genug andauert, alle in demſelben enthaltenen organiſchen Keime; ſolches Waſſer hat aber einen faden Geſchmack, der ihm dadurch benommen wird, daß man es vor dem Genuß in dünnem Strahl, etwa durch ein Sieb, durch die Luft fallen läßt. Eine ſolche Durchlüftung genügt auch wohl für ſich allein, um Gaſe aus dem Waſſer zu entfernen und organiſche Stoffe theilweiſe zu oxydiren. Von den zur Waſſerreinigung auf chemiſchem Wege verwandten Mitteln erwähnen wir zerſtoßene Bittermandeln, Oleanderblätter, Samen von Strychnos potatorum und verſchiedene Pflanzentheile, welche Gerbſäure enthalten, nur, weil dieſelben vielfach gebraucht werden, nicht aber, weil die durch ſie erzielte Waſſerreinigung auf Vollſtändigkeit irgend welchen Anſpruch machen kann. Für gewöhnliches ſogen. hartes Waſſer wird Kalkwaſſer gebraucht; indem der Kalk dem Waſſer die vorhandene Kohlenſäure entzieht, veranlaßt er nicht nur die Ausſcheidung des kohlenſauren Kalkes, welcher das Waſſer hart macht, ſondern wird auch ſeinerſeits als Carbonat ausgeſchieden; zudem werden in dem Proceſſe auch

andere im Waſſer gelöſte Stoffe, wie Eiſen, Kieſelſäure, gleichzeitig niedergeſchlagen. Trübes Waſſer kann dadurch geklärt werden, daß man es mit kryſtalliſirtem Alaun, 1 Gramm auf je 10 Liter, gehörig durchſchüttelt, und v. Babes befreit ſolches Waſſer von allen Keimen, indem er dasſelbe nach dem Durchſchütteln mit $1^1/_2$ Gramm auf je 10 Liter einen Tag lang an einem kühlen Orte ſtehen läßt. In Antwerpen und Boulogne endlich hat man Anderſons Patent von 1884 mit gutem Erfolg angewandt: man läßt das Waſſer in einem langſamen Strom durch einen rotirenden Cylinder laufen, in welchem ſich eine beſtimmte Menge von Eiſenſchwamm oder Eiſenfeilſpänen oder auch andern Eiſenabfällen befindet; die in dem Waſſer vorkommenden organiſchen Stoffe und Bakterien ſollen während des Proceſſes bedeutend vermindert werden.

Die Krankheiten, welche durch das Trinkwaſſer erzeugt werden können, gehören, wie wir geſehen haben, zum großen Theile zu den anſteckenden Krankheiten. Das Weſen der letztern beſteht nach den heute geltenden Anſichten darin, daß das ſpecifiſche Krankheitsgift, was immer es ſein mag, von Individuum auf Individuum unmittelbar oder mittelbar übertragen wird. Es iſt daher einleuchtend, daß der epidemiſchen Ausbildung einer Krankheit dadurch am wirkſamſten vorgebeugt wird, daß dieſes Gift in allen, ganz beſonders aber in den erſten vorkommenden Fällen zerſtört wird. Da nun die maßgebenden Autoritäten der Gegenwart ſich mehr und mehr der Anſicht zuneigen, daß es ſpecifiſche lebende und vermehrungsfähige Organismen ſind, welche dieſe Krankheiten entweder durch ihre Gegenwart oder durch ein von ihnen producirtes Gift verurſachen, und daß dieſelben ſowohl in den durch die Krankheit erzeugten Secretionen als auch in den hierher gehörenden Fällen in den verſchiedenen Entleerungen der kranken Individuen vorkommen, ſo iſt es zunächſt die Pflicht der verantwortlichen Glieder einer Familie, in welcher ein ſolcher Krankheitsfall vorkommt, nicht nur für die Iſolirung des Kranken, ſondern auch für die Zerſtörung der in den Secretionen und Entleerungen desſelben ſich vorfindenden Krankheitserreger zu ſorgen. Wo, wie dieſes wohl in vielen, wenn nicht den meiſten Fällen vorkommen wird, die Vorausſetzung begründet iſt, daß dieſe Pflicht, ſei es durch Unwiſſenheit, Armut oder Nachläſſigkeit, verſäumt wird, hat die Behörde einzuſchreiten.

Die Krankheitserreger, welche durch Waſſer übertragen werden, gelangen in dasſelbe ausſchließlich durch die verſchiedenen Entleerungen des Kranken, ganz beſonders durch den Stuhl und durch ſeine beſchmutzten

Kleider, Wäſche u. dgl., auf denen man den Schmutz entweder austrocknen läßt, oder die man ohne weitere Vorſicht in Waſſer reinigt. Das principiis obsta beſteht daher in unſerem Falle darin, daß alles, was mit einem ſolchen Kranken in Berührung geweſen iſt, wenn es nicht durch Feuer zerſtört werden kann, ſofort desinficirt wird. Aber worin beſteht denn eigentlich die Desinfection? Leider iſt ihr wahrer Begriff noch vielfach, ſelbſt in gebildeten Kreiſen, außerordentlich unklar. Man ſchmeichelt ſich vielfach, zur Zeit einer Epidemie gründlich desinficirt zu haben, wenn man viel Geld darauf verwandte, um ein ganzes Haus in einen gewiſſen, nicht gar zu angenehmen Geruch von Chlor oder Carbolſäure zu verſetzen. Die Kunſt, ſchlechte Gerüche durch andere zu verdecken, iſt ſchon ſehr alt; aber die Verdeckung ſolcher Gerüche, wo ſie vorhanden ſind, iſt keine Desinfection, und die Erzeugung fremder Gerüche, wo ein Fäulnißgeruch nicht exiſtirt, iſt überflüſſig. Aber nehmen wir ſelbſt einmal an, daß ein vorhandener Fäulnißgeruch durch ſolche Mittel nicht nur verdeckt, ſondern infolge einer herbeigeführten Oxydation wirklich zerſtört wird, wird die Zerſtörung dieſer ſchädlichen Producte die unberührt gebliebenen Bakterien verhindern, neue Fäulnißproducte zu erzeugen? Soll denn nichts geſchehen, um ſolche jedenfalls gefährlichen Gerüche zu entfernen? Gewiß; aber es gibt kein Mittel, wodurch dieſelben, ſolange der Kranke ſich im Krankenzimmer befindet, ſicherer entfernt werden, als einerſeits ſorgfältige Ventilation des Raumes, wobei der Kranke natürlich gegen die Zugluft geſchützt werden muß, und andererſeits ſofortige Vernichtung der dieſelben erzeugenden Bakterien, ſobald dieſelbe möglich iſt. Desinfection heißt demnach nichts anderes als die Zerſtörung der ſpecifiſchen eine anſteckende Krankheit erzeugenden Giftſtoffe. Mittel alſo, welche Krankheitserreger nicht wirklich zerſtören, ſind keine eigentlichen Desinfectionsmittel, und eigentliche Desinfectionsmittel, welche nicht ſo angewandt werden, daß ſie die Krankheitserreger thatſächlich zerſtören, bewirken keine Desinfection.

Welches ſind nun eigentliche Desinfectionsmittel? Das bewährteſte phyſikaliſche Mittel iſt die Hitze, und feuchte Hitze iſt weit wirkſamer als trockene. Man hat experimentell gefunden, daß ein viertelſtündiges Kochen inficirter Gegenſtände oder ein während einer Stunde auf dieſelben gerichteter Strom von Waſſerdampf von 100 ° C. alle Bakterien und Sporen zerſtört; trockene Hitze aber tödtet nach Koch die Bacillusſporen nur dann mit Sicherheit, wenn die inficirten Gegenſtände drei Stunden lang einer Hitze von 140 ° C. ausgeſetzt werden. Die auf den erſten Anblick über-

raſchende Thatſache, daß ein nach Unterbrechungen zwei- oder dreimal wiederholtes kurzes Kochen viel wirkſamer desinficirt, als wenn das Kochen längere Zeit fortgeſetzt wird, findet ihre Erklärung in dem Umſtande, daß die Bakterien viel weniger widerſtandsfähig ſind als ihre Sporen. Die Sporen, welche dem erſten Kochen entgingen, kommen während der 12- bis 24ſtündigen Unterbrechung zur Entwicklung und werden dann beim nächſten Kochen ſofort vernichtet.

Von den chemiſchen Desinfectionsmitteln iſt Queckſilberſublimat das wirkſamſte, aber auch das theuerſte. Eine Löſung von einem Theile in 1000 Theilen Waſſer tödtet faſt alle Bacillen in wenigen Sekunden und ihre Sporen in wenigen Minuten; dasſelbe Reſultat wird in einigen Stunden durch eine Löſung von 1:5000 erhalten. Da dasſelbe ſehr giftig iſt, ſo wird angerathen, die Löſung mit etwas Anilinblau zu verſetzen, um gegen jede Verwechslung ſicher zu ſein, und die Desinfection unter der Anleitung eines Arztes auszuführen. Dem Queckſilberſublimat zunächſt ſteht wohl immer noch die Carbolſäure; eine fünfprocentige Löſung tödtet die Bacillen ebenfalls in einigen Sekunden, ihre Sporen aber nur in ein bis zwei Tagen. Eine fünfprocentige Löſung von Kupfervitriol leiſtet in vielen Fällen ebenfalls ſehr gute Dienſte; doch ſind die beiden erſten Mittel, wo man ſich dieſelben verſchaffen kann, jedenfalls vorzuziehen. Unter den gasförmigen Desinfectionsmitteln ſteht Chlor obenan; dasſelbe wird am zweckmäßigſten mit Salzſäure aus Bleichkalk entwickelt, und ſeine Wirkſamkeit iſt weſentlich durch das Vorhandenſein genügender Feuchtigkeit bedingt. Ein mit Waſſerdampf geſättigter Raum wird durch 0,3 Procent Chlor in acht Stunden vollſtändig desinficirt; aber zur Erzeugung dieſer Menge wird für je 1000 Kubikfuß Raum 5 Pfund Bleichkalk und $7\frac{1}{2}$ Pfund ſtarke Salzſäure verlangt. Schwefeldampf wird ebenfalls vielfach angewandt; Koch hält denſelben für nutzlos, da er fand, daß Mikro-Organismen, nachdem ſie 24 Stunden lang in einem Raume, der 10 Procent desſelben enthielt, ſeiner Wirkung ausgeſetzt worden, ihre Lebensthätigkeit noch nicht verloren hatten. Andere Forſcher ſind anderer Anſicht; jedenfalls werden Keime durch jede, auch noch ſo dünne Bedeckung vor ihrer Einwirkung geſchützt. Salpetrigſaure Dämpfe, wie ſie durch die Einwirkung von Salpeterſäure auf Kupferſpäne erhalten werden, ſind in einer Menge von 1 Procent nicht wirkſamer als Chlor und Schwefeldampf, und in größern Mengen für denjenigen, welcher die Desinfection vornimmt, gefährlich, da mehrfach ſchwere Fälle von Bronchitis und gar der Tod durch ihr Einathmen verurſacht worden.

Da es nicht ohne Nutzen ſein mag, die bei der Desinfection zu befolgenden praktiſchen Maßregeln hier zu berühren, ſo wollen wir in aller Kürze zuſammenſtellen, was von den beſten Autoritäten in dieſer Beziehung feſtgeſtellt worden iſt, wobei wir uns natürlich auf die Krankheiten beſchränken, die durch Waſſer übertragen werden. Der Desinfection ſind zu unterwerfen zunächſt alle Entleerungen des Kranken, ſodann ſeine Wäſche, Kleidungsſtücke und Bettzeug und endlich das Krankenzimmer ſelbſt. Wenn wir feſthalten, daß alle Desinfection, welche nicht die Vernichtung der pathogenen Bakterien und ihrer etwaigen Sporen erzielt, illuſoriſch iſt, ſo leuchtet ein, daß einfaches Beſprengen der Entleerungen und des Auswurfes des Kranken mit einem Desinfectionsmittel nutzlos iſt. Dieſelben müſſen in Gefäße aufgenommen werden, die eine nicht zu geringe Menge entweder fünfprocentiger Carbolſäure oder 0,1procentiger Sublimat-Löſung (auch wohl fünfprocentiger Kupfervitriollöſung) enthalten, und in denſelben verbleiben, bis ſie vollſtändig von dem Desinfectionsmittel durchdrungen ſind. Entleerungen aus Mund und Naſe werden zweckmäßig in baumwollene Lumpen aufgenommen, welche, bevor ſie trocken ſind, in einem mit zweiprocentiger Carbolſäurelöſung getränkten Tuche aus dem Krankenzimmer entfernt und ſofort verbrannt werden. Schmutzige Wäſche wird ſogleich in eine im Krankenzimmer bereit gehaltene Löſung von Carbolſäure oder Sublimat gebracht und bleibt in derſelben vier Stunden, bevor ſie weiter behandelt wird. Um das Waſſer und das häufige Wegtragen zu vermeiden, kann man auch folgendermaßen verfahren. Der Boden einer luftdicht ſchließenden Blechkiſte wird mit einer Wolldecke oder einem Stücke Filz belegt, welches mit Carbolſäure-Kryſtallen beſprengt und dann mit einem baumwollenen Tuche bedeckt wird. Alle ſchmutzige Wäſche wird in dieſe Kiſte gebracht und der Deckel ſofort wieder geſchloſſen. Iſt dieſelbe gefüllt, ſo läßt man ſie wenigſtens noch eine Stunde mit geſchloſſenem Deckel ſtehen, damit die Säuredämpfe den ganzen Inhalt durchdringen, trägt ſie dann in den Hof und füllt ſie ſofort mit kochendem, ſodahaltigem Waſſer. Bevor das eigentliche Waſchen vorgenommen wird, ſollte alle Krankenwäſche eine halbe Stunde lang in Waſſer gekocht werden; auch iſt es ſehr anzurathen, dieſelbe von der übrigen Hauswäſche getrennt zu halten. Heu- und Stroh-Matratzen müſſen zunächſt gehörig durchfeuchtet werden, um alles Stäuben zu verhindern; ſodann wird die Füllung herausgenommen und verbrannt, während die Ueberzüge wie andere Wäſche behandelt werden. Kleidungsſtücke, Teppiche, Vorhänge u. dgl., welche nicht gewaſchen werden

können, müſſen ſtrömendem Waſſerdampf von 100 ° C. ſo lange ausgeſetzt werden, bis die Hitze die Gegenſtände vollſtändig durchdrungen hat. Dieſes geſchieht in größern Städten in eigens für den Zweck gebauten Apparaten; wo ſolche nicht zu Gebote ſtehen, kann man ſich mit einem Backofen behelfen, der mit Waſſerdampf geſättigt und auf etwa 120—140 ° C. erhitzt iſt, beſonders wenn das Durchhitzen ein- oder zweimal wiederholt wird. Wo auch dieſes nicht angeht, werden die Gegenſtände ähnlich wie alles Lederzeug behandelt, welches mit fünfprocentiger Carbolſäurelöſung abgebürſtet und für einen Monat der Zugluft (nicht dem Regen) ausgeſetzt wird.

Das Krankenzimmer und die in demſelben befindlichen Geräte können nur dann wirkſam desinficirt werden, wenn dasſelbe unbewohnt iſt. Nachdem die Fenſter geſchloſſen und alle Oeffnungen bis aufs Schlüſſelloch gut verſtopft, die Schränke geöffnet und das Geräte ſo geſtellt worden iſt, daß alles der Einwirkung des zu verwendenden gasförmigen Desinfectionsmittels ſo vollkommen als möglich ausgeſetzt iſt, werden die oben angeführten Mengen von Bleichkalk und Salzſäure zur Chlorerzeugung verwendet. Wo Chlor aus irgend einem Grunde nicht gebraucht werden kann, verbrennt man auf je 1000 Kubikfuß $1^1/_2$ Pfund in kleine Stücke zerbrochenen Schwefel unter der nothwendigen Vorſicht gegen Feuersgefahr, oder übergießt in einem kleinen Topfe Kupferabfälle mit etwa 100 g Waſſer und ebenſoviel ſtarker Salpeterſäure zur Erzeugung ſalpetrigſaurer Dämpfe. Sobald man der Entwicklung der Desinfectionsgaſe gewiß iſt, wird der Raum verlaſſen und für wenigſtens drei bis vier Stunden verſchloſſen. Beim Oeffnen muß man Mund und Naſe mit einem feuchten Tuche bedecken (beſondere Vorſicht iſt im letzten Falle geboten) und ſich in dem Raume nur ſo kurze Zeit als möglich aufhalten. Nach zweitägiger Durchlüftung werden Tapeten, welche mit dem Auswurfe des Kranken beſchmutzt ſind, mit Carbolſäure- oder Sublimat-Löſung befeuchtet, dann abgenommen und verbrannt. Unbeſchmutzte Tapeten, Möbelkiſſen und alle Gegenſtände, welche freies Abwaſchen nicht vertragen, werden mit weichem Brod ſorgfältig abgerieben (die Abfälle müſſen geſammelt und verbrannt werden) und dann mit $2^1/_2$procentiger Carbolſäurelöſung abgebürſtet. Nicht tapezirte Wände, der Fußboden und die Decke, ſowie alles Holzwerk werden mit fünfprocentiger Carbolſäurelöſung desinficirt. (Sublimatlöſung iſt wegen ihrer Giftigkeit nicht anzurathen.) Nach vollendeter Desinfection wird der Raum für einen Tag ſich ſelbſt überlaſſen, worauf alles mit

Digitized by Google

warmem Waſſer und Seiſe gewaſchen und der gut durchlüftete Raum erſt nach einer Woche wieder bezogen wird.

Alle dieſe Maßregeln mögen kleinlich und koſtſpielig erſcheinen; aber dieſelben ſind beſonders in Cholera- und Typhusfällen nothwendig, wenn man ſich ſelbſt und andere gegen die Anſteckung möglichſt ſicher ſtellen will. Ein Theil der Koſten wird dadurch gedeckt, daß man ſich im Krankenraume alles Ausräuchern mit medicinirten Kerzchen u. dgl., alles Aushängen von Lappen, die mit Desinfectionsflüſſigkeiten getränkt ſind, alles Vertheilen von Gefäßen mit Bleichkalk erſpart und für gute und häufige Durchlüftung ſorgt, die nichts koſtet. Dieſe Mittelchen ſind einfach nutzlos, da es eine Täuſchung iſt, daß ein Raum, in welchem man lebt, desinficirt werden kann; wohlriechende Räucherungen ſind geradezu ſchädlich, weil bei ihrer Anwendung die Nothwendigkeit einer öftern Durchlüftung des Krankenraumes nicht fühlbar wird.

Wenn die Geſundheitspflege in der Verhinderung von Krankheiten beſteht, ſoweit dieſe verhindert werden können, und wenn die rationelle Verhinderung ſolcher Krankheiten die Kenntniß ſowohl der ſpeciellen Gifte, durch welche dieſelbe verurſacht, als auch der Mittel vorausſetzt, durch welche ſolche Gifte unſchädlich gemacht werden, ſo kann man nicht läugnen, daß die rationelle Geſundheitspflege in den letzten Jahrzehnten außerordentliche Fortſchritte gemacht hat. In Deutſchland hat man alle Furcht vor der Möglichkeit einer Cholera-Epidemie wie die Hamburger von 1892 vollſtändig verloren; in München iſt die Typhusſterblichkeit gegenwärtig nicht größer als in andern Städten, während es früher ein wahres Treibhaus des Typhusbacillus war. In Berlin ergibt ſich nach Th. Weyl aus den Volkszählungen die Typhusſterblichkeit:

von	1854	bis	1860	als 38,8 ‰
„	1861	„	1870	„ 30,29 ‰
„	1871	„	1880	„ 23,05 ‰
„	1881	„	1890	„ 7,13 ‰.

Die Mittel, durch welche man ſolche Reſultate erzielt hat, ſind hauptſächlich zwei: eine beſondere Sorgfalt, welche auf die Beſchaffung eines reinen Trinkwaſſers verwendet wird, und eine ebenſo große Sorgfalt, mit der die Inſection desſelben dadurch verhütet wird, daß man die Krankheitskeime, wo immer ſie auftreten mögen, zu vernichten ſucht.

H. Kemp S. J.

O. Ludwigs Trauerspiel „Die Makkabäer" als Schullectüre.

Schon seit Jahren wird in Schulkreisen neben vielen andern Neuerungen auch die Frage besprochen, „welche Berücksichtigung die deutsche Dichtung des 19. Jahrhunderts im deutschen Unterricht auf der Prima höherer Lehranstalten verdiene" [1]. Unter den verschiedenen Vorschlägen wurden außer ganz wunderlichen Dingen einige beachtenswerthe Anregungen gegeben, denen gegenüber sich der deutsche Unterricht nur dankbar beistimmend und zugreifend verhalten dürfte. Bei Bezeichnung der einzelnen Dichterwerke jedoch, die für die Schule brauchbar sein sollen, muß jedenfalls die genaueste Prüfung nach jeder Seite hin vorausgehen, bevor eine allgemein zustimmende Billigung erfolgen kann. Daß eine solche Prüfung unter den bestehenden Schulverhältnissen eine ebenso schwierige wie verantwortungsvolle Sache sei, leuchtet ein. Nicht minder selbstverständlich müßte es sein, daß der maßgebende Gesichtspunkt für eine Auswahl moderner Dichtungen als Schullectüre nicht eine möglichst umfassende Kenntniß der allerneuesten Literatur sein dürfe, daß vielmehr in erster Linie der Bildungszweck der Schule in Betracht komme. Freilich gehen leider über die Ziele der höhern

[1] So lautet wörtlich die Frage, die sich Oberlehrer A. Kurschat in der wissenschaftlichen Beilage zum Osterbericht des kgl. Gymnasiums zu Tilsit (1895) als Gegenstand gestellt hat. Ein Jahr später gibt Professor K. Lindecke zum Jahresbericht des kgl. Dom-Gymnasiums zu Halberstadt mit Beziehung auf die Erörterungen seines Fachgenossen in Tilsit eine Belehrung über die Art und Weise, „wie die neuern Dichter im deutschen Unterricht in Prima zu behandeln seien". Gleichzeitig war in der Zeitschrift „Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik" von Fleckeisen und Richter in zwei Aufsätzen dieselbe Frage „über die Verwerthung der nachgoetheschen Literatur im Unterricht der obern Klassen höherer Lehranstalten" besprochen worden, aber in so maßloser Weise, daß die Redaction dem letzten der beiden Aufsätze eine Beibemerkung anfügte, in der sie zu einer einschränkenden Besprechung des Gegenstandes aufforderte (1895, S. 261—267 und 387—399). Im folgenden Jahre brachte dieselbe Zeitschrift wieder eine Arbeit über „Die Modernisirung der deutschen Lectüre auf den höhern Lehranstalten". So war für die sechste Directorenversammlung der Rheinprovinz die Sache zu einer praktischen Beschlußfassung hinreichend erörtert. Das Endergebniß der dort erfolgten Abstimmung theilt kurz die Zeitschrift „Gymnasium" mit (1898, S. 690). Damit hat die Frage keineswegs ihre endgiltige Lösung gefunden; die scheint einstweilen dem Gutachten des jeweiligen Professors anheimgegeben. — In Oesterreich gilt bis jetzt an maßgebender Stelle für die Schule der goldene Grundsatz: Quieta non movere, und damit bleibt vorläufig dem Professor des Deutschen, wie es in allen andern Fächern auch geschieht, der Weg gezeichnet, den er ruhig weiter wandeln kann und muß, jedenfalls nicht zum Nachtheil der Schule.

Digitized by Google

Bildung heutzutage bei dem allgemeinen Widerstreit der Meinungen auf dem Unterrichtsgebiete die Ansichten weit auseinander; darin aber wird hoffentlich noch Uebereinstimmung herrschen, daß der Schulzweck kein zerstörender, zersetzender, eine edle Bildung schädigender sein könne. Folglich darf allen jenen Erzeugnissen der alten wie der neuern Literatur kein Zugang in die Schule verstattet werden, die das religiöse, sittliche, ästhetische oder patriotische Empfinden einer ideal erzogenen Jugend verletzen können, mögen sie auch von einer blinden Tagesmeinung noch so sehr belobt und bejubelt werden.

Doch über diese ersten Grundsätze wie jedes, so auch des deutschen Unterrichtes ist des Guten und Schönen schon recht viel gesagt worden. Wichtiger möchte es sein, an praktischen Beispielen zu zeigen, was der Schule frommt. Und da ist in allerjüngster Zeit ein Werk der modernen Poesie für die Schule in Vorschlag gebracht worden, dem man hierbei nur den günstigsten Erfolg wünschen kann, nämlich „Die Makkabäer" von Otto Ludwig [1].

Es ist ein anziehendes Gemälde, das Dr. H. Weiß mit kundiger Hand von den makkabäischen Freiheitskämpfen entworfen hat [2]. Im Mittelpunkte des gruppenreichen Bildes mit dem weiten geschichtlichen Hintergrunde steht Judas Makkabäus, d. i. „der Hammer" oder „der Zermalmer", der „Martell" Palästinas. Ihm als dem Grund und Hort der religiösen Freiheit gebührt diese Auszeichnung. Seine machtvolle Persönlichkeit überstrahlt bei weitem alle übrigen Lichtgestalten seiner nähern und fernern Umgebung. „Schon von Jugend auf ein tapferer Held" (1 Makk. 2, 66), ererbte er sozusagen von seinem Vater, dem greisen Mattathias, noch die tüchtigsten Feldherrneigenschaften: die kühne Entschlossenheit im Angriff und die blitzartige Ueberraschung der feindlichen Stellungen. Dabei ließ sich der unerschrockene Volksführer nicht von blinder Tollkühnheit hinreißen; er wußte vielmehr mit scharfem Blick und kluger Berechnung jede günstige Gelegenheit zu nützen und mit weiser Vorsicht seine Streitkräfte auf den Kampf vorzubereiten. An persönlicher Tapferkeit that er es allen zuvor und verstand es ebensowohl wie sein jüngster Bruder Jonathan, der den Beinamen „der Listige" führte, durch Anwendung erlaubter Kriegskünste manchen Vortheil im Kampfe zu gewinnen. Was aber die waffengewaltige Person des strammen Feldherrn im wohlthuendsten Lichte erscheinen läßt, das ist neben seiner Herzens-

[1] In drei Aufsätzen hat die Zeitschrift „Gymnasium" (1898, S. 257—264, 689—696 und 729—736) O. Ludwigs Bedeutung für den deutschen Unterricht dargelegt und versprochen (November 1898), die schulmäßige Behandlung des Dramas „Die Makkabäer" in einem weitern Aufsatz zu zeigen. Dazu hat der Verfasser der begeistert geschriebenen Artikel (Kleinsorge) eine Schulausgabe dieses Dramas in Aussicht gestellt. Auf die Erfüllung der angeregten Hoffnungen wird mancher Professor des Deutschen gespannt sein, um es auch an seinen Schülern zu erfahren, was Kleinsorge so rühmend von seinen Obersecundanern lobt: „Wie haben auch meine Schüler an den Makkabäern sich begeistert!"

[2] Judas Makkabaeus. Ein Lebensbild aus den letzten großen Tagen des israelitischen Volkes. Freiburg, Herder, 1897.

güte und Menschenfreundlichkeit gegen alle Unglücklichen seine tief religiöse Gesinnung und seine opferfreudige Liebe für sein vielgeprüftes Volk. So erstrahlt, in kurzen Umrissen gezeichnet, die glorreiche Lichtgestalt des edelsten Makkabäers in der Geschichte. Dem Bilde fehlt, gleichsam wie zur Vollständigkeit, der schwache Schatten nicht, der eher eine „gewisse Tragik" genannt werden könnte, „eine zeitweilige Abirrung vom rechten Wege". Doch diese Schuld ist durch das Opfer seines Lebens auf dem Schlachtfelde gesühnt worden [1].

Für eine christliche Heldentragödie erscheint der Vorwurf wie geschaffen, und es nimmt nicht wunder, daß sich der Stoff auf der Schulbühne der alten Jesuiten einer großen Beliebtheit zu erfreuen hatte; von 1640—1720 lassen sich wenigstens gegen 20 Bearbeitungen nachweisen [2]. Nicht so häufig wurde die Makkabäergeschichte begreiflicherweise für das protestantische Schultheater verwerthet [3]. Von den namhaften Dichtern der spätern Zeit verdient nur Zacharias Werner als Bearbeiter des makkabäischen Heldenthums eine Erwähnung. Seine Tragödie „Die Mutter der Makkabäer" leidet indes an demselben Fehler, welcher der ganzen dichterischen Thätigkeit Werners mehr oder weniger anhaftet, für welchen jedoch hier der Stoff selbst eine gewisse Entschuldigung in sich enthält. Um so auffallender muß es erscheinen, daß der berühmte Dichter des Trauerspiels „Der Erbförster" und der noch berühmtere Verfasser der „Shakespearestudien", Otto Ludwig, „Die Makkabäer" als Vorlage für sein „größtes und unvergänglichstes dramatisches Werk" wählte.

Aber wer ist denn Otto Ludwig? Die Frage hat trotz ihres anscheinend unwissenschaftlichen Klanges dennoch außerhalb der germanistischen Fachkreise ihre volle Berechtigung. Gibt es ja doch kaum einen andern Dichter, „dessen Bedeutung so wenig im Verhältnisse zu seinem Rufe steht". Erst in den allerletzten Jahren beginnt das Andenken des lange verkannten Mannes in weitern Kreisen geschätzt und verehrt zu werden [4], und dauernd wird ihm sein verdienter Ruhm bei den Nachlebenden erst dann gesichert sein, wenn das beste seiner Werke Eigenthum der Schule geworden ist.

Am 12. Februar 1813 wurde O. Ludwig in Eisfeld, dem kleinen Landstädtchen Thüringens, geboren. Sein Vater, der erste Justizbeamte der Stadt,

---

[1] Vgl. insbesondere S. 116—118.

[2] Nach einer handschriftlichen Uebersicht des P. M. Pachtler S. J.

[3] Vgl. H. Holstein, Die Reformation im Spiegelbilde der dramatischen Literatur des 16. Jahrhunderts. Halle 1886.

[4] Eine würdige Gesamtausgabe der Werke O. Ludwigs erschien 1891 (herausgegeben von A. Stern) in sechs Bänden. Der erste Band enthält eine ausführliche Lebensbeschreibung des Dichters (S. 1—319). Daraus hat Professor A. Sauer in Prag ein gedrängtes Lebensbild zusammengestellt (Sammlung gemeinnütziger Vorträge Nr. 177 und 178. Prag 1893. 33 S.). Seitdem beginnen die Literaturgeschichten dem Dichter größere Aufmerksamkeit zuzuwenden, so insbesondere Julian Schmidt in der „Geschichte der Deutschen Literatur von Leibniz bis auf unsere Zeit" (Berlin 1896, V. Bd.). Die frühern Skizzen über O. Ludwig, wie z. B. die in der „Allgemeinen Deutschen Biographie", sind damit überholt.

war nicht ohne dichterische Begabung, und von seiner Mutter hat der Sohn die Vorliebe für Shakespeare als Erbstück überkommen. Leider ist durch die Ungunst der Verhältnisse dem Jüngling eine regelmäßige Schulbildung nicht zu theil geworden. Der wohlgemeinte Versuch, sich zum Kaufmannsstande auszubilden, scheiterte an der tief musikalischen und poetischen Natur Ottos; „einen wunderlichern, ungeschicktern Kaufmannslehrling hatte man wohl nie gesehen“, lautet das Zeugniß eines Eisfelder Schulkameraden. Es beginnt von 1833 ab die musikalische Zeit: Opern werden geschrieben, von denen er „Die Geschwister“ auf der Eisfelder Liebhaberbühne selbst zur Aufführung bringt, „ein Ereigniß für die Stadt und Umgebung“. Seine nächste Oper, „Die Köhlerin“, verschaffte ihm ein dreijähriges Stipendium von seinem Herzog, wodurch ihm eine Weiterbildung seines Talentes bei Felix Mendelssohn-Bartholdy in Leipzig ermöglicht werden sollte. Allein der Aufenthalt in Leipzig und das Verhältniß zu seinem Lehrer wurden dem an seine Eisfelder Einsiedelei Gewöhnten bald unleidlich; in gleichem Maße stieß ihn die zeitgenössische Literatur des jungen Deutschlands ab, und er dachte allen Ernstes daran, als Schullehrer oder Cantor seine Tage im stillen Landleben zu verbringen. So zog er sich wieder in sein liebes, heimatliches Gartenhaus zurück. Doch bald trieb es ihn nochmals nach Leipzig (1842), aber jetzt in der Hoffnung, auf dem Gebiete der Dichtkunst einen Lebensberuf zu finden. Das folgende Jahr siedelte der unruhig Suchende nach Dresden über, wo ihm die berühmte Bildergalerie und das Theater manche Anregungen boten. „Der Einsiedler von Garsebach und Meißen“ überschreibt die Lebensskizze die nächsten fünf Jahre (1844—1849) des trotz der fieberhaftesten Thätigkeit und der reichsten Fruchtbarkeit auf dem Gebiete der Poesie immer noch verborgenen und völlig unbekannten Dichters. Zum zweitenmal trat die Versuchung, „das Handwerk vor der Hand aufzugeben und eine Anstellung als Lehrer, womöglich der Mathematik und der Naturwissenschaften, im Meiningischen zu suchen“, an O. Ludwig heran; in andern trüben Stunden malte er sich in Gedanken das Geschäft eines Leihbibliothekariats in Dresden „als passables Plätzchen“ aus. Mittlerweile wurde im Herbst 1849 nach dreijähriger Arbeit die erste große Tragödie fertig, und als das Stück im März des folgenden Jahres unter E. Devrients Leitung über die Dresdener Hofbühne gegangen war, um dann die Runde durch ganz Deutschland zu machen, da war der Ruf „des neuen Dramatikers von ungewöhnlichem Talent“ als Dichter der Waldtragödie „Der Erbförster“ für immer begründet [1]. Nach Dresden zu bleibendem Aufenthalt zurück-

[1] Der Inhalt der Tragödie ist kurz folgender: Die Tochter des Erbförsters soll mit dem Sohne seines Gutsherrn verlobt werden. Am festgesetzten Tage entzweien sich die Väter beim Kartenspiel über die Frage, ob der Wald durchforstet werden solle oder nicht. Der Erbförster ist gegen eine Durchforstung, reizt aber den Gutsherrn durch die Art und Weise seiner Ablehnung so, daß dieser die Durchforstung durchaus verlangt unter Androhung der Dienstentlassung. Der Erbförster weigert im Interesse der Gutsherrschaft den Gehorsam, und er wird durch einen nichtswürdigen Menschen im Amte ersetzt, die Verlobung aber aufgehoben.

Digitized by Google

gekehrt, gründete er hier 1852 sein Familienleben, und in diese glücklichste Zeit seines Lebens fällt die Bearbeitung der historisch-biblischen Tragödie „Die Makkabäer". Mit ihr steht der Vierzigjährige auf der Höhe seines dichterischen Schaffens. Aber Mangel, Sorge und ein schweres Nervenleiden nagten an seinem entbehrungsreichen, doch rastlos thätigen Leben, bis ein sanfter Tod am 25. Februar 1865 den stillen Dulder von seinen Schmerzen erlöste.

Das ist im engsten Rahmen O. Ludwigs Lebensbild. Von seinen Werken werden in den Schulliteraturgeschichten aufgeführt: „seine düster großartige bürgerliche Tragödie ‚Der Erbförster', sein erhabenes biblisches Trauerspiel ‚Die Makkabäer', die an tragischer Kraft und Kunst der Seelenschilderung ihresgleichen suchten, und seine meisterhaft realistische Novelle ‚Zwischen Himmel und Erde', die dieselben Vorzüge zeige" [1]. Damit ist freilich nur das Werthvollste aus dem großen Reichthum herausgehoben. Zur Charakteristik des Dichters der Makkabäer scheinen zwei Stücke aus den „dramatischen Fragmenten" von Bedeutung: „Christophoros, ein Mysterium" (3) und „Leben und Tod Albrechts von Waldstein" (23). In dem Plane des ersten Stückes aus dem Jahre 1840 finden sich folgende Sätze: „Zur Gloria der christlichen Religion. Ich will ein Christ dadurch werden und hoffe manche in unserer indifferenten Zeit dem Christenthum wieder zuzuführen." Dann wird der Plan in wirklich einfach großartiger Weise entwickelt, und am Schluß ruft der begeisterte Dichter aus: „O es ist ein göttlicher Stoff, aber welch ein kindlicher Dichter gehört dazu!" Zum Verständniß der Gedanken aus der Skizze eines „Wallenstein" muß vorausgeschickt werden, daß O. Ludwig Protestant war. Als Gegenbild Wallensteins soll einerseits der bayrische Max als eine Hauptperson und andererseits Gustav Adolf wenigstens einmal erscheinen. „Der Bigottismus des katholischen Max und der pietistisch-heroische menschliche Protestantismus Gustavs müßten ganz objectiv gehalten sein; das Ganze wäre dennoch in protestantischem Geiste gedacht.... Der Dichter natürlich unparteiisch in äußerlich confessioneller Hinsicht; die Katholiken müßten in Max, die Protestanten in Gustav ihr Ideal realisirt sehen; der eine will das

Noch steht zu hoffen, daß eine Versöhnung der beiden leidenschaftlichen Naturen leicht möglich sei; da aber folgt durch eine schreckliche Verkettung von Umständen ein Verbrechen dem andern bis zur tragischen Katastrophe. Ein Wilddieb erschießt aus Rache den neuen Förster; doch fällt der Verdacht der Unthat auf des Erbförsters Sohn, weil der Wilddieb dessen Gewehr sich angeeignet und damit den Mord begangen hatte. Der Mörder hinwiederum wird vom Sohne des Gutsherrn erschossen; der Erbförster aber erfährt fälschlich, daß dieser zweite Schuß seinen Sohn niedergestreckt habe. Dafür will er an seinem ehemaligen zukünftigen Schwiegersohne die Rache vollziehen, trifft aber seine eigene Tochter, die mit ihrem Leibe den Geliebten deckt. So der Mörder des eigenen Kindes geworden, überliefert sich der Unglückliche den Gerichten — oder nach der jetzigen, vom Bühnenmanuscript weniger glücklich abweichenden Fassung wird er, halb im Wahnsinn, sein eigener Richter.

[1] Vgl. G. Klee, Grundzüge der deutschen Literaturgeschichte für höhere Schulen (2. Aufl., Dresden 1897) S. 175.

Volk zwingen, selig zu werden, der andere will ihr Gewissen von fremder gewaltsamer Bestimmung befreien.... Der Zweck ist bei jedem von beiden aus dem Gewissen hervorgegangen....“

Daß dieser Mann, der die Wahrheit hochschätzte und einen religiösen Stoff auch religiös aufzufassen willens war, in seiner Wahl auf die Makkabäer fiel, ist leicht verständlich. Ob indes auch der Künstler in ihm einem solchen Stoffe gewachsen sein mag? Es hat vielleicht nie ein Dichter so hohe Anforderungen an sein poetisches Können gestellt, als O. Ludwig es gethan hat. Seine Shakespearestudien liefern den Beweis dafür [1]. So sind denn alle Vorbedingungen zu einer biblischen „Hochtragödie“ erfüllt, und nachdem der Dichter in drei Bearbeitungen „mit dem spröden Stoff gerungen hatte“, liegt das Stück in seiner Vollendung vor uns, „ein mit voller Meisterschaft ausgeführtes Kunstwerk ersten Ranges, wie die zwanzig Jahre seit der Aufführung von Grillparzers ‚Des Meeres und der Liebe Wellen‘ im Jahre 1831 für die deutsche Bühne keines hervorgebracht hatten“ [2].

Die Scenerie des 1. Actes: „Vor den Thoren der Bergstadt Modin im Gebirge Judah“, wird auch für den 2. und für die andere Hälfte des 3. Actes beibehalten, eine in der heiligen Geschichte des Gottesvolkes bedeutsame Stätte. Lea, des greisen Mattathias Gemahlin und Mutter von sieben Söhnen, unterhält sich mit Benjamin und Joarim, ihren beiden jüngsten, indem sie ihnen von der alten „großen“ Zeit Israels erzählt, während im Hintergrunde Mägde zum Feste der Schafschur Kränze winden. Da erscheint Eleazar, ihr Viertgeborener; er ist aufgeregt und mißmuthig. Die Mutter schickt die beiden Kleinen zu den Kränze windenden Mägden, und dann legt Eleazar den Grund seiner Aufregung dar: „An Judah krankt er“, d. i. er kann es nicht neidlos hören, wie alles von seinem ältern Bruder Judah spricht, während er

„Ein Namenloser, einer, der nichts wäre,
Wär' er des Allgenannten Bruder nicht“.

Um ihn zu beruhigen, deutet Lea dem hochfahrenden Jüngling ein Gesicht, das sie vor zwanzig Jahren, als sie mit ihm gesegnet ging, gehabt zu haben glaubt: sie sah nämlich Aarons Hut langsam auf sich herniederschweben, „und

---

[1] Kleinsorge sagt („Gymnasium“ 1898, S. 689 und 730) von O. Ludwigs Shakespearestudien, die zwei Bände der gesammelten Schriften umfassen, „daß sie ihm erst den großen Briten erschlossen, daß sie ihm ein sicherer Führer geworden in den Irrgängen der neuern und neuesten Literatur“; ja er legt diesen Studien und kritischen Schriften für die Literaturgeschichte am Ausgange des 19. Jahrhunderts kaum geringere Bedeutung bei, als Lessings kritischen Schriften in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zugeschrieben wird, und stellt sie selbst in manchem Betracht über die Hamburger Dramaturgie.

[2] A. Sauer, Otto Ludwig S. 15. — K. L. Leimbach weist dem Stücke, „trotz einiger in der Composition liegenden Mängel, unter den Dramen der nachklassischen Zeit die erste Stelle“ an (Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart VI [1896], 6).

um den Hut lief wie ein Kranz die Krone Davids“. Alſo die Königskrone zur Hohenprieſterwürde für Eleazars Haupt! — Aber noch iſt Onias mit zahlreicher Nachkommenſchaft der Hoheprieſter; „doch Hinderniſſe findet nur der, der an ſie glaubt“. Die Unterredung unterbricht Judah, der mit einem erlegten Löwen auf der Schulter eintritt. Auf die Frage der Mutter, warum er allein komme, d. h. ohne ſeine Gemahlin, „die Semeitin“, erwidert Judah: „Ich ſparte dir verhaßten Anblick, ihr Demüthigung.“ Da dringt Lea in den Sohn, dieſen Ehebund zu trennen und „die Heuchlerin in ihres Loſes Niedrigkeit zurückzuwerfen“. — „Kein Los iſt niedrig, das die Seele adelt“, vertheidigt Judah mit Wärme ſein Weib. In größerer Gruppe naht der greiſe Mattathias, von ſeinem Sohne Johannes geführt; die beiden andern Söhne Simon und Jonathan begleiten ihn, und er iſt in lebhaftem Geſpräche mit den drei Semeiten Boas (dem Schwiegervater Judahs), Amri und Semei begriffen; Mattathias ſolle doch von den ewigen Klagen über Israels traurige Lage ablaſſen, „Ergebung helfe ſie leichter tragen“. Judah nimmt erſt für ſich an dem Geſpräche Antheil durch höhnende Zwiſchenbemerkungen über die erbärmlichen Troſtgründe der bereits durch den ſyriſchen Druck erſchlafften Semeiten; dann aber brauſt ſein ſchlecht verhaltener Zorn in feuriger Rede auf, in der er die tiefe Erniedrigung ſeines Volkes unter der Syrerherrſchaft ſchildert, wie er es ſelbſt bei einem Beſuch in Jeruſalem geſchaut habe, wo Fechterſchulen gebaut und überall griechiſche Sitten eingeführt würden; die Hoheprieſterwürde werde bald für 400 Centner Silber dem abgefallenen Jaſon, wie ſich der Bruder des einſtweiligen Hohenprieſters ſtatt ſeines frühern Namens Jakob nennen laſſe, verſchachert werden. Gegen die Wahrheit dieſes Gerüchtes erheben die Semeiten heftigen Widerſpruch, während der fromme Mattathias betet: „Herr, ſende deinem Volk bald einen Retter“, was Judah faſt höhnend alſo umändert: „Herr, ſende deinem Retter bald ein Volk“; er verzweifelt an der Eintracht und Thatkraft des entwürdigten Geſchlechtes. Lea heißt die Gäſte, die ihr eigentlich verhaßt ſind, willkommen, „weil es Mattathias ſo wünſcht“, und ladet zum Mahle ein, das unter Saitenſpiel und Tanz die Sorgen bannen ſoll. Noch kann die Einladung nicht befolgt werden, da erſchallt ein Weheruf: „Wehe über Israel!“ Jojakim, des Mattathias Neffe, bringt die Hiobspoſt, daß der Hoheprieſter Onias und ſein ganzes Haus bis zum jüngſten Enkel ermordet ſei, und daß nun zwiſchen Jaſon und Menelaus, der ebenfalls ſchon ſeinen Glauben verläugnet hatte, um die Hoheprieſterwürde der Streit entbrenne. Auf dieſe Nachricht hin, die von Mattathias mit dem größten Entſetzen vernommen wird, ziehen ſich Amri und Semei, befragt, was in der Verwirrung zu thun ſei, ſtill zurück, und Boas, „der Mann der Demuth“, will „das Beiſpiel der Ergebung geben“ und verabſchiedet ſich ebenfalls. Nur Lea erſcheint bei der Trauerbotſchaft freudig erregt. „Denk jetzt nur an deinen Anſpruch, an der Söhne Recht“, mahnt ſie Mattathias; er müſſe ſogleich einen der Söhne nach Jeruſalem ſenden, der klug abwarten ſolle, „bis des Onias Brüder ihre Kraft und die Geduld des Volkes ſelbſt vergeudet“, und der dann Hoherprieſter werde. Judah lehnt die Reiſe ſpöttiſch ab. Eleazar tritt vor; der Mutter prophetiſches Geſicht von Aarons Hut und Davids Krone ſcheint ſich

zu verwirklichen. Mit guten Lehren und dem Segen des Vaters und der Geleitschaft des treuen Jojakim ausgerüstet, nimmt Eleazar Abschied. Als Lea vor ihm knieen will, hebt er die Mutter auf:

„Nicht so! Vor dir kniet einst das weite Land,
Zu deinen Füßen dieses Landes König.“

Judah bleibt allein zurück, während die übrigen dem froh Scheidenden noch das Geleite geben, und ruft ihm nach:

„Geh hin und sei der Sklav' des Scheins, der Schatten
Des Syriers! Judah will sein. Ihn treibt
Ein andrer Ehrgeiz, der das Höchste nur
Sein werth hält. — Einziger Gedanke du,
Der diesen Busen bis zum Springen schwellt,
Reif in des Schweigens Schatten. Nur die That
Soll deine Zunge sein!“

Den 2. Act leitet eine Scheidescene anderer Art ein: der greise Mattathias will Abschied vom Leben nehmen und möchte noch einmal alle seine Kinder um sich sehen, damit er sie zum letztenmal segne; nur den Judah will er nicht haben, weil er dessen Hohn auf des Volkes betrübte Lage nicht mehr hören könne, wohl Judahs Weib, Naemi, die er sehr freundlich empfängt, mag auch Lea ihr noch immer wegen ihres niedern Geschlechtes den alten Haß zeigen. Es fehlt Eleazar, der aber jeden Augenblick, von der Mutter besonders, ungeduldig erwartet wird. Endlich erscheint der Ersehnte, und mit ihm sein getreuer Begleiter und Wächter Jojakim, der Eleazars unwürdiges Treiben in Jerusalem schonungslos vor dem sterbenden Vater aufdeckt, so daß dieser ausruft: „Weh mir, soll ich dem eigenen Kinde fluchen?“ Doch das Aeußerste weiß die besorgte Mutter wenigstens für den Augenblick zu verhüten, und zur guten Stunde; denn die Semeiten bringen voll Angst die Nachricht vom Anmarsch syrischer Truppen gegen Modin, und andere melden, daß Antiochus „der Alte“ „den Tempel erbrochen und entweiht, das Allerheiligste mit dem Blute unreiner Thiere besudelt und das Gesetz mit eigener Hand zerrissen habe“. Judah, der ungerufen, doch zum Segen des sterbenden Vaters gekommen war, fügt der letzten Nachricht fast freudig bei: „Und unsere Ketten, wenn dieses Volk noch zürnen kann.“ Zugleich sind auch Gorgias und Nikanor mit ihrer Söldnerschar erschienen, um das bekannte syrische Edict zu verkünden und sogleich einen „Altar der Athenä“ zu errichten, an dem das Volk alsbald seinen Gehorsam zeigen soll. Es folgt eine herrliche Scene in vier großen Gruppen: hier der sterbende Mattathias mit den Seinen; dort die Semeiten, schon zum Abfall innerlich entschlossen; in der Mitte erhebt sich allmählich der Götzenaltar, bei dem Gorgias und Nikanor zur Unterwerfung unter den Befehl auffordern; im Hintergrund sammelt sich immer mehr Volk, das Judah heimlich hatte rufen lassen; auch hatte er nach den Waffen gesandt, die er in seinem Hause verborgen hielt. Die Lage wird von Sekunde zu Sekunde peinlicher; schon droht Nikanor mit dem höchsten Zorn des Königs, da erklärt sich Semei zum Opfer bereit. Judah vertritt ihm den Weg und ruft mit lauter Stimme:

Digitized by Google

„So wahr Gott lebt, leben soll der nicht,
Der geht, um diese Bubenthat zu thun“,

worauf die Semeiten wieder unentschlossen stehen. Lea dringt in Eleazar, sich auch zu zeigen und es dem Judah an Muth gleich zu thun. Doch der:

„Ihm nachthun? — Eher trag' ich Vaterfluch,
Eher vergäß' ich Volk und Gott! Er soll
Der Erste wieder sein und Eleazar —“

Das Wort wird ihm abgeschnitten durch das letzte „Entweder — oder“ des schrecklich drohenden Nikanor. Semei geht zum Opferaltar und läßt sich von Gorgias unterweisen, wie er es machen müsse. Nachdem Mattathias in den Verzweiflungsruf ausgebrochen: „Ein Jude geht! So nimm mich, Herr, zu dir!“ bricht Judah durch die Doppelreihe der Krieger, entreißt einem Soldaten das Schwert und durchbohrt Semei hinter dem Altare, zertrümmert dann mit den Füßen den Altar und die Götterstatue und fordert das Volk auf, fest zu ihm zu stehen. Ein begeistertes: „Der Herr will's! Ja, er will's, er will's“, erschallt ihm hundertstimmig zur Antwort. Die syrischen Söldner erbeben feige, von Judah kühn verhöhnt. Dem letzten Drohwort Nikanors vor seinem schimpflichen Abzug, das er an Judah richtet: „Jetzt höhnst du, doch du bebst einst, wenn wir kehren“, antwortet dieser entschlossen: „Vor Lust, ja, wie ein Baum im Regen bebt.“ Dann reißt Judah seinen Mantel in Stücke, die er den Nächststehenden mit dem Befehle zuwirft:

„Taucht diese Stücke in des Frevlers Blut,
Tragt sie durchs Land, mit lauter Stimme rufend:
So that der Judah dem Abtrünnigen;
Wer denkt wie er, der sammle sich zu ihm!“

Damit hat Judah die makkabäische Erhebung eingeleitet. Mattathias' Sterbegebet ist der Segen über seinen muthigen Sohn:

„Judah, mein Sohn, mein Herz
Dröhnt wie die Harfe unter Spielers Hand,
Der Herr rührt mich mit seinem Jubel an,
Daß ich erzittre, wie das Blatt im Sturm,
Und klinge, wie der Harfe Saiten klingen.
Zeuch hin, mein Judah, Streiter Gottes, zeuch!
Er schickt den Sieg vor deinen Scharen her.
Folgt ihm, ihr Söhne, den Sein Athem treibt;
So wie ihr Judah folgt, folgt euch mein Segen,
Doch wer von Judah läßt, der sei verflucht! —
Du hast mir deinen Retter noch gezeigt,
Nun laß, Herr, deinen Diener ziehn.“

Er stirbt, und Judah ergänzt: „Frieden!“ Eleazar, vom Vaterfluch getroffen, flieht, um, wie er sagt, einst zurückzukehren, das verderbte Volk zu retten. Mit dem Schwure Judahs: „Ew'gen Haß dem Syrier und uns nicht Ruh', eh' uns der Sieg sie gönnt“, dem das Beifallswort des Volkes: „Der Herr will's“, antwortet, schließt die großartige Scene.

Digitized by Google

Im 1. Theile des 3. Actes wechselt der Schauplatz; es ist der Hügel am Schlachtfeld von Ommaus. Siegesjubel eröffnet die Scene, die Syrier fliehen. — Aemilius Barbus, der römische Gesandte an Judah, ist eben zur besten Stunde eingetroffen, um dem Sieger „Roms Schutz zu bieten“. Judah versteht die weise Kunst, „dem Stärkern“ gegenüber sich nichts zu vergeben; er traut dem Römer nicht: „Hat nur der Fuchs die Pfote im Taubenschlag, bald ist er selber drin.“ — Jojakim, der sich selbstverständlich von Eleazar getrennt und an Judah angeschlossen hat, warnt vor übergroßer Siegesfreude und macht dem Führer Vorwürfe, daß er auf den Sabbat die Siegesboten nach Jerusalem entsandt habe: ein kleines Vorspiel von übertriebener Gesetzestreue, wie sie sich sogleich furchtbar zeigen soll. Die flüchtigen Syrier sind plötzlich, gerade nach Anbruch des Sabbats, zurückgekehrt, und nun lassen sich die Juden, von dem „Schwärmer“ Jojakim dazu beredet, „wehrlos, den Schild nicht brauchend, schlachten“. Judah ist diesem Wahnwitz gegenüber ohnmächtig. Antiochus selbst, von seinem Feldherrn Nikanor und von Eleazar, der sich als Abtrünniger Ajax nennt, begleitet, erscheint in Person und betrachtet das sonderbare Schauspiel „der Thorheit“, doch voll Bewunderung für den einzigen Judah, der allein „wie der Kriegsgott selber kämpft“. „Dies Volk“, äußert er voll Staunen, „bezwing' ich wohl, doch diesen Judah nicht“, und jedes Wort solchen Lobes ist ein Stich für Eleazars Herz. Dieser erhält, gleichsam wie zur Versöhnung, vom Könige die Zusicherung, „daß ihn des nächsten Tages Roth als Hohenpriester sehe“. Damit bricht Antiochus gegen Jerusalem auf. — Der 2. Theil des Actes spielt auf dem bekannten Schauplatze vor Modin. Lea, die Heldenfrau, hat den Felsenpaß gegen semeitischen Verrath und syrischen Ueberfall siegreich vertheidigt; alles jubelt ihr zu: „Ein langes Leben Lea! Der Mutter von Modin Tag' ohne Ende!“ Doch bald schlägt bei einem erneuten Ansturm der Syrier die Stimmung des Volkes um und wendet sich gleich darauf wieder zu Gunsten Leas, um dann zuletzt noch einmal sich gegen sie kehren zu lassen. Der Schwärmer Jojakim nämlich berichtet die vermeintliche Sabbatsschändung Judahs, „den Gott deshalb verworfen habe“, erzählt ferner die Erhebung des Ajax zur Hohenpriesterwürde. Lea, nicht ahnend, daß dieser Ajax ihr Eleazar sei, bricht in die furchtbare Verwünschung aus:

„Verflucht er und sein ganzes Haus! In Martern
Muß ihn die Mutter sterben sehen!“

Als sie dann hört, daß sie ihren eigenen Sohn verflucht habe, bricht das starke Weib zusammen: „Weh mir und weh dem Tag, an dem ich ward!“ Aber sie hat ja noch andere Söhne; doch gerade diese, die drei jüngsten, die sie umgeben, werden ihr nun gewaltsam von der semeitischen Partei entrissen, um als Brüder Judahs zum Unterpfand der Unterwerfung an Antiochus ausgeliefert zu werden. Die Mutter, einer Löwin gleich, will ihre Kinder retten, sinkt jedoch erschöpft unter dem Rufe zu Boden: „Meine Kinder! Meine Kinder!“

Auf die stürmischen Massenbewegungen des 3. Actes folgt zu Beginn des nächsten Aufzuges eine fast idyllische Scene ganz eigener Art. Lea ist auf dem Wege nach Jerusalem hinter den Räubern ihrer Kinder her, um sie ihnen ab-

Digitized by Google

zujagen; schon hat sie die Verbrecher eingeholt, da wird sie auf Amris Geheiß ohnmächtig an eine Sykomore festgebunden und so hilflos von der einbrechenden Nacht überrascht. Naemi war auch den Räubern nachgeeilt und findet die Schwiegermutter, von der sie noch immer als Semeitin verachtet wird, in dieser traurigen Lage. Sie löst ihre Bande, ohne erkannt zu werden, bis erst in der Unterredung der Klang der Stimme sie verräth. Auf Naemis feierliche Versicherung, daß auch sie die Kinder mitretten wolle, und daß nur der Tod sie von Judahs Mutter scheiden solle, „schmilzt endlich die Eisrinde von dem Herzen der stolzen Mutter"; sie sinkt vor der so lange Verachteten auf die Kniee mit der Bitte:

„Vergib mir und dann segne mich!"

Naemi darf aber nicht mit ihr nach Jerusalem gehen, um keiner Gefahr ausgesetzt zu werden. So kann die gehorsam Zurückgebliebene mit Judah zusammentreffen, der ebenfalls auf dem Marsche nach der belagerten Hauptstadt begriffen ist, um sie mit List oder Gewalt zu befreien. Er erfährt das Geschick seiner jüngsten Brüder und die Absicht der Mutter: ein mächtiger Antrieb mehr zum raschen Handeln.

Nach der Verwandlung treffen sich fast zufällig in einer Straße Jerusalems die beiden Brüder Judahs, Simon und Jonathan. Vor den Thüren der Häuser liegen Hungernde und Kranke und mit dem Tode Ringende. Alles verzweifelt. Nur vereinzelt wird noch da und dort eine Stimme laut: „Käme Judah nur, dann wären wir gerettet." Und fernher aus einer weitern Straße ertönt der Ruf: „Judah!" Ja, Judah erscheint wirklich, er hat sich in die unglückliche Stadt geschlichen. „Aufrafft sich, was halb todt schon lag", und „Hosianna in der Höh'! Judah der Vater", schallt es ihm entgegen. Auf seine Erkundigung, wie lange der Vorrath noch reiche, erfährt er das äußerste Elend: „Kaum drei Tage reicht der Vorrath, das Leben ärmlich uns zu fristen." Also muß gleich gehandelt werden. Er ordnet ein gemeinsames Mahl im Vorhof des Tempels an, um so gestärkt dann einen Ueberfall des syrischen Lagers zu versuchen. Das Volk stimmt bei:

„Ein heilig Heer des Herrn zum Mahl! zum Sieg!"

Der ganze letzte Act spielt im Zelte des Antiochus vor dem belagerten Jerusalem. Der König wartet ungeduldig auf seinen Boten aus der Stadt. Statt dessen erscheint der erst vor kurzem nach Syrien entsandte Gorgias, ganz unerwartet und mit böser Botschaft von Aufständen und Meuterei und „Unzufriedenheit in der Heimat mit diesem Judenkrieg"; er fordert daher den König zu eilender Rückkehr auf. Eleazar, d. i. Ajax, der neue Hohepriester, des Königs schlimmer Berather, widerspricht; es sei doch schimpflich, den Triumph der Rebellen im Rücken, feige abzuziehen, zumal ja *ein* Tag alles beenden könne. Es wird Judahs Mutter gemeldet, und damit die ergreifendste Scene des ganzen Stückes eingeleitet: der Martertod der drei, oder gleich richtig gesagt, vier makkabäischen Brüder; denn der abgefallene Eleazar wird durch das Beispiel der Heldenbrüder und den Heroismus der Mutter bekehrt und zugleich des glücklichen Loses eines Martyrers theilhaftig. Das läßt sich nicht in einem kurzen Auszuge geben; nur eine kleine Stelle als Probe! Die Mutter hat die Erlaubniß erfleht, ihre Kinder noch einmal zu sehen, „wenn sie zu ihrem Heile reden wolle". Die Söhne werden gebracht.

Digitized by Google

Benjamin (Lea erblickend und auf ſie zulaufend):
Die Mutter! Joarim, da iſt die Mutter!
Joarim: O Mutter! Mutter!
Johannes (umfaßt ihre Kniee): Herrin!
Lea (alle umarmend): Kinder! Kinder!
Antiochus: Zur Sache!
Lea: Ja, mein Herr, ſo thu' ich ſchon.
Dorthin ſeht. Jener Mann dort iſt der König.
Er will euch leben laſſen, wenn ihr euch
Von eurem Gott zu ſeinen Göttern wendet.
Benjamin: Wir haben ihm ja nichts zuleid gethan;
Weshalb ſollt' er uns tödten?
Lea: Doch er wird's.
Joarim: So laß ihn, Mutter. Er iſt nur ein Menſch,
Wie du und ich und meine Brüder ſind.
Wir wollen Gott gehorchen, nicht den Menſchen.
Lea: Mein Heldenkind! — Vergib mir, Herr, es iſt
Ja ſo natürlich, daß ſich die Mutter freut,
Wenn ihr die Kinder nachgeartet ſind.
Von ihrer Mutter haben ſie den Trotz.
Komm her, du böſer Joarim, und du,
Mein Benjamin und mein Johannes; legt
Die Hände mir aufs Haupt, ſchwört mir, zu thun,
Was ich euch ſagen werde.
Joarim: Doch nichts wider
Den Herrn!
Lea: Ich ſchwör' euch zu für euern Schwur,
Zu eurem Heil nur fordr' ich dieſen Schwur.
Benjamin, Joarim, Johannes (die Hände auf Leas Haupt):
Wir ſchwören, Mutter!
Johannes: Und nun ſprich!
Antiochus: Zeigt ihr den Marterofen, eh' ſie ſpricht!
(Die hintere Zeltwand fällt u. ſ. w. Ein Feuerſchein u. ſ. w.)
Lea (vor dem Feuerſchein entſetzt zurückwankend):
Gott Israels! (Knieend:) Herr, ſei ein Menſch! Du hatteſt
Eine Mutter und du weinteſt, wie ſie ſtarb, —
Gewiß! Du weinteſt! Herr, du ſelbſt haſt Kinder
Und liebſt ſie, Herr! Gewiß, du liebſt ſie, Herr!
Gehorch' ich dir, gehorch' ich nicht — ich muß,
Ich ſelbſt, die Mutter, ihre Kinder tödten.
O denke deiner Mutter, deiner Kinder,
Und ſprich: Es iſt genug; lebt eurem Gott!
Antiochus: Nun komm zum Ende!
Lea: Ja, zum Ende komm' ich,
Zu meinem Ende! — Nur ſo lange, Herr,
Laß mir den Athem, bis ich ſie gerettet
Nicht vor des Königs, nur vor deinem Zorn!
Mein Fluch auf den, der brechen wird den Schwur!

Nun hört, was ihr geschworen: Bleibt getreu
Dem Gott der Väter; er allein ist Gott!
Und du nun, Herr, nicht mehr um Gnade fleh' ich:
Sei nur gerecht! Sie können nun nicht anders;
Nur mich laß sterben; ich allein bin schuldig.
Antiochus: Nur du sollst leben! Meinen Schwur an deinen!
So fremd sei mir Barmherzigkeit, als dir
Die Mutterliebe ist. — Führt sie zur Marter,
Den Aeltesten zuerst, zuletzt den Jüngsten!

Nun beginnt der eigentliche Kampf der Mutterliebe. Die Schilderung hat kein Gleichbild in unserer Literatur. Eleazar kehrt reuig und sühnend zum Glauben seiner Mutter und Brüder zurück; Antiochus ist durch solches Heldenthum entwaffnet und geschlagen, und gibt den Befehl zum sofortigen Aufbruch nach Syrien. Da erschallt im Lager das Geschrei: „Ein Ueberfall, ein Ueberfall!" Es ist wirklich Judah mit den Tapfern aus Jerusalem; er ruft Antiochus zu: „Steh meinem Schwert!" Doch der König erklärt, in Frieden abziehen zu wollen:

„Ich will euch nicht vertilgen. Lebt fortan
Und sterbet eurem Gott; bei meinen Göttern
Und eurem Gott schwör' ich's."

Doch Judah fordert seine Brüder zurück, und als er das Geschehene erfährt, droht er, an dem „Kindermörder" Rache zu nehmen, wird aber von der Mutter, die ihre letzte Kraft aufbietet, zurückgehalten. Lea stirbt in Judahs Armen. Das Volk will seinen Retter zum König ausrufen. Er lehnt es mit den Worten ab:

„Sein Priester will
Ich sein, doch König ist allein der Herr!"

Wem der Aufbau des Stückes an der Doppeltheiligkeit der Handlung zu leiden scheint, der mag immerhin an die dreimalige Bearbeitung des Stoffes denken und sich so den Mangel erklären. Vielleicht wird aber Leas Antheil an der Handlung gar nicht als Fehler empfunden. Doch sei dem wie immer, bedenklicher dürfte es dem gewissenhaften Geschichtsfreund vorkommen, wie O. Ludwig Personen und Ereignisse verschiebt. Allein schon Zacharias Werner hat seiner Tragödie „Die Mutter der Makkabäer" eine Einleitung vorausgeschickt, auf die sich O. Ludwig berufen, bezw. auf die er als Rechtfertigung seiner geschichtlichen Aenderungen verweisen könnte. Ja selbst der streng geschichtliche Verfasser des „Judas Makkabaeus", Dr. H. Weiß, würde sicherlich nicht hart über unseres Dichters Verschiebungen urtheilen, wie es nach seinen Darlegungen über „das assidäische Martyrium" (S. 23—27) zu schließen erlaubt sein mag. Fälschungen des Charakters oder der Thatsachen hat sich der Dichter der „Makkabäer" nicht zu Schulden kommen lassen. Vielmehr muß seine gewissenhafte Bekanntschaft mit dem, was die Heilige Schrift, insbesondere die beiden Makkabäerbücher über seinen Stoff übermitteln, rühmend anerkannt werden. „Alles an dem Drama athmet

den Duft des Orients", alles zeigt biblische Größe, der Dichter scheint mit seinem ganzen Fühlen und Denken in die Zeit seiner Helden eingelebt, er spricht ihre Gedanken in ihrer Sprache, die nur in deutsche Laute umgesetzt ist [1].

Und warum eignet sich, um die eingangs angeregte Frage schließlich zu beantworten, diese „Hochtragödie" vor allen für den deutschen Unterricht? Klar und kurz gesagt, vornehmlich aus drei Gründen:

Erstens ist der Stoff so großartig, königlich, fast übermenschlich schön, wie es Dr. H. Weiß im Eingang der schon öfter erwähnten Schrift dargelegt hat. Und zu dem weihevollen Stoffe paßt O. Ludwigs wahrhaft adelige Kunst der Darstellung. „Da gibt es keine bedenkliche Stellen, da bedarf es keiner gereinigten Ausgaben", wie es Kleinsorge, jedenfalls im Gegensatz zu anderer sogen. klassischer Schullectüre, hervorzuheben für nöthig hielt [2]. „Dieser Erhabenheit aber ist zugleich ein unvergleichliches Maß von jenem Realismus beigesellt, welchen wir an Shakespeare bewundern", bemerkt sehr trefflich E. Geibel. Auch die Sprache O. Ludwigs „zeigt die kraftvolle, urwüchsige Frische einer ganz realistisch durchgeführten Charakteristik und ist dabei doch schwungvoll und bilderreich und hinreißend [3].

Sodann, und das scheint nicht minder wichtig zu sein, werden durch dieses edle Meisterwerk die Auslassungen Lessings über christliche Helden- und Martyrertragödien thatsächlich berichtigt. Wo O. Ludwigs „Makkabäer" gelesen werden, da bedarf es zu dem 1. und 2. Stück der „Hamburgischen Dramaturgie" keiner einschränkenden Anmerkungen, wie sie unsere Schulausgaben beizufügen gewohnt sind, indem sie auf „die Aufklärungsrichtung der damaligen Zeit" hinweisen [4].

Endlich befreit dieses ideal durchgeführte Stück von der falschen Ansicht, die sich gerade durch unsere sonstige Schullectüre so leicht festsetzt, als sei ein Drama höhern Stiles nicht möglich, ohne das Liebesmotiv in seiner sinnlichsten Erscheinung zu verwerthen. Wie himmelhoch erhaben erstrahlt da die edelste Mutterliebe in beinahe übermenschlicher Größe, wie sie Lea bis zu ihrem letzten

[1] H. Bulthaupt (Dramaturgie des Schauspiels III [4. Aufl., 1894], 199 ff.) suchte das Kunstwerk in Theile aufzulösen und vermeinte, die „eigenthümlichen Schwächen der Makkabäer schärfer betonen" zu müssen, um zu zeigen, daß O. Ludwig nicht den Geist Shakespearescher Dichtung in eine einheitlichere Form gegossen habe, vielmehr nur der von Lessing vorbereiteten und von Schiller entwickelten Form gefolgt sei. Vielleicht hat Bulthaupts wenig glückliche Würdigung mehr einen andern Zweck beabsichtigt, nämlich darzulegen, daß die Makkabäer „dem Repertoire der deutschen Theater nicht zugeführt werden" könnten. Doch dafür liegt eine ausreichende Begründung viel näher, und darum hätte Bulthaupt die schöne Rose nicht zu zerpflücken brauchen. Noch weniger war es nothwendig, an der begeisterten Aufnahme zu deuteln, die das Stück auf der Wiener Hofburgbühne (1862) gefunden hat. Bei solcher Darlegung merkt man zu sehr die Absicht.

[2] „Gymnasium" 1898, S. 733.

[3] M. Evers, Deutsche Sprach- und Stilgeschichte (Berlin 1899) S. 237.

[4] Vgl. beispielsweise die Graefersche Schulausgabe für österreichische Gymnasien von Dr. A. Lichtenheld.

Athemzuge offenbart! Das reizt die junge Phantasie nicht zu fieberhafter sinnlicher Aufregung, das veredelt und bildet Herz und Gemüth in wirksamster Weise. Dies angedeutet zu haben, mag genügen. Es erfreut, in unserer Zeit insbesondere, an Schülern die Erfahrung zu machen und dieselbe auch anderwärts bestätigt zu hören, „daß sie sich an O. Ludwigs Makkabäern begeistern".

Zum Schlusse noch ein Wort zu Kleinsorges Vorschlag, „Die Makkabäer" in Obersecunda zu lesen. Für diese Einfügung scheinen die besten Gründe zu sprechen, vor allem der, dadurch an den Anfang der eigentlichen deutschen Schullectüre ein Ideal gestellt zu haben, nach dem das Nachfolgende beurtheilt werden kann. Dieses Heldenmaß für Inhalt und Form vermag dann der Primaner schon selbst an seine sonstige Lectüre richtig anzulegen, und es bedarf seitens des Lehrers zum höchsten eines erinnernden Hinweises.

Professor A. Sauer spricht im Eingang seines Vortrages über O. Ludwig von den Gefahren „des geistigen Giftes schlechter Lectüre", indem er ausführt, wie wir — „ein lesewüthiges Geschlecht" — uns von früher Jugend an durch die Rauchwolken der Romanfabrikation bis zur Betäubung die Sinne umwirbeln lassen, und wie uns dadurch der Maßstab für Gutes und Schlechtes, für Bleibendes und rasch Vergängliches, für Eintagsproducte und Ewigkeitsschöpfungen fast verloren gehe. — Die im allgemeinen gekennzeichnete Gefahr einer Geschmacksverirrung, um des Herrn Professors Ausführungen in ein Wort zusammenzufassen, besteht auch, ja vielleicht in größerem Maße, als man glaubt, für die moderne Schule. Wenigstens drängt sich diese Befürchtung auf, wenn man aufmerksam alle die Vorschläge prüft, die von den berufensten Wächtern des guten Geschmackes zur Behandlung der nachgoetheschen Literatur im deutschen Unterricht der obern Klassen gemacht worden sind. Otto Ludwigs „Studien" könnten die Leiter und Führer der Jugend darüber belehren, daß, um wieder mit Sauer zu sprechen, „ein Stück gemeiner Wirklichkeit nie und niemals ein Kunstwerk sei, daß den Nachtseiten des Lebens eben nur jener Platz in der Kunst gebühre, den die Nacht neben dem Tage auch im Kreislauf unseres Daseins einnimmt, daß die Personen eines Dramas, eines Romans nicht eine Horde zusammengepeitschten Gesindels sein dürfen, daß sich der Leser auch wohl fühlen solle in dem Bannkreise der Dichtung, daß Anmuth und Liebenswürdigkeit aus der Dichtung nicht ausgetrieben werden dürfen, da sie ja den schönsten Schmuck auch des Lebens bilden". An O. Ludwigs „Makkabäern" sollten und müßten „die Schüler sich begeistern", um frühe ihren Geschmack an einem dramatischen Kunstwerke ersten Ranges zu bilden, „dessen ganze Handlung", wie E. Geibel richtig sagt, „in eine Sphäre tragischer Hoheit hinaufgehoben ist, wie sie selbst bei unsern ersten Meistern nur selten vorkommt".

R. Scheid S. J.

Recenſionen.

Commentarius theologicus de effectibus formalibus gratiae habitualis. A ***Paulo Villada*** e Societate Iesu. 8°. (213 p.) Vallisoleti, Typis a Cuesta, 1899.

Eine Monographie über die formellen Wirkungen der heiligmachenden Gnade, und zwar in durchaus ſchulgerechter Art mit status quaestionis, theses, argumenta, obiectiones.

Obſchon aber das Werk aus der Schule hervorgegangen und zunächſt für die Schule beſtimmt iſt, ſo will der Verfaſſer doch auch den Predigern ein Hilfsmittel an die Hand geben, den ebenſo bedeutſamen wie ſchwierigen Gegenſtand mit Nutzen auf der Kanzel zu behandeln; daher z. B. die Anleitung (S. 37), die heiligmachende Gnade unter dem Bilde des Lichtes und ſeines Einfluſſes darzuſtellen.

Nach einer Einleitung über die Natur der zuſtändlichen Gnade und über den Begriff der formellen Wirkungen werden in ſechs Artikeln folgende Sätze allſeitig entwickelt und begründet: 1. Durch die heiligmachende Gnade werden wir formell der göttlichen Natur theilhaftig. 2. Durch die zuſtändliche Gnade werden wir formell heilig oder frei von ſchwerer Sünde. 3. Durch die zuſtändliche Gnade werden wir formell gerecht. 4. Durch die zuſtändliche Gnade werden wir formell Freunde Gottes. 5. Durch die zuſtändliche Gnade werden wir formell Adoptivkinder Gottes und lebendige Glieder Chriſti. 6. Durch die zuſtändliche Gnade werden wir ein lebendiger Tempel des in uns wohnenden Heiligen Geiſtes.

Es werden mithin eine Anzahl Fragen, die ſich in den theologiſchen Handbüchern an verſchiedenen Stellen zerſtreut finden, hier in ihrem innern Zuſammenhange überſichtlich vorgelegt und gründlich beſprochen. Die ſpeculative Entwicklung iſt die ſtarke Seite des Buches. Wem daran gelegen iſt, die einſchlägigen Sätze und Begriffe bis in ihre letzten Beſtandtheile zergliedert und beleuchtet zu ſehen, der findet hier, was er ſucht.

Schwächer iſt der poſitive Theil — nicht als ob die einzelnen Theſen nicht mit zahlreichen Stellen der Heiligen Schrift und der heiligen Väter belegt würden; aber die Väterſtellen machen mit ihrer oft ungenügenden Citationsweiſe den Eindruck, als ob ſie vielfach aus zweiter Hand entlehnt ſeien. Hie und da wird der Leſer ſogar für die poſitiven Beweiſe auf andere Werke verwieſen, was in einer Monographie doch weniger am Platz ſein dürfte.

Digitized by Google

Die griechiſchen Wörter haben in der Druckerei mancherlei Mißgeſchick erfahren. Daß geſagt wird: Vox sanctus ... graece dicitur ἅγιος [d. h. ἅγιος], i. e. purus quasi sine mixtione terrae (S. 39), iſt ein ſehr unſchöner Fleck an dem Buch. Ἅγιος hat mit α und γῆ nichts zu thun, ſondern kommt von einem Stamme *jag*, der opfern, weihen bedeutet. Möhler heißt S. 73 Moeler.

Die Lehre, welche der Verfaſſer vorträgt, iſt die heutzutage ſo ziemlich von allen Theologen angenommene. In einem Punkte kann ich jedoch durchaus nicht beiſtimmen. Der Verfaſſer ſucht nämlich mit einem großen Aufwand von Subtilität den Satz zu vertheidigen, daß zwiſchen heiligmachender Gnade und ſchwerer Sünde kein metaphyſiſcher Gegenſatz beſtehe, und daß abſolut genommen beide zu gleicher Zeit in der Seele ſein könnten. Er geht davon aus, daß die Sündentilgung nur ein effectus secundarius der Gnade ſei, hat aber nirgendwo bewieſen, daß dieſer effectus secundarius nicht mit metaphyſiſcher Nothwendigkeit aus dem effectus primarius hervorgehe. Sein eigener Vergleich mit dem Vertreiben der Kälte durch die Wärme (S. 51) hätte ihn eines Beſſern belehren können. Wenn einem Körper eine Molekularbewegung mitgetheilt wird, die wir 30° über Null nennen, ſo kann auch die göttliche Allmacht in dem gleichen Körper nicht jene Bewegung der kleinſten Theilchen erhalten, die wir 10° unter Null nennen. Die Austreibung der Kälte iſt inſofern eine ſecundäre Wirkung der Wärme, als die Wärme keine Temperatur unter Null auszutreiben braucht, wenn ſie keine vorfindet. Trotzdem bleibt es wahr, daß die Temperaturen unter und über Null in demſelben Körper ſich gegenſeitig ausſchließen. So tilgt auch die Gnade keine Sünde, wenn ſie keine vorfindet, und inſofern iſt die Sündentilgung eine ſecundäre Wirkung der Gnade. Daraus folgt aber nicht, daß die Gnade mit der Sünde abſolut zuſammen beſtehen kann. Wenn Gott, wie der Verfaſſer lehrt, durch die Eingießung der Gnade den Sünder in actu primo ſittlich liebenswürdig und zum Erben des Himmels macht, dann ſcheint es doch metaphyſiſch unmöglich zu ſein, daß er ihn trotzdem in actu secundo nicht liebe und ihn von der Seligkeit ausſchließe. Gott ſchuldet ſeiner Weisheit und Heiligkeit, daß er in actu secundo ausführe, was der von ihm eigens hervorgebrachte actus primus verlangt. Ich muß geſtehen, die ganze Auseinanderſetzung des Verfaſſers hat mich nicht wenig in der entgegengeſetzten Auffaſſung beſtärkt.

Indeſſen dieſe Frage iſt ſo nebenſächlich und ſo rein abstracter Natur, daß ſelbſt, wenn man der vom Verfaſſer gegebenen Löſung nicht beiſtimmt, der Werth der ganzen Arbeit dadurch in keiner Weiſe beeinträchtigt wird. Der Commentar iſt und bleibt ein Werk von großer ſpeculativer Gründlichkeit und Genauigkeit.

Chriſtian Peſch S. J.

Life of the hon. Mrs. Edward Petre (Laura Stafford-Jerningham), in religion Sister Mary of Saint Francis, of the Congregation of the Sisters of Notre-Dame of Namur. By ***A. M. Clarke.*** 8°. (354 p.) London, Art and Book Company, 1899.

Das Lebensbild einer hohen und heiligmäßigen Frau, das auch in weitern Kreiſen Beachtung verdient, wird uns hier mit Liebe und Verſtändniß gezeichnet.

Digitized by Google

Das schöne Buch mit seiner prachtvollen Ausstattung und 20 künstlerisch ausgeführten Illustrationen ist wohl zunächst für den katholischen englischen Adel und überhaupt für die höhern Kreise bestimmt. Mit ganz besonderem Troste muß es die hohen Verwandten und Freunde der edeln Frau, deren Andenken es verewigt, und die Mitschwestern erfüllen, deren Congregation sie in der zweiten Hälfte ihres Lebens mit ihrem leuchtenden Tugendbeispiele beglückte. Ganz gewiß werden dieselben dafür sorgen, daß eine wohlfeilere französische Ausgabe die vielen erbaulichen Züge und zutreffenden Winke für das innerliche Leben auch andern Ordensschwestern und nach Vollkommenheit strebenden Seelen zugänglich mache. Eine deutsche Bearbeitung ist ebenfalls wünschenswerth; nur müßte dieselbe die Familiengeschichte und ähnliches, was nur für England besonderes Interesse bietet, kürzer fassen oder ganz übergehen. Statt dessen könnten wohl manche schöne Briefe Mrs. Petres eingefügt werden, die sich in der Familie und bei ihren Mitschwestern gewiß zahlreich finden müssen, und die wir in dem Lebensbilde ungern vermissen. Auch außerhalb der Klostermauern wird das Lebensbild dieser in der Welt wie im Ordensleben bewundernswerthen Frau mit großem geistlichen Nutzen gelesen werden.

Laura Stafford-Jerningham, später die Gattin Mr. Eduard Petres, endlich die Ordensschwester Maria vom hl. Franciscus, wurde am 15. Januar 1811 zu Costessey Hall als neuntes Kind Lord Staffords geboren. Die Familie Jerningham, deren Haupt jetzt den Titel Lord Stafford führt, zählt zum ältesten englischen Adel. Noch größer ist der Ruhm, daß sie zu den wenigen englischen Adelsfamilien gehört, welche mitten in der grausamen Verfolgung während drittehalbhundert Jahren dem katholischen Glauben treu blieben. Wiederholt wurden ihre Güter und Titel confiscirt, und mehrere Glieder oder Verwandte bestiegen das Blutgerüst als Opfer schmählicher Justizmorde oder als Blutzeugen, wie man sie wohl mit Recht nennen darf. Wir erinnern nur an den Viscount Stafford, der in dem schmachvollen Titus-Oates-Processe auf Tower Hill unschuldig enthauptet wurde. (Vgl. diese Zeitschrift Bd. XXV, S. 286 ff.)

Noch lebte der katholische Glaube, gepaart mit echter katholischer Frömmigkeit und Nächstenliebe, in dieser edeln Familie in voller Kraft, als die kleine Laura geboren wurde und heranblühte. Der Vater Sir George William tritt uns als das wahre Vorbild eines katholischen Edelmanns entgegen. Mit wandelloser Treue ist er seinem Könige ergeben, trotz der schreienden Ungerechtigkeit, welche noch immer den Katholiken die politische Gleichberechtigung verweigerte. Geistig noch bedeutender scheint Lauras Mutter gewesen zu sein. Wie Lady Stafford mit Liebe und Strenge ihre 12 Kinder erzog, wird uns in vielen, höchst charakteristischen Zügen vor Augen geführt; sie hatte dann auch den Trost, daß alle ohne Ausnahme der katholischen Kirche wie der Familie Ehre machten.

Das Jugendleben Lauras in dem herrlichen Costessey Hall, einem der reichsten Edelsitze Englands, mit seinem ungeheuern Parke muß den vielen mitgetheilten Zügen zufolge ein sehr glückliches gewesen sein. An Gaben des Geistes wie des Herzens zeichnete sie sich vor ihren Geschwistern aus; auch dem äußern Erscheinen nach wird sie uns als das Bild eines kleinen Engels gezeichnet.

Digitized by Google

Um ſo mehr iſt es zu verwundern, daß das Kind weder von den Eltern noch von der Dienerſchaft verhätſchelt wurde. Frühzeitig zeigte Laura große Liebe zu den Armen und Kranken. Eine Reihe wirklich rührender Anekdoten geſtatten uns einen Einblick in die übernatürliche Führung, welche dieſes Kind der Gnade zu ſeinem ſpätern Berufe heranbildete. Es ſpart ſein Taſchengeld zuſammen, um einem armen Kinde ein beſſeres Kleidchen zu verſchaffen; es legt von den zwei Stücklein Zucker, die Lady Stafford jedem Kinde zum Thee erlaubt, immer eines zurück für ein verarmtes Fräulein, obgleich es wie alle Kinder Süßigkeiten ſehr liebt. Solche und ähnliche Züge zeigen eine ſeltene Charakterſtärke neben einer bezaubernden Herzensgüte. Bei ihrer erſten heiligen Communion, zu der ſie ſich in einem Frauenkloſter vorbereitete, kam ihr zum erſtenmal der Gedanke, ſich als Nonne ganz dem Dienſte Gottes zu weihen.

Inzwiſchen blühte Laura Jerningham zur Jungfrau heran. Mit 18 Jahren wurde ſie in London in die große Welt eingeführt und bei Hofe vorgeſtellt. Ihre ſeltene Schönheit und hohe geiſtige Begabung erweckten Bewunderung, und es fehlte nicht an zahlreichen Bewerbern um ihre Hand. Vielleicht war es die Furcht vor einer gemiſchten Ehe, welche ihre Mutter bewog, die noch ſo junge Tochter zu einer gar raſchen Verbindung mit Mr. Petre zu drängen, der an Alter nahezu Lauras Vater hätte ſein können. Schon am 21. Juli 1829 wurde die Ehe mit großer Feierlichkeit in der Schloßkapelle zu Coſteſſey Hall geſchloſſen.

Mr. Eduard Petre war der Sohn des neunten Lord Petre, des erſten katholiſchen Edelmanns, der ſeit der ſogen. Reformation die Ehre hatte, einen König unter ſeinem Dache aufzunehmen. Georg III. beſuchte denſelben auf deſſen Edelſitz Thorndon Hall. Rieſige Summen wurden bei dieſer Gelegenheit aufgeboten, um den königlichen Gaſt würdig zu feiern und ihm zu zeigen, wie er von ſeinen katholiſchen Unterthanen geehrt werde. Lauras Bräutigam war ein überzeugungstreuer Katholik, ſittenrein und von Herzen gut, aber ein leidenſchaftlicher „Sportsmann". Jagen, Schießen, Reiten, Hunde und Pferde — dafür lebte er. Noch eben hatte er dreimal hintereinander (1827, 1828 und 1829) den St. Legerpreis gewonnen. Sinn und Geſchick für die Verwaltung ſeiner vielen und großen Güter hatte er nicht. Dazu kamen Wetten, Bürgſchaften und fürſtliche Geſchenke an „Freunde", die ſeine Güte mißbrauchten. Alles das zuſammen genügte, um auch ſein gewaltiges Vermögen dem vollſtändigen Zuſammenbruche nahe zu bringen, und bald nach Abſchluß der Heirat verlangten die Gläubiger ſo ungeſtüm Begleichung ihrer Forderungen, daß die junge Frau mit den zerrütteten Finanzen ihres Gemahls bekannt gemacht werden mußte. Das war gewiß eine harte Prüfung, und in hundert ähnlichen Fällen wäre nun das Glück der Ehe zerſtört geweſen. Hier bewährte Mrs. Petre ihre Charakterſtärke und echte Tugend. Keine Spur von einer Klage gegen ihre Mutter, die ſie zu dieſer Ehe gedrängt, oder gegen ihren Mann, der ihr ſeine Lage nicht früher mitgetheilt hatte; ſtatt deſſen nahm die 18jährige Frau die verwickelte Verwaltung ſofort in ihre Hand und wußte mit dem klaren Blicke und der feſten Leitung, die ihr eigen war, die Schwierigkeiten zu überwinden und den größten Theil des Vermögens zu retten. Noch andere Klippen bedrohten das häusliche Glück; die Ehe blieb kinderlos,

und der Mann litt immer mehr an der Gicht, die auch einen Heiligen ungeduldig und grämlich machen kann. Nur übernatürliche Liebe reicht in ſolchen Prüfungen aus, und Mrs. Petre bewies ihrem Gatten in der faſt 20jährigen Ehe ſo unentwegte Liebe und Treue, daß das allein genügte, ſie als ein leuchtendes Beiſpiel hinzuſtellen. Sie pflegte ihren Mann in ſeinen vielen Krankheiten perſönlich bei Tag und bei Nacht, und auch als die Cholera ihn befiel, wich ſie nicht von ſeinem Krankenbette. Dafür hatte ſie auch den Troſt, daß der frühere Sportsmann ſich ſelbſt und ſein Vermögen jetzt ganz in den Dienſt der Kirche ſtellte; er war u. a. ein beſonders thätiges Mitglied des Comités für die katholiſchen Volksſchulen und einer der Hauptwohlthäter beim Bau der St. George-Kathedrale in Southwark, wo er auch in der herrlichen Grabkapelle der Petre-Chantry ſeine letzte Ruheſtätte fand. Mr. Eduard Petre ſtarb am 8. Juni 1848 in den Armen ſeines treuen Weibes eines echt chriſtlichen Todes.

Mrs. Petre war beim Tode ihres Mannes 37 Jahre alt, und es hätte ihr gewiß an Gelegenheit zu einer neuen ſtandesgemäßen Verbindung nicht gefehlt. Aber es drängte ſie jetzt, ſich ganz Gott zu weihen und den Gedanken auszuführen, der ihr ſchon bei der erſten heiligen Communion gekommen war. Doch that ſie den Schritt nur nach langer Ueberlegung und viel Gebet. Vier verſchiedene Congregationen ſuchte ſie näher kennen zu lernen, und ihre Wahl fiel endlich auf die Schweſtern von Notre-Dame zu Namur, die ſie anfangs rundweg abwieſen, ihr dann die Armut ihrer Zellen und die Opfer ihres gemeinſamen Lebens recht klar machten und ſie erſt aufnahmen, als ihr Beruf ganz klar ſchien. Nachdem ſie große Almoſen für Kirchenbauten und Schulzwecke gegeben, trat ſie mit dem Segen ihres greiſen Vaters am 21. October 1850 zu Namur ins Noviciat ein.

Man machte es ihr nicht leicht. Die vornehme Dame, die an allen Luxus gewöhnt war, muß das Leben der Armut und Entſagung bitter empfunden haben. Sie hatte anfangs nicht einmal ihre eigene Zelle, mußte mit der groben Koſt vorlieb nehmen und wie alle andern mit ihren zarten Händen die Keſſel blank putzen und Kartoffeln ſchälen. Es kam dabei zu köſtlichen Scenen. „Hat denn Ihre Mutter Sie nicht einmal gelehrt, wie man Kartoffeln ſchält?“ fragte ſie einſt eine ihrer Mitnovizen, ein braves Mädchen vom Lande, das keinen Begriff von der frühern Lebensſtellung ihrer Gefährtin hatte. Aber dieſe äußern Schwierigkeiten waren nicht die einzigen, und ohne gründliche Tugend und wirklichen Beruf hätte ſie niemals ausgehalten. Doch Armut, Demuth, Gehorſam und Selbſtentſagung hatte ſie ja gerade geſucht, und ſo war ſie glücklich und zufrieden.

Wie ſehr ihre Obern von ihrer gründlichen Tugend überzeugt waren, beweiſt der Umſtand, daß ſie Schweſter Maria vom hl. Franciscus gleich nach ihrem Noviciate zur Mutter der Poſtulantinnen und dann zur Novizenmeiſterin ernannten. Von 1852—1868 bekleidete ſie dieſe wichtigen Aemter. Mit wahrhaft mütterlicher Liebe führte ſie die zahlreichen Novizen der noch jungen Congregation in das innere Leben ein und wußte ſie mit begeiſterter Hingabe für die ſchweren Opfer ihres Berufes zu erfüllen.

Digitized by Google

Eine Reihe charakteriſtiſcher Züge, Anekdoten, Ermahnungen, Unterweiſungen, Worte des Troſtes und der Ermunterung zeigen uns, in welchem Geiſte Schweſter Maria vom hl. Franciscus ihres Amtes waltete, und geſtatten uns zugleich einen Blick in den chriſtlichen Adel und die hohe Vollkommenheit ihrer eigenen Seele. Man begreift die Begeiſterung, mit der die Novizen an ihrer „lieben Mutter" hingen. Von 1868—1875 ſtand ſie der Generaloberin in der Leitung der ganzen Congregation als Aſſiſtentin zur Seite, und von 1875 bis zu ihrem Tode (1886) endlich war ſie die Oberin des Mutterhauſes zu Namur.

Die Congregation der Schweſtern von Notre-Dame war mitten in den Stürmen der franzöſiſchen Revolution entſtanden und erſt kurz vor dem Eintritte Mrs. Petres in dieſelbe (1844) von Rom beſtätigt worden; ihr Hauptzweck iſt der Unterricht in den Elementar- und Mittelſchulen beſonders armer Mädchen. Gegenwärtig zählt die Congregation 49 Häuſer in Belgien, 40 in Amerika, 20 in England und 2 am Kongo.

Daß Schweſter Maria den kirchlichen Bedürfniſſen ihrer engliſchen Heimat eine ganz beſondere Sorge widmete, ſoweit ihr das ihre Stellung erlaubte, braucht kaum geſagt zu werden. Gewiß hätte ſie gern perſönlich am Unterrichte der armen Kinder ihres Volkes gearbeitet, und es war ihr ein großes Opfer, daß der Gehorſam ſie die 35 Jahre ihres Ordenslebens im Mutterhauſe zu Namur feſthielt. Aber ſie hatte doch den Troſt, auch unmittelbar für England arbeiten zu dürfen. Als ſie der Congregation beitrat, hatte dieſelbe nur eine Niederlaſſung in England. Im Jahre 1845 kamen die erſten Schweſtern für die katholiſchen Armenſchulen nach Falmouth; ſie wurden von fanatiſchen Proteſtanten mit Hohn und Haß empfangen und waren ihres Lebens kaum ſicher. Die allgemeine Achtung, der ſich die katholiſchen Ordensfrauen heute in England erfreuen, iſt allein ſchon ein Gradmeſſer des troſtreichen Fortſchrittes unſerer Kirche in England während des ſeither verfloſſenen halben Jahrhunderts. Die Niederlaſſung von Falmouth wurde bald nach Clapham verlegt, und zur Gründung dieſes Hauſes wirkte Schweſter Maria — damals noch Mrs. Petre — thätig mit, indem ſie den Nonnen die hohe Miethe (230 £) bezahlte. Alle Häuſer der Congregation, die nach ihrem Eintritte gegründet wurden (20 im ganzen), betrachten ſie als Wohlthäterin. Ueberdies hat ſie alle engliſchen Häuſer im Auftrage oder als Begleiterin der Generaloberin zehnmal viſitirt und dabei, wie ihre Schweſtern dankbar anerkennen, nach außen durch ihren Einfluß und ihre Klugheit manche Schwierigkeiten weggeräumt und im Innern Liebe und Begeiſterung für die harte Arbeit in den Armenſchulen ſtets neu belebt.

Ihr Hauptwerk aber, welches für ſich allein es verdient, daß ihr Name mit goldenen Buchſtaben in die Kirchengeſchichte Englands eingetragen iſt, bleibt die Gründung des großartigen, katholiſchen Schullehrerinnenſeminars von Mount Pleaſant in Liverpool. 1853 hatte das Comité der katholiſchen Armenſchulen dieſe wichtige Sache zuerſt in Anregung gebracht. Wenn man keine geprüften katholiſchen Lehrerinnen anſtellen konnte, ſo waren alle Kinder der Armen den proteſtantiſchen Schulen preisgegeben. Mit 5000 £ (100 000 Mark) meinte man die Gründung beſtreiten zu können. Schweſter Maria erlegte mit Erlaubniß

ihrer Obern dieſe Summe. Ein großer Garten auf einer geſunden Anhöhe in einer Vorſtadt Liverpools wurde mit dieſer Summe angekauft und der Bau begonnen. Aber noch manches tauſend Pound mußte die Schenkerin der erſten Gabe folgen laſſen, bis das großartige Werk mit ſeiner ſchönen Kapelle, ſeinen vielen Flügeln und der ganzen innern Einrichtung vollendet war. Ihr herrliches Gut zu Salby wurde verkauft und der ganze Erlös für dieſes Lehrerinnenſeminar verwendet. Auf ihre Fürbille übernahm ihre Congregation die Leitung dieſer Anſtalt; nicht gerne gab die Generaloberin die Einwilligung, da die Lehrerinnen ein ſchwieriges Staatsexamen abzulegen hatten. Sie beſtanden es; doch waren die erſten Anfänge nicht ſehr ermuthigend. Aber ihre und ihrer Mitſchweſtern Energie ſiegte über alle Schwierigkeiten, und Mount Pleaſant iſt jetzt nach dem Urtheile der königlichen Unterrichtscommiſſäre eine Muſteranſtalt, die den Vergleich mit keiner ähnlichen zu ſcheuen braucht. Als dieſelbe im Juli 1881 ihr 25jähriges Jubiläum feierte, hatte ſie ſchon über 1000 (1886 zur Zeit ihres Todes waren es 1272) geprüfte Lehrerinnen in die Armenſchulen Englands geſandt. Die Zahl der Kinder, welche durch ihre Thätigkeit katholiſchen Unterricht erhielten, muß inzwiſchen 100 000 überſchritten haben. No credit is due to me; I have only been an instrument in the hands of Providence, pflegte Schweſter Maria vom hl. Franciscus zu ſagen, wenn man ſie auf den Segen ihres Werkes aufmerkſam machte. Ihre Demuth erhöht aber nur das Verdienſt dieſer ihrer ſchönſten Stiftung.

Die „ſtarke Frau", deren Leben wir nach dem uns vorliegenden Werke kurz ſkizziren, überſchritt am 15. Januar 1886 ihr 75. Lebensjahr, und die Krone konnte nicht mehr ferne ſein. Schon lange hatte ſie neben der Bürde ihres Amtes als Oberin des Mutterhauſes die Laſt zunehmender Krankheit zu tragen. Jetzt wurde das Kreuz faſt unerträglich. Ein Herzleiden mit heftigen Schmerzen, Athmungsnoth, Schlafloſigkeit und Gicht bereitete ihre Seele auf den Tod vor. Monatelang ertrug ſie, an ihr Krankenlager gefeſſelt, dieſe Leiden mit großer Geduld und ſtarb endlich, wiederholt durch die heiligen Sacramente geſtärkt, am Frohnleichnamstage (24. Juni) 1886 eines heiligmäßigen Todes.

Als die Kunde ihres frommen Hinſcheidens nach Mount Pleaſant kam, hielt der Biſchof von Liverpool, umgeben von zahlreichem Clerus, der Verewigten in der von ihr erbauten Kapelle einen feierlichen Trauergottesdienſt. Ueber 100 Mitſchweſtern waren gegenwärtig. Die ſchönen Worte, die der hochwürdigſte Herr bei dieſer Gelegenheit an dieſelben richtete, mögen den Schluß dieſes kurzen Abriſſes eines langen und an Tugenden reichen Lebens bilden. „Obſchon eure Herzen der Abgeſchiedenen nachtrauern," ſagte der Biſchof, „ſo haben wir doch keinen Grund zu ungetheiltem Schmerze. Wer hat ein beſſeres Recht zur ewigen Ruhe und zum Genuſſe ihres Lohnes als Schweſter Maria vom hl. Franciscus nach 35 Jahren beſtändiger Arbeit für Gott und für das Heil der Seelen? Wäre es nicht ſelbſtſüchtig, ſie um unſeres eigenen Troſtes willen vom Genuſſe dieſer wohlverdienten Ruhe auf unſere Erde zurückzuwünſchen? Ihr führt ihre Arbeit fort; denn wir dürfen wohl ſagen, daß ihrer Anſtrengung und ihren Opfern die Ausbreitung eurer Congregation in dieſer Diöceſe und über ganz

Digitized by Google

England hin in ganz hervorragender Weiſe zuzuſchreiben iſt. Und jedes Kind, das ihr unterrichtet oder dem ihr Gutes erweiſt, iſt ein Preis, der zu ihr emporſteigt, nicht um ihren Lohn zu vermehren — denn Gott hat in ſeiner Güte ihr den ganzen Lohn ſchon zum voraus gegeben —, der aber doch ihr neue Freude und Glorie bereitet. Was könnt ihr alſo Beſſeres thun als das Werk in dem Geiſte fortführen, in dem ſie uns ein ſo glänzendes Beiſpiel gegeben hat?"

In der That, ihr Leben iſt ſo zu einem Baume des Segens geworden, der ſeine Früchte zum Heile der Seelen noch lange zeitigen wird durch ihre Stiftung ſowohl wie durch ihr Beiſpiel. Und das freundliche Licht dieſes Beiſpieles auf den Leuchter geſtellt zu haben, daß es auch in weitern Kreiſen und nach Jahrhunderten noch freundlich ſchimmere und viele zur Nachahmung einlade, iſt das Verdienſt der Verfaſſerin dieſes Buches, welcher wir daher für ihre nicht geringe Mühe von Herzen unſern Dank ausſprechen.

J. Spillmann S. J.

Franz I., Kaiſer von Oeſterreich. Von Dr. **Cöleſtin Wolfsgruber,** Benediktiner zu den Schotten in Wien, f. e. geiſtl. Rath. 8°. Wien und Leipzig, Braumüller, 1899. Preis *M.* 12.

Erſter Band: Der Großprinz von Toscana 1768—1784. Mit ſieben Bildern. (XII u. 346 S.)

Zweiter Band: Der Erbprinz in Oeſterreich 1784—1792. Mit zwei Bildern und der Nachbildung eines Handſchreibens Franzens. (VIII u. 246 S.)

Franz I. gehört nicht zu den eigentlich glänzenden Regentengeſtalten. Er hat weder den Feldherrnruhm wie ſein Bruder Karl noch den Ruf des weltumgeſtaltenden Staatsmannes wie ſein großer Staats-Erzkanzler Fürſt Metternich. Und doch lebt ſein Name unvergeßlich fort, und ſeine 43jährige Regierung wird ewig denkwürdig bleiben, wie die keines andern Herrſchers aus ſeinem Stamme ſeit Rudolf von Habsburg. Die Geſchichte kennt ihn vor allem wegen ſeiner nie ermüdenden Pflichttreue als den „fleißigſten Beamten" ſeines Kaiſerſtaates. Ehrenvoll ſteht er da unter den Fürſten ſeiner Zeit durch die Unbeſcholtenheit ſeiner Sitten und das muſterhaft ſchöne Familienleben ſeines Hauſes. Unzählig ſind all die Züge von Güte und Leutſeligkeit, die Beweiſe eines unbeſtechlichen Sinnes für Recht und Billigkeit, die noch jetzt in Sagen und Erzählungen des Volkes fortleben. Alles dieſes hat er mit manchen andern Herrſchern ſeines Hauſes gemein. Was ihm eigen iſt und was ſeine beſondere Größe, ſein Wahrzeichen in der Geſchichte, ausmacht, das iſt ſeine beiſpielloſe Volksthümlichkeit. Zwar beſtieg er den Thron faſt noch mitten unter den Ruinen, welche die Joſephiniſche Mißwirtſchaft gehäuft hatte, und war die ganze erſte Hälfte ſeiner Regierungszeit, über 20 Jahre, durch faſt beſtändig dauernde blutige und unglückliche Kriege ausgefüllt. Aber vielleicht nie wurde ein Fürſt ſo innig, aufrichtig und einmüthig von ſeinem Volke geliebt wie „der gute Kaiſer Franz".

Kein Wunder daher, wenn auch die Geſchichtsforſchung ſich gerne dieſem volksthümlichen Fürſtenbilde zuwendet, und dem Geſchichtsfreunde wie dem vater-

Digitized by Google

landsliebenden Oeſterreicher alles von Bedeutung und Wichtigkeit erſcheint, was die Perſon des Kaiſers Franz näher berührt.

Der fleißige P. Wolfsgruber hat ſchon früher mehrfach Gelegenheit gehabt, in der Franciscéiſchen Periode ſich näher umzuſehen. Sein ſchönes Werk über die Kaiſergruft in Wien, ſeine große Biographie des Cardinals Migazzi wie die erbauende Lebensbeſchreibung von Franzens vierter Gemahlin, der wohlthätigen Kaiſerin Karoline Auguſte, hatte ihn mit der Perſon Franz' I. und ſeiner nächſten Angehörigen ſchon recht vertraut gemacht. Jetzt iſt er ſo glücklich, über dieſen Lieblingskaiſer des alten Oeſterreich das Anziehendſte von allem erzählen zu können, was es gibt, die Geſchichte ſeiner Kindheit und Jugend.

Er will die Erziehung ſchildern, die den heranwachſenden Prinzen zu dem gemacht hat, was er geworden iſt, aber „die Erziehung im vollen Umfang des Begriffes". „Die vorliegende Arbeit", meint er daher, „durfte ſich mit der Schilderung der Wirkſamkeit der Erzieher und Meiſter nicht begnügen, mußte vielmehr auch die Einwirkung der Eltern und Geſchwiſter und aller derer, die mit dem Prinzen in Verbindung kamen, berückſichtigen." Nichts Anziehenderes und Lehrreicheres aber in der Geſchichte merkwürdiger Männer, als dem vielgeſtaltigen Proceß ihres Werdens Zug um Zug, Phaſe um Phaſe beobachtend folgen zu können.

Um dies zu ermöglichen, hat der emſige Verfaſſer die eingehendſten und authentiſchſten Berichte ſich dienſtbar zu machen gewußt. Da ſind einerſeits die überaus fleißigen Schriften und Tagebücher von des jungen Prinzen eigener Hand wie die Briefe der verſchiedenen Glieder der kaiſerlichen Familie aus den Schätzen des k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs, andererſeits die regelmäßigen Aufzeichnungen des mit der Oberleitung der Erziehung betrauten Grafen Colloredo, jetzt im Familienarchiv der gräflichen Familie v. Falkenhayn. Noch eine Reihe anderer werthvoller Archivalien, wie die Hof-Ceremonien-Protokolle, die Acten des Kriegsarchivs, des Hofkammerarchivs u. ſ. w., ſtanden ihm offen, und ſie ſind, wie ſelbſtverſtändlich auch die bereits gedruckten Correſpondenzen der fürſtlichen Familienglieder, fleißig und umſichtig herangezogen worden.

Franz, geb. am 12. Februar 1768, war das älteſte der 14 Kinder, welche dem Großherzog Leopold von Toscana durch ſeine ſpaniſche Gemahlin, die Tochter Karls III., geſchenkt wurden. Da Joſeph II., Leopolds älterer Bruder, nach zweimaliger Ehe ohne männliche Nachkommen geblieben war und ſich nicht mehr zu verehelichen gedachte, ſo mußte vorausſichtlich das Erbe der öſterreichiſchen Staaten dereinſt an den Nächſtberechtigten der Prinzen von Toscana fallen. Die Erziehung der großherzoglichen Kinder von Toscana galt daher als eine der ernſteſten Angelegenheiten des Erzhauſes. Kaiſerin Maria Thereſia ſelbſt wollte dieſelbe in die Hand nehmen und bis ins einzelne ordnen und überwachen. Noch mehr als ſie that es nach ihrem Tode Joſeph II.

Der großen Kaiſerin war es jedoch für die Heranbildung des künftigen Regenten um hochtönende Erziehungstheorien und kunſtreiche Unterrichtsmethoden wenig zu thun. Ihr kam es vor allem darauf an, daß der künftige Kaiſer ein guter Chriſt, ein grundſatzfeſter Mann und ein treuer Erfüller ſeiner Pflichten

ſei. Nachdem Franz ſein fünftes Jahr vollendet hatte und es Zeit geworden, ihn aus der Pflege der Frauen in die Hände von Männern zu geben, beſtimmte ſie zu ſeinem Hofmeiſter einen wenig vermögenden, aber in jeder Weiſe achtungswerthen Edelmann, der ſelbſt bereits Vater von ſechs kleinen Kindern war. Es war Franz von Paula, Reichsgraf von Colloredo-Walſee, bisher niederöſterreichiſcher Regierungsrath. Als dieſer vor der Verantwortlichkeit der Aufgabe anfangs zurückſchrecken wollte, wußte die Kaiſerin ihn zu beruhigen: „Sie kenne ihn gar wohl und von langer Zeit. Er habe alle Eigenſchaften zu dieſem Dienſte ſicher inne, ſei ein guter Chriſt, parfait honnête homme, guter Ehemann und Vater und guter Sohn. Er habe Proben gegeben ſeiner Gelaſſenheit und Beſcheidenheit. Er muß nicht glauben, daß er unſere lieben Kinder zu inſtruiren und zu unterrichten habe. Es werden ihm Leute, und zwar ſehr gute Leute zugegeben werden, welchen er nur nachzuſehen und ihren Lehrungen gegenwärtig zu ſein haben wird. Ihm wird bloß die Herzen und das Gemüth zu bilden und auf ihre Sitten ſein Augenmerk zu tragen auferlegt."

Colloredo hat das in ihn geſetzte Vertrauen gerechtfertigt. Mit der vollen Hingabe ſeiner ſelbſt und in nie ermüdendem Eifer hat er von da an, bis 15 Jahre ſpäter die Vermählung des Prinzen in ſeine Stellung zu ihm eine Aenderung brachte, ſeiner Aufgabe gelebt. Es iſt ihm gelungen, den Prinzen zu einem braven und pflichttreuen Mann heranzubilden, und er hat ſich deſſen Achtung und Dankbarkeit bewahrt durchs Leben. Neben ihm waren zum Glück aber auch noch andere Factoren thätig, die, wenn auch unter ſeinen fortwährenden Klagen und ängſtlichen Beſorgniſſen, dasjenige ausglichen oder abmilderten, was in Colloredos Erziehungsweiſe leicht nachtheilig hätte wirken können und was zweifelsohne einer berechtigten Kritik offen ſteht.

Für *einen* Fehler allerdings, einen der gewöhnlichſten, der bei Prinzenerziehung begangen wird, darf man ihn nicht verantwortlich machen. Franz und ſeine Brüder begannen bereits im Alter von drei Jahren buchſtabiren und leſen zu lernen; mit vier Jahren lernten ſie Franzöſiſch, Deutſch und Italieniſch, mit fünf Jahren den Katechismus und das Schreiben, und in alle drei Sprachen überſetzen. Franz war eben fünf Jahre alt geworden, als er ſeinen erſten Brief an Maria Thereſia ſchrieb, und da Colloredo ſeinen Dienſt antrat, im Mai 1773, las und überſetzte der kleine Prinz täglich in drei Sprachen. Und doch ſollte die Zeit des ſyſtematiſchen Unterrichtes jetzt erſt recht für ihn beginnen. Zwar äußert Colloredo gleich von Anfang den vernünftigen Grundſatz, „daß die jungen Prinzen in den erſten Jahren nicht über das Maß beſchäftigt werden, damit ihre Geſundheit und ihr Gedächtniß nicht überlaſtet werden". Allein die verfrühte, unverhältnißmäßige Belaſtung war bereits vorhanden, und Colloredo in ſeinem wohlgemeinten Eifer war ſchwerlich der Mann, hier das Maß von dem Uebermaß richtig zu ſcheiden. Selten werden Kinder des bürgerlichen Mittelſtandes in ihrer frühen Jugend in Bezug auf das Studium wie auf die ganze äußere Lebensweiſe ſo ſtrenge gehalten ſein, wie es dieſe Kinder des Großherzogs von Toscana waren.

Die Anordnungen für Ernährung und Abhärtung der Prinzen waren geſund und vernünftig, nur die Körperübungen auffallend vernachläſſigt. Außer Garten-

arbeiten und Volantſpielen kannte man nichts als ſtundenlanges Spazierengehen. Auch Muſik wurde wenig betrieben. Die Unterrichtsſtunden waren zahlreich und wurden faſt niemals ganz ausgeſetzt. Ferien gab es nicht für die großherzoglichen Kinder, und der Zwang zu geiſtiger Beſchäftigung währte den größten Theil des Tages. Es kann nicht auffallen, daß Klagen über Unaufmerkſamkeit und Mangel an Intereſſe während der Unterrichtsſtunden häufig wiederkehren. Franz zählte 14½ Jahre, als der tüchtigſte der Lehrer, der ſelbſt ſtets den Fleiß der Prinzen anzufeuern ſuchte, deſſen Mutter, die Großherzogin, darauf aufmerkſam machen zu müſſen glaubte, „Franz wachſe nicht, weil er zu viel ſtudire“. Als derſelbe Lehrer, Graf Hohenwart, einige Monate ſpäter den Prinzen dazu ermunterte, öfters die eine oder andere Zeitung zu leſen, erwiderte dieſer, „er habe zu wenig Zeit, ſei mit ſo vielen Arbeiten überhäuft; er arbeite neun Stunden des Tages; das ſchlage ihn nieder“.

Eine andere Eigenthümlichkeit dieſer Erziehung war, daß die Prinzen nie mit Knaben gleichen Alters, ſei es zum Spiel, ſei es zum Unterricht, zuſammenkommen durften. Als es ſpäter doch rathſam erſchien, Franz in der Geſelligkeit eine gewiſſe Uebung zu verſchaffen, verfiel der Großherzog auf den unglücklichen Gedanken, mehrmals die Woche „Gelehrten-Abende“ für den Prinzen zu veranſtalten, wo der 13jährige Knabe allein, von Profeſſoren und Fachgelehrten umgeben, über wiſſenſchaftliche Dinge ſich unterhalten ſollte. Es ſpricht für Colloredos geſunden Blick, daß er hiergegen wenigſtens Einwendungen erhob. Aber es blieb bei dieſer ganz verfehlten Anordnung, und Franz I. hat bis zu ſeiner Thronbeſteigung ausſchließlich nur mit ältern Männern und bis zu ſeiner Vermählung vorwiegend mit Profeſſoren verkehrt. Etwas ſuchte man den Mangel dadurch zu erſetzen, daß je zwei der Prinzen paarweiſe miteinander unterrichtet wurden: Franz mit Ferdinand, Karl mit Leopold. Dies hatte jedoch auch ſeine großen Schattenſeiten. Die geiſtige Entwicklung der Schüler war ungleich. Franz war um 15 Monate älter, dabei geſunder, begabter und fleißiger als ſein Bruder Ferdinand. Er wurde durch deſſen Zurückbleiben im Unterricht nicht wenig aufgehalten. Die täglichen Erholungen hatten die vier oder fünf Prinzen, welche bereits in männliche Hände übergegangen waren, ſtets gemeinſam; zuweilen durften ſie auch mit den kleinen Geſchwiſterchen ſpielen, ebenſo in den frühern Jahren mit den Schweſtern. Dies hatte den andern Nachtheil, daß Franz für ſeine wirklichen Vergnügungsſtunden ſich ſtets nur auf kleinere Kinder angewieſen ſah. Doch war dies noch ſein Glück, um ſo mehr, da die Eltern, ohne ſich um die Ideen des pflichteifrigen Hofmeiſters viel zu kümmern, es gerne ſahen, wenn die Kinder tüchtig lärmten und tollten. Der Großherzog ſelbſt liebte es, mit ſeinen Jungen auf dem Boden herumzurollen. Colloredo gerieth darüber nahezu in Verzweiflung. Namentlich machte es ihn unglücklich, wenn die ältern Prinzen ſich bei ſolchen Gelegenheiten noch ganz als Kinder zeigten. Ohne Zahl ſind ſeine Klagen, daß Erzherzog Franz bei ſeinen 12 oder 13 Jahren mit den kleinern Geſchwiſtern noch „ſo kindiſch“ ſpiele, ſo gerne „Kindereien“ treibe. Nach der Idee des Hofmeiſters mußte ein Prinz in dieſem Alter ſchon ganz voller Würde und geiſtiger Reife ſein. Später wunderte man ſich dann darüber, daß Franz nichts vom

Jüngling an ſich habe, ſondern in ſeinen jungen Jahren ſich in allem gebe wie ein alter Mann.

In hundert derartigen kleinen Zügen verräth ſich bei Colloredo neben aller Trefflichkeit des Charakters und dem Ernſt der Grundſätze etwas Enges, ſozuſagen Philiſterhaftes. Er war der vollendete „Biedermann“ aus der Blüthe der Biedermannsperiode. Daher auch ſeine unabläſſigen Klagen über die Lehrer, ſelbſt über diejenigen, welche die tüchtigſten waren und um die geiſtige Ausbildung der Prinzen die höchſten Verdienſte haben. Sie ſind ihm nicht ſteif und profeſſorenmäßig genug; ſie laſſen ſich beſonders zur Zeit der Erholung zu ſehr zu den Kindern herab. Abbé Zach, der neben den andern Fächern den Religionsunterricht und die Sonntagspredigten beſorgte, und Abbé Summating, zugleich der Beichtvater der Prinzen, haben ſich durchaus als geſchickte Lehrer erwieſen und ſich auch die Achtung ihrer Zöglinge bewahrt. Sie wußten aber aus der praktiſchen Erfahrung, aus ihrer Lehrthätigkeit in der Geſellſchaft Jeſu, der ſie bis zur Aufhebung angehört hatten, daß es, um auf die Kinder heilſam einzuwirken, jener künſtlichen Scheidewand keineswegs bedürfe. Noch mehr als ſie erregt Hohenwart den ſtändigen Aerger Colloredos, da er das Intereſſe des ſchüchternen, etwas apathiſchen Prinzen zu beleben ſucht durch öftere nach Verdienſt geſpendete Anerkennung. Zweifelsohne hatte Hohenwart als Pädagoge einen ungleich weitern Blick und ungleich größere Erfahrung als Colloredo, wie er denſelben überhaupt geiſtig überragte. Der Unterhofmeiſter Manfredini, ſelbſt ein hochbegabter Mann und ſpäter für lange Zeit der leitende Staatsmann für Toscana, meinte geradezu, Hohenwart ſei „der einzige Mann von Geiſt“ im ganzen Lehr- und Erziehungskörper der Prinzen.

Colloredos Hauptfehler ſcheint geweſen zu ſein, daß er etwas *zu viel* guten Willen hatte. Die großherzoglichen Kinder von Toscana waren von Natur liebenswürdig und vortrefflich angelegt, und es gebrach ihnen keineswegs an Geiſtesgaben. Aber es wurde nicht nur an ihnen zu früh und zu viel unterrichtet, ſondern auch zu viel erzogen. Mit den Ermahnungen, Verweiſen, Vorſchriften, Predigten nimmt es gar kein Ende. Wenn bei ſothanen Umſtänden Unbefangenheit und Friſche eines Kindes nicht völlig ſchwinden, ſo hat dies ſchon eine unverwüſtliche Natur zur Vorausſetzung. Es iſt wahrlich nicht zu wundern, wenn Jahr für Jahr und in allen Berichten die Klage wiederkehrt, Franz ſei ſchüchtern, reſervirt, furchtſam, verſteckt, gezwungen und heuchleriſch. Bei einer minder gut angelegten Natur hätten die Wirkungen weit verhängnißvoller ſein können. Dazu kam, daß Colloredo als echter Biedermann es liebte, „lange Predigten“ zu halten und ſchon dem Kinde ſtets die Vernunftgründe zu entwickeln, weshalb das eine gut, das andere zu laſſen ſei. Die ſchärfſte Kritik über dieſes ſein Verfahren hat er ſelbſt einmal abgegeben, als er die Worte notirte: „Ich predigte ihm eine ganze Stunde [dem zwölfjährigen Knaben!]. Er aber war gar nicht gerührt; ſagte einigemal: ‚Ich glaub's‘.“

Ein Verdienſt Colloredos hingegen, das wenigſtens zum großen Theil ſeinen perſönlichen Bemühungen zukommt, iſt es, dem urſprünglich ſtark egoiſtiſch veranlagten jungen Prinzen einen lebhaften Sinn für Dankbarkeit, ein offenes Auge

für die Noth des leidenden Mitmenſchen und ein reges Intereſſe für die öffentliche Armen- und Krankenpflege eingepflanzt zu haben. Maria Thereſia hatte es dem Hofmeiſter auch zur Pflicht gemacht, und es entſprach ganz ſeinen eigenen Grundſätzen, daß die Kinder in religiöſer Geſinnung auferzogen werden ſollten. Morgen- und Abendgebet, tägliche heilige Meſſe und Leſung aus einem geiſtlichen Buche in der Frühe, Litanei und ein Geſätz des Roſenkranzes am Nachmittag wurden pünktlich eingehalten. An Sonn- und Feiertagen war Predigt und des Abends eine Segensandacht. Seitdem Franz mit zehn Jahren die erſte heilige Communion empfangen, empfing er, abgeſehen von Oſtern, dreimal des Jahres die heiligen Sacramente: auf Neujahr, am Feſte des hl. Aloyſius und auf Portiuncula. Auch am Tag der Exequien für Maria Thereſia (12. December 1780) beichteten und communicirten die Prinzen, um mit ihren Gebeten auch die heilige Communion für die Großmama aufzuopfern. Als Franz 17jährig ſich für immer von der Familie trennen mußte, um nach Wien unter die unmittelbare Obhut des Kaiſers überzuſiedeln, wählte man zum Tag ſeiner Abreiſe das Aloyſiusfeſt. Tags zuvor, an einem Sonntag, empfing noch einmal die ganze Familie gemeinſam die heilige Communion. Die Mutter, welcher der Abſchied überaus ſchwer fiel, entließ ihr Kind unmittelbar vom Communionaltar mit dem Kuſſe der Liebe. Erſt nach ſechs Jahren ſah ſie ihn wieder. Colloredo hielt darauf, daß von der Religion, von der Kirche und ihren Dienern nur mit Achtung geſprochen werde. Als der 12jährige Franz über Cardinal Migazzi von Wien, den er bei der Durchreiſe in Florenz kurz geſehen, wegwerfend zu reden anfing und ihn einen „Lümmel" nannte, wurde das recht ernſt genommen. Es war dies um ſo nothwendiger, da der Unterhofmeiſter Manfredini, ein ſonſt literariſch feingebildeter Mann, ſich als Freigeiſt gefiel und weder in ſeinen Aeußerungen noch in der Lectüre, welche er in die Hände der Prinzen brachte, wähleriſch war. Von ihm vernahmen ſie herabſetzende Reden über die gehörte Predigt, über das, was in der geiſtlichen Leſung vorkam, wie über die Geiſtlichen. Einmal, da Manfredini dem Prinzen Ferdinand, dem ſpätern Großherzog von Toscana, ſcheltend zurief: „Schade, daß Sie nicht lieber Pfaff werden," mußte er ſich von dem Kinde die Gegenbemerkung gefallen laſſen, „man nenne die Geiſtlichen nicht ſo". Im Auguſt 1781 klagte der Religionslehrer des 13jährigen Franz beim Hofmeiſter, daß der Prinz „verſchiedene Reden von Papſt und Geiſtlichkeit zu reden anfange, vieles nur leichthin achte und wenig Eifer zeige".

Man muß es anerkennen, daß Colloredo redlich bemüht war, hier größeres Uebel zu verhüten. Allein bei alledem war ſeine eigene Religioſität doch mehr die verſchwommene Gefühlsreligion der Joſephiniſchen Zeit, die aufkläreriſch etwas abgeblaßte Religion des „Biedermanns", die über eine Art Bürgermoral nicht ſehr hoch hinausragte. Dem Abbé Summating, Lehrer und Beichtvater der Prinzen, wurde von ihm um 1779 ausdrücklich verwieſen, den Kindern noch ferner „Geſchichten und Wunder der Heiligen zu erzählen". Als der Burgpfarrer von Wien, Alois Langenau, in ſeinen ſonntäglichen Predigten vor dem Thronfolger auch dogmatiſche Stoffe zu behandeln begann, fand dies Colloredo ſo übel, daß er darauf ausging, die Abhaltung der Predigten für den Prinzen ganz zu hinter-

Digitized by Google

treiben. Gelegentliche Aeußerungen des jungen Erzherzogs über die „Bettelmönche" oder die „Kerzelweiber", über „unaufgeklärte Frömmigkeit", „Aberglauben" u. ſ. w. laſſen denn auch erkennen, daß die unkirchlichen Strömungen im Leopoldiniſchen Toscana und im Joſephiniſchen Oeſterreich auf ſeine religiöſe Erziehung keineswegs ohne Einfluß geblieben waren. Als dagegen einer der vom Kaiſer dem Prinzen zugetheilten Generaladjutanten einmal während des Tiſches ein Lob auf Voltaire anſtimmte und deſſen Lectüre empfahl, zeigte der 17jährige Erzherzog ſo viel Feſtigkeit, beſtimmt zu widerſprechen.

Uebrigens war Colloredo nicht der einzige, welcher erziehlichen Einfluß auf Franz und deſſen Brüder zu üben hatte. Unter andern Lehrern waren es namentlich Manfredini als Unterhofmeiſter und Graf Hohenwart als Geſchichtsprofeſſor, welche auf die Heranbildung der Prinzen ihre Einwirkung fühlbar machten. Um ſo willkommener wäre es geweſen, wenn der Verfaſſer auf die Perſönlichkeit dieſer beiden Männer wie auch der übrigen am Erziehungswerk betheiligten Lehrer ſich etwas mehr eingelaſſen und ihren frühern wie ſpätern Lebenslauf kurz ſkizzirt hätte. Vieles würde dadurch an Bedeutung und Intereſſe gewonnen haben. Lehrer, von welchen lediglich ein Familienname genannt wird, wie Blodig, Serolle, Louis u. ſ. w., vermögen keine Theilnahme zu wecken, auch nicht in ihrem pädagogiſchen Wirken. Beſonders übel bewährt ſich dies bei dem armen, von Colloredo ſo unfreundlich beurtheilten Abbé Diesbach. Neben dieſem aus Prag gebürtigen Johann Diesbach, der durch zahlreiche wiſſenſchaftliche Arbeiten einen geachteten Namen ſich erworben hatte, lebte damals in Wien ein anderer Abbé Diesbach, faſt vom gleichen Alter, ebenfalls, wie jener, Exjeſuit, als Schriftſteller und als Erzieher thätig. Es war der aus Bern gebürtige Convertit Nikolaus Joſeph Albert Baron v. Diesbach, ehemals Offizier in ſardiniſchen Dienſten, welcher im December 1798 zu Wien im Ruf der Heiligkeit geſtorben iſt. Oft ſchon iſt dieſer letztere Exjeſuit v. Diesbach mit jenem andern Exjeſuiten Johann Diesbach verwechſelt worden, und um ſo nothwendiger wäre es geweſen, jenen Abbé Diesbach, auf welchen ſo großer Tadel gehäuft werden ſollte, durch Beifügung ſeiner Perſonalien genau kennbar zu machen.

Es knüpfen ſich namentlich an die Unterrichtsſtunden Hohenwarts manche Epiſoden von wahrhaft prickelndem Intereſſe. Als Franz 16 Jahre zählt, kommt Kaiſer Joſeph II. eigens nach Florenz, den Bildungsſtand ſeiner Neffen zu prüfen. Er erſcheint im Geſchichtsunterricht der beiden älteſten Prinzen, dem er von Anfang bis zu Ende aufmerkſam beiwohnt. Der in Function befindliche Lehrer iſt der künftige Erzbiſchof von Wien, Graf Hohenwart. Als Gegenſtand des Unterrichtes greift er die Zerwürfniſſe zwiſchen Kaiſern und Päpſten heraus, und alles Kopfſchütteln und Geſtikuliren Joſephs II., der mit den aufgeſtellten Grundſätzen unzufrieden iſt, vermag ihn nicht aus der Faſſung zu bringen. Ein andermal hat die Großherzogin, eine Tochter Karls III. von Spanien, während des Unterrichtes, dem ſie gerne beiwohnte, mit einer übelwollenden Bemerkung gegen die unterdrückte Geſellſchaft Jeſu den Lehrer unterbrochen. Dieſer ſelbſt hatte bis zur Aufhebung dem Orden angehört und war mit unverbrüchlicher Liebe demſelben zugethan. Er fühlte die Kränkung tief. Mit beißender Höflichkeit

erwiderte er, ſcheinbar zuſtimmend, er werde künftig auch eher ein Jude als noch einmal Jeſuit werden; man habe nur übel daran gethan, nicht alle Jeſuiten auf einmal zu verbrennen. Erzherzog Franz, der trotz ſeiner Jugend das Peinvolle dieſes Wortwechſels herausfühlte, ſuchte abzulenken, und die Großherzogin, im übrigen eine brave Frau, that nach Schluß der Stunde dem gekränkten Prieſter Abbitte. Einmal ſprach Hohenwart von der Theilung Polens und erwähnte die Klagen der Polen gegen die öſterreichiſche Regierung. Der kleine Franz, damals elf Jahre alt, fragte betroffen, ob man ihnen alſo hart thue, ob die Kaiſerin, ſeine Großmutter, Unbilliges verlange. Hohenwart mußte ſehen, wie er ſich herausreden konnte. „Die allergnädigſte Frau herrſche voll Milde," meinte er, „aber die Art der Miniſter ſei zu tadeln." Ein anderes Mal ſetzte der geiſtreiche Mann ſeinen kleinen Erzherzogen allerliebſt auseinander, es gebe dreierlei Gattung von Menſchen: Männer, Weiber und Prinzen; letztere glaubten allezeit etwas ganz Beſonderes, von allen andern Menſchen Verſchiedenes zu ſein und von allem ausgenommen; ſie brauchten aber weit mehr Hilfe als andere und könnten ohne dieſelbe gar nicht beſtehen.

Sicherlich muß die Geſchichte einer Erziehung, in welcher ein Hohenwart, ein Colloredo, ein Manfredini die Hauptrollen ſpielen, ſchon eben dadurch, zumal mit Rückſicht auf die ſpätere Stellung dieſer Erzieher, ihren beſondern Reiz gewähren. Aber auch ohne dieſes würde der pädagogiſche Proceß, aus welchem Männer wie Kaiſer Franz, Großherzog Ferdinand III., Erzherzog Karl, Erzherzog Johann fertig hervorgegangen ſind, allen Anſpruch auf Beachtung haben und dem Pädagogen reichen Stoff zum Denken bieten.

Es liegt jedoch in dieſen beiden hübſchen Bänden noch ein anderer Werth: ſie zeigen das Erzhaus der Habsburger von ſeiner ehrenvollſten und liebenswürdigſten Seite. Schwerlich wird jemand dieſelben leſen, ohne die da genannten Glieder der hohen Familie mehr zu achten und wahrhaft lieben zu lernen. Selbſt Charaktere, deren hiſtoriſche Züge von Schatten nicht frei ſind, erſcheinen hier in lichterer Geſtalt. Leopolds unſelige Kirchenpolitik ſchwindet hier vor den Augen, ebenſo wie die mannigfachen Unordnungen und Thorheiten ſeines Lebens. Dagegen ſieht man ihn als liebevollen Familienvater und beſorgten Regenten, ſtets wohlwollend gut und heiter, geiſtig regſam und in vielem recht vernünftig. Auch Joſeph II., trotz des Ungeſtüms, mit welchem er die Erziehung des Thronfolgers zu verbeſſern wähnt, und trotz der bodenloſen Mißwirtſchaft ſeiner Verwaltung, die ſich in den unbefangenen Tagebuch-Aufzeichnungen ſeines Neffen aufs kraſſeſte ſpiegelt, verräth hier ſeine edelſten und ſchätzenswertheſten Seiten, welche unwillkürlich ein Mitgefühl für ihn wecken.

Dem hochw. Verfaſſer mit ſeinem außerordentlichen Fleiße und der großen Liebe zur Sache gebührt das Verdienſt, ſeiner Darſtellung eine ſolch wohlthuende Wärme eingehaucht und ſolches Intereſſe ſeinem Werke geſichert zu haben. Was man ausſtellen könnte, wäre vielleicht, daß er Colloredos Klagen, Urtheile und Beargwöhnungen überall zu unbedingt als feſtſtehende Norm adoptirt hat und alles ſtets nur mit Colloredos Augen zu ſehen ſcheint. Vielleicht daß dabei auch der Natur von Colloredos täglich hingeworfenen Notizen und momentanen Ein-

Digitized by Google

drücken nicht immer genug Rechnung getragen ist. Allgemeine pädagogische Betrachtungen erscheinen zuweilen etwas freigebig eingestreut und schreiten manchmal gar majestätisch zwischen den kleinen Nachrichten aus der Kinderstube einher. Ein genaueres Auseinanderhalten der zeitlichen Aufeinanderfolge verschiedener Maßnahmen und Vorkommnisse würde den Ueberblick über den Gang des Erziehungswerkes erleichtert, die Lesung angenehmer und manche Wiederholung überflüssig gemacht haben. Jetzt vermengen sich oft Dinge, die um Jahre auseinanderliegen.

Indes über Geschmacksachen ist nicht zu streiten. Jedenfalls bleibt P. Wolfsgrubers Werk auch so ein liebes und werthes Buch, ein köstliches Labsal dem Freund der Jugendbildung, ein theures Andenken jedem echten Oesterreicher, nur geeignet, Achtung für die Grundsätze der Religion und Ehre, Liebe und Treue für das alte Kaiserhaus zu festigen.

Otto Pfülf S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Institutiones theologicae de Sacramentis Ecclesiae. Auctore Ioanne Bapt. Sasse S. J. Volumen alterum. Opus posthumum cura Augustini Lehmkuhl S. J. De Poenitentia cum appendice de Indulgentiis. — De Extrema Unctione. — De Ordine. — De Matrimonio. Cum approbatione Revmi Vic. Cap. Friburgensis et Super. Ordinis. 8°. (XX et 494 p.) Friburgi, Herder, MDCCCXCVIII. Preis *M.* 7.20.

Nach Drucklegung des ersten Bandes des hier angezeigten Werkes hat der Verfasser das Zeitliche gesegnet. Bei all seinen Bekannten, seinen Schülern zumal, deren er viele zählte, hinterläßt er den Ruf eines ebenso streng kirchlichen, soliden wie stillen, bescheidenen Lehrers der Theologie. Diese Vorzüge eignen denn auch in hohem Grade seiner Sacramentenlehre. Im übrigen ist die Doctrin des Buches durchaus vollständig; keine Frage von Bedeutung, die ein Dogmatiker des ausgehenden 19. Jahrhunderts in der Sacramentenlehre aufwerfen kann, ist unbeantwortet geblieben. Ueber den reichen Inhalt orientiren schon hinreichend außer dem Titel die beiden ausführlichen guten Indices, von denen der dreizehnseitige Sach- und Personen-Index am Schluß die Benutzung des Buches sehr erleichtert. Dieselben verdanken wir dem Herausgeber des zweiten Bandes, P. Lehmkuhl. Dieser hat sich um den zweiten Band überhaupt große Verdienste erworben, nicht bloß durch die uneigennützige Mühewaltung bei der Sichtung des hinterlassenen Manuscriptes und bei der Drucklegung des Buches, als auch durch die pietätvolle Behandlung der Hinterlassenschaft und durch die unter dem Texte hinzugefügten Noten und einige größere Zusätze im Texte, die aber als solche überall gekennzeichnet sind.

Digitized by Google

Oeuvres mystiques du bienheureux Henri Suso de l'ordre des Frères Prêcheurs. Traduction nouvelle par le P. G. Thiriot des Frères Prêcheurs. 12°. Ier vol. (LXVII et 306 p.) II^d^ vol. (443 p.) Paris, Lecoffre, 1899. Preis *Fr.* 6.

Das französische Publikum muß für diese schöne Gabe dankbar sein. Cartiers Uebersetzung der Werke Seuses war unvollständig und ungenau; die Forschung über die deutsche Mystik hat seit 1856 große Fortschritte gemacht, und so ist eine neue Uebertragung ganz zeitgemäß. Das moderne Französisch vermag natürlich die wunderbare Innigkeit der Sprache Seuses nicht wiederzuspiegeln. Indes hat P. Thiriot alles gethan, was sich thun ließ; er befleißt sich möglichster Einfachheit und einer ungezwungenen Natürlichkeit. Die Uebersetzung enthält außer dem „Exemplar" mit den bekannten vier Tractaten, dem Leben, dem Büchlein der ewigen Weisheit, dem Büchlein der Wahrheit und dem Briefbüchlein, noch vier Predigten Seuses nach der deutschen Ausgabe Diepenbrocks und der lateinischen des Surius, und 14 Briefe aus den 26, welche Preger 1867 nach einer Münchener Handschrift (cgm. 819) veröffentlicht hat [Ed. Preger IV—XVII]. Diepenbrock hat fünf Predigten; aber die an zweiter Stelle von ihm aufgenommene ist von Tauler. Eine sechste Predigt, Ego sum pastor bonus, fällt fast zusammen mit dem siebenten Briefe des Exemplars [= XXI in Pregers Ausgabe der Briefe]. Die Uebersetzung des Exemplars stützt sich hauptsächlich auf Denifles Ausgabe. Wir zweifeln nicht, daß Seuse auch in Frankreich viele Bewunderer finden wird. Er ist unzweifelhaft ein trefflicher Meister des geistlichen Lebens. Liegt uns auch die mittelalterliche Mystik ferner als die der großen Mystiker des 16. und 17. Jahrhunderts, so darf doch weder Theorie noch Praxis von jener ersten deutschen Periode absehen.

Critériologie générale ou théorie générale de la certitude. Par D. Morcier, professeur de philosophie ot directeur de l'institut supérieur de philosophie à l'université catholique de Louvain. gr. 8°. (XII, V et 371 p.) Louvain, Institut supérieur de philos., et Paris, Alcan, 1899. Preis *Fr.* 6.

Seit Jahrzehnten dürfte kein interessanteres Buch über die Grundlagen der Gewißheit geschrieben worden sein. In der klaren Fragestellung ist es einzig in seiner Art; von musterhafter Durchsichtigkeit sind Eintheilung und Sprache; die Widerlegung entgegenstehender Ansichten ist eingehend und gründlich. Mercier geht zum Theil ganz neue Wege. So wird sich eine kurze Anzeige der Kritik enthalten und auf ein Referat beschränken müssen. Die Vorbegriffe der Psychologie, der Wahrheit und Gewißheit erläutert das erste Buch. Schon hier finden sich manche originelle Gesichtspunkte. Das zweite Buch bestimmt die Verfassung des Verstandes an der Schwelle des Gewißheitsproblems. Die Theorie des allgemeinen Zweifels mit Einschluß Descartes' und jener Dogmatismus, welcher einfach voraussetzt, daß die Vernunft fähig sei, zur Wahrheit zu führen, werden abgewiesen. Diese Fähigkeit will der Verfasser vor der Reflexion über die eigenen Acte weder bejaht noch verneint wissen. Sein Standpunkt ist ein negativer, aber allgemeiner methodischer Zweifel. Sehr beachtenswerth sind hier die Verweise auf Aristoteles und Thomas (In metaph. l. 3, lect. 1). Die Reflexion führt aber, wie Mercier weiter ausführt, sogleich auf unmittelbar evidente Urtheile als Grundlage der Gewißheit. Im dritten und vierten Buch wird das Problem gelöst. Da die Wahrheit, wie

Mercier von Anfang an ſtark betont hat, bloß im Urtheil zu finden iſt, ſo handelt es ſich zunächſt darum, den objectiven Werth des zwiſchen Subject und Prädicat erkannten Verhältniſſes in den unmittelbar einleuchtenden Urtheilen der idealen Ordnung zu erweiſen. Es iſt die Frage nach dem letzten Kriterium der Gewißheit. Jetzt erſt behandelt Buch 4 das Problem der objectiven Wirklichkeit der Begriffe, verquickt es mit dem Univerſalienproblem und löſt es durch Aufſtellung des gemäßigten Realismus. In einem neuen Band, Critériologie spéciale, dem wir mit höchſtem Intereſſe entgegenſehen, ſollen die Quellen der Erkenntniß behandelt werden.

Geiſt des heiligen Bernhard. Geiſtliche Leſung auf alle Tage des Jahres aus den Schriften des heiligen Abtes und Kirchenlehrers. Herausgegeben von Dr. P. Nivard Schlögl, Ord. Cist., Profeſſor der Theologie und Novizenmeiſter im Stifte Heiligenkreuz. 4 Bände (Januar bis Dezember). Mit 5 Vollbildern. 8°. (XII, 300; VI, 308; VI, 306; VI, 358 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh, 1898—1899. Preis eines Bandes *M.* 2.40.

Dem Titel, der Inhalt und Empfehlung des Werkes durch ſich ſelbſt ſchon genügend ausſpricht, iſt nur hinzuzufügen, daß die gewählte Ordnung der Leſungen dem Kirchenjahr und ſeinen Feſtzeiten ſich trefflich anpaßt. Am Ende jeder Leſung findet ſich in Form von drei Gewiſſensfragen eine Anleitung zum Nachdenken und zur Nutzanwendung. Die Leſungen an ſich bieten nichts anderes als eine ſorgfältige deutſche Ueberſetzung der meiſten und beſten Predigten wie ascetiſchen Schriften des liebenswürdigen heiligen Kirchenlehrers von Clairvaux. Es ergibt ſich daraus von ſelbſt, daß ſie reich ſind an geiſtigem Gehalt, ja an wunderbar tiefſinnigen, ureigenwüchſigen Gedanken und Anmuthungen. Auf der andern Seite läßt ſich nicht läugnen, daß hinwieder auch manche Erörterung, manches Bild und mancher Gefühlserguß, zumal in dem nicht immer dem Gedanken glatt ſich anſchmiegenden deutſchen Sprachgewande, etwas Fremdartiges und ſchwer Verdauliches für den modernen Leſer, auch den frommen, haben könnte. Wer ſich durch ſolches nicht abſchrecken läßt, ernſte Geiſtesnahrung zu ſuchen in dieſen Leſungen und, wenn auch mit anfänglicher Ueberwindung, tiefer einzudringen in den „Geiſt des hl. Bernhard", wird ſich reichlich belohnt ſehen. Dem dritten Bande iſt mit Rückſicht auf das Feſt des hl. Bernhard (am 20. Auguſt) eine hübſche Novene (Betrachtungen oder Leſungen und Gebete) zu Ehren des Heiligen beigegeben. Der vierte Band ſchließt mit einer Tabelle der in dem Werke enthaltenen Schriften des hl. Bernhard, einem Verzeichniß der von ihm in dieſen Schriften angewendeten und erklärten Bibelſtellen, endlich einem überaus praktiſchen und werthvollen Sachregiſter. Letzteres macht das Werk auch zu einem Hilfsmittel für den Prediger.

Heilſerum für die Jugend nach dem bewährten Rezepte eines Seelenarztes. Der Jugend, namentlich den ſtudierenden Jünglingen, dargeboten von P. Joſ. Jordans, Prieſter der Geſellſchaft Jeſu. 24°. (96 S.) Kevelaer, Butzon und Bercker, 1899. Preis 30 *Pf.*

Anknüpfend an die Erfolge eines zu ſeiner Zeit vielgenannten Seelenführers, P. Zucchi S. J. († 1670), wird der heranwachſenden Jugend als Hilfsmittel für den ſchwerſten Kampf, den ſie zu beſtehen hat, die Andacht zu Maria und die von P. Zucchi eingeführte Art ihrer Anrufung empfohlen. Es iſt in Kürze die Geſchichte des berühmten Gebetleins „O meine Gebieterin, o meine Mutter!" An

Gehalt birgt das Schriftchen, namentlich der dritte Abschnitt, mehr, als das Aeußere vermuthen läßt. Solchen, die mit der Seelsorge für die Jugend zu thun haben, an erster Stelle Leitern von Marianischen Sodalitäten, könnte es gute Dienste leisten. An ältere und denkende Leser wendet sich ja auch die sechs Seiten lange reflectirende Einleitung. Mit Rücksicht auf jüngere Leser wären kürzere Abschnitte, kürzere Sätze und ein directeres Losgehen aufs Ziel wohl zu empfehlen gewesen. — Das gleiche Thema wird in einem „Recept für die Jugend gegen Seelenpest" betitelten Schriftchen desselben Verfassers behandelt (Preis 5 *Pf.*), sowie in dem jüngst erschienenen, sehr zu empfehlenden Büchlein: „Bewahre die Lilie der Keuschheit! Ein Wort an die Jugend. Von einem Priester der Diöcese Limburg. Frankfurt a. M., Kreuer."

Geschichte der Pfarreien des Dekanates Bonn. II. Theil. Bonn Land. Von Maaßen, Pfarrer in Hemmerich. (Geschichte der Pfarreien der Erzdiöcese Köln. Herausgegeben von Dr. Karl Theodor Dumont, Domcapitular zu Köln. Nach den einzelnen Dekanaten geordnet. V. Dekanat Bonn, II. Theil.) 8°. (X u. 384 S.) Bonn, Hanstein, 1899. Preis *M.* 5.

Seitdem zu dem großen Unternehmen einer Geschichte sämtlicher Pfarreien der Erzdiöcese Köln durch Domcapitular Dr. Dumont muthig die Initiative ergriffen wurde, sind 20 Jahre verflossen. Es ist dem nunmehr Verstorbenen noch vergönnt gewesen, die Aufgabe, soweit er sie für seine eigene Lebenszeit ins Auge gefaßt hatte, gelöst zu sehen; für sieben Decanate sah er die Arbeit wenigstens druckfertig. Mit dem vorliegenden zweiten Bande für das wichtige Decanat Bonn ist die Geschichte dieser Decanate nun auch im Drucke vollendet. Vier unter den bis jetzt erschienenen acht Bänden, drei Decanate umfassend, tragen den Namen des hochw. Herrn Verfassers und machen dessen warmem Interesse für die Sache wie seinem unermüdlichen Fleiße alle Ehre. Auch dieser letzte Band zeigt ganz dieselbe Liebe zur kirchlichen Vergangenheit und dieselbe Vielseitigkeit des Inhaltes wie seine Vorgänger; mit ihnen theilt er ebenso die musterhafte Klarheit und Uebersichtlichkeit der Anordnung. Die von Anfang an gewählte sehr hübsche Ausstattung hat durch den Wechsel des Verlages nicht im mindesten gelitten. Man kann nur wünschen, daß diese Geschichte der Pfarreien in ihrem Werthe mehr erkannt und demgemäß mehr studirt und verbreitet werden möchte. Abgesehen von mannigfachem praktischen Nutzen wird sie anregend wirken für das Studium der Localgeschichte, und wird, mittelbar oder unmittelbar, befestigen in der Liebe zur Kirche und zum heimischen Boden. Damit ist schon die Hoffnung ausgesprochen, daß ein so lehrreiches und für die Erzdiöcese so ehrenvolles Unternehmen mit dem Tode seines vielverdienten Begründers nicht einen Stillstand erfahren werde.

Kleine Kirchengeschichte. Kirchengeschichtliche Bilder. Von J. Schröder, Seminardirektor. Zweite, verbesserte Auflage. 8°. (IV u. 128 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh, 1899. Preis *M.* 1.20.

Was das Büchlein leisten will, besagt der Titel. In 42 kurzen Abschnitten — lose nebeneinandergestellten Einzelbildern — werden die Haupterscheinungen der Kirchengeschichte in großen Umrissen zur Kenntnißnahme vorgehalten. Sache des Lehrers ist es, die Bilder des weitern auszuführen. Das löbliche Streben nach Kürze hat zuweilen kleine Ungenauigkeiten zur Folge gehabt. So läßt sich S. 103

Digitized by Google

Heinrich VIII. zum Oberhaupt der englischen Kirche erklären, nachdem er wegen Trennung von seiner Gemahlin mit dem Bann belegt ist; etwas irreführend ist auch die Darstellung von Gregor VII. S. 67 u. s. w. Doch im ganzen erfüllt das Schriftchen seinen Zweck und zeigt dabei einen warmen kirchlichen Ton.

Thomas von Chantimpré. Von Alexander Kaufmann. (Vereinsschrift I. der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im kathol. Deutschland für 1899.) 8°. (138 S.) Köln, Bachem, 1899. Preis *M.* 1.80.

War es ein Werk der Pietät gegen einen hingeschiedenen hochgeschätzten Schriftsteller, für diese seine letzte, leider nicht zum Abschluß gediehene Arbeit die Herausgabe zu ermöglichen, so ist es gewiß auch ein Verdienst um diejenigen, welche am Geistesleben der Vergangenheit ein regeres Interesse nehmen. Mit einem mittelalterlichen Schriftsteller von der Art eines Cantipratensis in der Weise bekannt zu werden, wie es hier geschieht, kann nur geistiger Gewinn sein. Man lernt einen höchst merkwürdigen Mann kennen in seinem Leben, seiner Eigenart und seinen Leistungen; man erhält zugleich auch die Blüthenlese aus der poesieüberströmten Fülle seiner Erlebnisse und Erzählungen. Kaufmann verheimlicht Schatten nicht, er deutet aber zugleich mit ihnen die Gesichtspunkte an, sie richtig zu beurtheilen. Er mahnt nachdrücklich, daß nur aus dem Geist der ganzen Zeit heraus die Einzelerscheinung recht erfaßt werden könne. Neben dem Dunkeln sieht er auch das Licht, und es ist recht viel Erhebendes und Herzerquickendes, was der sinnige Kenner des Cäsarius von Heisterbach hier dessen jüngerem Zeit- und Geistesgenossen abgelauscht hat. Was manchmal nicht gefällt, ist Kaufmanns Neigung, allzu leicht und allzu oft in den einfachsten christlichen Erzählungen und Legenden Ueberbleibsel heidnischer Sagen zu erblicken. Den Spruch des Ecclesiasticus 33, 29 hat er S. 77 nicht erkannt. Bei den dürftigen Angaben über Bonifacius von Lausanne hätten die Ausführungen in dieser Zeitschrift Bd. L, S. 10 f. oder wenigstens Kieckens (St. Boniface de Bruxelles, 1892) vielleicht Dienste thun können. Das Verfahren des gelehrten Herausgebers, in allem übrigen der achtungsvollsten Anerkennung werth, kann nur in dem einen nicht gelobt werden, daß er ein ganzes Kapitel unterdrückt hat, weil der Verfasser dasselbe 1893 in der „Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte" schon einmal hat drucken lassen.

Gabriel Malagrida de la Compagnie de Jésus. Par Paul Mury S. J. 2. édition. 8°. (XII et 350 p.) Strasbourg, Le Roux et C°, 1899. Preis *M.* 2.

Die kleine, im Tone der Erbauungslectüre gehaltene Schrift ist dem Andenken eines eifrigen Heidenmissionärs gewidmet, dessen tugendreiches Leben durch den zuletzt an ihm begangenen Justizmord doppelt ehrwürdig erscheint. Schon 1865 war das Schriftchen in erster Auflage erschienen und ist seitdem in verschiedene Sprachen übersetzt worden. Eine deutsche Uebertragung kam in diesen Blättern (Bd. XLII, S. 345) zur Anzeige. Durch die zweite Auflage ist an der Erzählung wenig geändert, nur einiges hinzugefügt worden. Namentlich weist sie jetzt im Anhang Malagridas Schrift über „Die wahre Ursache des Erdbebens vom 1. November 1755" nebst den Documenten der Gutheißung wie der königlichen Verwerfung derselben auf, und das Urtheil der Inquisition über den Missionär, beides in der Ursprache wie in französischer Uebersetzung. Ferner bringt der Au-

hang eine Beschreibung der Kerker von St-Julien nebst einer Abbildung und den Listen der dort Gefangenen. Es ist zu bedauern, daß die Gelegenheit dieser Neuauflage nicht benutzt worden ist, mit Hilfe neuerer Publicationen die frühere Darstellung zu ergänzen. Schon P. Duhrs Studie über Pombal (Freiburg 1891) hätte über die wichtigsten Fragen, welche sich an Malagridas Ende knüpfen (S. 73 bis 76), werthvolle Anhaltspunkte bieten können.

Vier Heldinnen aus der Zeit der Katholikenverfolgung in England. Von Gräfin R. de Courson. Mit Erlaubniß der Verfasserin aus dem Französischen übersetzt von Peter Sömer. 8°. (372 S.) Steyl, Missionsdruckerei, 1899. Preis geb. *M.* 2.50.

Die fesselnde Erzählung der Gräfin de Courson über Leben und Leiden von vier heldenmüthigen Frauen aus der Zeit der Glaubensverfolgung in England ist in dieser Zeitschrift (Bd. XLVIII, S. 219) empfehlend zur Anzeige gekommen. Hier liegt nun eine deutsche Uebersetzung vor in fließender Sprache und hübscher Ausstattung. Näherhin gliedert sich die Schrift in sechs Hauptabschnitte: Allgemeines über die Katholikenverfolgung in England, Abriß der Geschichte der katholischen Kirche in England vom Nachlassen der blutigen Verfolgung bis jetzt, und zwischen diesen beiden allgemeinen Partien das Leben Jane Dormers, der Herzogin von Feria, der Donna Luisa de Carvajal und der Jungfrau Mary Ward.

Correspondance du Cardinal Hercule Consalvi avec le Prince Clément de Metternich. 1815—1823. Lettres et autres Documents inédits extraits des Archives II. RR. de Vienne et des Archives privées de S. A. le prince Paul de Metternich. Par Charles van Duerm S. J. Lex.-8°. (CXXVI et 411 p.) Louvain, Polleunis et Ceuterick — Bruxelles, L. Lagaert, 1899. Preis *Fr.* 10.

Es war bekannt, daß der große Staatssecretär Pius' VII. dank seiner geistigen Bedeutung wie seiner bezaubernden persönlichen Liebenswürdigkeit mit fast allen gekrönten Häuptern Europas und mit allen bemerkenswerthen Staatsmännern seiner Zeit in brieflichem Verkehr stand. Crétineau-Joly hat in seiner Ausgabe von Consalvis Memoiren eine Anzahl solcher Briefe in Facsimile veröffentlicht. Unter ihnen fand sich (II, 263) auch ein recht artig gehaltenes Schreiben Metternichs, das auf nähere Beziehungen hindeutet. P. van Duerm, welcher mit der Regierungszeit Pius' VII. sich schon früher mehrfach beschäftigt hat und dessen Forschungen in den Wiener Archiven wir bereits eine andere wichtige, leider viel zu wenig beachtete Publication verdanken (Un peu plus de lumière sur le Conclave de Venise, Louvain 1896; vgl. diese Zeitschrift Bd. L, S. 236), war nun so glücklich, einen großen Theil der Correspondenz zwischen den beiden mit Recht hochgefeierten Staatsmännern theils aus dem Staatsarchiv in Wien, theils aus dem fürstlich Metternichschen Privatarchiv ans Licht ziehen zu können. Von den Briefen Consalvis, welche die wichtigern sind, lagen ihm die Originalien vor, während er für die Schreiben Metternichs mit den Conceptschreiben sich begnügen mußte. Für die richtige Würdigung der Persönlichkeit Consalvis und seiner Politik während der zweiten Periode seiner Amtsthätigkeit, über welche die 1812 niedergeschriebenen Memoiren einen Aufschluß nicht gewähren können, sind diese Briefe von hoher Bedeutung. Auch an sonstigen Angaben von allgemeinem geschichtlichen Interesse fehlt es nicht. Für den deutschen Leser findet sich eine zwar nicht erfreuliche, aber bedeutsame Stelle

S. 241 über die kirchlichen Verhandlungen mit den Staaten der oberrheinischen Kirchenprovinz. Noch manche andere Mittheilungen, z. B. über die Bibliotheca Palatina S. 97 f. 133 f., über die Romreise des Generalvicars Wessenberg S. 187 u. s. w., sind beachtenswerth. Die Briefe sind durchwegs politischen Inhaltes, und auch in den confidentiellsten Aeußerungen verläugnen sich niemals die Meister der Diplomatie.

Darf das Gymnasium seine Prima verlieren? Von Dr. Julius Asbach, Direktor des Kgl. Gymnasiums zu Düsseldorf. 8°. (18 S.) Düsseldorf, Schwann, 1899. Preis 80 *Pf.*

Nicht in dem abwehrenden Theile dieses Vortrags liegt sein Werth. Er wendet sich gegen den Vorschlag angesehener Schulmänner, das heutige Gymnasium bis zur Obersecunda als einheitliche Lehranstalt für gelehrte Berufe jeder Art beizubehalten (also unter Wegfall des Realgymnasiums ꝛc.), dagegen an Stelle der heutigen Prima eine vom Gymnasium gesonderte zweiklassige höhere Schule einzusetzen, die, je nach der Verschiedenheit der Berufsarten, in drei Richtungen sich verzweigen würde. Für die einen würden die altklassischen Studien, für andere die modernen Sprachen, für wieder andere die mathematischen und naturwissenschaftlichen Fächer den Unterricht beherrschen. Einem Vorschlag von solcher Tragweite, der so ernste Momente für sich geltend machen kann, war es unmöglich, in einem kurzen Vortrag gerecht zu werden. Er ist eigentlich nur obenhin berührt worden, und in der That wird für die Annehmbarkeit desselben alles auf die Art und Weise der Ausführung ankommen. Was aber Dr. Asbachs Vortrag wahren Werth verleiht, ist der warmherzige Protest gegen „weitere Verstümmelung der klassischen Bildung", die sachverständige Würdigung der klassischen Studien; es ist ferner die zwar vorsichtige und zarte, aber bedeutsame Kritik an der „Gymnasialreform von 1892" und den heutigen Lehrplänen, das entschiedene Verlangen einer ernstern Betonung des Lateinstudiums, wie überhaupt der „anzustrebenden Verbesserung" und „Weiterführung der Reform". Die Prachtstelle S. 14 über die Geschichte der Hellenen wird jedem Freund des klassischen Alterthums aus dem Herzen geschrieben sein. Deshalb sind jedoch keineswegs alle positiven Aufstellungen dieses Vortrages ohne weiteres gutzuheißen.

1. **Der brave Student.** Ein nützliches Hilfsbüchlein besonders für sog. spätere „Studienberufe". Von Heinrich Teutsch, Studentenfreund. Lex.-8°. (136 S.) Ravensburg, Kommissions-Verlag von Kitz, 1899. 6 Hefte à *M.* 1.25.
2. **Die drei ersten Lateinjahre.** Ein nützliches Hilfsbuch für sog. spätere Studienberufe, auch für Eltern, Geistliche, Privat- und Hauslehrer. Verfaßt im Anschluß an die neuen deutschen Studienpläne von 1892 und die neueste Litteratur (1893—1899) und an die Latein-Grammatik von Landgraf (Heft 4 des „Braven Studenten", Landgraf-Ausgabe). Von Heinrich Teutsch, Studentenfreund. 8°. (38 S.) Ravensburg, Kommissions-Verlag von Kitz, 1899. Preis *M.* 1.

1. Aus einer großen Masse neuer und gediegener Literatur über das Gymnasialwesen und die demselben verbundenen Unterrichtsfächer wird hier von einem Manne der Praxis die Substanz geboten, und zwar ganz im Hinblick auf die Praxis, mit vielen trefflichen Winken nicht nur für den Unterricht selbst, Stoff-

Digitized by Google

eintheilung, Methode, Schulübungen, Auswahl der Autoren und Lesestücke, sondern auch in Bezug auf die Schulbücher, ihre verschiedenen Ausgaben nach Brauchbarkeit und Preis, in Bezug auf Erholungszeit, Spiele, Lectüre, Ferienausflüge u. s. w. Solche, welchen es obliegt, Studirende zu leiten, wie oft Geistliche auf dem Lande, Directoren von Convicten, Privatlehrer und selbst Gymnasiallehrer von Fach, werden vieles Nützliche aus diesen mit immensem Fleiße zusammengetragenen Heften schöpfen können, und die einmalige Auslage der Beschaffung wird sich durch die treffliche Orientirung über die Literatur und die Schulbücherausgaben leicht wieder decken. Anfänger in den Studien, auch in bereits gereiftern Jahren, könnten hingegen durch die Masse und Mannigfaltigkeit des Gebotenen wohl eher verwirrt als sicher geleitet werden. Denn wenn es an einem Werke ein Fehler sein kann, daß es zu viel Gutes bietet, d. h. zu viel Gutes auf einmal leisten will, so werden die vorliegenden Hefte von einem solchen Vorwurf wohl kaum ganz freizusprechen sein. Dieser Fehler wird jedoch nur am buchhändlerischen Erfolge sich rächen. Solche, welche das Werk wirklich gebrauchen und geistig durchdringen, werden sich des Reichthums nur zu freuen haben.

2. Die kleine Broschüre stellt nichts anderes dar als das vierte Heft des oben angezeigten größern Werkes in Sonderabdruck und handlicherem Format. Es ist zugleich derjenige Theil des Werkes, der am unmittelbarsten in die Praxis einschlägt und am meisten einer vorhandenen Nachfrage entgegenkommt. Für sogen. späte Studienberufe ist er ganz und gar eingerichtet und kann für sie einen guten Führer abgeben, ja nahezu den Lehrer ersetzen. Der köstliche Druckfehler in der Mitte der Seite 29 wird dabei ganz besonderes Vergnügen machen.

Vierzig Katechesen zum Religionsunterricht in der Fortbildungsschule. Seinen hochw. Mitbrüdern im Bistum Rottenburg gewidmet von Franz Müller, Priester desselben Bistums. 8°. Selbstverlag des Verfassers (Versandstelle: H. Kitz, Buchhandlung, Ravensburg), 1899.

Erstes Heft: Zwanzig Konferenzen über Glaube, Gnadenmittel, Gebet (über das erste, zweite, vierte Katechismus-Hauptstück). (60 S.) Preis *M.* 1.

Drittes Heft (Schlußheft): Elf kirchengeschichtliche Konferenzen (Nr. 28—38), nebst zwei Abschluß-Katechesen (39 und 40). (104 S.) Preis *M.* 3.

Es sind nicht eigentlich Katechesen, was hier geboten wird, sondern kurze Vorträge oder Ermahnungsreden über die Hauptwahrheiten der Religion. Gemeinverständlichkeit, Einfachheit und Herzlichkeit des Tones sowie die stete Richtung aufs Praktische zeichnen dieselben aus. Eine umfangreichere Literaturangabe ist den einzelnen Vorträgen vorangestellt, während diese selbst ein Muster abgeben, wie der Katechet, um den Geist des einfachen Hörers nicht zu überschütten, sich selbst stofflich Beschränkung aufzuerlegen hat. Nur so viel wird jedesmal geboten, als auch ein weniger anspruchsvoller Geist auf einmal zu verdauen im stande ist.

In den „kirchengeschichtlichen Conferenzen" ist das, was vorgetragen bezw. aneinandergereiht wird, meist wohlbekannt; die Urtheile lassen manchmal Meinungsverschiedenheit zu. Lehrreich aber ist die Auswahl der Stoffe. In nur elf Vorträgen wird eine ganze populäre Kirchengeschichte auch dem einfachsten Hörer beigebracht. Dabei ist je ein besonderer Vortrag der Liebe zum Papstthum (die Päpste des 19. Jahrhunderts), der Hochschätzung der religiösen Orden, der Kirchengeschichte der engern Heimat (bis in die allerneueste Zeit) und ein sehr gut angebrachter und lohnender Vortrag dem Werk der Missionen gewidmet.

Digitized by Google

Katechismusgeschichten. Freie und kurzgefaßte Erzählungen zu den einzelnen Abschnitten des Schullatechismus mit wörtlichem Anschluß an denselben. Der Schule und den Familien gewidmet von A. Schmittdiel, Priester der Diöcese Paderborn. 8°. (VIII u. 311 S.) Paderborn, Junfermann, 1899. Preis *M.* 2.

Bezeichnender als der jetzt gewählte ausführliche Titel wäre wohl: Katholischer „Katechismus in erzählender Form" für Haus und Schule. Der Verfasser selbst gebraucht diesen Ausdruck (Vorrede S. VI), und daß er klar wußte, was er wollte, beweist die gute und bescheidene Vorrede. Daraus geht auch hervor, daß er sich sein Werk zunächst als Familienbuch denkt. Wir sind derselben Ansicht, und auch unseres Erachtens „wäre das Buch ganz besonders geeignet als Geschenk und Andenken für die Jugend, sei es zu Weihnachten oder gelegentlich der ersten heiligen Communion oder der Entlassung aus der Schule". Auch der Schule kann das Buch gute Dienste thun, wenn dasselbe sich in den Händen der Kinder findet. Der Katechet brauchte nur gelegentlich mit seinen Schülern nach Art einer Wiederholung die eine oder andere Erzählung durchzunehmen, um fragend und erklärend auf Zweck und Inhalt des Buches aufmerksam zu machen. Bei diesem neuen, ersten Wurfe wollte und konnte der Verfasser nicht gleich Vollkommenes liefern. Es ist auch nur zu wahr, daß durch die ganze Einrichtung des Buches „Erfindung, Anordnung und freie Wahl des Ausdrucks nicht wenig behindert und erschwert" wurde. Trotzdem muß es für Neuauflagen das Hauptbestreben der Kunst des Verfassers sein, in den einzelnen Erzählungen erzählender und in den verschiedenen verschiedenartiger bei seiner Erzählung zu werden. Der Katechismustext müßte aus dem Blattwerk der Erzählung so frisch und ungezwungen hervorwachsen wie die Knospe und Blume.

Miscellen.

Zur russischen Diplomatie im 16. Jahrhundert. Es ist bekannt, wie schwer zugänglich das Moskowitische Zarenreich Jahrhunderte hindurch den Einwirkungen von Westen her geblieben ist und wie ungebärdig es sich diplomatischer Beeinflussung von seiten der europäischen Cabinette zu erwehren wußte. Es bedurfte der getäuschten Hoffnung auf Polens Königskrone und des Emporkommens eines heldenhaften Gegners wie Stephan Bathory, um den Großfürsten zu regerem Austausch mit dem Kaiserhofe und selbst mit dem Heiligen Stuhle gefügig zu machen. Gleichwohl war noch bei Gelegenheit des Regensburger Reichstages, wo eine Verständigung des Großfürsten mit dem Kaiser gegenüber dem neuen Polenkönig zu stande kam, im August 1576, alle Feinheit des größten päpstlichen Diplomaten jener Zeit, des großen Cardinals Morone, an der unüberwindlichen Barbarei des russischen Botschafters Fürsten Sougorski und seines Diak Artsy-

bachew zu Schanden geworden. Unter ſolchen Umſtänden war jeder Schritt Rußlands zu diplomatiſcher Verbindung mit einer der abendländiſchen Mächte eine Sache vom höchſten Intereſſe, und noch heute, da jenes ſelbe Zarenreich in der europäiſchen Diplomatie eine ſo hervorragende Rolle ſpielt, kann man nicht ohne Vergnügen jener erſten ſeltenen diplomatiſchen Miſſionen gedenken, durch welche vor 300 Jahren das große Moskowiterreich hier und da eine Annäherung an eine der Weſtmächte verſucht hat. Ueber eine dieſer Geſandtſchaften, die bisher eine Beachtung kaum gefunden hat, birgt das Statthalterei-Archiv zu Innsbruck einen Bericht des Hofkammerrathes Erasmus Heidenreich (Haydenreich) zu Pidnegg an Erzherzog Ferdinand II. von Tirol von Wien aus, im Januar und Februar 1578, der mit ganz unbedeutenden orthographiſchen Aenderungen hier wörtlich folgen ſoll:

„Der Moſtgawiteriſch Poth (Bote) iſt mit neun Perſonen auf Ihr. Kayſ. Majeſt. Gutſchen den 19 dits (Januar) hie einblait (begleitet) worden, den gleichwol ihr. Mt. Hofgeſindt anders nit, wie ich Eur fürſtl. Durchlt. hievor gehorſamblich anzaigt, entgegen kumben, ſondern allain der Herr Gillis mit ihr Majeſt. Hertſchiern (Hartſchieren). Sonſt iſt ihm Herr Hanns Chriſtoff von Zelting, Hofrath, entgegen auf die Grentzen von ihr. Mt. geſchickt worden. Und iſt gedachter Pottſchafter allhie zu Wienn in der Kärnerſtraßen im Haſen Haus loſiert.

„Geſtern den 21. dits haben ihr Mt. Ihm Moscawiteriſchen Pottſchafter Audienz umb 4 Uhr Nachmittag geben; iſt zu Roß, er und ſein Diakh in die Purg belait worden; ſoll ſich was befrembt haben, daß man ihm alſo ſpath Audienz geb. Weil man ihm aber zu verſtehn geben, es ſey alſo gebreuchig, iſt er darmit zufriden geweſen.

„Er Pottſchafter und ſein Diakh ſein in guldenen Stuckhen gen Hof für ihr. Mt. kumben und fünf ihrer Diener in Seiden und Wullen-Röcken mitgangen, darunder ainer des Grosfürſten Schreiben an ihr. Mt. in ainem ſameten Säckt und zween, jeder ain Zimer Zöbl zu der Vererung in Säcken getragen; die andern zween aber nichts gehabt. Die ſein all miteinander für ihr. Mt. fürgelaſſen worden, und bey der Audienz und ſeinem Fürbringen Niemandt anders als die gehaimben Räth und der Dolmetſch, auch die Herrn, ſo die Pottſchaften Belait geweſen, hat ſich lenger als ain halbe Stundt bey ihr. Mt. im Zimmer aufgehalten.

„Und durch Mitl (Vermittlung) ihrer Mt. Dolmetſchen ſein Sach bey ihr. Mt. fürbracht und nahendt bey ihr. kay. Mt. geſtanden, wie es auch Reden hin und wider zwiſchen ihr. Mt. und ihm Pottſchafter alſo abgeben.

„Was aber ſein Werbung, darvon hab ich anders nichts bisher vernomben.

„Sonſt iſt gedachter Pottſchafter, wie mit Herr von Zelting, der ihn blait, bericht, ain hoflicher Mann, und weder er noch ſein Geſindt nit dermaßen ungeſchaffen (ungeſchlachte) Leuth, als die großmoscowiteriſch Pottſchaft zu Regenspurg geweſen.

„Und ſoll ain kriegserfarne Perſon ſein, den der Moscawiter viel in ſolchen Sachen gebrauchen thuet; auch aus Eyſlanndt (Livland) jung in der Moscaw gefangen worden, und ſich ihrer Retigion angenomben haben.

„Ist den 27. Septembris verschinen 77isten Jars zu diser Legation aus der Moscaw abgeraist und den 19. Januari wie obgemelt alher ankumben.

„Das Meer hat in lang aufgehalten, das er sex ganze Wochen nit one Gefar des Meers Ungestümbe nit ehr hat fort kumen mügen.

„Wie er sich gegen Herrn von Zelting vernemben lassen, so will sein Großfürst mit Schweden und den Tartern kain Fridt annemben. Und ist under andern sein Absendung zu Continuiern der Handlung, so die vorig Groß Pottschaft zu Regenspurgg angebracht, und daß die kayserlich und Reichs Legation ihren Fortgang mechte haben.

„Soll sich großer Hilf vernemben lassen mit Volk, oder, wo solches nit anemblich, mit Gelt und das Volk ander Orten zu Abbruch der Turggen (Türken) zu gebrauchen, auch den Persier wider den Türggen zu bewegen.

„Daß sein nun die äußerlichen Reden, was aber im Grunt sein Fürbringen, dessen hab ich, wie obgemelt, meines Thails kain Wissen.

„Hat sich auch gegen gedachten Hern von Zelting vernemben lassen, sein Großfürst hab bisher kainer des jezigen Künig in Polln (Bathory seit 14. Dec. 1575) Pottschaft den Paß hinein geben und zu ihme lassen wellen, dieweil er nur der kayſ. Mt. hochlobseligister Gedechtnus Diener mit zwaien Pferdten gewesen [1]; sonder well sein Grosfürst vor Zuelassung des Künigs in Polln Potten diser Handlung und Ausrichtung bey ihr. Mt. alhie erwarten.

„Und sovil, genedigister Her, was ich von außen der Moscawiterischen Sachen halben vernomben."

Ueber die Abreise der Botschaft berichtet Heidenreich am 21. Februar 1578 aus Wien:

„Der Kaiser hat gestern die Moscowiterisch Potschafft verabschid und, wie man sagt, solche über die Kostfreihaltung auch wohl begabt. Die nimbt nun auf morgen ihren Weg nach Behemb (Böhmen), Saxen, Brandenburg, Mechlburg (Mecklenburg), Dannenmarkh auch Schweden mit Kaiserlichen Schreiben, deren ihr. Mt. derselben Dolmetscher bis in die Markh mitgeben."

Gebildete und reiche Anarchisten. Vielfach sucht man die Anarchisten bloß unter armen Arbeitern. Das ist ein Irrthum. In allen Ständen findet man Vertreter des Umsturzes. Freilich muß man vorsichtig und genau zusehen, bevor man einer Nachricht, der oder jener sei Anarchist, Glauben schenkt. Wir

[1] Stephan Bathory hatte in seiner Jugend als einfacher Edelmann im Dienste Ferdinands I. gestanden und war im Gefolge der Erzherzogin Katharina nach Mantua gegangen. Als Abgesandter Zapolyas wurde er später von Kaiser Maximilian II. drei Jahre lang in ehrenvoller Haft in Oesterreich zurückgehalten. Erst nach dem Aussterben der Zapolyas war er 1571 zum Woiwoden von Siebenbürgen emporgestiegen. Trotzdem hatte er bei der Bewerbung um die polnische Krone sowohl den Großfürsten Iwan IV. wie Kaiser Max II. aus dem Felde geschlagen. Daher Iwans Wuth und Verachtung gegen den Emporkömmling und seine Weigerung, dem König Stephan von Polen den Titel „Bruder" zu geben.

Digitized by Google

ſind in der Lage, eine ziemlich vollſtändige Liſte der „gebildeten und reichen“ Anarchiſten Nordamerikas bieten zu können. Sie gehören zu der gemäßigten Richtung, welche alle Staaten und jede Rechtsordnung abgeſchafft wiſſen will, Gewaltmaßregeln jedoch verwirft, am Privateigenthum feſthält und alles vom abſoluteſten freien Wettbewerb erwartet. Die folgenden Angaben ſind der Liberty entnommen, dem Organ Benjamin Tuckers, des geiſtigen Hauptes und genaueſten Kenners der genannten Partei in der Union. (Liberty XIII, 9 [1899], p. 4.)

Die Anarchiſten der Vereinigten Staaten, ſchreibt Tucker, zählen

Erſtens: Ziemlich viele Juriſten. Einer iſt actives Mitglied vielleicht des leitenden Rechtsinſtitutes der drittgrößten Stadt der Union. Ein anderer war ehedem der gewählte Rechtskundige und Rath der zweiten Stadt Amerikas.

Zweitens: Viele Aerzte, Männer und Frauen.... Einer unter ihnen hat eine hohe Stellung in einem New Yorker Spital....

Drittens: Wenigſtens drei berufsmäßige Buchhändler, an der Spitze dreier großer Buchhandlungen, zweier öffentlichen und einer Univerſitätsbuchhandlung....

Viertens: Zahlreiche Lehrer an öffentlichen und Privatſchulen....

Fünftens: Einer oder zwei Univerſitätsprofeſſoren....

Sechstens: Eine ſtattliche Reihe Journaliſten.... Viele unter ihnen ſind, traurig genug, eher bereit, Lügen niederzuſchreiben als von Brod und Waſſer zu leben....

Siebentens: Ungefähr ein Dutzend Erfinder....

Achtens: Eine bedeutende Anzahl Ingenieure,... einige in hohen Stellungen....

Neuntens: Ein halbes Dutzend Architekten von nicht geringem Rufe.

In den folgenden Nummern zählt Tucker Banquiers, reiche Kaufleute und Farmer auf in nicht geringer Zahl. Dann folgen ſtaatliche Bureaubeamte, ein Poliziſt, als „anarchiſtiſche Anomalie“, viele Künſtler, Maler, Muſiker, Dichter, zahlreiche Arbeiter in beſſern Stellungen. Den Schluß bilden ein oder zwei Millionäre. Tucker ſpielt ſie als letzten Trumpf aus. Indes ſcheinen die reichen Herren nicht viel Geld für ihre einzige Zeitung zu erübrigen; denn das Blatt kann aus Mangel an Unterſtützung nicht einmal regelmäßig erſcheinen.

Die marxiſtiſche Theorie der modernen Geſellſchaft und ihrer Entwicklung im Lichte der Bernſteinſchen Kritik.

(Schluß.)

Es iſt bekannt, welch große Bedeutung Marx und mehr noch Engels — mit Bezug auf den Zuſammenbruch der kapitaliſtiſchen Geſellſchaft — den Wirtſchaftskriſen zugeſchrieben haben. Bernſtein[1] wendet darum auch der ſocialiſtiſchen Kriſentheorie ſeine Aufmerkſamkeit zu.

Die bei den Socialiſten populärſte Erklärung der Wirtſchaftskriſen iſt ihre Ableitung aus der Unterconſumtion der Maſſen. Auch Marx ſagt im dritten Bande des „Kapital“[2]: „Der letzte Grund aller wirtſchaftlichen Kriſen bleibt immer die Armut und Conſumtionsbeſchränkung der Maſſen gegenüber dem Triebe der kapitaliſtiſchen Production, die Productivkräfte ſo zu entwickeln, als ob nur die abſolute Conſumtionsfähigkeit der Geſellſchaft ihre Grenze bilde.“ Das ſtimmt ſo ziemlich mit der Rodbertusſchen Kriſentheorie; denn auch Rodbertus leitet die Kriſen nicht ſchlechthin aus der Unterconſumtion der Maſſen ab, ſondern aus dieſer in Verbindung mit der ſteigenden Productivität der Arbeit. Im zweiten Bande des „Kapital“ dagegen heißt es[3]: „Es iſt eine reine Tautologie, zu ſagen, daß die Kriſen aus Mangel an zahlungsfähiger Conſumtion . . . hervorgehen. . . . Will man aber dieſer Tautologie einen Schein tieferer Begründung dadurch geben, daß man ſagt, die Arbeiterklaſſe erhalte einen zu geringen Theil ihres eigenen Products, und dem Uebelſtande werde mithin abgeholfen, ſobald ſie größern Antheil davon empfängt, ihr Arbeitslohn folglich wächſt, ſo iſt nur zu bemerken, daß die Kriſen jedesmal vorbereitet werden durch eine Periode, worin der Arbeitslohn allgemein ſteigt, und die Arbeiterklaſſe realiter größern Antheil an dem für Conſumtion beſtimmten Theil des jährlichen Products erhält. . . . Es ſcheint alſo, daß

[1] Vorausſetzungen S. 66 f.

[2] 2. Aufl., S. 21. [3] S. 406 f.

die kapitalistische Production vom guten oder bösen Willen unabhängige Bedingungen einschließt, die jene relative Prosperität der Arbeiterklasse nur momentan zulassen, und zwar immer nur als Sturmvogel einer Krise."[1] Da der zweite Band des „Kapital" nach den Angaben Engels' im Vorworte (zum zweiten Bande) die spätesten und reifsten Früchte der Marxschen Forschungsarbeit enthält, so erscheint also die im zweiten Bande dargelegte Anschauung als eine Correctur der frühern Auffassung von den Ursachen der Krisen. Ebenfalls Engels widerspricht der Ableitung der Wirtschaftskrisen aus der Unterconsumtion, so namentlich in seiner Streitschrift wider Dühring[2], wo er behauptet, die Unterconsumtion der Massen sei wohl „auch eine Vorbedingung der Krisen", erkläre aber ebensowenig das heutige Dasein wie die frühere Abwesenheit derselben.

Als eigentliche Ursache erscheint: die Abwesenheit einer Controlle des Marktes, die anarchistische Production mit der Ueberproduction im Gefolge, die mit der Entwicklung der kapitalistischen Gesellschaft beständig zunehmende Umwälzung der Productionsmittel, die durch die Fortschritte der Technik häufig verursachte Nothwendigkeit einer beschleunigten Erneuerung des fixen Kapitals (der Productionswerkzeuge u. s. w.)[3].

Karl Marx nahm einen periodischen Charakter der Krisen an. Zwar könne der auswärtige Handel aushelfen, sagt Marx[4], doch „verlege er nur die Widersprüche auf ausgedehntere Sphäre, eröffne ihnen größern Spielkreis". Derselbe Gedanke, daß nämlich die Erweiterung des Marktes die Widersprüche der kapitalistischen Wirtschaft auf ausgedehntere Sphäre verlege und damit steigere, wird auch von Engels ausgesprochen[5]: „Die acute Form des periodischen Processes mit ihrem bisherigen zehnjährigen Cyklus" ist gewichen. „Seit der letzten allgemeinen Krise von 1867 sind große Aenderungen eingetreten. Die kolossale Ausdehnung der Verkehrsmittel — oceanische Dampfschiffe, Eisenbahnen, elektrische Telegraphen, Suezkanal — hat den Weltmarkt erst wirklich hergestellt. Dem früher die Industrie monopolisirenden England sind eine Reihe concurrirender Industrieländer zur Seite getreten; der Anlage des überschüssigen euro-

[1] Engels fügt in Note 47 bei: Ad notam für etwaige Anhänger der Rodbertusschen Krisentheorie. [2] 3. Aufl. S. 308 f.

[3] Kapital II, 164 f. 468. 499. 524. — Engels, Anti-Dühring (3. Aufl.) S. 308 f. [4] Kapital II, 467 f.

[5] Ebd. III (1. Theil), 97, Note 16; III (2. Theil), 27, Note 8.

päischen Kapitals sind in allen Welttheilen unendlich größere und mannigfaltigere Gebiete eröffnet, so daß es sich weit mehr vertheilt und locale Ueberspeculation leichter überwunden wird. Durch alles dies sind die meisten alten Krisenherde und Gelegenheiten zur Krisenbildung beseitigt oder stark abgeschwächt. Daneben weicht die Concurrenz im innern Markt zurück vor den Cartellen und Trusts, während sie auf dem äußern Markt beschränkt wird durch die Schutzzölle, womit außer England alle großen Industrieländer sich umgeben. Aber diese Schutzzölle sind nichts als die Rüstungen für den schließlichen allgemeinen Industriefeldzug, der über die Herrschaft auf dem Weltmarkt entscheiden soll. So birgt jedes der Elemente, das einer Wiederholung der alten Krisen entgegenstrebt, den Keim einer weit gewaltigern künftigen Krise in sich." [1]

Bezüglich der „Cartelle (Trusts) der Fabrikanten ganzer großer Productionssphären zur Regulirung der Production und damit der Preise und Profite" bemerkt Engels [2]: „Es ist selbstredend, daß diese Experimente nur bei relativ günstigem ökonomischen Wetter durchführbar sind. Der erste Sturm muß sie über den Haufen werfen und beweisen, daß, wenn auch die Production einer Regulirung bedarf, es sicher nicht die Kapitalistenklasse ist, die dazu berufen ist. Inzwischen haben diese Cartelle nur den Zweck, dafür zu sorgen, daß die Kleinen noch rascher von den Großen verspeist werden als bisher." So glaubt Engels, daß wir uns vielleicht gerade „in der Vorbereitungsperiode eines neuen Weltkrachs von unerhörter Vehemenz befinden" [3].

Bernstein ist anderer Ansicht [4]. Bis heute „lassen sich weder die Zeichen eines ökonomischen Weltkrachs von unerhörter Vehemenz feststellen, noch kann man die inzwischen eingesetzte Geschäftsbesserung als besonders kurzlebig bezeichnen. Es erhebt sich vielmehr ... die Frage, ob nicht die gewaltige räumliche Ausdehnung des Weltmarktes im Verein mit der außerordentlichen Verkürzung der für Nachrichten und Transportverkehr erforderten Zeit die Möglichkeiten des Ausgleichs von Störungen so vermehrt, der enorm gestiegene Reichthum der europäischen Industriestaaten im Verein mit der Elasticität des modernen Creditwesens und dem Aufkommen der industriellen Cartelle die Rückwirkungskraft örtlicher oder particularer Störungen auf die

[1] Kapital III (2.), 27, Note 8. [2] Ebd. III (1.), 97, Note 16.
[3] Ebd. III (2.), 27. [4] Ebd. S. 70.

allgemeine Geschäftslage so verringert hat, daß wenigstens für eine längere Zeit allgemeine Geschäftskrisen nach Art der frühern überhaupt als unwahrscheinlich zu betrachten sind". Aehnlich hatte Bernstein sich in der „Neuen Zeit"[1] schon früher geäußert: Gegen die Engelssche Annahme, daß jedes der Elemente, welches einer Wiederholung der alten Krisen (ungefähr alle zehn Jahre wiederkehrend) entgegenstrebe, wie Cartelle, Trusts, Schutzzölle, den Keim zu weit gewaltigern künftigen Krisen in sich trage, scheint, wenigstens soweit Cartelle und Trusts in Betracht kommen, mancherlei zu sprechen. „Es sind da so vielerlei Formen und Anpassungsmöglichkeiten vorhanden, daß wenigstens kein zwingender Grund vorliegt, diese Wirkung für die allein wahrscheinliche zu halten. Im übrigen wird es abzuwarten sein, ob wir bei der steigenden Ausdehnung der Märkte, den schnellen Informationen über die Marktverhältnisse und der fortschreitenden Vermehrung der Productionszweige überhaupt in näherer Zeit allgemeine Krisen nach Art der frühern erleben, oder ob nicht an deren Stelle zunächst nur auf bestimmte Industriegruppen beschränkte internationale Krisen treten werden. . . . Der Kreis der Industrien und ihrer Märkte scheint heute zu groß, um an allen Punkten gleichzeitig und mit gleicher Schwere von Krisen getroffen werden zu können."

Wenn nun von socialistischer Seite gerade der Credit als ein Mittel bezeichnet wird, die Krisen auf die höchste Spitze zu treiben, so macht Bernstein darauf aufmerksam, daß das Creditsystem nicht bloß zerstörerische, sondern auch herstellend schöpferische Fähigkeiten habe, — was übrigens selbst Marx nicht völlig bestritt[2]. Ohne Zweifel erleichtert das Creditsystem die Speculation. Indes ist die Speculation ihrerseits bedingt durch das Verhältniß der wißbaren zu den unwißbaren Umständen. Je stärker die letztern überwiegen, um so mehr wird sie blühen. Die wahnsinnigsten Auswüchse commercieller Speculation finden sich in der Zeit des Anbruchs der kapitalistischen Aera, in den Ländern jüngerer kapitalistischer Entwicklung, in neu aufkommenden Productionszweigen. Je älter ein Productionszweig als moderne Industrie ist, um so mehr hört — die Fabrikation von reinen Modeartikeln ausgenommen — das speculative Moment auf, eine maßgebende Rolle in ihr zu spielen. Es werden die Marktverhältnisse und

[1] XVI [1], S. 553 f.

[2] Kapital III (1.), 428 f.; Bernstein a. a. O. S. 71 f.

Marktbewegungen genauer übersehen und mit größerer Sicherheit in Berechnung gezogen. Freilich bleibt die Möglichkeit einer Ueberproduction auch heute offen. Allein damit daraus eine allgemeine Krise entstehe, müssen die überproducirenden Industrien entweder als Consumenten der Fabrikate anderer Industrien von solcher Bedeutung sein, daß ihr Stillstand auch die andern stille setzt und so fort — eine Möglichkeit, die heute wenig Wahrscheinlichkeit für sich beanspruchen kann —, oder sie müssen ihnen durch das Medium des Geldmarktes bezw. durch Lähmung des allgemeinen Credits die Mittel zur Fortführung der Production entziehen. Es liegt aber auf der Hand, daß, je reicher ein Land und je entwickelter sein Creditorganismus ist — was nicht zu verwechseln ist mit potenzirter Wirtschaft auf Borg —, diese letztere Wirkung immer geringere Wahrscheinlichkeit erhält [1].

Die Marx-Engelssche Krisentheorie hat sich bisher also weder bewährt, noch steht in Aussicht, daß sie durch neuere Thatsachen bestätigt werde. Die Verweisung aber auf die mit Vehemenz einbrechenden Krisen einer fernern Zukunft, nämlich zur Zeit, wo der Weltmarkt im großen und ganzen ausgebildet sein werde, nennt Bernstein „eine theoretische Flucht ins Jenseits“ [2]. Wann überhaupt der Weltmarkt völlig ausgebildet sein wird, das läßt sich gar nicht bestimmen. Neben der extensiven muß ja auch die intensive Erweiterung des Weltmarktes ins Auge gefaßt werden, und gerade diese intensive Erweiterung ist heute von größter Bedeutung. Der Außenhandel Englands z. B. mit allen seinen Kolonien — Indien eingeschlossen — macht noch nicht ein Drittel seines Handels mit den alten Ländern, mit Frankreich, Deutschland, Rußland u. s. w. aus. Die extensive Erweiterung des Weltmarktes vollzieht sich viel zu langsam, um der thatsächlichen Productionssteigerung genügenden Abfluß zu gewähren, wenn eben nicht gleichzeitig die alten Länder ihr einen immer größern Markt darböten. Eine Grenze für diese, gleichzeitig mit der räumlichen Ausdehnung vor sich gehende intensive Erweiterung des Weltmarktes läßt sich aprioristisch nicht aufstellen.

Das Creditwesen steht jedenfalls insofern als Factor der Krisenbildung zurück, als es heutzutage weniger Contractionen unterliegt, die zur allgemeinen Lähmung der Production führen. Der treibhausmäßigen Förderung der Ueberproduction durch dasselbe tritt aber nunmehr immer

[1] Bernstein a. a. O. S. 74. [2] Ebd. S. 75.

häufiger der Unternehmerverband entgegen, der als Cartell, Syndicat oder Trust die Production zu reguliren sucht. Was man auch immer über die Lebenskraft und die zukünftige Leistungsfähigkeit dieser Verbände denken mag, das ist gewiß, daß sie jetzt die Fähigkeit besitzen, durch Einwirkung auf das Verhältniß der Productionsthätigkeit zur Marktlage die Krisengefahr zu vermindern. An dieser Behauptung hält Bernstein entschieden fest[1] trotz den socialistischen Einwendungen.

Man hat nämlich bestritten, daß der Unternehmerverband allgemein werden könne. Zweck und Wirkung des Verbandes sei, durch Ausschluß der Concurrenz innerhalb einer Branche deren Antheil an der gesamten auf dem Warenmarkte erzielten Profitmasse zu steigern. Der eine Industriezweig könne dies aber nur auf Kosten des andern erreichen. Wenn demnach die Organisation der Unternehmer auf alle Productionszweige ausgedehnt werde, so würden sie selbst ihre Wirkung aufheben. Mit Recht entgegnet Bernstein, diese Argumentation gehe von der falschen Voraussetzung aus, daß auf dem Warenmarkte immer nur eine fixe Profitmasse zu vertheilen sei.

Sodann wurde die Fähigkeit der Cartelle, der Productionsanarchie Einhalt zu thun, deshalb geläugnet, weil sie ihren Zweck — Aufhaltung des Falles der Profitrate — durch Brachlegung eines Theiles des accumulirten Kapitals zu erreichen suchten, also dasselbe thäten, was in anderer Form die Krisen bewirkten. Allein auch das beruht auf einer irrigen Annahme, daß nämlich die Zahl der Productionszweige eine für alle Zeit gegebene fixe Größe sei, und „brachgelegtes Kapital" nicht in einem andern Productionszweige Verwendung finden könne. Durch Krisen „zerstörtes" Kapital kann das nicht, wohl aber das durch Organisation der Industrie vorläufig „stillgesetzte" Kapital[2].

Größere Bedeutung mißt Bernstein dem Einwande bei, daß die Cartelle die Anarchie auf dem Weltmarkte vergrößern und dadurch dem angestrebten Ziele geradezu entgegenwirken könnten. Die cartellirten Unternehmer suchten nämlich ihre höhere Profitrate auf dem innern Markte in der Regel dadurch zu erzielen, daß sie die dort nicht verwendbare Kapitalportion für das Ausland mit viel niedrigerer Profitrate produciren ließen. Bernstein antwortet[3], das könne „in der Regel" doch nur geschehen, wenn dem Cartell ein Schutzzoll Deckung gewähre, der es dem Auslande unmöglich mache, mit gleicher Münze heimzuzahlen. Die Schutzzöllnerei und

[1] A. a. O. S. 76 ff. [2] Ebd. S. 77. [3] Ebd. S. 78 f.

die potenzirte Form des Schutzzolles, die Ausfuhrprämie, sei aber kein Product der Oekonomie, sondern ein auf ökonomische Wirkungen abzielender Eingriff der politischen Gewalt in die Oekonomie. „Anders der cartellirte Industrieverband an sich. Er ist — wenn auch durch Schutzzölle treibhausmäßig begünstigt — auf dem Boden der Oekonomie selbst erwachsen, ein ihr wesensgleiches Mittel der Anpassung der Production an die Bewegungen des Marktes. Daß er gleichzeitig Mittel monopolistischer Ausbeutung ist oder werden kann, ist außer Frage. Aber ebenso außer Frage ist, daß er in der erstern Eigenschaft eine Steigerung aller bisherigen Gegenmittel gegen die Ueberproduction bedeutet. Mit viel weniger Gefahr als das Privatunternehmen kann er in Zeiten der Ueberfüllung des Marktes zu zeitweiliger Einschränkung der Production übergehen. Besser als dieses ist er auch in der Lage, der Schleuderconcurrenz des Auslandes zu begegnen. Dies läugnen heißt die Vorzüge der Organisation vor anarchischer Concurrenz läugnen. Das aber thut man, wenn man principiell in Abrede stellt, daß die Cartelle auf die Natur und Häufigkeit der Krisen modificirend einwirken können. Wie weit sie es können, ist vorläufig eine reine Frage der Conjectur; denn noch liegen nicht genug Erfahrungen vor, um in dieser Hinsicht ein abschließendes Urtheil zu erlauben."[1]

Bernstein bestreitet schließlich nicht, daß in der Nothwendigkeit beschleunigter Erneuerung des fixen Kapitals ein bedeutsames Krisenmoment stecke. Allein diese Erneuerungsperioden fallen in den verschiedenen Industrien nicht zeitlich zusammen, und damit ist ein weiterer Factor der großen allgemeinen Krisen aufgehoben.

Kurz, die Krisenfrage ist wenigstens nicht so leicht zu lösen, wie Marx und Engels meinten. Es gibt in der modernen Wirtschaft Elemente, die auf Krisen hinwirken, aber auch Kräfte, die ihnen entgegenwirken. Allgemeine Krisen, durch äußere Gründe (Krieg u. dgl.) herbeigeführt, sind nicht ausgeschlossen; auch locale und partielle Depressionen bleiben unvermeidlich; allein die periodisch nach immanenten Gesetzen der kapitalistischen Gesellschaft nothwendig eintretende, den schließlichen Zusammenbruch bewirkende oder mitbewirkende allgemeine Krise ist eine durch klare Thatsachen widerlegte Illusion. —

Der Vorbedingungen zur Einführung der socialistischen Gesellschaft gibt es, der marxistischen Lehre zufolge, zwei:

---

[1] Bernstein a. a. O. S. 79 f.

Erstens: ein bestimmter Höhegrad kapitalistischer Entwicklung, wobei die in der kapitalistischen Gesellschaft verborgenen Gegensätze auf die Spitze getrieben werden, so daß „die Negation der Negation" mit Nothwendigkeit erfolgen muß.

Zweitens: Erlangung und Ausübung der politischen Herrschaft durch die Klassenpartei der Arbeiter, die Dictatur des Proletariats in der Uebergangsperiode.

Was nun die erste, die ökonomische Vorbedingung betrifft, so beweisen die bisherigen Ausführungen, daß die Aussichten auf einen baldigen Zusammenbruch der kapitalistischen Gesellschaft noch sehr gering sind. Der Socialismus unterstellt eine Raschheit der ökonomischen Entwicklung, mit welcher die Wirklichkeit nicht Schritt gehalten hat, eine Zuspitzung der Eigenthums- und Einkommensverhältnisse, wie sie thatsächlich nicht eingetreten ist[1]. Im Gegensatze zu den „Ausbrüchen von socialistischer Katastrophitis besessener Leute, . . . die den großen Kladderadatsch alle Jahre ein paarmal schon vor der Thüre sehen", erklärt Bernstein[2]: „Ich bin der Ueberzeugung, daß die bürgerliche Gesellschaft noch beträchtlicher Ausspannung fähig ist, und daß die Production und das Geschäft innerhalb dieser Gesellschaft noch manche Formveränderungen durchmachen können, ehe sie völlig ‚zusammenbricht'." Die Idee von einem „totalen Zusammenbruch des kapitalistischen Systems an seinen innern Widersprüchen ist durchaus nebelhaft und übersieht ganz die großen Unterschiede in der Natur und dem Entwicklungsgang der verschiedenen Industrien und ihre sehr verschiedene Fähigkeit, die Gestalt von öffentlichen Diensten anzunehmen. Ein annähernd gleichzeitiger, völliger Zusammenbruch des gegenwärtigen Productionssystems wird mit der fortschreitenden Entwicklung der Gesellschaft nicht wahrscheinlicher, sondern unwahrscheinlicher, weil dieselbe auf der einen Seite die Anpassungsfähigkeit, auf der andern — bezw. zugleich damit — die Differenzirung der Industrie steigert"[3].

Nicht besser steht es mit der zweiten, der politischen, Vorbedingung für die Einführung der socialistischen Gesellschaft, d. i. mit der Eroberung der politischen Macht durch das Proletariat[4].

---

[1] Vgl. hierzu auch Bernsteins Aufsätze: Probleme des Socialismus, Der Kampf der Socialdemokratie und die Revolution der Gesellschaft, Kritisches Zwischenspiel u. s. w. Neue Zeit XVI, 1, S. 164 ff. 484 ff. 740 ff. 745.

[2] Neue Zeit XVI, 1, S. 751. [3] Ebd. S. 555.

[4] Bernstein, Voraussetzungen S. 87 f.

Marx und Engels haben sich bis ziemlich spät diese Eroberung als auf dem Wege der Gewalt, durch das Mittel der Revolution vollzogen gedacht. Manchen Anhängern der Marxschen Lehre erscheint auch heute noch dieser Weg als unvermeidlich, jedenfalls als der kürzere Weg. Andere setzen ihr Vertrauen auf die Ausbeutung des Wahlrechts, den parlamentarischen Kampf, die Benutzung aller sonstigen gesetzlichen Handhaben.

Beide Wege setzen aber eine Macht und zugleich ein Solidaritätsgefühl in dem sogen. Proletariat voraus, wie sie thatsächlich nicht vorliegen. Gewiß bilden die Besitzlosen, die kein Einkommen aus dem Besitz oder aus privilegirter Stellung haben, in den vorgeschrittenen Ländern die absolute Mehrheit der Bevölkerung. Allein dieses „Proletariat" stellt ein Gemisch von außerordentlich verschiedenartigen Elementen dar. Die moderne Lohnarbeiterschaft ist, wie bereits betont wurde, nicht die gleichgeartete, in Bezug auf Eigenthum, Familie ꝛc. gleich ungebundene Familie, die das Communistische Manifest voraussieht. Gerade in den vorgeschrittensten Fabrikindustrien findet sich eine ganze Hierarchie differenzirter Arbeiter, zwischen denen nur ein mäßiges Solidaritätsgefühl besteht. Die Opfer, welche für die gemeinsame Sache des proletarischen Befreiungskampfes von den industriellen Arbeitern nicht selten gebracht werden, beweisen keineswegs die Abwesenheit jener tiefgreifenden Unterschiede.

Nehmen wir aber einmal an, daß in der industriellen Arbeiterschaft diese Differenzirung nicht bestände oder keinerlei Wirkung auf die Denkweise der betreffenden Arbeiter ausübte, so bilden die industriellen Arbeiter doch überall die Minderheit der Bevölkerung, in Deutschland mit Hausindustriellen zusammen etwa sieben Millionen von neunzehn Millionen Selbstthätiger. Wir haben dann noch das technische ꝛc. Beamtenthum, die Handelsangestellten, die Landarbeiter. Hier ist überall die Differenzirung noch ausgeprägter als innerhalb der industriellen Arbeiter. Von einem entwickelten Solidaritätsgefühl z. B. zwischen Großknecht, Taglöhner und Kuhjungen wird da wenig zu finden sein. Auch ist für die 5,6 Millionen Angestellter in der Landwirtschaft die Vergesellschaftung der landwirtschaftlichen Production ein leeres Wort. Ihr Ideal ist es, zu eigenem Landbesitz zu gelangen.

Selbst innerhalb der industriellen Arbeiterschaft ist der Drang zur socialistischen Production keineswegs so gewiß und so allgemein, wie man annehmen möchte. Nicht alle für Socialisten abgegebenen Stimmen rühren von Socialisten her. Und wären es auch alle Socialisten, die socialistisch

wählen, so stehen doch erst 2,1 Millionen socialistischer Wähler gegen 4,5 Millionen erwachsener Arbeiter in der Industrie, denen noch eine halbe Million erwachsener männlicher Angestellter in Handel und Verkehr hinzuzurechnen wäre. Mehr als die Hälfte der gewerblichen Arbeiterschaft Deutschlands — wo die Socialdemokratie stärker ist als in irgend einem andern Lande — steht also zur Zeit der Socialdemokratie noch theils gleichgiltig und verständnißlos, theils aber sogar gegnerisch gegenüber. Ueberdies sind nicht alle Socialdemokraten wirklich „zielbewußte" und für die socialistische Emancipation thätige Genossen. Das zeigt z. B. die socialistische Gewerkschaftsbewegung in Deutschland. Ende 1897 zählte sie erst 420000 organisirte Arbeiter in Berufen, deren Arbeiterschaft sich auf 6165753 Köpfe beläuft[1]. Diese Aufstellungen bieten wenigstens einen annähernd zulässigen Maßstab für die Schätzung des Massenverhältnisses derjenigen Elemente, bei denen die von der Theorie angenommene Disposition für den Socialismus mehr als bloß gelegentliche unbestimmte Kundgebungen zu zeitigen vermag.

Wären indessen auch die „Proletarier" kräftig genug, eine siegreiche Revolution durchzuführen, für die Lösung des Hauptproblems wäre damit noch blutwenig erreicht. Von einer Uebernahme der gesamten Herstellung und Zustellung der Producte durch den Staat könnte ganz und gar keine Rede sein. Nicht einmal die Masse der Mittel- und Großbetriebe vermöchte er zu übernehmen. Der Glaube an die Wunderkraft der proletarischen Dictatur würde sich als hinfällig erweisen. Die Berufung auf die französische Revolution hilft ganz und gar nicht. Heute handelt es sich um einen unendlich weitern Kreis von Interessenten, die man nicht alle zur Emigration veranlassen kann, handelt es sich nicht um Landgüter, die man zerschlagen und parzellenweise veräußern kann, sondern um moderne Fabriken. Je mehr davon nach dem Recept der Commune expropriirt werden, um so größer die Schwierigkeit, sie während einer Erhebung im Betrieb zu halten[2]. Wollte der Staat in Deutschland alle Unternehmungen von zwanzig Personen und aufwärts in seinen Betrieb überführen, so kann man sich eine Vorstellung von der Größe der nun zu lösenden Aufgabe machen, wenn man erwägt, daß es sich in Industrie und Handel um mehrere hunderttausend Betriebe mit 5—6 Millionen Angestellter, in

[1] Vgl. Correspondenzblatt der Generalcommission der Gewerkschaften Deutschlands vom 1. und 8. August 1898.

[2] Neue Zeit XVI, 1, S. 555.

der Landwirtschaft um 300 000 Betriebe mit 5 Millionen Arbeiter handelt. „Ueber welche Fülle von Einsicht, Sachkenntniß, Verwaltungstalent müßte eine Regierung oder eine Nationalversammlung verfügen, um auch nur der Oberleitung oder der wirtschaftlichen Controlle eines solchen Riesenorganismus gewachsen zu sein!“ [1] Gewiß würde der Regierung eine große Anzahl von Intelligenzen zur Verfügung stehen. Aber gerade im embarras de richesses liegt hier die Gefahr, und was der böse Wille der Gegner nicht verderben könnte, das würde der gute Wille der besten Freunde zu Grunde richten. Auch die Gemeinden als Mittelglieder könnten nur wenig helfen, allenfalls die Geschäfte, die am Orte für den Ort produciren und Dienste leisten, communalisiren, und sie würden damit schon recht hübsch zu thun bekommen. Oder bildet man sich ein, daß diejenigen Unternehmungen, die bisher für den großen Markt arbeiteten, plötzlich so insgesamt communalisirt werden können? [2]

Die ganze *sociale und politische Katastrophentheorie* steht also — man mag sie von einer Seite betrachten, wie man will — Bernstein zufolge auf sehr schwachen Füßen. Sie hindert, wie auch die sonstigen „*Reste utopistischer Denkweise*“ [3], die Stärkung der socialistischen Bewegung. Würde die Socialdemokratie den Muth finden, „sich von einer Phraseologie zu emancipiren, die thatsächlich überlebt ist, und das scheinen zu wollen, was sie heute in Wirklichkeit ist: eine demokratisch-socialistische Reformpartei“, dann würde ihr Einfluß bald größer sein, als er gegenwärtig ist [4].

Bernstein erblickt seinerseits im stätigen Wachsthum und Vormarsch der Socialdemokratie unter Anwendung der *gesetzlichen Mittel*, in der langsamen *Propaganda der parlamentarischen Thätigkeit*, in der *fortschreitenden Demokratisirung der Gesetzgebung, der staatlichen und gemeindlichen Einrichtungen* [5] eine größere

---

[1] *Bernstein*, Voraussetzungen S. 86 f. 127. [2] Ebd. S. 94.

[3] Ebd. Vorwort S. x.

[4] Ebd. S. 165. — „Der demokratischen Entwicklung würde es sicher keinen Abbruch thun, der thatsächlich veralteten *Freßlegende* (gleichzeitige und gewaltthätige Expropriation) auch in der Phrase den Abschied zu geben.“ A. a. O. S. 139.

[5] Die *Demokratie* ist principiell die Aufhebung der *Klassenherrschaft*, wenn auch nicht die factische Aufhebung der Klassen. Das *privilegirte* Bürgerthum, d. i. die Bourgeoisie, nimmt dabei ein Ende, und auch die Arbeiter werden im wahren Sinne des Wortes „Bürger“. *Bernstein* a. a. O. S. 126. 128. 129 Anm.

Gewähr für dauernde Erfolge, als in den Möglichkeiten, die eine Katastrophe bietet. Darum, weil wichtige Epochen in der Entwicklung der Völker sich nicht überspringen lassen, darum lege er auf die nächsten Aufgaben der Socialdemokratie den größten Werth: auf den Kampf um das politische Recht der Arbeiter, auf ihre politische Bethätigung in Stadt und Gemeinde für die Interessen ihrer Klasse, sowie auf das Werk der wirtschaftlichen Organisation der Arbeiter. Diesen nächsten Aufgaben habe sich auch die Taktik der Socialdemokratie anzupassen und nicht sich von dem Märchen einer bevorstehenden großen socialen oder politischen Katastrophe beeinflussen zu lassen[1]. „In diesem Sinne habe ich seinerzeit den Satz niedergeschrieben[2], daß mir die Bewegung alles, das, was man gemeinhin Endziel des Socialismus nenne, nichts sei, und in diesem Sinne unterschreibe ich ihn noch heute. Selbst wenn das Wort ‚gemeinhin' nicht angezeigt hätte, daß der Satz nur bedingt zu verstehen war, lag es ja auf der Hand, daß er nicht Gleichgiltigkeit betreffs der endlichen Durchführung socialistischer Grundsätze ausdrücken konnte, sondern nur Gleichgiltigkeit, oder vielleicht besser ausgedrückt, Unbesorgtheit über das ‚Wie' der schließlichen Gestaltung der Dinge.... Die Eroberung der politischen Macht durch die Arbeiterklasse, die Expropriation der Kapitalisten sind an sich keine Endziele, sondern nur Mittel zur Durchführung bestimmter Ziele und Bestrebungen. Als solche sind sie Forderungen des Programmes der Socialdemokratie und von niemand bestritten. Ueber die Umstände ihrer Durchführung läßt sich nichts voraussagen, es läßt sich nur für ihre Verwirklichung kämpfen. Zur Eroberung der politischen Macht aber gehören politische Rechte, und die wichtigste Frage der Taktik, welche die deutsche Socialdemokratie zur Zeit zu lösen hat, scheint mir die nach dem besten Wege der Erweiterung der politischen und gewerblichen Rechte der deutschen Arbeiter zu sein. Ohne daß auf diese Frage eine befriedigende Antwort gefunden wird, würde die Betonung der andern schließlich nur Declamation sein." [3]

Auch an der von dem österreichischen Socialisten Victor Adler und von Karl Kautzky angefochtenen Behauptung, daß gerade mit der Entwicklung demokratischer Einrichtungen eine Milderung der Klassen-

[1] Bernstein a. a. O. Vorwort S. v ff. S. 140 ff.
[2] Neue Zeit XVI, 1, S. 556.
[3] Bernstein a. a. O. Vorwort S. vii. viii.

kämpfe in Aussicht stehe, hält Bernstein unbedingt fest[1]: „Ueberall in vorgeschrittenern Ländern sehen wir den Klassenkampf mildere Formen annehmen, und es wäre ein wenig hoffnungsvoller Ausblick in die Zukunft, wenn es anders wäre. Selbstverständlich schließt der allgemeine Gang der Entwicklung periodische Rückfälle nicht aus, aber wenn man sich vergegenwärtigt, welche Stellung z. B. selbst in Deutschland ein wachsender Theil des bürgerlichen Publikums heute den Streiks gegenüber einnimmt, wie viele Streiks heute auch dort in ganz anderer, verständigerer Weise behandelt werden als noch vor 10 und 20 Jahren, so kann man doch nicht bestreiten, daß hier ein Fortschritt zu verzeichnen ist. Sagt das auch nicht — um mit Marx zu reden —, ‚daß morgen Wunder geschehen werden', so zeigt es doch nach meinem Dafürhalten der socialistischen Bewegung einen hoffnungsvollern Weg als die Katastrophentheorie und braucht weder der Begeisterung noch der Energie ihrer Kämpfer Abbruch zu thun.... Mit der Zunahme demokratischer Einrichtungen kann die humanere Auffassungsweise, die sich in unserem sonstigen socialen Leben langsam, aber stätig Bahn bricht, auch vor den bedeutsamern Klassenkämpfen nicht Halt machen, sondern wird für sie ebenfalls mildere Formen der Austragung schaffen. Wir setzen heute durch Stimmzettel, Demonstration und ähnliche Pressionsmittel Reformen durch, für die es vor hundert Jahren blutiger Revolutionen bedurft hätte."

Besondere Beachtung verdient — zum Verständniß der ins Auge gefaßten nächsten Ziele — die Auffassung Bernsteins[2] von der Leistungsfähigkeit der Wirtschaftsgenossenschaften und von den Gewerkschaften. Der Kampf der gewerkschaftlich organisirten Arbeiter um Hebung ihrer Lebenshaltung ist nach der Seite der Kapitalisten hin ein Kampf von Lohnrate gegen Profitrate. Auch der Kampf speciell um die Arbeitszeit führt mittelbar zur Erhöhung der Lebensansprüche der Arbeiter und macht so Erhöhung der Löhne nothwendig. Die Fälle, in welchen die Lohnerhöhung Expatriirung der betreffenden Industrie und Heimfall derselben an Länder mit niedrigern Löhnen bewirkt, sind verhältnißmäßig selten. In den meisten Fällen hat die Erhöhung des Preises der menschlichen Arbeit theils technische Vervollkommnung und bessere Organisation der Production, theils gleichmäßigere Vertheilung des Arbeits-

[1] A. a. O. Vorwort S. VIII. IX. S. 167; „Vorwärts" 23. October 1898.
[2] A. a. O. S. 118 ff.

ertrages zur Folge. Beides ist für den allgemeinen Wohlstand gleich vortheilhaft.

Die Gewerkschaften oder Gewerkvereine stellen das demokratische Element in der Industrie dar. Sydney und Beatrice Webb bezeichnen ihr Werk „Theorie und Praxis der britischen Gewerkvereine" geradezu als eine Abhandlung über die Demokratie im Gewerbe. Die Tendenz der Gewerkvereine ist es ja in der That, den Absolutismus des Kapitals zu brechen und dem Arbeiter directen Einfluß auf die Leitung der Industrie zu verschaffen. Doch erkennt Bernstein dabei dem Gewerkverein durchaus kein absolutes Bestimmungsrecht zu. Die Gewerkschaft kann nur so lange gleichzeitig das Interesse ihrer Mitglieder wahren und das Allgemeinwohl fördern, als sie sich begnügt, Theilhaberin zu bleiben. „Die Gewerkschaft als Herrin eines ganzen Gewerbszweiges, dieses Ideal verschiedener der ältern Socialisten, wäre factisch nur eine monopolistische Productivgenossenschaft." [1]

Sehr viel erwartet Bernstein von der Ausbreitung des individuellen Genossenschaftswesens [2] für die fortschreitende Umgestaltung der Gesellschaft. Karl Marx vertraute im allgemeinen mehr auf die Mittel der Gesamtheit als auf die Arbeitergenossenschaft [3]. Einmal hebt er bei Gelegenheit die Bedeutung der Genossenschaften als Uebergangsformen zur socialistischen Production hervor [4]. In dem bekannten Briefe über den Gothaer Programmentwurf (1875) äußert er sich wieder skeptischer, und diese Skepsis beherrscht auch von der Mitte der siebziger Jahre ab die ganze marxistisch-socialistische Literatur. Allerdings hatte man mit den Productivgenossenschaften, welche für die Socialisten der sechziger Jahre die eigentliche Genossenschaft waren, trübe Erfahrungen gemacht. Von einer Verallgemeinerung der Consumvereine aber befürchtete man mit Fr. Engels [5] unbedingt Lohnreductionen.

Welches sind die Gründe für die bisherigen Mißerfolge der reinen Productivgenossenschaften?

Die socialdemokratische Kritik suchte diese Gründe lediglich im Mangel an Kapital, Credit und Absatz und erklärte das Verkommen der nicht ökonomisch gescheiterten Genossenschaften aus dem corrumpirenden Einfluß

[1] Bernstein a. a. O. S. 122. [2] Ebd. S. 94 ff.
[3] Vgl. „Der 18. Brumaire" (1. Aufl.) S. 8.
[4] Kapital III (1.), 427 f. [5] Wohnungsfrage (Neuauflage) S. 34 f.

der sie umgebenden kapitalistischen bezw. individualistischen Welt. All das ist auch, so weit es geht, zutreffend. Aber es erschöpft die Frage nicht.

Die tiefern Gründe für das ökonomische wie moralische Scheitern der reinen Productivgenossenschaften sind von Frau Beatrice Webb in der noch unter ihrem Mädchennamen — Potter — veröffentlichten Arbeit über das britische Genossenschaftswesen im großen und ganzen richtig dargelegt worden. Die Genossenschaft unterstellt *Gleichheit in der Werkstatt*, volle Demokratie, Republik. Sobald sie aber eine gewisse Größe erlangt hat, die verhältnißmäßig noch sehr bescheiden sein kann, versagt die Gleichheit, weil Differenzirung der Functionen und damit *Unterordnung* nothwendig wird. Gibt man aber die Gleichheit auf, dann wird der Eckstein des Gebäudes entfernt, und die andern Steine folgen mit der Zeit nach. Zersetzung und Umformung in gewöhnliche Geschäftsbetriebe treten ein. Auf diese Weise hat bisher die Productivgenossenschaft sich nicht als eine zur Beseitigung des Kapitalisten in der Großproduction dienende Form bewährt und nur bei handwerksmäßigen Betrieben — speciell in Frankreich — Erfolge zu verzeichnen gehabt. — Wesentlich erweitert und vertieft wurde die Untersuchung der Frau Potter-Webb in Dr. Franz Oppenheimers Buch „Die Siedlungsgenossenschaft" (Leipzig, Duncker & Humblot). Oppenheimer unterscheidet zwischen *Käufer-* und *Verkäufergenossenschaft*. Die Käufergenossenschaft, als deren echter Typus der *Consumverein* gilt, insofern er allen Käufern nach gleichem Verhältniß Antheil am Gewinn zuerkennt, kann mit ihrem Wachsthum nur gewinnen. Ihr Interesse ist, wenn dem der Verkäufer entgegengesetzt, so mit dem aller übrigen Käufer übereinstimmend: sie strebt nach Verbilligung der Producte — ein allen Käufern gleiches Ziel. In der Verwaltung aller echten Käufergenossenschaften bietet darum die Wahrung des demokratischen Charakters weniger Schwierigkeiten. Anders in den reinen Verkäufergenossenschaften. Hier steigern sich, je mehr sie Verkäufergenossenschaften selbstgefertigter Industrieproducte sind, mit ihrem Wachsthum die Schwierigkeiten: das Risico wird größer, der Kampf um den Absatz immer schwerer, die Creditbeschaffung desgleichen und ebenso der Kampf um die Profitrate bezw. den Antheil der Einzelnen an der allgemeinen Profitrate. Die Annahme, unsere moderne Fabrik erzeuge durch sich selbst eine größere Disposition für die genossenschaftliche Arbeit, hat sich als irrig erwiesen. Die sich selbst regierende genossenschaftliche Fabrik ist ein unlösbares Problem geblieben. Wenn alles andere passabel ging, scheiterte sie durch Mangel an Disciplin. „Es

iſt wie mit der Republik und dem modernen centraliſirten Staatsweſen. Je größer der Staat, um ſo ſchwieriger das Problem republikaniſcher Verwaltung. Und ebenſo iſt die Republik in der Werkſtatt ein um ſo ſchwierigeres Problem, je größer und reicher gegliedert dieſe bezw. das Unternehmen iſt. Für außergewöhnliche Zwecke mag es angehen, daß Menſchen ihre unmittelbaren Leiter ſelbſt ernennen und das Recht der Abſetzung haben. Aber für die Aufgaben, welche die Leitung eines Fabrikunternehmens mit ſich bringt, wo Tag für Tag und Stunde für Stunde proſaiſche Beſtimmungen zu treffen ſind und immer Gelegenheit zu Reibereien gegeben iſt, da geht es einfach nicht, daß der Leiter der Angeſtellte der Geleiteten, in ſeiner Stellung von ihrer Gunſt und ihrer üblen Laune abhängig ſein ſoll. Noch immer hat ſich das auf die Dauer als unhaltbar erwieſen und zur Veränderung der Formen der genoſſenſchaftlichen Fabrik geführt. Kurz, wenn die technologiſche Entwicklung der Fabrik auch die *Körper* für die collectiviſtiſche Production geliefert hat, ſo hat ſie die *Seelen* keineswegs in gleichem Maße dem genoſſenſchaftlichen Betrieb näher geführt. Der Drang zur Uebernahme der Unternehmungen in genoſſenſchaftlichen Betrieb mit entſprechender Verantwortung und Riſico ſteht in umgekehrtem Verhältniſſe zu ihrer Größe. Die Schwierigkeiten aber wachſen mit ihr in ſteigender Proportion."[1] Man betrachte nur einmal ganz concret ein großes modernes Induſtrieunternehmen, eine große Maſchinenbauanſtalt, ein Elektricitätswerk, eine große chemiſche Fabrik oder ein modernes Verlagsinſtitut. Dieſe und ähnliche großinduſtriellen Unternehmen können ganz wohl *für* Genoſſenſchaften, denen auch die Angeſtellten alleſamt angehören mögen, betrieben werden, aber für den eigentlichen *genoſſenſchaftlichen Betrieb der Angeſtellten* ſelbſt ſind ſie durchaus ungeeignet. Die Reibungen zwiſchen den verſchiedenen Abtheilungen und den ſo verſchieden gearteten Kategorien von Angeſtellten würden kein Ende nehmen. Da würde ſich gar bald zeigen, daß in der That das Solidaritätsgefühl zwiſchen den verſchiedenen, nach Bildungsgrad, Lebensweiſe ꝛc. unterſchiedenen Berufsgruppen nur ein mäßiges iſt.

Hat aber die reine Productivgenoſſenſchaft nach Bernſtein gar keine Ausſichten auf erfolgreiche Durchführung? Keineswegs! Er hält ſie bloß *vorläufig* noch immer für die *ſchwierigſte* Form der Verwirklichung des Genoſſenſchaftsgedankens. Die finanziellen Mittel allein löſen das

[1] *Bernſtein* a. a. O. S. 101 f.

Problem nicht. Die heutigen englischen Genossenschaften verfügen über mehr als die 100 Millionen Thaler, die Lassalle für seinen Genossenschaftsplan forderte. Auch fehlt es nicht an Gelegenheit, bestehende und gut eingerichtete Fabriken preiswerth zu kaufen. Die Schwierigkeit liegt auf dem Gebiete der Organisation und der Leitung[1]. — Es bedarf der allmählichen Vorbereitung und der Schulung. Dafür aber hält Bernstein die Consumgenossenschaft in der englischen und belgischen Form allerdings für sehr geeignet[2].

Die Einführung der Consumvereine hat in England nicht geringe Schwierigkeiten zu überwinden gehabt; sie sind die Frucht zäher, unerschrockener Organisationsarbeit. Auch die Eigenproduction der Consum- bezw. Einkaufsgenossenschaften hat sich hier bewährt durch ihre finanziellen Erfolge nicht bloß, sondern ebenfalls, indem solche Genossenschaften den Arbeitern in ihrem Kampfe um die Lebensstellung einen Rückhalt boten[3]. „In Leicester und Kettering halten die genossenschaftlichen Schuhfabriken die Standardrate der Löhne des ganzen Bezirks auf ihrer Höhe. Dasselbe thut in Walsall die Genossenschaftsschlosserei; eine Aussperrung ist dort unmöglich. Die Genossenschaftsspinnerei und -weberei ‚Self Help' in Burnley ließ während der Aussperrung von 1892/93 unausgesetzt arbeiten und trug im Vereine mit den Consumgenossenschaften so dazu bei, die Unternehmer zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Kurz, wie es im ‚Trade Unionist' vom 2. November 1898 heißt: ‚Wo immer im Lande diese (Productions-) Genossenschaften bestehen, werden die Menschen daran gewöhnt, die Fabrikation nicht nur auf den Profit hin zu betreiben, sondern auch in solcher Weise, daß der Arbeiter seine Männlichkeit nicht an der Fabrikthüre abzulegen hat, sondern sich mit demjenigen Gefühl der Freiheit und jener Höflichkeit bewegt, wie sie der Bürgersinn in einem freien, auf gleichem Recht begründeten Gemeinwesen erzeugt.' Lebensfähig haben sich die Productionsgenossenschaften bisher aber nur da erwiesen, wo sie in Consumvereinen einen Rückhalt hatten oder sich selbst in ihrer Organisation dieser Form näherten. Dies gibt einen Fingerzeig, in welcher Richtung wir die am meisten Erfolg versprechende Weiterausbildung der Arbeitergenossenschaft für die nächste Zukunft zu suchen haben." [4]

[1] Bernstein a. a. O. S. 107.
[2] Ebd. S. 103 ff. [3] Ebd. S. 109. 117.
[4] Ebd. S. 117 f.

Wie aber steht es mit dem eigentlichen Endziele der Entwicklung im Sinne des „wissenschaftlichen" Socialismus, mit der communistischen Gesellschaftsordnung, dem „Zukunftsstaate"?

Bereits wurde erwähnt, daß Bernstein von der in Aussicht gestellten wirtschaftlichen und politischen Katastrophe, von der Einführung der communistischen Gesellschaftsordnung vermittelst der proletarischen Dictatur nichts erwartet. Eine derartige gesellschaftliche Aneignung der Productionsmittel wäre ihm zufolge „nur maßlose Verwüstung von Productionskräften", verbunden mit „sinnloser Experimentirerei und zweckloser Gewaltthätigkeit"; sie könnte sich in der That nur durchsetzen „in der Form einer dictatorischen revolutionären Centralgewalt, unterstützt durch die terroristische Dictatur revolutionärer Clubs" [1].

Ebensowenig glaubt er an eine alsbaldige Einführung der communistischen Gesellschaft. Das sagt er ausdrücklich, wie es auch aus der Widerlegung der einzelnen Lehrpunkte des Marxismus sich ergibt: „Man wird die Frage aufwerfen, ob mit dieser Darlegung die Verwirklichung des Socialismus nicht auf den St. Nimmerleinstag — ‚bis zu den griechischen Kalenden' . . . — verlegt oder auf viele, viele Generationen hinaus vertagt wird. Wenn man unter Verwirklichung des Socialismus die Errichtung einer in allen Punkten streng communistisch geregelten Gesellschaft versteht, so trage ich allerdings kein Bedenken, zu erklären, daß mir dieselbe noch in ziemlich weiter Ferne zu liegen scheint [2]. Dagegen ist es meine feste Ueberzeugung, daß schon die gegenwärtige Generation noch die Verwirklichung von sehr viel Socialismus erleben wird, wenn nicht in der patentirten Form, so doch in der Sache. Die stätige Erweiterung des Umkreises der gesellschaftlichen Pflichten, d. h. der Pflichten und der correspondirenden Rechte der Einzelnen gegen die Gesellschaft und der Verpflichtungen der Gesellschaft gegen die Einzelnen, die Ausdehnung des Auf-

---

[1] Bernstein a. a. O. S. 134.

[2] Vgl. auch Neue Zeit XV, 1, S. 213: „Jedenfalls auf lange Zeit müssen wir uns der Vorstellung entschlagen, als ob wir einem vollkommen collectivistischen Gesellschaftszustande entgegengingen. Wir müssen uns mit dem Gedanken an partielle Collectivgemeinschaft vertraut machen." Mit der Staatstheorie Engels' im „Anti-Dühring" ist Bernstein wenig einverstanden. Er betont, daß „der Verwaltungskörper der Gesellschaft in absehbarer Zukunft sich vom gegenwärtigen Staate nur dem Grade nach unterscheiden könne". An die Abwesenheit von Verbrechen im socialistischen Milieu glaubt Bernstein ebensowenig (Neue Zeit XV, 2, S. 105 f.).

sichtsrechtes der in der Nation oder im Staat organisirten Gesellschaft über das Wirtschaftsleben, die Ausbildung der demokratischen Selbstverwaltung in Gemeinde, Kreis und Provinz und die Erweiterung der Aufgaben dieser Verbände — alles das heißt für mich Entwicklung zum Socialismus, oder wenn man will, stückweise vollzogene Verwirklichung des Socialismus. Die Uebernahme von Wirtschaftsbetrieben aus der privaten in die öffentliche Leitung wird diese Entwicklung natürlich begleiten, aber sie wird nur allmählich vor sich gehen können. Und zwar nöthigen triftige Zweckmäßigkeitsgründe hier zur Mäßigung. Zur Ausbildung und Sicherung guter demokratischer Betriebsführung . . . gehört vor allem Zeit. So etwas läßt sich nicht extemporiren. Es ist aber auch, sobald die Gemeinschaft von ihrem Rechte der Controlle der wirtschaftlichen Verhältnisse gehörigen Gebrauch macht, die factische Ueberführung von wirtschaftlichen Unternehmungen in öffentlichen Betrieb nicht von der fundamentalen Bedeutung, wie man gewöhnlich glaubt. In einem guten Fabrikgesetz kann mehr Socialismus stecken als in der Verstaatlichung einer ganzen Gruppe von Fabriken."[1]

Dennoch hält Bernstein, wenn er auch, was Zeit und Art der Einführung betrifft, vom Marxismus abweicht, an der communistischen Ordnung der Dinge als dem Endziele fest. Das muß um so mehr auffallen, da gar vieles von dem, was er z. B. von den Schwierigkeiten einer Oberleitung oder Controlle eines solchen wirtschaftlichen Riesenorganismus, ferner über die besondern Haken des genossenschaftlichen Betriebes u. s. w. sagt, selbst für eine aschgraue Zukunft berechtigte Zweifel an der Möglichkeit einer communistischen Gesellschaftsordnung aufkommen läßt[2].

Hierher gehört auch, wenn Bernstein von dem Socialismus — wie er ihn versteht — sagt, derselbe wolle keine neue Gebundenheit irgend

---

[1] Neue Zeit XVI, 1, S. 555.

[2] Es ist Bernstein wohl kaum ernst gemeint, wenn er der socialistischen Kritik beistimmt, insofern diese von einer unveränderlichen Menschennatur nichts wissen will (a. a. O. S. 8). Die veränderliche Menschennatur ist ja ganz offenbar eine durchaus „utopistische" Vorstellung. Setze ich Veränderungen in der Menschennatur voraus, dann kann ich natürlich jede beliebige Form der Gesellschaft als möglich erklären. Einem so geistvollen Manne wie Bernstein sollte es doch ein leichtes sein, zwischen wesentlichen und unwesentlichen Veränderungen zu unterscheiden und bei allem Wandel die sinnlich-vernünftige Menschennatur als ein Unwandelbares zu erkennen.

welcher Art schaffen. Das Individuum solle frei sein, nicht in dem metaphysischen (?) Sinne, wie es die Anarchisten träumen, d. h. frei aller Pflichten gegen das Gemeinwesen, wohl aber frei von jedem ökonomischen Zwange in seiner Bewegung und Berufswahl. Solche Freiheit sei für alle nur möglich durch das Mittel der Organisation. In diesem Sinne könne man den Socialismus auch organisatorischen Liberalismus nennen; denn wenn man die Organisationen, die der Socialismus wolle und wie er sie wolle, genauer prüfe, so werde man finden (?), daß, was sie von ihnen äußerlich ähnlichen feudalistischen Einrichtungen vor allem unterscheide, eben ihr Liberalismus sei: ihre demokratische Verfassung, ihre Zugänglichkeit[1]. — Glaubt denn Bernstein wirklich, daß die communistische Organisation solche Freiheit garantiren könne? Auch wir fordern die Organisation um der Freiheit für alle willen, nachdem der Liberalismus nur für die Starken Freiheit schuf. Der Socialismus aber bringt keine Freiheit, sondern den Zwang für alle!

Sehr richtig, allein mit der reinen Idee einer communistischen Gesellschaft schwer vereinbar ist auch die Betonung wirtschaftlicher Selbstverantwortung der Arbeitsfähigen[2]. Ebenfalls stimmen wir Bernstein bei, daß in „so großen und complicirten Organismen, wie unsere modernen Culturstaaten und ihre Industriecentren sind, ein absolutes Recht auf Arbeit bloß desorganisirend wirken würde, nur als Quelle gehässigster Willkür und ewiger Zänkerei denkbar wäre“[3].

Nicht minder treffend heißt es: „Soll die Demokratie nicht den centralistischen Absolutismus im Hecken von Bureaukratien noch überbieten, so muß sie aufgebaut sein auf einer weitgegliederten Selbstverwaltung mit entsprechender wirtschaftlicher Selbstverantwortlichkeit aller Verwaltungseinheiten, wie der mündigen Staatsbürger. Nichts ist ihrer gesunden Entwicklung schädlicher als erzwungene Uniformität und ein zu reichliches Maß von Protectionismus. . . . Wenn der Staat auf der einen Seite alle gesetzlichen Hindernisse der Organisation der Producenten aufhebt und den Berufsverbänden unter bestimmten Bedingungen, welche deren Ausartung in monopolistische Corporationen vorbeugen, gewisse Vollmachten hinsichtlich der Controlle der Industrie überträgt, so daß alle Garantien gegen Lohndrückerei und Ueberarbeit gegeben sind, und wenn

[1] Bernstein a. a. O. S. 132.
[2] Ebd. S. 131. Neue Zeit XV, 2, S. 141. [3] A. a. O. S. 131.

auf der andern Seite dafür gesorgt wird, daß niemand durch äußerste Noth gezwungen wird, seine Arbeit zu unwürdigen Bedingungen zu veräußern, dann kann es der Gesellschaft gleichgiltig sein, ob neben den öffentlichen und genossenschaftlichen Betrieben noch Unternehmungen existiren, welche von Privaten für den eigenen Gewinn betrieben werden." [1]

Nun wohl, wozu dann noch die communistische Gesellschaft als schließliches Endziel [2], eine Gesellschaft, die alle jene Errungenschaften in Frage stellen und die Demokratie ganz gewiß in falsche Bahnen lenken müßte? Warum nicht auch mit dieser letzten Utopie aufräumen? [3]

Das Ziel des Socialismus, sagt Bernstein einmal, „ist nicht die Verwirklichung eines Gesellschaftsplanes, sondern die Durchführung eines Gesellschaftsprincips: die allseitige Durchführung der Genossenschaftlichkeit" [4]. Ebenso nennt er die Einführung des Collectivismus nur dann und in dem Maße erstrebenswerth, als von der Vergesellschaftung der Productionsmittel die Erreichung der höchsten Wohlfahrt des Volkes erwartet werden kann. Damit ist in der That ein wichtiges, ja das in letzter Instanz entscheidende sociale Princip eingeführt. Nicht als naturnothwendiges Ergebniß der historischen Evolution — im Sinne der materialistischen Geschichtsauffassung — erscheint hier die Zukunftsgesellschaft; ihre Einführung wird von Fragen der Zweckmäßigkeit, mit Rücksicht auf die jeweilig gegebenen Verhältnisse, und von Principien abhängig gemacht. Das ist auch der Standpunkt gerade der christlichen Socialreformer, die zum Princip der Genossenschaftlichkeit sich stets bekannt haben.

Würde Bernstein diese Gedanken consequenter im Auge behalten wollen, so dürfte er vielleicht auch in der Begrenzung der öffentlichen und genossenschaftlichen Betriebe zu einem weniger anfechtbaren Standpunkte gelangen.

Ohne Zweifel stellt die Pflicht des Rechtsschutzes und die Sorge für die Förderung der öffentlichen Wohlfahrt heute an die Staatsgewalt extensiv und intensiv bedeutend erhöhte Anforderungen. Es kann sogar unter Umständen die Uebernahme von Wirtschaftsbetrieben aus der privaten in die öffentliche Leitung sich als nothwendig erweisen. Im Mittelalter hat es

[1] Bernstein a. a. O. S. 133. [2] Neue Zeit XVI, 1, S. 555.
[3] Bernstein, Voraussetzungen S. 177 f.
[4] Vgl. hierzu Bernstein, Voraussetzungen S. 83 f.

ja auch viel mehr Gemeineigenthum gegeben als in der spätern Zeit. Allein diese Uebernahme von privaten Wirtschaftsbetrieben seitens des Staates oder der Gemeinde, ferner die Einmischung der öffentlich-rechtlichen Instanzen in das Wirtschaftsleben hat doch *nicht nur* in dem factisch und praktisch Möglichen, sondern ebenso im *Princip* der höchsten Wohlfahrt des Volkes ihre Grenzen. Sie ist überall da, aber auch lediglich so weit berechtigt, als eine wirkliche *Collision* zwischen der individuellen Freiheit, dem privaten Betrieb, einerseits und der öffentlichen, allgemeinen Wohlfahrt des Volkes andererseits besteht. Die Grenzen des Staats- und Gemeindebetriebes werden dadurch jedenfalls noch enger gezogen, als wenn man bloß auf die innere Fähigkeit der Productionszweige für öffentlichen Betrieb Rücksicht nimmt. Weder die Aufgabe noch das Recht der öffentlichen Gewalten ist es, das Individuum aus der Sphäre freier Bethätigung, die dem Gemeinwohl des Ganzen nicht widerspricht, zu verdrängen.

Desgleichen erscheint es uns als eine Uebertreibung, wenn Bernstein meint, alle privaten Unternehmungen würden mit der Zeit den Genossenschaften weichen, so daß also schließlich nichts als Staats-, Gemeinde- und Genossenschaftsbetrieb übrig bliebe. Wir sind gewiß Freunde des Associationsgedankens, der öffentlich-rechtlichen Berufsgenossenschaften, der privatrechtlichen Associationen einschließlich der reinen individuellen Productivgenossenschaft. Allein die große Ausdehnung, die Bernstein letzterer — zwar nicht für die Gegenwart, sondern für die Zukunft — verheißt, darf kaum erwartet werden; ihre *Exclusivität* gegenüber Unternehmungen, die von Privaten für den eigenen Gewinn betrieben werden, will uns — mit Rücksicht auf das Princip der allgemeinen Volkswohlfahrt — nicht einmal als wünschenswerth erscheinen. Das Vorhandensein einer größern Anzahl solcher Productivgenossenschaften aber würde ohne Zweifel auf die übrigen Betriebe eine für die Arbeiter günstige Rückwirkung ausüben und die constitutionelle Ausgestaltung der sonstigen industriellen Großbetriebe, die Gewinnbetheiligung u. s. w., fördern können.

Nun noch ein Wort zum Schlusse. Gerhard v. Schulze-Gävernitz hat in seinem Buche „Zum socialen Frieden" den Gedanken ausgesprochen, daß es zwar für den *revolutionären* Socialismus unentbehrlich sei, die Verstaatlichung aller Productionsmittel als Endziel zu nehmen, nicht aber für den *praktisch-politischen* Socialismus. Wir fügen hinzu: Für den *revolutionären* Socialismus hatte die *materialistische Lehre* und der *Atheismus* der Arbeitermassen eine Bedeutung, für die

praktiſchen Zielen zugewandte Arbeiterwelt iſt der Atheismus nicht nur bedeutungslos, ſondern von unermeßlichem Nachtheile. Will die Arbeiterſchaft mit Erfolg ihr gutes Recht erkämpfen, dann muß ſie geeint ſein. Die Art und Weiſe aber, wie der Socialismus das Apoſtolat des Unglaubens ausgeübt, hat gerade die Elite der Arbeiterſchaft abgeſtoßen. Möchten die Arbeiter nur bald zu der Einſicht gelangen, daß der Socialismus gerade darum ſchon ihr größter Feind war und iſt!

Heinrich Peſch S. J.

Der Lichtſinn augenloſer Thiere.

Kann man ſehen ohne Augen? Jedermann wird ſagen: Nein; denn Auge iſt gleichbedeutend mit Sehorgan; ohne Sehorgan zu ſehen iſt aber ſchlechterdings unmöglich. Trotzdem ſind viele der augenloſen Thiere[1] nicht völlig blind. Obwohl ſie keine Spur von Augen beſitzen, vermögen ſie doch Helligkeit und Dunkel zu unterſcheiden, und ſie reagiren auf plötzlichen Lichtwechſel in lebhafter Weiſe. Die Löſung dieſes ſcheinbaren Widerſpruchs liegt in der Begriffsbeſtimmung der Worte „ſehen“ und „Auge“. Nichts ſcheint einfacher zu ſein als dieſe beiden Begriffe, und doch bietet ihre Anwendung in der Zoologie nicht ſelten bedeutende Schwierigkeiten. Was iſt zum „Sehen“ weſentlich erforderlich? Genügt die einfache Fähigkeit der Lichtempfindung, oder müſſen wir ſelbſt für die unterſte Stufe des Sehens außer dem Vermögen, Licht und Schatten zu unterſcheiden, auch noch wenigſtens eine gewiſſe Fähigkeit der Unterſcheidung von Farben und Geſtalten hinzu verlangen? Wenn ja, dann ſind die einfach lichtempfindlichen Thiere trotz ihres Vermögens der Lichtwahrnehmung völlig blind, weil ſie nicht „ſehen“ können; wenn nein, dann gibt es ein „Sehen ohne Augen“, weil es viele augenloſe Thiere gibt, die in hohem Grade lichtempfindlich ſind.

Ebenſo verwickelt iſt die Frage, welches Organ der Lichtwahrnehmung wir als „Auge“ bezeichnen dürfen. Gehört zum Weſen des Auges ein durchſichtiger Körper, der als dioptriſcher Apparat zum Brechen und Sammeln der Lichtſtrahlen dient? Dann iſt das Sehorgan des berühmten

[1] Vgl. dieſe Zeitſchrift Bd. LV, S. 531 ff.

Nautilus, deſſen gegenwärtig lebende Vertreter die altehrwürdigen Ueberbleibſel einer längſt entſchwundenen Erdepoche ſind, kein Auge zu nennen; denn es iſt eine einfache Grube von beträchtlicher Tiefe, deren Mündung eine enge Oeffnung bildet. Wie ein in ein Kartenblatt geſtochenes Loch dazu dienen kann, ein Bild des hellen Fenſters an der Wand zu entwerfen, ſo dient auch jenes Sehloch des Nautilus als Diaphragma dazu, auf der innern Rückwand ſeiner Sehgrube optiſche Bilder der umgebenden Gegenſtände zu erzeugen. Ein ſolches Sehorgan dürfen wir aber mit vollem Recht ein „Auge" nennen, obwohl es nach der gewöhnlichen Anſchauung kein Auge, ſondern nur eine leere Augenhöhle iſt. Man hat ferner die lichtempfindlichen Pigmentpunkte bei manchen niedern Thieren als „Augenflecke" bezeichnet. Nun hat ſich aber herausgeſtellt, daß die Fähigkeit der Lichtempfindung gar nicht an dieſes Pigment gebunden iſt. Die von Haeckel einſt als die erſte ſtammesgeſchichtliche Stufe des Sehorgans im Thierreich geprieſenen „Augenflecke" mancher Protiſten ſtehen bezüglich ihrer Lichtempfindlichkeit ſogar zurück hinter andern vollkommen durchſichtigen Theilen des Zellleibes derſelben Urthiere. Für die einfache Lichtempfindung iſt ſomit das Pigment ebenſowenig weſentlich, wie für die einfachſte Form des Auges ein beſonderer lichtbrechender Apparat weſentlich iſt. Hieraus erhellt, daß es ſich bei der Frage, was „Sehen" heißt und was „Auge" heißt, nicht um nominaliſtiſche Spitzfindigkeiten, ſondern um ernſte Schwierigkeiten ſachlicher Natur handelt. Es hat daher ſeinen guten Grund, wenn ſeit Johannes Müller nicht wenige hervorragende Phyſiologen, Biologen und Anatomen, wie J. Carrière, C. Chun, R. Dubois, Th. W. Engelmann, Aug. Forel, V. Graber, H. v. Helmholtz, R. Heſſe, W. A. Nagel, F. Plateau u. ſ. w., eingehende Erörterungen über die Bedeutung und die Tragweite dieſer beiden Begriffe angeſtellt haben, Erörterungen, deren Gründlichkeit und Scharfſinn vielfach auch die Aufmerkſamkeit philoſophiſcher Denker verdienen dürfte, welche ſich für das Weſen der Geſichtswahrnehmung intereſſiren und dasſelbe in einer den Thatſachen entſprechenden Weiſe zu definiren ſuchen.

Wir wollen nun unſern Leſern einen Ueberblick über die Erſcheinungen bieten[1], aus denen der Lichtſinn augenloſer Thiere zweifellos hervorgeht. Beginnen wir mit den Wirbelthieren.

[1] Wir folgen dabei hauptſächlich W. A. Nagel, Der Lichtſinn augenloſer Thiere. Jena 1896. Aug. Forels diesbezügliche Beobachtungen und Verſuche in: Beitrag zur Kenntniß der Sinnesempfindungen der Inſecten (Mittheil. des

Daß der uns ſchon bekannte Olm (Proteus anguinus)[1] mit ſeinem rückgebildeten, von der Haut bedeckten Auge ein Bild der umgebenden Gegenſtände erhalten könne, iſt ausgeſchloſſen. Trotzdem beſitzt er eine große Lichtempfindlichkeit. Nach Marie von Chauvins Beobachtungen iſt dieſelbe während der Brunſtzeit ſo groß, daß die Olme vor jedem ins Waſſer einfallenden Lichtſtrahl wie vor einer feindlichen Berührung ſofort zurückſchrecken. Sempers Verſuche haben ferner gezeigt, daß es wirklich das Licht iſt, das die Olme wahrnehmen und fliehen, und Raphael Dubois hat nachgewieſen, daß nicht die Augen, ſondern die Körperhaut des Olmes es iſt, welche die Lichtempfindung vermittelt.

Das Lanzettfiſchchen (Amphioxus lanceolatus), das wegen ſeiner ſtammesgeſchichtlichen Alterthümlichkeit als vorgeblicher Urahne aller Wirbelthiere der Liebling der heutigen Zoologen iſt und daher unter ihren Experimenten ſchon unſäglich viel zu leiden hatte, gehört ebenfalls zu jenen lichtempfindlichen Thieren, die „ohne Augen ſehen". In einer Schale mit Waſſer ſind eine Anzahl Lanzettfiſchchen, die ſich mit ihrem Hintertheil bis zur Körpermitte in den Sand am Grunde des Beckens vergraben haben. Wir bedecken nun die Schale mit einem undurchſichtigen Deckel und laſſen ſie eine Viertelſtunde ruhig ſtehen. Dann heben wir vorſichtig den Deckel ab — und ein großer Theil der Lanzettfiſchchen zuckt plötzlich zurück und verſchwindet im Sande. Daß es ſich hierbei nicht etwa um die zufälligen Wirkungen der Erſchütterung oder des Geräuſches handelt, die mit jenem Experimente vielleicht verbunden ſind, geht daraus hervor, daß die Thiere durch das Abheben eines durchſichtigen Glasdeckels ſich gar nicht ſtören laſſen; alſo war es wirklich eine Lichtwahrnehmung, was ſie zur plötzlichen Flucht veranlaßte. Auch wenn man mittelſt eines Spiegels einen Lichtſtrahl in das Waſſerbecken fallen läßt, kann man die Lanzettfiſchchen ſofort ſich verbergen ſehen. Den ſtärkſten Reizerfolg erzielte Nagel bei ſeinen Verſuchen, wenn er die Lanzettfiſchchen in einem Becken mit Seewaſſer

---

Münchener Entomol. Vereins 1878), und Expériences et remarques critiques sur les sensations des insectes (Recueil Zoologique Suisse IV, n. 1, 2 et 4, 1886 à 1888), welche Nagel unbekannt geblieben waren, wurden von uns außer manchen Arbeiten der oben citirten und anderer Autoren ebenfalls für die vorliegende Arbeit benutzt. Die mit geblendeten Thieren angeſtellten Experimente Grabers und anderer glaubten wir hier nicht beſonders berückſichtigen zu ſollen mit Ausnahme von Aug. Forels Verſuchen über das von Graber angenommene dermatoptiſche Sehvermögen der Ameiſen.

[1] Siehe dieſe Zeitſchrift Bd. LV, S. 62 ff.

ohne Sand hielt, ſo daß ſie ſich nicht verſtecken konnten. Bei plötzlicher Belichtung jagten dann ſämtliche Thiere wild durch das Waſſer hin und her.

Die Lichtempfindlichkeit des Lanzettfiſchchens iſt ſchon ſeit 1834 durch die Unterſuchungen Coſtas bekannt. Ueber das Organ ſeines Lichtſinnes ſind jedoch ſehr verſchiedene Anſichten geäußert worden. Anfangs glaubte man, eine Gruppe von Pigmentpunkten am vordern Körperende des Thieres — nicht am Kopfe, weil es keinen beſitzt — als „Augenfleck“ und als Sehorgan ausgeben zu müſſen. Ja, manche wollten jenen dunkeln Fleck ſogar ſtammesgeſchichtlich verwerthen, indem ſie ihn für das Ueberbleibſel eines ehemaligen unpaarigen Scheitelauges erklärten. Aber man braucht dem Lanzettfiſchchen nur das vordere Körperende mitſamt dem vorgeblichen Auge abzuſchneiden, um ſich von der Unhaltbarkeit dieſer Theorie zu überzeugen: der übrige Körper bleibt nachher noch gerade ſo lichtempfindlich wie vorher. Ja ſelbſt an halbirten Exemplaren reagiren noch beide Hälften ebenſo bereitwillig auf die Belichtung, obgleich weniger energiſch, weil eben dieſe Bruchſtücke ſich nicht mehr ſo raſch bewegen können wie das unverletzte Thier.

Andere Forſcher wollten daher den Hautnerven des Amphioxus die Function der Lichtwahrnehmung zutheilen, während W. Krauſe die Anſicht vertritt, daß dieſes Thier mit ſeinem ganzen Rückenmarke ſehe[1]. Er fand nämlich, daß daſſelbe Pigment, welches im „Augenflecke“ vorhanden iſt, längs des Rückenmarkes ziemlich weit gegen das Schwanzende des Thieres hin ſich erſtreckt. Auf Grund des chemiſchen Verhaltens erklärte er dieſes Pigment für einen mit dem Sehpurpur unſeres Auges verwandten Stoff und nannte es deshalb „Sehblau“. Wenn er das im Waſſer ruhig daliegende Lanzettfiſchchen mit dem Focus einer Convexlinſe, von hinten anfangend, beleuchtete, ſo machte das Thier einen plötzlichen Sprung, ſobald das Sonnenbild auf die hintere Hälfte des Rückenmarks gelangte. Am empfindlichſten erwies ſich das Vorderende, aber nicht auf dem ſogen. Augenfleck, ſondern etwas hinter demſelben. Daher glaubt dieſer Forſcher, daß das Pigment des Rückenmarkes als Organ der Lichtwahrnehmung beim Amphioxus diene.

Zum Verſtändniß dieſes Experimentes iſt zu bemerken, daß bei der Beleuchtung des Lanzettfiſchchens mit einem Brennglaſe die Wärmewirkung

---

[1] Internationale Monatsſchrift für Anatomie V (1888), 132; Die Farbenempfindung des Amphioxus (Zoolog. Anzeiger 1897, Nr. 548, S. 513).

der Sonnenſtrahlen ausgeſchloſſen war. Schon unter einer 4 cm hohen Seewaſſerſchicht zeigte das feinſte Thermometer nach ſtundenlanger Expoſition keine Temperaturerhöhung, wenn es mit dem Brennpunkte derſelben Convexlinſe beleuchtet wurde; daher iſt es unmöglich, daß das Sonnenbildchen dem im Waſſer liegenden Amphioxus bei der plötzlichen Belichtung etwa „die Haut verbrannt habe", wie vielleicht einer unſerer Leſer anfangs befürchtet haben dürfte.

W. Krauſe ſtellte noch eine Reihe ſinnreicher Verſuche an über die Farbenwahrnehmung desſelben Thieres. Eine Anzahl Lanzettfiſchchen, die im ganzen 500 erreichte, wurden in einen länglichen Kaſten gebracht, deſſen eine Hälfte nur von gelbem, die andere nur von blauem Lichte erleuchtet war; die Helligkeit des Lichtes war in beiden Abtheilungen dieſelbe. Die Amphioxus zeigten jedoch keinerlei Vorliebe für eine der beiden Farben, ſondern vertheilten ſich gleichmäßig in beide Hälften des Apparates. Ein Unterſcheidungsvermögen für Farben ließ ſich bei ihnen nicht nachweiſen, und man muß daher einſtweilen annehmen, daß ihr Rückenmark ihnen bloß die Unterſcheidung von Hell und Dunkel zu vermitteln im ſtande iſt.

Das Vermögen vieler Thiere, durch die Haut Licht zu empfinden, iſt von Graber als „dermatoptiſche", von andern als „photodermatiſche" Function mit einem ſchönen wiſſenſchaftlichen Namen belegt worden. Nach Koranyi ſoll dieſes räthſelhafte Hellſehen ſogar den Fröſchen zukommen. Einem Froſche wurde das Gehirn bloßgelegt und zur Steigerung der Erregbarkeit desſelben mit einer Schicht Fleiſchextract bedeckt. Ließ man nun das Licht einer hellen Flamme, durch eine Sammellinſe concentrirt und durch Paſſiren einer Alaunlöſung ſeiner Wärmeſtrahlen beraubt, auf ein Bein des Froſches fallen, ſo zuckte dasſelbe jedesmal zuſammen. Es ſcheint uns jedoch, daß ſolche künſtliche Experimente für die Löſung der Frage, ob eine wirkliche Lichtempfindung durch die Haut ſtattfinde, von geringerem Werthe ſeien als die an lebenden Thieren unter deren normalen Lebensverhältniſſen angeſtellten Verſuche; denn in letzterem Falle ſind die durch den Lichtreiz verurſachten Bewegungen willkürliche, die unter dem Einfluſſe des ſinnlichen Wahrnehmungs- und Strebevermögens ſtehen; in erſterem Falle handelt es ſich dagegen wahrſcheinlich um bloße Reflexbewegungen, bei denen von einer „Sinneswahrnehmung" keine Rede ſein kann.

Sehr verbreitet iſt das „Sehen ohne Augen" im Kreiſe der Weichthiere. Sogar die Landſchnecken, die auf der Spitze ihres längern

Fühlerpaares echte Augen tragen, welche mit einer Linſe und einer Netzhaut verſehen ſind, vermögen überdies durch ihre Körperhaut einen plötzlichen Lichtwechſel wahrzunehmen. Man kann einer Weinbergſchnecke (Helix pomatia), ohne das Wohlſein des Thieres dauernd zu ſchädigen, die Fühlerſpitzen mitſamt den Augen abſchneiden; die Wunde ſchließt ſich ſofort, vernarbt in kürzeſter Friſt, und das augenloſe Thier beginnt wiederum wie früher umherzukriechen. Läßt man nun auf dasſelbe plötzlich einen Schatten fallen, ſo zuckt es zuſammen und verbirgt ſich in ſeinem Gehäuſe, wie es früher gethan, als es noch im Beſitze der Augen ſich befand. Ja ſogar ſolche Schnecken, deren Fühler unmittelbar an der Wurzel abgeſchnitten worden ſind, reagiren noch in derſelben Weiſe gegen einen jähen Lichtwechſel. Man braucht übrigens nicht einmal zu Amputationsverſuchen ſeine Zuflucht zu nehmen, um ſich davon zu überzeugen, daß die Körperhaut der Weinbergſchnecke lichtempfindlich iſt. Manchmal kriechen dieſe Thiere ſtundenlang mit völlig eingeſtülpten Fühlern umher, ſo daß die an der Spitze derſelben ſtehenden Augen im Körper verborgen ſind. Plötzliche Beſchattung läßt ein ſolches Individuum gerade ſo ſicher und ſo heftig zurückſchrecken wie ein anderes, das ſeine Fühler ausgeſtreckt hat und den vollen Gebrauch ſeiner Augen beſitzt. Nagel glaubt, daß die in der Oberhaut vertheilten ſogen. Flemmingſchen Zellen als Organ für dieſes „Sehen ohne Augen“ dienen.

Zahlreich und beſonders intereſſant ſind die Verſuche, welche von Nagel über den Lichtſinn *augenloſer Muſcheln* angeſtellt wurden. Er theilt dieſelben je nach ihrem Verhalten gegenüber den Lichteinflüſſen in drei Gruppen ein: in lichtempfindliche, in ſchattenempfindliche und in licht- und ſchattenempfindliche. Die erſte dieſer Gruppen wird von jenen Muſcheln gebildet, die *nur lichtempfindlich* ſind, indem ſie bloß auf Zunahme der Helligkeit, nicht auf deren Abnahme reagiren. Die hierher gehörigen Arten haben eine dünne, zarte und zerbrechliche Schale, die ihnen keinen wirkſamen Schutz gegen die Angriffe ihrer Feinde bieten kann. Daher halten ſie ſich für gewöhnlich auf dem Boden ihres Waſſerbeckens vergraben und ſtecken nur die Mündung ihrer Athemröhren (Siphone) aus dem Sande hervor. Sie lieben das Dunkel oder das Halbdunkel; eine plötzliche Helligkeitszunahme in ihrer Umgebung ſetzt ſie der Gefahr aus, von ihren Feinden bemerkt und gefreſſen zu werden; deshalb graben ſie ſich, ſobald ſie belichtet werden, raſch noch tiefer ein und „verduften“. Ganz anders benimmt ſich die zweite Gruppe der augenloſen Muſcheln,

die nur ſchattenempfindlich iſt. Dieſe Thiere haben eine ſehr dicke, harte Schale, die den zarten Körper des Weichthieres gegen die Angriffe gefräßiger Räuber zu ſchützen vermag. Deshalb pflegen ſie ſich bei drohender Gefahr nicht zu vergraben, ſondern ſie ſchlüpfen einfach in ihr Schalenhaus hinein und ſchlagen die Thüre hinter ſich zu. Das Nahen eines Feindes wird ihnen aber hauptſächlich durch den Schatten verkündet, den derſelbe plötzlich auf ſie wirft, wenn er zwiſchen ſie und die Lichtquelle tritt: daher die hohe Schattenempfindlichkeit dieſer Muſcheln, die für ſie das wichtigſte biologiſche Schutzmittel darſtellt. Um eine plötzliche Zunahme der Helligkeit kümmern ſie ſich dagegen nicht, ſondern ſie laſſen ihre Schalen ruhig offen und bleiben wo ſie ſind, weil ſie ohne Gefahr das wirkliche Herannahen des Feindes abwarten dürfen. Die dritte Gruppe, die licht- und ſchattenempfindlichen Muſcheln, ſtehen in der Mitte zwiſchen jenen beiden Extremen; ſie werden durch plötzliche Belichtung wie durch plötzliche Beſchattung erſchreckt und zur Flucht veranlaßt, weil beide für ſie gefahrdrohend ſind. Thatſächlich gehören weitaus die meiſten augenloſen Muſcheln, die ſich für Lichteinflüſſe empfänglich erweiſen, zu dieſer dritten Klaſſe; bloße Lichtempfindlichkeit oder bloße Schattenempfindlichkeit, wie ſie in den beiden andern Klaſſen vertreten ſind, finden ſich nur ſelten.

Die lichtempfindlichſte aller augenloſen Muſcheln, eine typiſche Vertreterin der erſten Klaſſe, iſt die Sandmuſchel (Psammobia vespertina). Sie iſt im Golfe von Neapel ſehr häufig; dort ſtellte Nagel ſeine Beobachtungen und Verſuche mit ihr an. Gewöhnlich hält ſie ſich, ihrem Namen entſprechend, in der Tiefe ihres Kryſtallpalaſtes im Sande verſteckt. In dem geheimnißvollen Halbdunkel, das dort unten herrſcht, öffnet ſie ihre Schalen und ſtreckt ihre Siphone aus, zarte, weiße, milchglasartig durchſcheinende Röhren, deren Mündung von einem Kranze feiner Zacken umgeben iſt. Pigment fehlt ihnen trotz ihrer hohen Lichtempfindlichkeit völlig, wie auch durch mikroſkopiſche Unterſuchungen nachgewieſen iſt. Um ſeinen Verſuchsthieren den Rückzug abzuſchneiden, ſetzte Nagel die Sandmuſcheln in Glasgefäße mit Seewaſſer, die entweder keinen Sand enthielten oder doch nur ſo wenig, daß die Thiere ſich nicht darin verbergen konnten. Dann ließ er ſie längere Zeit im Halbdunkel, das durch ein Stück Karton zwiſchen dem Glasgefäße und der Lichtquelle verurſacht wurde. Nahm man nun nach Verlauf einer Stunde den beſchattenden Karton vorſichtig weg, ſo zogen die Sandmuſcheln ihre Siphone ſofort ein, und nicht wenige ergriffen die Flucht, indem ſie mittelſt ihres mus-

kulöſen Fußes ſich eine Strecke weit fortſchnellten. Wenn Nagel plötzlich directes Sonnenlicht in ihr Gefängniß fallen ließ, dauerte es meiſt nur ein paar Sekunden, bis ſämtliche Sandmuſcheln ſich in der größten Aufregung im Glaſe umherſchnellten, ſo daß das Waſſer umherſpritzte und die Glaswände unter dem Anprall der Muſchelſchalen erklangen. Von den verſchiedenen Theilen des Sonnenſpectrums vermochten alle mit Ausnahme des Roth die Lichtempfindlichkeit der Sandmuſcheln zu reizen. Licht, das eine Rubinglasſcheibe paſſirte, hatte ſeine ganze Reizwirkung auf ſie verloren, obwohl die Helligkeit des durchſtrahlenden Lichtes noch größer war als bei einer dunkelblauen Kupferammoniumſulfat-Löſung, welche noch einen ſtarken Lichtreiz auf die Siphonen der Sandmuſchel ausübte.

Die Auſter (Ostrea edulis) iſt wohl manchen unter unſern Leſern bereits bekannt, wenngleich unter einem andern Geſichtspunkte als dem ſtreng wiſſenſchaftlichen. Sie zählt zu den ſchattenempfindlichſten Muſcheln, zur zweiten der obenerwähnten biologiſchen Klaſſen. Siphone hat ſie nicht, da ſie zu den „aſiphoniaten Acephalen" gehört. Bei ihr iſt daher der Mantelrand der Sitz der Lichtempfindung. Daß die Auſter bei plötzlicher Beſchattung ihre Schalen ſchließt, iſt bereits von Ryder und Patten feſtgeſtellt worden. Später wurde die Schattenempfindlichkeit dieſer Muſchel von Rawitz in Zweifel gezogen, aber auf Gründe hin, die ſich nicht als ſtichhaltig erwieſen. Um die Einwendungen von Rawitz zu widerlegen und die Schattenempfindlichkeit der Auſter klar zu zeigen, kann der folgende von Nagel[1] angeſtellte Verſuch uns dienen.

„Einige lebenskräftige Auſtern werden in einem genügend großen Glasgefäße mit friſchem Seewaſſer — oder, zu einem unten anzugebenden Zwecke, beſſer noch in zwei Gefäße vertheilt — des Abends auf einen inmitten des Zimmers ſtehenden Tiſch nahe der dem Fenſter zugekehrten Tiſchkante geſtellt, und zwar ſo, daß ſich die Schalen der Muſcheln nach der Fenſterſeite öffnen.

„Morgens früh, wenn die Auſtern noch auf keine Weiſe geſtört worden ſind, nähert man ſich ihnen von hinten her, d. h. von der dem Fenſter entgegengeſetzten Seite, möglichſt vorſichtig und geräuſchlos und überzeugt ſich dabei, daß ſämtliche Auſtern ihre Schalen etwa einen Centimeter weit geöffnet haben und auch durch die behutſame Annäherung in keiner Weiſe erſchreckt oder erregt worden ſind.

[1] Der Lichtſinn augenloſer Thiere S. 59.

„Bringt man jetzt einen undurchſichtigen, ſchattenwerfenden Gegenſtand plötzlich zwiſchen Fenſter und Tiſch, ſo daß die Auſtern des einen Glaſes beſchattet werden, ſo klappen dieſe alle mit einem Schlage ihre Schalen zu, um ſie gewöhnlich erſt nach Stunden wieder zu öffnen. Zum Beweiſe dafür, daß nicht etwa ein Geräuſch oder eine Erſchütterung die Urſache dieſer Reaction war, ſondern wirklich der Schatten, bleiben die Auſtern in dem zweiten Gefäße, auf welches der Schatten nicht fiel, regungslos, mit geöffneten Schalen. Auch ſie ſchließen ihre Schalen, ſowie der Schatten auf ſie hinübergelenkt wird."

Wenn man dieſelben Auſtern mehrmals nacheinander beſchattet, ſo kümmern ſie ſich allerdings bald gar nicht mehr um die plötzliche Abnahme der Helligkeit. Aber dies beweiſt nichts gegen ihre Schattenempfindlichkeit, ſondern zeigt nur, daß ſie keine Maſchinen ſind, die auf jeden äußern Eindruck ſtets in derſelben Weiſe mechaniſch reagiren. Bei vielen modernen Phyſiologen iſt es zwar zur Mode geworden, die willkürlichen Bewegungen der niedern Thiere für bloße Reflexbewegungen auszugeben. Sogar mit den Ameiſen iſt kürzlich durch Herrn Albrecht Bethe[1] der unglückliche Verſuch gemacht worden, dieſelben in bloße Reflexmaſchinen zu verwandeln und ihnen das Vermögen der ſinnlichen Wahrnehmung und willkürlichen Bewegung abzuſprechen. Wer jedoch nicht bloß mit dem Secirmeſſer an den Thieren zu experimentiren, ſondern dieſelben vor allem unter ihren natürlichen Lebensverhältniſſen ſorgfältig zu beobachten gewohnt iſt, wird dieſe neuen Reflextheorien völlig unhaltbar finden. Auch bei den augenloſen Muſcheln iſt es verfehlt, ihre Reactionen gegen plötzliche Belichtung oder plötzliche Beſchattung für bloße Reflexerſcheinungen auszugeben. Für jene Muſcheln, die, wie die Auſtern, mit harten, widerſtandsfähigen Schalen verſehen ſind, iſt es von hoher biologiſcher Wichtigkeit, das Herannahen eines Feindes durch den auf ſie fallenden Schatten rechtzeitig zu bemerken, um ſich dann raſch in ihre Schalen zurückziehen zu können. Wird nun mehrmals nacheinander ein Schatten auf dieſelbe Muſchel geworfen, ſobald ſie eben wieder ihre Schalen geöffnet hat, ſo macht die

[1] Dürfen wir den Ameiſen und Bienen pſychiſche Qualitäten zuſchreiben? (Archiv für die geſamte Phyſiologie LXX [1898], 15—100 und Tafel 1 und 2.) Zur Kritik dieſer Ameiſenſtudie Bethes ſiehe die folgenden Arbeiten des Unterzeichneten: Eine neue Reflextheorie des Ameiſenlebens (Biolog. Centralbl. XVIII [1898], Nr. 15) und: Die pſychiſchen Fähigkeiten der Ameiſen (Zoologica 1899, Heft 26 und Tafel 1—3).

Beſchattung bald gar keinen Eindruck mehr auf das Thier, weil ſie ſich für ſein ſinnliches Wahrnehmungsvermögen als etwas durchaus Ungefährliches erweiſt. Man muß dann ſtundenlang warten, bis es wiederum gelingt, die Muſchel durch das nämliche Experiment in Schrecken zu ſetzen und dadurch zum Schließen der Schalen zu veranlaſſen. Nagel hat die pſychologiſche Bedeutung dieſer Thatſachen richtig erkannt und gegenüber den Reflextheoretikern verwerthet. Letztere läugnen auf Grund ihrer einſeitigen Forſchungsmethode das pſychiſche Leben der niedern Thiere völlig und ſchaffen ſo eine ganz unnatürliche Kluft zwiſchen den niedern und den höhern Thieren. Während ſie den Wirbelthieren „geiſtige Fähigkeiten" zuſchreiben, die nur dem Grade nach von der menſchlichen Intelligenz verſchieden ſein ſollen, treiben ſie aus den wirbelloſen Thieren, die doch in den weſentlichen Aeußerungen des ſinnlichen Lebens mit den Wirbelthieren völlig übereinſtimmen, gewaltſam „den Geiſt" aus; ſie machen ſie zu ſeelenloſen Maſchinen, weil ſie den Inſtinct der Thiere mit bloßer Reflexthätigkeit verwechſeln.

Unter den für Licht und Schatten, d. h. für plötzliche Zunahme wie plötzliche Abnahme der Helligkeit, empfindlichen augenloſen Muſcheln, welche die dritte unſerer obigen biologiſchen Klaſſen bilden, zeichnen ſich vor allem die Venusmuſcheln (Venus, Cytheraea u. ſ. w.) und die Herzmuſcheln (Cardium) durch ihre hohe Erregbarkeit aus. Für Beſchattung ſind ſie ſo empfindlich, daß ſogar der Schatten eines Bleiſtiftes, den man raſch an ihrem Behälter vorüberbewegt, ſchon hinreicht, ſie zum plötzlichen Einziehen der Siphone zu bewegen.

Intereſſant iſt der Anblick, den nach Nagels Verſuchen ein mit verſchiedenartigen Muſcheln beſetztes größeres Aquarium bietet, wenn man einen Schatten über dasſelbe hinſtreifen läßt. Die Kammmuſcheln (Pecten), welche wirkliche Augen in erheblicher Zahl am Mantelraude tragen, ſchließen ihre Schalen ſchon, wenn man nur in die Nähe kommt, ohne daß ein Schatten auf ſie gefallen wäre. Bewegt man nun ein Stück ſchwarzen Karton über das Aquarium hin, ſo daß deſſen einzelne Theile nacheinander beſchattet werden, ſo kann man ſehen, wie es überall im Sande ſich regt, wohin der Schatten fällt. Hat man ſich vorher den Aufenthaltsort der einzelnen Muſcheln gemerkt, der durch ihre vorſtehenden Siphonmündungen oder durch vorragende Stücke der Schale ſich verräth, ſo kann man auch die Verſchiedenheit der Reactionen bei den einzelnen Arten verfolgen. Die Venusmuſcheln Venus verrucosa und gallina

ſchließen blitzſchnell ihre kleinen, dunkel pigmentirten Siphone; erſtere verſchwindet ſofort durch eine unſichtbare Bewegung ihres im Sande ſteckenden Fußes wie in einer Verſenkung, ſo daß aus der Grube höchſtens noch ein kleines Stück der Schale hervorſieht. Gleichzeitig zuckt eine andere Venusmuſchel (Cytheraea), die ſich gewöhnlich im Sande verborgen hält und nur ihre äußerſten Siphonenden vorſtreckt, unter dem Einfluſſe des Schattens plötzlich zuſammen und verſinkt noch tiefer. Die Herzmuſchel (Cardium) ſchließt wenigſtens vorübergehend ihre Siphone; einzelne dieſer Thiere klappen auch ihre Schale zu. Dieſen empfindlichſten unter den augenloſen Muſcheln folgen dann allmählich, langſam und träge noch eine Reihe anderer Arten mit ihren Reactionsbewegungen nach, die Bohrmuſchel (Pholas dactylus), die Trogmuſchel (Mactra stultorum), die Schwertmuſcheln (Solen) u. ſ. w.

Die Wirkung, welche eine plötzliche Helligkeitszunahme auf die für Helligkeitsabnahme ſo feinfühligen Venusmuſcheln und Herzmuſcheln ausübt, iſt nicht ſo heftig und namentlich nicht ſo raſch. Während ſie auf Beſchattung blitzſchnell reagiren, vergehen wenigſtens zwei bis drei Sekunden, bis die Belichtung ihren Einfluß äußert. Anfangs werden unter den Lichtſtrahlen die Siphone noch weiter ausgedehnt; nach einigen Sekunden aber ziehen ſie ſich zurück, und ſchließlich macht das Thier, durch die Helligkeit beunruhigt, einen Fluchtverſuch, indem es durch Ausſtoßen ſeines Fußes ſich fortſchnellt oder ſich im Sande vergräbt.

(Schluß folgt.)

E. Wasmann S. J.

Die älteſten Weltkarten.

(Schluß.)

II.

Es iſt leicht einzuſehen, daß die größern Weltkarten, die nachweislich im Alterthum wie im Mittelalter nicht ſelten waren, ſich nicht in Büchern unterbringen ließen. Sie mußten gerollt oder als Wandkarten aufbewahrt werden. In Rollenform iſt als einziges Kartenwerk von hohem Alter die ſogen. Tabula Peutingeriana auf uns gekommen, deren Copie bereits

das ſtattliche Alter von 800 Jahren erreicht. Von den Wandkarten ſind uns nur die Karte in der Kathedrale von Hereford in England und eine zweite in dem Nonnenkloſter zu Ebſtorf erhalten geblieben. Beide ſtammen aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts und haben eine über 600jährige Dauer hinter ſich, was ohne pietätvolle Behandlung kaum denkbar wäre.

Wir müſſen uns wundern, daß dieſe beiden Karten bei ihrem hohen Werthe als Denkmäler alter Kartographie bis zur Stunde ſo wenig bekannt und ſo ſchwer zugänglich geweſen ſind.

Die Herefordkarte iſt 1,62 m hoch und 1,32 m breit; die Ebſtorfkarte hat eine Höhe von 3,5 m und eine Breite von 2,92 m. Die Herefordkarte wird zum erſtenmal erwähnt im Jahre 1682; die Ebſtorfkarte iſt erſt ſeit 1834 wieder bekannt. Die Darſtellung der Herefordkarte iſt eine einheitlichere, mit mehr Verſtändniß verarbeitete, genauere und ſchließt ſich getreuer an das Urbild an, als das bei der viermal größern, mit willkürlichen Verſetzungen, Wiederholungen und ſinnloſen Schreibarten bedachten Ebſtorfkarte der Fall iſt. Doch ergänzen ſich beide Karten in vielen Fällen, und man darf deshalb den Werth der reichhaltigern Ebſtorfkarte trotz der unbeholfenen Darſtellung nicht geringer anſchlagen als den der fein durchgeführten Herefordkarte.

Man vermuthet, die Herefordkarte habe längere Zeit als Altarbild gedient. Da Paläſtina einen übergroßen Raum darauf einnimmt und die heilige Geſchichte eine große Rolle ſpielt, ſo kann man das einigermaßen erklärlich finden.

Der Verfaſſer gibt ſich links unten zu erkennen als Richard von Haldingham und von Lafford, und wir dürfen die Abfaſſungszeit zwiſchen 1276 und 1283 anſetzen.

Die Weltkarte iſt überragt von einer Darſtellung des jüngſten Gerichtes. In großen Buchſtaben lieſt man als Umſchrift der ganzen Karte: A Iulio Cesare orbis terrarum metiri cepit: A Nicodoxo omnis Oriens dimensus est. A Teodoco Septemtrion et Occidens dimensus est. A Policlito Meridiana Pars dimensus est. In der linken untern Ecke ſehen wir den Kaiſer Auguſtus, welcher die drei Erdmeſſer Nichodoxus, Theodocus und Policlitus ausſendet mit dem Befehl: Ite in orbem universum, et de omni eius continentia referte ad senatum, et ad istam confirmandam huic scripto sigillum meum apposui. Ueber dem Bilde des Kaiſers iſt Lucas 2, 1 citirt: Exiit

edictum ab Augusto Cesare, ut describeretur huniversus orbis. Rechts unten wird ausdrücklich noch Oroſius als Quelle genannt.

Wie auf allen Karten, welche die römiſche Weltkarte zur Grundlage haben, iſt der Oſten oben.

Jeruſalem bildet den Mittelpunkt der Erde, wobei aber leicht zu erkennen iſt, daß es nur etwas nach links gerückt wurde und ſomit auf der Vorlage, wie dies auch die Heinrichkarte zeigt, nicht centrirt war.

Die Vergleichung der uns überlieferten ältern kosmographiſchen Werke, ſowohl Bücher als Karten, führt uns zu dem ſichern Ergebniß, daß Richard von Haldingham an dem Inhalt der vorliegenden Weltkarte nur geringen geiſtigen Antheil hat. Die Form und Stiliſirung des Umkreiſes iſt Richards Werk; im Innern der Karte hat er aber wenig geändert und hinzugethan, vielmehr faſt den ganzen Inhalt auf der Weltkarte, welche ſeine Vorlage bildete, vorgefunden.

Den Kern und die Grundlage der Kartenvorlage Richards bildet die Weltkarte des Agrippa oder populärer die Auguſtuskarte.

Wie die Karten von Ebſtorf, Lambert, Iſidor, Honorius, denen noch Albertus Magnus, Felix Malleolus und Dicuil zugefügt werden könnten, weiſt alſo auch die Herefordkarte auf die im öffentlichen Bewußtſein fortlebende Thatſache hin, daß *die Auguſtuskarte die Grundlage der mittelalterlichen Weltkarte* iſt.

Im Jahre 1833 berichtete der Amtmann Wömpner in der Hannoverſchen Zeitung über eine wenige Jahre vorher in dem ehemaligen Benediktinerinnenkloſter zu Ebſtorf, einem Flecken zwiſchen Hannover und Lüneburg, gemachte Entdeckung einer alten Weltkarte. Man hatte dieſelbe ſtaubbedeckt in einem Gemache, wo kirchliche Gegenſtände aus katholiſcher Zeit, Fahnen, Marienbilder, Altardecken u. ſ. w., aufbewahrt wurden, gefunden. 1834 brachte das „Vaterländiſche Archiv" in Hannover die erſte Beſchreibung und die farbige Wiedergabe eines Stückes der Karte.

Nachdem ſich Blumenbach, Müllenhoff, Mitthoff, v. Richthofen, Philippi mit der Karte beſchäftigt hatten, erſchien endlich 1891 die lang erwartete erſte große Ausgabe in Lichtdruck, hergeſtellt in der Reichsdruckerei in Berlin und bearbeitet von Ernſt Sommerbrodt. Die kühle Aufnahme dieſes fleißigen und ſorgfältigen Prachtwerkes in der literariſchen Welt iſt zu verwundern und zu bedauern. Nur zwei Aufſätze, der eine von W. Schulte in Beuthen und der andere von Dr. Miller ſelbſt, beſprechen die Karte.

Dieſelbe beſteht aus 30 ungleich großen Pergamentblättern und hatte nach Sommerbrodt eine Höhe von 3,58 und eine Breite von 3,56 m, alſo eine Fläche von 12,74 qm. Die Schrift iſt ſchön und ſorgfältig. Die Abkürzungen ſind die allverbreiteten und wurden mit großer Sicherheit gehandhabt. Die Ebſtorfkarte zeichnet ſich vor allen ähnlichen Karten durch ihren Farbenreichthum aus. Als vor Jahrhunderten dieſe Farben noch in ihrer Friſche glänzten, muß es eine Freude geweſen ſein, das Koloſſalgemälde zu betrachten. Eine Ahnung davon gibt uns die Ausgabe des Verfaſſers, welcher die Karte auf $^3/_{10}$ verkleinert und ausſchließlich in den Farben des Originals bietet. Es iſt ein wahres Cabinetſtück.

Die kritiſche Unterſuchung der Darſtellung der einzelnen Länder und der als Quellen in Betracht kommenden Schriftſteller beweiſt überall aufs klarſte, daß die alte Weltkarte die Grundlage der Ebſtorfkarte bildet. Dasſelbe Reſultat ergibt ſich bei der Vergleichung mit den andern Karten. Dieſe Betrachtung legt nahe, daß wir in der Ebſtorf-, Pſalter-, Lambert-, Dionyſius Periegetes-Karte einerſeits, in der Hereford-, Heinrich-, Oroſius-, Mela-Karte andererſeits zwei alte Zweige der römiſchen Weltkarte beſitzen.

Das Geſamturtheil, welches Dr. Miller über die Ebſtorfkarte gibt, fällt weſentlich anders aus als dasjenige ſeines Vorgängers Dr. Sommerbrodt.

„Während ſich die frühern Jahrhunderte des Mittelalters", ſo urtheilt Sommerbrodt, „mit rohen, dürftigen Kartenmachwerken und öden, geiſtloſen Compendien begnügten, tritt uns hier eine Fülle des Stoffes, ein eifriges Sichverſenken in das beſſere Wiſſen der Römer, ſoweit es noch zu erreichen war, entgegen, kurz, ein Streben, das wir als Vorläufer der Renaiſſance bezeichnen möchten, durch welches die Brücke geſchlagen wurde vom Mittelalter wieder zurück zu den Römern und von da zu den Griechen, von der Reichskarte zu Ptolemäus und von da zu den großen Entdeckungen. Erſt nachdem das Abendland ſich ſo wieder verſenkt hatte in die gute römiſche Ueberlieferung, war es in den Stand geſetzt, die Erbſchaft der Griechen anzutreten."

Dagegen bemerkt Dr. Miller auf Grund ſeiner ausgezeichneten Unterſuchung: „Dieſe Karte ſtellt, von der Zeichnung Deutſchlands und einigen neuern Namen abgeſehen, durchaus keinen Fortſchritt dar, ſondern lediglich eine Wiedergabe deſſen, was die frühern Jahrhunderte auch beſaßen: der alten Weltkarte. Die Zuthaten unſeres Kartographen ſind, wieder von Deutſchland abgeſehen, von ſehr fraglichem Werthe, und wir werden ihm ſtets am dankbarſten ſein müſſen, wenn er das Alte möglichſt

getreu copirt hat. Von einer Brücke zur Renaiſſance und zur Neuzeit kann bei dieſer Karte gar keine Rede ſein; auf dieſer Grundlage, d. h. auf der Grundlage der römiſchen Weltkarte, war eine geſunde Entwicklung der Geographie überhaupt nicht möglich. Dieſe Grundlage mußte ganz verlaſſen werden, und es galt, ein neues Erdbild auf Grund von Meſſungen oder aſtronomiſchen Beobachtungen Stück für Stück zu conſtruiren. Bereits waren im Mittelmeer die ſeefahrenden Völker thätig, die Bauſteine zu dem neuen Gebäude herbeizuſchaffen, von welchen unſer Kartograph noch keine Ahnung hat."

Die Ebſtorfkarte iſt das letzte große Aufleuchten des römiſchen Orbis terrarum, mit deſſen Untergang viel Poeſie für immer verſchwunden iſt. An dieſe Karte hat ja die deutſche Poeſie angeknüpft, und wenn man die altdeutſchen Sagen, das Alexanderlied, Herzog Ernſt von Schwaben, Rudolf von Ems, Reinfrit von Braunſchweig, Hermann von Sachſenheim oder die Reiſen des Ritters Mandeville und des Johannes von Heſe ſowie viele ähnliche Werke ganz verſtehen will, ſo muß man die Mappa mundi zur Hand nehmen. Aber nicht minder dient ſie zur Illuſtration der verbreitetſten Sagen des klaſſiſchen Alterthums. Zweifellos ſind in der Ebſtorfkarte Reſte von den Fahrten Hannos, der Herkulesſagen, der in der römiſchen Kaiſerzeit ſo beliebten Alexanderſagen, und heute noch wird der Lehrer ſeinen Gymnaſiaſten die Argonautenfahrten an der Hand der Ebſtorfkarte verſtändlicher machen können als mit der beſten modernen Karte. Ein modernes Kartenbild wird es ja niemals begreiflich machen, daß man vom Schwarzen Meere durch den Tanais in das Nordmeer und durch die Säulen des Herkules heimkehren könne, was nach der Ebſtorfkarte ſo einfach iſt.

Die Ebſtorfkarte ſtellt, von Deutſchland abgeſehen, keinen Fortſchritt dar. Sie iſt vielmehr ein ehrwürdiges Ueberbleibſel aus dem klaſſiſchen Alterthum, dem ein chriſtliches Mäntelchen umgehängt worden iſt. Wir beſitzen in ihr nicht nur die größte, ſondern, trotz vieler Entſtellungen und Zuthaten, auch die getreueſte Copie der römiſchen Weltkarte, welche auf uns gekommen iſt.

Es iſt uns nunmehr in den vorliegenden fünf Heften das geſamte mittelalterliche Kartenmaterial, ſoweit es ſich auf die römiſche Weltkarte ſtützt, geboten, ſo daß eine weſentliche Lücke nicht mehr beſteht.

Das 6. Heft ſoll nun durch eine Reihe von wiederhergeſtellten Einzelbildern die römiſche Karte zu einer noch ſchärfern Darſtellung bringen.

Digitized by Google

Der Verfaſſer hat diejenigen kosmographiſchen Texte gewählt, von denen wir beſtimmt wiſſen, daß ſie urſprünglich zu Karten gehörten und deren Umſchreibung darſtellten, wie es bei Mela, Dionyſius, Ammianus Marcellinus, dem unbekannten Geographen von Ravenna der Fall iſt, oder daß ſie Auszüge aus der Karte ſind und den Memorialſtoff aus derſelben geben, wie bei Honorius, Oſorius, Iſidor.

Die reconſtruirten Karten des 6. Heftes bilden ſomit gleichſam den zweiten Theil des ganzen Werkes.

Wenn auch das Beſtreben, anſchaulich zu ſein, bei manchen Kosmographen des Alterthums ſo offenkundig iſt, daß ſich von ſelbſt der Gedanke nahe legt, die Karte des betreffenden Autors müſſe aus der Beſchreibung herzuſtellen ſein, ſo hat es doch auffallend lange gedauert, bis eigentliche Verſuche der Herſtellung gemacht worden ſind.

Als einer der erſten hat ſolches unternommen der franzöſiſche Geograph Petrus Bertius, welcher 1628 in ſeiner Geographia Vetus in 2 Kupferſtichen das Erdbild des Mela und des Poſidonius wiederzugeben verſuchte. Leider legte er in den folgenden Tafeln, welche die Geographie des Julius Cäſar, des Plinius, des Ammianus Marcellinus erläutern ſollten, die Karten des Ptolemäus zu Grunde und verfällt damit in den alten Fehler, die neuere Geographie zur Grundlage der alten zu machen.

Erſt anderthalb Jahrhunderte ſpäter treffen wir bei Schlözer in Göttingen wieder ähnliche Wiederherſtellungsverſuche. Aber die der Abhandlung Schlözers beigegebene „Karte von Europa nach Vorſtellung der Alten", die Schöning ſchon 1763 gezeichnet hatte, iſt eine Sammelkarte in der alten Manier.

1762 reconſtruirte d'Anville die Karte Strabos, 1775 A. J. Penzel die Karte des Eratoſthenes. 1790 bot Goſſelin in dem für ſeine Zeit epochemachenden Werke die Karten des Eratoſthenes und Strabo, 1795 die von Hipparch, Hanno, Polybius und Marinus Tyrius. In Deutſchland ſuchten J. H. Voß in Eutin und Ukert in einem Atlas von 1816 die Erdbilder der Alten wiederzugeben. Die zahlreichſten Einzeldarſtellungen lieferte der um die mittelalterliche Geographie hochverdiente Pole Joachim Lelewel, deren Ausführung freilich ſehr ungenügend iſt. Bobrik hat 1838 in der Darſtellung Herodots, worin ihm 1816 Niebuhr vorangegangen war, Treffliches geleiſtet; Klauſen hat 1831 die Erdkarte des Hekatäus conſtruirt, Forbiger gibt 1842 auf beſondern Tafeln die Erdbilder von Homer, Hekatäus, Herodot, Eratoſthenes, Strabo, Ptolemäus. Strabo

wurde 1857 durch die Meiſterhand Müllers behandelt. Die Atlanten der alten Welt von Vivien de St. Martin, Spruner-Menke 1842, Kiepert, Sieglin 1893 bringen neue Bearbeitungen der alten Tafeln.

Allmählich erkannte man, welche Bedeutung die Reconſtruction der alten Karten hat, wenn ſie aus den alten Schriftſtellern ſelbſt zu ſtande kommt. Man ſah ein, daß man unſer heutiges Wiſſen von der Erde gleichſam für einen Augenblick vergeſſen und die alten Kosmographen aus ihren eigenen Angaben verſtehen müſſe, wenn man ſie recht verſtehen und die geſchichtliche Entwicklung der Kartographie finden wollte.

Von den eben genannten Forſchern iſt nun beſonders in den Atlanten der alten Welt nur die griechiſche Karte verarbeitet worden, welche eben für die römiſche und mittelalterliche Geographie nicht maßgebend iſt.

Die irrigen Vorſtellungen, die über den Stand der Geographie zur Zeit des Auguſtus und über die Entwicklung der Kartographie beſtehen, haben ihren Grund in der großen Vernachläſſigung der römiſchen Weltkarte.

Dieſe Vernachläſſigung ſucht das ganze vorliegende Werk, namentlich aber deſſen 6. Heft, gut zu machen.

Ebenſo ausführlich wie ausgezeichnet wird an erſter Stelle der unbekannte Geograph von Ravenna behandelt.

Die Literaturgeſchichte, ſagt Dr. Miller, wird in ihrem faſt 3000jährigen Zeitraume kaum ein Jahrhundert aufzuweiſen haben, das an literariſchen Producten ſo arm iſt als das 7. Jahrhundert n. Chr. Wenn wir Iſidor, Fredegar und das ſprachlich entſetzlichſte Buch, das exiſtirt, den Aethicus Iſter, genannt haben, ſo ſind wir ſchon bei den Autoren untergeordneten Ranges angekommen.

Dieſer Zeit gehört unſer Anonymus von Ravenna an. Er iſt aus der ganzen Periode vom ſinkenden Römerthum bis zum Wiedererwachen der Wiſſenſchaften der einzige Autor, von dem wir eine zuſammenhängende ſelbſtändige, nicht aus den alten Schriftſtellern zuſammengeſtoppelte Erdbeſchreibung beſitzen. Mag die Form, in welche die Kosmographie eingekleidet iſt, eine noch ſo rohe ſein, ſo tritt uns doch eine ſolche Fülle von ſonſt gänzlich unbekanntem Material entgegen, daß dieſer Geograph ein hervorragendes Intereſſe beanſpruchen muß.

Leider gibt nur eine einzige Stelle über den Verfaſſer ſelbſt die eine Auskunft, daß er in Ravenna geboren iſt. Er gehörte wohl dem geiſtlichen Stande an. Es läßt ſich dieſes weniger aus den damals allgemein üblichen frommen Redewendungen, wie Deo iuvante, Dei iussu u. ſ. w.,

als aus ſeinen vielen Bibelcitaten, ſeinen theologiſchen Excurſen über Paradisus terrestris und einigen Angaben ſchließen, die eine beſondere theologiſche Ausbildung andeuten.

Das Werk iſt in zwei Recenſionen auf uns gekommen, die wir heutzutage kurz als Ravennas und Guido bezeichnen. Der Ravennas umfaßt die ganze Erdbeſchreibung in 5 Büchern, deren erſtes die Weltanſchauung des Verfaſſers und die Eintheilung des orbis nach der Weltkarte gibt. Guido hat nur Auszüge aus dem 4. und 5. Buche, die er in ſeine 1119 compilirte Univerſalgeſchichte eingeflochten hat. Das Exemplar des Ravennaten, das Guido vorgelegen, muß aber in mancher Beziehung beſſer und vollſtändiger geweſen ſein, als die erhaltenen Manuſcripte es ſind.

Seitdem beide Werke in der Ausgabe von Pinder und Parthey 1860 gedruckt vorliegen, iſt dieſes Verhältniß zwiſchen Ravennas und Guido klargeſtellt. Frühere Kritiker und Schriftſteller haben beide verwechſelt, entweder für identiſch oder gar Guido für den ältern gehalten. 1738 hatte Weſſeling ſogar ſämtliche von dem Ravennaten genannten, aber anderweitig unbekannten Autoren, aus denen derſelbe geſchöpft haben will, für erfunden und den Anonymus für einen unverſchämten Betrüger erklärt. In neuerer Zeit iſt dieſe Anſicht hauptſächlich von Mommſen und de Roſſi, beide 1851, eingehend vorgetragen worden, und es ſind im Kampfe gegen die von Dr. Miller herausgegebene und erläuterte „Weltkarte des Caſtorius“ 1888 Tomaſchek, Partſch, Ruge, G. Hirſchfeld und vielleicht auch Kubitſchek auf deren Seite getreten. Aber die überwiegende Mehrzahl der Forſcher, die ſich eingehender mit dem Ravennaten beſchäftigt, hat ſich, wie Eckard, Malte-Brun, Mannert, Eckermann, Zeuß, Jakob Grimm, Bock, Lelewel, Hitzinger, Kurz, Forbiger, Karl Müller 1857, Pallmann, Müllenhoff, W. Beſſel, Marinelli, d'Avezac, Parthey, Jakobs, zu deſſen Gunſten entſchieden.

Es kann alſo nicht auffallen, wenn das Geſamturtheil über den Anonymus Ravennas ſehr verſchieden ausfällt. Daunou nennt ſein Buch einen Haufen Dummheiten, geſammelt in einem jedem Licht und jeder Vernunft verſchloſſenen Kloſter. Wie wiſſenſchaftlich! Buache nennt es einen rohen Diamanten, den man ſchleifen muß. Und dieſe Anſicht theilt auch Dr. Miller.

Das Buch des Ravennaten trägt einen einheitlichen Charakter, und man kann dem Verfaſſer nicht abſprechen, daß er ſeine Quellen wirklich verarbeitet hat. Man mag an der Sprache und den eintönig wieder-

lehrenden Redensarten und frommen Sprüchen des Verfaſſers ſich ſtoßen; aber man vergeſſe nicht, daß er in dem Jahrhundert lebte, in dem die rohen wandernden Völkermaſſen, die ſeit 300 Jahren alle Zeugen und Spuren tauſendjähriger Cultur zu vernichten beſtrebt waren, eben erſt ſeßhaft zu werden begonnen hatten.

In der Einzelbeſchreibung folgt der Ravennas vielfach alten Quellen, namentlich ſolchen des 4. Jahrhunderts, in der Ländereintheilung hingegen ſtrebt er überall nach zeitgemäßer Darſtellung. Daß er manchmal um ein Jahrhundert oder mehr zurückbleibt, hat er mit den beſten Geographen des Alterthums gemein, und wohl zu jeder Zeit iſt die Geographie hinter der Geſchichte zurückgeblieben. Dr. Miller ſetzt die Abfaſſungszeit der Erdbeſchreibung des Ravennas auf etwa 670 n. Chr.

Die Vergleichung der uns zugänglichen Quellen des Ravennaten, nämlich der Heiligen Schrift, des Jordanis, der den Titel Gothorum philosophus, sapientissimus, sagacissimus cosmographus et chronographus erhält, des Ptolemäus, Paulus Oroſius, Iſidor, Athanaſius und beſonders der Tabula Peutingeriana, führt uns zur Ueberzeugung, daß der Verfaſſer gewiſſenhaft citirt, daß er aber ſicher noch viele Autoren benutzt haben muß, deren Werke uns unbekannt ſind. Er ſelbſt nennt 28 ſolche Autoren.

Folgt man der Darſtellung des Ravennaten, ſo wird es klar, daß er für das 1. Buch ſich ſelbſt eine Weltkarte conſtruirt hat. Um dieſelbe wiederherzuſtellen, iſt es nöthig, die Weltanſchauung des Verfaſſers zu kennen.

Er will die Länder dem Laufe der Sonne folgend bezeichnen.

Man nehme, ſagt Dr. Miller, unſere reconſtruirte Karte zur Hand, ſo glaubt man wohl den beſcheidenen Ungenannten, umgeben von der Schar ſeiner Schüler in Ravenna, ſeinem Obſervatorium, wie es d'Avezac mit Recht genannt hat, zu ſehen, wie er die Erklärung gibt: Dieſe dicke Linie gibt an, wo die Sonne verno tempore auf- bezw. untergeht; hier iſt India, dort in entgegengeſetzter Richtung Britannia; hier in dieſer Richtung, in der erſten Stunde liegt Dimirica, dort in der zweiten Perſia, dort in der dritten Arabia u. ſ. w. Es iſt, wie wenn er eine Ahnung des Kompaſſes hätte, mit dem wir unſere Karten orientiren. Mit dieſer bereits den Griechen und ſpäter auch den Arabern bekannten Auffaſſung iſt aber auch gegeben, daß der Mittelpunkt der Stunden- und Ländereintheilung kein anderer als der Standpunkt des Verfaſſers, d. h. Ravenna oder deſſen Nähe, ſein kann. Weil Lelewel 1818 und Kiepert 1859 dieſe leitende

Idee des Ravennaten nicht erfaßten, iſt ihnen auch die Wiederherſtellung von deſſen Karte mißlungen.

Die Weltkarte des Ravennaten war geoſtet. Das wäre eigentlich von vornherein zu erwarten, kann aber auch mit Sicherheit erwieſen werden.

Entgegen all ſeinen Vorgängern thut Dr. Miller dar, daß die Karte nicht oval, ſondern rund geweſen ſein wird.

Mannigfache Beziehungen zu den Mappae mundi ſind beim Ravennaten unverkennbar. Doch ſtellt ſeine Karte einen in vielen Punkten eigenthümlichen Typus der alten Karten dar und ſteht beſonders zu Oroſius-Hereford in ſtarkem Gegenſatz.

Den größten Einfluß auf die Geographie und Kartographie des Mittelalters hatte Iſidor von Sevilla. Er wurde geboren zwiſchen 560 und 570 als Sohn des Präfecten von Cartagena und iſt der große Vermittler zwiſchen alter und neuer Zeit. In ſeinem Werke Originum sive Etymologiarum libri XX, das alle Wiſſenſchaften umfaſſen ſollte, aber unvollendet blieb, iſt die eigentliche Kosmographie in den Kapiteln 3—6 des 14. Buches enthalten. Die Bedeutung der Iſidoriſchen Erdbeſchreibung erſehen wir aus der Zahl ihrer Expilatoren. Namentlich iſt ſie in der Ebſtorfkarte ſtark benutzt.

Als Quellen hatte Iſidor neben Oroſius, Hieronymus, Sueton die revidirte Reichskarte des 4. Jahrhunderts. Seine Karte war rund und geoſtet, und die vielen Bilder, wie der Ur und Elch in Deutſchland, die Menſchenfreſſer in Scythia, die Kamele in Baktrien, die Elefanten in Indien u. ſ. w., weiſen alle auf die bilderreiche alte Karte hin.

Die Iſidor- und die Oroſiuskarte ergänzen ſich gegenſeitig in vielen Stücken.

Paulus Oroſius wurde kurz vor 390 in Spanien, wahrſcheinlich in Braccara, geboren, kam als junger Prieſter 413 oder 414 zum heiligen Auguſtin nach Afrika und ſoll etwa 418 ſein Werk Historiae adversus paganos vollendet haben. Die Historiae, von welchen gegen 200 Handſchriften exiſtiren, enthalten bereits im 2. Kapitel des 1. Buches die Beſchreibung des Erdkreiſes. Dieſelbe iſt gedrängt, klar und beſtimmt und eignete ſich deshalb beſonders für den Schulgebrauch.

Mit voller Sicherheit läßt ſich erweiſen, daß Oroſius den ganzen Inhalt ſeiner Erdbeſchreibung einer Weltkarte entnommen hat. Seine Vorlage muß das Urbild der Herefordkarte geweſen ſein. Die von Oroſius ſeiner Kosmographie beigegebene Karte hatte Oſten oben und war ziem-

lich ſicher rund. Sie zeigt in manchen Theilen einen alterthümlichen Charakter und Beſtandtheile, die auf das 1. Jahrhundert zurückgehen. Daneben finden wir aber auch Spuren der revidirten Reichskarte des 4. Jahrhunderts. Mit der Oroſiuskarte ſtehen die Beatus-, Cottoniana-, Albi-, Lambert-, Hereford-, Ebſtorfkarte in enger Beziehung.

Die kurze und ſtark verdorbene „Kosmographie" des Julius Honorius iſt nicht von dieſem ſelbſt, ſondern von einem ſeiner Schüler veröffentlicht worden. Die Schrift führt ſich ausdrücklich als Auszug aus einer Karte ein, und der Magiſter wünſchte, daß Schrift und Karte nicht getrennt würden. Dr. Miller ſetzt die Abfaſſungszeit in den Anfang des 5. Jahrhunderts. Wo der Verfaſſer gelebt hat, weiß man nicht. An ſich iſt es nicht zweifelhaft, daß die Karte rund und geoſtet war. Ziehen wir aus der Textkritik das Schlußergebniß, ſo finden wir wohl Verwandtſchaften mit Mela in allen Theilen, mit Iſidor in den Provinznamen, mit Ebſtorf beſonders in der Zeichnung der Flüſſe, mit der Tabula in den Namen der Völker und in den Städten. Die Benutzung einer geſchriebenen Quelle iſt bei Honorius nicht erwieſen, und es bleibt nur eine gemeinſame Kartenquelle übrig.

Die intereſſanteſte Quelle der Länderbeſchreibungen des Ammianus Marcellinus iſt die römiſche Reichskarte. Die Verzeichniſſe der Provinzen ſind beſtimmt einer Karte des römiſchen Reiches entnommen, in welcher die Eintheilung in Diöceſen und Provinzen eingetragen war, und in welcher jede Provinz ein paar der bedeutendſten Städte enthielt. Dieſe Karte kann nicht viel, wenigſtens nicht in ihrer endgiltigen Redaction, über Ammians Zeitalter hinaufreichen. Schon die Diöceſeneintheilung ſelbſt ſowie die vorhandenen diocletianiſchen Provinzen weiſen uns in das 4. Jahrhundert, die Namen der galliſchen Städte in die zweite Hälfte des 4. Jahrhunderts.

Von äußerſtem Intereſſe iſt die Wiederherſtellung des erſten Segmentes der Tabula Peutingeriana, die Dr. Miller verſucht.

Bald ſind 400 Jahre verfloſſen, ſeitdem Konrad Celtes die jetzt weltberühmte ſogen. Tabula Peutingeriana aus irgend einer Kloſterbibliothek, die er aus guten Gründen nicht nennt, ans Licht der Welt gezogen hat. An der ſchon damals alten und ſchadhaften Pergamentrolle fehlte das erſte der zwölf Pergamentblätter, aus denen ſie zuſammengeſetzt war. Für das Studium dieſes einzigartigen, nur in einem einzigen Exemplar über-

Digitized by Google

lieferten Monumentes, dem in der ganzen Weltliteratur nichts Aehnliches zur Seite geſtellt werden kann, iſt dieſer Verluſt ſehr zu bedauern. Gerade von dieſem Blatte erwartet man Auskunft über den Titel und über den Verfaſſer. Aber auch inhaltlich iſt das Blatt ſehr wichtig. Fehlt doch gerade England, von welchem Strabo, Mela, Plinius und ſelbſt Tacitus noch faſt nichts wiſſen; es fehlt ganz Spanien und der größere Theil von Mauretanien. Man kann mit annähernder Gewißheit ſagen, daß dieſe erſte Pergamenttafel bereits dem Copiſten unſerer heutigen Tabula, die Tabula, die nicht ſpäter als im 12. Jahrhundert nachgezeichnet worden iſt, nicht mehr vorgelegen hat.

Die Wiederherſtellung iſt nun, wie Dr. Miller ſagt, durchaus kein Phantaſiegebilde, vielmehr iſt uns der Inhalt des fehlenden Stückes nach der materiellen Seite zum größten Theil durch den Ravennaten und das Itinerarium Antonini gegeben; die formelle Seite aber macht keine großen Schwierigkeiten, wenn die Größe und der Raum beſtimmt iſt. Jedenfalls verdient das von ſo geſchickter Hand wiedergezeichnete erſte Segment der Tabula die vollſte Beachtung und Schätzung.

Die Erdbeſchreibung des Dionyſius Periegetes, in 1187 Verſen zur Zeit des Kaiſers Hadrian verfaßt, zeichnet ſich keineswegs durch große Gelehrſamkeit, ja nicht einmal durch Correctheit aus; aber ſie iſt kurz, anſchaulich und lieſt ſich angenehm. So iſt es zu erklären, daß ſie beſonders vom 4. Jahrhundert an große Verbreitung gefunden, ſo daß weit über 100 Codices auf uns gekommen ſind. Auch die zugehörige Karte iſt bis ins Mittelalter herein bezeugt. Beſonders wichtig iſt die Empfehlung derſelben durch Caſſiodor (De inst. div. 25) um die Mitte des 6. Jahrhunderts, der ſeinen Mönchen für das Studium der Bibel auch die Kosmographie des Julius Honorius angerathen hat.

Dr. Miller glaubte bei der Wiederherſtellung den die Erde umgebenden Ocean unbedenklich kreisrund zeichnen zu dürfen; nur die Erde ſelbſt ſollte eine etwas ovalere Geſtalt haben. Obwohl nur griechiſche Quellen, wie Eratoſthenes, Apollonius Rhodius 250 v. Chr., Skylax 335 v. Chr., Herodot, Hekatäus, Ariſtoteles, Theophraſtus, Apollodor, aufzufinden ſind, iſt doch bei Dionyſius und ſeinem Bearbeiter Avienus nachzuweiſen, daß die Karte geoſtet geweſen iſt.

Der erſte Römer, von dem wir eine vollſtändige, abgerundete, einheitliche Erdbeſchreibung beſitzen, iſt Pomponius Mela. Sein Werk, geſchrieben 41 n. Chr., zeichnet ſich vor allen ähnlichen Werken durch

Digitized by Google

Kürze, Klarheit, Einheitlichkeit und Anſchaulichkeit aus. Trotz dieſer Vorzüge ſcheint Mela keine gar große Bedeutung erlangt zu haben. Die etwa 60 Manuſcripte ſtammen alle von dem einzigen vaticaniſchen des 10. Jahrhunderts ab.

Wie es bei den römiſchen Geographen mehr und mehr üblich geworden, hält ſich Mela von allen mathematiſchen und aſtronomiſchen Beziehungen völlig fern und vertritt ſozuſagen unſern populär-wiſſenſchaftlichen Standpunkt. Er umgeht klug alle Streitfragen über Kugel- oder Scheibengeſtalt der Erde, ſcheint ſich aber der Scheibe zuzuneigen. Es iſt ſchwer feſtzuſtellen, ob ſeine Karte geoſtet war. Dr. Miller nimmt die Oſtung auf Grund des ganzen Ganges in der Beſchreibung an. Auch die Form gibt Mela nicht mit ſeiner ſonſt gewohnten Klarheit an. Weil er griechiſche Karten kennt, dann aber mit der runden Karte völlig befreundet iſt, ſchlägt er den Mittelweg ein. Indeſſen läßt die Bedingung, daß die Stirnſeite Aſiens im Oſten ſo breit ſei als Europa, das Mittelmeer und Afrika zuſammen, ſich mit der Kreisgeſtalt nicht vereinigen.

Die Beſchreibung der Mittelmeerküſten ausgenommen, dürfte für den übrigen Karteninhalt die römiſche Weltkarte und die Chorographia Romana als Quelle in Betracht kommen. Die Karte, aus der Mela ſchöpfte, war mit vielen Bildern geziert, wie mit den Amazonen, den Menſchenfreſſern, dem Vogel Phönix, den Menſchen ohne Zungen, ohne Lippen u. ſ. w. Alle Anzeichen weiſen darauf hin, daß dieſe Bilder auf der Agrippakarte zu finden waren.

Die Dimensuratio provinciarum und die Divisio orbis ſind zwei kleine, augenſcheinlich für Schulzwecke hergeſtellte Schriftchen, welche etwa Ende des 4. Jahrhunderts zuerſt auftreten, aber gewiß älter ſind. Der Inhalt beider iſt ſehr verwandt, aber nur ſofern ſie aus derſelben Quelle ſchöpfen. Sie bringen beide die Ländervertheilung der Agrippakarte. Die Länderbeſchreibungen des Tacitus ſind ſo klar, daß man an eine Kartenvorlage denken darf, welche wohl römiſche Orientirung hatte. Die runde Form deutet Germ. 45 an: Mare Pigrum, quo cingi claudique orbem hinc fides.

Der große römiſche Architekt Vitruvius, etwa 14 v. Chr., ſpricht im 8. Buch c. 2, 6 von gemalten und geſchriebenen Weltkarten, auf denen der Urſprung aller großen Flüſſe vom Norden ausgehe. Aus der römiſchen Weltkarte läßt ſich das leicht ableiten.

Für die Wiederherſtellung ihrer Karten kämen noch in Betracht aus dem Mittelalter die Imago mundi des Honorius Auguſtus, die Memorabilien des Julius Solinus, Ende des 3. Jahrhunderts n. Chr., der Liber Iunioris philosophi oder Descriptio totius mundi et gentium, zwei Interpretationen eines griechiſchen, zwiſchen 350 und 353 n. Chr. in Antiochien geſchriebenen Originals. Der Verfaſſer desſelben hatte eine runde, aber, wie es ſcheint, genordete Weltkarte, die im Oſten eigenartig, im übrigen aber mit der römiſchen Reichskarte, mit Julius Honorius und der Tabula nahe verwandt iſt.

Ob Plinius eine eigene Karte hatte, bezw. ob die Weltkarte nach ſeinen Angaben conſtruirbar iſt oder nicht, will Dr. Miller nicht entſcheiden.

Der 11. Abſchnitt des 6. Heftes bringt uns in den „gemeſſenen" Karten die geſchichtliche Entwicklung des Erdbildes von Eratoſthenes an und ſoll zeigen, wie aus deſſen Karte die zwei Aeſte herausgewachſen ſind, von denen der eine ſich zur römiſchen Rundkarte entwickelte, welche ſozuſagen die Welt erobert und ſich bei den Gebildeten eingebürgert hat, während aus dem andern Aſte ſich die griechiſche Karte geſtaltete, die bei Ptolemäus ihren Höhepunkt erreicht und auf den Gelehrten vom Fach beſchränkt geblieben iſt.

Das Unternehmen des Eratoſthenes (geb. 276, geſt. 194 v. Chr.), die bewohnbaren Länder auf der Erdkugel zu fixiren und die Kugel ſelbſt zu meſſen, iſt mit Recht ſchon im Alterthum für eine geniale Großthat und eine der größten Leiſtungen des menſchlichen Geiſtes gehalten worden. Bewundernswerth iſt die Exactheit, mit der Eratoſthenes in allen Einzelheiten der Kartenconſtruction verfahren iſt. Die drei Bücher *Γεωγραφικά* ſind verloren gegangen; ſeine Karte aber iſt uns durch die Kritik und Antikritik des Hipparch, Polybius, Poſidonius und Strabo mit genügender Sicherheit überliefert worden.

Betrachten wir das Erdbild des Eratoſthenes als Ganzes und drehen es um 90°, ſo daß Oſten oben liegt, ſo iſt der Zuſammenhang mit der römiſchen Weltkarte einleuchtend. Die Hauptzüge ſind geblieben; nur das öſtliche Drittel iſt verkürzt, Taprobane näher gerückt und ein kreisförmiger Abſchluß hergeſtellt worden. Das Diaphragma und der Hauptmeridian, die beide ſich in Rhodus ſchneiden und dasſelbe ſo zum Mittelpunkt machen, wurden erhalten. Aber das Bild iſt von allen Zahlen und Maßen gelöſt und dadurch der Willkür preisgegeben worden.

Digitized by Google

Der große Aſtronom Hipparch, um 150 v. Chr., ſpielt in der Geſchichte der Kartographie leider eine mehr zerſtörende als weiterbauende Rolle. Seine Kritik hat der Karte des Eratoſthenes ſehr geſchadet und iſt wenigſtens mitſchuldig, wenn noch zu ſeinen Lebzeiten die runden Erdkarten wieder aufkamen und die Oberhand gewannen. Erſt über 200 Jahre ſpäter ſehen wir den Marinus und dann Ptolemäus den abgeriſſenen Faden wieder aufnehmen.

Ueber die Maßen kritiſch, hochfahrend und voll Eigendünkel tritt uns der Staatsmann und Feldherr Polybius entgegen, der 167 v. Chr. unter den tauſend vornehmen Achäern als Geiſel in 17jährige Haft nach Rom abgeführt worden iſt. In der Geographie gilt Polybius als Führer der gegenmathematiſchen Richtung, als derjenige, welcher die Oekumene zuerſt von jeder Beziehung zur Erdkugel löſte, als praktiſcher Feldherr nur Länder- und Ortsbeſchreibungen mit verbeſſerten Reiſe- und Wegeangaben gab und die wiſſenſchaftlichen Fragen nur obenhin behandelte. Er ſchildert die Vertheilung der drei Erdtheile ſo, daß Berger in ſeiner Erdkunde I, 60 und IV, 28 mit Recht ſagt, Polybius ſei für die Folgezeit zum Urheber des orbis terrarum geworden, bei dem der Gedanke an einen Zuſammenhang des Kartenbildes mit einem Theil der Erdkugel ganz erloſch. Sein Erdbild hat nicht mehr die Mantelform oder die Trapezgeſtalt, wie bei Eratoſthenes, ſondern iſt ein wirklicher Kreis, derjenige Kreis, aus welchem Plinius ſeine Größenverhältniſſe der drei Erdtheile ableſt, wonach Europa faſt die Hälfte, Aſien nicht ganz ein Drittel, Afrika weniger als ein Viertel des Ganzen einnimmt. Der Erdkreis iſt von den Zonen vollſtändig befreit; der Durchmeſſer liegt im Mittelmeer. Die mathematiſch-aſtronomiſche Geographie iſt vollſtändig abgeſtreift.

Mit Polybius kann man als Vater des orbis terrarum auch Artemidor betrachten, der etwa 100 v. Chr. ſeine elf Bücher *Γεωγραφούμενα* ſchrieb. Eine Breitenbeſtimmung fehlt ganz. Er hält ſich lediglich an das Netz der Entfernungsangaben. Zwiſchen der ſtreng mathematiſch-aſtronomiſchen Behandlung, wie ſie Hipparch bietet, und der unwiſſenſchaftlichen Methode der Meilenzähler und Küſtenbeſchreiber, wie des Polybius und Genoſſen, will Strabo die Mitte halten. Ihm (65 v. Chr. bis 20 n. Chr.) verdanken wir faſt ausſchließlich alles, was wir über die ältern Geographen wiſſen, und Strabo hat uns die vollſtändigſte, einheitlichſte und beſtverbreitete Erdbeſchreibung hinterlaſſen, die wir aus dem

Digitized by Google

Alterthum beſitzen. Bei ſeiner Karte will er nicht verzichten auf die Längen- und Breitenbeſtimmungen; er verlangt, daß ſeine Leſer den Globus ſchon geſehen, die Wende- und Polarkreiſe und auch die wichtigſten Sternbilder kennen. Aber ſein Zweck iſt ein praktiſcher. Er will den Intereſſen der vornehmen Römer dienen. Deshalb bekämpft er die übertriebene Anforderung Hipparchs, daß jeder Punkt aſtronomiſch feſtzulegen ſei, eine wiſſenſchaftliche Darſtellung, die zu der Zeit unausführbar geweſen wäre. Nicht weniger bekämpft er aber auch die Rundkarte, zu der Polybius, ja auch im Widerſpruch mit ſich ſelbſt Hipparch zurückgekehrt war.

Wenn auch die Meſſung der Erdtheile, die terrae per mensuras comparatae des Plinius VI, 38 eine der unwiſſenſchaftlichſten Leiſtungen des Alterthums ſind, ſo bietet doch ſeine Klimatenkarte im 29. Kapitel den gut überlieferten Reſt einer werthvollen, uns nicht weiter bekannten Arbeit eines griechiſchen Geographen und Mathematikers. Bisher beſtand eine große Kluft zwiſchen Hipparch-Strabo einerſeits und Marinus-Ptolemäus andererſeits. Das große Werk des Marinus-Ptolemäus erſchien unvermittelt. Jetzt ſehen wir, daß dieſen beiden tüchtige Vorarbeiten vorhergegangen ſind.

Als Anhang bietet das Werk Dr. Millers die Moſaikkarte von Madaba (vgl. dieſe Zeitſchrift Bd. LIII, S. 390—399).

Im Oſten des Todten Meeres war einſt eine bedeutende, in der Bibel unter dem Namen Medaba oft genannte, noch in römiſcher und chriſtlicher Zeit blühende Stadt, jetzt Madaba. Im Jahre 1880 erwählten die Chriſten von Kerac das einſtige Medaba zu ihrem Wohnſitze. Im December 1896 nun gewahrten die orthodoxen Griechen bei ihrem Kirchenbau, daß unter dem weggeräumten Schutt der alten Kirche ein Theil des alten Moſaik-Fußbodens erhalten ſei und eine Karte von Paläſtina darſtelle. Aus dem Grundriß ergibt ſich, daß die Karte urſprünglich die ganze, etwa 14 m betragende Breite der dreiſchiffigen Kirche eingenommen hat. Die ganze Anlage erinnert an die Paläſtinakarte des hl. Hieronymus.

* * *

Wir haben nun über das geſamte aufzufindende Material der Mappae mundi in engem Anſchluß an das ausgezeichnete Werk von Dr. Miller einen Ueberblick zu geben verſucht.

Nunmehr dürfen wir auch auf das Verſtändniß unſerer Leſer für die wichtigen Schlußfolgerungen rechnen, welche der gelehrte Verfaſſer aus ſeinem

durchforſchten Material bezüglich der Orientirung ſowie der Form und Eintheilung der römiſchen Weltkarte zieht. Manche bisher übliche Anſicht wird jetzt verſchwinden und einer ganz andern Anſchauung den Platz räumen müſſen.

Als ein vollſtändig geſichertes Ergebniß der Sammelarbeit können wir betrachten, daß die römiſche Weltkarte Oſten oben hatte.

Wohl hat Philippi ſchon im Jahre 1876 die Theſe aufgeſtellt: „Die Römer haben auf ihren Erdkarten Oſten oben gehabt.“ Aber dieſe Anſicht iſt angefochten worden, und Elter hat 1891 geradezu den Beweis angetreten, daß die römiſche Weltkarte Süden oben hatte. Eine Verſtändigung ſchien kaum zu hoffen, bis jetzt die Mappae mundi einen Widerſpruch wohl nicht mehr aufkommen laſſen.

Elter führt ſieben alte Kärtchen auf, welche Süden oben haben. Aber die fünf erſten ſind Zonenkarten; die ſechste iſt die Karte von Aſaph dem Juden und arabiſchen Urſprungs; die ſiebente, die Genfer Salluſtkarte, iſt geoſtet und die aus Lelewel geſchöpfte Angabe unrichtig. Es bleibt alſo keine einzige echte Mappa mundi übrig, welche Süden oben hätte. Alle Mappae mundi, deren gegen 200 erhalten und bis ins 7. Jahrhundert hinaufzudatiren ſind, nur mit Ausſchluß eines Theiles der auf griechiſche Quellen zurückzuführenden Macrobius- oder Zonenkarten, ſind geoſtet.

Dazu iſt noch neueſtens die Moſaikkarte von Madaba aus der Mitte des 6. Jahrhunderts gekommen. Sie iſt als das unverdächtigſte ſteinerne Monument um ſo wichtiger, als ſie uns zeigt, daß ſchon im 6. Jahrhundert ſelbſt im Orient die Oſtung der Karten üblich war.

Da ſteht es alſo doch bedenklich mit der ebenſo verbreiteten als kühnen Behauptung, daß die Orientirung der mittelalterlichen Karten „von der Kirche“ eingeführt worden ſei.

Es dürften alſo künftighin nicht mehr Sätze zu leſen ſein, wie z. B. Wuttke 1853 im „Serapeum“ S. 250 geſchrieben hat: „Bis auf ſpärliche Ausnahmen war es allgemein, den Oſten in die Höhe zu rücken, weil man ſich am Oſtende Aſiens das irdiſche Paradies vorſtellte.“ Sonderbare Begründung! Wenn ich mir das Paradies im Oſten denke, warum ſoll ich mir auf der Karte dieſen Oſten gerade oben denken? Eine Antwort deutet Elter an. Es habe nämlich die ſymboliſche Anſchauung, daß die erſten Menſchen von der höchſten Stelle ſozuſagen ſeien herabgeſtürzt worden, zu der Oſtung der Karten geführt. Auch nach Beavan und Phillot (Med. Geogr. p. xx) ſind bibliſche Betrachtungen bei der Oſtung maßgebend

geweſen. Und für Sommerbrodt (Die Ebſtorfer Weltkarte S. 10) iſt es eine ausgemachte Sache, daß die römiſche Weltkarte nach den Lehren der Kirche umgeſtaltet worden iſt, ſo daß die Kreisform die Regel wurde, Jeruſalem in den Mittelpunkt und der Oſten mit dem Paradieſe nach oben kam.

Nun aber können wir Schritt für Schritt, Jahrhundert für Jahrhundert bis zur Zeit des Auguſtus hinauf die Oſtung der Weltkarten verfolgen und aus den alten Schriftſtellern erweiſen. Die Mappae mundi haben uns das ganze Material geliefert.

Alſo dürfen wir die Oſtung der Karten als einen ſpecifiſch römiſchen Gebrauch betrachten, bei dem bibliſche Betrachtung, Lehre der Kirche, ſymboliſche Auffaſſung u. ſ. w. keinen Einfluß ausgeübt haben.

So zeigt uns, nebenbei bemerkt, die Geſchichte der Kartographie, daß die Etrusker Weſten, die Römer Oſten, die Griechen und die Neuzeit Norden und die Araber Süden auf ihren Karten oben haben.

Die Form der römiſchen Weltkarte iſt die kreisförmige. Es iſt dieſes das übereinſtimmende Ergebniß aus allen römiſchen und mittelalterlichen Weltkarten und Kartentexten, und deshalb ſtellte ſich der gebildete Römer, wie Cicero, Tacitus, Vitruvius, Ovid, Seneca, unter dem orbis terrarum und ſelbſt unter dem orbis terrae gewöhnlich nur die bewohnte Erde vor. Die viereckige Form war in der Art, wie wir ſie bei Mela, dann in der Albikarte und in der Cottoniana treffen, neben der runden wohl haltbar, da die Grenzen des Oceans nirgends erforſcht waren. Neben den Weltkarten gab es von jeher Specialkarten, die ſelbſtverſtändlich viereckig gezeichnet wurden, wie wir dieſes an den Karten des hl. Hieronymus und an der Madabakarte ſehen können.

Der Mittelpunkt war Griechenland, Delos oder das Aegäiſche Meer.

Seit alter Zeit ſtehen ſich bezüglich der Halbirungslinie zwei Anſichten gegenüber. Bei Dikäarch, Eratoſthenes, Strabo läuft der Hauptparallel durch die Säulen des Hercules, Rhodus und den Taurus. Andererſeits ſehen wir aber das ſchiefe Kreuz des Ephorus, wo Kelten und Inder einander gegenübergeſetzt werden. Dem Ephorus folgen Hipparchus, Poſidonius, theilweiſe Polybius, ſpäter Ravennas und Julius Honorius.

Die römiſche Karte hat kein eigentliches Diaphragma mehr, ſondern verlegt das Mittelmeer in die ſüdliche, den Taurus in die nördliche Hälfte, doch ſo, daß beide annähernd parallel ſind. Es iſt dieſes der Fall bei

Digitized by Google

Mela, Dionyſius, bei der Tabula und der Ebſtorfkarte. Eine Neuerung datirt von Oroſius her, indem die Säulen des Hercules in die Mitte gerückt werden. Indeſſen iſt dieſe Eintheilung, welche in den T-Karten die weiteſte Ausbildung erlangt hat, ſchon bei Eratoſthenes, Polybius und Strabo angedeutet, bei denen das Mittelmeer die Oekumene halbirte. Dem Oroſius folgen in dieſem Punkte Iſidor, die Beatus- und die Herefordkarte.

Eine weitere Meinungsverſchiedenheit tritt zu Tage, indem die ältern Karten die drei Erdtheile als orbis tripartitus einander ungefähr gleich darſtellen. Den orbis quadripartitus, bei dem Europa nur ein Viertel der Erde einnimmt, vertritt Oroſius, und ihm folgen Iſidor, die Hereford-karte und die Mehrzahl der mittelalterlichen Karten.

Die meiſten der uns erhaltenen Weltkarten, Tabula, Ammianus, Hieronymus, Oroſius, Iſidor, Beatus, Ravennas, Honorius, Paulus Diaconus, folgen der revidirten römiſchen Reichskarte des 4. Jahrhunderts.

Wir erſehen auch aus dieſen Karten, daß auf der genannten Darſtellung des römiſchen Reiches die Provinzgrenzen durch gerade Linien eingetragen waren. Am entſchiedenſten ſind dieſe Grenzlinien durchgeführt auf der zweiten Beatuskarte. Spuren davon finden ſich auf der Hieronymuskarte, der Cottoniana, der Hereſordkarte, der Tabula, bei Oroſius, Iſidor und Honorius.

Alle erhaltenen Karten und Kartentexte ſtimmen ferner darin überein, daß die römiſchen Weltkarten *keinerlei Maßſtab* enthielten, daß aber Zahlen und Maße eingeſchrieben waren, die auch auf die größern mittelalterlichen Karten übergegangen ſind.

Die römiſche Weltkarte war mit Bildern geziert, wie es die größern mittelalterlichen Weltkarten noch zeigen. Dieſe Bilder waren Zeichen für die Städte, Seehäfen, Leuchtthürme u. ſ. w. Die Wüſte wurde durch wilde Thiere dargeſtellt. Der äußere Umkreis enthielt nach allen Anzeichen ſchon auf der Agrippakarte alle jene Fabelweſen, welche Mela, Plinius, Martianus Capella, Solinus, Iſidor, Auguſtinus ſchildern, und welche wir auf der Ebſtorf-, Hereford-, Beatus-, Ranulfkarte noch ſehen können. Manche Stellen in den Kosmographien bezeugen, wie verbreitet dieſe Bilder bei den Römern geweſen ſind. Nachdem der hl. Auguſtinus die monſtröſen Menſchen, von denen die weltliche Geſchichte erzähle, die Einäugigen, die Ohnemund, Pygmäen, Schattenfüßler, Ohnenacken u. ſ. w. aufgeführt hat, ſagt er (De civ. Dei XVI, c. 8), man könne dieſe und die übrigen Menſchen- und Quaſi-Menſchenformen in Karthago an der Seepromenade

in Moſaik dargeſtellt ſehen. Die Bewunderung erregende Pracht der Auguſtuskarte beſtand weſentlich in ihrem Bilderſchmucke, durch welchen die größten Merkwürdigkeiten der Welt veranſchaulicht wurden.

Dieſes ſind einige Reſultate der Forſchungen Dr. Millers. Welche Bedeutung dieſelben haben für die Geſchichte, namentlich der chriſtlich-mittelalterlichen Kartographie, mögen ein paar Citate aus einem uns eben zur Hand liegenden Buche darthun.

In der „Geſchichte der Erdkunde" von O. Peſchel, zweite, vermehrte und verbeſſerte Auflage, herausgegeben von Prof. Dr. Sophus Ruge, München 1877, leſen wir Seite 96: „Alle Gelehrſamkeit des Mittelalters beſchränkte ſich auf den geiſtlichen Stand. Der Clerus, mächtig aufgeregt durch die kirchlichen Streitfragen, hatte noch wenig Zeit und wenig Sinn, ſich mit der Erforſchung räumlicher Verhältniſſe zu befaſſen, ja es wurde wohl gar eine Unwiſſenheit in ſolchen Dingen als etwas Verdienſtliches und Gottgefälliges betrachtet." Für dieſe Behauptung wird dann Lactantius (Div. instit. l. III, c. 3: De falsa sapientia philosophorum) citirt.

„So geſchah es," leſen wir weiter, „daß die Vorſtellungen vom Bau der Welt wieder in die Gefangenſchaft roher, ſinnlicher Wahrnehmung zurückkehrten. Zwar der gründlicher gebildete Auguſtinus ſcheint die Beweiſe von der Kugelgeſtalt der Erde anerkannt zu haben, Lactantius aber erklärte dieſe Lehre, nach welcher es Gegenfüßler geben ſollte, für einen ſchalen Scherz der Gelehrten, nur erfunden, um Witz und Geiſt in der Behauptung unwahrſcheinlicher Dinge zu üben." „Auch der hl. Iſidor, obgleich er mit den Schriften des Hyginus bekannt war, den Ariſtoteles und Homer mehrfach, den Eratoſthenes und Gadenus einmal citirt, meidet ängſtlich alle Ausdrücke, welche von ſeinen Leſern auf die Kugelgeſtalt der Erde gedeutet werden könnten. Selbſt wer unter den Kirchenvätern perſönlich noch eine geläuterte Anſicht billigte, ſchwieg oder vermied den Kampf mit der herrſchenden Meinung, um die frommen und ängſtlichen Gemüther nicht zu verletzen. Aber die hervorragendſten Vertreter der Kirche gaben nicht einmal zu, daß man als Chriſt über dieſe Fragen, angeſichts der Bibelworte, noch Zweifel hegen dürfe." Für dieſen letzten Satz wird als Beweisquelle ein Aufſatz von Letronne aus der Revue des deux Mondes 1834, p. 601—633: Des opinions cosmographiques des pères de l'Église, citirt.

Man muß ſtaunen über die Geläufigkeit der Feder, welche ein derartiges Urtheil ohne jede weitere Begründung niederzuſchreiben vermag.

In Anmerkung 4 zu Seite 96, von der wir nicht wiſſen, ob ſie vom Verfaſſer oder vom Herausgeber gemacht iſt, wird Iſidor abgewandelt. „Iſidor repräſentirt bereits in bedauerlicher Weiſe den ganzen Aberwitz des orthodoxen Gelehrtſcheinens; alles unbefangene Denken iſt verbannt. Die Erde gleicht einem Wagenrade (Scheibe) (lib. XIV, c. 2, 1); ſie wird von der Sonne auf einmal von Oſten bis Weſten erleuchtet (lib. III, c. 46), welche nachts auf unbekannten Wegen zum Ausgang zurückkehrt (lib. III, v. 51). Antipoden kann und darf es nicht geben auf der andern Seite der Erde (lib. IX, c. 2, 133; lib. XIV, c. 5, 17); indes erzählt er doch von den Antipodenvölkern bereits in Libyen, welche (jedenfalls um ſich beſſer anzuhalten; denn ſie mußten ja, wie die Gegner ſchon im Alterthume ſpotteten, wie Fliegen an der Decke kriechen) acht Zehen an den Füßen haben."

Um den Werth der eben angeführten Behauptung zu würdigen, erinnern wir uns, daß Lactantius, Auguſtinus, Iſidor der römiſchen Anſchauung folgend die Kugelgeſtalt der Erde allerdings nicht kannten oder nicht anerkannten, daß ſie deshalb auch die eigentlichen Gegenfüßler der Griechen als wenigſtens unerwieſen betrachteten, daß ſie aber mit der Mehrzahl der römiſchen Geographen, mit Mela, Plinius, Cicero, Solinus, die ſüdlich vom Aequator vermutheten Antipoden wohl angenommen haben. Dort brauchten auch die Antipoden Iſidors keine acht Zehen, um ſich feſtzuhalten. Nach den Unterſuchungen Dr. Millers neigt ſich die Wagſchale des „Aberwitzes orthodoxen Gelehrtſcheinens" nicht mehr auf die Seite Iſidors, „des großen Vermittlers zwiſchen alter und neuer Zeit".

„Ebenſo armſelig", leſen wir in der „Geſchichte der Erdkunde" S. 100, „wie die Vorſtellungen vom Bau der Erde geweſen waren, erſcheinen auch anfänglich die bildlichen Darſtellungen von der Erdveſte. Die Verfertiger von Weltkarten zweifelten nur darüber, ob es orthodoxer ſei, die trockene Ländermaſſe ſich ſcheibenförmig oder viereckig zu denken. Die erſte Anſicht, welche den meiſten Anklang fand, ſtützte ſich darauf, daß die Heilige Schrift ſich des Ausdruckes Erdkreis bediene, und ihr verdanken wir die zahlreichen ſogenannten Radkarten in alten Handſchriften. Leider ſind ſie nicht, wie man vermuthet hat, unſchuldige Verzierungen von Pergamenten, ſondern traurige Gemälde von dem Rückfall der Wiſſenſchaft in ihr Kindesalter. Alle dieſe Karten zerlegen den runden Erdkreis in eine öſtliche, aſiatiſche Hälfte und in eine weſtliche, die unparteiiſch zwiſchen Europa und Afrika getheilt wurde ... Eine ſolche Vertheilung ... war um ſo ſchwieriger zu beſeitigen, als ſie ſich auf einen Ausſpruch des hl. Auguſtinus gründete."

Demgegenüber iſt nun klargelegt, daß wir uns nicht bei den orthodoxen Verfertigern von Erdkarten aus der früheſten chriſtlichen Zeit und ihren armſeligen Darſtellungen über die Rundkarten zu beklagen haben, ſondern daß vielmehr bereits Polybius und Artemidor, welche 167 und 100 v. Chr. noch nicht orthodox geweſen ſein werden, als die Väter des „orbis terrarum“ zu betrachten ſind. Es ſind alſo die Radkarten keine „unſchuldigen Verzierungen von Pergamenten“, aber auch nicht ein Rückfall, ſondern mindeſtens ein Feſthalten der ererbten römiſchen Wiſſenſchaft. Wenn nun ferner alle dieſe Rundkarten den Erdkreis T-förmig zerlegen, wenn aber dieſe Rundkarten von den Orthodoxen nicht erfunden worden ſind, ſo wird ſich auch die T-Karte nicht auf einen Ausſpruch des hl. Auguſtinus begründen können. Begründet iſt vielmehr die T-Karte darin, daß die römiſchen Geographen auf ihren Rundkarten den Mittelpunkt der bewohnten Erde ins Aegäiſche Meer rückten und ſo frühzeitig die T-förmige Eintheilung derſelben veranlaßten. Auguſtinus hat uns nur die T-Karte zum erſtenmal ſo anſchaulich beſchrieben, daß wir das Bild leicht conſtruiren können und zuverläſſig wiſſen, es habe ihm vorgelegen; erfunden hat er die T-Karte nicht.

Anders werden nun auch Angaben lauten müſſen, wie wir ſie z. B. leſen im Brockhausſchen Converſationslexikon (X. Bd. 14. Aufl. S. 928): „Die erſten Weltkarten des chriſtlichen Mittelalters ſind Radkarten ohne jede Projection, mit dem Mittelpunkt Jeruſalem.“ In der eben citirten Wiſſensquelle für den gebildeten Deutſchen würden wir alſo der Wahrheit entſprechend leſen müſſen: Die erſten Weltkarten, welche das chriſtliche Mittelalter uns aus der römiſchen Zeit erhalten hat, ſind Radkarten ohne jede Projection und haben als Mittelpunkt Griechenland, Delos oder das Aegäiſche Meer. Nachweislich wurde Jeruſalem erſt zur Zeit der Kreuzzüge ins Centrum gerückt.

So werden noch viele mit verblüffender Beſtimmtheit vorgetragene Behauptungen über die Karten des chriſtlichen Mittelalters einer eingehenden Berichtigung bedürfen.

Wir verdanken dieſes dem Meiſterwerke von Dr. Miller.

Wir müſſen es aber auch eingeſtehen, und zwar mit Bedauern, daß wir von den bisherigen Beſprechungen des Millerſchen Werkes nicht recht befriedigt geweſen ſind. Soweit ſie uns zu Geſichte kamen, waren ſie ja nicht ungünſtig, manche recht gut. Sie haben ſich aber meiſt auf eine kurze Anzeige beſchränkt, ein paar Sätze aus dem Vorwort genommen und

Digitized by Google

einige anerkennende Worte hinzugefügt. Ein Recenſent beklagt ſich ſogar über die langen Namenreihen in den kritiſchen Unterſuchungen! An anderer Stelle haben wir die Reſultate Millers im Texte verwerthet, in einer Anmerkung aber ſein Werk bemängelt gefunden.

Wenn nun auch die allgemeine Aufnahme eine günſtige war, ſo ſcheint ſie uns doch dem innern Werthe des Werkes gegenüber eine unverdient kühle geweſen zu ſein.

Jetzt mag die Geſchichte der Kartographie der anderthalb Jahrtauſende, in denen wir von Mappae mundi ſprechen, geſchrieben werden. Bevor das Material geſammelt vorlag, wäre es ein ergebnißloſes Bemühen geweſen. Und die eben angeführten Beiſpiele beweiſen das. Dieſe Geſchichte, ſagt Dr. Miller, wird zu unſern Bildern noch vieles zu ergänzen haben; aber die vorliegende Materialienſammlung wird auch neben derſelben nicht überflüſſig ſein.

Schließen wir. Wer mit uns zurückblickt auf den von Dr. Miller eingeſchlagenen Weg, wer die ſechs Hefte durchzuſtudiren verſucht, kann nicht umhin, zu ſtaunen über die Energie, über den Fleiß, über die Arbeitskraft und Arbeitsluſt, über die ſcharfſinnigen Unterſuchungen, über die knappe, klare Darſtellung. Er kann nicht umhin, ſich zu freuen über die Beſcheidenheit des echten Gelehrten, mit der Dr. Miller ſeine Reſultate vorlegt, und wir müſſen uns Glück wünſchen und dem Verfaſſer unſern Dank abſtatten, daß er uns mit einem wahren wiſſenſchaftlichen Meiſterwerk beſchenkt hat. Dieſen Erfolg hat mitverwirklichen helfen die Verlagshandlung. Der Preis des prächtig hergeſtellten Werkes iſt ſo niedrig bemeſſen, daß es nicht nur den großen Bibliotheken, ſondern auch dem einzelnen Forſcher und allen beſſern Schulen zugänglich iſt. Bereits hat es denn auch nicht nur im Univerſitätsunterricht, ſondern auch auf Gymnaſien, Realſchulen und Lehrerſeminarien Eingang gefunden. So wie der Geograph die Mappae mundi für die Geſchichte ſeiner Wiſſenſchaft nicht wird entbehren können, ſo wird auch der Culturhiſtoriker und nicht an letzter Stelle der Apologet eine Menge der für ſeine Studien wichtigſten Aufſchlüſſe hier finden.

Joſeph Schwarz S. J.

Der moderne Hinduismus unter dem Einflusse christlicher Ideen.

(Schluß.)

Keschubs Ende nahte heran. Seine vorletzte Jahresrede handelt über das Mysterium der Trinität, nicht über die Trinität, die sich fossilirt habe in der Theologie des Westens, sondern über die lebende Trinität. „Während die Nachbarnationen denken und vermuthen, sieht und hört Indien, das gebenedeite Indien. Laßt Indien sprechen und die Welt für einen Augenblick horchen! Schweige, Europa, während ein demüthiger Asiate über die Lehre der Trinität spricht. Der Vater, der Sohn und der Heilige Geist; der Schaffer, das Urbild und der Heiligmacher; Sat, Cit und Ananda; Wahrheit, Vernunft und Freude: hier habt ihr die drei Zustände, die Manifestationen der Trinität." Nach einer solchen Erklärung ist es schwer zu verstehen, was der Redner meinte, wenn er Christus den Sohn Gottes nannte.

In Keschubs letzter Jahresrede — Januar 1883 —, die Asiens Botschaft an Europa enthielt und die den Wirrwarr seiner Ideen und die Ueberspanntheit seines Gefühls voll reflectirte, gab er gleichwohl großen Wahrheiten Ausdruck, sprach über Christus fast wie aus dem Herzen des gläubigen Christen und machte eine Vorhersagung, die den heißesten Wünschen aller und der zuversichtlichen Hoffnung vieler Glaubensboten durchaus entspricht. „Europa," rief er, „ich fordere dich auf, nicht sectirerisch zu sein. Asiens erste Botschaft an die westlichen Nationen ist: Steckt das Schwert der Sectirerei in die Scheide. In der Wissenschaft kann es keine Secten oder Spaltungen und Feindschaften geben. Gibt es eine Astronomie für den Westen und eine andere für den Osten? Gibt es eine asiatische Optik, die verschieden ist von der europäischen Optik? Die Wissenschaft ist nur eine: sie war eine gestern, ist es heute und wird es ewig sein, die nämliche im Osten und im Westen; Wissenschaft kennt weder Kaste noch Farbe noch Nationalität. Die Wissenschaft ist Gottes, die ewige Wahrheit der Dinge. Wenn Gott einer ist, muß auch seine Kirche eine sein. Ganz Indien muß glauben, daß Christus der Sohn Gottes ist. Ja und noch mehr, ich bin so kühn, zu prophezeien, ganz Indien wird eines Tages Jesus Christus anerkennen als das allgemeine Sühnopfer für die gesamte Menschheit. Er hat

sein kostbares Blut für uns alle hingegeben, ob wir es glauben oder nicht; ob wir Hindu oder Mohammedaner, Jünger oder selbst Feinde Christi sind, er hat sein versöhnendes Blut für jeden von uns vergossen. Wir brauchen es nur uns zu nutze zu machen. Er hat sein Werk gethan; laßt uns das unsrige thun. Laßt uns alle glauben, daß er für euch und für mich gestorben ist, und die Sühne auf unserer Seite ist vollendet. Meine Landsleute, werdet versöhnt durch ihn. Das einfache Evangelium Christi, das einfachste aller Evangelien ist begriffen in den zwei Worten: Wasche dich und iß. Taufe und Communion repräsentiren und symbolisiren die zwei großen und wesentlichen Principien seines Credo."

Keschub fühlte, daß seine Auflösung nicht fern sein konnte; die Zuckerkrankheit hatte sich eingestellt, und sein Verweilen auf den Vorhöhen des Himalaya in Simla brachte ihm keine Besserung. Er benutzte die wenigen Stunden Geistesarbeit, die sein leidender Zustand ihm erlaubte, um einen Lebensführer für seine Brahmos zu schreiben. Das Buch erhielt den stolzen Titel „Neue Samhita oder die heiligen Gesetze der Armee von der Neuen Heilsordnung" und umfaßte das ganze Detail des täglichen und jährlichen Lebens. Er wollte, daß ein besonderer Tag zur Promulgation bestimmt werde, „ein Tag, welcher die Epoche der Anarchie, des Selbstwillens und der Gesetzlosigkeit schließen und das Reich des Gesetzes, der Disciplin und Harmonie einführen wird."

Außerdem verfaßte er eine Reihe von Schriftchen über die Vereinigung mit Gott.

Als gegen Ende des Jahres seine Krankheit sich verschlimmerte, ließ er einen kleinen Tempel in seinem Hofe erbauen. Am 1. Januar 1884 fand die Einweihung statt; man trug ihn auf die marmorne Kanzel, und er rief mit kaum hörbarer Stimme: „Verehrung dem Gotte der Wahrheit, der Weisheit und der Freude!" Dann verrichtete er das letzte öffentliche Gebet an Gott als Mutter: „Ich bin, o Mutter, in dein Heiligthum gekommen. An diesem Tage, o du Geist und Mutter, wird dieses neue Heiligthum geweiht, in deiner heiligen Gegenwart und in Gegenwart deiner Andächtigen im Himmel und hier. Diese Stätte, an welcher ich meine Mutter verehre, ist mein Benares, mein Mekka, mein Jerusalem. In der Gegenwart meiner Mutter bin ich glücklich, inmitten der Schmerzen meiner Krankheit. Möge dieses Glück auch euch zu theil werden!"

Die nächsten Tage waren Tage empfindlicher Leiden; seine Schmerzensrufe: „Vater, Mutter!" ertönten Tag und Nacht. Die letzten zwei Tage

Digitized by Google

war er ſtill und unempfindlich, ſchien aber zu lauſchen, wenn man ſeine Lieblingshymnen anſtimmte. Als ſein Ende nahte, erfüllten Mutter und Gattin, Töchter und Söhne das Haus mit lautem Wehklagen, und Keſchub liſpelte mit brechender Stimme: „Vater, Mutter!“

Als er am Morgen des 8. Januar den letzten Athemzug that, umklammerte ſeine Frau die lebloſen Füße und rief: „Ich hatte ein göttliches Weſen zu meinem Gatten.“ Und die Mutter rief: „Sohn, in deinem geheiligten Antlitz ſehe ich nicht einen Menſchen; es iſt die Schönheit Mahadeos (Schivas).“

Gekleidet in Seide von reinſtem Weiß, wurde der Leichnam nachmittags unter großer Theilnahme hinausgetragen, und als der älteſte Sohn der Sitte gemäß die brennende Fackel an den Scheiterhaufen legte, brachen die Leidtragenden in die Worte aus: „Ehre ſei dem Erlöſer, der da iſt Wahrheit, Weisheit und Freude.“ Die Aſche wurde in einer Urne vor dem neuen Tempel beigeſetzt. Ein Obelisk von weißem Marmor mit dem Symbol der Neuen Heilsordnung, beſtehend aus Kreuz, Halbmond, Dreizack und Om, ehrt ſeine Grabſtätte.

So endete dieſer hochbegabte und edel angelegte Mann, der viel angeſtrebt, viel gearbeitet, viel geredet, viel geſchrieben, viel phantaſirt und viel ſich widerſprochen hat, ein Mann von edlen Anfängen und kühnen Plänen, reich an religiöſem Gefühl: ein trauriges Denkmal menſchlichen Ringens, dem es an Demuth gebricht. Für das heidniſche Indien war er durch ſein unerſchrockenes Auftreten gegen den Götzendienſt ein Verfechter der Wahrheit. Dem gebildeten Jung-Indien, dem es vielfach an jedem religiöſen Sinne fehlt, gab er ein leuchtendes Beiſpiel des Eifers für die religiöſe Sache. Ein geborner Redner, voll von Enthuſiasmus und Energie, unanfechtbar in ſeinem Privatwandel, hat er ſich um die Reform ſeines Vaterlandes viele Verdienſte erworben.

Aber Keſchub war kein ernſter Denker, kein beharrlicher Forſcher nach der Wahrheit. Daß ſeine anfängliche Vielleſerei auch der dürftigſten Vorbildung in der Logik entbehrte, war nicht ſeine Schuld; aber er war einſeitig in der Wahl ſeiner Lectüre, hielt ſich, zuerſt vielleicht mit inſtinctiver Scheu, dann gefliſſentlich von Schriften des poſitiven Chriſtenthums fern und kehrte bald allem gründlichen Studium den Rücken. Denn nachdem die erſte Leſewuth vorüber, las er nach ſeinem eigenen Geſtändniß im Jahre kaum noch zwei Bücher. Was er redete und ſchrieb, entſprang der augenblicklichen Gefühlsſtimmung und Erinnerungen aus ſeiner rationaliſtiſchen

Lectüre; es war immer originell in der Form und der Zuſammenordnung, manchmal auch geiſtreich und intereſſant, aber meiſtens nicht durchgearbeitet und unlogiſch — ein Gemiſch von Lichtblitzen und philoſophiſchen Ketzereien. Er ſah die greifbaren Widerſprüche nicht, in denen er ſich bewegte. In dieſem Punkte war er ein echter Hindu; denn Hinduismus iſt ein Syſtem voller Widerſprüche, die jedoch ſeinen Bekennern nicht die geringſte Unbehaglichkeit verurſachen. So kam es, daß Keſchub alle Religionen für wahr und ſeine Kirche für die Ausgleichung aller hielt. Keſchub war ein Mann ſtarren Eigenſinns, duldete keine Controlle und wollte alles ſelbſt regieren. Selten hat ein Lehrer mit ſo apodiktiſcher Zuverſicht geſprochen: es war bei ihm zur fixen Idee geworden, daß er ein Geſandter des Herrn ſei. Der Prediger Mitchell, ein perſönlicher Bekannter Keſchubs, geſteht, daß er Keſchubs Charakter nicht erklären könne; es ſei ferne von ihm, ihn der Unaufrichtigkeit anzuklagen; aber er finde es ſchwer, ſeine öffentlichen und privaten Aeußerungen zu vereinbaren.

Es war nicht zu erwarten, daß die Religion eines ſolchen Lehrers zu großer Blüthe kommen würde. Nach dem Vorbilde Chriſti hatte Keſchub „Apoſtel" ernannt, die nach ſeinem Tode die Kirche leiten ſollten. Aber ſchon zu ſeinen Lebzeiten war die Uneinigkeit groß, und Keſchub klagte: „Die heftigen Streitigkeiten der Leute um mich haben mein Herz durchbohrt und es bluten gemacht, und die vielen Fälle von Rache, welche ich täglich wahrnehme, martern mein Inneres. Wann wird all dieſer Streit und Hader in deinem Haushalte enden? Dieſe Leute wollen nicht Vergebung lernen; Vergebung iſt ihnen ein Greuel. Ja ſie haben ein ſchadenfrohes Vergnügen, wenn ſie ihre Brüder unter dem geringſten Vorwand bedrücken, quälen und beſchimpfen, ihnen Uebles mit Ueblem vergelten und ihre Widerſacher verfolgen können."

Nach dem Tode faßte das aus einundzwanzig Mitgliedern beſtehende Apoſtelcollegium folgenden Beſchluß: „Wir glauben, daß unſer Miniſter der Miniſter der Neuen Heilsordnung war und es für immer ſo bleiben wird im Buſen Gottes. Unſer Verhältniß zu ihm iſt nicht vorübergehend, ſondern ewig. Um der Welt dieſes ewige Verhältniß des Miniſters der Neuen Heilsordnung zu erklären und zu beweiſen, ſoll der Seſſel des Präſidenten im Apoſtelcollegium und ſeine Kanzel im alten und im neuen Tempel unbeſetzt bleiben."

Dieſe Reſolution wurde eine Quelle der Zwietracht. Mozumdar, der Verwandte Keſchubs, ein geiſtreicher und vielgereiſter Mann und ſein ſpäterer

Biograph, machte als nomineller Leiter der Kirche Anspruch auf die Kanzel; sie wurde ihm verweigert. Der Streit hierüber dauerte mehrere Jahre. Im Jahre 1888 wagte es Mozumdar, sich auf die Kanzel zu begeben; dies erschien vielen als ein Sacrilegium; sie versuchten ihn wegzureißen, während er stille saß und, wie die Zeitung bemerkt, für seine Feinde betete. Mozumdar zog sich zuletzt in Mißmuth von der Leitung der Neuen Heilsordnung zurück und lebte bis in die Gegenwart in schmollender, aber sehr thätiger Unabhängigkeit.

Ein anderer Streit brach aus, indem die Familie Keschubs das Eigenthumsrecht des Tempels beanspruchte. Eine dritte Ursache des Haders war die Kirchenregierung. In der Jahresrede von 1888 sagte Mozumdar: „Der beschämende Parteigeist, die Bitterkeit, die Streitigkeiten und Skandale, das gänzliche Fehlen aller Autorität in allen bedeutenden Angelegenheiten zeigen unverkennbar, daß wir irgend eine als Recht anzuerkennende Verfassung durchaus nöthig haben. Von welcher Art soll sie sein? Soll es eine unbeschränkte Demokratie sein oder der absolute Despotismus eines einzigen Mannes, oder die unverantwortliche Gewalt eines Collegiums?"

Streitigkeiten sind auch jetzt noch die Hauptlebensthätigkeit der von privater Inspiration geleiteten Neuen Heilsordnung. Man kann kaum eine Nummer ihrer Blätter in die Hand nehmen, ohne auf Hader zu stoßen. Alle vernünftigen Brahmos beklagen offen diesen traurigen Zustand der Zerrissenheit, der alle Unternehmungen der Kirche paralysirt, sie dem Gespötte aussetzt und den Zutritt neuer Mitglieder bedeutend verringert. —

Die Sadharan oder Allgemeine Brahmo-Kirche, die sich den 15. Mai 1878 aus den einflußreichsten Brahmos Calcuttas mit der Zustimmung von 29 Provincialkirchen und mit den Zuschriften von 425 Brahmos constituirt hatte, litt weniger an solchem innern Hader. Denn gewitzigt durch die Einmannregierung Keschubs, hatte sich dieselbe gleich eine dauernde Verfassung gegeben. Alle Gewalt ruht in der Gemeinde; diese wählt jährlich eine Commission von 40 Personen, welche einen Ausschuß von zwölf Mitgliedern zur Besorgung der laufenden Geschäfte ernennt. Diese Art der Regierung scheint allgemeiner Zufriedenheit zu begegnen; jedes Mitglied erfreut sich seines Votums und darf, wenn es Kopf hat, darauf rechnen, einmal in das Präsidium gewählt zu werden.

Die Bedingungen für die Aufnahme neuer Mitglieder sind die folgenden:

1. Der Aufzunehmende muß das 18. Lebensjahr vollendet haben.

2. Er muß das Symbolum der Kirche unterzeichnen. Dieses umfaßt namentlich die sogenannten vier Artikel der „Unmittelbarkeit", d. h. der

Freiheit von jeder Lehre eines Mittlers; der Unabhängigkeit von unfehlbaren Büchern oder Menschen; der Katholicität oder weitern Sympathie für jede Wahrheit, wo immer sie gefunden wird, und der Spiritualität oder Freiheit von allen äußern Formen und Ceremonien.

3. Das Privatleben muß unbescholten sein; grobe Verstöße bringen das Mitglied in die Gefahr des Ausschlusses.

4. Er muß geloben, für das Werk der Kirche jährlich einen kleinen Beitrag beizusteuern.

Die Missionäre haben dem obigen Symbolum gemäß zu predigen und dürfen keine ihm entgegengesetzten Lehren vortragen. Ihre Hauptthätigkeit muß die Ausbreitung des Brahmoismus sein; doch ist es ihnen nicht verwehrt, irgend welches Unternehmen zu unterstützen, sei es politischer, socialer oder wissenschaftlicher Natur, das darauf abzielt, dem Lande nützlich zu sein.

Murdoch konnte keinen jüngern Bericht über das Wirken dieser Kirche in Calcutta erlangen als den vom Jahre 1884. Dieselbe publicirte in jenem Jahre drei Zeitungen, hatte Sonntagsschulen, ein Colleg, zwei Frauengesellschaften, eine theologische Gesellschaft und einen Studentenverein.

Das alte Lied vom eiligen Verschwinden des ersten Eifers wird auch in dieser Kirche gesungen. Ihr Hauptorgan, der „Indian Messenger", machte im Jahre 1886 recht offene Geständnisse. So heißt es:

„Wir können nicht läugnen, daß der Zustand der Brahmo-Kirche gegenwärtig ein sehr niedriger ist. Sie ist schwach nach außen und nach innen, und ihre Schwäche ist so groß, daß nur ein starker Glaube an die Macht und Größe der Wahrheit und an die helfende Hand Gottes einen Mann im harten Ringen nach Reform aufrecht erhalten kann. Die von uns angewandten Mittel für die Ausbreitung unseres Glaubens stehen nicht im Verhältniß zu den Bedürfnissen. Die Zahl der Prediger und Missionäre ist äußerst gering für das weite Feld, das vor uns liegt. Das Licht der wahren Religion ist nur einem winzigen Bruchtheil der starken Bevölkerung unseres Landes gebracht worden. Die Massen sind noch gar nicht berührt, ebensowenig die Frauen. Unter den Gebildeten, auf welche bisher unsere Predigt beschränkt gewesen, ist die Mehrheit entweder indifferent oder positiv unsern Principien und unserer Praxis feindlich.

„Der Einfluß, den die Brahmos früher auf die Literatur des Landes hatten, ist allmählich im Schwinden, und sie gelten nicht mehr als tonangebend. Außerdem ist die Stellung, welche sie früher bei allen guten

Unternehmungen behaupteten, langſam aufgegeben. Auch hat der Einfluß auf die Moralität des Volkes, welchen die kleine Zahl von Brahmos ehemals ausübte, ſichtlich abgenommen. Die Kräfte, die der Verbreitung des Brahmoismus im Wege ſtehen, waren nie ſo ſtark als jetzt. Der innere Zuſtand der Kirche iſt nicht weniger beweinenswürdig."

Die Zeitung beklagt dann den ſtets lockerer werdenden, von Anfang an loſen Zuſammenhang zwiſchen der Mutterkirche von Calcutta und den Zweigkirchen im Lande, den Mangel an Eintracht zwiſchen den Mitgliedern, die, in viele kleine Gruppen geſpalten, in ewigem Hadern über Meinungsverſchiedenheiten ſind, und den Mangel an Organiſation unter den Miſſionären.

Daß die Kirche den Austritt oder das Ausbleiben von Mitgliedern zu beklagen haben werde, war zu erwarten. Am auffälligſten war wohl der Austritt Agnihotris, des Hauptmiſſionärs im Panjab. Er gründete eine neue Kirche mit dem Namen „Gotteskirche", die im Grunde von der theiſtiſchen Kirche nicht verſchieden iſt, und er erſuchte das Publikum, aus allen von ihm verfaßten Büchern und Schriften den Namen „Brahmo-Kirche" auszumerzen.

Im ſüdlichen und weſtlichen Indien hat der Theismus verhältnißmäßig ſpät angefangen und nie den Einfluß ſich erworben, den er in ſeinem Mutterlande, der Provinz Bengalen, genoß. Keſchub hatte Madras im Februar 1864 beſucht; infolge ſeiner Vorträge wurde die Vedakirche gegründet, die munter aufblühte und in Tanjor, Salem und Bangalor Schößlinge zeitigte. Später wurde die Kirche umgetauft in Brahmo-Kirche und hatte in Sridharalu Naidu einen begabten, anſpruchsloſen und ſehr eifrigen Leiter. Er war einer der uneigennützigſten und edelſten Charaktere, deſſen ſich die Brahmos rühmen können. Er lebte in größter Armut, ohne je ſeine Freunde um Unterſtützung anzugehen, und hielt ſich von allen götzendieneriſchen Gebräuchen fern, obwohl Mutter und Gattin ihn beſtändig zur Theilnahme drängten. Aus einem Wagen geworfen und gräßlich verwundet, ſtarb er nach zwölftägigem Leiden in einem Spital zu Pondichery. Er war der erſte unter den chriſtlichen Secretären von Madras, deſſen Verbrennung frei von heidniſchen Ceremonien war. Denn ſterbend hatte er verordnet: „Meine Beſtattung muß einfach ſein und nur mit Brahmo-Gebeten geſchehen."

Die Madras-Brahmos beſitzen eine Zeitung, halten wöchentlichen Gottesdienſt, beſorgen vier Armenkinderſchulen, unterhalten ein Leſezimmer

und halten gelegentliche Vorträge. So klein auch ihre Kirche war, machte ſie doch den Wellenſchlag der Calcutta-Spaltung mit und zerfiel in zwei Kirchlein.

Im weſtlichen Indien führen die theiſtiſchen Kirchen den Namen Prarthana Samaj oder Gebetskirche. Die erſte wurde im Jahre 1867 in Bombay gegründet; ſie begann mit 17 Mitgliedern; die Zahl war 15 Jahre ſpäter auf 102 geſtiegen. Sie beſitzen einen ſtattlichen Mandir oder Tempel, der in allem einer proteſtantiſchen Kirche ähnlich ſieht, und gründeten Zweigkirchen in Puna, Ahmadabad, Surat, Ahmadnagar, Mow, Haidarabad im Sind. Die Bombaykirche zählte und zählt noch unter ihren Mitgliedern einige der einflußreichſten Männer, wie den Profeſſor Bhandarkar, der als Sanskritiſt auch in Europa einen Namen hat, den Judge Ranada vom oberſten Gerichtshof, einen der gelehrteſten und thätigſten Männer Jung-Indiens, und den jüngſt verſchiedenen Alt-Bürgermeiſter von Bombay, Doctor Pandurang, rühmlichſt genannt als Philanthropiſt und Reformmann.

Die Bombay-Theiſten ſind von einem kühlern Schlage als die lebhaften Bengali und hängen mehr an den alten Formen; ſie haben nur wenige Heiraten nach rein theiſtiſchem Ritus zu ſtande gebracht. Man klagt ſie der Halbheit an, indem ſie zu Hauſe geſtatten, was ſie in der Oeffentlichkeit verwerfen. Profeſſor Bhandarkar hatte den Muth, ſeine verwittwete Tochter wiederum zu verheiraten; aber ſein Beiſpiel findet wenig Nachahmung. Judge Telang, der als Redner, Advocat und Sanskritforſcher bei Indern und Europäern in hohem Anſehen ſtand, beging kurz vor ſeinem Tode die Schwachheit, ſein noch nicht zehnjähriges Töchterchen zu verheiraten.

In der Anerkennung und im Lobe Chriſti ſind die Bombay-Brahmos viel zurückhaltender. Sie lieben es, ihre Predigten mit einem Verſe des Marathipoeten Tukaran oder einem Sanskrittexte aus den Upaniſhaden zu beginnen. Ihr Zeitungsorgan und Banner tragen das Motto: Die Wahrheit wird obſiegen. Sie bereiten ſich durch achttägige Uebungen auf das Jahresfeſt der Gründung vor, und am Tage ſelbſt zieht das kleine Häuflein mit zahlreichen Fähnchen, die das obige Motto führen, trotz der glühenden Sonne ſtundenlang Lieder ſingend durch die Straßen und Gaſſen von Bombay. Ihr Gebetbuch enthält allgemeine Gebete für alle Stände und die verſchiedenſten Verhältniſſe, ganz im Stile chriſtlicher Gebete, nur daß Chriſtus und ſeine Heiligen nicht genannt werden.

Es wird den Brahmos Indiens von Europäern — Chriſten ſowohl wie Rationaliſten — viel Intereſſe und Sympathie entgegengebracht. Denn die erſtern erblicken in ihnen ein Bindeglied zwiſchen dem Heidenthum Indiens und dem Chriſtenthum Europas, und die letztern ſehen in ihnen vollberechtigte Brüder. In ihren Anſchauungen und Ideen ſind ſie mehr Europäer als Inder und erſcheinen ſo in einer Zeit, in der bitteres Aburtheilen und Schimpfen über alles Europäiſche ſich wie eine Seuche über Indien verbreitet, gleichſam als Europas natürliche Bundesgenoſſen. Mit ihrer Verwerfung von Polytheismus, Pantheismus, Götzendienſt und Seelenwanderung, mit ihrer wenigſtens theoretiſchen Bekämpfung der Kaſte, mit ihrer Lehre von der Erſchaffung und Gleichberechtigung der Menſchen und der Betonung von Mäßigkeit, Gerechtigkeit, Wahrheitsliebe und Milde nehmen ſie eine ganze Reihe jener natürlichen Grundwahrheiten an, welche der chriſtliche Glaube vorausſetzt.

Nach der gewöhnlichen Lehre des Hinduismus iſt die Welt nicht erſchaffen; Materie und Seele ſind ewig, ſo auch die Veden; es exiſtirt kein weſentlicher Unterſchied zwiſchen der Thier- und der Menſchenſeele; nach dem Tode hat die Seele zahlloſe Wanderungen in Thiere und Pflanzen zu machen; die Kaſten ſind gottgewollt; die göttlichen Weſen ſind entweder zahllos oder es exiſtirt nur ein unperſönliches pantheiſtiſch gedachtes Weſen.

Alles dieſes ſtellt der Brahmo in Abrede. Er ſpricht wohl mit Stolz und Hochachtung vom Alterthum der indiſchen Civiliſation und nennt die Riſchis mit Verehrung; aber die Lehren, die er ihnen zuſchreibt, ſind nicht die, welche das gemeine Volk von ihnen gelernt hat. Iſt es zu verwundern, daß die Brahmos nicht populär ſind? Den Orthodoxen ſind ſie verhaßt als Verächter des ererbten Glaubens, den extremen Patrioten als Liebäugler mit dem Weſten, während ſie jenen, die als Gebildete den Götzendienſt verachten, aber mit der Schulweisheit und der ſchlechten Lectüre den Geiſt der Frivolität und des Indifferentismus in ſich aufgenommen haben, als zu fromm und religiös gelten. Dem gemeinen Haufen ſind die Brahmos Fremdlinge geblieben, da dieſe weder Zeit noch Luſt haben, ſich mit ihm abzugeben.

Man muß ſich deshalb eher verwundern, nicht daß die Brahmos wenig Fortſchritte machen, ſondern daß ſie überhaupt noch beſtehen. Sicherlich haben ſie einen harten Stand, und wer ein Brahmo iſt in der Theorie und in der Praxis, muß einen ziemlichen Grad von Muth und Charakter-

stärke besitzen. Der indische Theist ist in einer ebenso verzweifelten Lage wie der Trischanku in der Fabel, der, vom Himmel nicht zugelassen und von der Erde nicht zurückgenommen, jämmerlich zwischen Himmel und Erde hängen blieb. Die europäische Christenheit ist unzufrieden mit ihm und kann ihn nicht als ebenbürtig anerkennen, und die Inder, von denen er ausgegangen, verdammen ihn als einen Abtrünnigen, der sich den Leuten des Westens anpaßt. Die einzigen, die mit ihm fraternisiren, sind die wenigen Unitarier von England und Amerika, die durch den Anschluß der Brahmos ihr winziges Kirchenthum zu erweitern hoffen, und jene Rationalisten, die nach der Art von Max Müller viele schöne Worte über Christus reden und seine Texte oft anführen, aber seine Geburt aus der Jungfrau, seine Auferstehung dem Leibe nach und seine natürliche Sohnschaft Gottes läugnen.

Nach dem Vorbilde der Unitarier stimmen die Brahmos Klagelieder an über die dogmatischen Fesseln, in welche die christliche Religion die Menschheit gelegt, ohne zu bedenken, daß sie selbst eine ganze Reihe von Dogmen mit Zähigkeit festhalten. Von diesen sind einige ganz offenbar falsch; die hauptsächlichsten seien kurz angeführt.

Nach den Brahmos ist eine übernatürliche Ordnung unmöglich. Mit dieser nichtigen Behauptung schreiten sie über alle historischen Beweise für den göttlichen Ursprung des Christenthums leichtfertig hinweg. Gebet ist nach ihnen wirksam, um geistige Gnaden, aber nicht um physische Wohlthaten zu erlangen. Damit widersprechen sie einer Ueberzeugung, die der ganzen Menschheit gemein ist. Vergebung der Sünde durch Gott ist den Brahmos eine Unmöglichkeit. Jede Sünde, sagen sie, muß adäquat bestraft werden; aber die Strafe ist correctiv, und diese besteht einzig in Reue und Abwendung; sobald der Sünder bereut, muß ihn Gott in Gnaden annehmen als einen, der Genugthuung geleistet. Es folgt, daß jeder Sünder gerettet wird, und daß es keine ewige Strafe gibt. Dies verstößt wiederum gegen das menschliche Bewußtsein und beruht auf einer gänzlichen Verkennung der beiden göttlichen Eigenschaften, die wir Gerechtigkeit und Barmherzigkeit nennen. Aus den theistischen Dogmen über die Sünde und die übernatürliche Ordnung ergibt sich von selbst, daß die Brahmos die specifisch-christlichen Dogmen vom Sündenfall und vom Sühnetode Christi im christlichen Sinne nicht annehmen; sie ehren Christus als Lehrer und als Vorbild, und sind nicht abgeneigt, in ihm den edelsten Menschen zu sehen, der je auf Erden gewesen; aber seine Gottheit weisen

ſie entſchieden zurück. Während die Brahmos jede äußere Offenbarung, wie ſie in der Bibel niedergelegt iſt, läugnen, halten ſie feſt am Dogma privater Intuition, die ihnen helfen ſoll, das Buch der Natur und die Grundwahrheiten über Gott und Seele zu verſtehen. Keſchub fügte zu dieſer Intuition die Privatinſpiration hinzu; er hatte aber nie eine klare Idee, was die chriſtliche Theologie unter Inſpiration verſteht, noch ſah er den Widerſpruch, in den er ſich verwickelte, indem er die Unfehlbarkeit der Bibel läugnete, aber für ſeine Inſpiration, die er predigte und niederſchrieb, Glauben verlangte. Wozu Privatintuition und Privatinſpiration führen, lehrt die Geſchichte; der Theiſt, der Heide, der Fetiſchdiener, der Skeptiker, der Atheiſt können ſich alle auf dieſes Princip berufen, und der indiſche Theismus insbeſondere bietet in der Perſon Keſchubs eine neue Illuſtration der Irrwege, auf welche es führt.

Andererſeits halten die Brahmos mit großer Zuverſicht und Gewißheit an einigen Wahrheiten feſt, welche ſie nur aus dem Chriſtenthum ſchöpfen konnten. So lehren ſie die Schöpfung, obwohl ſelbſt die größten Philoſophen der Vorzeit kaum eine Ahnung davon hatten; die Unſterblichkeit der Seele, obwohl ein Sokrates und ein Cicero nach allen Argumenten der menſchlichen Vernunft daran noch zweifelten, und die Einheit und Perſönlichkeit Gottes, obſchon die Philoſophie Indiens und die nichtchriſtliche Philoſophie Europas dieſe Wahrheit ſehr verdunkelt hat. In allen dieſen Lehren machen ſie ſich die Sicherheit zu gute, welche der chriſtliche Glaube der menſchlichen Vernunft gebracht hat.

Noch ein Wort über den gegenwärtigen Beſtand der Brahmos. Das Brahmo-Jahrbuch von 1882 gab eine Liſte von 172 Kirchen, vertheilt auf die Neue Heilsordnung, die Allgemeine und die Urſprüngliche, von denen 114 in Bengalen, 11 in Aſſam, 3 in Oriſſa, 11 in den Nordweſt- und Centralprovinzen, 6 im Panjab, 15 im weſtlichen und 12 im ſüdlichen Indien waren. Allein der Secretär ſagt in ſeinem Bericht von 1884, daß mehrere in der Liſte aufgeführte Kirchen ſicher gar nicht exiſtiren, und ſpricht die Vermuthung aus, daß das nämliche in betreff noch anderer der Fall ſein dürfte.

Murdoch, deſſen Werk — eine ſorgfältige Compilation aus den verſchiedenſten Autoren — wir hauptſächlich gefolgt ſind, kennt keine ſpätere Statiſtik. Ueber die Zahl der Brahmos ſchweigt er vollſtändig. Sie iſt ſo gering, daß die Theiſten damit nicht gerne vor die Oeffentlichkeit treten. Reverend Smith ſchätzt ſie auf 3400. So gering auch dieſe Zahl iſt,

Digitized by Google

darf man doch nicht vergeſſen, daß die Mitglieder der gebildeten Klaſſe angehören, daß ſie meiſtens Brahminen ſind, daß viele derſelben angeſehene Poſten in der Verwaltung oder im Erziehungsweſen bekleiden, daß manche in der Preſſe und auf der Rednerbühne ſehr thätig ſind für die Reformbewegung. Angeſichts der Schwierigkeiten, denen ſie begegnen, namentlich der Zähigkeit, mit welcher die Inder am Hergebrachten hängen, dürfte man ſelbſt dieſe kleine Zahl für einen großen Erfolg halten. Doch beſeelt nicht alle Mitglieder wirklicher Eifer; manche ſind nur nominelle oder halbe Theiſten, Heiden zu Hauſe und Brahmos im Tempel, und treiben langſam ins Hinduthum zurück. Man beklagt beſonders, daß unter den jüngern Mitgliedern pantheiſtiſche Tendenzen ſich immer mehr geltend machen.

Aus dem Bisherigen ergibt ſich zur Genüge, daß die Brahmos im ganzen dem poſitiven Chriſtenthum feindlich ſind, obwohl ſie in manchen Punkten theils ſich ihm nähern, theils mit ihm übereinſtimmen. Smith faßt ſein Endurtheil über ſie dahin zuſammen, daß ſie mehr hinderlich ſind für die Annahme des Chriſtenthums als förderlich für die Abſchaffung des Götzendienſtes. Sie hatten mit proteſtantiſchen Miſſionären vielfache Berührung theils polemiſcher, theils freundlicher Natur. Im allgemeinen iſt ihr Verhalten gegen die Vertreter der chriſtlichen Glaubensbotſchaft das eines kühlen Wohlwollens. Mit Miſſionären der katholiſchen Kirche hatten ſie wenig Fühlung, und noch weniger griffen ſie nach poſitiv katholiſchen Schriften. Ihre Anſchauungen über die katholiſche Kirche haben ſie ſich meiſtens nach den Zerrbildern ſectireriſcher oder rationaliſtiſcher oder atheiſtiſcher Bücher gebildet. Als Biſchof Meurin ſich bereit erklärte, in ihrem Mandir von Bombay Vorträge zu halten, wurde das Anerbieten höflich abgelehnt.

Wie viele aus den Reihen der Brahmos den Proteſtanten oder den Katholiken ſich angeſchloſſen haben, darüber fehlen leider alle Angaben. Von ſolchen, die katholiſch wurden, ſind dem Schreiber dieſes drei perſönlich bekannt geworden.

Einer derſelben, Daulatſing mit Namen, gehörte der Amil- oder Gelehrtenkaſte Sinds an. Von Jugend auf nach religiöſer Kenntniß ſtrebend, hatte er zwei Jahre die Brahmo-Kirche von Haidarabad beſucht, ohne jedoch dabei ſein Genüge zu finden. Er las proteſtantiſche und katholiſche Bücher, hatte viele Unterredungen mit Anhängern beider Confeſſionen, ſtudirte die Selbſtbekenntniſſe des hl. Auguſtin, Wilmers' Handbuch der katholiſchen Religion und die Heilige Schrift. Mit dem Studium ver-

einigte er beharrliches Gebet um Erleuchtung von oben. Sobald er von der Wahrheit des katholischen Glaubens überzeugt war, entschloß er sich, ihn anzunehmen, koste es, was es wolle.

Den 1. Februar 1895 empfing er die heilige Taufe in der St. Patrickskirche zu Karachi von der Hand des P. Jürgens S. J. Als die Neuigkeit nach Haidarabad kam, wurde sie zum Stadtgespräch, und der Aerger unter den Brahmo-Brüdern war groß. Der eigene Schwager, der zugleich Secretär der Brahmogemeinde war, beredete die Frau Daulatsings, sich mit ihrem Kinde von ihm zu trennen, und die Hindu verursachten durch ihre Machenschaften seine Versetzung von Karachi, wo ein reges katholisches Leben herrscht, nach dem heißen Platze Sakkar, wo die Zahl der Katholiken gering ist. Augustin, dies war der christliche Name Daulatsings, ertrug die harte Beurtheilung von seiten der Oeffentlichkeit und die Anfechtungen seiner eigenen Verwandten mit Geduld und richtete sein ganzes Streben dahin, ein guter Christ zu werden. Die Mußestunden, die ihm von seiner Arbeit blieben, verwendete er auf das Lesen ascetischer Bücher, wie z. B. der Nachfolge Christi und des Geistlichen Kampfes von Scupoli, sowie auf das Studium von Controversfragen. Er ging täglich zur Messe, stellte fromme Betrachtungen an, empfing wöchentlich die heiligen Sacramente, legte seine Schwierigkeiten dem Priester vor und disputirte eifrig mit Protestanten, Brahmos, Hindu und Mohammedanern, die ihm ihre Achtung nicht versagen konnten. Als seine Genossen, drei eifrige Convertiten, eine katholische Zeitung in Sindi gründeten, deckte er regelmäßig aus seinem bescheidenen Monatsgehalt das Deficit der Druckkosten.

So verbrachte er zwei Jahre, ein Muster der Beharrlichkeit, der Frömmigkeit und der Begeisterung für den katholischen Glauben, als die Pest Sakkar erreichte. Während er sich mit dem Gedanken trug, sein Amt niederzulegen und im Spitale den Kranken zu dienen, wurde er selbst von der Pest ergriffen. Er empfing die heiligen Sacramente mit größter Andacht und Ergebenheit, erbaute alle im Spitale durch seine Ruhe und Freudigkeit und gab seine edle Seele in die Hand des Schöpfers zurück am Karsamstag Morgen, April 1897, als man gerade in der Kirche das Oster-Alleluja anstimmte. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht durch die Stadt: Der Sadhu, der heilige Mann, ist todt! Christen, Mohammedaner und Hindu kamen zum Begräbniß, um ihm die letzte Ehre zu erweisen. Daulatsing hatte in kurzer Zeit viele Jahre erfüllt. Sein Eifer war in Wahrheit der Eifer der ersten Christen; er war

Digitized by Google

die Auferbauung der Katholiken und eine lebende Mahnung für die Brahmos, im Suchen der Wahrheit die Grenze nicht nach Laune zu ziehen, ſondern conſequent zu ſein bis zum Ende.

Das intellectuelle Haupt aller Brahmos der Gegenwart iſt der bereits oft erwähnte Protap Sandar Mozumdar, der geiſtvolle Biograph Keſchubs, Herausgeber der Monatsſchrift The Interpreter und Verfaſſer mehrerer religiöſer Werke. Er vertrat die Brahmos auf dem Religionsparlament in Chicago, beſuchte in England den Cardinal Newman, betete in der St. Marcuskirche von Venedig und ſpricht von Chriſtus mit großer Ehrfurcht und Liebe. Wir geben einige ſeiner letztjährigen Aeußerungen, die ſeine religiöſen Anſchauungen recht klar widerſpiegeln.

„So viele Propheten und inſpirirte Lehrer ſind in unſer theiſtiſches Pantheon eingeführt worden, daß wir wirklich in Verlegenheit gerathen, jedem die ihm gebührende Achtung zu zollen, und ſo bezeigen wir ſchließlich allen im allgemeinen eine laue, hinfällige Loyalität, indem wir keinem im beſondern folgen. Das läßt uns ohne perſönliches Beiſpiel, ohne einen Idealmenſchen, dem wir uns nachbilden. Nun iſt zwar die Lehre der Brahmo-Kirche, daß alle Religionen Propheten haben, eine rechte Lehre; aber unſer praktiſches und perſönliches Verhältniß zu Chriſtus iſt nicht das rechte. Wahrlich, ich ehre dieſe großen Lehrer und werde noch mehr derſelben ehren, wo ich ſie finde; aber ſie verwirren mich nicht, da ich ſie ſamt und ſonders in einen alle umfaſſenden Charakter einſchließe. In den verſchiedenen Lebensvorkommniſſen wird uns das Beiſpiel des einen oder andern großen Mannes eine Nothwendigkeit; wir können keines entbehren, noch in unſerer Wahl uns auf die chriſtliche Kirche allein beſchränken. Nach meinem Dafürhalten ſtellt jedoch Chriſtus den Typus und die Vollendung aller menſchlichen Vorzüge dar. Derjenige, welcher Chriſtus im Geiſte folgt, gewahrt auch alle andern vorbildlichen Charaktere, je nachdem das Bedürfniß für ſie ſich einſtellt. Wir müſſen alle anerkennen und alle ehren, aber *einen* für unſere täglichen Nachahmungen und zu unſerem täglichen Troſt feſthalten; und dieſer *eine* iſt für mich Chriſtus Jeſus, der Sohn Gottes.“

Dieſe Stelle wirft zugleich ein helles Licht auf den Grundirrthum der Brahmos: ſie halten alle Religionen im weſentlichen für wahr und betrachten ihre Gründer als wahre Propheten, wollen aber doch dem Chriſtenthum den Vorrang einräumen und von ihm mehr annehmen als von den andern. Dabei verdrehen ſie die Schriftausdrücke, wie es ihnen

gefällt. Denn man beachte wohl: wenn Mozumdar Chriſtus den Sohn Gottes nennt, gibt er dem Worte durchaus nicht die Bedeutung, welche der Chriſt ihm beimißt; er will nur ſagen, daß Chriſtus ein dem Grade nach beſſerer und tugendhafterer Sohn Gottes iſt als wir.

„Einen Schritt weiter, einen Schritt weiter," ruft Banerji, der erſte katholiſche Convertit aus der Brahmo-Kirche, ſeinem Lehrer und Freunde Mozumdar zu; „anerkenne, daß Chriſtus nicht nur der Idealmenſch, ſondern auch Gott iſt. Wann werden unſere theuren Freunde in der Brahmo-Kirche in Chriſtus die Gottheit vereinigt mit der Menſchheit anbeten?"

Mozumdar hat dieſes Jahr in einem amerikaniſchen Blatte einen Artikel veröffentlicht über das Chriſtenthum als die Zukunftsreligion von Indien. Indien werde ſeinen Pantheismus und ſeinen Polytheismus aufgeben, das Chriſtenthum ſeine Dogmen, und dann werde Chriſtus über Indien herrſchen.

Auch wir glauben, daß das Chriſtenthum einſt, wenn die Zeit in Gottes Rathſchluß gekommen, in Indien herrſchen wird, aber nicht das verblaßte der Unitarier, noch das gebrochene und getheilte der Proteſtanten, ſondern das volle und apoſtoliſche Chriſtenthum der katholiſchen Kirche.

Alois Hegglin S. J.

Der Paliotto in S. Ambrogio zu Mailand.

Die oberitaliſche Kunſtthätigkeit in den letzten Jahrhunderten des erſten und dem Beginn des zweiten Jahrtauſends bietet dem Forſcher manche Räthſel, Räthſel, die zum Theil wohl nie eine ſichere Löſung finden werden. Recht augenfällig ergibt ſich das Dunkel, das gerade ihre hervorragendſten Monumente umlagert, aus der verſchiedenen Datirung, welche dieſelben bislang gefunden haben. Was die einen als das Werk des 9. Jahrhunderts bezeichnen, laſſen die andern erſt im 11. oder gar 12. entſtanden ſein.

Als eines der nicht ſehr zahlreichen ſicher datirbaren Kunſtdenkmäler auf lombardiſchem Boden galt noch vor wenigen Jahren der Paliotto in S. Ambrogio zu Mailand, d. i. die Metallbekleidung des Hochaltars der altehrwürdigen Baſilika, eines der koſtbarſten und prächtigſten Werke frühmittelalterlicher Goldſchmiedekunſt. Bis vor wenigen Jahren; denn ſeitdem hat die Kritik ihr Meſſer gewetzt, um auch am herrlichen Paliotto ihre unbarmherzigen Secirverſuche an-

zuſtellen. Aus einem Werke des 9. Jahrhunderts hat man ihn zu einem Erzeugniß des 11., 12. und ſelbſt des 13. zu ſtempeln ſich bemüht. Gegen Diebe iſt der koſtbare Altarſchrein durch einen feſten und kräftigen Stahlmantel geſchützt; gegen die Miniirarbeit der Kritik hat ihn derſelbe nicht zu ſichern vermocht. Die Zweifel ſind rege geworden, und ſo wird denn die Altarbekleidung in S. Ambrogio vorausſichtlich der Gegenſtand noch mancher Erörterungen ſein, Grund genug, dem für die Kunſtgeſchichte ſo bedeutſamen Werke auch in dieſen Blättern einige Seiten zu widmen. Das um ſo mehr, als der Paliotto ſchon an ſich, d. i. als Kunſtſchöpfung, und ganz unabhängig von der Frage nach ſeiner Entſtehungszeit einer weit mehr als gewöhnlichen Beachtung werth iſt [1].

Im weſtlichen Theile Mailands liegt die alte Baſilika S. Ambrogio. Sie wurde vom hl. Ambroſius, deſſen Grab ſie noch jetzt birgt, gegründet; doch ſtellt die jetzige Kirche einen Umbau aus ſpäterer Zeit dar. Die Baſilika iſt dreiſchiffig, mit Emporen über den Seitenſchiffen verſehen und mit Gewölben eingedeckt. Ueber dem vierten Joch des Mittelſchiffes erhebt ſich eine mächtige Kuppel; nach der Chorſeite ſchließt der Bau mit drei Abſiden ab, welche der Breite des Mittelſchiffes bezw. der Seitenſchiffe entſprechen, während ſich der gegenüberliegenden Eingangswand ein weiter, von einer Säulenhalle umfriedigter Vorhof vorlegt. Kirche und Atrium in ihrer gegenwärtigen Form haben bisher trotz aller Verſuche noch keine ſichere Datirung gefunden, weil einerſeits über deren Errichtung beſtimmte urkundliche Angaben mangeln, und andererſeits für die baulichen Eigenthümlichkeiten zeitlich feſtſtehende Parallelen fehlen. Die Meinungen über die Entſtehungszeit des jetzigen Baues ſchwanken zwiſchen dem 9. und dem 11. Jahrhundert.

Es iſt ſtill um S. Ambrogio, ganz anders wie um den Marmordom auf der Piazza del Duomo, dem Herzen Mailands, von wo alles Leben ausſtrömt, und wohin wiederum alles Leben zurückfließt. Noch ſtiller wird es, wenn der Beſucher durch die Pforte am Ende des Atriums in die Baſilika hineintritt. Nichts hindert ihn, die einfache, aber kraftvolle Hoheit des Baues auf ſich einwirken zu laſſen.

Die Baſilika von S. Ambrogio iſt nicht das, was man einen außerordentlichen, einen großartigen Bau nennt. Und doch macht ſie durch die würdevolle Schlichtheit ihrer Ausſchmückung, durch das weiſe Maßhalten in der Verwendung des Ornaments, die ebenmäßige Linienführung, die klare Gliederung, den durchſichtigen Aufbau, die kraftvolle Bildung der einzelnen Bautheile und nicht zum wenigſten durch die Erinnerungen an die alten Zeiten, den großen Heiligen, welcher den erſten Bau gründete, und die Ereigniſſe, deren Schauplatz S. Ambrogio war, auf den Beſchauer, welcher ſich in den Bann dieſes Kircheninnern begibt, einen ungemein tiefen und nachhaltigen Eindruck. Die Patina des Alters und die weihevolle Stimmung, welche dem Gotteshauſe eignen, er-

[1] Die liebenswürdige Zuvorkommenheit des hochwürdigen Herrn Canonicus Ghezzi von S. Ambrogio ermöglichte uns gelegentlich eines Mailänder Aufenthaltes im vergangenen Jahre ein eingehendes Studium des Paliotto, wofür wir ihm auch an dieſer Stelle unſern Dank ausſprechen möchten.

greifen den Beſucher unwillkürlich; der Frieden und die heilige Ruhe, welche dieſe Hallen umfangen, werfen ihren Widerſchein in ſeine Seele; er fühlt ſich faſt wie zur Andacht gezwungen.

Der Hochaltar von S. Ambrogio ſteht am Ende des Langhauſes unter der Kuppel nahe beim Beginn des Chores. Ueber ihm wölbt ſich auf vier antiken Porphyrſäulen ein prächtiges Ciborium, über deſſen Alter faſt ebenſoviele Erörterungen gepflogen worden ſind, wie über dasjenige der Baſilika.

Der Paliotto hat, weil er den Altar an allen vier Seiten umkleidet, Kaſtenform und beſteht an der Vorderſeite aus Goldblech, während ſeine übrigen Seiten durch theilweiſe vergoldetes Silberblech gebildet werden. Die vierkantigen Eckpfoſten ſind auf ihren nach außen gewandten Flächen mit je drei in Metall getriebenen halbrunden Stäben und einem Emailſtreifen geſchmückt, welche von unten nach oben verlaufen und dadurch die Stützen als ſolche kennzeichnen. Zwiſchen den vier Pfoſten ſind ebenſoviele rechteckige Füllungen eingefügt, welche die Wände des Paliotto bilden. Der ſie umgebende Rahmen hat einſchließlich ſeiner nach innen abfallenden Schrägung eine Breite von faſt 4 cm. Oben umzieht ein ca. 5 cm vorſpringendes Kopfgeſimſe, unten ein Fußgeſimſe von der gleichen Ausladung die Altarbekleidung. Die Höhe des Paliotto beträgt 1,18 m, die Länge der Vorder- und Rückſeite beläuft ſich, am obern Geſimſe gemeſſen, auf 2,29 m, die der Seitenſtücke auf 1,40 m, für ein mit Perlen, Gemmen, koſtbaren Schmelzarbeiten und Figurenrelief faſt überreich geziertes Werk aus Edelmetall gewiß ſehr bedeutende Abmeſſungen.

Die Füllung der Vorder- und Rückſeite iſt durch zwei ſenkrechte Leiſten in je drei Unterabtheilungen geſchieden, ſo daß alſo der Paliotto an allen Seiten insgeſamt acht Felder aufweiſt, von denen wiederum ein jedes ſeine beſondere Umrahmung beſitzt und durch Leiſten eine weitere Theilung erhalten hat. Die beiden äußern Felder der Vorder- und Rückſeite gliedern ſich in je ſechs nahezu quadratiſche Flächen; die Leiſten des Mittelſtückes der Vorderſeite geſtalten ſich zu einem Kreuz mit ovalem Kern; ſie ſchaffen neun Abtheilungen zur Aufnahme von Reliefs. Das mittlere Feld der Rückſeite iſt als Thüre behandelt, deren beide Flügel mit je zwei runden Medaillons verſehen ſind. Die Thüre wurde angebracht, um dem frommen Beter die Möglichkeit zu geben, in das Innere des Altares hineinzuſchauen und auf das unter dem Altar befindliche Grab des hl. Ambroſius zu ſehen. Bei den beiden Schmalſeiten beſteht die durch die äußere Umrahmung und die Innenleiſten hergeſtellte Gliederung der Fläche aus einem über Eck ſtehenden Quadrat, um welches ſich acht rechtwinklige Dreiecke in der Weiſe gruppiren, daß jeder ſeiner Seiten ihrer zwei vorgelagert ſind. Im Innern des Quadrates ſind durch ein Kreuz in der Mitte und vier Halbkreiſe in den Ecken acht kleinere Unterabtheilungen gebildet. Die Eintheilung der vier Seiten des Paliotto wird durch die beifolgenden Skizzen veranſchaulicht [1].

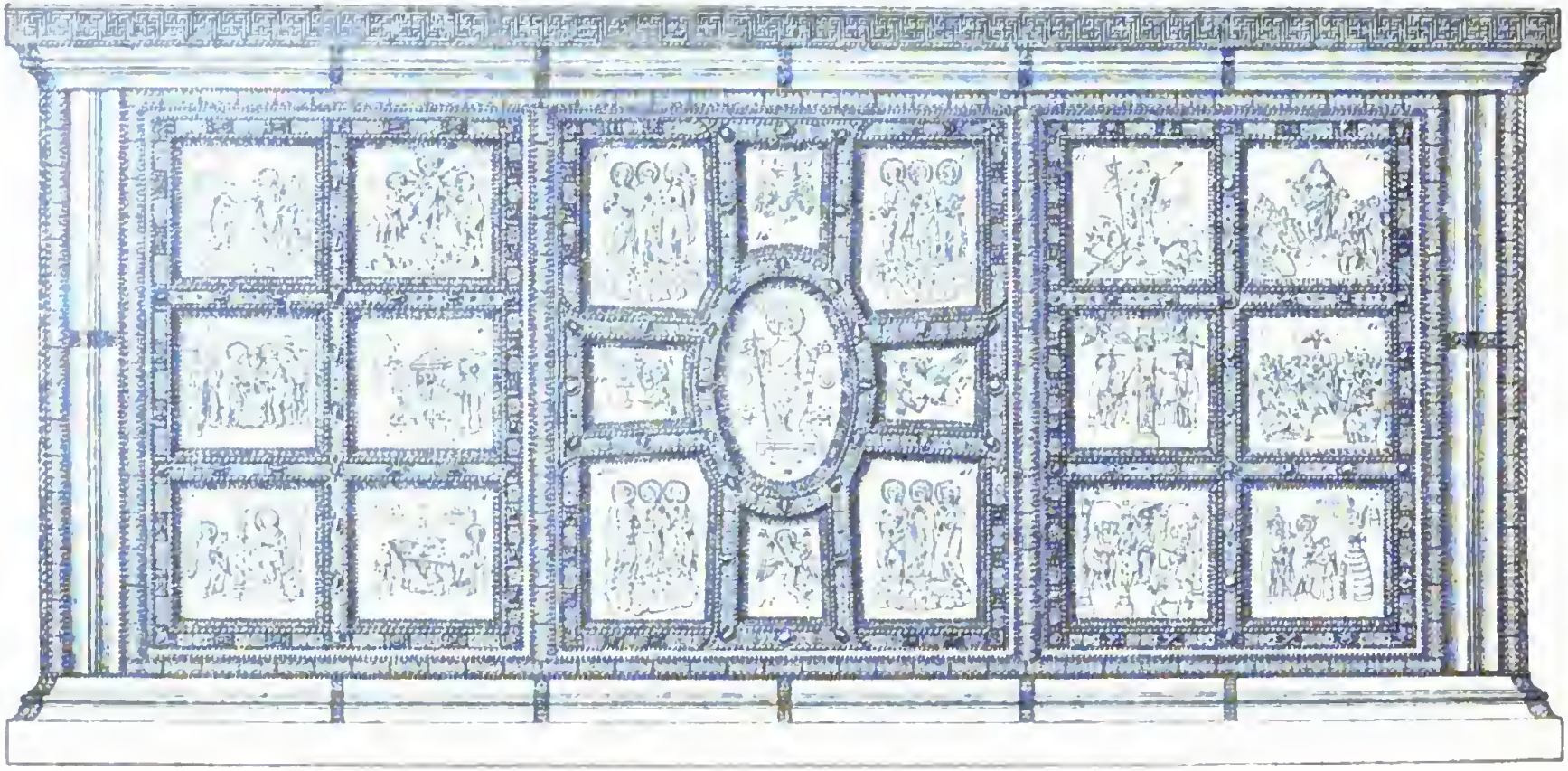
[1] Dieſelben beruhen auf den zwar nicht völlig genauen, aber für unſern Zweck hinreichenden Abbildungen bei Seroux d'Agincourt, Denkmäler, Sculptur Tafel XXVI A, B, C.

Außerordentlich kostbar und kunstvoll ist die Ausstattung des Rahmen- und Leistenwerkes. Sie allein genügt schon, um dem Paliotto einen Platz unter den vorzüglichsten Kunstwerken zu sichern.

Die äußere Umrahmung der Füllungen aller vier Seiten ist so mit Zellenschmelzplättchen bedeckt, daß sie wie ein Band des prächtigsten Emails erscheint [1]. Ein gleiches gilt von den Leisten, welche die Vorder- und Rückseite in je drei Hauptfelder zerlegen. Bei den innern Rahmen und den Leisten, welche die Hauptfelder der Lang- und Schmalseiten in ihre Unterabtheilungen gliedern, wechseln Emailplättchen mit Edelsteinen und Perlen ab, die auf mit Filigran gemusterten Grund aufgesetzt oder von kleinern Edelsteinen umstanden sind. Unvergleichlich herrlich ist in dieser Beziehung namentlich die Vorderseite des Paliotto. Hier zählen wir an 250 große Steine und Perlen, von welchen die Edelsteine auf dem Oval und den Armen des Kreuzes des Mittelfeldes auf durchbrochener Erhöhung aufgesetzt sind. Außerdem zieht sich hier rings um alle Leisten als Einfassung der Schmelzplättchen eine Schnur kleiner, echter Perlen. Bei dem Oval und den Armen des Kreuzes, wo statt Perlen Korallen und Perlen wechseln, ist sogar obendrein die Schräge der Leisten mit einer Reihe von Perlen und Korallen versehen. Besonders hervorragende Stücke des Paliotto sind auch die beiden Kreuze der Schmalseiten, welche sich vollständig aus Zellenschmelz, Perlen und Edelsteinen zusammensetzen.

In welcher Fülle die Emails als Schmuck der Rahmen und Leisten des Paliotto verwendet sind, ergibt sich aus der Thatsache, daß die Plättchen, aneinandergereiht, nach einer ungefähren Vermessung ein Band von etwa 50 m ausmachen würden. Schmelzarbeiten mit figürlichen Darstellungen sind auf der Altarbekleidung nur äußerst spärlich vertreten. Sie beschränken sich auf acht den Thürflügeln an der Rückseite des Altars aufgesetzte Medaillons, welche je eine Frauenbüste von mangelhafter Zeichnung, doch guter Farbenwirkung enthalten. Alle übrigen Emails haben rein ornamentalen Charakter. Halbkreise, Kreise, Rauten, Blättchen, Zweiglein, Palmetten und ähnliches sind die Motive, die uns in den mannigfachsten Verbindungen auf den Plättchen begegnen. Ueberreich läßt sich die Musterung derselben, was die Zeichnung anlangt, nicht gerade nennen; sie ist sogar durchweg eher schlicht als reich. Auch die Zahl der Farbentöne ist nicht sonderlich groß. Smaragdgrün, hell- und dunkelblau, weiß, granatroth und etwas türkisblau sind die Farben, welche uns auf den Emails des Paliotto begegnen. Einen Ersatz für die mangelnde Fülle der Farbenscala gewährt indessen die ungemeine Reinheit und Gleichmäßigkeit des Tones, durch welche sich die Schmelze auszeichnen. Von vorzüglichster Wirkung ist auf dem geraspelten Goldgrund des Emails namentlich das häufig angewandte lichte, durchscheinende Smaragdgrün. Ohne Emailschmuck blieb nur die Umrahmung der Füllung an der Rückseite des Paliotto. Hier vertritt die Stelle der Schmelzarbeiten eine Inschrift in Niello, welche sowohl nach Inhalt wie Form gleich

[1] Ueber den Zellenschmelz vgl. P. Beissel S. J.: Byzantinische Zellenemails, s. diese Zeitschrift 1895, Bd. XLVIII, S. 409 ff.



Vorderseite des Paliotto in S. Ambrogio zu Mailand.

beachtenswerth iſt. In römiſchen Capitalen von ausgezeichneter Bildung geſchrieben, enthält ſie in zehn Hexametern die Widmung des Altars. Die einzelnen Verſe ſind ſo beſchaffen und ſo auf der Einfaſſung angebracht, daß derſelbe Buchſtabe gleichzeitig als Anfangs- oder Endbuchſtabe des einen und als Anfangs- oder Endbuchſtabe des andern Verſes dient. Die Inſchrift lautet:

1. Emicat alma foris rutiloque decore venusta
2. Arca metallorum gemmisque compta corruscat.
3. Thesauro tamen haec cuncto potiore metallo
4. Ossibus internis pollet donata sacratis.
5. Egregius quod praesul opus sub honore beati
6. Inclytus Ambrosii templo recubantis in isto
7. Optulit Angilbertus ovans dominoque dicavit
8. Tempore quo nitidae servabat culmina sedis.
9. Aspice, summe pater, famulo miserere benigno.
10. Te miserante, deus, donum sublime reportet.

(Es glänzt und ſtrahlt nach außen der herrliche Schrein im Feuerſchein der Metalle und im Schmuck des Edelgeſteins; doch beſitzt er, weil begabt mit dem heiligen Gebein, im Innern einen Schatz, der koſtbarer iſt als jedwedes Metall. Dies Werk brachte jubelnd dar und weihte zu Ehren des hl. Ambroſius, der in dieſem Tempel ruht, der erlauchte Biſchof Angilbert zur Zeit, da er den ſtrahlenden Biſchofsſitz inne hatte. Schau her, höchſter Vater, und erbarme dich des freigebigen Knechtes. Möge er, o Gott, durch deine Erbarmung den Himmelslohn erhalten.)

Vers 1, 2 und 3 füllen das obere Rahmenſtück, V. 4 ſteigt im Anſchluß an V. 3 an der rechten Seite herab; V. 5, welcher ſich auf der linken Einfaſſungsleiſte befindet, ſchließt ſich dem Anfang des erſten Verſes an; V. 6, 7 und 8 ſind auf dem untern Rahmentheil angebracht, während V. 9 und 10 die beiden mittlern Leiſten zieren, welche die ganze Seite in drei Felder zerlegen. Eine ähnliche Anordnung der Verſe findet ſich bereits im Beginn des 9. Jahrhunderts auf den Tafeln der berühmten Schrift des Rabanus Maurus: De laudibus sanctae crucis.

So kunſtreich und koſtbar übrigens die Ausſtattung der Umrahmung und Leiſten des Paliotto ſein mag, und ſo hervorragend auch der Platz iſt, den ihm dieſelbe unter den Werken der mittelalterlichen Goldſchmiedekunſt verſchafft, ſo liegt doch nicht ſowohl in der Fülle des Zellenſchmelzes und dem Reichthum an Edelſteinen der Hauptwerth und die Hauptbedeutung der Altarbekleidung von S. Ambrogio, als vielmehr in den größern und kleinern getriebenen Reliefs, welche die 69 Felder ſeiner vier Seiten ausfüllen.

Das Oval in der Mitte der Vorderſeite ſtellt den Heiland auf dem Throne dar. Sein Kreuznimbus wird durch Schmelze und Edelſteine gebildet. Die beiden achtſtrahligen Sterne an jeder Seite des Erlöſers ſind aus rubinfarbigem Email und Perlen hergeſtellt, während eine zwiſchen ihnen ſtehende Roſette mit Diamanten verziert iſt. Die Felder der Kreuzarme im Mittelheil der Vorderſeite enthalten die Symbole der vier Evangeliſten, oben bezeichnenderweiſe den

Adler, unten den Menſchen, rechts den Stier und links den Löwen. Die übrigen vier Abtheilungen daſelbſt weiſen je drei Apoſtel auf. Petrus trägt den Schlüſſel, die andern theils ein Buch, theils eine Rolle.

Die zwölf Abtheilungen der Seitenfelder der Vorderſeite bringen Scenen aus dem Leben des Heilandes. Iſt der Altar nach der Auffaſſung der Kirche Sinnbild des Gottmenſchen, ſo geziemte es ſich, daß dieſen Darſtellungen eine bevorzugte und für alle ſichtbare Stellung, d. i. alſo ein Platz an der Vorderſeite, eingeräumt wurde. Leider ſind nicht mehr alle urſprünglichen Tafeln vorhanden. Drei der Reliefs, die Auferſtehung, die Himmelfahrt und die Sendung des Heiligen Geiſtes, ſind Werke des vorigen Jahrhunderts und als Arbeiten der ausgearteten Renaiſſance auf den erſten Blick erkennbar. Sie wurden an Stelle verloren gegangener bezw. geſtohlener Tafeln eingefügt.

Von den neun noch vorhandenen alten Reliefs ſtellen acht die Verkündigung, die Geburt des Herrn, ſeine Aufopferung im Tempel, das Wunder von Kana, die Verklärung, die Tempelreinigung, die Heilung des Blindgeborenen und die Kreuzigung dar. Eine der Darſtellungen iſt ſtrittig. Die rechte Hälfte des Bildes nimmt bei derſelben der Heiland ſamt zwei Jüngern ein, von denen der vorderſte zwei Rollen trägt. Chriſtus hält in der Linken ebenfalls eine Schriftrolle; die Rechte hat er zum Rede- (Segens-?) Geſtus erhoben. Die andere Hälfte enthält im Hintergrund ein über Eck geſtelltes Haus, im Vordergrund einen bärtigen Mann in mittellanger Tunica und flatterndem, auf der linken Schulter fibulirtem Mantel. Die Geſtalt, welche, leicht in die Kniee geſunken, die Hände flehend zum Herrn emporſtreckt, ſcheint eine Perſon aus beſſerem Stande darzuſtellen. Diego Sant' Ambrogio, ein Hauptvertreter der Anſicht, welche den Paliotto ſtatt dem 9. dem 12. Jahrhundert zuſchreibt, ſieht in dem Relief die Auferweckung des Lazarus, doch bedarf es nur eines Blickes, um ſich von der Unhaltbarkeit und Oberflächlichkeit dieſer Auffaſſung zu überzeugen. Andere wollen in dem Bilde die Berufung des Matthäus, wieder andere den Hauptmann von Kapharnaum beim Heiland erkennen. Da die Darſtellung zu wenig Anhaltspunkte für eine ſichere Deutung gibt, und auch die Folge der Scenen keine Entſcheidung ermöglicht, muß die Sache auf ſich beruhen bleiben.

Die Erzählung beginnt nach ihrer gegenwärtigen Anordnung an der Evangelienſeite links unten an der Ecke des Feldes. Nachdem ſie ſich durch die drei Reihen desſelben fortgezogen hat, geht ſie über das Mittelſtück zum Felde an der Epiſtelſeite herüber, um daſelbſt an der untern Ecke rechter Hand ihre Fortſetzung zu nehmen und dann von hier nach oben zu ſteigen.

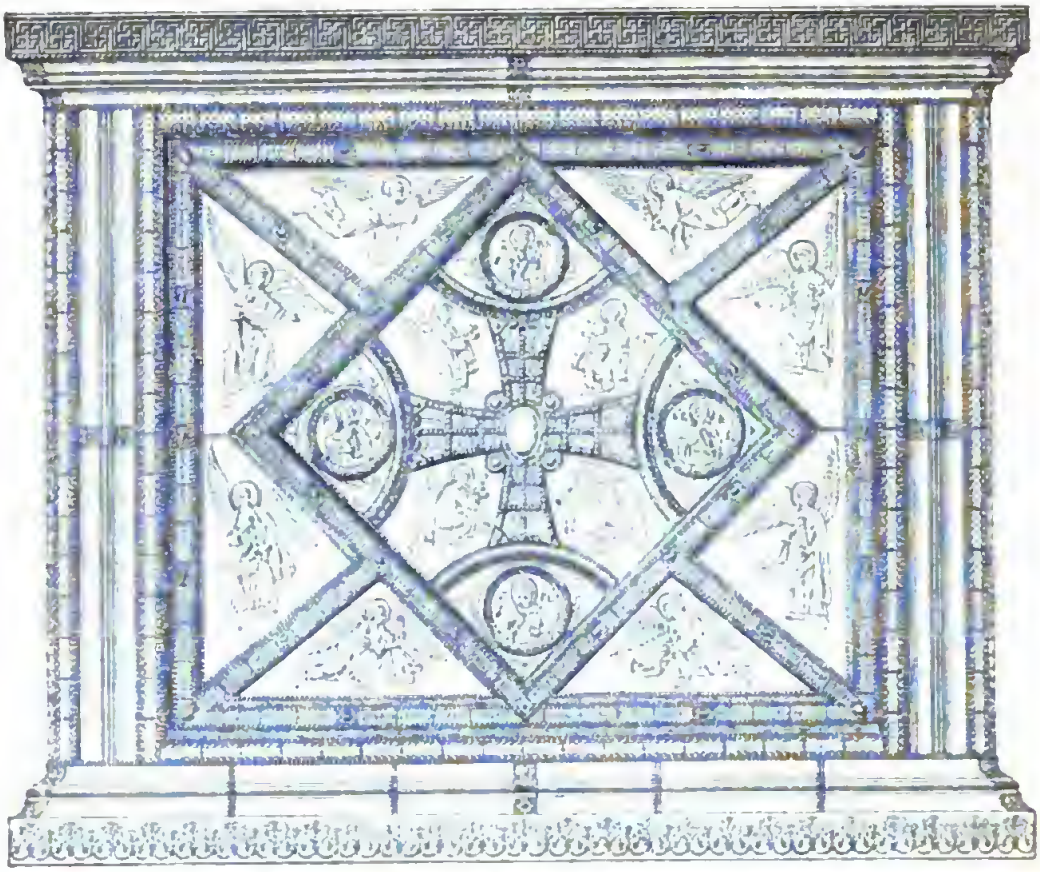
Von den Reliefs ſind einzelne ikonographiſch bemerkenswerth, ſo die Verkündigung, die Geburt, die Hochzeit zu Kana und die Heilung des Blindgeborenen.

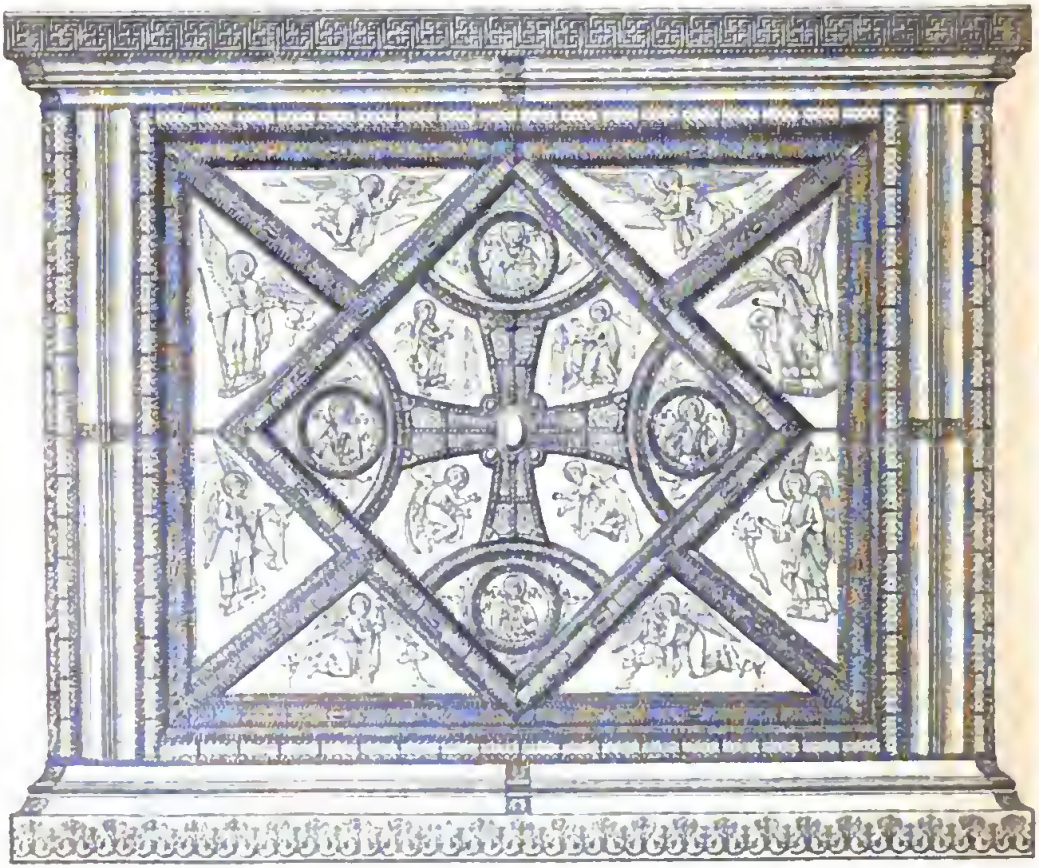
Bei der erſtgenannten Darſtellung ſitzt Maria auf einem Throne unter einem flachen Bogen, der auf zwei Säulen ruht und an ein Haus erinnern ſoll. Der Engel iſt eben herniedergeſtiegen und ſteht nun, die Kniee leicht gebeugt und die Flügel unthätig, vor der allerſeligſten Jungfrau, welcher er die erhobene Rechte, das Zeichen der Anrede, entgegenſtreckt. Maria hat ſich auf ihrem Sitz

wie voll Erſtaunen mit dem Oberkörper dem Engel zugeneigt. Auch ſie hält die Rechte ausgeſtreckt; ihre Linke, die den Rocken trägt, ruht dagegen auf dem Schoße. Der letzte Zug, wonach die allerſeligſte Jungfrau bei der Verkündigung mit Spinnen beſchäftigt war, findet ſich auch auf andern alten Darſtellungen nicht ſelten. Er beruht auf dem apokryphen Protoevangelium des Jacobus.

Intereſſant iſt die Behandlung „der Geburt des Herrn“. In der Mitte der Scene ſteht die Krippe, eine Art von Kaſten, welcher an der Außenſeite mit rundbogigen Arcaturen verziert iſt. Vor ihr ruht der Ochſe, hinter ihr kommt der Kopf des Eſels zum Vorſchein. Rechts thront Maria auf hohem, mit Lehnen verſehenem Sitz, die Füße auf einem Schemel, die Linke auf dem vordern Pfoſten der Lehne. Links ſteht ein Hirt, der in der Rechten einen langen Stab trägt. Für den oberflächlichen Blick ſcheint er ſich auf denſelben zu ſtützen. Thatſächlich ruht jedoch das obere Ende des Stabes nicht in der Achſelhöhlung, ſondern endet bereits unterhalb derſelben. Ein zweiter Hirt ſteht in der Mitte hinter der Krippe neben dem Kopf des Eſels. Er hat, wie von Freude hingeriſſen, jubelnd die beiden Arme hoch in die Höhe geſtreckt. Ueber ihm iſt ein achtſtrahliger Stern angebracht; in den beiden obern Ecken ſind zwei Städte, wohl Jeruſalem und Bethlehem, angedeutet. Ikonographiſch beachtenswerth iſt hier Maria auf dem Throne, eine ſonſt kaum vorkommende Darſtellung, künſtleriſch die Haltung der beiden Hirten, namentlich der äußerſt bewegte und lebensvolle Geſtus des zweiten.

Eine ungemein lebendige und friſche Scene iſt die Wiedergabe des „Wunders zu Kana“. Kana bezw. das Haus, worin die Hochzeit ſtatthatte, iſt durch einen vorn auf Säulen ruhenden Bau dargeſtellt, vor deſſen Thüre der Heiland erſcheint. Eben wirkt der Gottesſohn das Wunder. Maria befindet ſich rechts neben dem Haus und hat ſich fürbittend zu ihrem Sohne gewendet. Die ſechs Krüge ſtehen ganz im Vordergrund des Bildes. Rechts iſt ein Diener gerade damit beſchäftigt, aus einem derſelben einen Becher zu füllen. Links bringt ein zweiter Diener Waſſer herbei. Der Krug, worin er dasſelbe trägt, ruht auf der rechten Schulter. Mit der Linken hält der Mann, der unter der Laſt gebeugt geht, über den Kopf herüber den Waſſerbehälter feſt, während er die Rechte kräftig in die Seite ſtemmt, ein ganz und gar dem Leben abgelauſchtes Bild. Links oben erblicken wir auf einem Sitz den Speiſemeiſter, welcher einen Becher des neuen Weines prüfend an ſeinen Mund geführt hat. Nach ſeinen Mienen ſcheint ihm der Trank zu munden. Ein Hinweis auf die Hochzeit ſelbſt fehlt, wie übrigens auch auf manchen andern alten Darſtellungen des Ereigniſſes. Sehr auffällig iſt, daß die Geſtalt Marias ſich durch ihre Größe vor allen übrigen abhebt, und daß ſelbſt Chriſtus im Verhältniß zu ſeiner Mutter außerordentlich jugendlich und klein erſcheint. Der Künſtler hat erſichtlich die Bedeutung der allerſeligſten Jungfrau für den ganzen Vorgang andeuten wollen. Dieſen ſelbſt aber hat der Meiſter dadurch in lebendigſter Weiſe zur Veranſchaulichung zu bringen verſtanden, daß er alle ſeine Hauptmomente von der Bitte Marias an bis zur Weinprobe durch den Speiſemeiſter wiedergab. Künſtleriſch iſt nach unſerm geläuterten Geſchmack eine ſolche Vielheit der Darſtellung allerdings nicht. Wer indeſſen die mittelalterlichen Meiſter, die es häufig in dieſem Punkte nicht





Seitenwände des Paliotto in S. Ambrogio zu Mailand.

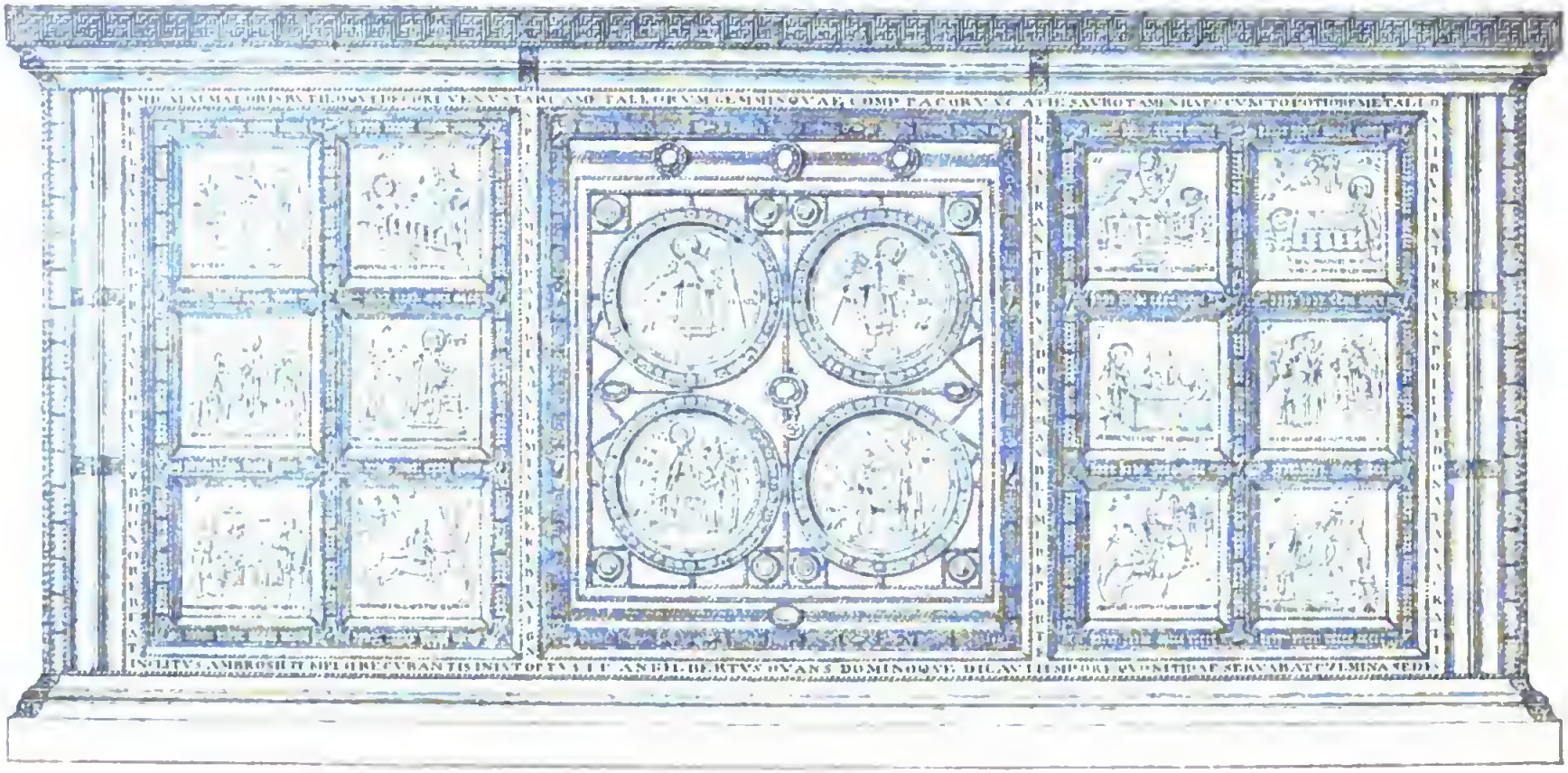
Digitized by Google

genau nahmen und dem Bildungsſtande der Beſchauer entſprechend mehr um eine extenſive als intenſive Vollſtändigkeit der Erzählung beſorgt waren, verſtehen, würdigen und genießen will, darf es nicht verſchmähen, ſich auf den kindlich-naiven Standpunkt der alten Künſtler zu ſtellen.

Auf der „Heilung des Blindgeborenen" kommen zwei Momente der Handlung, That und Wirkung, zur Darſtellung. In der Mitte der Scene ſtehen Chriſtus und der Blinde, dieſer in demüthiger, flehender Haltung, während der Heiland mit ſeiner Rechten voll Erbarmen die Augen des Armen berührt. Im Gefolge des Gottesſohnes befinden ſich drei ſeiner Jünger; weiter rückwärts iſt der Tempel angedeutet, bei dem ſich der Vorgang abſpielte. Hinter dem Blinden erhebt ſich eine bienenkorbartige Hütte, oberhalb der uns der Kranke noch einmal begegnet. Diesmal kniet er vor einem Brunnen, mit deſſen Waſſer er ſeine Augen benetzt. „Gehe und waſche dich im Teiche Silo," hatte der Herr geſagt. Der Künſtler hat eigenthümlicherweiſe den Teich Silo als monumentalen Laufbrunnen dargeſtellt. Das Waſſer, mit dem der Arme die Augen waſchen ſoll, fließt nämlich aus dem geöffneten Rachen eines hundeartigen Thieres, das ſich in ſitzender Stellung auf einem aus Quadern gebildeten Unterbau erhebt.

Die Reliefs der Seitenſtücke des Paliotto beſtehen nur aus Einzelfiguren. Innerhalb des über Eck geſtellten Quadrates bemerken wir auf der Epiſtelſeite die von einem Kranz umgebenen Bruſtbilder der heiligen Biſchöfe Ambroſius und Simplicianus ſowie der heiligen Martyrer Gervaſius und Protaſius ſamt den Ganzbildern von vier heiligen Diakonen. Erſtere befinden ſich in den Viertelkreiſen, welche in die Winkel des Quadrates gelegt ſind, letztere in den Feldern, welche durch die Arme des Kreuzes, den Viertelkreis und die Leiſte des Quadrates gebildet werden. Auf der Evangelienſeite enthallen die Viertelkreiſe die Bruſtbilder der heiligen Biſchöfe Martinus und Maternus und der heiligen Martyrer Nabor und Nazarius, die vier Felder innerhalb der Kreuzarme dagegen die Ganzbilder von vier heiligen Laien. Die acht Dreiecke, welche ſich auf beiden Tafeln um das Quadrat lagern, ſind mit je einem Engel ausgefüllt. Die Engelgeſtalten ſind theils ſtehend, theils fliegend, theils endlich knieend dargeſtellt, je nachdem das eine oder andere dem Raume beſſer entſprach. Der Künſtler hat ſie unläugbar vortrefflich in das ihm zur Verfügung ſtehende Feld hineinzucomponiren gewußt, und das, ohne aus den Engeln verrenkte oder verzeichnete Jammergeſtalten zu machen. Wo die Engelgeſtalt zur Füllung der Fläche nicht ausreichte, ſind ſtiliſirte Wolken und Bäume hinzugezogen worden.

Am intereſſanteſten und wichtigſten ſind die 16 Reliefs der Rückſeite des Paliotto. Gehen die Darſtellungen vorn und an den Seiten im allgemeinen nur wenig über den Bereich des Allbekannten und immer Wiederkehrenden hinaus, ſo bieten dagegen die Scenen, welche hier die Felder ſchmücken, etwas Neues. Zwölf derſelben ſtellen nämlich Begebenheiten aus dem Leben des großen Mailänder Biſchofs dar, deſſen Leib unter dem Paliotto ruht und dem zu Ehren die Altarbekleidung verfertigt wurde, zwei andere die Widmung des Altars an den Heiligen. Eine lateiniſche Beiſchrift gibt allemal den Sinn dieſer Reliefs an, von denen die beiden letzterwähnten für die Zuweiſung und Datirung des



Rückſeite des Paliotto in S. Ambrogio zu Mailand.

Paliotto die größte Bedeutung haben, während die andern für die Legende des hl. Ambrosius, die Ikonographie, zumal die Darstellung liturgischer Handlungen, und die Costümkunde einen hohen Werth besitzen.

Von den zwölf Scenen aus dem Leben des hl. Ambrosius befinden sich die erste und zweite, fünfte und sechste, neunte und zehnte auf dem linken, die übrigen auf dem rechten Seitenfelde der Rückseite. Die Erzählung nimmt wie an der Front links unten an der Ecke ihren Anfang, springt hier aber schon beim dritten Bilde von dem linken Hauptfelde zum rechten über, allerdings bloß, um beim fünften wieder zum ersten zurückzukehren und von neuem denselben Weg durch die zweite und dritte Reihe zu machen. Hier die Folge der Darstellungen.

1. Ubi examen apum pueri os implevit. St. Ambrosius ruht, als Kind dargestellt, in einer Wiege; zu seinen Häupten steht die Mutter in langer Tunica, um den Nacken ein Tuch, dessen Enden vorn auf der Brust herabfallen, zu seinen Füßen der Vater in engen Beinkleidern, kurzer Tunica und einem auf der rechten Schulter befestigten Mantel. Beide schauen voll Erstaunen auf den Knaben, den eine Schar von Bienen umschwärmt. Wir haben hier die Darstellung der Legende, wonach sich ein Bienenschwarm im Munde des Kindes niederließ, als dasselbe eines Tages in einem der Höfe des väterlichen Palastes eingeschlafen war, ein Vorzeichen der süßen und gewinnenden Rede, welche einst diesem Munde entströmen sollte. Die Darstellung ist theilweise recht naiv. So stehen die Schaukelfüße verkehrt unter der Wiege und sind die Bienen um ein Vielfaches zu groß gerathen. Voll Ausdruck sind dagegen Vater und Mutter.

2. Ubi Ambrosius Emiliam petit ac Liguriam. St. Ambrosius sitzt hoch zu Roß. Er trägt die Tracht vornehmer Laien, wie wir sie beim Vater des Heiligen auf dem vorigen Relief antrafen, und hält mit der Rechten kräftig die Zügel des mächtig und weit ausschreitenden Reitthieres. Rechts schließt ein Baum, im Hintergrund ein wellenförmiges Gebirge, über dem eine dreithürmige Stadt sichtbar wird, die Scene ab. Als Ambrosius herangewachsen war und durch seine Beredsamkeit und seine Tüchtigkeit die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte, wurde er von Valentinian I. zum Statthalter von Insubrien, Aemilien und Ligurien gemacht. Die Darstellung zeigt ihn uns auf dem Weg in seine Provinz.

3. Ubi fugiens spiritu sancto flante revertitur. In Mailand war nach dem Tode des Bischofs Auxentius zwischen den Rechtgläubigen und den daselbst einflußreichen Arianern ein Streit darüber entstanden, wessen Partei der neue Oberhirt angehören solle. Da die Wogen hoch gingen, kam Ambrosius, um Ordnung zu stiften, wurde aber, wie bekannt, auf den Ausruf eines Kindes hin selbst zum Bischof gewählt. Das war indessen so wenig nach seinem Sinne, daß er alle Mittel anwandte, um der Würde, zu der er ausersehen worden war, und der verantwortungsvollen Last des Hirtenamtes, das seiner wartete, zu entgehen. Zuletzt begab er sich, als alles andere nichts fruchten wollte, auf die Flucht, auf der jedoch eine Stimme vom Himmel ihn zur Rückkehr veranlaßte. Dieser letzte Moment ist es, den der Künstler unter Uebergehung der Bischofswahl zum Vorwurf der dritten Darstellung ausersehen hat. Die Scenerie ist

derjenigen des zweiten Bildes ähnlich, nur ist die Anordnung die umgekehrte. Der Baum steht diesmal rückwärts vom Roß. Auch reitet der Heilige jetzt aus dem Gebirge heraus, während er bei der vorhergehenden Darstellung in dasselbe hineinzog. Der Künstler hat so in schlichter aber sinnreicher Weise die Flucht des Erwählten angedeutet. Links oben in der Ecke erscheint in dreifachem Lichtkreise der Arm Gottes. Strahlen, welche von ihm ausgehen, treffen den Reiter, der sich voll der Verwunderung auf dem Roß umgewandt hat und auf die himmlische Stimme horcht. Selbst das Reitthier hat den Kopf hastig rückwärts gedreht. Die Scene, voll von Adel, Bewegung und Lebenswahrheit, gehört zu den besten des Paliotto. Sie bekundet eine Auffassung, ein Verständniß der Formen und eine Darstellungsgabe, die durchaus über das Gewöhnliche hinausgeht. Der Meister, welcher diese Tafel ersann und schuf, muß mehr als ein bloßer Handwerker, er muß ein wirklicher Künstler gewesen sein.

4. Ubi a catholico baptizatur episcopo. Der Heilige steht entkleidet in einem sechsseitigen Taufbecken, zu seiner Linken ein Cleriker, der aus einer Amphora Wasser über den Täufling gießt, zu seiner Rechten ein Bischof, welcher in der Linken eine Rolle hält, das Symbolum, und mit der Rechten die zur Taufe erforderliche Abwaschung vornimmt. Ambrosius war, da er zum Bischof gewählt wurde, noch Katechumene; er mußte also, bevor er consecrirt werden und überhaupt irgend eine der heiligen Weihen empfangen konnte, getauft werden. Prächtig sind die Köpfe des Bischofs und des Heiligen, dieser voll innerer Freude und jener voll heiligen Ernstes. Weniger gefällt dagegen der Cleriker, dessen Bewegung etwas Stürmisches, Unebenes und Gewöhnliches an sich trägt.

5. Ubi octavo die ordinatur episcopus. Ambrosius wurde am achten Tage nach seiner Taufe, nachdem er zuvor die vorhergehenden Ordines nach Vorschrift der Kirche empfangen hatte, zum Bischof geweiht. Unsere Darstellung gibt diese feierliche Handlung, wenngleich in denkbar schlichtester Weise, wieder. Der Heilige, welcher bezeichnenderweise seit seiner Taufe stets mit dem Nimbus ausgestattet erscheint, steht zwischen zwei Bischöfen; der Consecrator zu seiner Rechten hält in der Linken eine entfaltete Rolle, während er die andere segnend gegen Ambrosius ausgestreckt hat. Der Bischof, welcher sich an der linken Seite des Consecranden befindet, hat den Charakter des Assistenten. Nach alter kirchlicher Satzung sollen regelmäßig zwei assistirende Bischöfe bei der Bischofsweihe zugegen sein. Unser Meister hat sich, indem er von dem Recht der künstlerischen Freiheit Gebrauch machte, mit einem begnügt.

6. Ubi super altare dormiens Turoniam petit. 7. Ubi sepelivit corpus beati Martini. Die beiden folgenden Reliefs stellen einen Vorgang aus dem Leben des Heiligen dar, den uns Gregor von Tours erzählt. St. Martinus von Tours war gestorben. Als nun St. Ambrosius zur Zeit, da derselbe bestattet werden sollte, in Mailand am Altare stand, um das heilige Opfer darzubringen, fiel er plötzlich in einen tiefen Schlaf, während dessen er wunderbarerweise nach Tours entrückt wurde und dort die Beisetzung seines Freundes vornahm. Die Beerdigung des hl. Martinus durch Ambrosius erzählt das siebente Relief. Wir sehen den Heiligen beschäftigt, mit Hilfe eines Clerikers den Leib

des Hingeschiedenen einem Sarge anzuvertrauen, hinter welchem ein zweiter Cleriker mit Leuchter und Buch sich aufgestellt hat. Die Scene ist von glücklichster Wirkung. Trefflich sind Ehrfurcht, Liebe und Sorgfalt zum Ausdruck gebracht, mit denen Ambrosius den heiligen Freund zur letzten Ruhe bettet; trefflich ist desgleichen die Trauer verdeutlicht, welche namentlich den ersten der beiden Cleriker erfüllt; harmonisch der Aufbau der Darstellung. Nicht gerade so gelungen, doch noch immerhin recht gefällig und bezeichnend ist das sechste Relief; es zeigt uns St. Ambrosius am Altare in tiefem Schlafe. Hinter dem Heiligen stehen Diakon und Subdiakon, von denen letzterer aus einem Buche die Epistel liest, während ersterer den Bischof an der Schulter zupft, wie um ihn aus dem Schlafe zu wecken. Sehr gut ist die Wiedergabe des traumversunkenen Zustandes, dem Ambrosius verfallen ist; vortrefflich auch die Haltung und der entschlossene Ausdruck des Diakonen.

8. Ubi praedicat Angelo loquente Ambrosius. Groß war die Beredsamkeit des Heiligen; kein Wunder, daß sich die Legende bildete, ein Engel habe ihm seine Worte eingegeben. Unser Relief läßt denn auch einen solchen dem Heiligen, der eben eine Predigt hält, ins Ohr flüstern, was er bei derselben sagen soll. St. Ambrosius und der Engel stehen linker Hand. Rechts sind drei Männer angebracht, welche voll Verwunderung der Rede des Heiligen lauschen, die auf sie ersichtlich einen tiefen Eindruck macht. Die Männer könnten kaum besser gedacht und bezeichnender ausgeführt werden.

9. Ubi pedem Ambrosius calcat dolenti. Das Relief erzählt, wie einstmals St. Ambrosius eines Mannes kranken Fuß geheilt, indem er am Altar auf selbigen getreten habe. Der Heilige steht in priesterlichen Gewändern hinter dem Opfertisch, auf welchem vier mit einem Kreuz versehene Hostien liegen. Rechts hat sich ein Diakon mit einem doppelhenkeligen Kelch genaht und schickt sich an, denselben auf den Altar niederzusetzen. Links steht ein Mann in vornehmer Laientracht, den linken Fuß bis zum Knie mit Binden umwickelt. St. Ambrosius, welcher die Linke auf den Altar gelegt hat, berührt mit der Rechten die ihm zugewandte Schulter und mit dem rechten Fuß den linken Fuß des Mannes, welcher mit der Linken den Altar angefaßt hat und mit seiner Rechten den Gestus lebhaftesten, doch ehrfurchtsvollen Staunens macht. Die Scene ist ungemein ansprechend. Ambrosius wie der Kranke sind Meisterstücke. Die Heilung konnte kaum sinnenfälliger und plastischer zur Darstellung gebracht werden. Es ist, als sähen wir eine geheimnißvolle Kraft auf den Kranken überströmen und dessen Körper durchfliegen. Dabei zeichnet sich das Relief durch die ebenmäßige Vertheilung der Figuren aus.

10. Ubi Iesum ad se videt venientem. Der Heilige liegt auf seinem Lager, welches mit faltenreichem Behang verziert ist. Er ruht auf der linken Seite. Das durch ein Kissen gestützte Haupt ist im Schlaf vornüber gesunken. Der rechte Arm befindet sich außerhalb der Decke und erstreckt sich bewegungslos quer über das Bett. St. Ambrosius ist augenscheinlich als in tiefem Schlummer befindlich dargestellt. Am Fuße des Bettes steht Christus, die Rechte wie zur Rede gegen den Heiligen erhoben. Die Legende erzählt, dem Bischof sei im

Schlafe der Heiland erſchienen und habe ihm ſein nahes Ende verkündet. Mangelhaft iſt die perſpectiviſche Behandlung der Darſtellung, ausgezeichnet dagegen der Schlaf des Heiligen veranſchaulicht. Ein für die noch naive Auffaſſung und Darſtellungsweiſe des Künſtlers charakteriſtiſcher Zug iſt es, daß er es nicht vergeſſen hat, unter dem Bett einen Schemel und auf dieſem die Schuhe des Schlafenden anzubringen. Er hat, wie es ſcheint, dadurch recht augenfällig zum Ausdruck bringen wollen, daß die Begebenheit zur Nachtzeit ſpiele.

11. Ubi ammonitus honoratus episcopus domini offert corpus. Wir ſehen den Heiligen wiederum auf ſeinem Lager. Diesmal ruht er auf dem Rücken. Im übrigen iſt die Scene der vorigen ähnlich. Fehlen doch auch hier nicht einmal Schemel und Schuhe. Statt des Erlöſers erſcheint indeſſen ein Engel am Fußende des Lagers, der dem Heiligen ankündigt, daß nunmehr ſein letztes Stündlein geſchlagen, und daß er ſich zur Reiſe in die Ewigkeit zu rüſten habe. „Hier", ſagt die Unterſchrift, „bringt der glorreiche Biſchof des Herrn auf eine Mahnung (des Engels) hin das Opfer ſeines Leibes dar."

12. Ubi Ambrosius in celum ducitur corpore in lecto posito. St. Ambroſius iſt geſtorben und liegt als Leiche auf dem Lager. Nur ſein Haupt iſt ſichtbar, der übrige Körper wird durch eine gemuſterte Decke verhüllt. Ueber dem Kopfende des Bettes ſchwebt ein Engel, der auf verdeckten Händen das Symbol der Seele des Heiligen, ein Haupt, zum Himmel emporträgt. Von der Ecke rechts oben her fallen Strahlen auf dasſelbe; ſie gehen von der Rechten Gottes aus, die allda aus dreifachem Lichtring hervorragt. Zu den Füßen des Bettes ſieht in tiefer Trauer ein Heiliger, welcher den Kopf zum Zeichen ſeiner Betrübniß auf die Hand ſtützt, wohl der Nachfolger und Liebling des hl. Ambroſius, St. Simplicianus. Ikonographiſch iſt die Darſtellung der Seele äußerſt intereſſant. Dieſelbe pflegt ſonſt in der mittelalterlichen Kunſt durch einen Kindeskörper verſinnlicht zu werden. Ungemein ſchön und edel iſt der Engel gedacht und ausgeführt.

Von den vier Medaillons, welche die Thüren des Mittelfeldes der Hinterſeite ſchmücken, enthalten die beiden obern die Erzengel Michael und Gabriel auf niedern Podien. Für den feinen Sinn des Künſtlers ſpricht der Umſtand, daß er die Engelgeſtalten ſamt den Schemeln, auf denen ſie ſtehen, durchaus im Gegenſinn behandelt hat. Hält der eine den Heroldſtab in der Linken, ſo trägt der andere ihn in der Rechten; wendet der eine das Haupt nach links, ſo neigt es der andere nach rechts u. ſ. w. In den beiden untern Medaillons finden ſich die zwei für die Datirung des Paliotto ſo wichtigen Reliefs, deren vorher kurz Erwähnung geſchah. In dem Medaillon zur Linken ſehen wir Biſchof Angilbert (824—860) in ſeiner Pontificaltracht vor St. Ambroſius. Dieſer ſteht, gleichfalls mit ſeinen liturgiſchen Gewändern bekleidet, auf einer Erhöhung und ſetzt Angilbert, der ſich vor dem Heiligen verneigt und ihm das Modell des Paliotto darbringt, eine Krone auf das Haupt. St. Ambroſius trägt den runden, Angilbert den viereckigen Nimbus. Die Beiſchrift lautet: SCS AMBROSIVS, DOMNVS ANGILBERTVS. Das Relief bekundet, daß der Paliotto zu Lebzeiten des Biſchofs Angilbert angefertigt wurde, und daß Angilbert ſein Stifter war.

Auf dem Relief des zweiten der beiden Medaillons, ersichtlich des Gegenstückes zum ersten, steht vor St. Ambrosius, der wiederum durch die Worte SCS AMBROSIVS gekennzeichnet ist, ein Mann, welcher mit einer bis zu den Füßen reichenden Untertunica und einer bis zu den Knieen gehenden, kurzärmeligen und mit einer Kapuze versehenen Obertunica bekleidet ist. Seiner Kleidung nach möchte man denselben für einen Mönch halten. Von einer Tonsur ist allerdings nichts wahrzunehmen; doch erklärt sich das hinlänglich durch den Umstand, daß St. Ambrosius dem gebeugt vor ihm Stehenden eine Krone aufs Haupt setzt. Der Mann, in der Beischrift WOLVINIVS MAGIST PHABER genannt, ist ohne Zweifel als Verfertiger des Paliotto zu betrachten, jedenfalls ist ihm die Rückseite nebst den stilistisch völlig gleichartigen Schmalseiten zuzuweisen.

Die Anordnung in beiden Reliefs ist, ähnlich wie in den beiden obern Medaillons, die umgekehrte. Während auf dem einen St. Ambrosius rechter Hand seinen Platz hat, befindet er sich auf dem andern zur Linken. In gleicher Weise verhält es sich mit Angilbert und Wolvinius. Es ist überhaupt beachtenswerth, wie sehr der Künstler in der ganzen Anlage der Rückseite auf die Herstellung von Gegenstücken ausgegangen ist. Alle einzelnen Scenen des linksseitlichen Hauptfeldes daselbst nähern sich in ihren wesentlichen Zügen, in dem Aufbau und den Umrissen, den entsprechenden des rechten Seitenfeldes der Rückseite. Bei verschiedenen macht sich diese Uebereinstimmung sogar in auffälliger Weise bemerkbar, so bei 1 und 4, 2 und 3, 10 und 11. Auf die künstlerische Wirkung ist diese symmetrische, wenngleich keineswegs schablonenhafte, Behandlung und Anordnung der Reliefs von glücklichstem Einfluß. Es könnten in der That manche unserer modernen Meister von ihrem alten Collegen Wolvinius lernen, eine gefällige Symmetrie schaffen, ohne dieselbe in aufdringlicher Weise zur Geltung zu bringen.

Auf der Vorderseite kommt die Neigung des Künstlers für Gegenstücke nur im mittlern, nicht aber auf den seitlichen Feldern klar zum Vorschein. Es mag indessen fraglich erscheinen, ob die drei Reliefs, welche im vorigen Jahrhundert der Seitenabtheilung rechter Hand eingefügt wurden, die ursprünglichen Scenen enthalten. Die Anordnung der Darstellungen ist hier jedenfalls nicht mehr die alte. Um so entschiedener tritt dagegen der Sinn des Künstlers für eine wohlthuend wirkende Symmetrie wieder auf den beiden Seitenstücken des Paliotto zutage, wo jede Figur der einen Hälfte, bis zu dem Beiwerk, den Attributen, Bäumen und Wolken auf der andern ihr Pendant hat.

Diese Verschiedenheit in der Behandlung der Vorderseite und der drei andern Seiten scheint auf eine doppelte Künstlerhand hinzuweisen, zumal auch in der künstlerischen und technischen Ausführung der Reliefs sich hier wie dort ein merklicher Unterschied geltend macht. Auf der Rückseite und den Seitenstücken des Paliotto ist die Formsprache ausgebildeter, der Ausdruck schärfer, die Erzählung trotz oder besser wegen der Beschränkung der Figuren großartiger, der Faltenwurf der Gewandung durchdachter, edler, das Größenverhältniß zwischen den einzelnen Gestalten richtiger, der Aufbau der Scenen ebenmäßiger und künstlerischer, kurz die ganze Arbeit vollkommener und glatter als auf der Vorder-

Digitized by Google

ſeite. Nichtsdeſtoweniger iſt unſeres Erachtens die Verſchiedenheit zwiſchen den Reliefs der vordern Langſeite und den übrigen Seiten nicht ſo einſchneidend, daß erſtere unter allen Umſtänden Meiſter Wolvinius abgeſprochen werden müßte. So wenig wie in Bezug auf die Darſtellungen und die Technik ein thatſächlicher Unterſchied zwiſchen der einen und den andern verkannt werden kann, ebenſowenig läßt ſich hier wie dort ſelbſt ohne eingehendes Studium eine innige Verwandtſchaft des Bilderſchmuckes hinſichtlich der künſtleriſchen Auffaſſung und der Formengabe überſehen. Es ſind weſentlich dieſelben ſtiliſtiſchen Eigenthümlichkeiten, welche uns ſowohl auf den vordern Reliefs wie auf denjenigen der übrigen Seiten begegnen. Es iſt im Grunde genommen dieſelbe Behandlung der Gewandung, der Körperhaltung, der Bewegungen, derſelbe Ausdruck innerer Vorgänge, dieſelbe Naturbeachtung, derſelbe Sinn für das Kleine, für Leben und Lebenswahrheit. Die Vorderſeite unterſcheidet ſich von den Schmalſeiten und der Hinterſeite kaum anders als in gradueller Beziehung. Vielleicht, daß ſich die Verſchiedenheit, die uns in den Reliefs der verſchiedenen Seiten entgegentritt, durch den Hinweis auf den Unterſchied im Material erklären läßt, ſofern die kräftigern Silberplatten der Rückſeite und der Seitenflächen eine entſchiedenere und ſicherere Bearbeitung geſtatteten als das dünnere Goldblech der Vorderſeite. Auch mag ſie darin begründet ſein, daß ſich der Bilderſchmuck der Vorderſeite ganz im Geleiſe der Darſtellungsweiſe hält, welche nun einmal für die Scenen aus Chriſti Leben Norm geworden war, während für die Darſtellungen der übrigen Seiten Vorbilder und Ueberlieferungen fehlten. Dort hatte der Meiſter Muſter, denen er ſich zum wenigſten in der Hauptſache anzuſchließen hatte. Hier, wo dieſelben mangelten, war er frei und konnte darum ungehindert ſeine Erfindungsgabe und ſeine Geſtaltungskraft ſchalten laſſen, natürlich innerhalb des Bereichs der ihm geläufigen Formenſprache. Wie ſich die Sache jedoch immer verhält, jedenfalls liegen die Reliefs der vier Seiten des Paliotto wegen ihrer unverkennbaren Verwandtſchaft zeitlich nahe zuſammen. Desgleichen erſcheinen ſie aus demſelben Grunde alleſamt als das Werk zum wenigſten derſelben Schule.

Was einen etwaigen Einfluß der byzantiniſchen Kunſt auf den Paliotto in S. Ambrogio anlangt, ſo hat man zwiſchen den Zellenſchmelzen, welche die Leiſten bedecken, die Kreuze in der Mitte der Seitenflächen ſchmücken und den Nimbus des Erlöſers an der Vorderſeite füllen, ſowie den Reliefs zu unterſcheiden. Bei den Emails offenbart ſich unzweifelhaft die Einwirkung oſtrömiſcher Kunſt, wenngleich nicht ſo ſehr in der Zeichnung als in der Technik. Letztere iſt entſchieden byzantiniſch, während ſich dieſer Charakter hinſichtlich der ornamentalen Motive minder bemerklich machte. Keinen nennenswerthen Einfluß Oſtroms bekunden dagegen die Reliefs. Die Darſtellungen der Rückſeite ſind die freie Erfindung des Meiſters Wolvinius; die Scenen, welche die Vorderſeite ſchmücken, finden ſich gleichmäßig im Bilderſchatz des Oſtens wie des Weſtens. Höchſtens daß ſich hie und da in der Formenſprache, z. B. bei der Behandlung der Gewandung und der Engelgeſtalten, eine leiſe Erinnerung an den Byzantinismus geltend macht. Die liturgiſche Kleidung, welche uns auf einer großen Zahl von Reliefs der Rückſeite und der beiden Schmalſeiten begegnet, hat einen völlig abend-

ländischen Charakter. Der Manipel, den die Diakonen tragen, ist in der Ostkirche nie ein sacrales Ornatstück gewesen. Ebensowenig hat das erzbischöfliche Pallium daselbst jemals die Form gehabt, welche uns auf dem Paliotto entgegentritt. Die Stola tragen die Diakonen allerdings scheinbar nach griechischer Weise; allein auch nur scheinbar; denn es war und ist noch heute eine der Eigenthümlichkeiten des in der Mailänder Kirche geltenden ambrosianischen Ritus, daß die Diakonen die Stola über der Dalmatik anlegen.

Wer aber ist Meister Wolvinius, der uns als Schöpfer des herrlichen Paliotto auf der Rückseite desselben entgegentritt. Leider wissen wir von ihm nichts anderes, als was das betreffende Relief vermeldet, und das ist wenig. Wie es scheint, gehörte er zu den Söhnen des hl. Benedikt, welchen Erzbischof Petrus um das letzte Decennium des 8. Jahrhunderts bei S. Ambrogio ein Kloster gebaut hatte. Der Name Wolvinius dürfte auf fränkische oder longobardische Abstammung des Meisters hinweisen. Schade, daß die Schöpfer der mittelalterlichen Kunstwerke uns nur zu oft die Kunde von kaum etwas anderem als von ihrem Namen hinterließen, ja in vielen Fällen nicht einmal diesen der Nachwelt überliefert haben. Und doch begreift sich das. Sie geizten nicht nach Unsterblichkeit hienieden. Es war ihnen nicht darum zu thun, im Gedächtniß der Menschen fortzuleben, einen ewigen Namen sich zu schaffen. Was sie suchten, war, wie das so schön und sinnreich Meister Wolvinius auf seinem Meisterwerk zum Ausdruck gebracht hat, Gottes Ehre, der Heiligen Preis und für sich die Himmelskrone.

Zum Schluß einige Worte über die Streitfrage hinsichtlich des Alters des Paliotto. Wie eingangs bemerkt wurde, haben sich in jüngster Zeit Stimmen erhoben, welche die Altarbekleidung in S. Ambrogio statt wie bisher dem 9., dem 11., 12. oder gar beginnenden 13. Jahrhundert zuweisen.

Die Gründe, auf welche die früher allgemeine Annahme, derzufolge der Paliotto als die Stiftung Angilberts II. galt, sich stützte, sind hauptsächlich folgende: Erstens ist Angilbert unter ausdrücklicher Beifügung seines Namens auf der Rückseite des Altars als dessen Stifter dargestellt. Das betreffende Relief ist, wie allgemein zugegeben wird, von derselben Hand, welche die übrigen Darstellungen der Rückseite und der beiden Schmalseiten geschaffen hat. Außerdem ist es wenigstens stilistisch den Reliefstafeln der Front durchaus verwandt. Zweitens sagt die Umschrift der Umrahmung der Rückseite mit klaren und bestimmten Worten, es habe Angilbert hoc opus, den Altarschrein, zu Ehren des hl. Ambrosius dem Herrn aufgeopfert und geweiht. Endlich theilt Puricelli in den Monumenta Ambrosiana unter n. 44 eine Urkunde mit, aus der hervorgeht, daß der Bischof wirklich in S. Ambrogio zur Erinnerung an seinen großen Vorgänger einen neuen wunderbar herrlichen Hochaltar errichtete. In dem betreffenden Document macht Angilbert Gaudentius zum Abt von S. Ambrogio und übergibt seiner Obhut und Sorge ecclesiam et altare, quod inibi mirifice aedificavi ob nimium amorem confessoris Christi Ambrosii. Wir können noch einen vierten Grund hinzufügen. Die Emails, welche die Rahmen, Leisten und Kreuze des Paliotto bedecken, entstammen nach Kondakow, dem besten Kenner des Zellenschmelzes, dem 9. Jahrhundert. Nun sind aber diese Schmelze,

wie eine Unterſuchung zeigt, nicht von hierher und dorther zuſammengerafft und dann zuſammengeflickt, ſondern eigens für das Rahmen- und Leiſtenwerk gearbeitet. Das ergibt ſich klar aus dem Umſtande, daß die Emailplättchen nach Form und Ornament genau den Linien und der Form der jeweiligen Leiſten- und Rahmentheile angepaßt worden ſind, auf denen ſie angebracht wurden. Stammen alſo die Schmelzarbeiten des Paliotto aus dem 9. Jahrhundert, dann auch ſein Skelett, ſeine Umrahmung und Gliederung ſamt ſeinen für das Bildwerk hergerichteten 69 Feldern, mithin wohl auch, ſo lange nicht das Gegentheil bewieſen wird, die Reliefs ſelbſt.

Die Anſicht, welche neuerdings den Paliotto einer ſpätern Zeit als dem 9. Jahrhundert zuſchreibt, hat ſich mit dieſen Gründen, deren ſchwerwiegende Bedeutung nicht verkannt werden kann, noch nicht in befriedigender Weiſe abzufinden vermocht. Ungenügend ſind insbeſondere die Erklärungen, welche man bezüglich der Inſchrift der Umrahmung und des Reliefs, welches Angilbert als Donator darſtellt, gegeben hat. Auch die Schwierigkeiten, welche man gegen die frühe Datirung vom Standpunkte der Ikonographie, Epigraphik u. ſ. w. ins Feld geführt hat, haben die Gründe nicht entkräften können. Was man eingewendet hat, iſt alles belanglos; einzelne Einreden bekunden ſogar eine höchſt mangelhafte Kenntniß der alten Monumente. So z. B., wenn Diego Sant Ambrogio meint, die aus den Wolken hervorragende Hand Gottes ſei eine Eigenthümlichkeit des 12. Jahrhunderts. Der Hauptgrund, um deſſentwillen man die Altarbekleidung in S. Ambrogio Angilbert und dem 9. Jahrhundert abſpricht, liegt in der Vorzüglichkeit ihrer Arbeit, namentlich in der Vortrefflichkeit der Reliefs. Ein Kunſtwerk, wie der Paliotto eines darſtellt, ſoll unmöglich im 9. Jahrhundert, als einer Zeit des tiefſten Verfalles der Kunſt und des Ueberwiegens barbariſcher longobardiſcher Zierformen, Platz finden können (Zimmermann, Oberitaliſche Plaſtik S. 180). Irren wir jedoch nicht, ſo liegt in dieſem Einwand ein Zirkelſchluß. Indem man von vornherein den Paliotto, trotz der Zeugniſſe, die für ſeine Entſtehung im 9. Jahrhundert ſprechen, von der Betrachtung ausſchließt, kommt man auf Grund der übrigen, nicht einmal allzu zahlreichen Reſte der Plaſtik jener Zeit zum Ergebniß, es habe damals die Kunſt auf überaus tiefem Niveau geſtanden, und ſchließt dann weiter: Alſo iſt die Altarbekleidung in S. Ambrogio als Werk Angilberts undenkbar.

Unſeres Erachtens iſt der Beweis noch nicht geliefert worden, daß im 9. Jahrhundert eine Schöpfung der Kunſt, wie ſie unſer Paliotto darſtellt, unmöglich habe entſtehen können. Wie groß iſt denn die Zahl der noch vorhandenen Monumente aus jenen Tagen, und wie viele Beiſpiele plaſtiſcher Goldarbeit haben ſich insbeſondere aus denſelben erhalten? Genügt das, was wir noch beſitzen, wirklich zu einem giltigen Inductionsſchluß? Oder hat es etwa damals ſo gut wie keine Werke der Goldſchmiedekunſt in Italien gegeben? Nun, man leſe doch im Liber Pontificalis die Biographien einer Anzahl von Päpſten des 9. Jahrhunderts. Man wird daſelbſt nicht nur prächtige Goldarbeiten erwähnt finden, ſondern auch zur Ueberzeugung gelangen, daß man gerade damals in außerordentlicher Weiſe auf die Ausſchmückung der Baſiliken bedacht war.

Ueberaus zahlreich sind namentlich die mit Bildwerk reich verzierten Teppiche und Behänge, welche nach dem Bericht des Papstbuches die Päpste in jenen Tagen anfertigen ließen und römischen wie außerrömischen Kirchen verehrten. Was ist von denselben übrig geblieben? Nichts. Sollen wir aber daraus schließen, es habe auch Gebrauch, Herstellung und künstlerische Behandlung von Altarbehängen, Wandteppichen u. s. w. damals auf dem Nullpunkt gestanden?[1]

Spricht ferner nicht schon das Email des Paliotto, welches doch auch Zimmermann mit Kondakow dem 9. Jahrhundert zuweist, gegen die Behauptung, es sei zu dieser Zeit die italienische Kunst ganz im Banne der rohen longobardischen Formen befangen gewesen? Indessen auch den tiefen Stand der Kunst im damaligen Italien einmal zugegeben, kann denn nicht ein Genie — und als solches offenbart sich Wolvinius unzweifelhaft — zur Zeit eines niedern Kunstniveaus etwas Hervorragendes schaffen, zumal in einem Lande, wo sich überall noch genug Reste klassischer Kunst vorfanden? Es ist ein eigenthümlicher Schluß, der nicht selten gemacht wird: ist eine Arbeit roh und ungefügig, so gilt das nur zu oft als Zeichen, daß dieselbe aus einer Zeit beginnender Entwicklung oder einer Periode des Verfalles herrühre; ist sie gut gedacht und ausgeführt, so wird ihre Entstehung in eine jüngere Epoche, in die Tage der Blüthe der Kunst verlegt. So viel Wahres an diesen Schlüssen ist, so viele Irrthümer hat ihre einseitige und uneingeschränkte Anwendung zu Tage gefördert. Auch die Blüthezeit künstlerischen Schaffens hat handwerksmäßiges und sehr minderwerthiges Zeug hervorgebracht, wie es auch zu Zeiten, da die Kunst von ihrer Höhe herabgestiegen war, nicht an einzelnen tüchtigen Arbeiten zu fehlen pflegte. Wer will endlich beweisen, daß Meister Wolvinius ein Longobarde und nicht etwa ein Franke war, und daß seine Arbeit longobardisch und nicht vielmehr fränkisch ist? Die historische Kritik hat wie auf dem Gebiete der Geschichte so auch auf dem der Kunst in neuerer Zeit viele und große Erfolge erzielt, jedoch auch in manchen Fragen einen Wirrwarr von Meinungen hervorgerufen. Auch der Mailänder Paliotto kann ein Liedlein davon singen. Weist dieser Kunsthistoriker auf den Paliotto von Salerno als Parallele hin, dann ein anderer auf denjenigen von Città di Castello, und wieder ein anderer auf den Paliotto von Cividale, und dabei glaubt ein jeder, das Richtige zu treffen oder doch der Wahrheit am nächsten zu kommen.

Einem sichern Resultat der Forschung wird sich kein vernünftiger Mensch verschließen. In unserem Falle sind wir obendrein zu wenig für den Paliotto interessirt, als daß wir geneigt wären, ihn um jeden Preis als das Werk des 9. Jahrhunderts zu betrachten. Wir glauben indessen gemäß den Regeln einer gesunden historischen Kritik so lange an der alten Datirung festhalten zu sollen,

[1] Man vergl. auch die beachtenswerthen Aufsätze P. Beissels: „Verwendung edler Metalle zum Schmuck der Kirchen vom 5. bis zum 9. Jahrhundert" (Zeitschrift für christliche Kunst IX, 331 ff. u. 357 ff.) und „Gestickte und gewebte Vorhänge aus der zweiten Hälfte des 8. und der ersten des 9. Jahrhunderts" (ebd. VII, 357 ff.).

bis uns beſſere Gründe als die bisher vorgebrachten nöthigen, ihn einer ſpätern Zeit zuzuweiſen. Was aber auch immer eines Tages die Forſchung ergeben wird, ſollte auch die Altarbekleidung von S. Ambrogio ihre Bedeutung für die Kunſtgeſchichte des 9. Jahrhunderts je verlieren, ihr hoher Kunſtwerth wird ihr ſtets ungeſchmälert bleiben. Nicht minder wird ſie, ſo lange ſie beſteht, ein mächtiges Zeugniß dafür ablegen, welch koſtbare und großartige Werke opferwilliger Sinn für die Zierde des Hauſes Gottes und den Schmuck der Opferſtätte des Neuen Bundes im Bunde mit der Hand eines gottbegnadigten Künſtlers zu ſtande zu bringen weiß.

Joſeph Braun S. J.

Ein Bühnenfeſtſpiel aus alter Zeit.

Die Ankündigung der diesjährigen Bühnenfeſtſpiele im R. Wagner-Bühnenfeſtſpielhaus zu Baireuth, welche jüngſt die Zeitungen brachten, erinnerten uns an ein längſt gehegtes Vorhaben, unſere Leſer auch mit einem Bühnenfeſtſpiel bekannt zu machen, das ſchon vor mehr denn zwei Jahrhunderten mit größter Prachtentfaltung in der Kaiſerſtadt an der Donau aufgeführt wurde.

Die Herausgabe der „Denkmäler der Tonkunſt in Oeſterreich", mit deren erſtem Erſcheinen wir unſere Leſer gleich anfangs bekannt machten, hat in ihrer Folge auch ein Tonwerk zu Tage gefördert, welches nicht nur ſpeciell muſikgeſchichtliches, ſondern auch allgemein culturhiſtoriſches Intereſſe in Anſpruch nehmen kann. Der dritte und vierte Band dieſer Publicationen[1] enthalten nämlich eine Oper des M. Antonio Ceſti, der in der Entwicklungsgeſchichte des muſikaliſchen Dramas immerhin eine hervorragende Stellung einnimmt. Geboren zu Arezzo ums Jahr 1620 und geſtorben zu Venedig 1669, ſoll Marc Antonio Ceſti in Rom Schüler Cariſſimis geweſen ſein, war 1646 Kapellmeiſter an einer florentiniſchen Kirche und 1660 Tenorſänger in der päpſtlichen Kapelle. Von 1666 bis 1669 war er Vicekapellmeiſter des Kaiſers Leopold I. in Wien. Als ſolcher erhielt er bei Gelegenheit der Vermählung des Kaiſers mit ſeiner erſten Gemahlin, der ſpaniſchen Infantin Margaretha Thereſia, Tochter Philipps IV., den Auf-

[1] Der 3. Band gibt in drei Theilen: Hymnen von Joh. Stadlmayr († zu Innsbruck 1648), den Prolog und 1. Act von Ceſtis Teatralo feſteggiamento und Gottlieb Muffats Componimenti musicali per il Cembalo. Der 4. Band enthält: Joh. Jakob Frobergers († 1667 zu Hericourt bei Montbéliard, mit einigen Unterbrechungen von 1637—1657 in Wien thätig) Orgel- und Klavierwerke I und den 2.—5. Act der Ceſtiſchen Oper. Die Stadlmayrſchen Hymnen redigirte noch, als letztes Werk, J. Ev. Habert.

trag zur Composition einer Festoper, welche einen Theil jener großartigen, in ganz Europa gerühmten und angestaunten Feierlichkeiten bilden sollte, womit man am Wiener Hofe zwei Monate hindurch dies freudige Ereigniß feierte. Il pomo d'oro — „Der goldene Apffel" — war die Frucht der Kunst und Arbeit Cestis. Wir haben es aber nicht mit einer Erstlingsfrucht des hochberühmten Meisters zu thun. „Der goldene Apffel" gehört vielmehr der letzten, ausgereiften Zeit seines Schaffens an. Die älteste uns bekannte Oper Cestis war „Orontea" aus dem Jahre 1649. Sein erfolgreichstes Werk soll die 1663 componirte „La Dori" gewesen sein. Cestis letztes Bühnenwerk war die seinem Todesjahre angehörende Oper „Genserico". Im ganzen kennt man die Namen von elf bis zwölf Cestischen Opern. Im zwölften Bande der von der Gesellschaft für Musikforschung in Berlin veranstalteten Publication älterer praktischer und theoretischer Musikwerke hat schon 1883 Rob. Eitner die Partitur von „La Dori" in ganz vorzüglicher Redaction erscheinen lassen, und auch Bruchstücke aus ein paar andern Werken mitgetheilt, die Cesti nach Il pomo d'oro schuf, darunter „La Magnanimità d'Alessandro", die keine Jahreszahl trug, von Eitner aber für eines der letzten Werke des Meisters gehalten wird [1].

Weit entfernt aber, daß diese 13 Jahre frühere Bekanntmachung Cestischer Compositionen den Werth der Wiener Publication herabdrückte, bietet diese eine höchst schätzungswerthe Ergänzung zu einem Gesamtbilde des musikalischen Lebens und Schaffens jener Zeit und eines ihrer berühmtesten Tonkünstler, dessen Oper „Dori" Adami de Belsona noch um 1711 als il lume maggiore dello stilo teatrale feiert. Die Wiener Ausgabe der Cestischen Oper Il pomo d'oro gibt nämlich zunächst den ganzen Text des Werkes, auch jener Theile, zu denen die Musik nicht mehr vorliegt. Einen besondern Werth erhält sie ferner durch die das Werk in eingehender Weise beleuchtende Einleitung, welche Dr. Guido Adler zum Verfasser hat. Sich die Musik Cestis auch zu Gehör zu bringen, ermöglicht die von Herrn Joseph Labor ausgeführte Begleitung. Diese schwierige Aufgabe ist von ihm wirklich, wie die Einleitung sagt, „in der feinsinnigsten Weise" gelöst und kann sich der gediegenen Leistung der Eitnerschen

[1] La Dori ovvero Lo Schiavo Reggio, poesia del Cav. Apollonio Apolloni. Die Sinfonia avanti il Prologo ist zwar ein ganz kurzer, aber sehr effectvoller Satz, ein Prachtstück, das in moderner Instrumentation auch heute noch wirksam bliebe. Auch der Schlußsatz des 3. Actes ist interessant; er nimmt wirklich schon den Ansatz zu einem förmlichen Finale. Ganz trefflich ist der charakteristische Zug der Musik im Recitative des „Geistes der Parisatis" (2. Act, 19. Scene). Auch die Fragmente bieten manches hervorragende Moment, z. B. die Arie des Cleandro aus dem 1. Act von La Magnanimità d'Alessandro mit ihrem rasch eintretenden und verschwindenden rhythmischen Wechsel bei Onde in un istesso. Alles zeigt das Mühen und Ringen nach Fortschritt in Erfindung und Anwendung von Formen und Kunstmitteln, das aber manchmal noch eine fast kindliche Unbehilflichkeit besonders in der harmonischen Behandlung bekundet. Man hatte die gebahnten, auch oft ausgetretenen Wege der alten Contrapunktisten verlassen, wandelte aber dafür selbst auf noch unsichern und holprigen Wegen.

Ausgabe von „La Dori“ ebenbürtig an die Seite stellen. Wenn man den fließenden, so manche Härten des Originals möglichst ausgleichenden Satz der Begleitung leichtweg abspielt, so mag vielleicht nicht jeder ahnen, welches Maß von Arbeit und Kenntnissen eine solche Leistung in sich schließt. Was den redactionellen Theil betrifft, ist „Der gotdene Apffel“ unter den anerkannt vortrefflichen Leistungen der „Denkmäler“ ein wahres Meisterstück, welches die prächtige Ausstattung der Ausgabe vollwerthig verdient. Letztere erhöht namentlich der reiche Bilderschmuck, welcher uns auch in die Aeußerlichkeiten der Aufführung dieses Festspiels einblicken läßt und deshalb eine für die Kunstgeschichte weitergreifende Bedeutung hat. Bisher waren nämlich von dieser Oper weder die Partitur noch ein Auszug erschienen; wohl aber hatte man das Libretto in zwei Ausgaben, vom Jahre 1667 und 1668. Beiden war eine Reihe von Scenenbildern in ausgezeichneten Kupferstichen beigegeben. Dieselben rühren nach Entwürfen des Ludovico Burnacini von Matthäus Küsel[1] her, einem Meister seiner schönen Kunst. „Wenn alle diese Bilder in Wirklichkeit umgesetzt worden sind“, bemerkt Dr. Adler in der Einleitung S. IX, „und die Wirklichkeit nur halbwegs den Absichten des ‚erfindenden‘ Künstlers Burnacini entsprochen hat, dann begreift man das Entzücken der Zeitgenossen und auch die Angabe Rincks[2], daß die Kosten des Festspiels 100 000 Reichsthaler betragen haben.“ Ludovico Burnacini war kaiserlicher Ingenieur und hatte nicht nur die Costüme und Decorationszeichnungen zu liefern und die verschiedenen Maschinerien zu construiren, sondern auch den Bau des „berühmten Theaters“ zu besorgen, welches nach den eigenen Worten des Librettisten, des kaiserlichen Hofpoeten Francesco Sbarra, „mit nie gesehener Herrlichkeit von Grund aus in einer so vortrefflich durchdachten Raumvertheilung hergestellt worden ist, daß es trotz seines 5000 Zuschauer fassenden Umfanges auch nicht dem entferntesten Zuschauer in Bezug auf das Verständniß der Stimmen etwas zu wünschen übrig ließ“[3].

Die erste der beigegebenen Abbildungen gewährt uns eine Vorstellung von diesem Bühnenfestspielhause Burnacinis. Es war ein solider, geräumiger Holzbau, der, wenn auch die Angabe des Hofpoeten Sbarra übertrieben erscheinen mag, immerhin eine ansehnliche Zahl von Zuschauern zu fassen vermochte. Die Ausstattung zeigt die ganze Prachtentfaltung eines üppig vornehmen Renaissancebaues, der aber den Vorwurf von Ueberladung der Verzierungen und des Mangels an geläutertem Geschmack nicht zu verdienen scheint und zwar ebensowenig als jenen der Nüchternheit und „matten Flügelschlages der Phantasie“. Das sind kritische Phrasen, welche Dr. Adler mit Fug und Recht zurückweist[4]. Das Parterre, in welchen wir eine zahlreiche, glänzende Zuschauerschar und in erster Reihe auf erhabenen Sitzen den Kaiser und sein jugendliches Gemahl nebst der Kaiserin-Wittwe Eleonore und zwei Mädchengestalten, wahrscheinlich die Stiefschwestern des Kaisers, Leonore und Marianne, erblicken, wird von einer dreifachen, in

[1] Küsel oder Küssel war ein geborener Augsburger und starb in Wien 1682.
[2] Rinck ist der Verfasser des Werkes „Leopold des Großen Leben und Thaten“.
[3] Einleitung S. VIII. [4] Ebd. S. IX.

Logen abgetheilten Galerie umgrenzt. Auch hier ſehen wir eine illuſtre Geſellſchaft verſammelt[1]. Der Orcheſterraum iſt vom Parterre durch eine ziemlich hohe Schranke getrennt, ſo daß die Muſiker von da aus kaum geſehen werden konnten. In der Mitte des Orcheſterraumes ſehen wir den Kapellmeiſter am Cymbal ſitzen, auf welchem er den Basso continuo ausführte, keine leichte Sache, die nebſt entſprechenden Kenntniſſen auch bedeutende praktiſche Gewandtheit forderte. Merkwürdigerweiſe kehrt er der Bühne einfach den Rücken, als ginge ihn, was dort geſchieht, nicht ſonderlich viel an[2]. Seine Muſiker haben ihre Plätze rechts und links von ihm, ſo daß ſie gegeneinander ſchauen und folglich ihren Maestro beſtändig im Auge haben. Selbſtverſtändlich iſt von der Darſtellung des Bildes ein ſicherer Schluß auf ihre Zahl nicht möglich. Auf jener Seite, die dem Auge ganz offen liegt, zählt man acht, auf der andern, wo vorſtehende Statuen den Einblick einſchränken, nur drei Muſiker. Das iſt natürlich zu wenig, wenn man auch die Zahlen unſerer modernen Orcheſter nicht zum Maßſtabe nehmen darf. Ceſti ſelbſt verlangt 19 Muſiker für die Streichinſtrumente, wozu noch einige Bläſer kommen mußten. Für die Ausführung ſeiner Muſik genügte dieſe Zahl vollſtändig.

Welche Anſprüche die Bühne und ihre ſceniſchen Reize an die Erfindungsgabe und Technik Burnacinis machten, laſſen neben den vorliegenden Bildern auch die Bemerkungen eines kleinen Büchleins errathen, das zum Behelfe des der italieniſchen Sprache, in welcher das Libretto verfaßt war, unkundigen Publikums eine Inhaltsangabe in deutſcher Sprache bot. Darin werden auch in ziemlich langer Reihe „Erſcheinende, Kunſtgerüſt, Flüg u. dgl." aufgezählt, welche „In der Vor-Rede" und in den fünf Handlungen zu ſehen waren. Da kommt nun gleich am Anfang der „Flug deß Pferdes Pegaſus, darauff der Oeſterreichiſche Ehren-Rhuem von dem hindern Theill der Schaubinne über deſſen gantzen Platz durchſtreichent, hervor zwiſchen einem Gewilke ſich hinein begibet". Gleich darauf folgt: „Flug der Lieb und des Vermählungs-Gott under verſchiedenen Scherz-Zeichen miteinander nach dem Himmel." „In der erſten Handlung" erſcheint im 3. „Eintritt" „Ein Feuer-ſpeyender Trach, auff welchem die Unainigkeit kumet, und wider verſchwindet". So geht es durch die 67 Auftritte der 5 Acte fort

[1] Der hocharistokratiſche Urſprung der Oper brachte es mit ſich, daß ſie geraume Zeit eine Art Reſervatrecht der Fürſtenhöfe blieb. „Von einem Opernhaus", ſagt Ambros in ſeiner Geſchichte der Muſik (2. Aufl., IV. Bd., S. 253), „wo jeder, der ſeinen Thaler fürs Billet hinlegte, Eintritt hatte, war noch lange keine Rede.... Zutritt hatte, wen Sereniſſimus lud, oder wer kraft ſeiner geſelligen Stellung darauf Anſpruch machen konnte." Zu den Feſtvorſtellungen in Wien wurden übrigens auch Vertreter der Bürgerſchaft eingeladen. Auch bei den theatraliſchen Vorſtellungen des Hofes ſelbſt wirkten Bürgerliche mit. So war die Trägerin der „griechin" im „freüden Spüll", welches, vom Kaiſer ſelbſt componirt, an ſeinem Namensfeſte 1680 im engſten Hofkreiſe aufgeführt wurde, ein Fräulein Gätzin. Wenn wir nicht irren, hatte Mailand das erſte öffentliche Opernhaus.

[2] Bei den italieniſchen und franzöſiſchen Vorſtellungen war Ende des 16. und anfangs des 17. Jahrhunderts das Orcheſter unſichtbar, alſo nil novi sub sole.

ober und auf und unter der Erde. Man sah den „Lustsaal der Juno mit Inbegriff aller Reichthumb und Hochheiten, welcher sich von dem Himmel herab begibt", und „deß Charon Schiff, worauff Er die Furien oder Höllen-Göttinen überführet". Ein paar „Eintritt" nachher schaute man den „Flug der drey Furien auß der Höllen in die Welt". Auch ein „Ungewitter deß Meers" und „des Neptun Wagen gezogen von denen Meer-Rossen" ward präsentirt. In der 4. Handlung kommt es sogar zu einem „Erdbiden so die Bildnuß der Pallas zu Erden wirfft, und das Mittel-gewelb der Kirchen — d. h. des Tempels der Pallas in Athen — einreisset".

Der Dichter hat es an Gelegenheiten, die merkwürdigsten Dinge auf die Bühne zu bringen, nicht fehlen lassen und auch für eine Steigerung der Effecte gesorgt. Thiere und Menschen, Götter und Elemente werden mobil gemacht: „Die Mülch-Strassen des Himmels, welche von lauter kleinen sternlein ist — Wagen deß Element deß Feuers mit zwey Salamandern bespannet — Triumph-Wagen, gezogen von zweyen Löwen, so die Lieb, amor, laithet — Euphrosine, eine der Huld-Göttinen, auff einer Schilt-Krot, welche von der ferne mit langsamer Bewegung hervor kumbt". Nachdem „in der Fünfften Handlung" auch noch „Pliz und Donner, Regen und Hagel" ihre Reize zum besten gegeben, erschließt sich „In dem 10. vnd letzten Eintritt" ein „Gehaimes Gemach deß Geschicke, welches aus befelch deß Jupiter erösnet, alle Kayser, König, Erz-Herzogen und Helden deß Glorwürdigsten Hauß Oesterreich darstellet". Und zu all diesen Herrlichkeiten wird noch bemerkt: „Neben viel andern mehr, so in hernachfolgendem Außzug der Eintritt — d. h. der einzelnen Scenen — jede an seinem Orth mit mehreren angedeutet wirden."

Wie sich Burnacini diesen Schlußeffect in seiner Ausführung dachte, zeigt uns sein Scenenbild, welches wirklich auf eine staunenswerthe Technik in dieser Theaterkunst schließen läßt. Es ist ja nicht anzunehmen, daß der Künstler seinem Publikum Zeichnungen in die Hand gab, hinter welchen die Bühnendarstellung bedeutend zurückblieb. Umgekehrt müssen wir annehmen, daß er seine Mittel genau berechnete, um das alle Erwartung spannende Bild in der Wirklichkeit zu übertreffen. Unter dem 25. Blatte, welches diese letzten Scenen vorstellt, lesen wir: „Himmel, Erde und Meer[1]. Tänze der Geister in den Lüften, der Ritter auf der Erde, der Sirenen und Tritonen im Meere. Jupiter und Juno mit den Göttern in den Lüften. Zuoberst — in einer himmlischen Glorie — das geheime Gemach des Schicksals mit Leopold I. und Margaretha im Mittelpunkte, umgeben von allen Angehörigen des österreichischen Erzhauses aus Vergangenheit und Zukunft." Gewiß keine geringe Aufgabe, auch Zukunftsporträte zu malen, etwa nach der erprobten Verfahrungsart von Clemens Brentanos Wehmüller. Es würde uns viel zu weit führen, wollten wir jedes der Scenenbilder Burna-

[1] Nach dem Libretto zeigt der untere Theil der Bühne (la scena inferiore) einen großen, freien Platz mit reichen Prachtpalästen und im Hintergrunde das Meer. Seguendo nel medesimo tempo trè Balli differenti: Di Spiritelli in Aria, Di Cavalieri in terra, Di Sirene e Tritino in Mare.

cinis ebenso eingehend besprechen. Hervorragend ist bei allen die fein berechnete Perspective, die um so mehr sich geltend machen kann, je weniger die Scene an Beiwerk zeigt, so z. B. das Bild 23: „Lusthof des Paris", wo jedoch die Maschinerie nicht vergessen ist, da sich Juno „auf einer gantz dunkel-finsteren Wulcken" zeigt samt ihrem Pfau, und „Jupiter auff dem Adler" daherreitet. Den echten Renaissance-Künstler verräth Burnacini in jenen Skizzen, die das Ungeheuerliche, Groteske zur Darstellung bringen sollen, z. B. Blatt 10: „Eingang zur Hölle mit dem Fluß Acheron und der Höllenstadt Dite in der Ferne", und Blatt 16: „Das Meer bei Ungewitter". Daß der Künstler bei solchen Vorwürfen auch die Grenze des Lächerlichen streift, z. B. in der Höhle des Aeolus, liegt in der Natur der Sache und ist immer so gewesen und wird immer so sein, wie Richard Wagner und mehr noch seine sich selbst creirenden Epigonen beweisen.

Eine feine Erfindungsgabe und selbstbewußte Technik verlassen Burnacini nirgend. Dies zeigt sich, wenn man nach solchen bizarren Compositionen wieder auf andere stößt, die durch ihre Einfachheit alsogleich auffallen, wie Blatt 18: „Lustwald aus Cedern". Man meint sich da allerdings in einen Lustwald von Versailles oder von sonst einem Lieblingsschlosse Ludwigs XIV. versetzt; aber gerade dieser Zug charakterisirt nicht nur den Antheil Burnacinis, sondern das ganze Wesen des Pomo d'oro. Von Burnacini rührten auch die Zeichnungen für die Costüme her, und auch sie verrathen die hohe Erfindungsgabe desselben; denn wer hier historische Treue, Nachahmung des geschichtlich Gegebenen suchen wollte, der fände sich ebenso enttäuscht, wie wenn er im Luogo delizioso des Cedernwaldes die Naturgeschichte der Pinus Cedrus studiren wollte. Um solche Dinge scherten sich weder der kaiserliche Hofpoet Francesco Sbarra, noch der „Ingenieur S. M." Ludovico Burnacini, noch sonst einer im Kreise der Zuschauer, von des Kaisers Majestät angefangen bis zum Wiener Spießbürger, der so glücklich war, den „Goldenen Apffel" mitgenießen zu dürfen. Sie alle miteinander wollten Vergnügen bereiten und Vergnügen genießen, und das konnte auch ohne geschichtliche Spitzfindigkeiten geschehen. Warum sollte man sich auch durch Grillen von Anachronismen u. dgl. die Freude vergällen lassen, wenn man sah, wie die Athener unter Führung des Adrastos und der Alcestis die Burg des Mars stürmen und dabei auch zwei Elefanten in voller Feldequipirung aufmarschiren! Daran stieß sich nicht einmal Graf Franz August von Waldstein, der Intendant des Ganzen, welcher, wie uns der Hofpoet versichert, „einen vorzüglichen Geschmack in der Dichtkunst, in der Musik und in der Zeichenkunst hatte, auch in der Mathematik wie in jeder andern Materie, die zur Leitung einer solchen Aufführung nothwendig ist, genügend bewandert war". Auch Herr Santo Venturi, Balletmeister am kaiserlichen Hofe, und Herr Agostino Santini, Meister der Waffenübungen, „haben, jeder in seinem Wirkungskreise, die seltsamsten und wunderlichsten gymnastischen Actionen erfunden", welche sie ebenfalls nicht im Gymnasium oder in der Palästra von Athen sich abgesehen hatten.

Von diesem Standpunkte aus müssen wir auch die Dichtung des Pomo d'oro beurtheilen, wenn wir ihr gerecht werden wollen. Sie ist gewiß an und für sich eher ein abgeschmacktes Machwerk, als ein Kunstwerk. Aber sie wird

doch den Forderungen gerecht, die thatſächlich an den Dichter geſtellt wurden. Es galt, ein teatrale festeggiamento, ein Bühnenfeſtſpiel im Geſchmacke jener Zeit und noch dazu zur kaiſerlichen Hochzeitsfeier zu liefern. Auch mußte ſich dies Feſtſpiel würdig in die Reihe jener brillanten Feſtlichkeiten eingliedern, welche, wie ſchon geſagt, zwei Monate lang Wien und den Kaiſerhof und halb Europa in Athem hielten. Ja, wenn wir die Sache näher anſchauen, ſo ſcheint man vom Pomo d'oro das non plus ultra erwartet zu haben. Das erreichte er nun allerdings nicht; denn die Palme errang ſich ein ebenfalls von Francesco Sbarra erfundenes „Roßballet“ [1], das mit unerhörter Pracht ausgeſtattet war und nach fünf Monate hindurch eifrig fortgeſetzten Proben am 14. Jänner 1667 auf dem Burgplatz zum erſtenmal aufgeführt wurde unter perſönlicher Mitwirkung des Kaiſers, des Hofes und nahezu des geſamten Adels. Doch war auch der Erfolg des „Goldenen Apffels“ ein außerordentlicher, ſo daß noch ganze 40 Jahre nachher die „überaus künſtliche Opera für die allerkoſtbarſte, ſo jemals geſehen worden“, angeprieſen wurde. Das will um ſo mehr bedeuten, als mit dem frühen Tode der jungen Kaiſerin — ſie ſtarb ſchon 12. März 1673 — dieſe Hochzeitsoper von der Bühne verſchwinden mußte [2]. Freilich galt dies Lob nicht der Dichtung allein, ſondern dem Werke als Ganzem und ſeiner prachtvollen Aufführung; aber der Dichter war es doch, der als ſachkundiger Mann dem Muſiker und den andern Künſtlern den Boden ſchuf, auf dem ſie weiterbilden konnten. Er kannte den Geſchmack ſeiner Zeit und griff beherzt in die altgriechiſche Sagenwelt hinein, holte ſich da die zwar alte und ziemlich abgedroſchene Geſchichte vom Eriſapfel heraus und richtete ſie ſo zu, daß ſie ſeinem Zwecke ſchließlich vollkommen dienen konnte. Zur Hochzeit der Thetis, der Mutter des Achill, mit Peleus waren die Olympiſchen in corpore erſchienen. Da warf die böſe Eris, die Homer ſo treffend in den paar Worten ſchildert: „Klein anfangs, aber in kurzem hebt ſie an den Himmel das Haupt und wandelt auf der Erde“ [3], ihren Apfel in die himmliſche Geſellſchaft und zwar „für die Schönſte“. Das gab

---

[1] La Contesa dell' Aria e dell' Aqua, Festa a Cavallo, Inventata di Francesco Sbarra, con musica di Antonio Bertali. Dieſer war ein geborener Venetianer und ſeit 1649 kaiſerlicher Hofkapellmeiſter, ſtarb 1. April 1669 in Wien. Die Trompetenmuſik zum Roßballet lieferte Heinrich Schmelzer, ein Wiener und der einzige Nichtitaliener unter der ganzen betheiligten Künſtlerſchar.

[2] Die Oper ſoll nach Rinck, „Leopold des Großen Leben und Thaten“, ein ganzes Jahr hindurch die Woche dreimal „präſentiret“ worden ſein, und zwar „mit Zulaſſung aller Leute“. Dr. Adler hält dieſe Angabe mit Recht für unwahrſcheinlich. Sicher wurde ſie zwei Jahre ſpäter am Geburtstage der Kaiſerin wieder aufgeführt. Dieſer Aufführung lag wohl die noch vorhandene Partitur — im Beſitze der k. k. Hofbibliothek — zu Grunde, und die dort eingelegte Scene des 2. Actes, die ausdrücklich als Composizione di S. M. Ces[a] bezeichnet wird, iſt eine Huldigung des kaiſerlichen Muſikers für ſeine Gemahlin. Auch im Prolog iſt eine Stelle eingeſchaltet, die ſich auf die Geburt des erſtgeborenen Sohnes des kaiſerlichen Paares, Ferdinand Wenzel (geb. 16. Sept. 1667, geſt. 3. Jan. 1668), bezieht.

[3] Il. 4, 440.

Digitized by Google

nun hitzigen Streit zwischen Hera (Juno) und Athene (Minerva) und Aphrodite (Venus), und da sich die Göttinnen nicht einigen konnten, schickte schließlich der Herr des Olympos alle drei durch den Götterboten Hermes auf den Garganos, eine der beiden Hauptspitzen des Idagebirges, damit der dort seine Herden weidende Paris dem Hader ein Ende mache. Dieser sprach den Apfel der Aphrodite zu. Unserem Hofpoeten genügte natürlich der schlichte Entscheid nicht. Er läßt also die beiden zurückgesetzten olympischen Damen sich nicht zufrieden geben, und so kommt es zu einer Reihe von Fatalitäten, bis auf die Klagen der Venus der Olympier doch noch selbst eingreift und den Apfel zu allseitigem Vergnügen der neuvermählten Kaiserin zuspricht. Dazu holt der Dichter nicht nur den ganzen Olymp, sondern auch alle möglichen Helden und Heldinnen und stellt sie neben- und hintereinander auf, daß sie sich wohl wundern möchten, wie sie so schön zusammentreffen, um lustige und ernste, friedliche und kriegerische Dinge aufzuführen. Da gibt es Festscenen, rührende Momente, Spott und Hohn, auch Weisheitssprüche und feine und grobe Anspielungen. Was man nicht sagen kann, das singt man. „Alles stolpert über- und durcheinander, und es ist fast ein Wunder, daß dabei in die fünf Handlungen und die 67 Auftritte so viel Ordnung gebracht ist, daß man sich zur Noth zurechtfinden kann.“ [1] Es sind also alle nur erdenklichen Mittel verwendet, inclusive aller Götter und Halbgötter, deren sich die alte venetianische Oper bedient, mit Ausnahme der Verkleidungen und Mordversuche [2].

Wir wollen nun dem Leser den Inhalt des Libretto an der Hand der einleitenden Inhaltsangabe des deutschen Büchleins in noch gedrängterer Kürze wiedergeben [3], zugleich aber, um Wiederholungen zu vermeiden, auch das musikalische Element berücksichtigen — d. h. eine kurze Beschreibung der Opera zu bieten versuchen. Die schon erwähnte Inhaltsangabe, welche das deutsche Publikum orientiren mußte, erschien unter folgendem Titel [4]: „Der Goldene Apffel — Schau-Spiele — Gesungener vorgestellet in der Kayserlichen Residentz-Statt Wienn — Zu Befrolockung der Glorwürdigsten Hochzeit Beeder Kayserl. Mayestäten — Leopoldi deß Ersten — Römischen Kaysers — zu Hungarn und Böhaim König — Ertz-Hertzogen zu Oesterreich — und Margariten — Geborener Königlichen Infantin auß Hispanien — verfasset von Francisco Sbarra — der Röm. Kayserl. Mayestät Rath. Wienn in Oesterreich bei Mattheo Cosmerovio — der Röm. Kayserl. Mayestät Hoffbuchdrucker 1668.“ Wie die Oper selbst in eine Huldigung für das erhabene Hochzeitspaar ausläuft, so beginnt sie auch mit einer solchen für die Neuvermählten und das ganze habsburgische Fürstenhaus. Eine Sonate

[1] Einleitung S. xv. [2] Ebd. [3] Ebd. S. xiii.

[4] Das Libretto trug in beiden Ausgaben — 1667 und 1668 — folgenden Titel: Il Pomo d'oro — Festa teatrale — Rappresentata in Vienna per l'augustissime nozze — delle Sacre Cesaree e Reali Maestà di Leopoldo e Margherita — Componimento di Francesco Sbarra, — Consiglero di S. M. C. — in Vienna d'Austria — Apresso Matteo Cosmerovio, Stampatore della Corto — l'Anno 1667—1668.

eröffnet diesen scenischen Prolog. Sie ist breiter ausgesponnen als jene von „La Dori" und trägt in ihren drei Sätzen schon die Urform einer wirklichen Ouvertüre, um so mehr, als der zweite Theil das Motiv des ersten Chores bringt. Das Theater zeigt in prächtiger Scene den „Schauplatz deß Oesterreichischen Ehren-Rhums". In der Mitte erhebt sich das Reiterbild Leopolds I., über ihm hoch in den Lüften erscheint La Gloria Austriaca auf dem Pegasus, ihr zu Seiten „Die Lieb" — Amor — und „der Vermählung-Gott Hymene sambt ihren beyhabenden Rheyen". Zu beiden Seiten stehen „die Reiterstandbilder aller Kaiser des Erzhauses". Das Scenenbild zeigt auf der Bühne die phantastisch aufgeputzten Personificationen der dem habsburgischen Hause unterthänigen Länder. Links vom Zuschauer stehen das Kaiserthum, Ungarn, Italien und Sardinien, rechts Spanien, Amerika — von einem Mohren repräsentirt —, Böhmen und der Erbstaat von Deutschland. Sie bilden zwei Chöre von je vier Stimmen. Spagna und Sardigna singen Sopran, Italia und Regno di Boemia Alt, Regno d'Hongheria und L'America Tenor, L'Imperio und Stato Patrimoniale — als Fundamente der habsburgischen Macht und Herrlichkeit — Baß. Die weit ausgesponnenen, öfter von Instrumentalsätzen — dem Ritornello — unterbrochenen Gesänge werden theils von einzelnen Stimmen, theils als Duette, theils in getrennten und theils in vereinten Chören vorgetragen. Oefter tritt auch vollere Instrumentalbegleitung dazu, so bei der Stelle: Godiamo noi Regni, wo sich beide Chöre vereinen und die Begleitung außer Violinen, Violen und Violon noch zwei Tromben hinzunimmt. Der Inhalt des Prologs wird vom deutschen Textbuch in seiner naiven Sprache wie folgt gegeben: Es erscheinen die Götter Amor und Hymen, um Oesterreich zu allgemeiner Freude „anzumuthen", weil von dort, wo sonst die Sonne untergeht, d. h. von Spanien her, eine viel glänzendere Sonne aufgegangen sei, welche „die Lieb dem Grossen Adler deß Römischen Reichs als Ihrer Kayserlichen Mayestät zugeeignet". Die erste goldene Zeit werde wiederkehren; denn in den Nachkommen des kaiserlichen Stammes werden sich die alten Helden erneuern. Darum werden „die Kayser- und Königliche Reich, Erb-Länder und Stände" zur Freude ermahnt, welche sie auch „mit erfrawlichen Jubel darthun".

Nachdem so die rechte Stimmung erreicht ist, beeilt sich die Gloria Austriaca, auch den Musen auf dem Parnaß die glückliche Kunde zu bringen, und begibt sich „zu solchem Ende auf dem geflügelten Pferd Pegasus gerad über die Schaubinne durch ein Gewulke hinweck". Amor und Hymen nehmen ihren Flug schnurstracks „gegen Himmel, allda selbst diese Vermählung und deren beglückteste Wirkungen mit unaußleschlichen Zeichen in die Tafeln der Unsterblichkeit einzutragen". Der ganze habsburgische Länderchor (tutti li Chori) bricht nochmal in hellen Jubel aus, und ein zweichöriger Instrumentalsatz schließt das Festspiel im engern Sinne, um der Festoper alsogleich Platz zu machen. Sie beginnt aber nicht mit den Höhen des Olympos, wohin Amor und Hymen zuvor eilten, noch auf dem Parnaß, dem der Wolkenritt des Oesterreichischen Ehrenruhms galt, sondern in der Tiefe des plutonischen Reiches, wo der Faden zum Netze gesponnen wird, in dem die olympischen Schönheiten gefangen werden sollen, um die Geschichte des goldenen Apfels in den gehörigen Fluß zu bringen. Es ist wahrlich kein fest-

Digitized by Google

liches, ſondern ein ſchauerliches Bild, welches dem Zuſchauer in der allererſten Scene ſich entrollte. Burnacini war hier, wie es ſcheint, in ſeinem Elemente. Sein Entwurf auf Blatt 4 läßt uns eine echte Renaiſſance-Hölle ſchauen, eine Feuergrotte, bevölkert von Unholden aller Art und decorirt mit den fürchterlichſten Thierfratzen, die man ſich denken kann. Mitten in Feuer und Flammen thronen Pluto und ſein geraubtes Geſponſt Proſerpina. Der Höllengott iſt aber galant genug, ihr den Ehrenplatz zu ſeiner Rechten zu laſſen. Hoch über beiden kommt auf feurigem Drachen die händelſtiftende Eris angeritten. So ſkizzirt das Bild auf einen Moment den ganzen Inhalt der erſten drei Scenen. Es erſcheint zwar auf den erſten Anblick dieſe hölliſche Introduction eines Bühnenfeſtſpiels zu einer Hochzeitsfeier etwas ſonderbar; aber bei näherer Betrachtung muß man ſich geſtehen, daß der Dichter nicht planlos und aufs Gerathewohl verfuhr, ſondern ſich recht geſchickt einen tief dunkeln Hintergrund ſchuf, auf dem ſich die folgenden olympiſchen Scenen deſto glänzender abheben konnten. Auch dem Muſiker bot er gleich anfangs Gelegenheit, ſeine Kunſt zu verwerthen. Die Klage der Proſerpina über ihr freudenloſes Daſein in dieſem Reich der Qualen und Seufzer gehört zu den beſten Partien der ganzen Oper und zeigt in ihrer kunſtvollen Steigerung das zielbewußte Schaffen Ceſtis. Auch belehrt uns die Muſik dieſer erſten Scenen ſchon deutlich genug über Ceſtis Weiſe der Inſtrumentirung und über ſeine Anſichten von der Wirkung der Klangfarben der Inſtrumente. Wenn eine klangſatte Sopranſtimme dieſe ſanftklagende Cantilene ſang, muß die ſchlichte, harmoniſche Begleitung von zwei Cornetten, drei Poſaunen und des Regals[1] eine tragiſche Wirkung gemacht haben. Nur bleibt es wieder auffallend, daß gerade da, wo der Geſang eine leidenſchaftlichere Bewegung annimmt[2], die orcheſtrale Begleitung ſchweigt und das Cymbal allein ſie übernimmt. Ein derartiger Zug geht durchs ganze Werk hindurch und tritt beſonders in den Recitativen hervor, wo eine kunſtvollere Begleitung, wie ſie von der ältern venetianiſchen Schule, vorab von Monteverdi, verwendet wurde, von Ceſti nur ſelten gegeben wird, obwohl er ſich, wie manche Stellen genügend erweiſen, auf dieſes Kunſtmittel ganz gut verſtand.

In der ganzen zweiten Scene wird der muſikaliſche Dialog zwiſchen Proſerpina und dem mit großem Gefolge da varij Spiriti e Mostri infernali auftretenden Pluto einzig mit dem Cymbal begleitet, und dem Orcheſter fällt nur das eine oder andere Ritornello zu, das mitten in die Handlung hineingeſchneit kommt, offenbar bloß, weil es dem Componiſten gerade gefiel, ein bißchen Zwiſchenmuſik zu machen, ein Mißſtand, der die ganze Oper durchzieht und der ſeine Rechtfertigung allein im Geſchmacke der Zeit ſuchen kann. Die Muſik

[1] Das Regal war eine kleine Orgel mit nur ein paar Regiſtern von Zungenpfeifen. Das alte Cornett — Zink — war ein Holzblaſeinſtrument. Es gab eine ganze Familie von Zinken. Die hier angewendeten Cornette gehörten zu den höhern Zinkenarten, welche man auch weiße Zinke nannte. Sie bildeten beſonders in Deutſchland gewöhnlich den Discant für einen Poſaunenchor.

[2] „O Himmel, o Götter! ſind das die Flitterwochen eurer Proſerpina?“

der folgenden Scene baut sich in denselben Formen auf, ist aber, dem Inhalt entsprechend, lebhafter gestaltet. Es handelt sich ja um den Plan der Discordia, im Fluge die Hölle in den Himmel zu tragen[1]. Die nächsten Scenen entfalten dies ihr Werk. Sie führen in die Hofburg des Juppiter. An reichbesetzter Tafel schwelgen Götter und Göttinnen. Der ganze Olymp ist geladen, und der Chor der Halbgötter fungirt als Dienerschaft. Auch für einen Spaßmacher ist gesorgt, der als olympischer Hofnarr seine bisweilen die ethische Grenze streifenden Scherze zum besten gibt und den Unsterblichen derbe Wahrheiten ins Gesicht — singt. Es ist Momo buffone. Er singt nicht eigentlichen Baß, wie Bacchus und Neptun und natürlich — Pluto[2], sondern, wie Juppiter selbst in eigener hoher Person, Bariton. Tenor singt von den Göttern allein der Kriegsgott Mars, also ein heroischer Tenor. Apollo, Merkur und Ganymed singen Alt, sämtliche Göttinnen Sopran. Ein frisch bewegtes Ritornell eröffnet das Göttermahl, während dessen Momo, begleitet von stark figurirtem Basse, seine Scherze losläßt[3] und über den ahnungslos zechenden Göttern die Discordia erscheint, welche ihren Zankapfel in die lustige Gesellschaft fallen läßt, dessen Aufschrift Giove vorsingt: Alla più bella[4]. Was kommt, ist zu errathen. Die prätendirenden Göttinnen bieten dem Musiker Gelegenheit zu frisch durchgeführten dreistimmigen Sätzen. Sehr gut ist der musikalische Dialog geführt, als Juppiter darin dem stürmischen Fordern der himmlischen Damen: Lo voglio, è mio sein olympisches Fermate, ò la fermate queste risse mal nate entgegensetzt. Geschmeidig erklärt die Pallas: M'acquieto, etwas reservirt Venere: Mi rimetto, und dem Gemahle schon schmollend Giunone: La tua sentenza aspetto. Die Sentenza devolvirt aber das Urtheil auf einen andern Richter, und Juppiter schickt den Merkur zu Paris, um ihm von seinem höchsten Entschlusse Kunde zu bringen. Als der Götterbote seine Reise nicht sogleich antreten will, weil es am Abend in den Cimerischen Grotten schon finster sei, muß er sich von Momo sagen lassen, wie es wunderlich sei, daß der Gott der Diebe sich in der Dunkelheit nicht zurechtfinden könne.

So führen die nächsten Scenen (6—10), für die Burnacini eine recht hübsche Landschaft entwarf, auf das Idagebirge, wo Paris, „Sohn deß Priamus Königs in Trojen, welcher unter allen vor den Gerechtesten beliebet wurde, und allein, auff daß Er solcher unveränderlich bleiben möge, weit von seines Vatters König-

[1] Cesti hat in dieser Scene die Idee einer leitenden Melodie durchgeführt. Die Melodie der von Pluto gesungenen Arie wird für die folgenden Arien der Proserpina und Discordia als Grundbaß verwendet und ebenso im Duett des Pluto und der Proserpina. „Alle drei vereinen und verständigen sich so in ihren Rachegelüsten auf die Götter der Oberwelt" (Einleitung S. XXIII).

[2] Von ihm, dem Herrn der Tiefe, wird billigerweise das tiefe C verlangt, während Cekrops nur ins D hinabzusteigen hat.

[3] Die Partie des Momo zählt, obwohl er als eine Art Nebenperson im Personenverzeichnisse nicht angeführt wird, musikalisch zu den besten Partien. Es liegt Humor in dieser Musik.

[4] Die mit Ausnahme des vorletzten Tones auf fa declamirten Worte werden von Streichinstrumenten begleitet.

lichen Sitz in denen Einöden ſich aufhuelte". Es treten außer Merkur nun ganz neue Perſonen auf, voran Ennone, „die Ninphen Tochter deß Fluß Xanto". Sie iſt in Paris verliebt, „derenthalben Sie den Scheffer Aurindo, welcher Sie auch eifrig liebte, außſchluge". Außer dieſen dreien kommt noch Filaura, die Amme der Ennone, ins Spiel, eine komiſche Alte, daneben ein verſchmitztes Weib mit ziemlich unlautern Geſinnungen, die aber, „wie alle Opernammen", ihre Ennone abgöttiſch liebt und deshalb für den verlaſſenen und tief gekränkten Aurindo nur Spott und Hohn hat.

In der Stimmenvertheilung hat Ceſti für Ennone treffend einen Mezzoſopran mit ſeiner ſympathiſchen Stimmlage gewählt. Die Partie der Filaura iſt aber merkwürdigerweiſe im Tenorſchlüſſel geſchrieben und mußte alſo, wenn ſie wirklich einer weiblichen Perſon anvertraut wurde, von einer Contraaltiſtin mit ſehr tiefer Stimme geſungen werden[1]. Paris ſingt Tenor, Aurindo aber iſt ein Altiſt. Wenn er alſo mit Filaura zu ſingen hat, ſo iſt die Stimme der Amme tiefer als jene des herzkranken Schäfers. Man ließ ſich eben damals bei der Vertheilung der Rollen auf die einzelnen Stimmen von andern Motiven leiten als heutzutage, wo es ſich vor allem um die richtige Charakteriſirung der Solopartien handelt. Dagegen ſah man in dieſer frühern Zeit allererſt auf gleichmäßige Vertheilung für das Theaterperſonal. Dies mag bei Ceſti, der ſonſt mehr als andere ſeiner Zeitgenoſſen die objective Seite der Partie berückſichtigt, beim Pomo d'oro um ſo mehr nahe gelegen haben, als er als Hofkapellmeiſter für dieſe Feſtoper wahrſcheinlich in der glücklichen Lage ſich befand, die Solopartie ſeinem Perſonal ſozuſagen auf den Leib ſchreiben zu können.

In dem orcheſtralen Theile bieten dieſe Scenen Bemerkungswerthes. So werden im Ritornell der 9. Scene — Aurindo solo — zu Ehren dieſes Schäfers due fluti aufgenommen, und ſeine melodiſche Klage wird in einfachſter Accordfolge von Viole da Gamba und Gravi Organo[2] begleitet — ein packender Klangeffect, der freilich für unſern Geſchmack eher in die Kirche paßte, als zum Jammer eines verliebten Schäfers. Es ſind derartige Züge ſehr lehrreich. Ceſti,

---

[1] In Wien waren nämlich damals neben den Falſettiſten — Alti naturali — auch ſchon die leibigen Caſtraten angeſtellt. Dagegen finden ſich in den Verzeichniſſen der Hofſänger aus der Zeit Leopolds I. keine Sängerinnen, was allerdings nicht zum Schluſſe berechtigt, daß auch in der Oper dieſe nicht verwendet wurden. Denn ſchon unter Kaiſer Matthias war eine Hofmuſikantin angeſtellt, und unter Ferdinand III. waren es zwei Italienerinnen. Seit 1700 finden ſich Sängerinnen ſtändig angeführt, was vorher bei den für theatraliſche Aufführungen verwendeten Sängerinnen nicht der Fall ſein mochte, weil ſie nur vorübergehend herangezogen wurden und alſo nicht zum officiellen Status der Hofkapelle zählten. — Die Verwendung der Alti naturali und Caſtraten erklärt auch, daß die Soldaten- und Prieſterchöre ſich aus Sopran, Alt, Tenor und Baß zuſammenſetzen (Einleitung S. XVIII und XIX).

[2] Die größere Orgel, die hier ausdrücklich gefordert iſt, iſt auf dem oben beſchriebenen Bilde des Theaters nicht zu ſehen. Sie kommt zur Anwendung, um einen ſchwer und breit anſprechenden Ton zu erhalten.

der schon verstand, seinen Farbenkasten zu verwerthen, wollte zu den gewiß nicht leidenschaftslosen Aeußerungen Aurindos auch sicher keine leidenschaftslose Musik schaffen, und was er so schuf, wurde ohne Zweifel von seinem Publikum auch nicht als leidenschaftslos aufgenommen. Wer aber möchte heutzutage da noch Leidenschaft finden? Man sieht also, wie in dergleichen Fragen das subjective Element das ästhetische und das moralische Element beeinflußt. Wer möchte glauben, daß Cestis Musik seine Zeitgenossen kalt ließ? Aber wer würde heutzutage über „die Reize" der Ida-Scene und ähnlicher Momente sich einer gelinden Langweile noch erwehren?

Man wird nun erwarten, daß des Zeus geflügelter Bote die mißvergnügten olympischen Damen in der idyllischen Selva d'Ida ihrem gerechten Richter alsogleich vorführen wird; aber so schnell geht die Sache nicht. Der Dichter hat Burnacini nicht vergessen. Er verlegt die nächsten vier Scenen in den Palasthof des Paris und gibt dem „Ingenieur" Gelegenheit, ein neues phantasiereiches Bühnenbild zu schaffen. Da steigt Juno in einer goldenen Galerie vom Himmel und desgleichen Pallas in Rüstung in einem Triumphbogen, und Momo wird von Luftgeistern zur Erde getragen. Venus kommt erst später. Sie hat sich durch Zauber zum Schauplatz einen Freudengarten bereitet, wo sie im Geleite von Amoretten, Nereiden u. s. w. mit Paris und Momo zusammentrifft. Die Scene wurde wohl nicht so durchgeführt, wie der echte Renaissancekünstler sie entworfen hat. Dafür bürgt der weltbekannte sittliche Ernst des Kaisers. Derselbe würde diese Nuditätensammluug in einer Festvorstellung wohl nicht zugelassen haben. Da ist die Fassung des Inhaltes dieser Kämpfe um den Schönheitspreis von dem deutschen Textbuche harmloser gegeben. Die drei Göttinnen — so wird erzählt — stellen sich Paris vor, „bemühende, jede Ihr Verlangen zu behaubten, mit Versprecheu". Juno verspricht ihm die Herrschaft über Asien und Europa. Pallas will ihn zum hochberühmten Kriegsheros machen. „Aber Venus die Besitzung der Schönheiten Helena Königin in Sparten Ihme erbietende, erhaltet das Urtl vor sich, welches Ihr Paris zugleich nebst dem goldenen Apfel erthailet." Auf der Bühne geht die Sache nicht so rasch ab; denn jede der Göttinnen bringt ihre Ansprüche und Versprechen des langen und breiten vor, und Momo haben auch nicht umsonst „zween Lüffte auff ihren Flügeln nach der Erde getragen". Er muß mit seinem Witz und Spott die faden Verhandlungen um die Schönheit ergötzlicher machen. Das wußte auch der Componist auszunützen, dessen Musik durch ihren leichten melodischen Fluß und ihre scharfe Charakteristik der Persönlichkeiten in das Hin- und Herreden Reiz und Leben bringt. Die prätenziöse Juno, die vornehme Athene und die leichtsinnige Venus sind in ihrem Gesange meisterhaft gezeichnet, ebenso der von Momus hübsch verspottete sentimentale Paris. Zur Charakterzeichnung verwendet Cesti wirkungsvoll die Coloratur; aber mit Maß, so daß ganz richtig bleibt, was Dr. Adler in der Einleitung bemerkt: „Die musikalische Ausbildung, die man von einem Chorsänger verlangte, stand verhältnißmäßig nicht tief unter dem Niveau der Ansprüche an den Solisten." Diese waren nach unsern Begriffen überhaupt nicht sehr groß und in Bezug auf die Instrumentalisten eigentlich mittelmäßig. Die Instrumentalmusik ist in dieser

letzten, ſonſt echt dramatiſchen Scene ſehr karg bedacht. Einmal finden wir ſie bei der Doppelarie — Aria col Viol. — des Momo und Paris, wo der letztere den Geſang des erſtern, nur um eine Terz erhöht, wieder ſingt. Die Inſtrumentalbegleitung dient hier auch mehr als Satzkunſtſtückchen, denn als Ausdrucksmittel. Das zweite Inſtrumentalſtück iſt ein unvermeidliches Ritornello, das ſich mitten in den hellaustönenden Jubel der Venus über den zuerkannten Preis einſchiebt wie eine Pauſe, um der echauffirten Göttin Zeit zum Athemholen zu gönnen. Merkwürdigerweiſe bleiben die Inſtrumente in müßiger Ruhe bei dem melodiſch recht paſſend geſtalteten Urtheil des Paris: Eccoti l'Aureo Pomo, io vado allido. Auch bricht darauf der Jubel der Göttin nicht unmittelbar los, ſondern Momus muß erſt noch ſeine Witze reißen und wegen des an Paris verheißenen Lohnes die preisgekrönte Göttin als gemeine Kupplerin tituliren. Umſonſt erwartet man auch einen Chor von ſeiten des ſicher nicht verſchämten Gefolges der Venus; dafür ſchließt ein Ballet derſelben, gewürzt mit varij scherzi d'Archi e di Saette, den 1. Act des Bühnenfeſtſpieles. Man kann davon auch ſagen: ex uno disce omnes. Der Dichter ſelbſt ſchrieb in ſeinen Mittheilungen: L'autore a chi legge, man ſolle Nachſicht mit den Schwächen ſeines Werkes haben und auf die Tüchtigkeit ſo vieler Künſtler achten, die ſich in ehrenwerthen Bemühungen vereinigt haben, der Dichtung Leben zu verleihen. Mehr wollte er alſo nicht. Um dies ganz zu leiſten, brachte er aber eine unbeſtreitbare Bühnengewandtheit mit, und dazu die Kunſt, armſelige Gedanken in eine Sprache zu kleiden, die ſelbſt zur Hälfte ſchon Muſik iſt.

Die eigentliche Mythe vom Erisapfel iſt mit dem 1. Act ſtreng genommen aus, und Zeus könnte mit ſeinem annullirenden Machtſpruch unmittelbar dazwiſchenfahren. Aber ſo kurz durfte es nicht abgehen. Der kaiſerliche Hofpoet war kein karger Stümper. Er war in den Sagen der Alten wohl bewandert und wußte noch manches, was er ausnützen konnte. Dabei war ſein rettendes Princip: Biſt du nicht willig, ſo brauch' ich Gewalt. Er ſtellte die Götter, die Heroen, die Männlein und Weiblein aus dem alten Griechenvolke nebeneinander, wie's ihm paßte. „Alle die verſchiedenen ſceniſchen Bilder und Einzelvorgänge werden zuſammengeſchweißt, aneinander geleimt, zu einer bunten Folge vereinigt, ohne einen innern ſeeliſchen Zuſammenhang. Der rothe Faden läuft nicht innen durch, ſondern wird außen als Bindemittel zu verwenden geſucht.“ [1] Ein guter Vergleich! Aber der Hofpoet weiß doch alles zweckmäßig anzuordnen und verſteht es, „ein künſtliches Netz herzuſtellen, das Götter und Menſchen umfängt“ [2] — und die Menſchen noch mehr, nämlich den Muſiker, dem er ein dankbares Feld eröffnete; dann den „Ingenieur“, der ſich im Himmel und auf Erden und in Plutos Reich, zu Land und Meer, erfreulich und greulich produciren konnte; endlich das Publikum, dem zu Gefallen er ſeinen „Goldenen Apfel“ gedichtet hatte und das auch wirklich ſein höchſtes Wohlgefallen daran fand.

Die ſchon wiederholt angezogene deutſche Inhaltsangabe des Libretto führt den Gang der Handlung weiter mit den Worten: „Dannenhero Er — nämlich

[1] Einleitung S. XIV. [2] Ebd.

Paris — die deßwegen verſprochene Belohnung zu holen, Ihme vorſetzet in Sparten zu ſchiffen, welches Er auch, uneracht der Ennone gefaſten Argwohn under inmittelſt gegen Ihr verſtellten Liebes-Schmeichlungen darauff ohne ainige ihre nachricht in das Werk ſetzt." Das iſt der Inhalt der erſten fünf Scenen des 2. Actes. Auch er beginnt, wie jeder folgende, mit einer Sonata. Der Schauplatz iſt „ein Seehafen". Zunächſt treten Filaura und Aurindo auf, dem die Amme in ihrer Weiſe Kopf und Herz zurechtſetzt. Dann finden ſich Momo und Filaura zuſammen, die einen muſikaliſch gut gefügten Dialog führen, welcher in eine Arie des Momo — Questi vaghi Giovenetti etc. — ausläuft. Nachdem ſich das ſaubere Pärchen zurückgezogen, tritt Paris auf. Seine ganze Soloſcene iſt durch Inſtrumentalbegleitung ausgezeichnet und ſchließt mit einem längern Ritornello ab, welches das Auftreten der Ennone verbindet, die mit ihrer Amme erſcheint. Nun gilt es dem Paris, den Verdacht der Ennone zu beſchwichtigen, und zwar auch gegenüber der verſchmitzten Filaura. Es gelingt ihm, und ein hübſcher Wechſelgeſang zwiſchen ihm und Ennone beſiegelt das Gelingen, und die Alte ſingt dazu: O ben, così mi piace, ch'ogni rissa d'Amor termini in pace — wenige Tacte, die faſt wie eine Choralmelodie ausklingen. Wieder ſehr inſtructiv! Nun kommt wieder Momo allein. Es iſt eine muſikaliſch ſehr gelungene Partie, beſonders vorzüglich in ihrem arioſen Theil: Il mondo così và. Ein Ritornello bildet auch hier den Schluß, und es wurde dazu noch una Sonatina più longa eingeſchaltet, die aber nicht erhalten iſt.

Es galt, Zeit zu gewinnen für den großartigen Scenenwechſel, der nun vor ſich gehen mußte. „Eingang der Hölle mit dem Fluß Acheron und der Höllenſtadt Dite in der Ferne" iſt das Scenenbild Burnacinis betitelt. Das Libretto iſt damit aber nicht zufrieden; es verlangt die Vorſtellung des actus fiundi. Da muß ſich die Erde öffnen und aus ihrem Spalte ein rieſiges Monſtrum von einem Menſchenkopfe auftauchen, das den ganzen Bühnenraum ausfüllt. Sein weit aufgeſperrter Rachen läßt in einen ungeheuren Abgrund blicken, und man ſieht den Höllenfluß mit ſeinem Schiffer Charon „auff ſeinem Schiffel" u. ſ. w. Der Alte iſt mehr als gewöhnlich übler Laune, „was maſſen Er den ganzen Tag müßig gehe, ohne daß einige Seel zur Ueberfuhr gelange". Seine beiden Klageſtrophen unterbricht ein Ritornello, das juſt ſo inſtrumentirt iſt wie die Liebesklage des verlaſſenen Schäfers vom Idagebirge; nur die Orgel fehlt dieſes Mal. Charon findet übrigens raſcher Troſt als ſein gleich inſtrumentirter Gegenpart. Die drei Furien kommen angezogen mit der Kunde, „daß nachdem die Unainigkeit bereits Himmel und Götter in Unordnung geſetzet, anjetzo auch ſie ihre Höllenfackel auff der Erde zu erbraiten gehen". Charon hat darüber eine hölliſche Freude, der er, nachdem ſich die Furien mit einem hübſch geſetzten Terzett verabſchiedet haben, in zwei Strophen Luft macht in der Hoffnung, „durch die hierauß entſtehende Krieg und Schlachten, als die allein zur Lährung der Welt und Anfüllung der Höllen erfunden, hieführo ſeine Bereicherung beſſer zu finden". Der Höllenſchlund ſchließt ſich und ſinkt ins Innere der Erde zurück, und die vorige Scene am Meeresſtrand kehrt wieder. Segelfertig liegt das Schiff im Hafen, welches Paris ſoll nach Sparta tragen. Hier iſt die vom Kaiſer ſelbſt

componirte Scene eingeſchaltet. Venus und Amor erſcheinen auf einem Wagen in der Luft und verhandeln miteinander über das Freiergeſchäft des Paris, das Venus ihrem theuren Sohne zur Förderung empfiehlt. Dem Gang der Handlung, wie er einmal eingeſchlagen iſt, ſchadet ſolch eine Einlage nicht. Muſikaliſch unterſcheidet ſie ſich auch nicht merklich, was wohl dadurch erklärt wird, daß Ceſti dem erhabenen Compositore wird hilfreich beigeſtanden haben. Es galt dieſem einzig, ſeiner faſt angebeteten Gemahlin ein feines Compliment zu machen.

Nun führt der Dichter auf den Waffenplatz der Athener. Cekrops, Adraſt und ein Soldatenchor treten auf. Cekrops ſingt Baß. Sein Pugneremo, Vinceremo wird von lebhaften Figuren der Streichinſtrumente begleitet und von einem Soldatenchor aufgenommen. Pallas erſcheint auf einem von Eulen gezogenen Wagen in den Lüften. Sie iſt ſchwer beleidigt: der goldene Apfel iſt einer andern zugeſprochen. Cekrops ſoll dieſe Kränkung mit den Waffen rächen. Der Zug wird beſchloſſen. Auf, nach Ilium! heißt es, wo auch reiche Beute dem Krieger winkt. Der Hofpoet geräth am Ende noch in den Trojaniſchen Krieg hinein mit ſeinen langen zehn Jahren. Allein er verſteht der Sache eine andere Wendung zu geben, die neben dem Reize der Neuheit noch größere Abwechslung mit ſich bringt. Vorerſt wird aber Cekrops noch durch ſeine Gemahlin Alceſte von zu eiligem Abmarſche zurückgehalten — eine muſikaliſch ſehr gelungene Partie mit einem hübſchen Duo zwiſchen Alt (Alceſte) und Baß (Cekrops) und der ſehr ſchönen Arie des letztern: Care stelle, Luci belle etc. Das wiederholte Duo ſchließt dann dieſe gelungene Scene. Doch geht es auch jetzt noch nicht nach der Trojanerſtadt, ſondern die Bühne zeigt die Geburtsſtätte der Athene, den Tritoniſchen Sumpf. Junge Athenerinnen führen unter der ſchützenden Aufſicht von Trittone und Adraſto nach Art der Amazonen Waffenſpiele auf. Auch ein Krieger (soldato) iſt dabei. Ein friſches Vorſpiel — Aria bezeichnet — für Streichquintett eröffnet dieſe muſikaliſch ſich noch reicher entfaltende Scene (13). In den eingeſchalteten Tonſätzen (Sonatina) kommen wiederholt Trompeten in Anwendung. Auch der geſangliche Theil entfaltet reicher den Kunſtgeſang, ſowohl in der Partie der in den Lüften erſcheinenden Athene als im Duett zwiſchen Adraſto und dem Soldato, welches den Act ſelbſt ſchließt. Die ſchwer beleidigte Göttin ſoll hart gerächt werden: Il far di tanta offesa aspra vendetta. Aus all den Fadentrümmern ſchürzt der Dichter doch noch einen Knoten, wenn auch langſam und ſich ſelbſt hemmend; aber die muſikaliſche Entfaltung kann um ſo raſcher und entſchiedener ſich zeigen.

Der ganze 2. Act ſchreitet hier in fortwährender Steigerung voran, und es iſt deshalb ſehr zu bedauern, daß die Muſik für den folgenden 3. Act uns nicht mehr erhalten iſt. Ein einfacher Blick auf den erhaltenen Text verräth ſchon, daß der Dichter dem Muſiker höchſt günſtige Momente ſchuf und beſonders für ihn die Möglichkeit eines lebendigen Formenwechſels anſtrebte. In hervorragender Weiſe iſt dem Chorſatze weiterer Raum gegeben. Schon in der 2. Scene ertönt in der Höhle des Aeolus der choro di Venti. In der 7. und 8. Scene finden ſich Chöre der Schiffsleute des Paris, bald getheilt bald vereint und in verſchiedenen, raſch wechſelnden Situationen. Erſt der Matroſenchor: À la regia

di Sparta; dann, als der Sturm losgebrochen: O perfidi venti, o fati malvagi; und als das Meer ſich wieder beruhigt hat: Ecco quiete, placide l'onde, bis dann das gerettete Schiff unter dem Geſange des Paris und des Schifferchores ſeine Fahrt fortſetzt. Die 11. Scene bringt einen Soldatenchor, und in der 12. wird wieder ein Doppelchor — coro des Cekrops und coro des Mars — angegeben, wozu aber die Textworte fehlen. Nicht minder finden ſich in den Solopartien zahlreiche günſtige Momente für den Componiſten, z. B. die 3. Scene: Ennone sola und die folgende, in der ſie mit Aurindo zuſammentrifft. Auch die komiſche Seite bekommt ihren guten Antheil in Momo, der den lebensverdroſſenen Aurindo, als er in den Xanthus ſpringen will, zur rechten Zeit packt und zurückhält, um ihm dann wieder Hoffnung auf beſſere Zeiten zu machen. Ueber den Antheil des Orcheſters gibt das Libretto ſelbſtverſtändlich keinen Aufſchluß. Es war aber Gelegenheit genug geboten, es anzuwenden, z. B. bei der Sturmſcene zwiſchen den einzelnen Chorſätzen. Auch der Regiſſeur hatte ſich über den Dichter nicht zu beklagen. Des Aeolus windige Behauſung, eine hübſche Thallandſchaft am Xanthusfluſſe, in deſſen Fluthen Aurindo ſpringen will, dann das Zeughaus des Kriegsgottes ſelbſt, ſogar ein Sturm auf dem Meere und gleich darauf ein leibhaftiges Amphitheater — waren koſtbare Dinge für ihn, wozu noch die ſchon früher genannten „erſcheinenden Kunſtgerüſte, Flüg' u. dgl." kamen.

Der Leſer wird ſich aus dem Geſagten ſchon eine Vorſtellung vom Inhalte der Handlung des 3. Actes gemacht haben. Juno begibt ſich in die Höhle des Aeolus, um von dieſem ein Stürmchen zu erbitten, das den gehaßten Paris in die Tiefen des Meeres verſenken ſoll. Aber Venus iſt ihr in die Quere gekommen und hat den Neptun für ſich und ihren Schützling gewonnen, der dem Werke des Aeolus ein raſches Ende macht, ſo daß Paris mit dem Schrecken davonkommt. Auch gegen die Pallas Athene und deren Ritter Cekrops muß ſich Venus wehren. Es bleibt ihr der Sieg auch hier, und ihr Ritter Mars nimmt ſchließlich den Cekrops gefangen. Das Intermezzo zwiſchen Ennone und ihrem unglücklichen Schäfer bekommt durch die Intervention des Momo und der nahezu frivolen Filaura ebenfalls einen befriedigenden Ausgang. So endet der 3. Act.

Der Anknüpfungspunkt für den 4. Act iſt in der letzten Scene ſchon gegeben und zugleich auch das Mittel zur Löſung des Knotens, den zu durchhauen es freilich keines Alexanderſchwertes bedarf. Cekrops iſt in Gefangenſchaft des Mars, „worob Pallas erzürnet, in deme man zu Athen in dem Ihr Gelübten Tempel in Anruffung Ihrer Hülff vermittels der gewöhnlichen Opfer begriffen, ſelbigen durch einen Erdbiden zu boden wirffet, hernach denen ob ſolchem Zufall höchſt beſtürtzten Athenienſern erſcheinet, ihnen dieſer des Königs Gefangenſchaft nachricht gibt, und ſie anmuthet, vermittels Gewalt der Waffen ſelbigen zu entledigen und zugleich den goldenen Apfel zu erobern, welche beede in der Veſtung deß Mars verwahret waren" [1]. Alſo ausgiebiger Stoff für Muſik und Inſcenirung,

[1] Einleitung S. XIII.

die ſich desſelben auch mit Eifer bemächtigten und wirklich etwas in ihrer Art Großartiges hervorbrachten. Doch fürs erſte ſollte eine hübſche Sonate nebſt zwei Scenen der auch lebensmüden Ennone und der ſie ernüchternden Filaura einen paſſenden Eingang bilden, durch den für das Folgende die günſtige Perſpective geſchaffen würde. Schon in dieſen erſten Auftritten zieht Ceſti ſowohl zum Geſange der Ennone wie zu dem der Filaura die inſtrumentale Begleitung heran: Viole di Gamba und Graviorganum. Die folgende 3. Scene wird durch eine eigene Sinfonia mit ſcharf ausgeprägtem Rhythmus eingeleitet. Die Bühne zeigt den Tempel der Pallas in Athen — allerdings ein klarer Beweis, daß der Renaiſſance-Ingenieur von althelleniſcher Kunſt entweder keine Vorſtellung hatte oder jedenfalls ſich daran nicht gebunden glaubte. Sein Pallastempel zeigt keine blaſſe Idee von einem Parthenon und noch weniger ſein Athenebild von dem erhabenen Meiſterwerke eines Pheidias. Aber ein prächtiges Scenenbild hat er doch geliefert. Adraſt und ein Prieſter und die Tempeldiener ſind zum feierlichen Opfer verſammelt. Ein Recitativ des Adraſt leitet die Opferhandlung ein, welche die bittflehenden Geſänge des Prieſters und des Chores der Tempeldiener in kunſtvollen, man möchte ſagen weihevollen Sätzen begleiten, unterbrochen durch ein Ritornello für Streichinſtrumente. Im erſten dieſer Chorſätze ſingt der Prieſter zu den drei Oberſtimmen der Diener den Baß allein. Während der Wiederholung des Ritornello tritt das Erdbeben ein und was dazu gehört. Eine charakteriſtiſche Muſik zu dieſem Theaterſpectakel zu ſchreiben, fiel dem Compositore Ceſti nicht bei. Sein Ritornello paßt zum allgemeinen Zuſammenſturz auf der Bühne, wie etwa im „Freiſchütz" der Jungfernkranz zur Wolfsſchlucht paſſen möchte. Dagegen ſind die Worte der zürnenden Athene muſikaliſch vorzüglich recitirt[1], und das ſie abſchließende Ritornell greift die Motive des Geſanges geſchickt auf und führt ſie in kunſtvollem Satze durch. Der Meiſter tritt mehr und mehr auf den Plan. Den Enthüllungen der Göttin vom gefangenen Cekrops und vom verborgenen goldenen Apfel folgt der Ruf des Adraſt: All' armi — presto all' armi, den ein feuriger Chor begleitet, worauf ſie abziehen und Athene allein zurückbleibt, um ihren Zorn und Haß auszuſingen — eine hochdramatiſche Partie. Wo der Affect am höchſten ſich ſteigert: Ah', Ah' troppo offesa son, tritt das Streichorcheſter mit einem Tremolo ein. Eine Soloſcene der Alceſte reiht ſich an und ſchließt mit einer Aria ab, welche in jeder modernen Oper ſtehen könnte. Nur in der erſten Hälfte dieſer verhältnißmäßig längern Partie tritt der Violenchor mit der Orgel als Begleitung ein; ſonſt beſorgt dieſe das Cembalo, wenn überhaupt die vorliegende Partitur hier einen durchwegs richtigen Aufſchluß gibt oder wenigſtens richtig verſtanden wird. Es iſt ja nicht unmöglich, daß ausgeſchriebene Stimmen viel mehr für die Inſtrumente enthielten, und daß die Partitur an dieſen Stellen nur eine Skizze für die Direction bietet. Dieſer Gedanke drängt ſich in den nächſten Scenen noch mehr auf, weil ſie bei ihrer immer ſich ſteigernden Ausgeſtaltung des ge-

[1] Il Palladio fatale — Non dee restar in piede, — Quando Pallade istessa — Giace ville, e depressa etc.

ſanglichen Theiles der Inſtrumentalmuſik nur ein paar beſcheidene Plätzchen einräumen, die ſie allerdings würdig behauptet. Schauplatz dieſer Scenen iſt „der Himmel mit der Milchſtraße und dem Gezirke des Feuers“. Venus thront in ihrem Sterne, den ſie mit dem anmuthigen Gruße feiert: Mia stella, più bella etc. Auch Juno kommt auf ihrem Sternenwagen angefahren, und mitten in der Sternenwelt gerathen die beiden Herrlichkeiten in ſcharfen Disput, den Ceſti trefflich vertonte. Juno richtet aber nichts aus; Mà il Pomo è già mio, ſingt ihr der Widerpart ins Geſicht. Sie muß darum einen neuen Bundesgenoſſen ſuchen, da Neptun des Aeolus Anſtrengungen vereitelt hat. Sie citirt das Feuer, „daß es von oben herab deß Neptun Reich verhörgen wolle“. Allein das Feuer iſt ihr nicht gefügig und ſchlägt ihr Anſuchen rund ab, „umbwillen es wider die Vorſehung des Geſchickes ſei“. Das Feuer iſt eine Altpartie, und Ceſti hat ſie gut bedacht. Die Stelle: Nò mia Diva etc. iſt ein glänzendes Geſangſtück, ebenſo der Schluß der Scene.

Die deutſche Inhaltsangabe läßt Juno nun alſogleich zu ihrem Gemahl gehen, um ihn über ſein Urtheil zu Rede zu ſtellen; das Libretto aber ſchlägt wieder einen Umweg ein. Die 10.—13. Scene ſpielen im Vorhofe des Palaſtes der Venus. Sie ſind wohl Burnacini zulieb gedichtet, der ein dankbareres Feld ſeiner Thätigkeit in ihnen fand als der Muſiker, welcher einen langathmigen Dialog der drei Grazien in Töne kleiden mußte. Als am Schluſſe desſelben Euphroſine von der guerriera tromba und ihrem mächtigen Schall ſpricht, ſteht in der Partitur einfach: Trombe, was offenbar die oben ausgeſprochene Vermuthung beſtätigt. Dasſelbe wiederholt ſich ſogleich auf der nächſten Seite, zu Anfang des Soldatenchores, der den Triumphzug der Venus und des Mars eröffnet. Es iſt dies das bedeutendſte Chorſtück, das bisher die Oper aufwies und, wie uns ſcheint, überhaupt im ganzen Werke — eine prächtige Arbeit, mit packendem Wechſel des Rhythmus und reich figurirt. Dasſelbe gilt von dem folgenden Ritornello, das friſchweg die Motive des Chores aufnimmt. Mars und Venus betoaſtiren ſich gegenſeitig und zwar Note für Note gleich, nur daß die letztere ihren Spruch eine Octave höher intonirt. Cekrops wird im Triumph als Gefangener aufgeführt. Der nun folgende Dialog gibt bei aller Plattheit der Wortdichtung Ceſti gute Gelegenheit, ſeine Kunſt in echt dramatiſcher Muſik zu zeigen. Köſtlich ſind die Stellen: Marte: Sei vinto. Cekrope: Son Rè. Marte: Sei servo. Cekrope: Son Rè. Nun miſcht ſich auch Venus darein; Sei schiavo, rufen die Götter wiederholt à duo, worauf Cekrops: C—F: Son Rè. — Das Ganze wird durch eine pikante Harmonie der Begleitung erſt recht herausgehoben. Mitten in den Siegesjubel bringt Amor die Kunde von dem Anzuge der kampfbereiten Athener. Ein Duett von Venus und Merkur: Presto àl armi sù sù, gibt die Schlußantwort auf dieſe Kunde. Das Ritornello nimmt flugs das Motiv des Duo auf und ſchließt damit die Scene. Der Kampf wird gekämpft. Die Athener unter Führung des Adraſt und der Alceſtis ſtürmen mit Beihilfe zweier Elefanti con torri su 'l dorso die Burg des Mars, werden aber von den Belagerten zurückgeworfen, „daneuhero ihnen Pallas wieder Muth und Hertz zuſpricht“. Die Sturmſcene bietet muſikaliſch ebenſowenig

Charakteristisches wie die Erdbebenscene. Zweimal ist ein kurzer Trompetensatz eingestreut, den Adrast und sein Gemahl wiederholen und mit ihrem: Al' assalto, auf, zum Sturm! deuten, wobei Adrasto die Noten der ersten Trompete und Alceste die der zweiten übernimmt. Musikalisch hervorragend ist die folgende Schlußscene des Actes. Pallas erscheint hoch in den Lüften auf ihrem Wagen. Cesti hat ihr einen majestätischen Schluß geschrieben. Sechs Tacte hält sie das c aus, während der Baß sein Motiv nach und nach zu Ende führt.

Für den fünften und letzten Act ist die Musik ebenfalls verloren gegangen, und noch mehr als beim 3. Acte ist hier dieser Verlust zu bedauern, da die Dichtung nicht nur eine stätige Steigerung der einzelnen Momente enthält, sondern auch neue Formen einführt: wiederholt einen eigentlichen Quartettsatz, einmal zwischen Ennone, Filaura, Aurindo und Momo und wieder zwischen Giove und den drei prätendirenden Göttinnen; am Ende ein dreifaches Ballet u. s. w. Die ersten sieben Scenen spielen im „Lusthofe des Paris" und dienen, mit Ausnahme der dritten, dazu, das zersprengte Liebespärchen Ennone und Aurindo wieder zusammenzubringen. „Ennone nach langen wiewol vergeblichen nachforschen umb Paris, folgents seiner Abraiß und der Ursache, die Ihn hierzu angetrieben, benachrichtigt, sinket ob eusserſten Schmertzen zur Erde in Ohnmacht hin, als sie nun alßgemach wiederumen zu sich kommet, will sie in Verzweiflung Ihr selbst den Tod zufügen, wird aber von Aurindo, welcher eben dazu gelangkt, verhindert, gegen deme Sie endlich dann, nach ainiger Waigerung, ihre Naigung zu wenden entschliesset." [1] Damit wäre der eine Knoten gelöst, und die vier, welche er umschlungen hielt, können der Welt versichern, daß in dieser Sache ausdauernde Treue zuguterletzt doch belohnt werde. Mit dem andern Theile geht aber die Lösung nicht so leicht vor sich. Juno beklagt sich bei ihrem Gemahl, daß er nicht selbst den Streit entschieden habe, und erregt, nachdem sie einen dilatorischen Bescheid erhalten, einen gewaltigen Rumor, da sie „ihren Zorn durch den Lufft außlasset, selbigen mit Regen, Hagel, Blitz, Donner und Ungewitter unter-übersich kehrent, worvon der lustbare Hoff deß Paris verhörget wird". Eigentlich geht das ganze wilde Wetter nur über den armen Momo los, der allein von den Irdischen auf der Bühne ist und den elementaren Spectakel mit seinen Versen glossiren muß. Mà che fai rabbiosa Diva? ruft er aus, als das Unwetter in voller Raserei tobt.

Wieder wechselt die Scene. Es zeigt sich „der Festungsplatz des Mars". Im Hintergrunde erhebt sich sein Palast. In der Mitte steht ein isolirter Thurm, in dem der goldene Apfel gehütet wird. Es erschließt sich der Himmel, und man sieht Juppiter, thronend in Majestät, den Adler zu Füßen, daneben Juno, Pallas und uno Choro numeroso di varie Deità. Indem Juppiter der Pallas „vorhebet, warum Sie wegen dieses Goldenen Apfels alles in Unordnung bringe und sie solch ihr Beginnen verthätigen will, gerathet Sie mit Juno in Zank". Schade, daß die Musik zu diesem olympischen Weibergezänke nicht mehr vorhanden ist; es bot dem Componisten ein herrliches Feld. Schlag

[1] Einleitung S. XIV.

auf Schlag werfen ſie ſich ziemliche Grobheiten an den Kopf. Giunone ſchreit: Io sono Regina; Pallas: Io Pallade armata. Die eine: Jedweder ſich beugt vor mir; die andere: Ich bin die Angebetete. Giunone: Non stimo quel Hasta — ſie frage nichts nach Athenes berühmter Lanze; Pallade: Tuo Scettro non temo — ſie fürchte auch Junos Scepter nicht. Juno meint, der Apfel ſei ein ihrer Hoheit ſchuldiger Tribut, Pallas dagegen, daß, wenn es nur vernünftig hergehe, er ihr gebühre. — „Jupiter, ſoviel Streite aufzuheben, machet den Schluß, den goldenen Apfel zurück zu nehmen." Er ſchleudert ſeinen Blitz auf den Thurm, worin das Kleinod verwahrt wird. Der Thurm ſinkt in Schutt und Trümmer, und Juppiter befiehlt ſeinem Adler, daß er den Apfel heraushole, „welcher im ſchnellen Flug ſich dahin begibt, ſelbigen zwiſchen den eingefallenen Gemäuren deß Thurms erhebt und dem Jupiter zutraget".

Juno und Pallas liegen dem olympiſchen Herrſcher an, ihnen den wiedergewonnenen Apfel endlich zuzuſprechen. Aber Venus iſt von der Marsfeſte zum Himmel aufgefahren und fordert dort ihr gutes Recht. Giove erklärt nun, er wolle ſie alle „vergnügen" und den goldenen Apfel der erhabenſten Fürſtin der Welt geben, der ſchönſten, mächtigſten und weiſeſten, die alſo die herrlichen Eigenſchaften der drei Göttinnen in ſich vereine, ſo daß jede in ihr doch den Preis erhalte. Da erſchließt ſich das Schickſalsgemach, wovon ſchon die Rede war, mit ſeinen Kaiſer- und Fürſtenbildern aller Habsburger „mit unzehlbaren Nachkommen". Voll Verwunderung ſchauen dies die Göttinnen und ſind nicht nur von dieſer Wendung ihres Streites ſehr befriedigt, ſondern erweiſen auch „mit tiefſter Naigung" dem kaiſerlichen Paare ihre „gnädigſte Verehrung". Juno befiehlt „denen Geiſtern deß Luffts", Pallas „denen ſtreitbaren Rittern" und Venus ihren Sirenen und Tritonen, „daß ſie hierob einhellig ſich in Freude erheben". Die Bühne verwandelt ſich zum letztenmal; Himmel, Erde und Meer werden dargeſtellt als Schauplatz für die auszuführenden Reigen der Geiſter in den Lüften, der Cavaliere auf Erden und der Sirenen und Tritonen im Meer, „beygeſtimmet von klingenden Schalle eines Reyen der Götter und zahlbaren Stimmen unterſchiedlicher Klangſpiele". Es war alſo der Muſik zum Schluſſe noch ein weites Feld eröffnet, Soli, dreiſtimmige Sätze, Chöre und der Choro di Dei mit Venere, Pallade, Giunone jubiliren faſt endlos über die Herrlichkeit und den Ruhm und die zahlreiche Nachkommenſchaft des habsburgiſchen Hauſes — ein greller Contraſt zwiſchen dieſem altheidniſchen Götterjubel und dem frommſinnigen „Gott erhalte, Gott beſchütze" des ſpätern Meiſters Joſeph Haydn. Tempora mutantur et nos mutamur in illis. Und doch bleibt ſich bei allem dem Wechſel ein Etwas gleich, weil dies alles ſich zwiſchen zwei Angelpunkten bewegt, die feſt ſtehen wie die Denkgeſetze des menſchlichen Geiſtes ſelbſt. Die Kunſtthätigkeit richtet ſich immer auf die Darſtellung des Schönen, und ſchön wird der Menſch immer nur das nennen, was in ſeiner Wahrnehmung gefällt. Es iſt kein glänzendes Zeugniß für die tiefe Auffaſſung der illuſtren Geſellſchaft, die man feſtlich zu vergnügen glaubte mit Albernheiten, wie ſie der Stoff der Operndichtung des „Goldenen Apffel" zu Markt bringt.

Digitized by Google

Die Perſonen, welche im Drama auftreten, führen zudem nur alte Namen, fühlen aber, ſprechen und ſingen als Kinder ihrer Zeit. So wenig es Buonacini eingefallen iſt, ſeine antiken Götter und Heroen in geſchichtlich treuen Gewandungen auftreten zu laſſen, ſo wenig dachten ſeine Zuſchauer daran, die handelnden Perſonen nach antiken Ideen aufzufaſſen. Wie man aus dem Geiſte der Zeit ſang und ſpielte, ſo begnügte man ſich auch damit, Juppiter und Juno und Cekrops und Alceſtis in Hoftracht oder in phantaſtiſch orientaliſchen Gewändern auftreten zu ſehen. Das Ideal, dem ſelbſt die begeiſtertſten Anhänger der Antike im 16. und 17. Jahrhundert nachjagten, war überhaupt zum größten Theil mehr ein Phantom, als der Wirklichkeit entnommene Abstraction.

Werfen wir noch einen Blick zurück auf die kunſthiſtoriſche Bedeutung von Ceſtis Werk. Leider macht ſchon der Mangel von zwei Acten eine volle objective Beurtheilung unmöglich. Dazu kommt noch, daß, wie ſchon bemerkt, die vorliegende Partitur ſchwerlich genügenden Aufſchluß gibt über die von Ceſti angewendeten Kunſtmittel und die Art ihrer Anwendung. Für die Aufführung des Pomo d'oro muß unſeres Erachtens eine vollere Beſetzung und Ausführung des Accompagnements vorausgeſetzt werden, als ſie die vorliegende Partitur zu fordern ſcheint. Ceſti war ſonſt in ſeinen Anforderungen für die inſtrumentale Begleitung nicht ſo beſcheiden, und es läßt ſich kaum denken, daß er ſie bei einer Gelegenheit, wo ihm gewiß die Mittel nicht karg bemeſſen waren, herabgeſtimmt haben ſollte. Bei alledem liegt aber die Kunſt der Inſtrumentirung für ihn noch ſehr in den Windeln. Eine beſondere Neigung zeigt Ceſti, wie ſchon bemerkt, die Klangwirkungen der Inſtrumente theils zum Wechſel der Effecte, theils aber auch zur Charakteriſirung ſeiner Muſik zu benutzen. Er hat wirklich ſeinen Sinn für Klangeffecte, wenn deren Verwendung auch unſerem Geſchmacke nicht immer zuſagen will. Sehr fortgeſchritten iſt Ceſti in Anwendung der harmoniſchen Effecte. Es ließe ſich eine lange Reihe von Stellen anführen, wo er durch ſeinen raſchen, ſichern Griff geradezu überraſcht, wenn er auch im großen und ganzen auf dem allgemeinen Standpunkte ſeiner beſſern Zeitgenoſſen ſteht. Auch von den Meiſtern des polyphonen Satzes hat er noch manches gute Erbſtück bewahrt und in ſeinem Pomo d'oro ausgeſpielt. Eine gewiſſe Eintönigkeit in ſeiner harmoniſchen Behandlung darf aber auch nicht überſehen werden. In der Wahl und Durchführung der Tonalität ſitzt er nicht feſter im Sattel als andere ſeiner Zeitgenoſſen. Er fühlt und tappt noch manchmal ſehr unſicher umher, und man erinnert ſich da lebhaft an die von uns früher beſprochenen Kaiſercompoſitionen. Gerade dieſer Umſtand würde aber ein modernes Ohr am wenigſten befriedigen und ihm ſtets den Eindruck von etwas Unſicherem, Unfertigem machen. Sehr günſtig muß das Urtheil ausfallen über die Behandlung des Textes. Ceſtis Recitation wie ſeine arioſen Melodien declamiren dieſen fließend und doch beſtimmt accentuirt. Die Wiederholungen ſind nicht zu häufig und haben, wo ſie eintreten, faſt durchſchnittlich entweder in beſonders ernſten oder in echt komiſchen Momenten hinreichenden Grund. In der Geſamtauffaſſung des Verhältniſſes von Wort und Ton ſteht Ceſti merkwürdigerweiſe einem Richard Wagner näher, als man glauben möchte. Er kennt ſo ziemlich die Melodie ohne Ende und

weiß ſeine Weiſen frank und frei zu geſtalten. Auch geht ein gewiſſer einheitlicher Zug durch dieſes Bilden, der allerdings mehr im techniſchen Elemente der Compoſition liegen mag. Für die rhythmiſchen Formen bot ihm der Dichter einen reichen, wohlberechneten Wechſel. Ueberhaupt iſt, wie wir wiederholt ſchon angedeutet haben, der Aufbau des Libretto ein zweckbewußter von Anfang bis zum Ende — es gilt, immer größere Effecte zu erzielen. Das war um ſo ſchwieriger, als die Sache ſtark ins Breite geſchlagen werden mußte, damit das Feſtſpiel auch längere Zeit in Anſpruch nehme. Ceſti hat in Anwendung ſeiner Kunſtmittel ſich weiſe zu beherrſchen gewußt; er ging haushälteriſch zu Werke und hatte alles wohl vorgeſehen. Es iſt kein Abfallen, ſondern ein ſtätiges Emporſteigen, was ſein Werk charakteriſirt und es zum Kunſtwerke ſtempelt. Das leſen wir auch aus Ceſtis Pomo d'oro heraus: wie in jeder Kunſt, ſo auch in der Muſik, und bei ihr beſonders, findet der menſchliche Geiſt immer neue Spuren und beſſere Pfade, wenn er dem Drange ſeiner Natur folgt und mit ihren geſunden Kräften mit Maß das Ziel ſeines Schaffens verfolgt. Wenn er aber dieſe Kräfte abſichtlich krankhaft überſpannt und, was natürlich iſt, für zu gewöhnlich hält, dann wird ſein Schaffen gewaltſam, unnatürlich, es bildet nicht und geſtaltet nicht, es entſtellt nur und verzerrt.

Theodor Schmid S. J.

Recenſionen.

1. **Die kirchlichen Strafgeſetze**, zuſammengeſtellt und commentirt von Dr. **Joſeph Hollweck**, Profeſſor des canoniſchen Rechts und der Kirchengeſchichte am biſchöfl. Lyceum zu Eichſtätt. Lex.-8°. (386 S.) Mainz, Kirchheim, 1899. Preis *M.* 10.

2. **Das Bürgerliche Geſetzbuch des Deutſchen Reiches nebſt Einführungsgeſetz.** Unter Bezugnahme auf das natürliche und göttliche Recht, insbeſondere für den Gebrauch des Seelſorgers und Beichtvaters erläutert von P. **Aug. Lehmkuhl** S. J. 8°. Freiburg, Herder, 1899. 6 Lieferungen à *M.* 1.

1. Das geſamte kirchliche Strafrecht wurde in neueſter Zeit nicht mehr von katholiſcher Seite ausführlich dargeſtellt. Die Conſtitution Pius' IX. Apostolicae Sedis, welche ſeit 30 Jahren in Geltung iſt, rief zwar eine große Zahl von größern und kleinern Schriften über die Cenſuren hervor; eine Bearbeitung des ganzen Gebietes kirchlicher Strafgeſetzgebung wurde durch dieſelbe nicht veranlaßt. Um ſo mehr iſt die vorliegende Arbeit zu begrüßen. Eine von proteſtantiſcher Auffaſſung getragene Darſtellung desſelben Gegenſtandes, wie ſie Hinſchius in ſeinem „Syſtem des katholiſchen Kirchenrechts" geboten hat, macht die neue von Profeſſor Hollweck verfaßte keineswegs unnöthig, läßt dieſelbe vielmehr doppelt wünſchenswerth erſcheinen.

Das Buch Hollwecks faßt ſeinen Gegenſtand in ſelbſtändiger Weiſe an. Eine größere Einleitung führt die Grundſätze über kirchliches Strafrecht aus. Das Weſen, die Ziele und die Berechtigung eines kirchlichen Strafrechtes werden ſeit mehr denn einem Jahrhundert vielfach irrthümlich beurtheilt. Selbſt der Kirche treu ergebene Männer äußern nicht ſelten gegen dieſe Seite der kirchlichen Gewalt ein gewiſſes Mißtrauen. Das iſt aus der Nichtberückſichtigung der kirchlichen Strafgeſetze, ihrer Behinderung erklärlich und namentlich durch die vielen Anklagen, welche gegen dieſelben erhoben ſind. Hollweck mußte dem gegenüber die Vertheidigung übernehmen und namentlich den Ausführungen Hinſchius' in einer Reihe von Sätzen entgegentreten. Das geſchieht in überſichtlicher Faſſung, edler und ruhiger Sprache.

Die Strafgeſetze ſelbſt hat Hollweck in kurze Sätze gefaßt und nach drei Abſchnitten geordnet, nämlich das Strafvergehen und ſein Thatbeſtand, die Strafe

und ihre Arten, die einzelnen Strafvergehen und ihre Thatbestände. Diese Sätze stellen ein Gesetzbuch dar, welches aus den geltenden kirchlichen Bestimmungen herausgehoben ist. Dem kirchlichen Strafrechte ist dadurch die Form der heutigen Gesetze verliehen.

Den größern Theil des Buches umfaßt ein ausführlicher Commentar zu den Rechtssätzen. Der Verfasser hat gerade dieser Erläuterung große Sorgfalt zugewendet; die Rechtsquellen, neuere Entscheidungen und die Literatur sind überall berücksichtigt.

Weil man der katholischen Kirche gewaltsame Bekehrungsversuche vorwirft, möge hier der § 168 S. 257 hervorgehoben werden. „Wer Ungetaufte oder in der Häresie von Kindheit an erzogene Andersgläubige auf dem Wege der Gewalt zum Eintritt ins Christenthum beziehungsweise zur Rückkehr in die Kirche zwingt oder in der Ausübung ihres Cultes widerrechtlich stört, ist mit Deposition oder Excommunication zu bestrafen, wenn er nicht entsprechende Genugthuung leistet." Der Commentar bemerkt dazu: „Man darf, obwohl die Quellen nicht direct die akatholischen Christen nennen, diese doch unter den Schutz unseres Paragraphen stellen. Freilich genießen denselben nicht die von der Kirche propria rebellione Abfallenden, diese sind in ihren Augen Verbrecher, sondern erst jene, welche peracta rebellione im Irrthum geboren und erzogen werden. Diese betrachtet die Kirche als Irrende, und bei ihrer Bekehrung verschmäht sie allen Zwang."

Das ganze Werk wird von der Begeisterung für die Wahrheit und für die Trägerin der geoffenbarten Wahrheit, die katholische Kirche, durchweht. „Man braucht nicht alles Heil der Kirche von der Durchführung ihrer Rechtsordnung zu erwarten. Immer wird in der Kirche die Vertiefung in ihre Wahrheit und die allseitige Aneignung der in sie niedergelegten Gnade, der Glaube und die Heiligkeit des Lebens den ersten Platz einnehmen. Aber die Blüthe beider ist nur in sehr beschränkter Weise möglich, wenn die kirchliche Rechtsordnung in vielfältiger Weise ungestraft durchbrochen werden kann. Jede Reform in der Kirche ist mit gleichzeitiger Aufrichtung oder Wiederherstellung der Rechtsordnung Hand in Hand gegangen." Die Bedeutung des Gegenstandes und die ansprechende Art, in welcher er behandelt ist, werden dem Buche viele Freunde gewinnen.

2. Das Rechtsleben ist allenthalben mit Fragen des Gewissens verbunden. Will das Staatsgesetz auch bei weitem nicht immer eine Gewissenspflicht auferlegen und verschafft es sich Geltung dadurch, daß der Richter nach dem Gesetze entscheidet und die Staatsgewalt die Entscheidung ausführt und die Gesetzesübertretung ahndet, so bleibt dennoch für das Gewissen noch manche Frage ungelöst. Es bleibt das innere Heiligthum der Menschenseele der Staatsgewalt verschlossen. Nicht selten schließen die Verhältnisse ein Eingreifen des Richters aus, oder seine Thätigkeit hängt von der Aufforderung der Betheiligten ab. Zuweilen steht ein Rechtsweg offen, dessen Vortheil aber nur unter Verletzung sittlicher Pflichten erlangt werden kann. Wollte jemand in dergleichen Fällen auch unabhängig von dem richterlichen Spruche nur den Wortlaut des Gesetzes entscheiden lassen, so müßte er dem Gesetzesparagraphen eine unerhörte Wirksamkeit zumessen und würde

durch offenbare Härten die wahre Gewiſſenhaftigkeit zerſtören. Eine Erklärung des Geſetzes unter Berückſichtigung der Moraltheologie iſt deshalb wohl am Platze.

P. Lehmkuhl hat ſich, wie die Vorrede ſagt, auf Anregung aus den Kreiſen der Seelſorgsgeiſtlichkeit an die Commentirung des Bürgerlichen Geſetzbuches unter der angedeuteten Rückſicht gemacht. Eine Schwierigkeit bot dieſe Bearbeitung durch den verſchiedenen Standpunkt, welchen die katholiſche Lehre und das Geſetzbuch zum Naturrechte und zur Glaubenslehre einnimmt. Die kirchliche Lehre anerkennt Rechte und Pflichten, welche von Gott der menſchlichen Natur mitgetheilt ſind und einer Aenderung durch menſchliches Geſetz entzogen bleiben. Ueber die ſtrittige Ausdehnung eines ſolchen Rechtes belehrt die unfehlbare Autorität der Kirche. Ferner berührt das Bürgerliche Geſetzbuch Gebiete, welche der kirchlichen Geſetzgebung angehören. Iſt nun auch trotz des verſchiedenen Standpunktes der Gegenſatz in Wirklichkeit meiſtens ausgeglichen, ſo muß P. Lehmkuhl doch gegen einige Sätze des Geſetzbuches Stellung nehmen. „Weil das bürgerliche Recht und das natürliche und kirchliche Recht in mehreren Punkten auseinander gehen, ſo kann der Katholik im Gewiſſen nicht all der ‚Rechte' ſich bedienen, welche das Bürgerliche Geſetzbuch den Staatsbürgern beilegt: der Seelſorger und Beichtvater muß unter gegebenen Umſtänden eine Pflicht auflegen, welche das ‚bürgerliche Recht' nicht aufſtellt."

Da es bei manchen Titeln genügte, den zur Beurtheilung der Gewiſſensfrage maßgebenden Grundgedanken klarzuſtellen, wird dort eine kurze Erklärung dem Texte vorausgeſchickt. An andern Stellen findet ſich die Erläuterung dem betreffenden Paragraphen beigefügt. Wortlaut des Geſetzes und erklärende Bemerkungen ſind durch verſchiedene Schrift voneinander abgehoben. Weil der Verfaſſer keinen vollſtändigen Commentar des Geſetzbuches ſchreiben, ſondern nur die für den Gewiſſensbereich wichtigen Punkte behandeln wollte, konnte ein allzu großer Umfang des Buches vermieden werden. War bei der Abfaſſung auch die Abſicht leitend, ein Hilfsmittel für die ſeelſorgliche Thätigkeit zu ſchaffen, ſo wird gleichwohl der Fachmann durch den Vergleich des Rechtsſatzes mit den moraliſchen Grundſätzen reiche Anregung zu einem vertieften Rechtsſtudium finden.

Joſ. Laurentius S. J.

Un Évêque Assermenté (1790—1802). Le Coz, Evêque d'Ille-et-Vilaine, Metropolitain du Nord-Ouest. Par ***A. Roussel,*** de l'Oratoire. 8°. (XX et 566 p.) Paris, Lethielleux, 1898. Preis *Fr.* 7.50.

Von einem Manne, den Geſchichtſchreiber faſt nur zu nennen pflegen, um ihn der Verachtung oder dem Unwillen preiszugeben, und mit einem Material, welches zur Zeichnung einer Caricatur verführeriſch einzuladen ſchien, hat der Verfaſſer verſtanden, ein Bild zu entwerfen, das bei dem Leſer bis zu einem gewiſſen Grade Wohlwollen und ſelbſt Achtung ſich erwerben kann. Es iſt eine ſeltſame Erſcheinung, daß einem Geiſtlichen, welcher die bedeutſamſten Jahre ſeines Lebens im offenen Schisma verlebt, welcher aus ſchismatiſcher Geſinnung bis zu ſeinem Ende nicht herausgekommen iſt und durch hartnäckig unkirchliche Haltung

seinen Zeitgenossen vielfachen Anstoß gegeben hat, ein solches literarisches Denkmal gerade durch einen katholischen Priester zu theil geworden ist, der seinerseits zu den kirchlichen Grundsätzen sich bekennt.

Claude Le Coz war einer der zwölf ehemals „constitutionellen" Prälaten, die beim Abschluß des Napoleonischen Concordates 1801, infolge des vom ersten Consul ausgeübten Hochdruckes, auf Sitze der neugegründeten katholischen Bisthümer in Frankreich rechtmäßig ernannt wurden. Als Präses des bischöflichen Collegs von Quimper hatte er sich beim Ausbruch der Revolution den neuen Ideen zugewendet und den Eid auf die Civilconstitution sofort geleistet. Dafür war er schon bald zum Erzbischof von Ille-et-Vilaine (Erzbisthum Rennes) gewählt worden und hatte sich in der kleinen schismatischen Staatskirche der französischen Revolutionszeit einen Namen gemacht. Bei der zweimaligen Comödie eines „Nationalconcils der gallikanischen Kirche" zu Paris 1797 und 1801 hatte er das Präsidium geführt. Auch der „Gesetzgebenden Versammlung" hatte er während ihrer ganzen Dauer angehört und dort als schlagfertiger und muthiger Sprecher von sich reden gemacht. An publicistischen Erzeugnissen wie an brieflichen Ergüssen war er sein ganzes öffentliches Leben hindurch unerschöpflich fruchtbar bis zur Manie. Als Erzbischof von Besançon entfaltete er ein sehr bedeutendes organisatorisches Talent und hat sich um jene Kirche manches Verdienst erworben, wenn er auch durch hartnäckiges Festhalten an seinen staatsdienerischen Grundsätzen wie an seinen alten „constitutionellen" Sympathien für die kirchlich gesinnten Kreise stets ein Gegenstand des Mißtrauens blieb. Zur theilweisen Entschuldigung des sonst thätigen, talentvollen und in seinem privaten Wandel unsträflichen Mannes läßt sich nur sagen, daß er in außergewöhnlichem Grade Enthusiast war. Die gallikanischen Freiheiten von 1682 waren seine fixe Idee; praktisch standen sie ihm höher als das Christenthum selbst; durch sie und ihre consequente Durchführung glaubte er erst zu sein, was ihm als das Höchste galt: ein „Franzose" und ein „Staatsbeamter".

Daher erklärt es sich wohl auch, wenn Le Coz trotz seiner sonst unbestreitbaren persönlichen Bedeutung zum zweitenmal erst in der Oeffentlichkeit einen Biographen findet, der ihm nicht von vornherein mit unerbittlichem Verdict gegenübertritt. Du Châtellier, der bereits in seiner Révolution en Bretagne mit diesem historisch merkwürdigen Landsmanne sich zu befassen hatte, widmete ihm noch eine besondere Schrift: L'abbé Le Coz, die jedoch über einen eng begrenzten Kreis von Lesern nicht hinausgekommen ist. Eine ausführliche Biographie auf Grund authentischer Aufzeichnungen und Documente hatte der ehemalige Benediktiner, dann constitutionelle Geistliche, zuletzt erzbischöfliche Secretär und Canonicus von Besançon, Grappin († 1833) im Manuscript hinterlassen; sie hat jedoch den Druck nie erlebt. Mit einer Sammlung von Familienbriefen und andern Correspondenzen lag sie dem Verfasser des hier angezeigten Werkes vor, dem es auch gelang, in andere wichtige Schriftstücke und Correspondenzen sich Einblick zu verschaffen. Er hat dies alles zu einem Werke verarbeitet, das großes Interesse bietet. Neben dem höchst lehrreichen Stoffe ist anzuerkennen die Nüchternheit und Billigkeit, mit welchen der Verfasser seinen Helden behandelt.

Digitized by Google

Er macht oft auf deſſen Schwächen aufmerkſam, kritiſirt und rectificirt deſſen Urtheile und Behauptungen. Doch liebt er es noch mehr, deſſen Lichtſeiten zur Geltung zu bringen und einer allzu ſummariſchen Aburtheilung ſeines Helden entgegenzutreten. Das Hauptziel des Verfaſſers geht dahin, den Nachweis zu erbringen, daß Le Coz trotz all der verhängnißvollen Irrgänge ſeines bewegten Lebens ſtets und unwandelbar in gutem Glauben ſich befunden habe. Dieſe Frage führt freilich ſo tief in die Labyrinthgänge des menſchlichen Gewiſſens, daß ſie im letzten Grunde nur von dem Auge eines höhern Richters entſchieden werden kann. Aber den guten Glauben in einem gewiſſen Sinne, im Sinne der alles überwältigenden Macht der Illuſion über einen ſtark enthuſiaſtiſch angelegten Charakter, dürfte er einigermaßen wahrſcheinlich gemacht haben.

Sein Verfahren dabei iſt ein ſehr einfaches. Nach der Folge der Zeit werden Inhalt oder Wortlaut authentiſcher Schreiben aneinandergereiht, welche der Herausgeber — zuweilen reichlicher als nothwendig — mit ſeinen Gloſſen begleitet. Auf die großen Zeitereigniſſe und Umwälzungen, zwiſchen denen dieſes merkwürdige Menſchenleben ſich abſpielt, wie auf bedeutendere Geſtalten der jenem zur Seite ſtehenden Perſonen läßt er ſich ſoviel wie gar nicht ein. Soll man das volle Verſtändniß in allen Punkten gewinnen, ſo iſt vorausgeſetzt, daß der Leſer über alle Phaſen der Revolution und die ganze Geſchichte jener Zeit bereits eingehend unterrichtet ſei. Ohne das könnten auch über die Bedeutung der conſtitutionellen Kirche wie über die perſönliche Stellung, welche Le Coz in derſelben einnahm, leicht unrichtige und überſchätzende Vorſtellungen entſtehen. Die conſtitutionelle Winkelkirche muß erſt an der katholiſchen Martyrerkirche, Le Coz an Parteigenoſſen wie Grégoire, aber auch an den kirchlichen Vorkämpfern ſeiner Tage gemeſſen werden.

Den königstreuen Biſchöfen hat ihn der Verfaſſer wohl zu verſchiedenen Malen gegenübergeſtellt, jedesmal zu Ungunſten dieſer letztern. Manchmal muß dies ſchmerzlich berühren. Wenn den Biſchöfen wiederholt zum ſchweren Vorwurf gemacht wird, daß ſie emigrirt ſeien, ſtatt wie Le Coz an der Spitze ihrer Herde dem Martyrertode entgegenzugehen, ſo iſt das kaum billig. Die Biſchöfe ſtanden zur Zeit der Emigration vor einer ganz ungewiſſen Zukunft. Die triftigſten Gründe chriſtlicher Klugheit und biſchöflicher Hirtenpflicht konnten die zeitweilige Flucht empfehlen, auch wo dieſelbe nicht mit Gewalt erzwungen wurde. Schon der Umſtand, daß nahezu der geſamte Epiſcopat, und ohne Zweifel ein im ganzen hochachtbarer Epiſcopat, zur Emigration ſich entſchloß, iſt vielſagend und fällt ins Gewicht. „Um dieſe Zeit“, ſchreibt im Hinblick auf den Sommer 1792 L. Sciout (Histoire de la Constitution civile du Clergé II [Paris 1872], 447), „wurden die Biſchöfe, wenn ſie nicht auswanderten, in ihren eigenen Häuſern verhaftet; verließen ſie aber ihre Diöceſen, ſo wurde dies ſofort ſignaliſirt, und man nahm ſie feſt unter der Anklage auf Emigration. Jedem Prälaten, welcher unter den Augen der conſtitutionellen Kirche den katholiſchen Cultus ausüben wollte, wurde nur die Wahl gelaſſen zwiſchen Gefängniß oder Exil.“ Der ſo ſchmählich mißhandelte, monatelang eingekerkerte Biſchof Senez von Digne konnte etwas davon erzählen. Ungleich entwürdigender und ſchreck-

haſter noch war der Leidensweg des vom raſenden Revolutionspöbel dreimal verjagten Biſchofs de Chilleau von Chalons-ſur-Saone. Man leſe Sicard (Les Évêques pendant la révolution [Paris 1894] p. 460 s.), welcher dieſe Frage über die Haltung der Biſchöfe eingehend erörtert hat. Derſelbe weiſt u. a. hin auf den muthigen Biſchof La Broue de Vareilles von Gap, der mit all ſeinem Ausharren in der Diöceſe nicht verhindern konnte, daß die große Mehrzahl ſeines Clerus pflichtvergeſſen den verpönten Eid leiſtete. Trotz manches Guten, was er wirken konnte, hat er nach einer langen Kette von Leiden und Verluſten ſelbſt zuletzt den Zweifel ausgeſprochen, ob er im Intereſſe ſeiner Kirche nicht beſſer daran gethan hätte, rechtzeitig zu emigriren. Es war keineswegs nur das Leben der Biſchöfe, welches bedroht war, es war vielleicht mehr noch die Würde ihrer Stellung und die Freiheit ihres Handelns.

Mit ähnlicher Härte urtheilt der Verfaſſer auch ſpäter hinſichtlich jener Prälaten, welche in die durch das Concordat geſchaffene Neuordnung ſich nicht finden konnten und, befangen in gallikaniſchen Vorurtheilen, der Aufforderung des Papſtes zur freiwilligen Abdankung ſich nicht glaubten fügen zu ſollen. Ohne Zweifel haben dieſe ſonſt achtbaren Männer hierin gefehlt. Aber was zu Gunſten eines Le Coz angerufen wird, was ſeinen guten Glauben an die Rechte der gallikaniſchen Kirche darthun ſoll, darf doch in gleichem Maße auch für dieſe hartgeprüften Biſchöfe in Anſpruch genommen werden. Der Verfaſſer iſt geneigt, ſich luſtig zu machen über das Motiv der Königstreue, das angeblich dieſe ehrwürdigen Männer dabei vor allem geleitet habe. Mag es unrecht geweſen ſein, Rückſichten dieſer Art mehr Gewicht beizulegen als der Sorge für das Heil der anvertrauten Seelen, ſo bleibt doch auch die chriſtlich aufgefaßte Pflicht der Königstreue ein hochachtbares und geheiligtes Motiv. Der Verfaſſer erzählt in etwas ſpöttiſchem Tone von Biſchof de la Marche von Léon. Dieſer wollte zwar ſeine Abſetzung durch den Papſt und die Neuabgrenzung der franzöſiſchen Bisthümer durch das Concordat nicht als zurecht beſtehend anerkennen; aber er freute ſich doch über die Herſtellung des kirchlichen Friedens in Frankreich. Auf Umwegen ließ er dem Oberhirten jenes Bisthums, welchem ſein alter Sprengel zugefallen war, alljährlich die Delegation aller ſeiner Vollmachten zuſtellen, um demſelben, ohne ihn anzuerkennen, doch nach gallikaniſcher Auffaſſung eine rechtmäßige Verwaltung zu ermöglichen. Dieſer Biſchof befand ſich in einem großen kirchenrechtlichen Irrthum; allein den Irrthum einmal vorausgeſetzt, hat er ſo edel und ſelbſtlos gehandelt, daß dies kühn auch den beſten Handlungen eines Le Coz an die Seite geſtellt werden kann.

Wenn der Verfaſſer von der perſönlichen Haltung der franzöſiſchen Biſchöfe im Auslande und von dem Eindrucke, den dieſe Prälaten bei der fremden Bevölkerung hinterließen, geringſchätzig zu denken ſcheint, ſo dürfte er für dieſe ſeine Anſchauung ſchwerlich auf urtheilsfähige Zeugen im damaligen England oder Deutſchland ſich berufen können. Die zahlreichen franzöſiſchen Prälaten wenigſtens, die auf deutſchem Boden Zuflucht gefunden hatten, werden ſtets nur mit Achtung genannt. So heißt es in einem Aufſatze der „Zeitſchrift für vaterländiſche Geſchichte und Alterthumskunde Weſtfalens“ XLVI, 79 (Weſtfalen und

die franzöſiſche Emigration) über „das Oberhaupt der nach Weſtfalen geflüchteten Geiſtlichen", Cardinal de la Rochefoucauld: „Im Alter von 89 Jahren ſtarb dieſer ehrwürdige Kirchenfürſt zu Münſter, wo er ſeit ſechs Jahren in ſtiller Zurückgezogenheit, aber als Gegenſtand allgemeiner Verehrung gelebt hatte." Aehnlich geſchieht daſelbſt S. 59 des erbaulichen Aufenthaltes des Biſchofs von le Mans in Paderborn Erwähnung.

Auch wo der Verfaſſer den ſpätern Biſchof und berühmten Kanzelredner de Boulogne gelegentlich als Schriftſteller Le Coz gegenüberſtellt, kann man ſich nur ſchwer des Eindruckes erwehren, daß hier nicht ganz gleiches Maß angewendet wurde. Es iſt, als ob die republikaniſche Luft, die im heutigen Frankreich weht, unwillkürlich dahin wirke, die einſtigen treuen Anhänger der Monarchie unnachſichtiger, die Freunde liberaler Inſtitutionen ſympathiſcher zu beurtheilen, als bei völlig unbefangener Abwägung ihrem perſönlichen Verdienſte zukäme. Für den armen Le Coz mag dies freilich ein Schadenerſatz ſein für die vielen vielleicht allzu abfälligen, oft ungerechten Urtheile, mit welchen eine anders gerichtete Zeit und Denkungsweiſe ſein Andenken über Gebühr getrübt hat.

Der Werth der vorliegenden hübſchen Publication ſoll durch ſolche Bemerkungen keineswegs herabgeſetzt werden. Er beſteht darin, daß ſie einen recht guten Einblick gewährt in das Weben und Streben der längſt vergeſſenen kleinen conſtitutionellen Kirche; daß ſie recht draſtiſch das Unwürdige des damaligen Staatskirchenthums nachweiſt und dies gerade bei einer ſonſt achtbaren und theilweiſe entſchuldbaren, nicht unbedeutenden Perſönlichkeit; daß ſie endlich das Charakterbild eines überaus merkwürdigen, im guten Sinne originellen Enthuſiaſten recht anſchaulich wiedergibt.

Otto Pfülf S. J.

Louis Veuillot. Par ***Eugène Veuillot*** (1813—1845). 3ᵉ édit. 8°. (XI et 552 p.) Paris, Retaux, 1899. Preis *Fr.* 7.50.

Von der mit Ungeduld erwarteten Biographie des berühmten katholiſchen Schriftſtellers Louis Veuillot iſt endlich, 15 Jahre nach ſeinem Tode, der erſte Band erſchienen. Hielt der Verfaſſer, Eugen Veuillot, erſt jetzt den Zeitpunkt für gekommen, gewiſſe dunkle Punkte der katholiſchen Bewegung in Frankreich aufklären, alte Gegner und alte Freunde frei beurtheilen zu können? Für einen Geſchichtſchreiber iſt es gewiß von Werth, wenn die zu behandelnden Perſonen und Ereigniſſe in eine gewiſſe Ferne gerückt ſind; das gewährt ihm größere Freiheit. Aber E. Veuillot hat ſich durch ſolche Gründe nicht beſtimmen laſſen. „Ich habe gewartet," ſagt er im Vorwort, „weil unvorhergeſehene Umſtände und Schwierigkeiten mich nöthigten, mich mehr als ich wünſchte der journaliſtiſchen Thätigkeit zu widmen." Es handelte ſich nämlich darum, den „Univers", den L. Veuillot vor ſeinem Tode allein ſeinem Bruder anvertraut hatte, in ſeiner bisherigen Richtung zu erhalten.

Der vorliegende erſte Band beginnt mit der Geburt L. Veuillots im Jahre 1813, und ſchließt mit ſeiner Verheiratung 1845. Er berichtet über ſeine ganze Jugendzeit, die Anfänge ſeiner publiciſtiſchen Thätigkeit, ſeine Bekehrung und die

ſieben erſten Jahre ſeines Kampfes für die Kirche. Er zeigt ihn uns als Kind in der Werkſtätte ſeines Vaters; im Alter von 13 Jahren als Schreibergehilfen bei einem Notar; von ſeinem ſiebenzehnten Jahre an als Mitarbeiter für conſervative Tagesblätter, zuerſt zu Rouen, dann zu Périgueux, endlich zu Paris. Im Jahre 1838 finden wir ihn in Rom, wo ein franzöſiſcher Jeſuit, P. Rozaven, an ſeiner Bekehrung mitwirkt; nach Paris zurückgekehrt, erringt er ſich bald einen Ehrenplatz unter den Vorkämpfern der katholiſchen Preſſe. Bereits im Jahre 1845 hatte er mehrere Werke veröffentlicht, die von dem ſtarken, innigen Glauben ihres Verfaſſers ein beredtes Zeugniß ablegten, ſo Les Pèlerinages de Suisse, Rome et Lorette u. ſ. w.; bereits war er Chefredacteur des „Univers“, den er zu einem einflußreichen und gefürchteten Tagesblatte umgeſchaffen hatte; bereits hatte er, trotz der wüthenden Angriffe der Feinde der Kirche, unerſchrocken für den freien und chriſtlichen Unterricht gekämpft und dafür Geldſtrafe und Gefängniß erduldet.

Einen beſondern Reiz erhält die Schilderung dieſer Arbeiten und Kämpfe dadurch, daß ſie von dem beſtändigen Augenzeugen, dem vertrauteſten Kenner L. Veuillots geboten wird. Die perſönlichen Erinnerungen des Verfaſſers ermöglichen uns einen tiefern Einblick in ſein Privatleben. „Ich ſpreche ganz gewiß als Geſchichtſchreiber,“ ſagt Eugen Veuillot, „aber ich will damit nicht ſagen, daß der Geſchichtſchreiber den Bruder, den Schüler, den Waffengefährten, den Augenzeugen völlig zurückdränge. Was ich erzähle, habe ich erlebt. Daher werden Mittheilungen vertraulichſter, perſönlichſter Natur einfließen, in denen man vielleicht ein übermäßiges Sichgehenlaſſen finden wird. Das kümmert mich wenig. Derartige ungezwungene Mittheilungen dienen der Wahrheit oder ſind vielmehr die Wahrheit ſelbſt und machen ſie packender.“ Auf den Einwurf, er könne das Leben ſeines Bruders nicht unparteiiſch ſchreiben, antwortet der Verfaſſer: „Wenn unter Unparteilichkeit Gleichgiltigkeit zu verſtehen iſt, dann bin ich ganz gewiß nicht unparteiiſch. Aber ich will den Leſer in den Stand ſetzen, es zu ſein; deshalb theile ich genau die Handlungen mit. Wenn dieſe aber in ihrem rechten und vollen Lichte gezeigt werden, wenn man den zu Grunde liegenden Gedanken, das Ziel, die Wurzel und die Früchte derſelben hervortreten läßt, ſo ermöglichen ſie einem jeden ein unparteiiſches Urtheil über das Werk und den Urheber. Das iſt das Charakteriſtiſche meines Buches.“

Um das Leben des großen Polemikers, wie L. Veuillot es war, angemeſſen zu ſchreiben, genügt es nicht, zu wiſſen, was er gethan; es müſſen auch die Umſtände mitgetheilt werden, in denen er es gethan. Es war daher nothwendig, den Urſprung der katholiſchen Partei in Frankreich, ihre Berechtigung, die Weiſe ihrer Entſtehung, ihre Führer, die von ihr geleiſteten Dienſte, die beſtandenen Prüfungen mit in den Kreis der Darſtellung zu ziehen. Der Verfaſſer hat dieſe Nothwendigkeit erkannt. Er hat deshalb ſeinen Gegenſtand erweitert, um ihn deſto gründlicher zu behandeln, ohne über die nothwendigen Grenzen hinauszugehen. Zudem enthält die eingehende Darlegung alles deſſen, was die katholiſche Partei gethan und geleiſtet, ſehr viel Belehrendes. In den Kämpfen der Vergangenheit finden jene, welche die der Gegenwart und Zukunft durchzufechten haben, Vorbilder und Waffen.

Digitized by Google

Von selbst drängt sich nach dem Lesen des ersten Bandes das lebhafte Verlangen nach dem baldigen Erscheinen des zweiten auf, der uns L. Veuillot als den unbeugsamen Mann felsenfester Principien zeigen wird, welcher sich nie dazu versteht, die Wahrheit abzuschwächen oder auch nur zu verschleiern, und dem Ansturm aller Feinde der Kirche mit Erfolg die Stirn bietet.

Viktor Mercier S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Praelectiones dogmaticae, quas in Collegio Ditton-Hall habebat Christianus Pesch S. J. Cum approb. Rev. Archiep. Friburg. et Super. Ordinis. Tomus IX: Tractatus dogmatici. (De virtutibus moralibus. De peccato. De novissimis.) 8°. (X et 366 p.) Friburgi, Herder, 1899. Preis *M.* 5.40.

Wir zeigen hiermit den letzten Band dieses theologischen Lehrbuches an. Wer den Stand der Literatur kennt, wird wissen, daß gerade die Theorie der Tugenden große Schwierigkeiten bieten mußte. Um so dankbarer wird man dem Verfasser sein, daß er auch die theologischen Argumente, mehr als es bei diesem Stoffe zu geschehen pflegt, so weit es eben thunlich war, herbeizog. Manches, was die Moraltheologie ausführlich behandelt, ist hier übergangen. Es sollten eben vor allem die Principien und Grundprobleme dargelegt werden. Sehr interessant und zeitgemäß sind auch manche der Ausführungen über die Sünde und die letzten Dinge. Mit wohlthuender Klarheit wird in der Lehre vom Fegefeuer das Sichere vom Unsichern geschieden. Mit größter Umsicht erörtert der Verfasser die Frage des Höllenfeuers. Für die Geschichte der Tradition und der Scholastik bietet die Untersuchung des Problems, ob alle Menschen vor dem jüngsten Gericht sterben werden, recht lesenswerthe Beiträge. Wir wünschen dem Verfasser Glück zum Abschluß seiner mühevollen Arbeit und zweifeln nicht an dem Erfolg des Werkes.

Die Verlesung der Meßperikopen in der Volkssprache. Von Dr. Joh. Ernst, Pfarrer und Militärkurat a. D. in Miesbach. 8°. (30 S.) Passau, Kösel, 1899.

Der Verfasser legt ein warmes Wort dafür ein, daß während der heiligen Messe, mehr noch als es zu geschehen pflegt, das Evangelium und die Epistel zur Verlesung in der Muttersprache kämen, und zwar außer denen der hohen und gebotenen Festtage diejenigen des Tages oder des gewöhnlichen Kirchenjahres. Mit Grund findet er in ihnen eine Quelle der anregendsten Gedanken, welche zur Erbauung des gläubigen Volkes vom Heiligen Geiste in den heiligen Schriften niedergelegt sind, und von welchen gerade die von der Kirche ausgewählten Abschnitte eine reiche Fülle bieten. Für die verschiedensten Verhältnisse und Seelenstimmungen regt bald der eine bald der andere Satz den Hörer mächtig an: er findet Trost in Leiden,

Kraft in Verfuchung, Einfchüchterung bei Vermeffenheit, Zuverficht in Gefahr. Es entfpricht ohne Zweifel der Abficht der Kirche, daß gerade diefe Lefeftücke nach Möglichkeit ein Gemeingut des gläubigen Volkes werden. Der Verfaffer der hier angezogenen Schrift hat nicht unrecht, wenn er fagt, eine einzige Sentenz der göttlich infpirirten Bücher bringe manchmal eine nachhaltigere Wirkung in der Seele des Hörers hervor als eine ganze Predigt. Doch dürfte es wohl zu weit gegangen fein, die Anknüpfung einer kurzen Erklärung des vorgelefenen Abfchnittes auszufchließen: ohne Erklärung bleibt manches unverftanden, ja nicht felten mißverftändlich; dem müßte möglichft vorgebeugt werden. Sollte dies der Zeit oder der Umftände halber nicht gefchehen können, fo würde das immerhin als ein Uebel aufzufaffen fein, und man müßte mindeftens mißverftändliche Stellen durch Einfchiebung einer erklärenden Umfchreibung verftändlich machen.

Das goldene Jahr. Jubiläumsbüchlein von Joſeph Hilgers, Prieſter der Geſellſchaft Jeſu. Mit Genehmigung der geiſtlichen Obrigkeit. 32°. Kevelaer, Butzon und Bercker, 1899. Preis geb. 75 *Pf.*

Das bevorftehende Jubiläumsjahr wird vorausfichtlich Anlaß zu verfchiedenen auf das Gnadenjahr bezüglichen Schriftchen fein. Eines diefer Art liegt bereits im „Goldenen Jahr" des P. Hilgers vor. Dasfelbe will den Gläubigen behilflich fein, die Schätze des goldenen Jahres zu heben, und gibt darum zu diefem Ende in zehn Abfchnitten eine ebenfo klare und gemeinverftändliche wie anregende und erbauende Erläuterung der päpftlichen Jubiläumsbulle. Für den praktifchen Gebrauch ift in einem Anhang zur Benutzung bei den frommen Uebungen, die zur Gewinnung des Jubiläumsablaffes vorgefchrieben find, eine Anzahl auserlefener und durchweg mit Abläffen verfehener Gebete angefügt. Der Preis des mit einer Reihe fchöner Illuftrationen in Schwarzdruck gezierten Werkchens ift mäßig. Eine zweite, kürzere Ausgabe des Schriftchens ift unter dem Titel „Jubiläumsbüchlein" (Preis ungebunden 30 *Pf.*) erfchienen. Der Anhang befchränkt fich in ihr auf Gebete zum heiligften Herzen Jeſu.

Der Katechet. Ausführliche Erklärung des katholifchen Katechismus als praktifche Anleitung zum Katechifiren. Von Ferdinand Heinrich Jaegers, Pfarrer zum hl. Andreas in Köln. Mit Genehmigung des Erzbifchöflichen General-Vikariates zu Köln. Erfter Band. 8°. (VIII u. 600 S.) Köln, Bachem, 1899.

Das hier angezeigte Handbuch verdankt fein Entftehen einer Anregung des hochw. Herrn Weihbifchofs von Köln, Dr. Anton Fifcher, welcher nunmehr dem vorliegenden erften Bande eine empfehlende Einleitung mit auf den Weg gibt. Der Verfaffer ift ein geſchulter Katechet, der „feine Methode, namentlich die Ausdrucksweife, in langjähriger Praxis in Stadt- und Landfchulen erprobte". Es fei damit das Werk auch hier empfohlen, indem wir uns vorbehalten, nach feiner Vollendung eingehender auf dasfelbe zurückzukommen. Bei Beurtheilung des Buches ift jedenfalls wohl zu beachten, daß dasfelbe einen ganz beftimmten praktifchen Zweck hat, und daß daher nicht der Eindruck der bloßen Lefung für die Würdigung des Gebotenen maßgebend fein darf. Schon eine Predigt hört fich ganz anders an, als fie fich lieft. Weit mehr gilt das von einer Katechefe, die naturgemäß und wefentlich aus Rede und Gegenrede, Frage und Antwort befteht, die das ihr eigenthümliche Gepräge fowie all ihre Vorzüge hauptfächlich von der lebendigen Friſche der Com-

Digitized by Google

munication zwischen Katechet und Katechumenen erhält. Das läßt sich aber nicht so niederschreiben, und man darf es daher auch nicht im vorliegenden Werke suchen, zumal hier die Antworten und Fragen der Kinder nicht eingefügt worden sind. Vielleicht hätte der Verfasser nun dennoch wenigstens beispielshalber bei einzelnen Katechesen auch jene Antworten ausführlich bringen sollen, um so besonders dem angehenden Katecheten ein vollständiges Bild einer guten Katechese zu geben. Mit dem erwähnten Unterschied zwischen geschriebener und gehaltener, todter und lebendiger Katechese hängt es wohl auch zusammen, daß die Beweise der einzelnen Wahrheiten nicht immer scharf genug hervortreten. Es könnte dem ja beim lebendigen Vortrag die Hervorhebung in der Betonung abhelfen. Auch jene Wärme, die da Herz und Gemüth des Kindes so wohlthuend berührt, daß ihm jede katechetische Stunde süß und angenehm vorkommt, kann vollkommen nur durch das lebendige Wort erreicht werden. Im übrigen, wie die Einleitung selbst sehr richtig bemerkt, „verfolgt das Handbuch nicht den Zweck, daß der es benutzende Katechet seine Katechese genau und wörtlich so halte, wie sie im Buche steht.... Nur derjenige Unterricht und namentlich nur derjenige Religionsunterricht ist der richtige, in dem die Individualität des Lehrers hervortritt; nur dadurch wird der Unterricht Geist und Leben." Was die Art und Weise angeht, wie Citate, besonders Väterstellen, beigebracht werden, so dürfte etwas mehr Einheitlichkeit und Genauigkeit erwünscht sein.

Italienischer Beichtspiegel mit einem Anhang italienischer Gebete für den Empfang der heiligen Communion und der letzten Oelung. Herausgegeben von Dr. Lorenz Werthmann, Erzb. Geistl. Rath. Mit erzbischöflicher Approbation. Kl. 8°. (90 S.) Freiburg, Verlag des Caritasverbandes für das kath. Deutschland, 1899. Preis 45 *Pf.*

Schon der guten Sache wegen, welcher das Büchlein dient, muß dasselbe auf besondere Weise empfohlen werden. Die Seelsorge der italienischen ebenso wie der polnischen Arbeiter, wie sie in Deutschland betrieben wird, ist ein rühmendes Zeugniß für den Seeleneifer des deutschen Clerus. Auch das vorliegende Büchlein bezeugt dasselbe sehr klar. Inhalt und Anlage des Werkchens verdienen alles Lob. Alles nothwendige zur heiligen Beicht, Communion, letzten Oelung findet sich darin deutsch und italienisch. Das Italienische ist mit einer eigenen Orthographie (nach der Aussprache) gegeben, so daß jedermann mit Leichtigkeit dasselbe handhaben kann. Wer das Büchlein geschickt benutzt, kann so nebenher mit Hilfe desselben einen guten Anfang machen zur Erlernung der italienischen Sprache.

Entwicklung des katholischen Katechismus in Deutschland von Canisius bis Deharbe. Historisch-kritisch dargelegt von Franz Xaver Thalhofer, Dr. theol. gr. 8°. (VI u. 246 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis *M.* 3.

Ueberaus fleißig, dabei verständig und maßvoll im Urtheil, überall das Gute anerkennend, ohne die Schwächen zu übersehen, sucht diese Arbeit über Entstehung, Verbreitung, Stoffauswahl und sachliche wie formelle Einrichtung des deutschen Katechismus zu unterrichten. Es versteht sich, daß dabei die wichtigsten Fragen des Volksunterrichtes wie des Jugendunterrichtes, der Methode wie der Lehre in Anregung gebracht werden mußten. Man wird daher in jedem Falle mit Nutzen und Interesse das Buch studiren. In manchem wird das Urtheil nach wie vor getheilt bleiben. Wenn aber das Werk etwas mit Sicherheit darthut, so ist es die

Thatsache, daß niemals ein Katechismus hergestellt werden wird, der jeden Tadel und jede Klage verstummen macht. Um so entschiedener wird man den tiefdurchdachten Worten Dr. Knechts beistimmen (S. 166): „Nach katholischer Anschauung ist der Katechet primario der Lehrer der Kleinen, und sein lebendiges Wort ist die Hauptsache. . . ." Der Verfasser trägt kein Bedenken, für die Katechismen Felbigers warm einzutreten trotz entgegenstehender Autoritäten; andererseits hat er wiederholt Veranlassung, auch P. Deharbe gegen ungerechte Vorwürfe in Schutz zu nehmen. Freilich hat er selbst S. 192 diesem tüchtigen und besonnenen Theologen mit Unrecht zu große Rigorosität vorgeworfen und etwas als vermeintliche Correctur beigebracht, was sich von selbst versteht und an dieser Stelle nicht zu behandeln war. Auch bei dem Vorwurf S. 186 wegen Deharbes eingehender Erklärung der vollkommenen Liebe scheint die tief ins praktische Christenleben eingreifende Bedeutung gerade des Liebesactes nicht genügend in Betracht gezogen. Sehr vortrefflich sind die wiederholten Hindeutungen auf die Verschiedenheit der Voraussetzungen und Anforderungen einerseits des Volkskatechismus für ein bunt zusammengewürfeltes, des Lesens unkundiges, freiwilliges Auditorium und des Schulkatechismus für unsere auf der heutigen Höhe des Vielwissens stehende Elementarschule. Diese von richtigem Blicke zeugenden Andeutungen hätten mit Nutzen noch weiter verfolgt werden können. Es würde sich dann gezeigt haben, daß auch die Katecheten früherer Jahrhunderte ganz wohl wußten, was sie thaten und was sie wollten, und daß manches, was ihnen von den heutigen Theoretikern als Tadel angerechnet wird, gerade ihren Verhältnissen angemessen und ein wahres Verdienst war.

Liber Agendarum ecclesie et diocesis Sleszwicensis. Katholisches Ritualbuch der Diöcese Schleswig im Mittelalter. Herausgegeben mit historischer Einleitung von Dr. Joseph Freisen, Professor des Kirchenrechtes in Paderborn. 8°. (XXXI u. 160 S.) Paderborn, Junfermann, 1898. Preis *M.* 5.

Als Professor Freisen das Manuale von Roeskilde herausgab, bekundete er seine Absicht, auch den Liber Agendarum ecclesie et diocesis Sleszwicensis, ein auf Anordnung des letzten katholischen Schleswiger Bischofs, Gottschalk von Ahlefeldt, 1512, zum Gebrauch für die Diöcese Schleswig gedrucktes Ritualbuch zu veröffentlichen. Dem Manuale Roskildense ist in der That die Schleswiger Agende prompt gefolgt. Der Herausgeber hat auch hier dem Text des Rituale eine kurze historische Einleitung vorausgeschickt, welche über die Einführung des Christenthums in Schleswig und die Geschicke der katholischen Kirche daselbst bis zur Gegenwart orientirt. Ein fernerer Abschnitt beschäftigt sich mit der Beschaffenheit des Codex, der Entstehung der Agende und verschiedenen ihr eigenthümlichen Gebräuchen. Sehr zweckentsprechend und instructiv sind die dem Texte des Liber Agendarum beigefügten Noten, in welchen Freisen andere Ritualbücher, das römische, kölnische u. s. w., und insbesondere die Ritualien der drei nordischen Diöcesen Åbo (Finnland), Linköping (Schweden) und Skara (Schweden) zum Vergleich heranzieht. Da die Schleswiger Agende inhaltsreicher ist als das Manuale von Roeskilde, bildet sie einen noch wichtigern Beitrag zur Kenntniß und Würdigung des katholischen Ritus des Nordens zur Zeit des ausgehenden Mittelalters als dieses. Der Herausgeber hat sich daher erst recht durch ihren Abdruck das Anrecht auf den Dank aller erworben, welche sich mit dem Studium der Liturgik oder der religiösen Gebräuche jener Tage befassen. Der Bischof, welcher sich auf dem Holzschnitt der Kehrseite

des Titelblattes der Agende (S. 2) findet, kaum in Anbetracht des beigefügten Wappens nach spätmittelalterlicher Darstellungsweise wohl nur der Bischof Ahlefeldt sein (S. xxv). Wenn Freisen ferner meint (S. 156, Anm. 2), die benedictio pere et baculi peregrinantium in der Schleswiger Agende scheine für jede Reise gelten zu sollen, so ist das unzutreffend. Denn aus dem Gebete, welches nach dem betreffenden Formular bei Uebergabe der Tasche und des Stabes vom Priester zu sprechen ist, ergibt sich, daß es sich um Reisen ad limina sanctorum, also bloß um Wallfahrten handelt.

Bischof v. Ketteler (1811—1877). Eine geschichtliche Darstellung von Otto Pfülf S. J. Erster Band. Lex.-8°. (XVI u. 416 S.) Mainz, Kirchheim, 1899. Preis *M.* 6; geb. *M.* 8.25.

Kettelers Persönlichkeit und bischöfliches Wirken, beide einzig in ihrer Art, haben es um die Kirche Deutschlands verdient, daß ihr Andenken in Ehren bleibe. Daß ihm nun endlich nach 22 Jahren ein biographisches Denkmal gesetzt wird, wie es seiner Bedeutung entspricht, ist würdig und recht. Das Werk ist unter günstigen Bedingungen zu stande gekommen. Was 20 Jahre hindurch eine hingebende Pietät von überall her gesammelt hatte, stand zur Verwerthung offen, dazu noch der treue Rath eines mit dem verewigten Kirchenfürsten so vertrauten Mannes wie Herr Domkapitular Dr. Raich. Durch frühere Arbeiten auf nahe verwandten, mit dem gegenwärtigen Stoffe sich enge berührenden Gebieten hat der Verfasser gezeigt, daß er die großen kirchlichen Fragen nach allen Richtungen ins Auge zu fassen weiß, und daß es ihm um nichts anders zu thun ist als um die Sache. Wer die zwei Bände über Cardinal v. Geissel näher studirt hat, weiß im voraus, daß er in dem vorliegenden Werke etwas mehr zu erwarten hat als schöne Worte. Wo der Biograph mit so hohem Ernst seine Aufgabe erfaßt, wie es hier geschieht, kann es nicht ausbleiben, daß sein Werk wahrhaft zu einem Lehrbuch kirchlichen Denkens, Lebens und Wirkens werde. Wenn die Vorrede auf Schwierigkeiten hindeutet und etwaigen üblen Eindrücken vorzubeugen sucht, so kann sich dies nur in geringem Grade auf diesen ersten Band beziehen. Es scheint wohl, daß die folgenden Bände noch heiklere Partien zu behandeln haben werden. Das hat bei Personen und Ereignissen, die einer so nahen Vergangenheit angehören, immer sein Mißliches, ist aber oft kaum zu umgehen bei Werken, die ihren Werth behalten sollen für die Zukunft. Die Anlage des Werkes, das im vorliegenden Bande nur bis 1859 führt, bietet jedenfalls den Vortheil, daß von Band zu Band das Interesse wächst. Kettelers schriftstellerisches Aufgreifen der socialen Frage, die Ereignisse von 1866, das Vaticanische Concil und der Culturkampf u. s. w. stehen noch in Aussicht, und man sieht dem vollständigen Abschluß mit wahrer Spannung entgegen.

Eine Fahrt durch Frankreich nach Spanien und Portugal. Von Anton Mayr, Pfarrer in Tandern. 8°. (368 S.) Radolfzell, Moriell, 1898. Preis *M.* 3.20.

Pfarrer Mayr hatte 1894 und 1896 eine Reisegesellschaft nach Spanien geleitet. Ziel der Fahrt war beide Male vornehmlich das altberühmte Grab des Apostels Jacobus des Aeltern in Santiago de Compostela; doch wurde auch andern hervorragenden Orten und heiligen Stätten der pyrenäischen Halbinsel ein Besuch gewidmet. Die Erlebnisse der zweiten der beiden Pilgerreisen, welche sich bis nach Portugal hineinerstreckte, hat nun Pfarrer Mayr in seiner „Fahrt durch Frankreich nach Spanien und Portugal" niedergelegt. Wie damals seine Reisefreunde, so führt

er jetzt den Leser über Paray-le-Monial und Clermont auf spanischen Boden, zeigt ihm dort Barcelona, ersteigt mit ihm die vielzerklüfteten Felsen des Montserrat, geleitet ihn in die Höhle von Manresa, preist ihm Zaragoza und Valencia, die Stadt des Cid, entrollt ihm ein Bild von Cordoba, Sevilla, Cadix und Granada samt ihren zahlreichen maurischen Erinnerungen, schildert ihm Toledo, Madrid, den Escorial, läßt ihn Halt machen an den Stätten, wo die hl. Theresia gelebt und gewirkt hat, in Avila und Alba, zieht mit ihm nach Portugal hinein und von da zum Hauptpunkt der Pilgerfahrt, nach Santiago, und bringt ihn dann über Burgos und Loyola im Lande der Basken durch Frankreich wieder zur Heimat zurück. Herr Pfarrer Mayr hat gut beobachtet und weiß, was er gesehen und erfahren, in anregender Weise zu erzählen. Die Sprache des Buches ist schlicht, aber gefällig, die Schilderung des Erlebten einfach, aber anschaulich, die Beschreibung von Land und Leuten anspruchslos, aber, und vielleicht gerade darum, sehr ansprechend. Einen besondern Vorzug der Arbeit bildet der fromme Hauch, welcher dieselbe durchweht, ohne indes jemals in Pietismus und Sentimentalität auszuarten. Bei den vielen den Schilderungen eingestreuten lieblichen Legenden hätte vielleicht hier und da etwas mehr ihr bloß legendenhafter Charakter betont werden können.

Cuique Suum. La Liquidation du „Consortium" Americaniste. Par Saint-Clément. 8°. (90 p.) Paris, Thorin, 1899. Preis *Fr.* 2.

Diese fähige, kleine Broschüre ist eine Streitschrift und entbehrt der Schärfen und persönlichen Spitzen einer solchen auch keineswegs. Sie will das Verhalten der einstigen Vorkämpfer des „Amerikanismus" gegenüber der kirchlichen Verurtheilung ihrer frühern Leitideen näher charakterisiren, nicht um über die Niederlage von Gegnern einen Triumphgesang anzustimmen, sondern um über thatsächliche Verhältnisse Licht zu verbreiten und auf wirklich bestehende Gefahren aufmerksam zu machen. Zielt vieles in der Schrift auf eine augenblickliche Parteistellung unter den Katholiken Frankreichs und auf Gegensätze innerhalb der katholischen Kirche der Vereinigten Staaten hin, so enthält sie doch überaus vieles auch zur allgemeinen Orientirung. Meisterhaft zeichnet sie vor allem die große Gefahr für die kirchliche Lehre in unsern Tagen. Heute sieht sich die Kirche nicht mehr einem bestimmten, scharf ausgeprägten, mit Fanatismus festgehaltenen Glaubensirrthum, einer verfehlten theologischen Speculation gegenüber, sondern den unstäten Fluthen einer jeder Theologie baren Phrase. Die Glaubenskämpfe der Gegenwart sind die Kämpfe des Katechismus gegen die Phrase, der alten, dingfesten Glaubenslehre gegen geistreichelnde, in allen Farben schillernde, proteusartig sich verwandelnde Schönrednerei. Man kann aus dieser auf ausgedehnten und trefflichen Informationen fußenden Broschüre vieles Nützliche lernen. Im Anhang ist der Brief des Papstes an Cardinal Gibbons über den Amerikanismus beigedruckt, wie auch die Ausschreiben, welche der Erzbischof von Paris und der Bischof von Beauvais aus Anlaß der päpstlichen Entscheidung an ihren Clerus gerichtet haben.

1. **Im Dienste des Kreuzes.** Erinnerungen aus meinem Missionsleben in Deutsch-Ostafrika von P. Alfons M. Adams O. S. B., Mitglied der St. Benedictus-Missionsgenossenschaft. Mit 69 Illustrationen, größtentheils nach Originalphotographien, 2 Kartenskizzen und 2 Kartenbeilagen. Mit Druckerlaubniß der Oberen. gr. 8°. (X u. 154 S.) St. Ottilien (Oberbayern), St. Benedictus-Missionsgenossenschaft; Commissionsverlag: Literar. Institut (M. Seitz) in Augsburg. 1899. Preis eleg. brosch. *M.* 3.

2. **Auf dem Missionspfade in Deutsch-Ostafrika.** Von Sansibar zum Kilimandscharo. Reisebericht, gewidmet den deutschen Katholiken von P. Theophil Schneider C. S. Sp. Mit 74 Illustrationen. 4°. (115 S.) Münster i. W., Verlag von „Kreuz und Schwert"; für den Buchhandel: Heinrich Schöningh, 1899. Preis *M.* 2. Der ganze Erlös kommt der katholischen Kilimandscharo-Mission und dem Missionshaus Knechtsteden zu gute.

3. **Unter den Schwarzen.** Mitteilungen aus Togo über Land und Leute, Sitten und Gebräuche. Von P. Matthias Dier S. V. D., Missionar. (Zum Besten der Togomission.) Mit vielen Bildern. kl. 8°. (192 S.) Steyl, Missionsdruckerei, 1899. Preis geb. *M.* 1.25.

4. **Missionsgrüße von der Goldküste.** Ein Stück Cultur- und Kirchengeschichte aus Westafrika. Mit Illustrationen. Der Reinertrag ist für die Mission der Goldküste bestimmt. gr. 8°. (72 S.) Münster i. W., Verlag von „Kreuz und Schwert", 1898. Preis *M.* 1.

Die vier hier genannten Schriften bilden eine willkommene Bereicherung unserer katholischen Afrika-Literatur.

1. Unstreitig die bedeutendste nach Form und Inhalt ist die erste Nummer. Sie zeigt den Verfasser nicht nur als wackern Missionär, sondern auch als einen Mann von ausgebreitetem Wissen und wissenschaftlicher Befähigung, wie schon die zwei beigefügten feinen Kartenbeilagen bezeugen. Die Schrift erhält dadurch ein vornehmes Gepräge und einen bleibenden Werth. In vier Kapiteln — An der Küste. In Uhehe. Unter den Wasango. Durch Klüften und Steppen — entrollt der Verfasser ein klares, anschauliches Bild aus der Südhälfte des ostafrikanischen deutschen Besitzes: die großartige Gebirgswelt mit ihren donnernden Wasserfällen, das weite in verschiedene Zonen sich scheidende Höhenplateau, das stellenweise dem deutschen Fleiße und Unternehmungsgeist die günstigsten Bedingungen bietet, die weite Steppe mit ihrem Wildreichthum, ein wahres Paradies des kühnen Jägers, alles ist in festen, klaren Linien gezeichnet und mit oft prächtigen Schilderungen colorirt. In dem tapfern, freiheitsliebenden Volke der Wahehes lernen wir einen Stamm kennen, der an Begabung und edeln Charaktereigenschaften, in seinen bürgerlichen Einrichtungen und religiösen Anschauungen hoch über dem gewöhnlichen Negertypus steht, und mit dem wackern Missionär gewinnen wir diese hochstämmigen Gestalten mit ihrem kräftig-männlichen Charakter herzlich lieb. Ueberhaupt bringt die Schrift namentlich in ethnographischer Hinsicht viele wirklich werthvolle Beiträge und Ergänzungen. Die Schrift ist zugleich ein schönes Ehrendenkmal für die Verdienste der jungen aber überaus thätigen St. Benedictus-Missionsgenossenschaft, die hier trotz der schweren Opfer — von 1888—1898 hat sie 28 Missionäre und Schwestern verloren — wirklich Großes geleistet hat. Die Grundsätze für die Erziehung des Negers, wie sie der Verfasser (S. 72 ff.) entwickelt, sind von echt christlicher Liebe und Klugheit dictirt. Noch sei der warme Patriotismus hervorgehoben, der das Ganze wohlthuend durchzieht. Die Illustrationen sind sehr gut ausgewählt und unterstützen wirksam den Text; Papier und Ausstattung sind vornehm und machen dem Verlag alle Ehre.

2. Die zweite Nummer führt uns in die Nordhälfte von Deutsch-Ostafrika, auf das Missionsfeld der Väter vom Heiligen Geist, und macht uns bekannt mit

der Strecke zwischen Mombassa und dem höchsten Gebirge der deutschen Kolonien, der großartigen Firnen und Alpenwelt des Kilimandscharo. Die Schrift, wesentlich ein Abdruck des Reiseberichtes, den P. Th. Schneider im Jahrgang 1898/99 in der bekannten Afrika-Zeitschrift „Kreuz und Schwert" veröffentlicht hat, ist frisch, in populärem Ton geschrieben. Der Reihe nach sehen wir in den Missionsstationen von Mombassa, Bura, Windthorst, Maria-Hilf und Fischersstadt die thatkräftigen Missionäre, meist Elsässer und Deutsche, an der Arbeit, bewundern ihre herrlichen Culturen, ihre praktischen Einrichtungen und erbauen uns an dem Eifer der jungen Christengemeinden. Nebenher erhalten wir manche recht dankenswerthe Angabe über den Charakter und die Sitten der umwohnenden Stämme, und der Aufstieg bis in die Schneeregion des herrlichen Gebirgsstockes gibt eine gute Vorstellung einer afrikanischen Bergtour. Auch in dieser Schrift wie in der vorigen muthet das cordiale Verhältniß zwischen den Missionären und deutschen Offizieren und Beamten wohlthuend an. Die Ausstattung ist preiswürdig, hätte aber durch eine bessere Auswahl und Vertheilung der Illustrationen noch gewonnen.

3. Das Büchlein besteht aus einer bunten Reihe kleiner Skizzen, von denen 34 (I. Theil) ein Bild von Land und Leuten, 80 einen Einblick in das Missionsleben in Togo geben sollen. Die Skizzen, leichten Federzeichnungen vergleichbar, sind unter sich nur lose verbunden und bieten darum kein festes einheitliches Ganzes. Doch weiß der Verfasser im einzelnen recht hübsch zu schildern und zu erzählen und trifft sehr gut den Ton, welchem die Jugend und das einfache Volk am liebsten lauschen. Uebrigens finden sich hier und dort zerstreut zahlreiche dankenswerthe ethnographische Angaben und Notizen. Ein kindlich frommes Gemüth spricht aus dem Verfasser und gibt seiner Darstellung einen wohlthuenden Grundton. Die Ausstattung ist befriedigend; doch passen die zahlreichen Gebetbuch-Vignetten und Blumen-Initialen wenig zum Text.

4. Die Schrift ist wieder ein erweiterter Abdruck einer Artikelreihe aus „Kreuz und Schwert" und durch den rührigen Redacteur Walter Helmes in Münster i./W. zum Besten der Mission an der Goldküste in diese neue Form gebracht. Der erste Theil: Land und Leute an der Goldküste, verräth eine tüchtige Kenntniß der Literatur und drängt auf 43 Seiten eine Fülle von gut gesichtetem Material zusammen. Genauere Quellenangaben hätten unseres Erachtens den Werth dieser Ausführungen erhöht. Der zweite Theil ist etwas kurz gerathen. Es ist etwas Ergreifendes um die heroischen Anstrengungen dieser Handvoll Männer, meist Elsässer, die hier mit dem tödtlichen Klima gerungen und an dieser durch den Fluch des gräßlichsten Fetischismus und des brutalsten Sklavenhandels entweihten Küste einen Garten Gottes gepflanzt.

Wir wünschen den vier Schriften, deren Erträge ja sämtlich den betreffenden Missionsgebieten zufließen, einen reichlichen Absatz.

Das Erbrecht des Bürgerlichen Geſetzbuches und das natürliche Recht.

Die Frage des Erbrechts wurde bereits früher in dieſen Blättern (Bd. XXX, S. 480 ff.) beſprochen. Damals geſchah es in der Abſicht, um das franzöſiſche Erbrecht und deſſen Mängel zu beleuchten. Dieſe werden zum Vergleich auch jetzt wieder mit heranzuziehen ſein, wo es ſich für uns darum handelt, das Erbrecht des neuen Bürgerlichen Geſetzbuches des Deutſchen Reiches einer Beurtheilung zu unterziehen.

Es ſei gleich hier geſagt, daß das Urtheil im großen und ganzen ein anerkennendes iſt, und daß wir glauben, der Vergleich mit andern Erbrechten brauche nicht zu Ungunſten des neuen deutſchen Erbrechts zu lauten.

Das Erbrecht der einzelnen Staaten würde im allgemeinen nicht zu ſo vielen Bedenken Anlaß geben und nicht ſo vielen Angriffen ausgeſetzt ſein, als dies thatſächlich der Fall iſt, wenn bei der Geſetzgebung der Standpunkt eines natürlichen Rechts maßgebend wäre. Würde den geſetzgebenden Factoren das als Aufgabe der poſitiven Geſetze vorſchweben, daß das natürliche Recht geachtet und geſchützt, nach dieſer Richtung hin erläutert und nur wo nöthig ergänzt und erweitert werde, dann würde man mit größerer Vorſicht und Sorgfalt die Einzelbeſtimmungen prüfen, bevor ſie als Rechtsnorm in die Geſetzesſammlung kämen. Allein wenn man in der Anſchauung befangen iſt, als ob alles Recht erſt durch die poſitiven Satzungen geſchaffen werde, ſo liegt die Gefahr nahe, daß die Forderungen des natürlichen Rechts nicht alle zum Ausdruck gelangen, daß manche derſelben verletzt werden und daß die poſitive Geſetzgebung ſich auf ein Gebiet wagt, das ihr von Gott verſchloſſen iſt.

Das neue Bürgerliche Geſetzbuch ſtellt ſich nun allerdings auch, zu unſerem Bedauern, auf den Standpunkt des nur poſitiven Rechts. Allein

da es das, was wir vielfach als natürliche Rechtspflichten bezeichnen müſſen, wenigſtens als ſittliche Pflichten anerkennt, und zwar nicht bloß theoretiſch anerkennt, ſondern ſie auch in der Regel bei der Aufſtellung der poſitiven Rechtsſätze gebührend berückſichtigt, ſo macht ſich in dem ganzen Abſchnitt über Erbrecht faſt kein Mißton oder ein Widerſpruch mit Forderungen des natürlichen Rechts oder auch nur der natürlichen Billigkeit geltend. Wir müſſen „faſt" ſagen, weil allerdings in dem „Einführungsgeſetz" landesgeſetzliche Beſtimmungen aufrecht erhalten bleiben, welchen man dieſelbe Rückſichtnahme auf natürliches Recht und natürliche Billigkeit nicht in gleicher Weiſe nachrühmen kann. Doch davon weiter unten.

I.

Faſſen wir zunächſt die geſetzliche Erbfolge ins Auge. Um über die größere oder geringere Angemeſſenheit der diesbezüglichen Beſtimmungen ſich ein Urtheil zu bilden, muß man ſich vergegenwärtigen, was eigentlich durch die geſetzliche Erbfolge erreicht werden ſoll und muß.

Die geſetzliche Erbfolge tritt nur im Falle des Mangels einer letztwilligen Verfügung des Erblaſſers ein. Denn das lebt im Rechtsbewußtſein aller Völker, daß die letztwilligen Verfügungen, wenigſtens innerhalb der etwaigen geſetzlichen Schranken, heilig und unverletzlich ſeien. Keine ſtaatliche Gewalt dürfte und könnte an dieſem Inſtitute rütteln und die Befugniß zu letztwilliger Verfügung über das Eigenthum vollſtändig beſeitigen. Das römiſche Recht hält grundſätzlich die letztwilligen Verfügungen des Eigenthümers für maßgebend. Die Rechtsgelehrten glauben ſeine diesbezügliche Auffaſſung richtig auszudrücken, wenn ſie die Regel von der Eigenthumsübertragung überhaupt anwenden auf die Uebertragung durch letztwillige Verfügung: „Nichts ſtimmt mit der natürlichen Billigkeit mehr überein, als daß der Wille des Eigenthümers, der ſein Eigenthum auf einen andern übertragen will, für rechtskräftig gelte" (Inſt. 2, 1, § 40). Das canoniſche Recht fordert bekanntlich für die Giltigkeit letztwilliger Verfügungen nur den ſichern Nachweis der Richtigkeit des letzten Willens des Erblaſſers, der durch das Zeugniß des Pfarrers und zweier Zeugen als erbracht angeſehen wird; auf ſeinem Gebiet hat es alle entgegenſtehenden ſtaatlichen Beſtimmungen aufgehoben (vgl. c. 10. 3, 26). Liegt nun thatſächlich eine letztwillige Verfügung nicht vor, dann rührt der Mangel derſelben entweder davon her, daß der Erblaſſer eine Verfügung nicht treffen wollte oder daß er ſie giltig nicht mehr treffen

konnte. Wollte er nicht — sei es, weil es ihm zu gleichgiltig war, wer sein Rechtsnachfolger werde, sei es, weil er gerade die gesetzlichen Nachfolger, und zwar die Nachfolger in dem gesetzlichen Maße, wollte —, dann läßt sich der Wille des Erblassers gar nicht heranziehen, um an ihm die Billigkeit und Angemessenheit der gesetzlichen Bestimmungen über die Erbfolge zu prüfen, soweit dieser Wille als Prüfstein gelten kann. Konnte der Erblasser unvorhergesehener Umstände halber eine letztwillige giltige Verfügung nicht mehr treffen, dann ist die Frage am Platze: Wie weit soll sich die gesetzliche Erbfolge mit dem muthmaßlichen Willen des Erblassers decken, und wie weit decken sich thatsächlich die in Frage stehenden gesetzlichen Bestimmungen mit dem muthmaßlichen Willen des Genannten? Da glauben wir nun sagen zu müssen: Der Wille des Erblassers, und darum auch in unserem Falle der muthmaßliche Wille, ist zwar ein Moment, welches nach Recht und Billigkeit berücksichtigt werden muß; doch ist er nicht das einzig zulässige und maßgebende Moment. Wäre er das einzig berechtigte Moment, dann müßte man sagen, natürliches Recht oder doch natürliche Billigkeit fordere absolute Testirfreiheit. Damit würden weitaus die meisten bestehenden positiven Rechtssatzungen über die Erbfolge in ihren Grundbestimmungen verworfen. Volle Testirfreiheit findet sich selten proclamirt; selbst das englische Recht, welches sonst als der Typus der Testirfreiheit hingestellt wird, hat diese Testirfreiheit nicht bezüglich des Besitzes von Grund und Boden, sondern hier gerade eine sehr gebundene Erbfolge. Anderswo wird in der Regel die Freiheit letztwilliger Verfügung betreffs des ganzen Besitzes in irgend welcher Weise eingeschränkt. Man geht dabei von dem an sich richtigen Grundsatze aus, daß eine gewisse Erbfolge, unabhängig vom Willen des Erblassers, in der Natur begründet sei, mag man es nun ein volles Recht oder einen Anspruch der natürlichen Billigkeit und Angemessenheit nennen. Daß die unmittelbaren Nachkommen irgendwie an die Stelle des Vaters treten, ist so sehr ein Ausdruck der menschlichen Natur, daß Sohn und Erbe begrifflich kaum getrennt werden. Wenn aber hier eine gewisse natürliche Forderung vorliegt, so ist ohne Zweifel die öffentliche Autorität berechtigt, dieselbe zu einer positiv rechtlichen im strengen Sinne des Wortes zu machen und ihre Ausdehnung und Begrenzung näher zu bestimmen. Wir sagten, die öffentliche Autorität sei berechtigt; eine weitere Frage ist, ob sie auch verpflichtet sei, jene natürliche Forderung dadurch, daß sie dieselbe zu einer strengen positiven Rechtsforderung macht, zu schützen. In der Regel liegt in der Elternliebe

und natürlichen Sorgfalt der Eltern für das Wohl ihrer Kinder Schutz genug; allein da dieſe Regel Ausnahmen erleiden kann, und da außer dem Schutz natürlichen Anſpruches noch andere Gründe in die Wagſchale fallen können, ſo iſt eine gewiſſe geſetzliche Sicherung der natürlichen Erbfolge gewiß zu empfehlen.

Aus allem Geſagten dürfte die Schlußfolgerung gezogen werden, daß die geſetzlichen Beſtimmungen bezüglich der Erbfolge um ſo beſſer und zweckentſprechender ſind, je beſſer in ihnen die natürlichen Regeln der Erbfolge und der muthmaßliche Wille des Erblaſſers ſich widerſpiegeln. Thatſächlich werden dieſe beiden Momente, die Forderungen der Natur in der Erbfolge und der muthmaßliche Wille des Erblaſſers, in eins zuſammenfließen; denn es wird ſich letzterer mit den Regeln der natürlichen Billigkeit decken. Als muthmaßlicher Wille kann bei allgemeiner Regelung nur der vernünftige Wille angeſehen werden; dieſen entnimmt man aus der vernünftigen Natur des Menſchen ſelbſt und aus der in ſie vom Schöpfer der Natur eingepflanzten Neigung. Daher kommt auch wenig darauf an, ob bei den geſetzlichen Beſtimmungen über die Erbfolge vom letzten Willen des Erblaſſers, d. h. von der teſtamentariſchen Erbfolge, als Grundlage ausgegangen wird und die geſetzliche Erbfolge nur als Ergänzung und Stellvertretung jener erſcheint, oder ob die Inteſtaterbfolge als Grundlage gilt und die teſtamentariſche Erbfolge nur als eine, freilich allen geſtattete Ausnahme von der durch poſitives Geſetz fixirten Inteſtaterbfolge angeſehen wird.

Das römiſche Recht hat ſich unzweifelhaft auf den erſten Standpunkt geſtellt. Es hängt das zuſammen mit der ſtarken Betonung des individuellen Rechts, welches der Verfügung des Familienhauptes das ganze Eigenthum unterſtellt. Im Grunde genommen folgt dies aus dem Eigenthumsbegriff. Von Haus aus iſt ja der einzelne Menſch Träger des Eigenthumsrechts, noch bevor er Familienvater wird; dadurch, daß er eine Familie gründet, hört er nicht auf, Rechtsträger zu ſein, ſondern es erwachſen ihm nur neue Pflichten bezüglich des Gebrauches ſeines Eigenthums, für deren Erfüllung er ſelbſt in erſter Linie verantwortlich iſt. Andere Geſetze, zu denen auch verſchiedene deutſche Rechte gezählt werden dürften, legten mehr Gewicht auf das Eigenthumsrecht der Familie als auf das Recht des Familienhauptes; daher war ihnen auch für die Erbfolge die Erbfolge der überlebenden Familienglieder die Grundlage. Allein unter Beibehaltung dieſer Grundlage wurde doch dem Willen des Familienhauptes freier Spiel-

raum gelaſſen. So betont denn in Wirklichkeit keines der angeführten Rechte einſeitig nur das eine Moment: die Verſchmelzung beider halten wir auch entſchieden für das Angemeſſenere, ja für das einzig Richtige.

Das Erbrecht des neuen Bürgerlichen Geſetzbuches für das Deutſche Reich iſt in ſeinen weſentlichen Grundzügen folgendes:

§ 1924. Geſetzliche Erben der erſten Ordnung ſind die Abkömmlinge des Erblaſſers.... Kinder erben zu gleichen Theilen.

§ 1925. Geſetzliche Erben der zweiten Ordnung ſind die Eltern des Erblaſſers und deren Abkömmlinge.

Leben zur Zeit des Erbfalls die Eltern, ſo erben ſie allein und zu gleichen Theilen.

Lebt zur Zeit des Erbfalls der Vater oder die Mutter nicht mehr, ſo treten an die Stelle des Verſtorbenen deſſen Abkömmlinge.... Sind Abkömmlinge nicht vorhanden, ſo erbt der überlebende Theil allein.

§ 1926. Geſetzliche Erben der dritten Ordnung ſind die Großeltern des Erblaſſers und deren Abkömmlinge.

Leben zur Zeit des Erbfalls die Großeltern, ſo erben ſie allein und zu gleichen Theilen (u. ſ. w., analog den Beſtimmungen des § 1925).

§ 1927. Wer in der erſten, der zweiten oder der dritten Ordnung verſchiedenen Stämmen angehört, erhält den in jedem dieſer Stämme ihm zufallenden Theil. Jeder Antheil gilt als beſonderer Erbtheil.

§ 1928. Geſetzliche Erben der vierten Ordnung ſind die Urgroßeltern des Erblaſſers und deren Abkömmlinge.

Leben zur Zeit des Erbfalls Urgroßeltern, ſo erben ſie allein; mehrere erben zu gleichen Theilen, ohne Unterſchied, ob ſie derſelben Linie oder verſchiedenen Linien angehören.

Leben zur Zeit des Erbfalls Urgroßeltern nicht mehr, ſo erbt von ihren Abkömmlingen derjenige, welcher mit dem Erblaſſer am nächſten verwandt iſt; mehrere gleich nahe Verwandte erben zu gleichen Theilen.

§ 1929. Geſetzliche Erben der fünften Ordnung und der fernern Ordnungen ſind die entferntern Voreltern und deren Abkömmlinge.

Die Vorſchriften des § 1928, Abſ. 2, 3 finden entſprechende Anwendung.

§ 1930. Ein Verwandter iſt nicht zur Erbfolge berufen, ſolange ein Verwandter einer vorhergehenden Ordnung vorhanden iſt.

§ 1931. Der überlebende Ehegatte des Erblaſſers iſt neben Verwandten der erſten Ordnung zu einem Viertheile, neben Verwandten der

zweiten Ordnung oder neben Großeltern zur Hälfte der Erbschaft als gesetzlicher Erbe berufen. Treffen mit Großeltern Abkömmlinge von Großeltern zusammen, so erhält der Ehegatte auch von der andern Hälfte den Antheil, der nach § 1926 den Abkömmlingen zufallen würde.

Sind weder Verwandte der ersten oder der zweiten Ordnung noch Großeltern vorhanden, so erhält der überlebende Ehegatte die ganze Erbschaft.

§ 1936. Ist zur Zeit des Erbfalls weder ein Verwandter noch ein Ehegatte des Erblassers vorhanden, so ist der Fiscus des Bundesstaates, dem der Erblasser zur Zeit des Todes angehört hat, gesetzlicher Erbe....

§ 1937. Der Erblasser kann durch einseitige Verfügung von Todes wegen (Testament, letztwillige Verfügung) den Erben bestimmen u. s. w.

Es würde zu weit führen, die Einzelbestimmungen der Rechtsbücher anderer Länder vollständig mitzutheilen. Es genüge eine kurze Zusammenfassung.

Nach römischem oder gemeinem Recht ist die Ordnung der Erbfolge diese:

1. Die Abkömmlinge des Erblassers; 2. Eltern oder entferntere Vorfahren — zugleich mit diesen die vollbürtigen Geschwister oder deren Kinder; 3. halbbürtige Geschwister oder deren Kinder; 4. die übrigen nächsten Blutsverwandten voll- oder halbbürtiger Verwandtschaft; 5. der überlebende Ehegatte; 6. der Fiscus.

Nach französischem Recht ist folgende Ordnung bestimmt:

1. Die Abkömmlinge des Erblassers; 2. die Eltern nebst den Geschwistern des Erblassers und deren Abkömmlinge; 3. bei schon erfolgtem Tode der Eltern die Geschwister oder deren Abkömmlinge allein; 4. die Großeltern oder entferntere Vorfahren; 5. die nächsten Seitenverwandten bis zum sechsten Grad canonischer Verwandtschaft; 6. der überlebende Ehegatte, dem sonst dann ein Erbtheil zusteht, wenn die Erbschaft an die Geschwister und deren Nachkommen allein fällt; 7. der Fiscus.

Das preußische Landrecht stellt folgende Ordnung auf:

1. Die Abkömmlinge des Erblassers; 2. die Eltern; 3. vollbürtige Geschwister oder deren Abkömmlinge; 4. Großeltern oder fernere Vorfahren zugleich mit etwaigen Halbgeschwistern oder deren Abkömmlingen oder letztere allein; 5. die nächsten Seitenverwandten; 6. nach den Seitenverwandten sechsten Grades der überlebende Ehetheil allein, dem sonst ein geringerer oder größerer Erbtheil ($^1/_4$, $^1/_2$) zufällt; 7. der Fiscus.

Das österreichische Recht bestimmt in sehr einfacher Weise die Reihenfolge: 1. Die Abkömmlinge; 2. die Eltern oder deren Abkömmlinge (wie im neuen deutschen Bürgerlichen Gesetzbuch); 3. die Großeltern oder deren Abkömmlinge; 4. die Urgroßeltern oder deren Abkömmlinge; 5. und 6. die weitern Vorfahren oder deren Nachkommenschaft; 7. der überlebende Ehegatte, dem sonst ein gewisser Erbtheil zusteht; 8. der Fiscus.

Bei flüchtigem Vergleich dieser verschiedenen Bestimmungen zeigt sich nur das als überall gleich, daß zunächst die Abkömmlinge des Erblassers, und diese dann allein, die Erbschaft erhalten. Es ist das eigentlich auch selbstverständlich, weil der Erblasser in seinen Nachkommen gewissermaßen fortlebt. Für den Fall aber, wo Abkömmlinge nicht vorhanden sind, ist sofort eine große Verschiedenheit bemerkbar, so daß bald die Eltern allein, bald die Eltern mit den Geschwistern und deren Abkömmlingen zur Erbschaft berufen werden. Es würde pietätlos sein, wenn im vorliegenden Falle die Eltern übergangen würden; ob sie aber die Geschwister ausschließen sollen, ist nicht so klar. Für das eine wie für das andere lassen sich Gründe geltend machen. Ist das verwandtschaftliche Verhältniß und seine Nähe der bestimmende Grund, dann müssen unbedingt die Eltern den Vorrang haben; die Natur hat das Kind weit inniger mit seinen Eltern verknüpft als mit seinen Geschwistern oder gar deren Abkömmlingen. Allein die Erbfolge ist eben eine Nachfolge und bezieht sich daher naturgemäß auf die Nachkommenschaft. Ist eigene Nachkommenschaft nicht vorhanden, dann tritt am natürlichsten die Nachkommenschaft der Eltern an deren Stelle. Diese würde ja naturgemäß an die Reihe kommen, auch wenn das Erbe zunächst an die Eltern und durch diese an deren Nachkommen gelangt; allein daß die Vermittlung durch die Eltern von der natürlichen Pietät gefordert werde, ist nicht abzusehen.

Das neue Bürgerliche Gesetzbuch hat einen Mittelweg eingeschlagen. Falls beide Eltern noch leben, so sind sie allein Erben ihres vor ihnen verstorbenen Kindes; ist der eine Elterntheil gestorben, dann geht der diesem sonst zufallende Erbtheil auf seine Nachkommen, d. h. die Geschwister des Erblassers oder deren Abkömmlinge, über. — Das römische Recht hatte um so mehr Grund, die Geschwister sofort als Erben mit heranzuziehen, weil es nicht nur die Eltern, sondern überhaupt die lebenden Vorfahren sofort in zweiter Ordnung für erbberechtigt erklärt, während das neue deutsche Recht wie auch die meisten übrigen Rechte die Großeltern von den Geschwistern und deren Nachkommen ausschließen lassen,

die erſtern alſo erſt in dritter oder vierter Ordnung als geſetzliche Erben bezeichnen.

Die genauere Vertheilung bei Erbfolgen entfernterer Ordnung muß nothwendigerweiſe durch poſitive Geſetze geregelt ſein für den Fall, wo eine letztwillige Verfügung nicht vorliegt. Die Verwandtſchaft hat ſich in der Regel ſchon ſehr erweitert und zerſplittert. Auch wenn man feſthalten will, daß naturgemäß der weitern Verwandtſchaft die Erbſchaft zufalle, ſo läßt ſich doch aus der Natur allein die nähere Art und Weiſe der Vertheilung nicht beſtimmen; ſelbſt was da mehr der Billigkeit und Angemeſſenheit entſpreche, läßt ſich ſchwer ſagen. Faſt möchte man das Einfachſte für das Angemeſſenſte halten. An Einfachheit dürften, und zwar theoretiſch genommen, die Beſtimmungen des öſterreichiſchen Geſetzbuches die des neuen deutſchen übertreffen, da dort beim Anfall der Erbſchaft an die Urgroßeltern oder weitern Vorfahren und deren Nachkommenſchaft die gleiche Art der Theilung ſtattfindet wie bei der geſetzlichen Erbfolge der Eltern und Großeltern, wohingegen das neue deutſche Bürgerliche Geſetzbuch bei der Nachkommenſchaft der Urgroßeltern auf die weitere Theilung verzichtet und einfachhin die nächſten Verwandten beruft. Praktiſch aber iſt letzteres einfacher; begründet wurde dies Verfahren durch die wohlberechtigte Erwägung, daß bei ſo weiter Verwandtſchaft heutzutage das Intereſſe des Erblaſſers ſchon bedeutend erloſchen iſt, und daß es ſeinem muthmaßlichen Willen ebenſogut entſpreche, den oder die nächſten Angehörigen allein zur Erbfolge zu berufen, als eine noch weitere Theilung der Hinterlaſſenſchaft vorzunehmen.

Die Ordnung der Erbfolge dürfen wir daher im neuen Bürgerlichen Geſetzbuch für das Deutſche Reich als nach ſehr billigen und vernünftigen Rückſichten feſtgeſtellt erachten.

Aber ein Punkt muß noch hervorgehoben werden, durch welchen ſich dieſe Ordnung wohlthuend von den Beſtimmungen des gemeinen Rechts und mehreren neuern unterſcheidet; wir meinen die freigebige Fürſorge für die etwa überlebende Ehegattin. Die Beſtimmungen ſind allgemein für den überlebenden Ehegatten, von beſonderer Bedeutung aber für eine hinterlaſſene Wittwe.

Das römiſche Recht ſtellt die Gattin erſt nach Wegfall aller Seitenverwandten als geſetzliche Erbin hin; auch das franzöſiſche Recht ſorgt erſt nach dem Erbfall an die Geſchwiſter des Erblaſſers und deren Nachkommen für ein Erbtheil der Wittwe; anders das deutſche Recht oder

vielmehr die deutſchen Rechte von alters her. Ihnen war überhaupt die Gemeinſchaft des Beſitzes bei Eheleuten die grundlegende Norm; wenn daher auch dieſen die Freiheit zuſtand, eine andere Regelung der Vermögensverhältniſſe zu vereinbaren, ſo hängt doch mit jener Auffaſſung inniger Gemeinſchaft der äußern Güter eng die Beſtimmung zuſammen, daß nach dem Tode des einen Ehegatten der überlebende ſtets unter die geſetzlichen Erben zählt. Bei der Beſtimmung der Größe des Erbtheils ſcheint die Rückſichtnahme auf das preußiſche Landrecht von großem Einfluß geweſen zu ſein: dieſes hatte ſchon in ähnlich reichlicher Weiſe des überlebenden Gatten gedacht.

Der überlebende Gatte erhält als geſetzlicher Inteſtaterbe immer ein Viertel der Erbſchaft; falls Nachkommen nicht vorhanden ſind, die Hälfte, welche in manchen Fällen durch weitere Zulagen noch vermehrt wird. Wohl iſt dieſe Höhe des Erbtheils nicht vorgeſchrieben; es iſt nicht der Antheil, der dem überlebenden Ehegatten als geſetzlichem Notherben zuſteht. Dieſer beſchränkt ſich auf die Hälfte des geſetzlichen Erbtheils.

Es mögen hier nochmals die Hauptpunkte der geſetzlichen Erbfolge des deutſchen Bürgerlichen Geſetzbuches zuſammengefaßt werden, welche bei der Beurtheilung ihrer Angemeſſenheit von beſonderer Bedeutung ſind: 1. Zuerſt erben die Abkömmlinge des Erblaſſers; ſie theilen ſich in die Erbſchaft nach der Kopfzahl der Kinder, ſo daß dieſe zu gleichen Theilen erben. 2. Nach den Abkömmlingen ſind die Eltern die Erben, ſo daß dieſen vor den Geſchwiſtern der Vorrang zuſteht. 3. Dem überlebenden Ehegatten wird bei Vorhandenſein von Abkömmlingen ein Viertel der ganzen Erbſchaft geſetzlich zugewieſen; bei dem Erbfall an Erben zweiter Ordnung und weiter mindeſtens die Hälfte. Alle dieſe Beſtimmungen entſprechen den natürlichen Beziehungen, in welchen die Bedachten zum Erblaſſer ſtehen. Dies iſt kurz zu zeigen.

Bezüglich der Erbfolge der Kinder iſt das unwiderſprochen und durch die Sitten aller geſitteten Völker geheiligt. Nur daß alle Kinder zu gleichen Theilen erben, iſt von der Natur nicht gefordert. Gefordert wird dies auch von keiner Geſetzgebung, weil die letztwillige Verfügung zu Gunſten des erſtgeborenen Sohnes oder eines andern lauten kann. Allein wenn eine ſolche nicht vorliegt, dann bleibt der *geſetzlichen* Regelung kaum etwas anderes übrig, als alle Kinder des Erblaſſers gleichzuſtellen, da nicht feſtgeſtellt werden kann, *wem* der Erblaſſer den Vorzug zu ertheilen wünſchte.

Bezüglich des Vorranges der Eltern vor den Geschwistern ist schon oben gesagt, daß die natürliche Pietät diesen Vorrang nicht gerade fordert. Allein Gründe der Angemessenheit lassen sich doch anführen. Außer dem Grunde innigerer Verwandtschaft und außer dem Grunde, daß das Vermögen des Kindes häufig von den Eltern herrührt und deshalb auch angemessenerweise wieder zu ihnen zurückkehrt, läßt sich noch ein anderer Grund anführen. Daß die Eltern Erbe eines vor ihnen gestorbenen Kindes werden, heißt mit andern Worten: den Eltern obliegt die Verfügung über das Vermögen des Kindes, und zwar für den Fall, daß es selbst nicht darüber verfügt hat. Die Eltern stehen also da als Stellvertreter des Kindes. Zu Stellvertretern in dem, was die Kinder selbst nicht besorgen können oder nicht besorgt haben, scheint aber die Natur selbst die Eltern bestimmt zu haben. Wenigstens gibt es keine natürlichern Stellvertreter für alle den Kindern etwa erwachsenden Angelegenheiten als die Eltern, oder wenn das Kind verheiratet ist, die Ehehälfte.

Der letztere Zusatz führt uns auch zur weitern Begründung des in freigebiger Weise festgestellten Erbtheils des überlebenden Ehegatten. Der oben schon angeführte Grund stützte sich auf die innige Lebensgemeinschaft der beiden Ehegatten, welche nach deutscher Auffassung ihren normalen Ausdruck in der Gemeinschaft des Besitzes findet. Diese Auffassung ist jedenfalls dem Eheverhältniß entsprechend. Dieses ist so innig und soll so innig sein, daß die Heilige Schrift es in die Worte kleidet: „Darum wird der Mann den Vater und die Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen, und es werden die zwei sein in einem Fleische.“ Wenn auch der Tod dieses enge Band löst, so ziemt es sich doch, daß der überlebende Theil, auch wenn es die Gattin ist, in der socialen Stellung, so weit möglich, bleibe, in welcher sie zur Zeit der Ehe war. Das ist in manchen Fällen nicht möglich, wenn nicht ihre vermögensrechtliche Stellung durch eventuellen Erbanspruch gesichert ist. Zwar ist oft durch das Eigengut der Gattin gesorgt, oder die Pietät der Kinder wird reichlichen Ersatz bieten. Allein wenn auf letzteres zurückgegriffen wird, so wird damit eine gewisse Abhängigkeit der Mutter von ihren Kindern gegeben: die natürliche Stellung der Mutter ist aber ihren Kindern gegenüber nicht die der Abhängigkeit, sondern der Autorität. Das deutsche Erbrecht dient dieser zur Hebung und Stütze.

(Schluß folgt.)

Aug. Lehmkuhl S. J.

Realwiſſenſchaftliche Religion und Moral.

Ein vom Göttinger Profeſſor Julius Baumann im vorigen Jahre veröffentlichtes Werk[1] verdient unter mehr als einer Rückſicht Beachtung. Dasſelbe zeigt, daß die tiefer dringenden Geiſter nicht befriedigt werden von der heute ſo verbreiteten, oberflächlichen Auffaſſung des Materialismus, der zufolge das großartige Weltall mit ſeiner wundervollen Ordnung und Harmonie nur das Werk des blinden Zufalls ſein ſoll. Zugleich iſt es aber auch ein Beweis von der Rathloſigkeit, der dieſe Geiſter anheimfallen, wenn ſie ſich vom Chriſtenthum abwenden.

Baumann will Religion und Moral neu begründen, und zwar auf dem Felſenfundament der „Realwiſſenſchaft“. Was ſoll das heißen? „Unter realen Wiſſenſchaften ſind zu verſtehen die genau beobachtenden, eventuell experimentirenden, in beiden Fällen womöglich mit Mathematik verbunden, die nichts zulaſſen, als was ſich in der Beobachtung aufweiſen läßt, oder worauf die Beobachtung als eine Denkannahme ſelbſt wieder durch Folgerungen aus ihr in der Beobachtung äußere Beſtätigung erhalten kann (Verification).“[2] Schon im Vorwort heißt es: „An Stelle der nächſten ſinnlichen Wahrnehmungen und der nächſten geiſtigen Erlebungen haben die genauen, auch indirecten Beobachtungen in den Wiſſenſchaften zu treten mit den Hinweiſen auf einen Hintergrund, die ſie etwa bieten; aus dieſen Denkannahmen mit Fundament in den Erſcheinungen zieht man dann Folgerungen, zuſehend, ob ſie ſich auch in der Beobachtung beſtätigen.“

Wir können uns mit dieſer Methode im weſentlichen einverſtanden erklären. Sie iſt aber keineswegs neu. Schon Ariſtoteles und mit ihm die Scholaſtik hat ſie principiell eingehalten, wenn man auch in der praktiſchen Anwendung zuweilen auf Thatſachen baute, die nicht genügend erforſcht waren. Doch ſehen wir jetzt, was die Realwiſſenſchaft vom Daſein Gottes, von der Natur des Menſchen und ſeinem Verhältniß zu Gott lehrt.

I. Realwiſſenſchaftliche Gotteslehre.

Darwin ſchrieb im Jahre 1873 in einem Briefe: „Die Unmöglichkeit, ſich vorzuſtellen, daß dieſes großartige und wunderbare Weltall mit uns

[1] Realwiſſenſchaftliche Begründung der Moral, des Rechts und der Gotteslehre. Leipzig 1898. [2] Ebd. S. 276.

als bewußten Weſen durch bloßen Zufall entſtanden ſei, ſcheint ein Hauptbeweisgrund für die Annahme der Exiſtenz Gottes zu ſein; ob dies aber ein Beweisgrund von wirklichem Werthe ſei, bin ich niemals im ſtande geweſen zu entſcheiden." Demgegenüber macht Baumann mit Recht geltend, daß die Vielheit der anorganiſchen Weſen und Kräfte, ſowie ihr einheitliches, geordnetes Zuſammenwirken nach mathematiſchen Geſetzen auf eine einheitliche Intelligenz als ihre Urſache hinweiſen. Eine zweifelloſe Thatſache iſt der Zuſammenhang der Naturkräfte, und zwar nicht bloß für unſer Sonnenſyſtem, ſondern auch für die Fixſterne. „Durch mechaniſche Arbeit können die verſchiedenſten phyſikaliſchen (thermiſchen, elektriſchen, chemiſchen u. ſ. w.) Veränderungen eingeleitet werden. Werden dieſelben rückgängig, ſo erſtatten ſie die mechaniſche Arbeit wieder genau in demſelben Betrag, welcher zur Erzeugung des rückgängig gewordenen Theiles nöthig war. Darin beſteht der Satz von der Erhaltung der Energie.... Dieſe Umwandlung von Licht, Wärme, Elektricität in Bewegung und die umgekehrten Umwandlungen ſind ſehr gewöhnlich, und es beſteht eben eine äquivalente Umwandelbarkeit der verſchiedenen Energieformen", ſo zwar, daß die Energiemenge im Weltlauf ſtets dieſelbe bleibt. „Alle dieſe Feſtſtellungen moderner Wiſſenſchaft ſind mit den höchſten Kräften des menſchlichen Geiſtes gemacht worden, erſt nach Ausbildung der höhern Mathematik und nach Erfindung techniſcher Hilfsmittel beim Studium der Natur", und gerade dieſer „bei näherem Studium der anorganiſchen Natur entſtehende Eindruck einer mathematiſch-mechaniſchen einheitlichen Intelligenz führt von ſelbſt darauf, anzunehmen, daß eine ſolche einheitliche Intelligenz die Urſache der realen Naturerſcheinungen iſt, daß alſo ein göttlicher Geiſt die objectiven Naturerſcheinungen denkt und ſo denkt, daß ſie zugleich als reale Dinge ſind" [1].

Aber iſt dieſer göttliche Geiſt vielleicht im pantheiſtiſchen Sinne aufzufaſſen? Nein. Mit H. Jacoby wendet Baumann gegen den Pantheismus ein: „Es bleibt unerklärlich und unbegreiflich, wie aus dem Unbedingten das Bedingte, aus dem Abſoluten das Uneine, aus dem Unwandelbaren das Wandelbare, aus dem Ewigen das Zeitliche continuirlich von Ewigkeit zu Ewigkeit hervorgehe als in Wahrheit mit ihm ein und dasſelbe. Es bleibt gegen allen Spinozismus ſtets auch die Bemerkung Bayles aus den Verhältniſſen ſeiner Zeit analog in Kraft, daß in demſelben Gott als Oeſterreicher mit ſich als Türke Krieg führe." [2]

---

[1] Ebd. S. 93. [2] Ebd. S. 132.

Gott und Welt ſind alſo nicht „als zwei Ausdrücke für dasſelbe zu faſſen“. Die Erſcheinungen der Welt ſind durcheinander bedingt, ſie ſind eine Vielheit und veränderlich, „hingegen iſt Gott eben ihre einheitliche intelligente Urſache, unbedingt, Einer und als beides inſofern unveränderlich“. „Die Welt kann daher nicht gleichſam ein deus explicitus ſein ..., ſondern iſt ein Werk, welches verſchieden iſt vom Werkmeiſter, aber in Grundzügen auf einen Werkmeiſter deutet.“ [1] Gott iſt „perſönlicher Geiſt“, ſeine Hervorbringung der Welt iſt „Schöpferthätigkeit“ und von keiner Materie bedingt. Aber „wie Gott das macht, zu ſchaffen, wiſſen wir nicht“ [2].

Bisher konnten wir uns — einige mißverſtändliche Ausdrücke abgerechnet — mit Baumann einverſtanden erklären; und wir geſtehen aufrichtig, daß wir uns ſchon freuten, nach langem, langem Suchen endlich wieder einen nichtkatholiſchen deutſchen Univerſitätsprofeſſor gefunden zu haben, der es wagte, für das Daſein eines perſönlichen Gottes einzutreten und ſogar die Erſchaffung der Welt zu lehren.

Leider mußten wir uns bald überzeugen, daß dieſe „göttliche Intelligenz“ nicht der wahre Gott des Chriſtenthums iſt. Gleich als ob Baumann ſelbſt bange geworden wäre ob der Zugeſtändniſſe, die er der chriſtlichen Auffaſſung gemacht, beeilt er ſich, dem Weltſchöpfer die höchſten göttlichen Eigenſchaften abzuſprechen. Gott exiſtirt zwar aus ſich ſelbſt von Ewigkeit, iſt aber *nicht unendlich*. Die Unendlichkeit iſt nur eine Phantaſievorſtellung. „Unendlich wäre ſoviel wie, wo weder im Sein noch im Denken ein Ende, eine Ganzheit zu erreichen wäre. Eine unendliche Intelligenz würde immer noch etwas zu erkennen haben, ohne ſich je ganz auch nur ſelbſt zu erkennen; ebenſo würde es mit dem Sein des unendlichen Weſens ſtehen, es wäre in ſich immer noch etwas über das hinaus, was es gerade iſt. Dies widerſpricht dem Begriff Gottes als einer einheitlichen intelligenten Welturſache, der da weiß, daß er ſchlechthin iſt, durch nichts bedingt, und daß die Welt durch ihn gedacht wird als ſeiend und eben mit dieſem Gedachtwerden durch ihn iſt.“ [3]

Dieſe Beweisführung beruht auf einer ganz unrichtigen Auffaſſung der Unendlichkeit. Gott iſt unendlich heißt: er iſt die Fülle *alles* denkbaren und möglichen Seins ohne jeden Mangel. Er iſt lautere Wirklichkeit (actus purissimus), der Inbegriff *alles* Wahren, Guten und Vollkommenen, über den hinaus es nichts mehr gibt und nichts mehr geben kann.

[1] Ebd. S. 93. [2] Ebd. S. 133. [3] Ebd. S. 127.

In Gott iſt deshalb keinerlei Potentialität zu einer größern Vollkommenheit. Wie er das vollkommenſte, ja das perſonificirte Sein iſt, ſo iſt er auch das vollkommenſte Erkennen, ja die perſonificirte Weisheit und Allwiſſenheit. Erkennen und Sein iſt in Gott identiſch. Gerade weil Gottes Weſen das Sein ſelbſt, die Fülle alles Seins iſt, iſt er auch unveränderlich. Er kann keine Vollkommenheit erwerben, keine verlieren. Was hierin Widerſprechendes ſein ſoll, iſt ſchwer einzuſehen.

Bei Baumann iſt die Läugnung der Unendlichkeit noch deshalb unbegreiflicher, weil er Gottes Schöpfermacht anerkennt[1]. Das Geſchöpf iſt wie im Sein ſo im Wirken bedingt. Es bedarf eines Stoffes, und nur ſo weit wie die Empfänglichkeit des Stoffes reicht ſein Wirken. Gott aber iſt wie im Sein ſo im Wirken unabhängig und unbedingt. Er bedarf keines Stoffes zum Wirken. Es genügt ihm zur Hervorbringung eines Dinges, daß er dasſelbe als möglich erkenne und daß er ſein Daſein wolle. Eine ſolche Macht muß aber unendlich ſein. Sie kann alles erſchaffen, was möglich iſt.

Damit wird auch der Einwurf hinfällig, nach der gewöhnlichen Auffaſſung ſei Gott allmächtig und könne doch nicht alles, er könne z. B. ſich ſelbſt nicht vernichten, nicht Geſchehenes ungeſchehen machen u. dgl. Allein das iſt kein wirklicher Widerſpruch. Gott iſt allmächtig heißt: er kann alles, was innerlich möglich iſt oder keinen Widerſpruch in ſich enthält. Was einen Widerſpruch enthält, hat kein mögliches Sein und kann deshalb auch nicht Gegenſtand der Allmacht ſein. Ein viereckiger Kreis z. B. iſt weder ein Viereck noch ein Kreis, er iſt nichts. Die beiden Begriffe heben ſich gegenſeitig auf; er kann alſo auch nicht Gegenſtand der Allmacht ſein.

Wir ſagten: Gott *kann* alles erſchaffen, was möglich iſt, aber er braucht es nicht. Er iſt in ſeinem Wirken nach außen hin *frei*. Sich ſelbſt, das unendliche Gut, muß er nothwendig wollen, alles andere außer ſich aber nicht, eben weil er durch ſich ſelbſt im Beſitze alles Guten iſt und der Geſchöpfe in keiner Weiſe bedarf. Gegen die Freiheit Gottes wendet Baumann ein, entweder müſſe man mit Scotus annehmen, die Schöpfung ſei grundloſe Willtür, oder mit Thomas und Leibniz, die geſchaffene Welt ſei die beſte von allen möglichen. Wir nehmen keines von beiden an. Es iſt auch nicht richtig, daß Thomas gelehrt habe, die beſtehende Welt ſei die beſte von allen möglichen. Die beſtmögliche Welt

[1] Ebd. S. 133.

ist ein innerer Widerspruch, weil etwas Geschaffenes nie die größte mögliche, d. h. unendliche Vollkommenheit haben kann. Von den unendlich vielen möglichen Welten, die von Ewigkeit her vor seinem geistigen Auge standen, hat Gott diejenige ausgewählt, die er wollte. Frei beschloß er, seine unendliche Güte zu offenbaren und den Geschöpfen mitzuteilen, und zwar in dem Grade, als ihm beliebte. Das ist insofern Willkür, als keine nöthigenden Gründe zu dieser Wahl vorlagen, aber es ist nicht grundlose Willkür, d. h. Willkür ohne vernünftige Gründe. Wenn ich überflüssigen Reichthum habe, so kann ich den Ueberfluß zu den verschiedensten wohlthätigen Zwecken verwenden. Entscheide ich mich frei zu Gunsten eines Unternehmens, das mir nützlich scheint, so ist das keine grundlose Willkür, sondern vernünftige Wahl.

Obwohl Baumann weder die Unendlichkeit, noch die Allmacht, Allgüte und Allwissenheit Gottes anerkennen will, redet er doch von der Vorsehung.

„Vernunft ist in der Welt, sofern sich Allgemeinbegriffe, allgemeine Gesetze aufstellen lassen, die sodann unserem Handeln zur Leitung dienen. Soweit ist auch Vorsehung in der Welt, sofern nach diesen Gesetzen sich Dinge erhalten, Ereignisse wiederholen und wir also mit Voraussicht danach verfahren mögen. Sofern sich keine allgemeinen Gesetze aufstellen lassen, sofern waltet in der Welt Zufall oder Freiheit. Jener hat statt, wo sich Ereignisse durchkreuzen in einer nicht oft wiederkehrenden Weise. Auf diese Weise entstehen besondere Unglücksfälle, aber auch besondere Glücksfälle. Sofern die Glücksfälle segensreiche Folgen haben für die Einzelnen oder eine Mehrheit von Menschen oder die ganze Menschheit, macht dies einen Eindruck von Gnade, bei Unglücksfällen von Schickung. Urzufall sind die Elemente, an welche die Allgemeinbegriffe und Gesetze als Träger gebunden sind; denn daß gerade so und so viel chemische Elemente da sind, davon sehen wir zur Zeit keinen Grund, das ist die fortuna primigenia, welche die Alten verehrten. Aber sofern diese Elemente sich in Arten und Gattungen ordnen lassen und allgemeine Gesetze befolgen, sind sie zugleich Träger der Weltvernunft und Weltvorsehung. Sofern nicht alle Elemente gleich sind, neben unorganischen organische, neben bloß organischen organisch-geistige da sind, ist in der Welt eine Entwicklung möglich und thatsächlich, aber auch ein Verfall. Sofern alle Weltmöglichkeiten mit ihrem besondern Inhalt im Verstande Gottes ursprünglich da waren, ist die Welt von Haus aus gedacht und doch zugleich, als wäre sie bloß Natur, d. h. ein Werden aus sich. Sofern zugleich Vernunft in dieser gedachten Welt ist, ist sie einerseits bloß thatsächlich zu erklären wie ein grundloser Willküract Gottes, und hat doch zugleich die Vorsehung, Gnade, Schickung in sich. Sofern mit Gott die Weltmöglichkeit und Weltwirklichkeit zugleich ist samt allen ihren besondern Bestimmungen, hat auch jedes einzelne Element in der Welt Antheil an der Ewigkeit der Welt nebst den damit ver-

bundenen Möglichkeiten. Sofern die Erkenntniß allgemeine Geſetze der Welt lehrt und ſo das Handeln leitet, iſt ſie die wirkſamſte Macht zur Verbeſſerung und zugleich das Gottähnlichſte, da Gott ſelbſt der Geiſt iſt, welcher die Welt als ſein Werk von Ewigkeit denkt und verwirklicht nach den der Welt ſelbſt einwohnenden Geſetzen. Ebendeshalb iſt aber Gott nicht eine Zaubermacht neben oder über den Dingen, ſondern für erfolgreiche Einwirkung auf die Dinge ſind wir an deren durch Erkenntniß zu gewinnenden einwohnenden Geſetze gewieſen, die zugleich die von Gott ſelbſt gewollten ſind." [1]

Die letzten Worte ſind klar. Wie Gott die Welt nothwendig denkt und von Ewigkeit hervorbringt, ſo kann er auch am Laufe der Welt nichts ändern. Von übernatürlichen Eingriffen und Wundern kann keine Rede ſein. Mit Worten wird alſo die Vorſehung feſtgehalten, in der That wird ſie geläugnet. Die weitern Ausführungen werden das beſtätigen.

II. Realwiſſenſchaftliche Anthropologie.

Baumann nimmt im Menſchen „ein Geiſtiges an, das nicht aus dem Körper ableitbar iſt". „Unzweifelhaft iſt der menſchliche Geiſt eine formale Einheit, jeder menſchliche Geiſt ein Einzelgeiſt." Das geht aus dem Bewußtſein hervor. Die verſchiedenen Begriffe des Urtheils müſſen „in einem untheilbaren Act im Bewußtſein ſein, auseinandergehalten und doch in Eins gefaßt, ebenſo wie zwei Nüancen von Roth, um miteinander verglichen werden zu können, in ihrer Unterſchiedenheit erhalten gleichzeitig in demſelben Bewußtſein exiſtiren müſſen" [2].

Dieſer Geiſt des Menſchen iſt durch und durch bedingt vom Körperlichen, ſo daß er ohne Organe nicht thätig ſein kann und ihm untilgbar ein ſinnliches Moment anhängt. Baumann wird nicht müde, das zu wiederholen [3], aber er unterſcheidet leider nicht die doppelte Weiſe, in welcher die Seele vom Leibe abhängig iſt. Innerlich abhängig vom Organismus iſt die Seele in Bezug auf jene Thätigkeiten, die nicht von der Seele allein, ſondern von Leib und Seele zugleich geſetzt werden, nämlich in Bezug auf die Bethätigungen des vegetativen und ſinnlichen Lebens, wie z. B. hören, riechen u. dgl.; die menſchliche Seele hat aber außerdem Thätigkeiten, die unmittelbar allein von der Seele geſetzt werden oder bei denen ein ſinnliches Organ unmittelbar gar nicht mithelfen kann. Das Princip vom Widerſpruch z. B. kann von keiner organiſchen Fähigkeit wahrgenommen werden, weil dasſelbe auf den Organismus gar keinen Eindruck

[1] Ebd. S. 134. 135. [2] Ebd. S. 139. [3] Ebd. S. 117 ff. 6 ff.

machen kann. Derartige geistige, d. h. von der Materie innerlich unabhängige Bethätigungen setzen aber eine geistige Substanz voraus. Trotz dieser innern Unabhängigkeit der Seele in vielen Thätigkeiten ist sie doch in Bezug auf alle Bethätigungen äußerlich abhängig, insofern die Thätigkeit der Sinne die nothwendige Vorbedingung für die geistige Thätigkeit ist. Diese äußere Abhängigkeit erklärt sich leicht aus der substantiellen Vereinigung von Leib und Seele zu einer Natur.

Ist die Seele nach Baumann unsterblich? Hören wir die Antwort.

„Die Seele als formale Einheit behält zwar im Tode nichts von ihrer concret bedingten Entwicklung, kann aber eben darum in neue Verleiblichungen eingehen, nach Analogie gerade der unorganischen Elemente. Diese haben sich nie abgenutzt.... Auf diese Weise können die Seelen die ganze Entwicklung der Menschheit durchmachen, d. h. dieselben Formalsubjecte können an sich die aufeinanderfolgenden Entwicklungen durchleben, welche wir Geschichte der Menschheit nennen. Alles geistige Leben, auch in den höchsten Aeußerungen, ist leiblich bedingt, und wie in der organischen Natur eine große Entwicklung stattfindet, so liegt im Organisch-Geistigen unzweifelhaft auch eine solche Entwicklung vor; und wie die unorganischen Elemente die Geschichte des Planetensystems, der Erde durchmachen und in der Entwicklung der Pflanzen und Thiere verwendet werden, so bietet sich die gleiche Verwendung der formalen geistigen Einheiten als Träger und Erleber der geschichtlichen Entwicklung dar." [1]

Verstehen wir recht, so wäre danach die Seele eine Art Monade oder Centralreale im Sinne von Leibniz oder Herbart. Diese höher geartete Monade kann nur in und mit dem Organischen thätig sein und nimmt an der geistigen Entwicklung ungefähr den gleichen Antheil wie ein Atom an der Entwicklung der unorganischen Natur [2]. Löst der Tod diese Seele von einer organischen Verbindung, so sucht sie neue Verbindungen oder „Verleiblichungen" einzugehen. Wir hätten also hier die Lehre von der „Seelenwanderung", wie sie von orientalischen Phantasten und unter den modernen Gelehrten von Lessing [3] aufgestellt wurde. Auf dieser öden Sandbank wären wir somit glücklich mit der stolzen modernen „Realwissenschaft" gestrandet!

Von seiner Unsterblichkeitslehre aus glaubt Baumann „unserem Leben ein großes Ziel geben" zu können, „nämlich mit daran zu arbeiten, daß die wiederkehrenden Seelen solche organische, äußere und gesellschaftliche

[1] Ebd. S. 140. [2] Vgl. ebd. S. 295.

[3] In der Schrift: Erziehung des Menschengeschlechtes. Vgl. Baumgartner, Lessings religiöser Entwicklungsgang S. 141 f.

Bedingungen ihres erneuten Bewußtſeins finden, wie wir etwa alle ſie unſern Kindern und Enkeln wünſchen, geſunde Körper, leichte Entwickelbarkeit der phyſiologiſch-pſychologiſchen Anlagen, ausreichenden und nicht zu ſchwer gemachten Erwerb, was die äußern Mittel betrifft, ein heilſames geiſtiges Milieu durch wohlthätige und fördernde ſtaatliche, wiſſenſchaftliche, künſtleriſche, religiöſe Zuſtände der betreffenden Geſellſchaft und eine Erziehung in denſelben, welche nach den effectiven Geſetzen menſchlicher Natur verfährt und uns dadurch die vielen Verfehlungen trotz eifrigſter Bemühung erſpart, die wir jetzt haben durchmachen müſſen. Indem wir an alledem arbeiten, arbeiten wir gewiſſermaßen für unſere eigene Zukunft mit. Die beſondern göttlichen Gerichtsvorſtellungen dagegen beſtehen mit der wiſſenſchaftlichen Erkenntniß des moraliſchen (!) und überhaupt geiſtigen Lebens nicht“ [1].

Wird dieſe leibliche und geiſtige Entwicklung innerhalb der menſchlichen Geſellſchaft ewig dauern? Nein. „Anſpruch auf ewigen Fortgang menſchlicher Geſchichte haben wir realwiſſenſchaftlich nicht: die längſte Zeit unſerer Erde hat es das Menſchlich-Geiſtige auf derſelben nicht gegeben; aller Wahrſcheinlichkeit nach werden Zeiten folgen, wo das Organiſche und Organiſch-Geiſtige auf unſerer Erde nicht ſein können. Es treten dann für die geiſtigen Weſen wieder Zeiten des Ruhens ein, aber untergeht darum der Subſtanz nach von ihnen keines.“ [2]

Eine ſonderbare Unſterblichkeit! Das Geiſtige kann ohne das Organiſche nicht thätig ſein. Nun wird einſt auf unſerer Erde das Organiſche nicht mehr beſtehen können. Alſo kann auch das Geiſtige dann nicht mehr thätig ſein. Das geiſtige Leben hört auf. Bleibt dann das Geiſtige überhaupt noch exiſtiren? Ja, antwortet Baumann, „es treten dann für die geiſtigen Weſen wieder Zeiten des Ruhens ein, aber untergeht darum der Subſtanz nach von ihnen keines.“ Aber wir kennen doch das Geiſtige nur aus ſeiner Bethätigung; nun wiederholt er uns an vielen Stellen, das Geiſtige ſei ganz an das Organiſche gebunden. Alſo muß mit dem Organismus auch das Geiſtige untergehen. In der That, wenn das Geiſtige für ſich exiſtiren kann, warum kann es nicht auch aus ſich thätig ſein? Die Thätigkeit richtet ſich nach dem Sein. Iſt das Sein nicht an das Organiſche gebunden, warum dann die Thätigkeit? Oder ſollten

[1] Realwiſſenſchaftliche Begründung der Moral ꝛc. S. 144.
[2] Ebd. S. 148.

vielleicht die im Hintergrund aufſteigenden dunkeln Geſtalten der „göttlichen Gerichtsvorſtellungen“ unſern Gelehrten von der Annahme eines ewigen Lebens zurückgeſchreckt haben? Doch wie dem auch ſei, ſo viel iſt gewiß, daß der Gedanke an das ewige Fortbeſtehen unſeres „Geiſtigen“ im Zuſtande voller Erſtarrung wenig Verlockendes und Erhebendes bietet. Und dann wie troſtlos iſt für die Menſchheit die Ausſicht, daß mit dem Aufhören des Organiſchen auch die Früchte all ihrer Mühen und Anſtrengungen ewiger Vernichtung anheimfallen!

III. Realwiſſenſchaftliche Religion und Moral.

Aus dem bisher Geſagten läßt ſich leicht errathen, welche Stellung Baumann zur Religion einnimmt. Die Religion entſtand nach ihm aus dem „Animismus“. Zuerſt nahm man bei den Nebenmenſchen an, daß ſie beſeelt ſeien wie wir, dann dehnte man dieſe Auffaſſung auf die Thiere aus und endlich übertrug man ſie auf die übrige Natur. Das weiß die „Realwiſſenſchaft“ ganz genau. Wie aus dem Animismus „Religion wird, ſieht man noch am Neger“, der den erſten ihm aufſtoßenden Gegenſtand zum „Fetiſch“ nimmt, d. h. auf ſeine Hilfe vertraut. „Dieſe Anknüpfung der Hoffnung an eine gegenſtändliche Vorſtellung wird eine Stütze des in ſich leicht ſchwankenden Gefühls, wie das Wort eine Stütze der Erinnerung iſt. Jeder Luſtaffect erzeugt eine erhöhte Thätigkeit der Phantaſie, läßt den Gegenſtand, der ihn erweckt, in erhöhtem Glanze ſtrahlen.“

„Hiernach iſt Religion im eigentlichen Sinne Vorſtellung eines Gegenſtandes, an welchen das Gefühl der Zuverſicht und des Vertrauens ſich anſchließt, entweder dauernd (Indianer) oder vorübergehend (Neger), ſei dieſer Gegenſtand, was er ſonſt wolle. Er wird dann behandelt wie ein helfenkönnendes Weſen in Bitten und Darbringungen, eventuell auch, wenn er der Hoffnung nicht entſpricht, mißhandelt.“ [1]

Setzen wir den Fall, ein Wanderer müſſe durch einen einſamen ausgedehnten Wald gehen, in dem Räuber hauſen. Er iſt in großer Angſt. Aber er kauft ſich einen Revolver und macht ſich nun im Vertrauen auf dieſen Gehilfen auf den Weg. Iſt das Religion? Vielleicht wird Baumann einwenden, man müſſe ſich den Gegenſtand als beſeelt vorſtellen. Nun gut, dann wollen wir annehmen, ein zuverläſſiger, wohlbewaffneter Mann biete ſich ihm als Begleiter an. Er vertraut ihm, gewinnt Zuverſicht. Iſt das Religion?

[1] Ebd. S. 150.

Doch hören wir weiter. „Das Gefühl der Hilfloſigkeit gegenüber den Naturgewalten war bis in die Neuzeit übermächtig in der Menſchheit, und der Grundzug aller Religion, daß eine geiſtige Macht im Hintergrunde der Welt ſtehe und daß es mannigfache Abhilfe gegen die Mängel der Welt gebe, iſt richtig. Aber es iſt mit der Religion wie mit der menſchlichen Art überhaupt: die Wahrnehmung diente der ſinnlichen Bedürfnißbefriedigung und daneben führte der Menſch ein Leben in Gefühl und Phantaſie. So war die Religion auch weſentlich Cultus, damit die ſinnliche Befriedigung auch ſo geſichert ſei, und daneben waren Mythen nicht immer eigentlich zur Religion gehörig, aber ein Hauptſtück des Gefühls- und Phantaſielebens. Manchmal wurde Theologie daraus, religiöſe Praxis und Mythologie in eins verarbeitend, manchmal ging beides ... mehr bloß nebeneinander."

Auf dieſem Wege entſtanden die verſchiedenen *poſitiven* Religionen. Ein großer Theil der Gefühle, auf denen die hiſtoriſchen Religionen beruhen, iſt phyſiologiſch bedingt. „Es gibt Kinder mit ganz gegenſtandsloſer Angſt." Bei niedergedrückter Stimmung haben phantaſtiſche Kinder trübe, entſetzliche Phantaſiebilder, bei gehobenem Selbſtgefühl nehmen die Phantaſien einen mitunter ekſtatiſchen Charakter an (Verkehr mit Engeln und der Mutter Gottes).

Um uns zu zeigen, wie ſehr der Menſch unter der Herrſchaft des Gefühles, der Phantaſie ſtehe, beruft ſich Baumann namentlich auf das Beiſpiel Swedenborgs, der an allerlei Erleuchtungen und Eingebungen glaubte und viele Anhänger fand. Die Myſtik der geſchichtlichen Religionen iſt ein Verſuch nach innen gekehrter Naturen, mit Gott eins oder in ihm unmittelbar ſelig zu werden. „Es gibt eine Seligkeit der religiöſen, eine der philoſophiſchen Contemplation, wie eine der dichteriſchen, der künſtleriſchen Conception." „Mit erhabener Poeſie iſt die Myſtik als Verſenkung in Gott, d. h. eine ſelige Stimmung" bei den Indern und im Buddhismus entwickelt.

Auf dieſem Boden iſt nun auch das *Chriſtenthum* erwachſen. Das Chriſtenthum in ſeiner proteſtantiſchen Form beruht darauf, „daß an jemand die Bibel (gewöhnlich durch die Kirche) kommt, und er bei ihrer Kunde ſich innerlich überzeugt fühlt, dies Buch ſei das Wort Gottes und das darin Gebotene ſei die höchſte und ſeligmachende Wahrheit. Andere Arten von innerlicher Gewißheit lehnen die Altproteſtanten ab"[1]. Allen

[1] Ebd. S. 165.

dieſen altproteſtantiſchen Auffaſſungen liegt eine Gefühlsweiſe zu Grunde; das Gefühl iſt die letzte entſcheidende Inſtanz.

Der Katholicismus ſtützt das Chriſtenthum auf Vernunftbeweiſe, auf Prophezeiungen und Wunder, insbeſondere auf das Wunder der Auferſtehung Chriſti. Allein dieſe Beweiſe haben keinen Beſtand vor der „Realwiſſenſchaft“. Die Bücher des Alten Teſtamentes ſind alle aus einer viel ſpätern Zeit, als gewöhnlich behauptet wird, mit tendenziöſen Legenden und Erfindungen angefüllt, von verſchiedenen Verfaſſern compilirt und corrigirt. „Die Propheten ſind politiſche und ſociale Poeſie.“ Mit dem Beweiſe aus den Prophezeiungen iſt es alſo nichts.

„Das Neue Teſtament angehend, ſo haben wir keinen Bericht von einem Augenzeugen (!). Keines unſerer Evangelien, ſelbſt in ſeiner älteſten Geſtalt, iſt früher als 70.“ Und was ſagt er von den Briefen des hl. Paulus, von denen er ſelbſt zugibt, daß ſie allgemein für echt gehalten werden, und in denen die Auferſtehung Chriſti als die Grundlage unſeres Glaubens hingeſtellt wird? Der Auferſtehung Chriſti erwächſt der „realwiſſenſchaftliche Einwand“, daß Paulus „die Erſcheinung Chriſti an ihn in eine Linie ſtellt mit denen der unmittelbaren Jünger. Seine Erſcheinung war keine objective (ſ. Apoſtelgeſchichte). Er war eine viſionäre Natur wie Swedenborg und viele andere; ſolche Erſcheinungen ſind auch in andern Religionen geweſen. . . . Petrus, dem die Erſcheinung des Auferſtandenen zuerſt zu theil ward, war gerade nach den drei erſten Evangeliſten gleichfalls eine viſionäre Natur. . . .“ „Dieſe Verklärung Chriſti war ein Traum des Petrus ſchon zu Lebzeiten Jeſu, ſie macht ſein Schauen des Auferſtandenen gleichfalls zu einem wachen Traum (ſ. Swedenborg). Von Petrus angeregt ſind dann die Viſionen der Zwölfe und der 500.“ Von den Wundern der Apoſtel heißt es noch: „Die Wunder, die in hiſtoriſch heller Zeit geſchahen, waren höchſtens Heilungen von Krankheiten, die mit einem erregbaren Nervenſyſtem zuſammenhängen, wie ſie in allen Religionen, auch den heidniſchen, vorkamen und bei Zutrauen zu dem Arzt noch heute ohne alle religiöſe Wendung vorkommen.“ [1]

„Altes und Neues Teſtament ſind ſomit aufzufaſſen wie die übrigen Religionen, ſie gehören dem idealiſirenden Vorſtellen an in Anknüpfung an die Gefühle der Hoffnung.“ [2] Was dem Chriſtenthum fehlt, „das ſind einerſeits die intellectuellen Tugenden, andererſeits irgend welche Ahnung

[1] Ebd. S. 180—181. [2] Ebd. S. 183.

von Naturgeſetzlichkeit, an welche man ſich zu halten habe bei ſeinem Thun und Laſſen". Will man am Chriſtenthum feſthalten, ſo muß man zu der Glaubensart der Reformation zurückkehren, d. h. das Chriſtenthum als eine Sache des reinen Glaubens anſehen und der „einſtigen Ausgleichung der Differenzen zwiſchen chriſtlichem Glauben und realer Wiſſenſchaft" ſich in dem gehofften Jenſeits mit den Reformatoren getröſten[1]. Als ob ſich offene Widerſprüche zwiſchen Glauben und Wiſſen in einem beſſern Jenſeits ausſöhnen ließen!

Baumann ſcheint ſelbſt zu fühlen, daß die katholiſche Auffaſſung, der zufolge Vernunft und Offenbarung ſich nie widerſprechen können und die Vernunft die Vorausſetzungen des Glaubens beweiſen kann, doch vernünftiger ſei. Deshalb wendet er ſich noch einmal gegen ſie, wie um ſein Gewiſſen zu beſchwichtigen. Thomas von Aquin ſoll den Beweis für die Nothwendigkeit der Offenbarung ſo führen: „Aus der Welt ſchließen wir auf Gott als von Wirkung auf Urſache; eben darum können wir wiſſenſchaftlich nie den ganzen Gott erkennen; denn die Urſache iſt höher als die Wirkung, enthält immer mehr als dieſe. Den ganzen Gott kennen lehrt uns die Offenbarung, und zwar die chriſtliche als durch Wunder, Weisſagungen und Erfolg trotz ihrer Sittenſtrenge beglaubigt. Der hier entſcheidende Grundſatz: die Urſache enthält immer mehr als die Wirkung, iſt aber zu beſtreiten."[2] Die moderne Naturwiſſenſchaft kennt dieſen Grundſatz nicht, „ſie iſt auf den Satz geführt: causa aequat effectum, und keine Urſache allein, ſondern immer eine Mehrheit zuſammenwirkender Elemente".

Ob der Göttinger Philoſoph wohl eine Ahnung davon hatte, daß er ſich mit dieſen Worten in die größten Widerſprüche mit ſich ſelbſt verwickelt? Er behauptet ja ſelbſt, Gott ſei die einheitliche und einzige Urſache der Welt, und jetzt ſagt er, die Realwiſſenſchaft kenne keine Urſache allein! Er behauptet ferner, Gott ſei Schöpfer. Hat derſelbe dieſe Eigenſchaft der Welt mitgetheilt? Er behauptet, Gott ſei ein reiner Geiſt, eine einheitliche mathematiſche Intelligenz, welche die Welt gedacht. Gilt das auch von der Welt? Er behauptet, Gott ſei unbedingt, aus ſich und unveränderlich, die Welt dagegen ſei geſchaffen, bedingt und veränderlich. Iſt alſo in dem Baumannſchen Gott nicht vieles, was in der Welt nicht iſt? Wie ſteht es alſo mit causa aequat effectum?

---

[1] Ebd. S. 198. [2] Ebd. S. 198.

Es iſt übrigens nicht wahr, daß Thomas von Aquin allgemein lehre, die Urſache müſſe immer vollkommener ſein als die Wirkung. Er lehrt nur, die Wirkung könne nie vollkommener ſein als die Totalurſache, oder mit andern Worten, die Totalurſache müſſe irgendwie die Wirkung in ſich enthalten. Ob die Urſache einer beſtimmten Wirkung vollkommener ſei als die Wirkung, hängt von der Frage ab, ob eine der Wirkung gleiche Urſache im ſtande ſei, die Wirkung hervorzubringen. Baumann ſelbſt ſchließt ja von der unorganiſchen, aus einer Vielheit unbelebter Weſen beſtehenden Welt auf eine einheitliche Intelligenz, die doch offenbar vollkommener ſein muß als die Welt.

Der Raum geſtattet uns nicht, all die heftigen Ausfälle Baumanns gegen das Chriſtenthum überhaupt und die katholiſche Kirche insbeſondere zu charakteriſiren. Dieſelben haben auch mit realer Wiſſenſchaft herzlich wenig zu thun. Er gibt uns nur ſeine Leſefrüchte aus oberflächlichen rationaliſtiſchen Schriften zum beſten. Im „Schlußwort zur Gotteslehre“ [1] zeigt er dann noch, wie „der realwiſſenſchaftliche Denker“ auf Grund ſeiner Gotteslehre den wahren Kern aus allen Religionen herausnehmen kann. Aus dem Chriſtenthum kann er durch das Beiſpiel Chriſti lernen, ſich ſtets zu bemühen, leiblicher und geiſtiger Noth zu helfen, aber nicht mit vermeintlichen Wunderkräften, ſondern mit den Mitteln moderner Technik und darum viel erfolgreicher. Mit dem Islam kann er die Einheit Gottes vertreten, auf welche der Zuſammenhang der Naturkräfte führt und welche ſich eben hierin als Macht bewährt und Hoffnung gibt zur Erforſchung und Benutzung von immer mehr Zuſammenhängen. In der indiſchen Lehre ſieht er eine Wahrheit „in der Wiederkehr der Seelen und in der Wirkung des gegenwärtigen Lebens auf künftige Verkörperungen, nur nicht individuell, ſondern generell. Es belohnt ſich das Gute einer Zeit an der Zukunft und unſere formalen Iche werden ſich daher einſt betten, wie ſie das Lager vorbereitet haben“. Mit Confucius ſtimmt er darin überein, „daß die feſte Ordnung in Natur und Menſchenleben dasjenige iſt, wonach uns richtend wir Gott am beſten dienen“, aber dieſe Ordnung muß in realwiſſenſchaftlicher Weiſe erkundet werden. Dem Judenthum kann er zugeben, „daß alle religiöſe Art zu einer Lebensordnung führen muß, zu einem Geſetz“, aber dieſes Geſetz muß realwiſſenſchaftlich geprüft und verfeinert werden. Dem Buddhismus mag er zugeſtehen,

[1] Ebd. S. 200.

„daß die innere Loslöſung von der Anhänglichkeit an das Daſein einen hohen Sinn gewinnen kann, wenn man darunter verſteht, daß das Haften an der ſinnlichen Exiſtenz als ſolcher nicht das Höchſte iſt, ſondern die Erhebung in die wiſſenſchaftliche Forſchung mit Bethätigung danach", „und wohl darf ſich der Menſch, wenn er einmal müde und matt geworden iſt, ſehnen nach der Zeit, wo die Geiſter wieder ruhen werden, wenn die organiſchen Bedingungen ihrer Bethätigung nicht mehr ſind, und wird doch bereit ſein, die Arbeit ſogleich ſtramm wieder aufzunehmen, damit künftige Generationen immer freudigere Bedingungen ihres Daſeins finden und er ſelbſt mit, wenn ſein formales Ich wieder wird eingekörpert ſein. So ſteht der realwiſſenſchaftliche Denker ſelbſtändig und mit neuen Einſichten da, hat aber Anknüpfungen an alles, was bisher Hervorragendes in der Menſchheit da war, er führt weiter, ohne das Bisherige ſchlechtweg verdammen zu müſſen" [1].

Der eben entwickelten Religion Baumanns iſt ſeine Moral durchaus würdig. Das ſittlich Gute beſteht in dem, „was für Sitte und für wohlgethan in einem Lande gilt, und was von Land zu Land mannigfach verſchieden iſt oder von einer Zeit zur andern in demſelben Land, und doch für die Betreffenden leiblich und geiſtig erhaltend und fördernd ſein kann". Danach waren die Menſchenfreſſerei, der grauſame und unzüchtige Cult der Aſtarte und des Moloch bei den Völkern, die ſie übten, ſittlich gut!

Und was iſt heute gut für den Culturmenſchen, der ſchon auf dem Standpunkte der Realwiſſenſchaft ſteht? Daß er für ſein eigenes und fremdes, geiſtiges und leibliches Wohlergehen ſorge nach dem realwiſſenſchaftlichen Verfahren. Die rationellen Methoden der modernen Wiſſenſchaft ſollen in der Pflege der Geſundheit, in der Erzielung der Nachkommenſchaft und den höhern geiſtigen Beſtrebungen angewendet werden. „Auf dieſe Weiſe arbeiten wir nicht bloß für uns ſelbſt, ſondern auch für die Mitlebenden und die kommenden Geſchlechter." Wie man ſieht, iſt die Baumannſche Moral nur der landläufige Utilitarismus auf dem Boden der Realwiſſenſchaft.

Da wir nicht alle ſeine ethiſchen Ausführungen hier wiedergeben können, ſo wollen wir nur einige von den „Hauptregeln der moraliſchen, rechtlichen und religiöſen Lebensführung" hierherſetzen, mit denen er ſein Werk beſchließt [2] und die ſeine Anſichten zuſammenfaſſen.

[1] Ebd. S. 202. [2] Ebd. S. 291—295.

„Erkenne immer mehr, daß das Beste, was man mit dem menschlichen Leben anfangen kann, ist: Bethätigung des höhern (wissenschaftlich) Geistigen innerhalb der genauer erkannten Bedingungen der Wirklichkeit, der unorganischen, der organischen und der organisch-geistigen Bedingungen. Es ist nicht bloß intellectuelle Energie, welche in sich befriedigt werden kann, nicht bloß Muskelenergie (Krieger, technischer Künstler), sondern auch wo Muskelkraft und intellectuelle Kraft zunächst im Dienste des vegetativen Lebens stehen und wirken, wie beim Bauer, Handwerker, Fabrikarbeiter, ist es in hohem Grade so: es gibt einen geistigen Segen der nützlichen Arbeit als solcher."

„Thätigkeit, Wohlwollen, praktische Verständigkeit seien deine Grundtugenden." „Praktische Verständigkeit geht darauf, daß du die menschliche sowohl als die äußere Natur nie anders als nach ihren genau erkannten Gesetzen behandelst. Dies allein macht Thätigkeit und Wohlwollen im Verein wirksam."

„Habe Charakter, d. h. erwirb ein Zusammenwirken aller Hauptseiten menschlichen Wesens zu einer einheitlichen und grundsätzlich gewordenen Gesamtart." „Halte dich überzeugt auf Grund der genauesten Wissenschaft, daß in jedem Menschen von gewöhnlicher normaler Geistesart eine Fähigkeit zur Aenderung und Besserung ist. Selbstschöpferisch ist diese als Freiheit bezeichnete Fähigkeit nicht, aber sie vermag, was zum sittlich-rechtlichen Leben gehört, und die Kräfte dazu können stets noch ausgebildet und damit die Freiheit erhöht werden. So laß es dir gesagt sein, wenn Kundige versichern, daß in Deutschland eine für physische Leistungsfähigkeit ganz unzureichende körperliche Pflege, große Kindersterblichkeit, Verbreitung eines zu großen regelmäßigen Alkoholgenusses herrsche, und arbeite an deinem Theil an völliger Abstellung dieser Uebelstände."

„Sei dankbar der Wissenschaft, die dich in diesem Jahrhundert tiefer und genauer in Natur und menschliches Wesen eingeführt und in beiden mächtiger gemacht hat; gedenke dankbar der wenn auch anders gearteten Wissenschaft des vorigen Jahrhunderts, welches durch sie der Vater der modernen Humanität geworden ist."

„Indem du so an der Besserung der Welt arbeitest, freue dich, nicht bloß für Kinder und Enkel bessere Bedingungen leiblichen und geistigen Lebens herbeizuführen, sondern auch für deine eigene Zukunft mitzuarbeiten. Denn nur die inhaltliche Persönlichkeit ist leiblich bedingt, das formale Ich kann in neuen Verkörperungen wiederkehren in Analogie gerade mit den unorganischen Elementen."

„Wie aber auch dein Los weiterlaufe, ob als neues menschliches Leben oder als traumloser Schlaf des Seelenleims, immer bist du dadurch, daß Gott dich denkt und von Ewigkeit gedacht hat und stets denken wird als ein Element der Welt, die er von Ewigkeit zu Ewigkeit mit all ihrem Wechsel denkt und, indem er sie denkt, zugleich wirklich macht. Darum ist die Welt stets von Gott und doch wie Natur, d. h. wirkend nach den festen Gesetzen ihrer Elemente, und so sei auch dein Wirken in ihr, aber die festen Gesetze lassen zugleich dich die Welt als gehalten und getragen von Gott erkennen."

Digitized by Google

Das iſt alſo in kurzen Zügen die neueſte Lehre von Gott, Religion und Moral auf „realwiſſenſchaftlicher Grundlage“. Wie jeder ſieht, haben wir hier nur den öden und froſtigen Deismus vor uns, wie er im vorigen Jahrhundert in England und Deutſchland im Schwunge war, wie er an Leſſing und namentlich an den rationaliſtiſchen Theologen eifrige Vertreter fand, die das Wahre aus allen Religionen herausdeſtillirten, gehörig mit Waſſer vermengten und daraus das geläuterte Chriſtenthum herſtellten. Ein Gott war ihnen ſchon recht, aber er durfte bei Leibe kein Richter ſein wollen oder ſich gar herausnehmen, die Menſchen für ihre Frevelthaten ewig zu beſtrafen. Er ſollte bloß als metaphyſiſcher Hintergrund dienen, mit dem man die Ordnung der Welt erklären und an dem die geſchäftige Phantaſie weiter ſpinnen und dem Gemüthe Troſt verſchaffen konnte. Eine ſolche Aufgabe weiſt Baumann auch ſeinem weltſchöpferiſchen Mathematiker zu.

Bequem iſt dieſe neue Religion, bequem über die Maßen. Sie verlangt nicht, daß man vor Gott das Knie beuge, daß man zu ihm bete, daß man ihm für ſeine Wohlthaten danke, ihn über alles liebe, ihm demüthig im Glauben den Verſtand unterwerfe, ſeine Gebote beobachte, ihn durch Opfer zu verſöhnen ſuche. Alles das fällt weg. Religion iſt nur „Vorſtellung eines Gegenſtandes, an den das Gefühl der Zuverſicht und des Vertrauens ſich anſchließt“ [1], ein „geiſtiger Hintergrund der Dinge, ohne daß darum die jeweilige Vorſtellung wahr zu ſein brauchte“ [2]. So kann natürlich der Atheiſt ebenſogut Religion haben wie der frömmſte Chriſt. Für den Anhänger der „Realwiſſenſchaft“ insbeſondere beſteht die Religion in der Zuverſicht, daß die Geſetze, die der große Urmathematiker in die Welt hineingelegt, immer mehr erkannt werden und auch im Menſchenleben zur Herrſchaft gelangen.

Da es kein jenſeitiges Gericht gibt, ſo fällt jede ſittliche Verantwortung des Menſchen vor einer höhern Macht weg. Der Menſch iſt für ſein ſittliches Leben nur ſich ſelbſt Rechenſchaft ſchuldig. Wenn es ihm gefällt, ſein Leben „realwiſſenſchaftlich“ einzurichten, ſo mag er es thun, wenn nicht, ſo verzichtet er damit höchſtens auf gewiſſe irdiſche Vortheile, welche das „realwiſſenſchaftliche Verfahren“ für ihn ſelbſt und für ſeine Nachkommen mit ſich bringt. Schlechte Folgen für den Handelnden ſelbſt hat das Leben über das Grab hinaus keine. Denn auch der ärgſte Schuft

[1] Ebd. S. 152. [2] Ebd. S. 200.

kann der Hoffnung leben, daß er nach ſeinem Tode mit einem andern Bewußtſeinsinhalt in einem andern Leib wiedererſtehe, vielleicht als Kind eines Fürſten oder reichen Kapitaliſten. Im ſchlimmſten Falle exiſtirt er in einem traumloſen Schlafe fort. Der Tugendhafte dagegen wird vielleicht einſt in einem neuen Daſein als Verbrecher auf Erden erſcheinen und der Polizei zu ſchaffen machen. Daß ſolche Ausſichten nicht ausreichen, um die große Maſſe der Menſchen auf dem Wege der Tugend zu erhalten, ſie gar zu großen Opfern und Thaten zu befähigen, ſie in Leiden und Trübſal mit ihrem Loſe auszuſöhnen, ſcheint uns mehr als einleuchtend zu ſein. Der täuſcht ſich, wer da glaubt, mit der gekennzeichneten „Realwiſſenſchaft“ das Chriſtenthum erſetzen zu können.

Victor Cathrein S. J.

Die erſten Debatten über den Kleinen Katechismus auf dem Vaticaniſchen Concil.

Seit geraumer Zeit macht ſich eine mächtige Strömung gegen die Verſchiedenartigkeit der Katechismen geltend, und gerade in Deutſchland ſind in der jüngſten Vergangenheit bedeutſame Schritte für eine größere Einheitlichkeit geſchehen. Dieſe Beſtrebungen haben daher die Aufmerkſamkeit aller betheiligten Kreiſe in hohem Maße auf ſich gezogen. Bekanntlich bildete aber die Frage nach einem gemeinſamen Katechismus für den ganzen katholiſchen Erdkreis bereits den Gegenſtand der Berathungen auf dem Vaticaniſchen Concil. Die verſammelten Väter brachten nach Ausweis der Acten dem Schema über den Kleinen Katechismus ein ſehr hohes Intereſſe entgegen. In den Reden der Biſchöfe wird die Frage eingehend und unter mannigfachen Geſichtspunkten behandelt, und insbeſondere ſind es die erſten Debatten, welche ſowohl über die diesbezüglichen Anſchauungen des in Rom verſammelten Epiſkopates als auch über die Frage ſelbſt viel Licht verbreiten. Ueber dieſe Debatten mögen deshalb hier einige Mittheilungen folgen.

Das Schema über den Kleinen Katechismus[1] war den Vätern in der zehnten Generalcongregation am 14. Januar 1870 übergeben worden[2]. In demſelben ſagt der Papſt, daß er mit Zuſtimmung des Concils zur Förderung der Einheit in der Kirche und zur Abſtellung der Uebelſtände, welche die Verſchiedenheit in Darlegung der erſten Grundwahrheiten der Religion mit ſich bringe, einen Kleinen Katechismus in lateiniſcher Sprache nach dem Vorbilde des Kleinen Katechismus des Cardinals Bellarmin ausarbeiten laſſen wolle, deſſen ſich in Zukunft alle Diöceſen bedienen ſollten. Die Patriarchen und Erzbiſchöfe ſollten nach Empfang desſelben zuerſt mit ihren Suffraganbiſchöfen und dann innerhalb derſelben Nation unter ſich Berathungen abhalten und Sorge tragen, daß dieſer Katechismus mit größter Genauigkeit wörtlich in ihre Mutterſprache übertragen werde. Den Biſchöfen bleibe die Freiheit gewahrt, unter Beibehaltung des allgemeinen Katechismus ſolche katechetiſche Unterweiſungen ſeparat herauszugeben, welche ſie zur genauern Belehrung ihrer Herden oder zur Zurückweiſung der Irrthümer, welche etwa in ihren Gegenden verbreitet ſeien, für nothwendig hielten. Den Prieſtern ſelbſt wird zu ihrem Gebrauch der auf Geheiß des Concils von Trient herausgegebene Römiſche Katechismus empfohlen.

In den beigegebenen Anmerkungen ſagen die Verfaſſer des Schemas, daß mehrere Biſchöfe über die aus der Verſchiedenheit der Katechismen erwachſenden Mißſtände geklagt hätten: „Denn es kommt oft vor," ſo bemerken ſie, „daß ſich die Gläubigen in einer und derſelben Nation, ja derſelben Provinz in Dingen des Glaubens nicht verſtehen, weil ſolche, welche zuerſt in ihrer Heimat die Elementarlehre des Glaubens in einer beſtimmten Wortformel gelernt haben, in eine andere Provinz ausgewandert, hier nicht verſtehen, was ſie über die Glaubensgegenſtände hören, wegen der Verſchiedenheit der Wortfaſſung, ſo daß ſie, wenigſtens die weniger Gebildeten, die chriſtliche Lehre, wie ſie dieſelbe in der Heimat dem Gedächtniſſe eingeprägt haben, allmählich vergeſſen, die in neuen Formeln gefaßte aber nicht lernen oder lernen können."[3]

Das Schema war ſehr klein und die Präſidenten glaubten bei Einführung desſelben, daß die Debatte wohl nicht über eine Woche dauern

---

[1] Schema Constitutionis de parvo Catechismo Patrum examini propositum: De confectione et usu unius parvi Catechismi pro universa ecclesia. C. V. 663 b sqq. (C. V. bedeutet die Acta et Decreta Concilii Vaticani im VII. Bande der Collectio Lacensis.)

[2] Ibid. 719 a. [3] Ibid. 663 d sq.

würde[1]. Hierin irrten ſie. Einundvierzig Redner ſprachen über das Schema. Doch waren die Reden durchgängig kürzer als die Reden über die frühern Schemata, ſo daß alle in ſechs Generalcongregationen zu Worte kamen[2].

Für das Schema war der erſte Tag der Debatte der ungünſtigſte. Die erſten Reden machten faſt den Eindruck, daß dasſelbe verloren ſei. Denn von den ſieben Rednern der 24. Generalcongregation erklärten ſich fünf, die Cardinäle Mathieu und Rauſcher, die Erzbiſchöfe Simor und Guibert und der Biſchof Dupanloup, als entſchiedene Gegner des Schemas, während die beiden andern ſich nur ſchwach für dasſelbe ausſprachen. Gleich in der folgenden Generalcongregation begann aber eine beſſere Zeit für das Schema. In dieſer erhoben ſich vier, in der folgenden ſieben Redner für und nur je einer gegen dasſelbe. In den darauffolgenden beiden Generalcongregationen waren alle 14 Redner ohne Ausnahme entſchiedene Freunde des Schemas. In der letzten, der 29., ſprach der eine oder andere wieder gegen das Schema, während vier Redner für dasſelbe das Wort ergriffen.

Cardinal Mathieu machte in Bekämpfung des Schemas einen unglücklichen Anfang. Man muß ſich beſonders darüber wundern, daß der

[1] Congressus Praesidum 5. Februar. 1870.

[2] 24. Generalcongr.: Card. Mathieu, Erzbiſchof von Beſançon; Card. Rauſcher, Erzbiſchof von Wien; Erzbiſchöfe Simor von Gran; Guibert von Tours; Biſchöfe Moreno von Ivrea (Piemont); Forcade von Nevers; Dupanloup von Orleans. — 25. Generalcongr.: Biſchöfe Gerault de Langalerie von Belley; Sola von Nizza; Verot von Savannah; David von St.-Brieuc; Patriarch Ballerini von Alexandrien. — 26. Generalcongr.: Erzbiſchöfe Ricciardi von Reggio; Nobili Vitelleschi von Oſimo und Cingoli (Kirchenſtaat); Biſchöfe Ghilardi von Mondovi (Piemont); Keane von Cloyne (Irland); Mabile von Verſailles; Roullet de la Bouillerie von Carcaſſonne; Clifford von Clifton; Payá y Rico von Cuenca. — 27. Generalcongr.: Biſchöfe de Canoffa von Verona; Elloy, Tipaſa i. p. i. (Apoſt. Vicar von Central-Oceanien); Pettinari von Nocera (Kirchenſtaat); Faict von Brügge; Lenti von Nepi und Sutri (Kirchenſtaat); Jans von Aoſta (Piemont); Gaſtaldi von Saluzzo. — 28. Generalcongr.: Biſchöfe Groß von Moutiers (en Tarentaiſe); Magnasco von Bolina i. p. i. (Griechenland); de Urquinaona von den kanariſchen Inſeln; Erzbiſchöfe Garcia Gil von Saragoſſa; Desprez von Toulouſe; Biſchöfe Monescillo von Jaen; Martinez von Havanna. — 29. Generalcongr.: P. Ricca, General der Minimi; Biſchof Zunnui Caſula von Ales und Terralba (Sardinien); Erzbiſchof Scherr von München; Biſchöfe Dinkel von Augsburg; Eberhard von Trier; Erzbiſchof Haynald von Calocza; Biſchof Perez von Malaga.

Redner in dem Schema einen Tadel der Bischöfe findet. Dieser sei in der Klage ausgesprochen, daß die Bischöfe Kleine Katechismen eingeführt hätten. Denn wenn geklagt werde, daß in den verschiedenen Diöcesen, ja nach neuen Umschreibungen oft in derselben Diöcese verschiedene Katechismen existirten, so treffe dieser Tadel offenbar die Bischöfe, deren Sache es allein sei, Katechismen zu verfassen und einzuführen. Er bemüht sich, zu zeigen, daß Päpste und Concilien nicht, wie das Schema sage, eine ähnliche Klage geführt, sondern im Gegentheile die Bischöfe aufgefordert hätten, Katechismen zu verfassen. Ganz gewiß, und eben dieser Umstand, der den Verfassern des Schemas nicht unbekannt war, ist ein Beweis, daß sie die Bischöfe nicht tadeln wollten. Dies liegt auch nicht in den Worten. Nicht darüber klagt das Schema, daß die Bischöfe Katechismen eingeführt haben, sondern über die vorliegende Thatsache, daß jetzt die Katechismen so sehr verschieden seien, mag dies mit oder ohne Schuld der Bischöfe gekommen sein, und wenn frühere päpstliche Bestimmungen es den Bischöfen zur Pflicht gemacht haben, Katechismen einzuführen, so will eben diese neue Bestimmung des Schemas Sorge tragen, daß jenem Uebelstande gesteuert und nunmehr *ein* Katechismus für alle Diöcesen ausgearbeitet und in sie eingeführt werde[1].

Die Verschiedenheit der Katechismen hält ferner Cardinal Mathieu nicht für etwas Schlimmes. Schlimm wäre es, so meint er, wenn in verschiedenen Katechismen die *Lehre* verschieden wäre, nicht aber, wenn dieselbe Lehre in verschiedenen Worten ausgedrückt wird; suchen ja die Redner, um etwas zu erklären, denselben Gedanken oft in verschiedenen Worten und Wendungen zu wiederholen[2]. Darum ist es freilich anzurathen, daß der Katechet bei Erklärung des Katechismus dasselbe in verschiedenen Ausdrücken wiederholt und beleuchtet. Allein der kurzgefaßte Ausdruck des *Katechismus* muß für das Kind immer derselbe bleiben, damit dieser unerschütterlich in seinem Gedächtnisse hafte, und sich dann um ihn die Erklärungen und die verwandten Lehren wie um einen festen Kern ansetzen, und so durch ihn seine ganze Kenntniß der christlichen Heilslehre einen festen Halt habe. Stellen ja auch die Meister der Katechetik die Regel auf, der Katechet möge vor allem darauf dringen, daß das Kind alle Antworten des Katechismus dem Wortlaut nach ganz genau

[1] Acta Congregationum generalium I, 621 sqq.
[2] Ibid. p. 623.

auswendig lerne und er ſelbſt bei ſeinen Erklärungen ſich ganz genau an die einzelnen Ausdrücke der Antworten halte.

Cardinal Mathieu ſpricht am Ende ſeiner Rede nur ganz kurz von den Schwierigkeiten, welche Abfaſſung und Ueberſetzung eines kleinen allgemeinen Katechismus bieten [1]. Hierüber haben ſich die nachfolgenden Redner ausführlicher verbreitet. Hören wir alſo dieſe.

Cardinal Rauſcher, welcher wegen Unwohlſeins ſeine Rede durch den Biſchof Wiery von Gurk vorleſen ließ, glaubte, die Einheit ſei genügend durch die Einheit des Glaubensbekenntniſſes, der Hauptgebete, der Gebote Gottes und der Kirche und der Lehre von den Sacramenten gewahrt. Bei der Verſchiedenheit der Nationen und der Bildungsgrade ſei die Einführung eines allen gemeinſamen Katechismus unmöglich. Auch die verſchiedenen Altersſtufen der Kinder forderten verſchiedene Katechismen [2]. Die Einführung eines neuen Katechismus überhaupt könne Verwirrung herbeiführen und die Einheit des Katechismus bei allen Völkern die Feinde zum Spott herausfordern [3].

Der Primas von Ungarn wünſcht, daß die Wichtigkeit des katechetiſchen Unterrichts allen Prieſtern ans Herz gelegt und der fleißige Gebrauch des vorzüglichen Katechismus des Concils von Trient von neuem empfohlen werde. In Bezug auf das Schema ſtimmt er den Vorrednern bei, ohne genauer auf dasſelbe einzugehen [4].

Die Gründe, warum man Verſchiedenheit der Katechismen dulden ſolle, legt genauer Erzbiſchof Guibert von Tours dar. „In allen Katechismen", ſo ſagt er, „iſt die Lehre, welche den Kindern vorgetragen wird, ſtets dieſelbe: die Verſchiedenheit beſteht bloß in Bezug auf die Anordnung, Methode, Art der Darlegung und Erklärung. Nach meiner Anſicht nun iſt dieſe Verſchiedenheit der Methode und Form nützlich, ja nothwendig. Sie entſteht aus der Natur der Sache, und wegen der Verſchiedenheit der Sitten, Länder und Geiſtesanlagen kann ſie praktiſch nicht vermieden werden. Denn alle Völker ſind nicht zu derſelben Geiſtescultur gelangt, und in derſelben Nation wird jede Geſellſchaftsklaſſe verſchieden und ungleich erzogen." [5] Die Biſchöfe geben ja auch manchmal zwei Katechismen heraus, den einen für die Jüngern und weniger Unterrichteten, den andern für die Aeltern und Reifern [6]. Dazu kommt, daß die äußern

[1] Ibid. p. 624. [2] Ibid. p. 626 sq. [3] Ibid. p. 628 sq.
[4] Ibid. p. 629 sqq. [5] Ibid. p. 634. [6] Ibid. p. 634 sq.

Verhältniſſe in den Ländern eine Verſchiedenheit des katechetiſchen Unterrichts erfordern. In rein katholiſchen Ländern z. B. genügt eine klare und einfache Darlegung der allgemeinen katholiſchen Lehre; in andern dagegen, in welchen die Irrlehre einen großen Theil des Volkes ergriffen hat, muß man die Jugend gegen die Gefahr des Abfalls ſchützen und darum gewiſſe Lehren, welche beſonders von den Irrgläubigen geläugnet werden, mit größerer Ausführlichkeit erklären [1].

Ueber die von Guibert dargelegten Gründe verbreitet ſich Dupanloup nach ſeiner Art mit mehr Ausführlichkeit und fügt Neues hinzu [2]. Als Zeuge für die Unmöglichkeit, ſich mit einem Katechismus zu begnügen, führt er die Erfahrung vor, da man ſelbſt im Kirchenſtaat zu dem Katechismus von Bellarmin zwei Ergänzungen habe fügen müſſen, von denen die eine dreimal ſo groß ſei als Bellarmins Katechismus ſelbſt [3]. Dieſe Behauptung wird ſpäter von einem geborenen Römer, Biſchof Lenti von Nepi und Sutri, auf das richtige Maß zurückgeführt, indem derſelbe zeigt, daß nicht von einer großen Ergänzung des Katechismus oder einem neuen Katechismus, welcher den Kindern gegeben werde, die Rede ſein könne; was Dupanloup Ergänzung nenne, ſei eine für die Katecheten beſtimmte Anleitung, den Katechismus zu geben. Zugleich zeigt Lenti, wie es mit der Unwiſſenheit des römiſchen Volkes ſtehe, von welcher Dupanloup mit Berufung auf ein Decret des Cardinalvicars zweimal geſprochen hatte [4]; der Cardinalvicar habe nur auf die durch die politiſchen Umwälzungen entſtandenen Mißſtände hingewieſen [5].

Dupanloup betont auch, daß die Ueberſetzung eines Katechismus in die verſchiedenen Sprachen ſehr ſchwer ſei, und man ſich in der einen Nation oft über Dinge offen ausſprechen dürfe, welche in andern unter Kindern nicht berührt werden könnten [6].

Die von Dupanloup und Guibert vorgelegten Bedenken gegen die Einführung eines allgemeinen Katechismus haben ihr Gewicht. Wir werden ſpäter ſehen, was die Väter, welche zu Gunſten des Schemas ſprechen, auf dieſelben erwidern. Hier möchten wir noch das letzte Bedenken Dupan-

[1] Ibid. p. 635. [2] Ibid. p. 641 sqq.
[3] Ibid. p. 642. [4] Ibid. p. 642. 646.
[5] Ibid. p. 740 sqq. — Auf eine von Dupanloup (p. 646) und andern an Bellarmins Katechismus geübte Kritik antworten mehrere Väter, wie Lenti (p. 738 sq.), Magnasco (p. 753 sq.), Moneſcillo (p. 774).
[6] Ibid. p. 643 sq.

loups mittheilen, welches gar ſonderbarer Art iſt. Er ſelbſt glaubt, dasſelbe „verdiene die ernſteſte, aufmerkſamſte und wohlwollendſte Betrachtung". „Die Verfaſſer des Schemas", ſo bemerkt er, „ſcheinen die Rechte der Biſchöfe zu vergeſſen ... und ihnen im Antlitz der Kirche Schmach zu bereiten. Chriſtus hat den Biſchöfen, nämlich den Apoſteln, deren Nachfolger die Biſchöfe ſind, geſagt: ‚Gehet, lehret alle Völker!' und Ihr wollt, daß die Biſchöfe nicht einmal die Kinder lehren können, oder es nicht können als nur nach der Weiſung, welche ihnen von Theologen gegeben iſt. Und welche Schuld, bitte ich, haben wir denn bei Ausübung des Lehramtes auf uns geladen, daß wir jenes einfachſte Recht und jene Ehre unſerer Väter, welchen von Chriſtus geſagt worden iſt: ‚Gehet hin und lehret', und die immer und allerorts das Recht, Katechismen herauszugeben, gehabt und alle bis jetzt geübt haben, nun verlieren ſollen? Dieſe ſo neue, ſo unerhörte, dieſe für unſern Stand ſo ſchimpfliche Verminderung des Rechtes, zu lehren, möchtet Ihr nicht nur für uns herbeiführen, ſondern Ihr wollt ſogar, daß wir ſie ſelbſt anordnen und durch ein eigenes Decret beſchließen. Das ſei ferne. Wenn ich ſage: Ihr wollt, ſo ſage ich dies gewiß nicht vom Papſte; das Schema hat derſelbe bekanntlich keineswegs beſtätigt; ſondern ich ſage es von den Verfaſſern des Schemas, indem ich mich der Freiheit bediene, welche uns der Papſt gelaſſen hat, die Schemata ganz und vollauf zu discutiren." [1] Dasſelbe Bedenken gegen das Schema äußert in der folgenden Generalcongregation Biſchof David von St-Brieuc [2].

Ein ſolcher Angriff auf das Schema mußte viele Entgegnungen hervorrufen. Klang er doch allzu ſonderbar in einer Verſammlung von Biſchöfen, welche zu dem Hauptzwecke zuſammengetreten war, um die den Biſchöfen durch die Worte Chriſti „Gehet hin und lehret" gegebene Gewalt zu üben, und welche dieſe Gewalt gerade durch ein Decret über den Katechismus übte. Oder hat Chriſtus, ſo hieß es in den Entgegnungen, dieſe Lehrgewalt den Biſchöfen nur einzeln für ihre Sprengel gegeben und nicht auch der Geſamtheit der Biſchöfe für die ganze Kirche? Und beſitzt der einzelne Biſchof in ſeinem Sprengel die Gewalt ſo, daß er ſie unabhängig von der Geſamtheit übt? „Wer ſich ſeines Rechtes bedient", ſagt beiſpielsweiſe Erzbiſchof Nobili Vitelleschi von Oſimo, „thut keinem unrecht; dies paßt ausgezeichnet auf unſern Fall. Und in der That,

[1] Ibid. p. 647. [2] Ibid. p. 671.

wer weiß nicht, daß die allgemeinen Concilien das Recht haben, Geſetze zu geben, ſo daß dieſe Geſetze oder die von ihnen gegebenen Disciplinarbeſtimmungen die ganze Kirche binden und von allen beobachtet werden müſſen? Außerdem ſtehen, wie Ihr, hochwürdigſte Väter, ſehr wohl wißt, die Rechte der allgemeinen Concilien höher als die der einzelnen Biſchöfe. Die vom Papſt beſtätigten Beſchlüſſe der allgemeinen Concilien haben die höchſte Geſetzeskraft. Es bediene ſich alſo dieſes Concil ſeines Rechtes, wenn es der Anſicht iſt, für die katholiſche Kirche ſei ein (allgemeiner) Kleiner Katechismus vortheilhaft, und es beſchließe die Bearbeitung desſelben; hiermit macht es ſich keines Eingreifens in die Rechte der Biſchöfe ſchuldig." [1] „Wenn die Biſchöfe", ſo ſagt der Patriarch Ballerini von Alexandrien, „durch die Vorſchrift dieſes herauszugebenden Kleinen Katechismus ſich in ihren Rechten verletzt, in ihrem Amte eingeſchränkt fühlen müßten, warum hätten ſie nicht dieſelbe Klage erheben müſſen gleich bei der Veröffentlichung des Katechismus des Concils von Trient, welcher in gleicher Weiſe als Norm bei Uebung des Lehramtes allen Lehrern in der Kirche vorgeſchrieben wurde? Warum hätten ſie ſich nicht beklagen müſſen über das von Papſt Pius IV. gegebene Glaubensbekenntniß und über andere Lehrformeln, welche in mehreren ökumeniſchen Concilien beſtätigt wurden, über das konſtantinopolitaniſche und nicäniſche, ja über das apoſtoliſche Symbolum, da ſie ja ebenſoviele Formeln ſind, durch welche die Lehrfreiheit der Biſchöfe ſelbſt in gewiſſe Grenzen gewieſen wird? Das Recht gewiß haben die Biſchöfe, ja das Amt, der ganzen ihnen anvertrauten Herde die Lehre Chriſti zu überliefern und zu erklären, aber in den Worten und Formeln, welche von der höchſten kirchlichen Autorität für geeigneter befunden wurden, eben dieſe Lehre klarer darzulegen und von jedem Irrthume frei zu bewahren. Wenn aber ein ökumeniſches Concil oder der Apoſtoliſche Stuhl es zur rechten Unterweiſung aller Gläubigen für nützlich oder nothwendig halten ſollte, auch den ganzen Wortlaut eines Katechismus allen Biſchöfen ſtrenge vorzuſchreiben, könnte man über Verletzung der Freiheit keine Klage erheben, ſondern im Gegentheil ſich nur Glück wünſchen, dieſe ſicherſte Norm zur Verwaltung des Lehramtes zu erhalten. Ferner bliebe den Biſchöfen noch die ganze Gewalt, wie in dieſem Schema einer Conſtitution über den Kleinen Katechismus erklärt wird, die Lehre dieſes Katechismus durch neue Zuſätze nach dem Alter und dem Auffaſſungs-

[1] Ibid. p. 688.

vermögen der Kinder zu vermehren, ſie zu entwickeln und zu vertheidigen; und gewiß wäre dies kein enger Wirkungskreis, innerhalb deſſen Grenzen ſich der Eifer und die Wiſſenſchaft der Biſchöfe bewähren könnte." [1]

Gleich mit der 25. Generalcongregation begann, wie bemerkt, für das Schema eine beſſere Zeit. Beinahe alle folgenden Redner traten für dasſelbe ein. Die Hauptgründe, welche ſie für die Einführung eines allgemeinen Katechismus darlegten, ſeien hier in kurzer Ueberſicht vorgeführt.

„Die Ideen", ſo führt Ballerini, Patriarch von Alexandrien, aus, „gehen in den noch nicht gereiften Geiſt der Kinder nur mit feſten, genau beſtimmten Wortformeln ein, und ſie haben noch nicht eine ſo ſcharfe Denkkraft, daß ſie in den durch die Rede dargelegten Begriffen das Subſtantielle von dem bloß Accidentellen zu unterſcheiden vermögen. Dies iſt ſelbſt bei den Erwachſenen der Fall, welche ungebildet oder von langſamer Auffaſſung ſind. Deshalb wird durch die Mannigfaltigkeit der Katechismen, welche in der Darlegung der Formeln der Glaubenslehre und der Moralgeſetze, in den Hauptbeweiſen derſelben und in der Ordnung der Darlegung unter ſich ganz verſchieden ſind, ihr Geiſt ſo verwirrt, daß ſie, auch wenn ſie die Erlernung der einzelnen Katechismen keineswegs vernachläſſigt haben, dennoch faſt nichts gelernt zu haben ſcheinen." [2] Aehnlich äußert ſich Biſchof Elloy von Tipaſa, Apoſtoliſcher Vicar von Central-Oceanien: „Die Chriſtgläubigen haben vor allem Lehrformeln nothwendig, welche zweifellos geſund, feſt formulirt und nicht leicht veränderlich ſind. Sie bedürfen der Formeln; denn es gibt wenige Menſchen, welche die Wahrheit abstract genommen faſſen. Sie bedürfen zweifellos geſunder und rechtgläubiger Formeln; denn das Volk nimmt Irrthümer auf dieſem Gebiet leicht auf und erkennt ſie nur ſchwer. Sie bedürfen feſter und bleibender Formeln, ſo daß dem Kinde geſagt werden kann: frage deine Vorfahren, und ſie werden es dir ſagen. Sie bedürfen der Formeln, die nicht leicht verändert werden können; denn wenn der Katechismus geändert wird, ſo wird beinahe die Haustradition der chriſtlichen Lehre aufgegeben und bei den Erwachſenen ganz gewiß bezüglich der Kenntniß derſelben Verwirrung herbeigeführt. Sehr ſchwer aber werden ſich alle dieſe Bedingungen im Katechismus finden, wenn ſeine Abfaſſung dem Biſchofe überlaſſen bleibt." [3]

[1] Ibid. p. 677. [2] Ibid. p. 675. [3] Ibid. p. 722.

Das letztere führt Elloy genauer aus. Nachdem er kurz daran erinnert hat, daß der Biſchof Irrthümer in den Katechismus einfließen laſſen könne, macht er auf die beſondere Eigenthümlichkeit der Zeit aufmerkſam, in welcher wir leben. „Vaterland und väterliches Haus verſchwindet und alle ſind, wie jemand geſagt hat, gleichſam Bürger des ganzen Erdkreiſes. Wer ſieht nicht, wie nützlich es ſei, daß Menſchen dieſer Art überall auf Erden denſelben Katechismus, denſelben Ausdruck für die Gebote Gottes und der Kirche, dieſelbe Formel für den Act des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe und der Reue finden?“ [1]

Der Apoſtoliſche Vicar von Central-Oceanien mochte vielfach Gelegenheit haben, die Wanderluſt unſerer Zeitgenoſſen und ihre Folgen kennen zu lernen. Andere Biſchöfe ſprechen gleichfalls von ihr, jeder nach ſeiner beſondern Erfahrung. Der Biſchof von Nizza bemerkt, daß die andern Biſchöfe vielleicht die üblen Folgen der Wanderungen für die religiöſe Erziehung der Kinder wegen Mangels eines allgemeinen Katechismus nicht ſo erfahren haben wie er. „Die Stadt Nizza“, ſagt er, „iſt wie ein Hafenplatz, in welchen die Fremden aus Amerika, aus England, aus Deutſchland, aus Rußland und aus allen nördlichen Ländern Europas zuſammenſtrömen. Hier geſchieht es oft, daß ſich in derſelben Klaſſe zwei, drei, ja vier Katechismen verſchiedener Diöceſen befinden. Was hat dies zur Folge? Die Kinder kommen mit ihren Eltern zum Pfarrer oder auch zum Biſchofe und bitten ihn um beſondere Lehrer, welche ihnen ihren eigenen Katechismus erklären, ſo daß oft zwei oder drei Lehrer vorhanden ſind zum Unterrichte der verſchiedenen Kinder nach dem aus der Heimat mitgebrachten Katechismus, bis ſie zur heiligen Communion zugelaſſen werden können. Andere verabſchieden den Katechismus ganz mit Zuſtimmung ihrer um Religion ſich wenig kümmernden Eltern; andere hören im neuen Katechismus Fragen und Lehren, die ſie im eigenen nicht gefunden haben, und zweifeln an der Wahrheit der Lehren, indem ſie ſagen: Warum findet ſich dieſe Frage nicht in unſerer Diöceſe? Warum ſpricht man hier von Umſtänden der Geburt Chriſti, ſeines Lebens und Todes und ſeiner Auferſtehung, welche alle in der unſrigen fehlen? Darum zweifeln ſie an der Wahrheit dieſer Fragen; aus dem Zweifel entſteht leicht Indifferenz und aus dieſer der Unglaube.“ [2]

Der Biſchof einer nordamerikaniſchen Diöceſe, Verot von Savannah, ſagt, daß bei der Leichtigkeit und Schnelligkeit der Reiſen in unſerer Zeit

[1] Ibid. p. 723. [2] Ibid. p. 656 sq.

der ganze Erdkreis gleichſam eine Stadt geworden, und daß darum ein allgemeiner Katechismus nothwendig ſei. „Beſonders bei uns in Amerika", bemerkt er, „kommen Menſchen aus jedem Volke, welches unter dem Himmel lebt, an; und wenn wir ſie bezüglich der Religion und über die weſentlichen Fragen des Katechismus prüfen, ſo erwidern ſie, daß es bei ihnen nicht ſo dargelegt würde. Durch einen einheitlichen Katechismus werden dieſe Klagen, wird dieſe Unzuträglichkeit aus dem Wege geſchafft." [1] „Nicht ſelten geſchieht es," bemerkt der Biſchof von Carcaſſonne, „daß ein Kind zwei oder drei Jahre vor ſeiner erſten Communion ſchon zwei oder drei Diöceſen durchwandert hat und zwei oder drei Katechismen lernen mußte. Wenn es zwei oder drei gelernt hat, fürchte ich ſehr, daß es keinen weiß." [2]

Der Biſchof Jans von Aoſta betont das Anſehen, welches der Katechismus bei den Gläubigen gewinnt, „wenn ſie wiſſen, daß ihnen dieſes Buch nicht nur von ihren einzelnen Biſchöfen in die Hand gegeben, ſondern von allen Biſchöfen der katholiſchen Welt approbirt ſei, wenn ſie wiſſen, daß es von einem ökumeniſchen Concil approbirt und deſſen Beſchluß vom Stellvertreter Chriſti beſtätigt worden ſei" [3].

In dem Vorſchlage, einen allgemeinen Katechismus einzuführen, erblickt der Biſchof Keane von Cloyne eine herrliche Idee. Kommt derſelbe zu ſtande, „ſo werden die Kinder, welche nach ihm unterrichtet worden ſind, beim Uebergang in eine andere Diöceſe oder zu einer andern Nation oder bei Auswanderung nach Amerika dieſelben Fragen, dieſelben einfachen, kurzen und klaren Antworten überall vorfinden, und von der Wiege an, auch bei Verſchiedenheit der Sprachen, ohne Wechſel der Worte, dasſelbe Symbolum in Glaubens- und Sittenlehren bekennen" [4]. Er fügt hinzu, daß dann die Weisheit der Kirche in den Augen der Andersgläubigen, wo immer ſie ſeien, immer bewunderungswürdiger erſcheinen müſſe [5]. Daß die Einheit des Katechismus für die Bekehrung der Heiden von den herrlichſten Folgen begleitet ſein werde, bezeugt der Apoſtoliſche Vicar von Central-Oceanien. Den Miſſionären der Andersgläubigen gegenüber, welche die Einheit des Buches betonen, welches ſie austheilen, der Bibel, und behaupten, daß den Katholiken die Einheit der Lehre fehle, ſei die Einheit des Katechismus ein vortrefflicher Beweis für die Einheit der Lehre.

---

[1] Ibid. p. 663. [2] Ibid. p. 703. [3] Ibib. p. 743.
[4] Ibid. p. 696. [5] Ibid.

„Ganz gewiß", ſo ſchließt er, „wäre die Einheit des Katechismus für die Neubekehrten und die Bewohner unſerer Inſeln des Oceans, die gleichſam aus der Hand des Papſtes und aus dieſer heiligen Verſammlung ausginge, ein durchaus wirkſamer Beweis für die Wahrheit unſerer Lehre, und ſie würde dem Anſehen jener, welche bei den Ungläubigen die Lehre der Kirche Chriſti predigen, ein großes Gewicht hinzufügen." [1]

Derſelbe Kirchenfürſt macht auch ſehr zutreffende Bemerkungen über die Vortheile, welche die Biſchöfe haben, wenn ein für die Geſamtkirche ausgearbeiteter Katechismus allgemein eingeführt werde. „Denn", ſo fragt er, „was wünſcht der Biſchof? Er wünſcht ſo leicht als möglich ſeine Pflicht, die Chriſtgläubigen zu belehren, zu erfüllen; er wünſcht ſo bald als möglich einen Katechismus zu haben, welcher ſo vollkommen als möglich ausgearbeitet und ſo billig als möglich zu kaufen iſt. Was wird denn der Biſchof thun, um dieſe drei Vortheile zu erlangen? Muß er ſelbſt dieſe Arbeit übernehmen und einen Katechismus verfaſſen? Aber haben nicht die hochwürdigſten Redner in dieſer Aula eingeſtanden, daß dieſe Arbeit äußerſt ſchwierig und mit vielen Gefahren verbunden iſt? Hat nicht der hochwürdigſte Biſchof von Orleans geſagt, daß er erſt nach 15 Jahren, nach vielen Arbeiten, nach Berathung und unter Mitwirkung ſehr vieler und durch Weisheit hervorragender Männer ſeinen Katechismus herausgegeben habe? — Wenn dem aber ſo iſt, wie können alle Biſchöfe ein Werk von ſolcher Schwierigkeit auf ſich nehmen, die vielleicht ſich ſelbſt nicht für ſehr begabt halten, noch die Zeit für dasſelbe finden, noch auch ſo viele weiſe Rathgeber um ſich haben? Was ſoll vor allem ein Apoſtoliſcher Vicar inmitten all ſeiner Beſchwerden, Arbeiten und Wanderungen thun?" [2] Der Redner führt dieſe praktiſchen Bemerkungen noch weiter aus.

Mehrere Biſchöfe, wie Roullet de la Bouillerie [3] und Jans [4], machen auch darauf aufmerkſam, daß die einzelnen Biſchöfe, weil nicht unfehlbar, bei ſelbſtändiger Einführung eines Katechismus Irrthümer in denſelben aufnehmen könnten, welche dann die Kinder im zarteſten Alter ſich aneigneten und ſpäter ſchwerlich aufgäben. Der erſtere bemerkt u. a., daß janſeniſtiſche Irrthümer in die Katechismen verſchiedener Nationen übergegangen ſeien. Der Erzbiſchof von Toulouſe führt Beiſpiele ſolcher Irrthümer und Ungenauigkeiten an. Zugleich erinnert er auch an die

[1] Ibid. p. 721. [2] Ibid. p. 721 sq.
[3] Ibid. p. 703. [4] Ibid. p. 743.

Eingriffe, welche ſich Fürſten hinſichtlich der Katechismen einzelner Länder erlaubt hätten. Joſeph II. von Oeſterreich, ſagt er, führte eigenmächtig einen neuen Katechismus mit Unterdrückung des 200jährigen Katechismus des ſeligen Petrus Canisius ein und befahl durch Edict vom 10. Juni 1787, in dem ſogen. Normalkatechismus die Lehre von den Abläſſen, welche den armen Seelen im Fegfeuer zugewandt werden können, zu ſtreichen, da ſie nicht genügend begründet erſcheine. Die napoleoniſche Regierung ließ an der Spitze des Katechismus ein Edict abdrucken, in welchem die Ausführung der ſo oft vom Heiligen Stuhle verurtheilten organiſchen Artikel vorgeſchrieben wurde, und befahl, dieſen Katechismus im ganzen Kaiſerreiche einzuführen. Vom Papſte war in demſelben kaum die Rede, aber um ſo mehr vom Kaiſer. Es fand ſich darin z. B. folgende Frage und Antwort: „Frage: Welches ſind unſere Pflichten gegen unſern Kaiſer Napoleon I.? Antwort: Wir müſſen anerkennen, daß unſer Kaiſer von Gottes Gaben im Frieden wie im Kriege überhäuft und von Gott zur Wiederherſtellung und zur Beſchützung des öffentlichen Cultus der heiligen Religion erweckt worden ſei; daß er durch ſeine tiefe und thätige Weisheit die öffentliche Ordnung wiederhergeſtellt habe und ſie erhalte; daß alle ihm Liebe, Ehrerbietung, Gehorſam, Treue, Heeresdienſt und die zur Vertheidigung und Erhaltung des Kaiſerreiches und des Glanzes des kaiſerlichen Thrones auferlegten Steuern ſchulden.“ [1]

Mehrere Väter, welche für das Schema auftraten, wie Ballerini [2] und Verot [3], geſtanden ein, daß die von den Gegnern des Schemas dargelegten Gründe gegen dasſelbe Eindruck auf ſie gemacht hätten. Doch wurden dieſelben trefflich widerlegt.

Hinſichtlich der Verſchiedenheiten, welche ſich bei den Kindern und in den Verhältniſſen, in welchen dieſe leben, finden, bemerkt Biſchof Magnasco, daß dieſe in dem mündlichen Unterricht und in größern, über die Religion handelnden Büchern gewiß berückſichtigt werden müßten; der Katechismus aber, in welchem nur die nothwendigſten Hauptlehren des Glaubens und die weſentlichen Erklärungen derſelben enthalten ſeien, könne ein und derſelbe für alle ſein. Darin ſtimmen wir alle überein, ſagt er, daß im Katechismus wörtlich das Glaubensbekenntniß, die Sacramente, das Vaterunſer und anderes dieſer Art enthalten ſein muß, wozu einige kleine Erklärungen dieſer Wahrheiten treten, welche für alle paſſen. Der

[1] Ibid. p. 768 sqq. [2] Ibid. p. 675 sq. [3] Ibid. p. 662.

eine faßt dieſe ſchneller oder beſſer oder vollkommener auf, der andere langſamer und weniger tief; doch für alle paſſen ſie trotz der Verſchiedenheit der Geiſtesanlagen, da der Glaube und die Lehre für alle gleich ſein muß [1]. — „Das gegen das Schema erhobene Bedenken", ſagt Biſchof Urquinaona in Uebereinſtimmung mit Magnasco, „hätte großes Gewicht, wenn die Gläubigen bloß dadurch in den Religionswahrheiten unterrichtet würden, daß ſie den Katechismus läſen und auswendig lernten. Aber der Katechismus iſt nur der Text, welcher dem Unterrichte zu Grunde gelegt wird, der Lehrer jedoch iſt der Pfarrer und beſonders der Biſchof. Dieſe ſind es, welche ſich die Verhältniſſe ihrer Chriſtgläubigen und Völker vor Augen führen müſſen, und nach den Verhältniſſen, die ſie vorfinden, haben ſie den Katechismus auszulegen oder auch mit Anmerkungen zu verſehen oder gar einen größern Katechismus herauszugeben, welcher den Elementarwahrheiten des kleinen in allem entſpricht und den Perſonal- und Ortsverhältniſſen ihrem Urtheile gemäß in vollſtem Maße Rechnung trägt. Dies iſt in der Conſtitution ſelbſt vorgeſehen. Denn es heißt hier: ‚Den Biſchöfen wird es freiſtehen, mit ſteter Beibehaltung des Kleinen Katechismus, jene katechetiſchen Unterweiſungen geſondert herauszugeben, welche ſie ſelbſt zur beſſern Unterweiſung ihrer Gläubigen oder zur Bekämpfung der in ihren Gegenden etwa vorkommenden Irrthümer im Herrn für mehr erſprießlich halten.'" [2] Schon früher hatte der Biſchof von Nizza bemerkt, daß es Sache der Katecheten ſei, ſich in der Erklärung des Katechismus den verſchiedenen Verhältniſſen anzubequemen, und gezeigt, wie dies geſchehen könne. Er ſchließt: „Alle dieſe Verſchiedenheiten ſind nicht ſo groß, daß ſie die Kirche zu einer Mehrzahl der Katechismen zwingen. Gewiß beſtanden zur Zeit der Apoſtel viel größere Verſchiedenheiten in den verſchiedenen Reichen der Welt. Haben ſie denn darum geglaubt, verſchiedene Glaubensbekenntniſſe verfaſſen zu müſſen? Haben ſie nicht ein einziges allein für die Provinzen und Reiche der ganzen Welt verfaßt? Wenn alſo ein Glaubensbekenntniß für eine Zeit genügen konnte, in welcher zahlloſe Verſchiedenheiten der Talente, der Bildung, der Sitten, der Vorurtheile beſtanden, warum genügt denn nicht ein Katechismus für unſere jetzige Zeit, in welcher die Verſchiedenheiten viel geringer ſind? — Auch zur Zeit des Concils von Trient gab es viele, ſehr viele Häreſien, beſonders in Deutſchland: hat darum dieſes Concil

[1] Ibid. p. 755. [2] Ibid. p. 761 sq.

beſchloſſen, verſchiedene Katechismen für verſchiedene Provinzen nach der Mannigfaltigkeit der in ihnen ſchleichenden Häreſien zu verfaſſen? Keineswegs. Es wollte, daß ein Katechismus verfaßt werde, welcher allen genüge, alle Völker zu lehren.“ [1]

Die Schwierigkeit, einen neuen Katechismus einzuführen, hält Biſchof Keane für nicht zu groß. Denn wenn die Biſchöfe manchmal einen neuen Katechismus eingeführt haben, um wieviel mehr kann dies der Papſt und das Concil! [2] Roullet bezeugt, daß die Gläubigen einen gemeinſamen Katechismus für alle Theile der Kirche wünſchen [3]. Die Verwirrung, ſagt Paya y Rico, welche als Folge der Einführung eines neuen Katechismus gefürchtet werde, ſei jetzt wegen der Vielfältigkeit der Katechismen viel größer. In ſeiner Diöceſe ſeien drei oder vier Katechismen, und wenn die Gläubigen von einem Theile derſelben in einen andern überſiedelten, verſtänden ſie weder den Pfarrer, welcher den Katechismus erkläre, noch könnten ſie auf ſeine Fragen antworten; darum handle es ſich bei Einführung eines allgemeinen Katechismus, einer ſolchen Verwirrung ein Ende zu bereiten [4]. Daß indeſſen die Einführung eines neuen Katechismus Störungen verurſache, wurde von den Vätern allgemein anerkannt. Aber von mehreren Seiten wurde hervorgehoben, daß dies gerade ein Grund für die Annahme des Schemas ſei. „Dies iſt“, ſo ſagt Elloy, „gerade ein Grund, weshalb es beſonders wünſchenswerth iſt, daß ein möglichſt vollkommen ausgearbeiteter Katechismus von der Kirche eingeführt wird, den die Biſchöfe nicht ändern können.“ [5] Dasſelbe wird von Jans betont, und dieſer Biſchof beleuchtet den Grund durch Thatſachen aus ſeiner eigenen Diöceſe: „In meiner Diöceſe ſah ich in einem Zeitraum von 30 Jahren viermal den Katechismus ändern. Die vier letzten ehrwürdigen Biſchöfe, Männer, welche ſich durch Gelehrſamkeit und Frömmigkeit auszeichneten, haben gewiß, geleitet von ihrem Seeleneifer, ernſt die Frage erwogen, wie ſie ihrer Herde den beſten Katechismus geben könnten: ein jeder derſelben gab ihr ſeinen Katechismus, indem er den Katechismus ſeines Vorgängers vermehrte oder verminderte oder die Ordnung änderte. Gewiß war ihre Abſicht zu loben. Doch iſt einzugeſtehen, daß viele Unzuträglichkeiten und Klagen die Folge dieſer Veränderungen waren, unter denen nicht als die geringſte die Klage der

[1] Ibid. p. 657 sq. [2] Ibid. p. 697. [3] Ibid. p. 703.
[4] Ibid. p. 710 sq. [5] Ibid. p. 724.

Eltern zu nennen iſt, welche es ſchmerzlich empfanden, daß ſie ihre Kinder in der chriſtlichen Lehre wegen der Veränderung der Formeln, die ſie ſelbſt von Kindheit auf erlernt hatten, kaum unterrichten oder fragen konnten." [1]

Der aus der Schwierigkeit der Ueberſetzung hergenommene Einwand gegen das Schema wurde nicht hoch angeſchlagen. Ich glaube, ſagt Vitelleschi, daß kein Buch, in welcher Sprache es auch geſchrieben iſt, exiſtirt, das nicht in eine andere Sprache dem vollen Sinne nach überſetzt werden könnte [2]. „Wenn eine jede Schrift," fragt Keane, „mag ſie ſamaritaniſch oder hebräiſch oder griechiſch ſein, wenn jede Schrift in die Sprachen der Chriſten und Heiden überſetzt wird, warum ſollte dann ein kleiner Katechismus nicht in die Sprachen der Katholiken überſetzt werden können?" [3]

Von den beiden Rednern, welche ſich am zweiten und dritten Tage der Debatte gegen das Schema ausſprachen, brachte der erſte, Biſchof David von St-Brieuc, nichts Neues vor. Er ſchloß ſich der Anſicht Dupanloups an, daß die Rechte der Biſchöfe durch das Schema bedroht ſeien [4]. Der zweite jener Redner, Biſchof Clifford, wünſchte Einheit der Katechismen. Aber es ſolle dieſelbe nicht durch ein Concilsdecret und plötzliche Unterdrückung der beſtehenden Katechismen, ſondern durch allmähliche Veränderung derſelben herbeigeführt werden. Er zweifelt, ob man bei plötzlicher Aenderung im ſtande ſei, etwas Beſſeres an ihre Stelle zu ſetzen, und betont die Schwierigkeit der Aufgabe, einen guten Katechismus zu verfaſſen. Den Provincialconcilien ſolle dringend empfohlen werden, auf Einheit der Katechismen hinzuarbeiten. Als Muſter könne die *Doctrina christiana* des ſeligen Petrus Caniſius dienen [5].

Nachdem am vierten und fünften Tage der Debatte nur Freunde des Schemas aufgetreten waren, ſprach von den ſieben Rednern des letzten Tages wieder der eine oder andere gegen das Schema. Die beiden erſten ſprachen zu ſeinen Gunſten [6]. Der dritte, Erzbiſchof Scherr von München-Freiſing, kann auch nicht gerade den Gegnern des Schemas beigezählt werden. Er ſpricht faſt nur von den Verhältniſſen Deutſchlands, wo die Kinder ſieben bis acht Jahre die Schule zu beſuchen gehalten ſeien, während deren ſie in den Schulen auch im Katechismus unterrichtet würden, und ſpricht ſeinen Zweifel darüber aus, ob dort, wo die Kinder zum

[1] Ibid. p. 743 sq. [2] Ibid. p. 689. [3] Ibid. p. 696.
[4] Ibid. p. 668 sqq. [5] Ibid. p. 704 sqq.
[6] Ibid. p. 785 sqq. 789 sqq.

Schulbeſuch verpflichtet ſeien, und dort, wo ein ſolcher Zwang nicht beſtehe, derſelbe Katechismus gebraucht werden könne. Wenn man aber einen gemeinſchaftlichen Katechismus einführen wolle, ſo ſchlägt er vor, daß man vor ſeiner Veröffentlichung von den Biſchöfen aller Länder das Urtheil einhole, ob derſelbe für ihre Diöceſe geeignet ſei, und daß jene Biſchöfe zur Einführung des neuen Katechismus nicht verpflichtet würden, welche ſchon einen guten und allgemein gebilligten Katechismus hätten [1]. Der Vorſchlag, den neuen Katechismus nicht ſtrenge vorzuſchreiben, ſondern bloß zu empfehlen, wurde vorher ſchon von dem Patriarchen Ballerini [2] und ſpäter wieder von Erzbiſchof Haynald [3] gemacht.

Nach Erzbiſchof Scherr trat der Biſchof von Augsburg, Pankratius Dinkel, auf. Er war Gegner der Vorlage. Einen guten Katechismus zu verfaſſen ſei ſchwer; einen ſolchen zu verfaſſen, der trotz der Verſchiedenheiten der Bildung, Einrichtungen und Verhältniſſe der verſchiedenen Nationen allerorts genüge, ſei unmöglich. Den Biſchöfen erlauben, zu einem kleinen Katechismus, welcher nur das Nothwendigſte enthalte, Zuſätze zu machen, würde eben wieder nothwendig Verſchiedenheit der Katechismen herbeiführen [4].

Biſchof Matthias Eberhard von Trier, welcher, wie er ſagte, ohne ſich zum Wort gemeldet zu haben, in die Liſte der Redner gerathen war, ſprach für das Schema. Seine Rede zeugt von großer Erfahrung in der Katechismusfrage und von lebendigem Intereſſe für dieſelbe. Er beſchreibt genau, wie er den Katechismus wünſcht und wie er denſelben in den verſchiedenen Kirchenprovinzen oder Reichen überſetzt ſehen möchte. „Nachdem dieſe Ueberſetzung des Katechismus vollendet iſt," ſo fährt er fort, „iſt es nach meiner geringen Anſicht Sache der Biſchöfe, nach gemeinſamer Berathung und in den gemeinſchaftlich feſtgeſetzten Worten dem Katechismus zwiſchen den von Rom gegebenen Lehrformeln und unveränderlich feſtzuhaltenden Zeilen dasjenige einzufügen, was ſie nach der Natur der Staaten und Zeiten, nach der Verſchiedenheit der geiſtigen Entwicklung, nach dem Stande und der Bildungsſtufe der Schulen, zum Schutze der Kinder, der Jugend und des ganzen Volkes gegen die in der Gegend ſchleichenden Irrthümer im Herrn für mehr nothwendig halten." Doch ſoll durch den Druck und beſondere Zeichen dasjenige, was dem

[1] Ibid. p. 794 sqq. [2] Ibid. p. 678.
[3] Ibid. p. 806. [4] Ibid. p. 796 sqq.

gegebenen allgemeinen Katechismus angehört, klar hervorgehoben werden. Er hält für Gegenden, in welchen die Kinder ſo viele Jahre in die Schule gehen wie in Deutſchland, zwei Katechismen, einen für die niedrigern und einen andern für die höhern Klaſſen, für durchaus nothwendig[1]. Hierfür war auch Elloy[2] ſchon eingetreten, und die Deputation ging in der That auf dieſen Vorſchlag ein und änderte demgemäß das Schema.

Erzbiſchof Haynald beginnt ſeine Rede mit den Worten: Patientia vestra post tot oratores uti idem est, ac patientia vestra abuti. Er war der vierzigſte Redner über das kleine Schema. Kein Wunder, daß die Väter das Ende der Debatte herbeiſehnten. Der Redner hat gegen das Schema nichts einzuwenden, wenn nur nicht die Einführung des Katechismus den Biſchöfen zur Vorſchrift gemacht wird. Den Biſchöfen derſelben Provinzen, ja derſelben Nationen ſoll es dringend empfohlen werden, dahin zu ſtreben, daß ſie ſich ſo viel als möglich desſelben Katechismus bedienen. Er macht noch den einen oder andern Vorſchlag von geringerer Bedeutung und ſucht dann einige von vielen Vätern ungünſtig aufgenommene Bemerkungen ſeiner ſpeciellen Freunde zu vertheidigen. Dann beſchäftigt er ſich mit dem Grunde, welchen einige für das Schema geltend gemacht hatten, daß durch dasſelbe die Einheit in der Kirche gefördert werde. Er verbreitet ſich zu dieſem Zwecke ausführlich darüber, daß die Einheit in der Kirche ſchon ſo herrlich daſtehe, wie niemals vorher. Der letzte Theil der Rede griff auf einen andern, früher behandelten Gegenſtand zurück.

Der folgende und letzte Redner über das Schema war der Spanier Fernandez Perez, Biſchof von Malaga. Der Redner beklagt eingangs ſeiner kurzen Rede, daß bisher noch ſo wenig erreicht ſei, und fordert alle auf, rüſtig Hand ans Werk zu legen, um bald etwas zu ſtande zu bringen. Nachdem er dann kurz ſeine Gründe für die Annahme des Schemas dargelegt, ſpricht er ſeine Anſicht dahin aus, die entgegenſtehenden Schwierigkeiten ſeien ſo gering und ſo gut widerlegt, daß man ſofort zur Abſtimmung und zur Approbation des Schemas übergehen könne.

Die Präſidenten waren jedoch nicht dieſer Anſicht und erklärten, daß ſie das Schema der Deputation für die Kirchendisciplin zuſtellen würden, da einige Schwierigkeiten vorgebracht worden ſeien, welche in der Generalcongregation nicht wohl beſeitigt werden könnten.

---

[1] Ibid. p. 800 sqq. [2] Ibid. p. 725.

Soviel über die erſten Debatten. Der Vollſtändigkeit halber fügen wir jedoch noch kurz den weitern Verlauf der Berathungen und Discuſſionen über das Schema bei.

Der Entſcheidung der Präſidenten entſprechend prüfte die Deputation für die Kirchendisciplin die von den Vätern vorgebrachten Bedenken und Verbeſſerungsanträge.

Nach der dritten öffentlichen Sitzung, am 25. April, konnte der verbeſſerte Entwurf[1] den Vätern zugeſchickt werden. In einem demſelben beigegebenen Referat[2] erſtattete die Deputation einen ſummariſchen Bericht über ihre Berathungen.

Die Anſicht jener Väter, welche ſich überhaupt gegen die Einführung eines Kleinen Katechismus in der ganzen Kirche ausgeſprochen hatten, war, mit Rückſicht auf die weit überwiegende Mehrzahl der Freunde der Einführung ſowie das Gewicht der dafür ſprechenden Gründe entſchieden abgelehnt worden.

In der Frage, ob der Gebrauch des Kleinen Katechismus vorzuſchreiben oder bloß zu empfehlen ſei, hatte ſich die Deputation in Uebereinſtimmung mit der Mehrzahl der Väter für das erſtere entſchieden, und zwar namentlich wegen der Nachtheile, die heutzutage beſonders infolge der leichten Auswanderung in andere Sprengel aus der Verſchiedenheit der Katechismen erwachſen.

Von den beantragten Verbeſſerungen waren die folgenden drei angenommen worden. Während in dem erſten Schema nur der Kleine Katechismus Bellarmins als Vorbild aufgeſtellt wurde, ſollten nach dem verbeſſerten auch andere unter dem chriſtlichen Volke verbreitete Katechismen zu Rathe gezogen werden.

Bezüglich der Ueberſetzungen, die nach dem urſprünglichen Entwurf wörtlich ſein mußten, wurde nur verlangt, daß ſie ſinngetreu ſeien.

Endlich wurden die Biſchöfe ermächtigt, eingehendere Belehrungen, die nach der frühern Vorlage nur ſeparat herausgegeben werden durften, in den Text des Kleinen Katechismus einzufügen; jedoch nur ſo, daß dieſer fundamentale Text immer von allen von den anderweitigen Unterweiſungen deutlich unterſchieden werden könne. Auch ſollte für den erſten Unterricht durchaus nur der Kleine allgemeine Katechismus ohne irgend welche Zuſätze gebraucht werden.

[1] C. V. 664 sq. [2] Ibid. 665 sq.

In der 47. und 48. Generalcongregation fand die Discuſſion über das verbeſſerte Schema ſtatt. In der 49. wurde zunächſt über die von den Vätern beantragten und von der Deputation für die Kirchendisciplin durchberathenen Verbeſſerungen abgeſtimmt. Die Vorſchläge der Deputation fanden die Billigung faſt aller Väter. Noch in derſelben Congregation ſtimmte man über das ganze verbeſſerte Schema ab. 491 Väter erklärten einfach ihre Zuſtimmung; 56 ſprachen ſich gegen dasſelbe aus; 44 gaben ihre Zuſtimmung in bedingter Weiſe. Die von den letztern aufgeſtellten Bedingungen wurden dann von der Deputation für die Kirchendisciplin geprüft, und nach wenigen unweſentlichen Abänderungen des zweiten Schemas ward das revidirte Schema[1] den Vätern zugeſtellt. In der 50. Generalcongregation erſtattete darauf Biſchof Marilley von Lauſanne namens der Deputation Bericht über jene Bedingungen und die von der Deputation getroffenen Entſcheidungen. Hiermit ſchloß die Thätigkeit des Concils betreffs des Kleinen Katechismus.

Theodor Granderath S. J.

Bibliothek und Archiv der römiſchen Kirche im erſten Jahrtauſend.

„Rom kann nicht mit gewöhnlichem Maße gemeſſen werden.“ Vor mehr denn 70 Jahren ſchrieb ſo ein deutſcher Gelehrter im Hinblick auf die „literariſchen Schätze“ der ewigen Stadt, die er ſchier „unendlich“ nennt. Heute erſt recht findet die Gelehrtenwelt dies Wort Blumes in ſeinem Iter italicum bewahrheitet — heute, da emſige Forſcher aus aller Herren Ländern ungehindert und ungeſtört darin wetteifern, die Schätze der vaticaniſchen Fundgrube ans Tageslicht zu fördern. Mögen immerhin die kaiſerlichen und königlichen Büchereien der Neuzeit, die übrigens ein gut Theil ihrer beſten Habe den Kloſterbibliotheken des „finſtern“ Mittelalters entnahmen, ihre Bändezahl dank königlicher Dotationen ins Ungeheuerliche vermehren, an Werth und Bedeutung für Geſchichte und

[1] C. L. 666 sq.

Wiſſenſchaft darf die päpſtliche Bibliothek ſich kühn meſſen mit allen und ſteht in mancher Beziehung für alle Zeiten ganz einzig da. So iſt die Vaticana ſeit ihrer Gründung eine glänzende Apologie des Vaticans in den letzten fünf Jahrhunderten. Und das war die Bibliothek des Apoſtoliſchen Stuhles und der römiſchen Kirche in allen chriſtlichen Jahrhunderten: ein ruhmvolles Zeugniß für die Förderung von Wiſſenſchaft und Cultur durch das Papſtthum.

Wo es höhere ideale Strebungen gibt, entſtehen Bibliotheken von ſelbſt. Sie ſind in vieler Hinſicht der Gradmeſſer der Bildung eines Volkes, einer Zeit. Man denke nur an Ninive, an Alexandrien und Pergamos, um nicht zu reden von griechiſchen und römiſchen öffentlichen und Privat-Bibliotheken aus heidniſcher Zeit. Das Chriſtenthum, auch bloß philoſophiſch betrachtet, ideal und tief wie kein anderes wiſſenſchaftliches Syſtem — das Chriſtenthum, deſſen Stifter ſeine Jünger ausſandte mit dem Auftrage zu lehren alle Völker, deſſen Conſtitutionen und Geſetze ebenſo wie die Geſchichte ſeiner Uranfänge, ſeiner Vorbereitung und erſten Ausbreitung in heiligen Urkunden niedergelegt waren —, brachte naturgemäß mehr als bloße Liebhaberei für Wiſſen und Bücher mit zur Welt. Selbſt wenn wir keine hiſtoriſchen Beweiſe dafür hätten, wir dürfen es dennoch frank behaupten: von apoſtoliſcher Zeit an hatte jede Chriſtengemeinde ihre kleine Bibliothek, und den Grundſtock darin bildeten die Evangelien. Was die Geſetzesrolle der Synagoge, das und mehr noch war das Evangelium den erſten Chriſten: das Buch der Bücher. Schon im Briefe des heiligen Martyrers Ignatius an die Philadelphier hören wir, wie man in Glaubensſachen auf die Documente, die Archive ſich berief, und dabei werden Documente oder Archive und Evangelium einfachhin als gleichbedeutend hingeſtellt. Rom, von demſelben Ignatius die *προκαθημένη τῆς ἀγάπης* genannt, muß, wie de Roſſi treffend bemerkt, an erſter Stelle ſolche Documente in einem ſolchen Archiv aufbewahrt haben. Es verſchlägt dabei wenig, ob man den Apoſtelfürſten Petrus, in deſſen Auftrag der Evangeliſt Marcus ſein Evangelium für die Römer ſchrieb, oder den Weltapoſtel Paulus, der vom Gefängniſſe aus ſeinen Schüler Timotheus aus Kleinaſien mit ſeinen Büchern und Pergamentrollen, welche er dort zurückgelaſſen hatte, zu ſich nach Rom beſchied[1], gewiſſermaßen als erſten Gründer dieſer römiſchen Bibliothek anſehen will.

[1] 2 Tim. 4, 13.

Zweifelsohne hat im Hauſe des Pudens oder wo immer die Chriſtengemeinde zur Feier der heiligen Geheimniſſe ſich ſammeln mochte, das Evangelium des hl. Marcus und der Brief des hl. Paulus an die Römer einen oder den Ehrenplatz eingenommen in dieſer Wiege der päpſtlichen Bibliothek: Bücherſchätze, die auch heute noch mit allem amerikaniſchen Golde nicht zu erſchwingen wären, den Chriſten Roms koſtbarer als ihr Martyrerblut. In und mit dieſen Codices iſt die päpſtliche Bibliothek alt wie das Papſtthum. In dem ſogen. Muratorianiſchen Fragment iſt uns der erſte Canon erhalten, das erſte Verzeichniß der heiligen Schriften. Der Verfaſſer ſchrieb es zur Zeit des Papſtes Pius I. um die Mitte des 2. Jahrhunderts in Rom ſelbſt oder doch ganz in der Nähe der ewigen Stadt. So haben wir darin denn auch eine Inhaltsangabe wenigſtens der heiligen Schriften des Archivs der römiſchen Kirche. Es wäre nach unſerer Redeweiſe der Anfang eines Katalogs der päpſtlichen Bibliothek aus dem 2. Jahrhundert.

Die heiligen Schriften bildeten jedoch ſchon damals nicht mehr den einzigen Beſtand des Archivs. Wohl ſchon in apoſtoliſchen Zeiten kamen liturgiſche Bücher hinzu, bald auch Werke von Kirchenlehrern und Kirchenvätern. Im Archiv wurden die Acten der heiligen Martyrer neben den Briefen der auswärtigen Chriſtengemeinden und Biſchöfe an die römiſche Kirche aufbewahrt wie ein koſtbarer Schatz; hier fanden ſich die Matrikel der Cleriker wie aller hilfsbedürftigen chriſtlichen Armen Roms neben dem Verzeichniß der Chriſten, die als Martyrer in den Bergwerken weit weg von Rom ſchmachteten; hier wurden die Urkunden niedergelegt, welche den Glauben betrafen, mochte es das Glaubensbekenntniß eines Chriſten ſein, der in Rom als Lehrer wirken wollte, oder eines der Häreſie Verdächtigen, oder was immer für Verhandlungen über Glaubenslehren oder Irrlehren. Für alles das ſind wir nicht auf bloße Vermuthungen angewieſen. Aus hiſtoriſchen Quellen hat zumal de Roſſi[1] mit vieler Mühe all die Steinchen zuſammengetragen, aus denen man ſich ein kleines Moſaikbild von dem Archiv und der Bibliothek des Apoſtoliſchen Stuhles machen kann.

Ueber die liturgiſchen Bücher brauchen wir nicht viele Worte zu verlieren, denn es iſt zu klar, daß neben der Heiligen Schrift das Sacramentarium, welches zugleich unſer Miſſale enthielt, das Evangeliarium

[1] De origine, historia scrinii et bibliothecae sedis apostolicae.

und Lectionarium und allmählich auch das Antiphonarium wie in allen christlichen Kirchenbibliotheken jener Zeit, so auch im römischen Archiv sich finden mußte. Wir fügen hier nur hinzu, daß der eigentliche Ort der Aufbewahrung dieser Kirchenbibliothek im engern Sinne sich in der Apsis der Basiliken befand. Während dort eine Nische die heiligen Gefäße barg, bewahrte eine zweite auf der andern Seite der Kathedra die heiligen Bücher zum gottesdienstlichen Gebrauche. Auch die Acta oder Gesta martyrum müssen sich in den Archiven der größern Christengemeinden vorgefunden haben: an erster Stelle aber wohl in Rom nicht bloß, weil hier verschiedene Päpste und andere berühmte Martyrer den Heldentod starben, sondern weil hier die Päpste es sich gewiß angelegen sein ließen, die Gesta martyrum zu sammeln und aufzubewahren. So soll ja schon Papst Anterus, wie wir aus alter Quelle im Liber pontificalis hören, die Gesta martyrum von Notaren sorgsam haben sammeln und in der Kirche hinterlegen lassen. Nach derselben Quelle hätte der Nachfolger des Anterus, der hl. Fabianus, dieselbe Sorgfalt gezeigt und den sieben Notaren sieben Subdiakonen als Vorgesetzte zugesellt. Als dann Fabianus selbst des Martertodes gestorben, verfaßte der römische Clerus über sein Martyrium eine förmliche Encyklika, von welcher der hl. Cyprian in Karthago bezeugt, daß er sie erhalten und gelesen habe. So kann man nicht daran zweifeln, daß, wenn irgend eines, zumal das römische Archiv Martyreracten barg. Leider ist uns von all den Schätzen nichts erhalten. Schon der hl. Gregor d. Gr. mußte dem Bischof Eulogius von Alexandrien, der um die römischen Martyreracten gebeten hatte, antworten: nur weniges habe er gefunden in unius codicis volumine collecta [1]. Weder Eulogius konnte so bitten noch Gregor so antworten, wenn es bei beiden nicht feststand, daß seiner Zeit Acta martyrum abgefaßt und im Archiv aufbewahrt wurden. Auch aus der Bestimmung über unechte Martyreracten im Decret des Papstes Gelasius (492—496) läßt sich ein ähnlicher Schluß ziehen.

Wenn das römische Archiv so mit den heiligen Schriften, den liturgischen Büchern und Acten der heiligen Martyrer den übrigen kirchlichen Bibliotheken in Afrika und Asien gleichstand, so erhielt es seinen besondern Charakter durch die Stellung, welche die Gemeinde von Rom mit ihrem Bischof in der jungen Kirche Christi überhaupt einnahm. Zur Kennzeichnung dieser Stellung genügt uns hier das bekannte Wort des hl. Ire-

[1] Epist. l. 8, 29 (*Migne* LXXVII, 931).

näus, der als Schüler des hl. Polykarpus aus deſſen Munde noch die Erzählungen über das Leben des Heilandes und der Apoſtel vernommen hatte. Irenäus ſpricht ja dort im dritten Buche Contra haereses von der größten, der älteſten, der allbekannten, der von den glorreichen Apoſteln Petrus und Paulus in Rom gegründeten und geſtifteten Kirche, die da ihre Tradition in ununterbrochener Reihenfolge ihrer Biſchöfe von den Apoſteln ſelbſt habe, jener Kirche, mit der wegen ihres einzigen Vorranges (propter potiorem principalitatem) jede andere Kirche übereinſtimmen müſſe. Folge davon war, daß man ſich von Oſten und Süden in Glaubensfragen, in Glaubensſtreitigkeiten an Rom und ſeinen Biſchof, wie an den oberſten Schiedsrichter, wandte. So mußten ſich denn auch im Archiv der römiſchen Kirche über all dieſe Verhandlungen allmählich eine Menge hiſtoriſch wichtiger Actenſtücke anſammeln — Actenſtücke, die ebenſogut über den Glauben der Kirche wie über den Irrglauben der Häretiker Auskunft gaben. Daß man aber in Rom bei dieſen Proceſſen ſich gewiß auch der ſchon geſchriebenen Werke der Kirchenväter, zumal jener, welche der römiſchen Kirche nahe ſtanden, bediente, iſt wohl mehr als wahrſcheinlich. Ueber das gelehrt-wiſſenſchaftliche Streben wie über den kritiſch-bibliophilen Eifer der gebildeten Chriſten jener Zeiten in Aſien ſowohl wie in Rom haben wir ja nicht wenige deutliche Fingerzeige bei Euſebius, Hieronymus und andern gleichzeitigen Schriftſtellern, die auf eine Fülle von Literatur ſchließen laſſen, welche den damaligen Kirchenſchriftſtellern zu Gebote ſtand. Und wenn ſchon ſo bald, wie wir ſpäter ſehen werden, ein wahrer Reichthum patriſtiſcher Literatur im römiſchen Archiv ſich fand, gewiß iſt dasſelbe vor der diokletianiſchen Verfolgung daran nicht arm geweſen.

Ueber die Actenſtücke des Archivs gibt uns Tertullian einen intereſſanten Aufſchluß. Aus ſeiner Schrift Adversus Praxeam c. 1 erſehen wir nämlich, daß ein chriſtlicher Lehrer, welcher der Häreſie verdächtig war, von Aſien nach Rom reiſte, daß er dort Rede und Antwort ſtehen mußte, und daß darauf zum Beweiſe ſeiner Beſſerung ſein Glaubensbekenntniß ſchriftlich in dem Archiv niedergelegt ward [1]. Von einem andern, gleichzeitigen Verfaſſer hören wir denn auch beſtimmt, daß es der Papſt Zephyrinus war, auf deſſen Befehl und vor dem der aſiatiſche Lehrer ſich verantworten mußte. Aehnlich erging es dem berühmten Origenes von

[1] Eum scripto „cavisse de emendatione sua et manere chirographum apud Psychicos, apud quos gesta res est“.

Alexandrien, der in seinem Schreiben an den Bischof der Stadt Rom, Fabianus, seine Reue über das, was er geschrieben, zeigte[1]. Diese beiden documentirten Fälle mögen genügen, um uns wahre Schätze gleich wichtiger Actenstücke im römischen Archiv zu verrathen. Denken wir dabei an die nicht seltenen Irrlehrer der ersten drei Jahrhunderte, deren Sache in Rom verhandelt wurde, so können wir errathen, daß schon in diesen urchristlichen Zeiten das Archiv, die Bibliothek der römischen Kirche, ein ganz eigenthümliches Gepräge erhalten mußte, das seinen letzten Grund hatte in dem Vorrang des Bischofs von Rom. Und so dürfen wir denn wohl hier die berechtigte Vermuthung — um nicht mehr zu sagen — aussprechen, daß wenn irgendwo so im Archiv zu Rom ziemlich vollständig die gesamte theologische Literatur jener frühen Zeiten, auf die sich eben Neuerer berufen oder nach denen die Bischöfe von Rom urtheilen konnten, sich vorfinden mußte.

Während auf diese Weise wahre Schätze theologischer Wissenschaft die römische Bibliothek bereicherten, war die christliche Charitas nicht minder thätig, das Archiv zu füllen. „Bei euch", schrieb Dionysius, Bischof von Korinth, an die Römer[2], „hat sich die Sitte eingebürgert, die betrübten Brüder zu unterstützen und allen Kirchen Hilfe zu senden. Ihr leistet den Armen Beistand, ihr erleichtert das harte Los der zur Bergwerksarbeit verurtheilten Brüder. Solche ist die römische Sitte: euer Bischof Soter bleibt dieser Sitte nicht nur treu, sondern erweitert noch ihre Grenzen durch den Eifer seiner Liebe. Er spendet seinen Reichthum, die Heiligen aufrecht zu halten in ihren Prüfungen, er behandelt die zu ihm kommenden Brüder wie ein Vater seine Kinder, er führt sie durch die Weisheit seiner Worte auf den Pfad der Tugend." Bei der Lesung einer solchen Epistola salutatoria des Bischofs von Korinth liegt es zu nahe, anzunehmen, daß ähnliche Schreiben von „allen Kirchen", denen Rom „Hilfe sandte", hier einliefen und im kirchlichen Archiv Aufnahme fanden. Es waren ja diese Epistolae salutatoriae allgemein in Gebrauch und wurden im Bibliotheksarchiv aufbewahrt. Daß aber solche Briefe für eine kirchliche Bibliothek von hohem Werthe sein mußten, leuchtet auch ein. Boten sie doch in ihrem Inhalt die besten Quellen für die gesamte Kirchengeschichte. Wie ausgedehnt und geordnet das charitative Wirken der Kirche von Rom

[1] Cf. *Hieronym.*, Epist. 84 ad Pammachium et Oceanum 10; *Euseb.*, Hist. eccl. VI, 36; *Rufin.*, Invectiva in Hieron. I, 44.

[2] Cf. *Euseb.*, Hist. eccl. IV, 23.

damals ſchon war, erſehen wir noch aus andern Urkunden, die ſich ebenfalls im Archiv vorfanden. Wir wiſſen nämlich beſtimmt, daß ebendort neben dem Album aller Cleriker ein ganz genaues Verzeichniß aller chriſtlichen Armen der Stadt Rom aufbewahrt wurde — deren Zahl, beiläufig bemerkt, ſich ſchon um die Mitte des 3. Jahrhunderts auf mehr als 1500 belief. Auch jene Chriſten, die als Martyrer fern von Rom in den Bergwerken ſchmachteten, waren namentlich im römiſchen Archiv verzeichnet, ſo daß man z. B. unter Kaiſer Commodus das genaue Regiſter derer, welche er ad metalla verurtheilt hatte, aus dem Archiv vorlegen konnte. Und zur Zeit des Papſtes Damaſus las man in der Kirche von Cäſarea in Cappadocien öffentlich die Briefe, welche der Papſt Dionyſius zugleich mit Almoſen dorthin geſandt zur Unterſtützung der Martyrer in den Bergwerken daſelbſt. Wie Rom für das Glaubensleben, die Glaubenslehre ebenſogut als für die chriſtliche Praxis der Nächſtenliebe eine führende Rolle in der ganzen Kirche einnahm, ſo mußte naturgemäß das Spiegelbild dieſes kirchlichen Lebens und der ganzen Verwaltung in dem römiſchen Archiv ganz einzig daſtehen. Mögen die hiſtoriſchen Zeugniſſe aus jener Zeit immerhin dürftig und nur ſporadiſch erſcheinen, ſie genügen dennoch, um uns einerſeits ein Bild zu geben von der charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeit dieſer römiſchen Bibliothek und um uns andererſeits zu überzeugen von der Ordnung ſowohl als dem relativen Reichthum des Archivs.

So beſaß die römiſche Kirche ſchon in den erſten drei Jahrhunderten eine Bibliothek des Apoſtoliſchen Stuhles und ein päpſtliches Archiv, die, vereint oder getrennt, wir wiſſen es nicht, in ſich die koſtbarſten Schätze bibliſcher, liturgiſcher, patriſtiſcher, dogmatiſcher und kirchengeſchichtlicher Literatur bargen neben Urkunden über die Verwaltung der Kirche Roms nicht minder als über die lebendigen Beziehungen der römiſchen Kirche und ihres Biſchofs zu der Geſamtkirche. Mit Abſicht reden wir nicht von Papſtregeſten und Papſtbriefen aus derſelben Zeit. Denn wie wahrſcheinlich es auch iſt, daß ſchon damals ſich ſolche im Archiv fanden, zumal wir wiſſen, daß dieſelben überhaupt nach dem Vorbild der Kaiſerregeſten aus früher Zeit angelegt worden ſind, ſo fehlen uns dennoch genaue Angaben aus hiſtoriſchen Quellen. Auch über den Ort, an dem die Bibliothek oder das Archiv ſich befand, können wir nichts Beſtimmtes ſagen. Nur läßt ſich aus der Natur der Sache ebenſo wie aus der ſpätern Praxis ſchließen, daß dieſelben, ſoweit die Umſtände und die Zeiten der Verfolgung es erlaubten, gewiß in Verbindung ſtanden mit den kirchlichen gottesdienſtlichen

Verſammlungsorten, an erſter Stelle mit jenem, an dem der Biſchof von Rom pontificirte. Das Amt der Lectores beſtand ſchon in dieſen erſten Jahrhunderten, und man darf es als bewieſen anſehen, daß ſie auch eine gewiſſe Cuſtodia über das Archiv hatten. Ihnen zumal wurden in Zeiten der Verfolgung die heiligen Bücher anvertraut. In welch näherer Beziehung die notari zum Archive ſtanden, deſſen erſte scriptores ſie waren, iſt nicht ſo klar, wenn anders es auch faſt ſelbſtverſtändlich iſt, daß der primicerius notariorum in der ältern Zeit Archivar- und Bibliothekardienſte leiſten mußte. Erſt ſpäter treffen wir getrennt vom Amte des primicerius das des bibliothecarius Romanae ecclesiae.

Das chriſtliche Leben entwickelte ſich allenthalben immer freier und ungehinderter, da kam plötzlich und faſt unvorhergeſehen die ſchlimmſte, aber auch letzte Chriſtenverfolgung der römiſchen Kaiſer. Sie brach los am 23. Februar 303 zu Nikomedien mit der Zerſtörung der prächtigen Kirche daſelbſt. Gleich am folgenden Tage erſchien das erſte von Diokletian und Galerius unterzeichnete Edict gegen die Chriſten. Dasſelbe richtete ſich an erſter Stelle gegen die Kirchen und heiligen Bücher der Chriſten, die zerſtört und verbrannt werden ſollten. Wie ſehr nun auch gerade die diokletianiſche Verfolgung allenthalben mit den kirchlichen Bibliotheken der erſten drei Jahrhunderte aufräumte[1], wie groß auch immer dieſer Verluſt für die Geſchichte der Archive ſein mag, ſo liefert uns dennoch gerade dieſe Verfolgung ſelbſt und die Ausführung des genannten kaiſerlichen Edictes einige Angaben, die das vorher über Rom Geſagte nur bekräftigen. Wir hören nämlich bei dieſer Gelegenheit, daß es wirklich eigentliche Archive in den chriſtlichen Gemeinden gab, die ausdrücklich auch Bibliotheken genannt wurden; wir hören, daß unterſchieden wird zwiſchen Schriften von geringerem Werthe und koſtbaren, ja ſehr koſtbaren Büchern. Wir hören, daß die heiligen Bücher vielfach aus den Armarien geflüchtet und den Lectores zur Aufbewahrung anvertraut wurden. Wir hören ſchließlich, daß die Lectores lieber ihr Blut opferten, als die heiligen Schriften den Verfolgern auslieferten, und daß andererſeits die, welche die heiligen Schriften den Heiden überantworteten, einfachhin als traditores (Verräther) gebrandmarkt waren. So dürfen wir im allgemeinen die chriſtlichen Bibliotheken des Alterthums und im beſondern die von Rom

[1] Cf. *Euseb.*, Hist. eccl. VIII, 3; *Arnobius*, Contr. gent. IV, 36; *Prudentius*, Peristeph. hymn. I, 882 sqq.

heilige Bibliotheken nennen, ſowohl wegen ihres Inhalts als auch wegen der religiöſen Verehrung, mit welcher die erſten Chriſten dieſe ihre Schätze hoch hielten. Ehedem ward die Bundeslade mit den Geſetzestafeln mit dem Blute von Opferthieren beſprengt, den erſten Chriſten war das Wort Gottes in den heiligen Schriften koſtbar genug, es mit Martyrerblut zu beſprengen und zu vertheidigen. Nicht vereinzelt ſteht der Fall da, daß die Chriſten lieber ihr Blut verſpritzten, als die heiligen Bücher den Heiden auslieferten. „Der Biſchof Felix ſprach: ‚Beſſer iſt es, daß ich ins Feuer geworfen werde, als daß die heiligen Schriften drin verbrennen. . . .‘ Und er ward zur Leidensſtätte geführt; da erhob er ſeine Augen gen Himmel und betete mit lauter Stimme: ‚Dank dir, o Gott! 56 Jahre bin ich alt geworden, die Jungfräulichkeit habe ich unverſehrt erhalten, die Evangelien habe ich treu bewahrt, den Glauben und die Wahrheit verkündet. Herr, Gott Himmels und der Erde, Jeſus Chriſtus, dir beuge ich meinen Nacken wie ein Schlachtopfer, dir, der du lebſt in Ewigkeit, dem Ruhm und Herrlichkeit in ewige Zeiten. Amen.‘“ [1]

Die diokletianiſche Verfolgung hat vieles, wenn nicht alles zerſtört. Jedenfalls iſt uns nichts geblieben, kein Exemplar der Heiligen Schrift, nichts von den Acten der Martyrer, nichts von Regeſten oder Briefen der Päpſte aus den erſten drei Jahrhunderten, nichts von den Briefen der Biſchöfe an dieſelben. Unter Kaiſer Konſtantin erfolgte dann Neugründung der Bibliothek, des Archivs, des Scrinium. Und das geſchah unter günſtigen Umſtänden. Konſtantin ſelbſt, der die Kirche ſo reich dotirte, ſo viele Baſiliken ihr erbaute, beſchenkte ſie auch mit koſtbaren Büchern, beſonders mit den heiligen Schriften. Aus Briefen des Kaiſers Konſtantin an Euſebius und aus deſſen Antwort an den Kaiſer [2] erſehen wir, daß der Kaiſer allein für die Kirche von Konſtantinopel 50 Exemplare der Heiligen Schrift mit königlichem Aufwand herſtellen ließ. Daraus können wir mit Gewißheit ſchließen, daß die neu errichteten Baſiliken Roms ähnlich mit heiligen Büchern ausgeſtattet wurden, da ja die heiligen und liturgiſchen Bücher gleichwie die heiligen Gefäße mit zur nothwendigen Ausrüſtung des chriſtlichen Gotteshauſes gehörten.

Zu dieſer materiellen Unterſtützung durch den Kaiſer kommt, daß der Kirche eben von Konſtantin eigene Gerichtsbarkeit und freie Verwaltung

[1] Acta S. Felicis ep. et mart. vid. *Ruinart*, Act. Mart. (Ratisb. 1859) p. 390; cf. ibid. p. 415.

[2] Cf. *Euseb.*, Vita Const. l. IV, c. 36. 37.

zugestanden ward, so daß die Acten, welche im Scrinium der Kirche aufbewahrt wurden, etwa Testamente oder Freibriefe für Sklaven, einfachhin auch staatliche Geltung hatten. Dadurch gewann natürlich das Archiv sowohl an Umfang als an Werth und Bedeutung. Da aber diese kirchliche Gerichtsbarkeit in der Kirche selbst ausgeübt wurde, so ergibt sich daraus, daß das Archiv auch örtlich in unmittelbarer Verbindung mit der Basilika gestanden haben muß. Beamten oder Hüter dieses Archivs aber waren die Notare, deren erster allmählich eine der ersten Stellen neben dem Archidiakonen u. a. einnahm.

Mit Papst Damasus brach dann für das Archiv und die Bibliothek der römischen Kirche eine Blüthezeit an. Nicht nur der Vater des Papstes, sondern Damasus selbst muß in jüngern Jahren als Exceptor und Lector bei dem Archiv und der Bibliothek Anstellung gehabt haben. Daher seine Vorliebe für den Ort und das Amt, aus dem er auf den Stuhl Petri gestiegen. Er baute darum zugleich mit der Kirche des hl. Laurentius, die ja auch seinen Namen verewigen sollte, oder besser um dieselbe herum Hallen für Bibliothek und Archiv. Er verherrlichte selbst dieses sein Werk in Versen, die er dort als Inschrift setzte. Aus eben diesen Versen geht jedoch hervor, daß wohl an derselben Stelle wenigstens schon ein Menschenalter vorher das Archiv der römischen Kirche bestanden haben muß. Wir hören außerdem noch aus den Briefen des hl. Hieronymus, daß dieser dem Papste Damasus hilfreiche Hand leistete in seinem Bibliothekseifer, in chartis ecclesiasticis iuvit[1], und daß damals Sachen wie die Papstregesten (Annales), wenigstens also des Papstes Damasus selbst, sowie die Concilsverhandlungen des römischen Concils vom Jahre 369 dort aufbewahrt wurden. Hieronymus nennt das ihm wohlbekannte Archiv chartarium ecclesiae romanae[2]. Vom 5. Jahrhundert an erhielt es jedoch den feierlichen Namen scrinium oder scrinia sedis apostolicae: Schrein des Apostolischen Stuhles. So nennen es schon Bonifaz I., Cölestin I., Leo der Große, wohl weil die wichtigen Actenstücke daselbst in Schreinen verschlossen wurden. Aus der Art und Weise, wie Hieronymus über das Archiv spricht, geht hervor, daß es in guter Ordnung war, so daß man mit Leichtigkeit irgend ein dort aufbewahrtes Schriftstück finden konnte. Es deutet das jedenfalls auf eine schon mehr oder weniger vollkommene Einrichtung des Archivs hin.

---

[1] Epist. 123 (al. 11), 10. [2] Apolog. adv. Ruf. l. 3, n. 20.

Lange kann jedoch das Archiv mit Bibliothek nicht bei S. Lorenzo in Damaſo ſeinen Sitz gehabt haben. Der Lateran war die eigentliche Reſidenz der Päpſte, von wo aus ſie die Kirche verwalteten. Es war zu natürlich, daß man da das ſo wichtige Archiv ebenſo wie die Bibliothek in der Nähe haben wollte. Und ſo treffen wir denn auch im 7. Jahrhundert bereits Archiv und Bibliothek vereint in dem Lateranpalaſt unter dem Namen: Bibliothek des Lateran. Die Archivbeamten, die Notare, denen die Redaction der Acta Sanctae sedis oblag, waren auch die Bibliothekare der römiſchen Kirche. Nach klaren Andeutungen des hl. Hieronymus und Gregors des Großen war ſowohl das damaſianiſche wie das lateranenſiſche Archiv für jedermann zur Benützung leicht zugänglich, ſo daß man das damalige Archiv mit Bibliothek gewiſſermaßen als ein öffentliches anſehen kann. Weder aus dem einen noch aus dem andern ſind uns Originale erhalten. Verſchiedene Schriftſtücke jedoch, die uns aus dem 5. Jahrhundert überkommen ſind, weiſen deutlich darauf hin, daß ihr Urſprung in Papſtregeſten des damaſianiſchen Archivs zu ſuchen iſt, ſowie denn auch Dionyſius der Kleine bei ſeiner Decretalienſammlung aus demſelben Archiv ſtammende Quellen benutzt hat[1]. Koſtbarere Erinnerungen oder Ueberreſte beſitzen wir annoch aus der lateranenſiſchen Bibliothek des 7. Jahrhunderts. Es ſind nämlich Schriften des großen Gregor, die im Auszug oder in Abſchrift uns geblieben. Papſt Hadrian I. ließ zwei Bände von Auszügen nach den Originalen herſtellen, und Paulus Diakonus verfertigte um dieſelbe Zeit für ſeinen Freund, den hl. Adelhard, Abt von Corbie (Alt-Corvey), eine Abſchrift von 53 Briefen Gregors. Ohne Zweifel eine koſtbare Reliquie der Bibliothek des Laterans! Vom hl. Gregor hören wir denn auch in dieſen ſeinen Briefen, wie er die Acten des Concils von Epheſus aus dem römiſchen Archiv einer ſorgfältigen Prüfung unterwarf und deren Echtheit und Zuverläſſigkeit vor dem Texte, welchen die Griechen in Konſtantinopel aufbewahrten, ſiegreich nachwies. Von welcher Reichhaltigkeit und praktiſcher Wichtigkeit die Lateranbibliothek war, erfahren wir mit merkwürdiger Klarheit aus den Verhandlungen des Concils, welches im Jahre 649 in Rom über die Monotheleten abgehalten wurde. Wir ſehen dort den Primicerius der Notare, Theophylakt, als Bibliothekar in voller Thätigkeit. Was die Concilsväter nur wünſchen bei ihren Be-

[1] Ueber Dionyſius, deſſen Sammlungen und Quellen vgl. Maaſſen, Quellen und Literatur des canoniſchen Rechts (Graz 1870) S. 422 ff.

rathungen, ſei es aus der Dogmatik, aus den Werken der Kirchenväter und Lehrer, ſei es aus den Schriften der Irrlehrer der vergangenen Jahrhunderte, er ſchafft es ihnen aus der wohlgeordneten Bibliothek mit einer Sicherheit und Schnelligkeit, die Bibliothekar und Bibliothek zur größten Ehre gereichten, zumal, wenn man bedenkt, daß ſich unter den verlangten Schriften wahre Raritäten finden, die ſicherlich höchſt ſelten gebraucht wurden. Man erſieht aus den Concilsacten, daß ſo beiläufig 60 verſchiedene Väterwerke und ungefähr 30 Schriften der verſchiedenſten Irrlehrer herbeigeſchafft und benutzt wurden. Nach dieſer Probe der Bibliothek auf dogmatiſchem Gebiete lateiniſcher wie griechiſcher Autoren iſt es nicht ſchwer, den übrigen Reichthum wenigſtens einigermaßen zu ermeſſen.

Das ſchönſte Blatt der Geſchichte des erſten Jahrtauſends der päpſtlichen Bibliothek müßte beſchrieben werden mit dem Nachweis ihrer Bedeutung für das Abendland. Wie die römiſche Mutterkirche den Tochterkirchen Evangelium und Glauben gebracht, ſo ſpendete die römiſche Mutterbibliothek nicht kargend Bücher und Wiſſenſchaft Angelſachſen und Franken. Wenn Gregor der Große den heiligen Apoſtel Englands, Auguſtinus, in ſeine Miſſion entſendet, ſchickt er ihm bald dahin einen reichen, koſtbaren Bücherſchatz für die zu gründenden Chriſtengemeinden[1]. Heute noch zeigt man zwei Evangeliarien lateiniſchen Urſprungs in Oxford und in Cambridge. Man will darin die ehrwürdigen Reſte der gregorianiſchen Schenkung an England erkennen. Aus einem Briefe des hl. Gregor an den galliſchen Biſchof Aethereius[2] erſehen wir, daß auch dieſer den Papſt für ſeine Kirche um Bücher anging. Ueber den großen Reichthum der päpſtlichen Bibliothek erhalten wir Andeutungen aus der Regierungszeit des Papſtes Martin I. Tajo, der Biſchof von Saragoſſa, erbat ſich nämlich bei ſeiner Anweſenheit in Rom für den Weſtgotenkönig Chindaswinth die Moralia des hl. Gregor. Im päpſtlichen Archiv aber ſollen die Libri moralium aus der Menge der Bücher ſich nicht haben herausfinden laſſen[3]. Daß Tajo ſie dennoch in Rom fand und ſelbſt abſchrieb, berichtet er in ſeinem Briefe an den Biſchof Eugenius von Toledo[4]. Ueberdies zeugen die Werke eines Papſtes wie Damaſus, Leo und Gregor ſelbſt davon, daß ihnen mehr kirchliche Schriften

---

[1] Cf. *Beda*, Hist. eccl. Angl. I, 29.

[2] Epist. ed. Maur. XI, 56 (al. 50).

[3] Cf. *Migne*, PP. lat. LXXV, 507 sqq.; *Mariana*, Hist. de reb. Hisp. l. 6, c. 8.

[4] *Migne*, PP. lat. LXXX, 725.

und Bücherſchätze, als eine gute Privatbibliothek enthalten konnte, zu Gebote ſtanden und von ihnen gut benutzt wurden. Das war im Abendlande auch wohl bekannt, und keinen kann es wunder nehmen, daß die dort neu erſtehenden Kirchen ſich Abſchriften der Werke aus der päpſtlichen Bibliothek erbaten. Der hl. Amandus, Biſchof von Tongern, bittet ſo um die Mitte des 7. Jahrhunderts für Friesland, das er eben bekehrte. Doch der Papſt Martin I. ſieht ſich genöthigt, ihm zu antworten: der Vorrath an Abſchriften ſei ihm ausgegangen, und die kurze Zeit vor Abgang der Boten reiche nicht hin, um neue anfertigen zu laſſen. So ſpielte die Bibliothek des Apoſtoliſchen Stuhles eine großartige Miſſionsrolle mehrere Jahrhunderte hindurch, und vielleicht iſt das ihr ſchönſter Titel für alle Jahrhunderte. Sie war echt katholiſch.

Es iſt von großem Intereſſe, was Beda der Ehrwürdige uns dazu überliefert hat. Beda verbrachte ſein ganzes Leben in den Klöſtern von Wearmouth und Jarrow. Die Bibliotheken dieſer Klöſter boten ihm Quellen, aus denen er ſein reiches, univerſelles Wiſſen ſchöpfte. Er ſelbſt aber verräth uns auch die Herkunft all dieſer Bücherſchätze; denn nicht bloß finden wir in ſeinen Werken Documente, die aus dem päpſtlichen Archiv zu Rom ſtammen, ſondern wir hören darüber von ihm ſelbſt Genaueres in ſeiner Lebensbeſchreibung des Abtes Benedikt, welcher die beiden genannten Klöſter geſtiftet hatte. Benedikt, ſo erzählt Beda [1], begleitete auf Befehl des heiligen Papſtes Vitalian den Erzbiſchof Theodor nach Rom (671) und machte ſpäter noch viermal dieſelbe Reiſe. Jedesmal aber kehrte er heim reichbeladen mit Büchern omnis divinae eruditionis und mit einer Menge voluminum sacrorum. Zum guten Theile waren es Geſchenke des Apoſtoliſchen Stuhles, und unter dieſen hebt Beda namentlich bildliche Darſtellungen aus dem Alten und Neuen Teſtamente hervor, die Muſter und Vorbild wurden für die im Mittelalter unter dem Namen Biblia pauperum ſo berühmt gewordenen bibliſchen Darſtellungen. Der Abt Benedikt verordnete, dieſe römiſch-angelſächſiſche Kloſterbibliothek („quam de Roma nobilissimam copiosissimamque advexerat") unverſehrt zu bewahren. Es geſchah nicht bloß dies, ſondern ſein Nachfolger Ceolfried verdoppelte die Sammlung aus derſelben Quelle. Auch er machte verſchiedene Romreiſen und brachte reiche wiſſenſchaftliche Beute aus der römiſchen Bibliothek heim: unter andern Koſtbarkeiten eine

[1] L. c.

Bibel mit dem Texte des hl. Hieronymus. In England ließ er dann unter ſeinen Augen, jedenfalls von ſeinen eigenen Mönchen, drei koſtbare Copien davon herſtellen, ſchenkte je eine den Klöſtern Wearmouth und Jarrow, um die dritte als Gegengeſchenk in Dankbarkeit am Grabe in der Confeſſio des hl. Petrus niederzulegen. Gerade dieſes Exemplar iſt uns durch ein glückliches Geſchick einzig aus all den Schätzen der päpſtlichen Bibliothek bis auf dieſen Tag erhalten. Wohl ſtarb Ceolfried auf ſeiner Romreiſe (716), ehe er mit ſeinem Geſchenke ad limina apostolorum landete; ſeine Reiſegefährten jedoch überbrachten das Geſchenk dem Apoſtoliſchen Stuhle. Wir wiſſen nicht, wann und wie dasſelbe in das Kloſter von Monte Amiata in Toscana kam, wonach die Bibel denn in der Gelehrtenwelt ihren Namen trägt. Im 18. Jahrhundert aber wanderte die Amiatina nach Florenz in die Laurentiana, wo ſie heute noch aufbewahrt wird. Während ſo Ceolfried ſeine Dankbarkeit auf ſinnige Weiſe Rom, dem Papſte und dem hl. Petrus ſelbſt bekundete, brachten die römiſchen Bücher in England und ſogar bis nach Deutſchland hinein die herrlichſten Früchte.

Schon oben ſahen wir, wie der ehrwürdige Beda ſich dieſelben zu nutze machte. Beda ward hinwiederum Lehrer, und einer ſeiner Schüler iſt Stifter der berühmten Schule von York, aus welcher der Lehrer Deutſchlands, Alcuin, hervorging. Sobald dieſer in Tours ſeine Schule für das fränkiſche Reich errichtete, erbat und erhielt er Manuſcripte von York, und ſo ſtammen denn wirklich Alcuins Bibeln von den angelſächſiſchen ab, wie dieſe von den römiſchen. Weiter noch können wir ſo die Früchte der päpſtlichen Bibliothek verfolgen bis ins Kloſter von Fulda unter dem hl. Bonifatius und ſeinen Schülern, wie Einhard, Rabanus Maurus, Walafried Strabo. Hieß es im Mittelalter: Claustrum sine armario est castrum sine armis, ſo war es Rom, das erſt England und dann von dort aus indirect die angelſächſiſchen Apoſtel Deutſchlands mit den geiſtigen, wiſſenſchaftlichen Waffen ausrüſtete, um auch unſer Vaterland für das Chriſtenthum, Cultur und Wiſſenſchaft zu gewinnen. Zu alledem führt uns die Amiatina mit ihrer merkwürdigen Geſchichte: die Biblia Amiatina, die nach rückwärts ebenſo nahe verwandt iſt mit den Bibeln Caſſiodors aus der erſten Hälfte des 6. Jahrhunderts als nach vorwärts mit den Bibeln Alcuins, ſelbſt aber als die älteſte, vollſtändige lateiniſche Bibel daſteht, zugleich als das hauptſächlichſte Fundament der Vulgata. So hoch ſchätzten die Gelehrten ſchon zu Sixtus' V. Zeiten

dieſes koſtbare Erbſtück — obgleich damals deſſen Geſchichte und Herkunft noch nicht enthüllt war —, die Amiatina, die Beda pandectem a beato Hieronymo in latinum ex hebraeo vel graeco fonte translatum nennt, daß dieſelbe bei Herſtellung der Vulgata vor allen andern Codices derſelben zu Grunde gelegt wurde. Sie iſt „die einzige Planke, die aus dem allgemeinen Schiffbruch gerettet" allein noch zeugt von dem verſchwundenen Reichthum der päpſtlichen Bibliothek, ſelbſt koſtbarer und werthvoller als eine ganze königliche Bibliothek neueſter Zeit.

Als im Reiche der Franken unter den Karolingern für Chriſtenthum und Wiſſenſchaft eine Blüthezeit anbrach, wandte man ſich auch von hier alsbald nach Rom, um die nothwendigen Bücher zur Predigt des Evangeliums und zur Heranbildung des Clerus zu erhalten. Im Jahre 757 ſandte dann der Papſt Paul I. ein Antiphonarium und Liber responsalis, außerdem aber eine Sammlung griechiſcher Autoren, einen Tractat über Geometrie, Orthographie und Grammatik, dazu die Schriften „Dionyſius' des Areopagiten" und die Grammatik des Ariſtoteles[1]. Unter Karl dem Großen floſſen die Bücherſchenkungen Roms an die Kirchen des Frankenreiches noch reichlicher, beſonders Antiphonarien mit Noten und andere liturgiſche Bücher kamen von Rom ins Karolingerreich. Die Freigebigkeit war ſo groß, daß Gregor IV. ſchließlich kein einziges Exemplar mehr in Händen hatte, um den neuen Bitten Ludwigs des Frommen zu willfahren[2]. Auch von Hildebald, dem Erzbiſchof von Köln, wird uns berichtet, daß er von Rom Manuſcripte erhielt, um dieſelben für ſeine Kirche copiren zu laſſen. In ähnlicher Weiſe erbat ſich um die Mitte des 9. Jahrhunderts der Abt Lupus von Ferrières von Papſt Benedikt III. außer dem Commentar des hl. Hieronymus zu Jeremias lateiniſche Klaſſiker, wie Ciceros De oratore, Quintilians Institutio oratoria und Donats Commentar zum Terenz, indem er ſich dabei verpflichtete, alle Codices getreu zurückzuſtellen, ſobald er ſie habe abſchreiben laſſen[3]. Aus der päpſtlichen Bibliothek ging gleichſam ein belebender Golfſtrom aus in die nördlichen Lande, ſie ſelbſt aber erntete bald die Früchte dieſer Freigebigkeit. Wie Ceolfried ſeine Dankbarkeit gezeigt, ſo machten es allenthalben die neu erſtandenen und friſch aufblühenden Klöſter, die mit bewunderungswürdigem

[1] Cod. Carolin. n. XXV, ed. Cenni, Mon. dom. pont. I, 148 (*Migne* XCVIII, 159).

[2] Cf. *Thomasi*, Opp. ed. Vezzosi VII, 64 sqq.

[3] *Muratori*, Antiq. III, 835.

Eifer die herrlichen Kloſterbibliotheken des Mittelalters ſchufen. Ihr Tribut an den Heiligen Stuhl beſtand oft in koſtbaren Codices; ſo zollte der Abt von Reichenau bei ſeiner Weihe beiſpielshalber ein Sacramentarium, ein Epiſtolarium und Evangeliarium. Rom hatte im Abendlande nicht bloß das Licht des Glaubens angezündet, auch die Leuchte der Wiſſenſchaft kam auf Wegen oder Umwegen von Rom dorthin. Die päpſtliche Bibliothek war der Feuerſtein, der dazu die edlen Funken ſprühte. Und während unſere Altvordern im deutſchen Urwald nicht ohne Jagd, nicht ohne Meth und Bärenſchinken glaubten leben zu können, ſchien den Kloſterleuten des Mittelalters das Leben ohne Bücher kein Leben, wie es z. B. im älteſten Katalog des Kloſters Muri heißt: Libros autem oportet semper describere et augere et meliorare et ornare et annotare cum istis, quia vita omnium spiritualium hominum sine libris nihil est.

Bisher ſprachen wir nur von der Bibliothek am Lateran, und ſie war und blieb auch bis Gregor VII. der Haupt- und eigentliche Sitz der päpſtlichen Bücherſchätze: das patriarchium Lateranense. Man meldet uns aber um die Zeit dieſes Papſtes außerdem von einer turris chartularia, in welcher viele wichtige Schriftſtücke und Urkunden aufbewahrt wurden. Schon Papſt Johann VII. hatte nämlich am Ende des 7. Jahrhunderts zwiſchen dem Palatin und der Via sacra einen Palaſt erbaut. Er diente den Päpſten des Mittelalters als ſicherer Zufluchtsort, beſonders in den oft gefährlichen Parteiwirren der römiſchen Adelsfamilien. Ganz natürlich war es, daß bei dieſen Kämpfen, in denen es ſich eben oft um die päpſtliche Krone und die Herrſchaft über das Patrimonium Petri handelte, der jeweilige Träger der Tiara beſonders darauf bedacht ſein mußte, gerade hier die alten Titel des Apoſtoliſchen Stuhles in Sicherheit zu bringen. So fanden denn dieſe altehrwürdigen Urkunden aus dem päpſtlichen Archiv in der turris chartularia eine Zuflucht und gaben ihr dafür ihren Namen.

Auch St. Peter auf dem Vatican muß ſchon früher eine Bücherſammlung geborgen haben. Anfänglich werden es wohl nur Büchergeſchenke geweſen ſein, welche von nah und fern dem hl. Petrus verehrt wurden, wie wir es von Ceolfried hörten. Es ſcheint, daß dieſelben in Schreinen um die Confeſſio in der St. Peterskirche herum aufbewahrt wurden. Ebendort wurden aus demſelben Grunde die Urkunden über die verſchiedenen Schenkungen an den Apoſtoliſchen Stuhl über das Patrimonium Petri niedergelegt.

Der erste Beamte der Lateranbibliothek, dem, soweit uns aus der Geschichte bekannt ist, die Obsorge der Bibliothek getrennt vom Archiv anvertraut ward, ist der von Papst Sergius I. eingesetzte Subdiakon Gregor, welcher später (715) als Gregor II. den Apostolischen Stuhl bestieg. Die Würde des Bibliothekars galt mit der Zeit als eine sehr hohe; sehen wir doch, daß er mit dem Primicerius die päpstlichen Actenstücke unterfertigt. Aber erst im Jahre 784 unter Hadrian I. tritt uns der Bibliothekar Theophylakt ausdrücklich mit diesem Namen entgegen. Wie hochgeschätzt und in Ehren gehalten die Bibliothek im 8. Jahrhundert war, geht auch aus der äußern Ausschmückung hervor, welche das Gebäude im Lateran damals erhielt. Es war Papst Zacharias (741—752), welcher einen Porticus mit Thurm vor dem scrinium Lateranense aufführen ließ und für die Decoration dieser Gebäulichkeiten besondere Sorge trug. Aber nur drei Jahrhunderte stand die Herrlichkeit. Je kostbarer diese Schätze des ersten Jahrtausends waren, welche die päpstliche Bibliothek mit dem Archiv ausmachten, um so trauriger und beklagenswerther die Zerstörung. Man kann annehmen, daß im Jahre 1084, als Robert Guiscard das ganze Lateranviertel grausig verwüstete, auch die Lateranbibliothek in Flammen aufging [1].

Auch die turris chartularia mit den päpstlichen Urkunden hatte ein ähnliches Schicksal wie die Lateranbibliothek, wenn auch einige Zeit später. Die Frangipani, eines der mächtigsten römischen Adelsgeschlechter, hatte lange den Papst im Kampfe gegen die Ghibellinen geschützt und vertheidigt. Da mit einemmale, nach dem Tode Honorius' III. (1244), gingen sie zu Friedrich II. über und lieferten alle Befestigungen zwischen Palatin und Colosseum an dessen Parteigänger, die Annibaldi, aus. Damit war der Untergang des päpstlichen Archivs besiegelt. Die lauterste und reichste Quelle für Welt- und Kirchengeschichte der ersten zwölf christlichen Jahrhunderte ist damit fast spurlos im Sande verlaufen. Auch das eine Frucht des riesigen Culturkampfes im Mittelalter.

Was die Päpste in Jahrhunderten gesammelt, gehegt und gepflegt hatten in pflichttreuer Liebe zur theologischen wie profanen Wissenschaft, das zerstörten kriegerische Fürsten mit blinder Wuth in wenigen Stunden.

[1] Für das Jahr 1307 verzeichnet die Geschichte ebenfalls einen Brand der Laterankirche und vier Jahre vorher ward beim berüchtigten Ueberfall zu Anagni das Papstarchiv ausgeraubt (vgl. das folgende Heft). Ob vielleicht bei diesen Gelegenheiten Archivschätze aus älterer Zeit verloren gingen, steht nicht fest.

Will man um jeden Preis das Mittelalter finſter nennen, nicht die Päpſte tragen Schuld daran, und nimmt man etwas von der Finſterniß aus, an erſter Stelle ſtehen die Päpſte, die Mönche und Klöſter. Hehres Zeugniß dafür iſt auch die Geſchichte des erſten Jahrtauſends der päpſtlichen Bibliothek in ihrem Glanz ſowohl wie in ihrem Ruin, in ihrem ſtillen Wirken zu Rom wie in den mächtigen Schwingungen, die ſie im ganzen chriſtlichen Abendlande anſchlägt.

Es lohnt ſich nicht, hier im einzelnen den Spuren, zumal aus den päpſtlichen Regiſterbänden, die uns erhalten ſind, nachzugehen. Die im ganzen und großen ununterbrochene Reihe dieſer Regeſten, welche heute die Gelehrten ſo anzieht und im Vatican zu Rom in Tauſenden von Bänden aufgeſtellt iſt, hebt an mit Innocenz III. und ſeiner Regierungszeit 1198—1216. Innocenz hatte nämlich, „weil er es nicht bloß für geziemend, ſondern auch für nützlich hielt, daß der Papſt bei St. Peter einen würdigen Palaſt beſitze", dort nun auch den Sitz des neuen Archivs aufgeſchlagen, ohne jedoch die ältern Regeſten ebendorthin zu übertragen.

Joſeph Hilgers S. J.

Der Lichtſinn augenloſer Thiere.

(Schluß.)

Im großen Kreiſe der Gliederfüßer (Arthropoden), wo wenigſtens bei den erwachſenen Thieren die Augenloſigkeit eine verhältnißmäßig ſeltene Ausnahme iſt, ſind die augenloſen Thiere faſt durchweg Finſterlinge, die eine völlig lichtfremde Lebensweiſe führen[1]. Ihre biologiſchen Beziehungen zu den Lichteinflüſſen ſind daher ganz andere als diejenigen der augenloſen Muſcheln, die wir kennen lernten. Bei letztern ſind die Sinneszellen des Mantelrandes oder der Siphonen, die als Organe der Lichtwahrnehmung dienen, deshalb nicht zu eigentlichen Augen entwickelt, weil ihre Beſitzer den für ſie biologiſch bedeutſamen Lichtwechſel auch ohne Augen wahrnehmen können und deshalb für ihre Lebensbedürfniſſe keine vollkommenen

[1] Näheres hierüber ſiehe dieſe Zeitſchrift Bd. LV (1898), S. 551 ff.

Sehwerkzeuge nöthig haben. Bei erſtern dagegen ſind die Organe der Geſichtswahrnehmung rückgebildet, weil ſie für die finſtere Lebensweiſe ihrer Beſitzer überflüſſig ſind. Daher treffen wir auch bei den augenloſen Gliederfüßern viel ſeltener ein ausgeſprochenes Vermögen der Lichtwahrnehmung an als bei den augenloſen Muſcheln. Ganz beſonders gilt dies für jene in Ameiſenneſtern lebenden Käfer, deren Augen verkümmert ſind oder völlig fehlen. Bei meinen Beobachtungen an dem blinden Keulenkäfer (Claviger testaceus) habe ich niemals eine deutliche Spur von Lichtſinn desſelben bemerkt. Hell und Dunkel ſchienen ihm völlig gleichgiltig zu ſein, woraus wir auf ſeine völlige Blindheit um ſo mehr ſchließen dürfen, da ihm ſogar der Sehnerv fehlt.

Die kleine gelbe Diebsameiſe (Solenopsis fugax), die im Neſtbezirke fremder, größerer Ameiſenarten völlig unterirdiſch lebt und deshalb verkümmerte Augen hat, zeigt nur eine ſehr ſchwache Lichtempfindlichkeit. Sie legt, wenn man ſie in einem Glascylinder hält, die Gänge ihres Neſtes nicht in der Erde verborgen an, wie andere Ameiſen zu thun pflegen, die eben wegen ihres vollkommenern Sehvermögens in ihren Neſtgängen durch das Licht beunruhigt werden, ſondern ſie baut ganz offen an der für das Licht durchläſſigen Glaswand. Nur die Neſtkammern, wo die Eier, Larven und Puppen aufgeſpeichert ſind, werden auch von ihr in den Beobachtungsneſtern meiſt vom Lichte entfernt angelegt. Erhellt man plötzlich eine ſolche Neſtkammer, ſo dauert es gewöhnlich 15—20 Sekunden, bis die Diebsameiſen den Lichtwechſel wahrnehmen, unruhig werden und mit ihrer Brut zu flüchten beginnen, während bei andern Ameiſenarten, die gut entwickelte Augen beſitzen, derſelbe Helligkeitswechſel eine ſofortige allgemeine Flucht veranlaßt. Die kleine gelbe Diebsameiſe mit ihren rudimentären Augen iſt ſomit nicht völlig blind; aber ihr Lichtſinn und mit demſelben auch ihre Lichtſcheu im Neſtinnern ſind weit ſchwächer als bei andern, beſſer ſehenden Verwandten.

Daß die mit gutentwickelten, facettenreichen Netzaugen ausgeſtatteten Ameiſenarten mittelſt ihrer Augen ſehen, und zwar nicht bloß die Farben, ſondern bis zu einem gewiſſen Grade auch die Formen kleiner Gegenſtände zu unterſcheiden vermögen, haben wir anderswo nachgewieſen[1]. Beſitzen ſie aber vielleicht überdies noch das Vermögen, durch ihre Körperhaut

[1] Die pſychiſchen Fähigkeiten der Ameiſen (Stuttgart 1899) S. 34 ff. (Zoologica, Heft 26).

Licht zu empfinden? Bekanntlich hat Sir John Lubbock durch eine Reihe von ſinnreichen Verſuchen[1] gezeigt, daß die Ameiſen auch die ultravioletten Strahlen des Spectrums, die für unſer Auge völliges Dunkel bedeuten, als farbiges Licht von großer Helligkeit wahrzunehmen ſcheinen. Da die Ameiſen in ihrem Neſtinnern das Licht fliehen und insbeſondere als Aufenthaltsort für ihre Larven und Puppen die dunklern Neſttheile den hellern vorziehen, ließ Lubbock das Licht farbiger Spectra in das Innere ſeiner gläſernen Verſuchsneſter fallen. Stets wurden von den Ameiſen die unter dem ultravioletten Theile des Spectrums liegenden Puppen zuerſt fortgetragen, dann die unter dem violetten Theile befindlichen. Ferner wurden die mit violettem Glaſe bedeckten Theile eines Verſuchsneſtes von den Ameiſen viel ſtärker gemieden als die mit rothem oder orangefarbigem Glaſe bedeckten, obwohl letztere für unſer Auge viel mehr Licht durchließen. Als jedoch Lubbock durch eine völlig durchſichtige Schwefelkohlenſtofflöſung die ultravioletten Strahlen abſorbiren ließ, bevor ſie durch das violette Glas gelangten, zeigten die Ameiſen vor letzterem keine Scheu mehr, ſondern bevorzugten es ſogar vor andersgefärbten Gläſern. Andererſeits mieden ſie in auffallender Weiſe ſolche farbige Löſungen, die wie Chromalaun für uns faſt undurchſichtig und ſehr dunkel ſind, aber die ultravioletten Strahlen durchlaſſen. Aus dieſen und ähnlichen Verſuchen zog er den Schluß, daß die Ameiſen das Ultraviolett wirklich als Farbe von bedeutender Helligkeit ſehen. Hiergegen hatte Vitus Graber[2] eingewandt, die ultravioletten Strahlen würden von den Ameiſen vielleicht gar nicht als Licht wahrgenommen, ſondern es handle ſich etwa nur um eine chemiſche Wirkung jener Strahlen; auch lag es nahe, an eine durch die Haut vermittelte „dermatoptiſche" Helligkeitsempfindung zu denken, welche Graber bei manchen andern Thieren nachgewieſen hatte. Um dieſe Frage zu löſen, ſtellte Auguſt Forel[3] eine Reihe von Experimenten mit Ameiſen an, denen er die Augen durch Ueberſtreichen mit Maskenlack geblendet hatte; dieſe Ameiſen reagirten gar nicht mehr auf Farbenunterſchiede und waren auch faſt unempfindlich für das Ultraviolett. Er ſchloß hieraus mit Recht,

[1] Ameiſen, Bienen und Weſpen (1883) S. 153 ff.

[2] Biologiſches Centralblatt II, Nr. 4, S. 116. Vgl. auch deſſen „Grundlinien zur Erforſchung des Helligkeits- und Farbenſinnes der Thiere" (1884) S. 175 ff.

[3] Expériences et remarques critiques sur les sensations des insectes. 2me partie. 1887 (Recueil Zoologique Suisse IV, n. 2, p. 146 ss.; vgl. beſonders p. 166 u. 174).

daß die Ameiſen die ultravioletten Strahlen wirklich mittels ihrer Augen ſehen, und zwar, wie aus ſeinen Verſuchen mit nicht geblendeten Ameiſen hervorging, als Licht von einer Stärke, die jenem des weißen Sonnenlichtes zunächſt kommt. Dagegen ſpielen die durch die Haut vermittelten Lichtempfindungen bei den Ameiſen gar keine oder doch nur eine ganz unbedeutende Rolle.

Während die augenloſen Arten unter den Ameiſengäſten meiſt keine Lichtempfindlichkeit zeigen, gibt es andererſeits jedoch auch ſolche, die trotz des Mangels der Augen Helligkeit und Dunkel deutlich unterſcheiden, vor erſterer fliehen und das letztere aufſuchen. Zu ihnen gehört die kleine, ſchneeweiße, blinde Aſſel (Platyarthrus Hoffmannseggi), die in den Neſtern faſt aller einheimiſchen Ameiſen zu Hauſe iſt. In meinen Beobachtungsneſtern hielt ſie ſich bei Tage ſtets in dunkeln Schlupfwinkeln auf; ſobald dem Tageslicht der Zutritt zu ihrem Verſtecke eröffnet wurde, begann ſie unruhig umherzulaufen und ſuchte ſich zu verbergen. Bei Nacht dagegen verließen die kleinen Aſſeln ihre Gänge und liefen frei auf der Neſtoberfläche umher; wurde dann eine Lampe in die Nähe gebracht, ſo verſchwanden ſie alsbald wieder in der Tiefe.

Nach Plateaus Verſuchen ſollen die augenloſen Tauſendfüßer für plötzlichen Wechſel von Hell und Dunkel ebenſo empfindlich ſein wie die mit Augen ausgeſtatteten verwandten Gattungen. Beide ſind in hohem Grade lichtſcheu. Den erſtern dient vermuthlich der Lichtſinn ihrer Haut zu demſelben Zwecke, zu dem die letztern hauptſächlich ihre Augen haben, nämlich um das Licht zu fliehen.

Unter den augenloſen Würmern iſt ähnlich wie bei den augenloſen Muſcheln eine Schattenempfindlichkeit hauptſächlich bei jenen Arten vorhanden, die ein ſicheres Gehäuſe beſitzen, in das ſie ſich bei drohender Gefahr zurückziehen können. Nagel ſtellte in dem großen Würmerbaſſin des Aquariums der Zoologiſchen Station von Neapel Verſuche an mit dem Röhrenwurm (Spirographis Spallanzanii), deſſen bunte, aus den Röhren hervorragende Kiemenkränze dieſen Thieren das Ausſehen von unter Waſſer blühenden Blumen verleihen. Früh morgens, wenn die Röhrenwürmer während der Nacht einer langen, ungeſtörten Ruhe ſich erfreut hatten, gelang es ihm leicht, ihre Schattenempfindlichkeit nachzuweiſen; es genügte dann, ein Buch oder einen ſonſtigen ſchattenwerfenden Gegenſtand über das Aquarium zu halten, um die beſchatteten lebenden Blumen ſofort in ihre Röhren zurückzutreiben. Während des Tages, wo die Thiere durch

neugierige Beſucher fortwährend behelligt wurden, gelang jenes Experiment nicht mehr; da auch die Würmer keine bloßen „Reflexmaſchinen" ſind, blieben ſie gegenüber den oft wiederholten, ſtets als ungefährlich ſich erweiſenden Sinneseindrücken gleichgiltig und zogen ihre Blumenkronen erſt dann in die Röhren zurück, wenn das Waſſer mittels eines Stockes aufgewühlt wurde.

Ueber den Lichtſinn des Regenwurmes und ſeiner gleichfalls augenloſen Verwandten iſt ſchon viel beobachtet und experimentirt worden. Da er für gewöhnlich in der Erde lebt und kein Gehäuſe beſitzt wie die Röhrenwürmer, ſo iſt Schattenempfindlichkeit bei ihm kaum zu erwarten, ſondern nur Lichtempfindlichkeit. Schon Hoffmeiſter hatte 1845 die Beobachtung mitgetheilt, daß ein im Dunkeln gerade aus dem Boden hervorkommender Regenwurm bei Beleuchtung mit einer Kerze ſofort ſich zurückzieht und verſchwindet. Auch Charles Darwin hat die Reizbarkeit des Regenwurmes gegenüber einer plötzlichen Helligkeitszunahme durch ſeine Beobachtungen und Verſuche beſtätigt. Die beiden ebenerwähnten Forſcher glaubten, nur das vordere Ende des Regenwurmes ſei für Lichtreize empfänglich; deshalb ſchrieben ſie den vom Gehirnganglion ausgehenden Nervenbündeln die Function der Lichtwahrnehmung zu. Dies war jedoch ein Irrthum; denn der Regenwurm kann mit ſeinem Schwanzende faſt ebenſogut „ſehen" wie mit ſeinem Kopfende. Vitus Graber kam nämlich bei ſeinen Studien über den Helligkeitsſinn der Thiere zu dem Ergebniſſe, daß die Lichtempfindlichkeit jenes Wurmes über den ganzen Körper desſelben ſich erſtrecke; deshalb erklärte er einfachhin die Haut des Regenwurmes für das Organ ſeines Lichtſinnes und ſchrieb ihr eine „dermatoptiſche Function" zu.

Neuerdings hat Richard Heſſe[1] die Lichtempfindlichkeit des Regenwurmes einem erneuten ſtrengen Examen unterworfen. Um genau feſtzuſtellen, wie der Lichtſinn desſelben auf ſeine verſchiedenen Körperregionen ſich vertheile, ſtellte er einen eigenen Apparat her. Eine Glasröhre wurde mit mehreren röhrenförmigen Blenden aus ſchwarzem Papier umgeben, die man hin und her ſchieben und dadurch beliebige Körperſtellen des in der Röhre liegenden Wurmes dem Lichte ausſetzen konnte. Hierbei zeigte ſich, daß die Lichtempfindlichkeit des Thieres am Vorderende am größten ſei; an zweiter Stelle kommt das Hinterende; der übrige Körper iſt nur in geringem Maße für Lichtreize empfänglich, obwohl keineswegs unempfindlich

[1] Unterſuchungen über die Organe der Lichtempfindung bei niedern Thieren. I. Die Organe der Lichtempfindung bei den Lumbriciden (Zeitſchrift für wiſſenſchaftliche Zoologie 61. Bd., 3. Heft (1896), S. 393—414 u. Taf. XX).

für dieſelben. Biologiſch begreift ſich dieſe Vertheilung des Lichtſinnes leicht; denn gerade die Körperenden ſind es, die der Regenwurm unter natürlichen Lebensverhältniſſen dem Lichte zuerſt ausſetzt, wenn er ſich aus der Erde hervorgräbt; deshalb muß an dieſen Stellen die Lichtempfindlichkeit am ſchärfſten ſein. Ungleich ſchwieriger war es, die Organe der Lichtempfindung anatomiſch feſtzuſtellen. Daß nicht die Haut ſchlechthin mit der Gabe des Lichtſinnes ausgeſtattet ſei, wie Graber geglaubt hatte, ſchließt Heſſe mit Recht daraus, daß die Körpermitte des Thieres auf Lichtreize viel ſchwächer reagirt als die beiden Körperenden; daher müſſen beſtimmte lichtempfindliche Sinneszellen vorhanden ſein, die nicht gleichmäßig über den ganzen Leib des Thieres vertheilt ſind. Aber welchen Sinneszellen des Regenwurmes kommt dieſe räthſelhafte Function zu? Die mikroſkopiſche Hiſtologie hatte bisher nur zweierlei nervöſe Endorgane (einfache Sinneszellen und Sinnesknoſpen) in der Körperhaut dieſes Thieres erſchloſſen; andererſeits ſtand es durch Beobachtungen und Verſuche feſt, daß der Regenwurm für mechaniſche, chemiſche, thermiſche und optiſche Reize empfänglich ſei, oder daß er mit andern Worten einen Taſtſinn, einen Geſchmacksſinn, einen Wärmeſinn und einen Lichtſinn beſitze. Um dieſe Schwierigkeit zu löſen, hatte Nagel[1] die Theorie von den „Wechſelſinnesorganen“ aufgeſtellt; nach ſeiner Anſicht ſollte ein und dieſelbe Sinneszelle bei jenen niedern Thieren je nach Bedürfniß zur Wahrnehmung bald dieſes bald jenes Sinnesreizes dienen können. Heſſe fand jedoch an Schnittſerien des Regenwurmes eine eigene neue Art von Zellen, die gerade an den lichtempfindlichſten Körperſtellen am dichteſten ſtehen und die er deshalb für eigene „Lichtzellen“ erklärte. Es ſind eigenthümliche, mit einem fadenförmigen Nervenfortſatz ausgeſtattete Zellen, die in ihrer Mitte einen „Binnenkörper“ umſchließen. Dieſe Zellen müſſen wir daher einſtweilen für die Organe halten, durch welche der Regenwurm „ohne Augen ſieht“.

Laſſen wir nun den vielgeplagten Regenwurm ſich wieder in ſein Element verkriechen und daſelbſt ſeine landwirtſchaftlich hochverdienſtliche Thätigkeit fortſetzen, durch die er als „Erdeſſer“ die Ackerkrume verbeſſert und in fruchtbaren Humus verwandelt. Wir wollen uns unterdeſſen noch nach andern augenloſen Thieren umſehen, die für Lichtreize empfänglich

[1] Vergleichend phyſiologiſche und anatomiſche Unterſuchungen über den Geruchs- und Geſchmacksſinn und ihre Organe (Zoologica 18. Heft, Stuttgart 1894).

ſind. Einige augenloſe Seeigel vermögen nach Nagels Beobachtungen deutlich zwiſchen hell und dunkel zu unterſcheiden. Unter den Pflanzenthieren (Cölenteraten) ſind manche Seeanemonen (Aktinien) äußerſt lichtempfindlich, obwohl von Augen keine Spur vorhanden iſt. Ja ſelbſt unter jenen niedrig organiſirten, koloniebildenden Thieren, deren Kieſelgerüſt unſere Badeſchwämme liefert, kennt man wenigſtens einige Larvenformen, die auf Licht reagiren.

Aber die Lichtempfindlichkeit im Thierreich ſteigt noch tiefer hinab, bis in die dunklen Grenzgebiete des Thier- und Pflanzenreiches, in das Reich der Protiſten, wo die Entſcheidung über die thieriſche oder pflanzliche Natur der betreffenden Weſen nicht ſelten ſehr ſchwierig wird. Nicht bloß manche Amöben und Infuſorien, die man ohne Bedenken zu den Thieren rechnet, ſondern auch gewiſſe Algen und Bakterien, deren pflanzliche Natur gegenwärtig nicht mehr bezweifelt wird, zeigen eine auffallende Empfänglichkeit für Lichteinflüſſe. Bei der wiſſenſchaftlichen Deutung dieſer Erſcheinungen iſt ſelbſtverſtändlich große Vorſicht erforderlich. Engelmann, dem wir vortreffliche Unterſuchungen über die durch Licht verurſachten Reactionsbewegungen jener einzelligen Weſen verdanken, hat gezeigt[1], daß dieſe Bewegungen aus drei verſchiedenen Urſachen herrühren können: erſtens aus einer bloßen chemiſchen Aenderung des Gaswechſels, ohne nachweisbare Einmiſchung einer Empfindung; zweitens aus einer Aenderung der Empfindung des Athembedürfniſſes infolge Aenderung des Gaswechſels; drittens endlich aus einem vermuthlich unſerer Lichtempfindung entſprechenden ſpecifiſchen Proceſſe. Dieſe dreierlei Wirkungsweiſen des Lichtes können jedoch manchmal auch vereinigt vorkommen.

Um eine bloße chemiſche Wirkung des Lichtes ſcheint es ſich bei jenen niederſten Pflanzen zu handeln, die wie manche Diatomaceen und andere Algen auf ſogen. Lichtreize reagiren. Die Bewegungen dieſer Organismen ſind nämlich durch die Anweſenheit freien Sauerſtoffs bedingt. Bekommen ſie keinen aus dem Waſſer, das ſie umgibt, ſo können ſie ihn mit Hilfe des Lichtes auch ſelber herſtellen. Daher hat bei ſonſtiger genügender Sauerſtoffzufuhr die Belichtung keinen deutlichen Einfluß auf die Energie ihrer Bewegungen; wenn ſie aber vorher im Dunkel infolge Sauerſtoffmangels zur Ruhe gekommen ſind, beginnen ſie bei Belichtung umher

[1] Ueber Licht- und Farbenperception niederſter Organismen (Archiv für die geſamte Phyſiologie XXIX [1882], 387). Vgl. auch Nagel, Lichtſinn augenloſer Thiere S. 81 ff.

zu ſchwimmen. Unter dem Mikroſpectrum zeigt ſich das Maximum dieſes in Bewegung ſich umſetzenden Lichtreizes im Roth, zwiſchen den Spectrallinien C und B.

Die zweite Art der Lichtwirkung findet ſich bei manchen chlorophyllhaltigen Wimperinfuſorien (Stentor, Paramaecium u. ſ. w.). Iſt der Sauerſtoffgehalt des Waſſers normal, ſo verhalten ſich dieſe Aufgußthierchen meiſt ruhig und reagiren nicht auf Licht. Wird dagegen die Sauerſtoffzufuhr ungenügend, ſo bewegen ſie ſich ſehr lebhaft bei jeder Aenderung der Beleuchtung; ſie ſuchen jetzt das Licht, weil es ihnen die ſelbſtthätige Production des Sauerſtoffs ermöglicht. An der Grenze zwiſchen Hell und Dunkel angekommen, kehren ſie ſofort um, als ob ihnen die Finſterniß unangenehm ſei. Unter dem Mikroſpectrum von Gaslicht ſuchen ſie das Roth zwiſchen den Linien B und C auf, ähnlich wie die oben erwähnten Algen es thun; denn dieſer Theil des Spectrums befördert die Sauerſtoffproduction am kräftigſten. Nehmen wir nun den entgegengeſetzten Fall, daß nämlich die Sauerſtoffzufuhr aus der Umgebung dieſer Thierchen zu groß geworden iſt; ſie zeigen dann die Neigung, rückwärts zu ſchwimmen. In dieſem Zuſtande beſchleunigt ſtarke Belichtung ihre Bewegungen ſehr energiſch, aber im umgekehrten Sinne als bei Sauerſtoffmangel. Während ſie früher das Dunkel flohen, fliehen ſie jetzt die Helligkeit. Zumal die thieriſche Natur dieſer kleinen Weſen außer Zweifel ſteht, darf man bei ihnen mit Grund annehmen, daß die Empfindung des Athmungsbedürfniſſes die nächſte Urſache für die Bewegungen ſei, zu denen die Lichteinflüſſe und die durch den Lichteinfluß bewirkten Aenderungen der Sauerſtoffſpannung ſie veranlaſſen.

Der dritten Art der Lichtwirkung, bei welcher eine wirkliche Lichtempfindung ſtattzufinden ſcheint, begegnen wir bei Euglena viridis und einigen andern Infuſorien (Colacium und Trachelomonas). Die durch das Licht verurſachte Bewegung dieſer Aufgußthierchen iſt in hohem Grade unabhängig von der Sauerſtoffſpannung und unterſcheidet ſich hierdurch weſentlich von den beiden vorigen Klaſſen. Sauerſtoffmangel oder erhöhte Sauerſtoffzufuhr ändern die Lichtempfindlichkeit der Euglenen faſt gar nicht. Sie ſuchen das Licht als ſolches; unter den verſchiedenen Farben des Mikroſpectrums bevorzugen ſie das Blau in der Gegend der F-Linie, nicht das Roth, welches die Angehörigen der beiden erſten Klaſſen aufſuchten. Vor dem Schatten ſchrecken auch ſie zurück und kehren ſofort um. Läßt man einen ſcharfbegrenzten Schatten von hinten her über eine gerade

aus ſchwimmende Euglena vorrücken, ſo reagirt das Thier nicht, bis der vorderſte chlorophyllfreie Körpertheil mit dem Pigmentfleck ins Dunkel taucht. In dieſem Augenblicke ſtockt jedoch die Bewegung, und die Euglena kehrt um; ſie benimmt ſich alſo gerade ſo, als ob erſt jetzt ihr ganzer Zellleib plötzlich verdunkelt worden wäre. Die Lichtwahrnehmung hat ſomit ausſchließlich im chlorophyllfreien vordern Ende ihren Sitz, nicht in dem grünen Haupttheile ihres Körpers. Weitere Unterſuchungen zeigten, daß nicht etwa der früher als „Augenfleck" gedeutete Pigmentpunkt als Organ der Lichtempfindung dient; denn das Thier kehrt bereits um, bevor noch jener Pigmentfleck verdunkelt wird. Man muß daher annehmen, daß das farbloſe, durchſichtige Protoplasma des vordern Körperendes die Lichtwahrnehmung vermittelt. Der vorgebliche Augenfleck kann höchſtens eine mittelbare Beziehung zu derſelben haben, indem in ihm vielleicht die lichtempfindlichen Subſtanzen des Protoplasmas bereitet werden.

Daß bei dieſen einzelligen Lebeweſen das thieriſche Protoplasma als „Univerſalorgan" functionirt und auch für Lichtreize ſich empfindlich erweiſt, iſt ſchon merkwürdig genug. Die räthſelhafteſte Erſcheinung unter allen lichtempfindlichen einzelligen Organismen iſt jedoch ein kleiner Spaltpilz, der wegen ſeiner hohen Empfänglichkeit für Lichtreize den Namen „lichtmeſſender Stabpilz" (Bacterium photometricum) trägt. Während wir bei jenen Algen, die in der erſten Klaſſe der lichtempfindlichen Protiſten erwähnt wurden, keinen Grund hatten, ihnen eine wirkliche Lichtempfindung und daher ein ſenſitives Leben zuzuſchreiben, indem ihre durch das Licht bewirkten Reactionsbewegungen unmittelbar aus der chemiſchen Aenderung ihrer Sauerſtoffſpannung ſich erklären ließen, benimmt ſich das Bacterium photometricum den Lichteinflüſſen gegenüber in einer geradezu verblüffenden Weiſe.

Dieſes Bacterium bewegt ſich nur, wenn Licht einwirkt. Der belebende Einfluß des Lichtes beruht aber nicht auf erhöhter Sauerſtoffentwicklung; denn dieſer Spaltpilz ſcheidet überhaupt im Lichte keinen Sauerſtoff aus; auch iſt die Sauerſtoffſpannung ſeiner Umgebung nur von geringer Bedeutung für ſeine Bewegungen. Die anregende Wirkung des Lichtes äußert ſich jedoch nicht augenblicklich, wie es bei den obigen drei Klaſſen lichtempfindlicher Protiſten der Fall war, ſondern erſt nach einer merklichen Pauſe (Latenzzeit der photokinetiſchen Induction); ebenſo beſteht eine photokinetiſche Nachwirkung, nachdem der actuelle Lichtreiz bereits vorüber iſt. Während ferner ſchwaches Licht dieſe Bakterien allmählich zur Be-

wegung reizt, läßt ſtarkes Licht, wenn es länger andauert, ſie allmählich wieder zur Ruhe kommen. Dieſe Vorgänge ſcheinen anzudeuten, daß die durch das Licht verurſachten Bewegungen des Bacterium photometricum nicht auf einer Lichtempfindung, ſondern auf unbekannten chemiſchen oder thermiſchen Wirkungen der Lichtſtrahlen beruhen. Das Verhalten dieſes Spaltpilzes gegenüber der Belichtung ließe ſich ſonach mit ſeiner pflanzlichen Natur wohl noch vereinigen; aber ſein Benehmen gegenüber der Beſchattung bietet größere Schwierigkeiten für eine tiefere Erklärung.

Bei plötzlicher Verdunklung zeigt das Bacterium photometricum augenblicklich eine ſogen. Schreckbewegung. Die vorher ruhig umherſchwimmenden Bakterien ſchießen ſofort rückwärts, wobei ſie ſich in einer der gewöhnlichen entgegengeſetzten Richtung um ihre Achſe drehen. Langſame Verdunklung hat keine Schreckbewegung zur Folge, während bereits eine kleine Helligkeitsabnahme, wenn ſie raſch erfolgt, jene Wirkung äußert. Eine Zunahme der Helligkeit beſchleunigt die Bewegung des Bacteriums in der bereits vorhandenen Richtung. Vor dem Uebertritt aus dem Hellen ins Dunkle ſchrecken dieſe Bakterien zurück. Daher wirkt ein ſcharf umgrenzter, hell erleuchteter Bezirk auf ſie wie eine Falle, aus der ſie nicht mehr hinauskommen können.

Ebenſo ſonderbar wie das Verhalten dieſer Bakterien gegenüber den Lichteinflüſſen überhaupt iſt, erweiſt es ſich auch gegenüber den verſchiedenen Farben des Spectrums. Unter dem Mikroſpectrum ſieht man, wie dieſe Weſen nicht nur an den äußern Grenzen, ſondern auch innerhalb derſelben, beim Uebergange aus gewiſſen Farben in benachbarte, plötzlich zurückſchrecken. Namentlich beim Uebergange aus Gelb in Roth, aus Ultraroth in Roth und aus dem äußerſten ins innere Ultraroth findet dieſes merkwürdige Schauſpiel ſtatt. Von zwei Theilen des Spectrums werden dieſe Bakterien am ſtärkſten angezogen und ſammeln ſich deshalb dort bald dichtgedrängt; es ſind dies vor allem das für unſer Auge dunkle äußerſte Ultraroth und zweitens das Gelb.

Kein anderes lichtempfindliches Weſen ſucht jene Partien des Spectrums auf, welche auf dieſen excentriſchen Spaltpilz eine ſo große Anziehungskraft ausüben. Daher haben wir wenigſtens einigen Grund für die Annahme, daß ſeine geheimnißvolle Reizbarkeit für Lichteinflüſſe nicht auf einem mit der Lichtempfindung verwandten Vorgange beruhe, ſondern auf andern uns unbekannten Wirkungen der betreffenden Lichtſtrahlen. Dieſe Vermuthung wird auch dadurch beſtätigt, daß eine undurchſichtige Jodlöſung,

welche nur die dunklen, ultrarothen Wärmeſtrahlen paſſiren läßt, trotzdem auf die Bewegungen des Bacterium photometricum ſtark anregend wirkt.

Es gibt alſo wirklich Thiere, die „ohne Augen ſehen", wenn man das einfache Vermögen der Helligkeitsempfindung bereits als eine Stufe des Sehvermögens bezeichnen will. Es gibt andererſeits auch pflanzliche Organismen, die auf Lichtreize in ähnlicher Weiſe reagiren, als ob ſie dieſelben empfänden; aber dieſe Reizbarkeit für Lichteinflüſſe darf nicht mit der Lichtempfindlichkeit jener thieriſchen Weſen verwechſelt werden. Bewegliche Bakterien werden noch durch den billionſten oder trillionſten Theil eines Milligramms von Fleiſchextrakt, von Sauerſtoff u. ſ. w. angelockt: und doch dürfen wir ihnen kein Geſchmacks- oder Geruchsvermögen zuſchreiben, ſondern nur eine hochgradige vegetative Empfänglichkeit für chemiſche Reize. Manche „ſenſible" Ranken antworten noch auf äußerſt ſanfte mechaniſche Reize, die weit unter der Schwelle des feinſten thieriſchen Empfindungsvermögens liegen; ein Seidenfädchen von $^1/_{5000}$ Milligramm Gewicht bewirkt bei ihnen noch die Auslöſung einer Reizbewegung: und doch dürfen wir ihnen kein ſinnliches Gefühlsvermögen zuſchreiben, ſondern nur eine äußerſt hohe mechaniſche Reizbarkeit. Aehnlich verhält es ſich auch mit den durch das Licht verurſachten Bewegungen der Pflanzen. Wie der grüne Pflanzenſtengel ſich bei einſeitiger Beleuchtung gegen das Licht hin krümmt, bis ſeine Längsachſe parallel zur Richtung der Lichtſtrahlen ſteht, weil das Wachsthum der Zellen in beſtimmter Weiſe vom Lichte beeinflußt wird, und wie die Sonnenblume aus derſelben vegetativen Urſache ihr Antlitz der Sonne zuwendet, ohne das Licht und die Wärme der Strahlen zu fühlen, durch welche jene heliotropiſchen Bewegungen veranlaßt werden: ſo ſind auch die durch das Licht hervorgerufenen Bewegungserſcheinungen von Algen und Bakterien nur ſcheinbar willkürliche. Obwohl es der Wiſſenſchaft bisher noch nicht gelungen iſt, die chemiſchen und phyſikaliſchen Vorgänge, auf denen die photokinetiſchen Phänomene eines Bacterium photometricum beruhen, in ihrer eigentlichen Natur zu erkennen, ſo liegt doch kein Grund vor, deshalb einen pflanzlichen Organismus mit dem Vermögen der Lichtempfindung auszuſtatten und dadurch den weſentlichen Unterſchied zwiſchen Thier und Pflanze aufzuheben.

E. Wasmann S. J.

Recenſionen.

Der Kampf um die Seele. Vorträge über die brennenden Fragen der modernen Pſychologie. Von Dr. **Conſtantin Gutberlet.** Mit biſchöflicher Approbation. gr. 8°. (VII u. 501 S.) Mainz, Kirchheim, 1899. Preis *M.* 7.50.

Selbſt namhafte Gelehrte wie Paulſen, Wahle, Rehmke, Wundt kennen jene Philoſophie, welche eine ſubſtantielle, geiſtige Seele vertritt, wenig und kämpfen mit ſo oberflächlichen Beweiſen gegen ihre Aufſtellungen an, daß man billig zweifeln muß, ob ihr Wiſſen aus einem ernſten Studium der einſchlägigen Fachliteratur entſprungen iſt. Sie wehren ſich gegen Anſichten, welche zu ungereimt ſind, als daß ſie einer Widerlegung bedürften, und meinen den philoſophiſchen Spiritualismus überwunden zu haben. Mit Behagen und Kurzweil lieſt der Anhänger einer ariſtoteliſch-thomiſtiſchen Seelenlehre die Auseinanderſetzungen dieſer Gelehrten mit wirklich abſurden Sentenzen und wundert ſich, am Schluſſe angekommen, nicht wenig, wenn er findet, daß die eben gebrandmarkten Utopien ſein geiſtiges Eigenthum ſein ſollen. Ich weiß nicht, warum die Kritik, ſonſt ſo ſtreng, der Genauigkeit und Gründlichkeit gern geſtattet, vor der Schwelle einer ſpiritualiſtiſchen Weltanſchauung ſtehen zu bleiben.

Es iſt zu wünſchen, daß die chriſtlichen Philoſophen ſich von dieſem unwiſſenſchaftlichen Vorgehen nicht beeinfluſſen laſſen, ſondern mit allem Eifer, voller Unparteilichkeit und peinlichſter Sorgfalt die verſchiedenen pſychologiſchen Theorien ſtudiren und ſie in edlem Tone, mit Sachkenntniß und durchſchlagenden Gründen würdigen oder ablehnen.

Gutberlets Buch entſpricht dieſen Anforderungen. Es geht allen neuen Erſcheinungen nach, ſchöpft ſie aus erſter Quelle, unterſucht ſie nach ihrem Urſprung und Zuſammenhang; was brauchbar iſt, wird gern anerkannt; die Widerlegung arbeitet mit guten einleuchtenden Beweiſen.

Unter dem Namen von Vorträgen faßt der Verfaſſer eine Sammlung früherer Abhandlungen zuſammen; doch wird auch ganz Neues geboten, und das Alte iſt überarbeitet oder ergänzt. Aus dieſer Form erklären ſich manche Wiederholungen, welche ſich freilich zuweilen etwas ſtark aufdrängen. Man hätte hier ſtreichen können und ſtatt deſſen manchen wichtigen Beweis weiter ausführen dürfen. Das Buch wäre ſo literariſch werthvoller und weniger ſchwierig ge-

worden. Auch einige poſitive Darlegungen hätten durch Ausführlichkeit nur gewonnen. Wir erinnern uns gerade an den Abſchnitt über die Affecte nach thomiſtiſcher Auffaſſung.

Eine Studie über den gegenwärtigen Stand der Pſychologie leitet das Werk ein. Die übrigen Vorträge behandeln das Weſen der Seele, ihr Verhältniß zum Bewußtſein und zum Körper, ihren Sitz, die „Aeußerungen des Compoſitums aus Leib und Seele im Gefühl“. Die pſychologiſche Religion, der Spiritismus und der Determinismus ſind der Inhalt der drei letzten Abhandlungen.

Die Schärfe der widerlegenden Argumentation zeigt ſich beſonders im Vortrage über das Ich und den pſychiſchen Parallelismus; ſeine originelle ſpeculative Leiſtungsfähigkeit bewährt der Verfaſſer vorzüglich im Vortrag über den Sitz der Seele; hier wie im Abſchnitt über das Gefühl begegnet man gründlichen phyſiologiſchen Kenntniſſen. Es wäre ſehr zu wünſchen, daß gerade dieſe Seiten junge katholiſche Gelehrte anregten, etwas Poſitives auf dem wichtigen und hochintereſſanten Gebiete der Phyſiologie zu leiſten. Freilich ſind dazu gründliche philoſophiſche Vorſtudien unerläßlich. Wer ſich noch irgendwie Illuſionen hingab, wird aus Gutberlets Buch lernen, daß die philoſophiſche Denkarbeit auch in vielen geſchulten Köpfen jeden Halt verloren hat, plan- und regellos in phantaſtiſche Länder ausſchweift.

Man bemüht ſich, den kraſſen Materialismus zu bekämpfen; das iſt anerkennenswerth. Man erklärt ihn für überwunden, und darin täuſcht man ſich völlig. Denn nicht klar entwickelte, feſt beſtimmte Begriffe und Dinge ſind es, mit denen man die neue Theorie ausbaut; man begnügt ſich mit der immer wiederholten Behauptung, das Geiſtige und Leibliche ſeien zwei Seiten eines und desſelben Ganzen, gleichſam die Innen- und Außenſeite eines und desſelben Vorgangs. Die verſchiedenartigſten Auffaſſungen knüpfen ſich an dieſen Gedanken, welcher den Höhepunkt der ganzen modernen Speculation über die Seele bildet. Und doch ſind es nur Worte; ein an tiefes Denken weniger gewohnter Kopf wird in ihnen eine gewiſſe Löſung und Befriedigung zu finden glauben. Leuten, welche mehr mit der Phantaſie als mit dem reinen Verſtande arbeiten, werden die oft vorgeführten Vergleiche der convexen und concaven Seite eines Kreiſes, oder der Geſichtswahrnehmung mit unbewaffnetem Auge und mittels eines verwickelten optiſchen Apparates, eine eingebildete Ueberzeugung der Klarheit eintragen. Ein ruhig zerlegender, in die Tiefe dringender Verſtandesmenſch aber wird dieſe Analogien als ein immerhin hübſches Spielzeug belächeln. Blendende Phraſenmeteore, glänzende Geiſtesblitze erſetzen nicht das ruhige Tageslicht der Wahrheit.

Die Klarheit und Beſtimmtheit der Begriffe iſt abhanden gekommen. Jeder arbeitet mit einer neugeſchaffenen Ideenwelt. So klagt man die Spiritualiſten des Materialismus an, weil man, naiv genug, Subſtanz mit ſtofflicher Maſſe für identiſch hält; örtliche Gegenwart vermögen bedeutende Gelehrte nicht mehr zu unterſcheiden von Ausdehnung im Raume, und ſie meinen die Seele nur durch die Behauptung, ſie ſei nirgendwo, vor Materialiſirung zu retten. Es iſt un-

begreiflich, wie exacte Forſcher, bewunderungswürdig im Experiment, höchſt geiſtvoll in ihren Combinationen, genau unterrichtet über alle Schattirungen der congenialen Unterſuchungen, über die begrifflichen Grundlagen der Seelenlehre leichten Fußes hinwegſchreiten. Die alte Schule ſtudirt die neue und ſucht Anknüpfungspunkte; die „Modernen" verachten ſtolz, was ſie nicht kennen.

Möchte Gutberlets Buch eine Annäherung einleiten. Wie nothwendig ſie wäre, zeigen die drei letzten Aufſätze zur Genüge. Sie behandeln, wie geſagt, die pſychologiſche Religion, den Spiritismus und den Determinismus. Ein unwiderſtehlicher Naturdrang und wiſſenſchaftliche Erkenntniß treiben das Bedürfniß nach Religion immer wieder als das gewichtigſte Problem an die Oberfläche und verknüpfen es aufs innigſte mit dem Culturfortſchritt. Philoſophiſche Religionsſyſteme bemühen ſich, den Hilferuf zu dämpfen. Wie leer und windig ſie ſind, zeigt Gutberlet ſchlagend am Pantheismus Paulſens, am Weltgrund Wundts, an der Gefühlsreligion des anonymen theologiſchen Verfaſſers des Werkes „Im Kampfe um die Weltanſchauung" (Freiburg 1880) und an den religiöſen Aphorismen Eckens. Dieſe Studie iſt bei weitem die längſte, ſcharf und geharniſcht, mit der Kraft und dem Zorn der Ueberzeugung geſchrieben. Immerhin empfand der Referent ein gewiſſes Unbehagen, als er Paulſen mit ſo derber Hand gefaßt ſah, während der Anonymus, der nicht viel beſſer als Paulſen denkt und wohl nicht minder unheilvoll wirkt, etwas gar mild und vornehm bekämpft wird.

Ausgedehnte Specialſtudien widmete Gutberlet bekanntlich dem Hypnotismus und Spiritismus. Dieſer Aufſatz bedeutet denn auch eine weitere Klärung und einen Fortſchritt ſeiner Anſchauungen über dieſen dunkeln Gegenſtand. Ich kann mich vollkommen einverſtanden erklären mit dem Grundſatz, nur dann auf übernatürliche Urſachen zu ſchließen, „wenn wirklich die Unzulänglichkeit jeder natürlichen Erklärung verſagt" (S. 478). Beherzigenswerth beſonders für manche katholiſche Gelehrte Italiens und Spaniens iſt auch die Aeußerung: „Dagegen ſcheint noch kein einziger Fall ganz ſicher und evident von den Spiritiſten nachgewieſen worden zu ſein, in welchem übernatürliche Einflüſſe ſich geltend gemacht hätten" (a. a. O.).

Merkwürdigerweiſe iſt die letzte Studie über den Determinismus auffallend aphoriſtiſch. Da heute auch Gelehrte, welche die Willensfreiheit vertheidigen, mit den Beweiſen dafür in die Enge kommen und beſonders den aus dem Selbſtbewußtſein geſchöpften anzweifeln, wäre eine neue gründliche Auseinanderſetzung zeitgemäß geweſen. Indeſſen kann ja der Herr Verfaſſer auf ſein größeres Werk verweiſen.

Einzelne Meinungsverſchiedenheiten dieſer Beſprechung beizufügen, ſcheint mir zwecklos. Ein lebhafterer Widerſpruch regte ſich in mir bei der Leſung nur ſelten.

In allen ſeinen Werken erweiſt ſich Gutberlet als ein Mann von erſtaunlichem poſitiven Wiſſen auf den verſchiedenſten Gebieten und von hoher Speculation. Sein letztes Buch beſtätigt dieſes Urtheil vollkommen. Man hat es mit einem Manne von einer geſchloſſenen Weltanſchauung zu thun, bei dem Glauben und Wiſſen harmoniſch zuſammenſtimmen. Die Sprache iſt ſchmucklos, wiſſenſchaftlich

eben, und doch empfindet man zeitweilig den mächtigen Einfluß einer kraftvollen Ueberzeugung, die, wie es recht iſt, ein Syſtem von ſeinen ſocialen und moraliſchen Folgen nicht loszureißen vermag. Das Buch wird viele Gegner finden. Der Gegner aber, welcher einen ſolchen Charakter nicht verſteht und ihn nicht anerkennt, ſollte auf dem Kampfplatz nicht erſcheinen; er iſt nicht ebenbürtig.

Stanislaus v. Dunin-Borkowski S. J.

Kunſtlehre in fünf Teilen. Von **Gerhard Gietmann** S. J. und **Johannes Sörenſen** S. J. Erſter Teil: Allgemeine Äſthetik. Von **Gerhard Gietmann** S. J. Mit elf Abbildungen. 8°. (VIII u. 340 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis *M.* 4.20.

Dem vor zwei Jahren herausgegebenen „Grundriß der Stiliſtik, Poetik und Äſthetik", welcher auf katholiſcher und auch akatholiſcher Seite Anerkennung und eine günſtige Beſprechung gefunden hat, läßt P. Gietmann nunmehr in Verbindung mit ſeinem Ordensgenoſſen P. Sörenſen in fünf Abtheilungen eine auf breiterer Grundlage aufgebaute und umfaſſendere „Kunſtlehre" folgen, von welcher der erſte Band bereits auf den Büchermarkt gebracht iſt. Derſelbe behandelt die „Allgemeine Äſthetik", während ſich die vier andern mit der Aeſthetik der einzelnen ſchönen Künſte, der Poetik, der Muſik, der Malerei, Bildnerei und ſchmückenden Kunſt und der Architektur beſchäftigen ſollen. Als Geſamttitel wurde die Bezeichnung „Kunſtlehre" ſtatt der gebräuchlichern „Aeſthetik" gewählt. In der That hat dieſer Name einiges für ſich; doch ſcheint auch er uns nicht völlig zutreffend, weil zu allgemein. Denn unter „Kunſtlehre" verſteht man nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch auch den Inbegriff der bei Herſtellung von Kunſtwerken zu beobachtenden techniſchen Regeln bezw. der Darſtellungsmittel der ſchönen Künſte. Ob es nicht das beſte iſt, den Ausdruck „Aeſthetik", der nun einmal Bürgerrecht erlangt hat, beizubehalten, damit nicht durch das Suchen nach zutreffenderen Benennungen ſtatt Klarheit erſt recht Wirrwarr entſtehe? „Aeſthetik" beſagt allerdings an ſich auch nicht zur Genüge, was die Wiſſenſchaft, deren Namen ſie bildet, in Wirklichkeit iſt. Indeſſen verbinden wir mit dem Worte ähnlich wie mit andern an ſich unzutreffenden Bezeichnungen nachgerade einen ganz beſtimmten Sinn. Thatſächlich behält denn auch P. Gietmann bezüglich des allgemeinen Theiles ſeiner „Kunſtlehre" die Benennung Aeſthetik bei; nicht minder braucht er im Verlauf der Schrift abwechſelnd „Kunſtlehre" und „Aeſthetik" in demſelben Sinne und ſpricht ebenſo von einer Aeſthetik der Muſik, Architektur u. ſ. w.

Die Aeſthetik iſt als Wiſſenſchaft vielfach ungünſtig beurtheilt worden, zumal als „allgemeine Aeſthetik", und das wie von Künſtlern, ſo auch von Kunſthiſtorikern und Kunſtkritikern. Demgemäß weiſt der Verfaſſer im erſten Kapitel des Buches in vortrefflicher Weiſe ihre Berechtigung und ihre Bedeutung für die einen wie für die andern nach, indem er zugleich die ihr gemachten Vorwürfe auf ihren wahren Werth bezw. Unwerth zurückführt. Seine Anſchauung über den Standpunkt, auf dem der Aeſthetiker ſtehen ſoll, präciſirt er dabei in

den bezeichnenden Worten: „Der Äſthetik iſt kein durchſchlagender Erfolg zu verſprechen, wenn ihr nicht die Wahrheit, die volle chriſtliche Wahrheit zu Grunde gelegt wird. Dieſe weiſt auch ihr in einem unentwegten Syſteme einen ſichern Platz an, wo das Schwanken der Meinungen bezüglich der meiſten Weſenspunkte ſofort ein Ende hat. ... Wie Welt und Leben zu unlöslichen Räthſeln werden, wenn man die Schlüſſel der geoffenbarten Religion verſchmäht, ſo kommt man auch im Reiche des Schönen über die nächſten Beſtimmungen der Schönheit nicht hinaus, dringt zur tiefern Begründung derſelben nicht vor und ordnet die Fülle ihrer Erſcheinungen nicht um einen unentwegten Mittelpunkt, es ſei denn, man erkenne ein Urſchönes in Gott, nach deſſen Bilde alle irdiſche und menſchliche Schönheit bemeſſen werden muß."

Eine Geſchichte der Aeſthetik und einen Ueberblick über die verſchiedenen im Laufe der Zeit über das Schöne bezw. die ſchöne Kunſt aufgeſtellten Theorien bietet das zweite Kapitel. Es bildet das äſthetiſche Glaubensbekenntniß des Verfaſſers. Was er vertreten will und in der Folge auch vertritt, iſt weder der materialiſtiſche Senſualismus, der lediglich in der äußern ſchönen Form ruhen bleibt, noch der abstracte Idealismus, der von der Idee ausgeht, in welcher er allein die eigentliche Schönheit findet, und gar Schönheit und Gutheit als ein und dasſelbe betrachtet. Es iſt vielmehr ein concreter Idealismus, welcher in der Einzelerſcheinung das Charakteriſtiſche der Schönheit ſieht, jedoch zugleich von der äußern Form zum künſtleriſchen Ideal emporſteigt, d. i. der klaren, feſtumſchriebenen Einzelidee, nicht dem Abſoluten ſelbſt, wie die pantheiſtiſchen Aeſthetiker wollen. Die Methode der äſthetiſchen Betrachtung, welche P. Gietmann verficht, iſt realiſtiſch. Idealiſtiſch wird ſie, ſofern ſie von dem concreten Kunſtwerk zu deſſen idealem Gehalt ſich erhebt und den Hauptwerth desſelben in die große Idee ſetzt, welche der Künſtler in ſeine Schöpfung hineingelegt, oder beſſer, nach welcher er derſelben ihre charakteriſtiſche individuelle Form gegeben hat. Ariſtoteles und der engliſche Lehrer ſind es, in deren Fußſtapfen der Verfaſſer wandelt.

Von großem Werth für das Verſtändniß des künſtleriſchen Schaffens wie des Kunſtgenuſſes ſind die Ausführungen, welche der Verfaſſer in einem weitern Abſchnitt den phyſiologiſchen und pſychologiſchen Grundlagen der Kunſt und Kunſtlehre widmet. Die verhängnißvollen äſthetiſchen Irrthümer des Pantheismus und Materialismus hinſichtlich der künſtleriſchen Thätigkeit wie des äſthetiſchen Genießens beruhen ja weſentlich auf einer Verkennung gerade dieſer Grundlagen. Der Verfaſſer folgt auch hier der geſunden Lehre des Aquinaten, indem er zugleich die Anſicht ablehnt, welche neben der Erkenntniß- und dem Strebevermögen eine beſondere dritte Seelenkraft annimmt, die ſich vor allem gegenüber dem Schönen zu bethätigen hätte.

Sehr intereſſant ſind die nunmehr folgenden Erörterungen über die Kunſt, die hier noch ohne Rückſicht auf das Schöne behandelt wird. Ihre Stellung im Leben der Menſchen und im Plane der Schöpfung, die künſtleriſche Idee und das Weſen der Kunſt empfangen eine ihrer Wichtigkeit angemeſſene eingehende und lichtvolle Behandlung. Wenn dabei der Verfaſſer die mechaniſchen Künſte

darum von der äſthetiſchen Betrachtung ausſchließt, weil ſich in ihnen eine geringere geiſtige Leiſtung offenbare, ſo ſcheint uns das allerdings minder zutreffend zu ſein. Manche der zahlloſen Maſchinen, welche der Menſchengeiſt erſunden hat, ſtellen unzweifelhaft eine größere geiſtige Leiſtung dar als eine Reihe von Kunſtwerken. Wenn ſie trotzdem nicht in der Aeſthetik behandelt werden, ſo liegt das daran, daß ſie nicht gemacht ſind, um äſthetiſches Wohlgefallen zu erwecken. Sobald ſich, wie im Kunſthandwerk, mit der handwerksmäßigen Thätigkeit das Beſtreben verbindet, den Gebrauchsgegenſtänden eine mit deren Idee übereinſtimmende „ſchöne" Form zu geben, treten dieſelben auf das Gebiet herüber, mit dem ſich die äſthetiſche Betrachtung beſchäftigt.

Das Kapitel von dem Schönen und der Schönheit iſt zum großen Theil dem „Grundriß" entnommen, jedoch erweitert und philoſophiſch vertieft worden. Insbeſondere erörtert der Verfaſſer weitläufig die intereſſante, wenngleich mehr philoſophiſche als äſthetiſche Frage, ob die Schönheit Formalobject des Erkenntniß- oder des Begehrungsvermögens ſei, wobei er ſich für erſteres entſcheidet; wohl mit Recht, wenngleich beim äſthetiſchen Genuß unzweifelhaft beide weſentlich mitwirken. Wenn aber der Verfaſſer in der Definition des Schönen von jeder Beziehung zu eben dieſem Genuß abſieht und die Schönheit lediglich beſtimmt als die ſtrahlende Vollkommenheit eines Dinges, ſo glauben wir ihm darin nicht folgen zu ſollen. Wie das Vollkommene als Wahres nothwendig eine Beziehung zur Erkenntnißkraft und als Gutes eine ſolche zum Strebevermögen in ſich ſchließt, ſo kann die ſtrahlende Vollkommenheit als Schönes nicht ohne Beziehung zu einem geiſtig-ſinnlichen bezw. geiſtigen Genuß gedacht werden.

Die Unterarten des Schönen, ſeine Elemente und ſeine Gegenſätze umfaſſen zwei fernere Abſchnitte. Einen beſondern Werth haben im erſten derſelben die gründlichen und wohl abſchließenden Erörterungen über das Tragiſche in der Kunſt und den Grund für den äſthetiſchen Genuß, den ſelbiges bereitet.

Kurz, aber bedeutungsvoll iſt das Kapitel vom äſthetiſchen Schein, welcher in der pantheiſtiſchen Aeſthetik eine ſo verhängnißvolle Rolle ſpielt. Soll es ja doch, ſo lange er nur gewahrt bleibe, weder eine anſtößige Darſtellung geben noch überhaupt geben können, wie ſittlich zweifelhaft dieſelbe auch im übrigen ſein mag.

Im Kapitel über die ſchöne Kunſt und ihre Aufgaben begründet der Verfaſſer den Begriff der ſchönen Kunſt und vertheidigt ihn als Gattungsbegriff und Norm aller in den Bereich der Aeſthetik zu ziehenden Künſte. Als Aufgabe der ſchönen Kunſt bezeichnet er die Darſtellung des Schönen, ſo daß die Beurtheilung und der Charakter eines Kunſtwerkes durchaus dadurch bedingt iſt, ob und inwieweit dieſem Zwecke genügt iſt. Doch iſt er weit von der Engherzigkeit jener entfernt, welche einem Kunſtwerk ſchon darum dieſen Charakter abſprechen, weil es außer auf den äſthetiſchen Genuß auf einen andern Zweck bezogen wird. Im Gegentheil tritt er entſchieden gegen die einſeitige Auffaſſung ein, welche jede Tendenz des Künſtlers völlig und ohne Reſt in der Abſicht, ein zu äſthetiſchem Genuß einladendes Werk zu ſchaffen, aufgehen laſſen möchte.

Er betont ausdrücklich, daß es dem Weſen einer Kunſtſchöpfung in keiner Weiſe widerſtrebe, wenn ſie auf einen entferntern Zweck bezogen werde, wofern nur dieſelbe in ſich eine wirkliche Kunſtſchöpfung ſei.

Sehr viele vortreffliche und beherzigenswerthe Gedanken enthalten die Abſchnitte über die Geſetze der ſchönen Kunſt und die Bedingungen der Kunſtthätigkeit. Künſtlern wie Kunſtkritikern kann ihr Studium nicht genug empfohlen werden. P. Gietmann nimmt in ihnen mit aller Entſchiedenheit Stellung gegen ſo manche Ausſchreitung, welche die Kunſt ſich oft genug unter äſthetiſchem Deckmantel erlaubt.

Ein Kapitel, welches die Eintheilung der ſchönen Kunſt und ihres Gebietes behandelt, beſchließt die Schrift. In ihm beſchäftigt ſich der Verfaſſer zugleich eingehender mit dem Naturſchönen, ſofern es Grundlage des Kunſtſchönen iſt und dem Künſtler nicht nur einen Theil ſeiner Stoffe, ſondern auch alle Darſtellungsmittel derſelben leiht. Der Wunſch dürfte nicht unberechtigt ſein, daß dem Naturſchönen, über das auch ſonſt in der Schrift gelegentlich gehandelt wird, namentlich bei Beſprechung des Erhabenen, wegen ſeiner Bedeutung für die Kunſt, ein eigener Abſchnitt wäre gewidmet worden.

Die Arbeit verdient alle Empfehlung. Sie zeugt auf jeder Seite von Scharfſinn und ſicherem Urtheil, von feinem, durchgebildetem äſthetiſchen Geſchmack und völliger Vertrautheit mit dem Stoffe. Lehrer des Verfaſſers ſind Ariſtoteles und der hl. Thomas; doch iſt darum die Schrift keineswegs rückſchrittlich. Der Verfaſſer hat ſich überall umgeſehen, bei den Alten wie bei den Modernen, und verſchmäht das Gute nicht, gleichviel wo er es findet, wäre es auch beim Philoſophen des Unbewußten. Er tritt entſchieden und ohne Rückhalt für ſeine Ueberzeugung ein, wenngleich mit wohlthuender ruhiger Sachlichkeit und ohne je perſönlich zu werden. Die Erörterungen über die einzelnen in Betracht kommenden Fragen ſind hinreichend erſchöpfend; die Sprache iſt frei von Schwulſt wie von Verſchwommenheit; die Begriffsbeſtimmungen ſind bündig und ſcharf. Freilich iſt die Aeſthetik P. Gietmanns nicht auch darum ſchon ein Buch für jedermann, noch eine Lectüre für die Mittagsraſt. Sie iſt keine der heute ſo beliebten leichten und häufig nur allzuleichten äſthetiſchen Eſſays, bei denen man wenig zu wiſſen und noch weniger zu denken braucht; ſie verlangt vielmehr außer einer gewiſſen Vorbildung ernſte Geiſtesarbeit ſeitens des Leſers. Nicht zum wenigſten liegt das allerdings an der Schwierigkeit und Abstractheit des Gegenſtandes ſelbſt; doch hat es ſeinen Grund auch wohl in der inhaltreichen Art, wie der Verfaſſer ſeinen Stoff behandelt. Er hat erſichtlich kein Buch zum flüchtigen Leſen, ſondern zum Studiren ſchaffen wollen. Das Regiſter iſt ſorgfältig gearbeitet. Was die Illuſtrationen anlangt, ſtehen unſeres Erachtens verſchiedene in zu loſer Beziehung zum Texte. Für eine zweite Auflage, die wir der Arbeit in Bälde wünſchen, würde ſich im Intereſſe leichterer Ueberſichtlichkeit eine Unterabtheilung der Kapitel empfehlen, wie ſie ſich ſchon jetzt bei einigen findet.

Joſeph Braun S. J.

An Gottes Hand. Erzählungen für Jugend und Volk. Von **Konrad Kümmel.** 6 Bändchen. 12°. Freiburg, Herder, 1899.

I. **Adventsbilder.** (XVI u. 328 S.) Preis *M.* 1.80; geb. in Halbleinwand *M.* 2.20.

II. **Weihnachts- und Neujahrsbilder.** (VIII u. 318 S.) Preis *M.* 1.80; geb. *M.* 2.20.

III. **Faſtenbilder.** (VIII u. 312 S.) Preis *M.* 1.80; geb. *M.* 2.20.

Abſeits von den Gärten und Parkanlagen belletriſtiſcher Kunſtgärtnerei ziehen ſich Wald und Berg hinauf die ſchlichten Pfade der anſpruchsloſern Volksliteratur. Auf dieſem Gebiete wird katholiſcherſeits in den zahlreichen Kalendern, Sonntagsblättern, Vereinsorganen viel Gutes und Schönes geleiſtet, und manches Bändchen herz- und geiſterquickender Volkserzählungen ließe ſich aus den verſchiedenen Jahrgängen jener Blätter ſammeln. Eine köſtliche Gabe dieſer Art bietet uns in den vorliegenden „Erzählungen für Jugend und Volk“ der Redacteur des weitverbreiteten Stuttgarter „Katholiſchen Sonntagsblattes“. Drei Bändchen liegen bereits vor, drei weitere Sammlungen: Oſterbilder, Mai- und Pfingſtbilder, Ernſtes und Heiteres, haben wir noch zu erwarten.

Konrad Kümmel iſt ein wirklich gottbegnadeter Volksſchriftſteller im beſten Sinne des Wortes. Das beweiſt ſchon das herrliche Vorwort zum erſten Bändchen. Nie haben wir die maßgebenden Grundſätze und Normen einer echten katholiſchen Volkserzählung tiefer und wahrer ausgeſprochen gefunden als hier. „Das gläubige Volk iſt ſo unendlich viel werth, die Spanne Zeit, die es zum Leſen hat, iſt ſo koſtbar, und die Gelegenheit, ſo recht Aug' in Aug' und von Mund zu Mund, von Seele zu Seele zum Leſer zu ſprechen, iſt ſo werthvoll, daß es geradezu ein unverantwortliches Spiel mit Beruf, Arbeit und Zeit wäre, wenn ich in der Advents-, Weihnachts-, Faſtenzeit u. ſ. w. den Leſern etwas bieten würde, was nicht zur chriſtlichen Andacht ſtimmte und ſie nicht poſitiv förderte oder anregte. — So entſtanden dieſe Erzählungen. . . . Ihr Stoff lag oft genug im Wege, ſei es geſchichtlicher Wanderungen, ſei es perſönlicher Mittheilungen und Erfahrungen; in den weitaus meiſten Fällen ſteht die Wirklichkeit wenig verſchleiert hinter dem Erzählten. Wie die Geſchichten geſchrieben ſind für das ſchlichte Haus des Bürgers und Bauern, des Handwerkers und Arbeiters, für Knecht und Magd, ſo iſt ihr weſentlicher Stoff dem Volk entnommen, ſeinen Freuden und Leiden, ſeinen Nöthen und Sorgen. Keine Lebensbeziehung iſt ja, welche nicht vom Glauben vergeiſtigt und religiös geadelt werden kann, und unerſchöpflich iſt das praktiſche Leben an Gelegenheiten und Momenten dazu. Wer da aufmerkſamen Blickes durch das Volk wandelt, der ſieht und hört ſelbſt heute noch viel, viel mehr Glaubensinnigkeit und Glaubensſchönheit, als man an den grünen Tiſchen und in den Kreiſen der Glaubensgegner ahnt.“

Dieſe katholiſche Volksſeele in ihrer warmen, ungeſchminkten Glaubenstreue, die der Verfaſſer kennt wie kein zweiter, ſpricht denn auch aus dieſen Erzählungen

ergreifend ans Herz. Man lernt hier unser Volk nach seiner schönsten, edelsten Seite hin besser kennen und lieben. Kümmel versteht es wie wenige unserer Volksschriftsteller, die auf Gott gestimmten Saiten, die in jeder auch kalt und lau gewordenen Menschenseele noch vorhanden sind, zu einer Harmonie erklingen zu machen, „unter deren Rauschen sich die Hände zum Beten falten und aus der Tiefe der Seele tiefernste Erkenntnisse und Entschlüsse sich loszuringen beginnen". Dies ist aber gewiß der schönste Lohn des gläubigen Volksschriftstellers.

Auf der andern Seite ist in diesen Erzählungen keine Spur falscher Sentimentalität und frömmelnden Pathos zu finden. Flott und frisch, in anmuthender Kürze, in echt volksthümlicher und doch edler, geschmackvoller Darstellung fließen sie hin, so daß auch der Gebildete mit wirklichem Genusse und ohne Ermüdung sie liest.

Wir können darum diese Büchlein mit wärmsten Worten und ohne jede Einschränkung empfehlen. Sie werden dem guten gläubigen Volke Stunden wahrer Freude und innerer Erquickung bringen und in vielen lauen Seelen das Bewußtsein blitzhell wieder aufflammen lassen, etwas wie Großes und Herrliches es ist um den katholischen Glauben. Darum seien Seelsorgepriester, Spital- und Gefängnißgeistliche noch ganz besonders darauf hingewiesen. Diese Erzählungen werden sie den Weg zu Herzen finden lassen, die ihnen sonst verschlossen geblieben, und manches Auge, das längst zu weinen vergessen, wird feucht werden von Thränen der Reue, der Hoffnung und süßen Friedens.

A. Huonder S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Synopses omnium librorum sacrorum utriusque testamenti quas ex sua „Introductione spec. in Vet. et Nov. Testamentum" excerpsit, retractavit, complevit Rudolphus Cornely S. J. 8°. (VIII et 463 p.) Parisiis, Lethielleux, 1899. Preis *Fr.* 6.

Allen, welche sich mit der Heiligen Schrift beschäftigen, besonders auch den Predigern, wird hier ein recht nützliches Hilfsbuch geboten. Von sämtlichen Büchern des Alten und Neuen Bundes wird eine kurze, aber klare Inhaltsangabe entworfen, welche Kapitel um Kapitel und Vers um Vers dem heiligen Texte folgt. Jedem Buch geht eine ganz kurze Einleitung und Uebersicht voraus. Die Anmerkungen, welche theils Textkritisches theils Erläuterungen bieten, sind offenbar auf ein möglichst geringes Maß reducirt; sie sind nur hie und da eingestreut, wie es sich eben zufällig bot. Den Evangelien ist eine chronologische Uebersicht des Lebens Jesu beigefügt. Auch die Synopsis der Apostelgeschichte schließt mit einer Zeittafel. Hat man beim Studium der Heiligen Schrift dieses Buch zur Seite, so wird man es als zuverlässigen Führer und Berather bald schätzen lernen.

Digitized by Google

Commentarius in Numeros. (Cursus Scripturae Sacrae. Vetus test. I. In libr. histor. III, 1.) Auctore Francisco de Hummelauer S. J. 8°. (386 p.) Parisiis, Lethielleux, 1899. Preis *Fr.* 7.

Wir wollen hier den Freunden des Cursus Scripturae sacrae das Erscheinen des neuen Bandes eben nur anzeigen. Dem Charakter des Buches entsprechend ist der Commentar kurz und knapp gehalten, überall das Wesentliche heraushebend. Sehr lehrreich sind die Ausführungen des Verfassers über die Einheit der Erzählung, interessant die Hypothese über die ursprüngliche Darstellung des Fehltrittes Moses'. Entsprechend dem Ziel, das der Cursus verfolgt, ist auch in diesem Commentar die Texterklärung die Hauptsache, während die Fragen der Kritik mehr zurücktreten. Die Gründe für dieses Vorangehen sind in der Einleitung klar erörtert.

Alle Wege führen nach Rom. Vertrauliche Briefe zweier die Wahrheit liebender Seelen, herausgegeben von J. Schreiber C. M. Mit Erlaubnis der Obern. Zweite Auflage. kl. 8°. (XVI u. 195 S.) Regensburg, Pustet, 1899. Preis *M.* 1.40.

Conversionsschriften pflegen schon deshalb interessant zu sein, weil sie uns einen tiefen Einblick in das innere Leben einer Persönlichkeit gewähren; dazu sind sie meist recht belehrend für solche, welche in ähnlichen Geisteskämpfen sich befinden, wie jene, deren Lebensgang gezeichnet wird. Das vorliegende Schriftchen gewinnt nach beiden Richtungen durch die Briefform, in welcher es erscheint. Hier ist zudem die Form von Briefen nicht fingirt, sondern es sind die Briefe selbst, in ihrer natürlichen und ungekünstelten Weise, wie sie zur Zeit gewechselt wurden: diese führen den Leser am unmittelbarsten ein in die Schwierigkeiten und Zweifel, in das Aufdämmern und Aufleuchten der Wahrheit, in die Kämpfe der Seele um die Wahrheit und in den mit Hilfe der Gnade errungenen Sieg, die gefundene Wahrheit zu umfangen und festzuhalten gegen die ungeahntesten Anfechtungen und Schwierigkeiten. Aus den letztern Briefen leuchtet uns insbesondere dieses eine Siegel der Wahrheit für den Katholicismus und die katholische Kirche entgegen: bei der katholischen Kirche besteht trotz der Unduldsamkeit gegen die Lehren der Andersgläubigen, die sie für Irrlehren hält und halten muß, dennoch die größte Duldsamkeit und Liebe gegen die Personen der Andersgläubigen; hingegen bei den Protestanten eine große Duldsamkeit gegen alle möglichen Lehren und Bekenntnisse, vielleicht sogar gegen den Katholicismus, aber oft die größte Unduldsamkeit gegen die Personen, sobald jemand es wagen will, von der Irrlehre sich loszusagen und der erkannten Wahrheit der katholischen Kirche sich anzuschließen.

Praelectiones de Deo uno, quas ad modum commentarii in Summam Theologicam divi Aquinatis habebat in collegio S. Anselmi de Urbe Laurentius Janssens S. T. D., Monachus Maredsolensis (Congr. Beur.), eiusdem collegii Rector, sacrae Indicis congregationis Consultor. Tomus I. (I. Q. I—XIII.) 8°. (XXX et 526 p.) Romae, typis Vaticanis. Apud Desclée, Lefebvre et socios, necnon apud auctorem, 1899. Preis *Fr.* 7.50.

Im engsten Anschluß an die Summa des hl. Thomas von Aquino entwickelt der hochw. Herr Verfasser die Einleitungsfragen zur Theologie, wie sie in der

Scholastik üblich waren, die Lehre von Gott und seinen Eigenschaften und von unserer Erkenntniß Gottes. Es ist ein Commentar im alten Stil, und die Hauptsorgfalt ist der speculativen, philosophischen Darlegung zugewandt, so daß die positive Seite mehr zurücktritt. Wir finden im Buche hübsche Einlagen über die Gotteslehre des hl. Anselm. Es ist erfreulich, daß der Herr Verfasser die modernen Irrthümer wie den Pantheismus gut und klar bespricht und sich auch mit neueren theologischen Ansichten, z. B. der Lehre Schells über Gottes Wesen, in sachlicher Weise auseinandersetzt.

Das philosophische Gottesproblem in seinen wichtigsten Auffassungen. Von Dr. Joseph Geyser, Privatdocent der Philosophie an der Universität Bonn. 8°. (VIII u. 291 S.) Bonn, Hanstein, 1899. Preis *M.* 3.80.

Das Buch ist die Frucht eines ernsten, gründlichen Studiums. Die Hauptidee der angewandten Methode, die Gotteslehre der Philosophen mit ihren Erkenntnißtheorien und ihrer Naturphilosophie in Verbindung zu bringen, ist für eine tiefere, wirklich wissenschaftliche Auffassung der Gottesprobleme durchaus nothwendig. Von diesem Gesichtspunkte aus fügt sich mancher Abschnitt, welcher beim ersten Blick weniger zur Sache zu gehören scheint, ganz wohl in die Gesamtdarstellung. Die künstlich ordnende Hand des Herrn Verfassers hätte auch die äußere Seite dieser Zusammengehörigkeit gewiß herausgestalten können; bei dieser Gelegenheit wären unzweifelhaft manche Partien, welche sich jetzt als Fragmente ausnehmen, in eine festere Verbindung zum Ganzen getreten. Die Schlußredaction des Werkes hätte dann vielleicht auch für die Anordnung, bei welcher jetzt die neuere Philosophie um die griechische gruppirt wird, eine andere Grundlage oder doch einen andern Titel gefunden. Die Deutung der Schriftsteller ist sachlich und ruhig, ohne Voreingenommenheit. Sie stützt sich auf selbständiges Studium der Werke. Eine Auseinandersetzung mit der Meinung anderer Gelehrten und eine Kritik der aristotelischen Berichte wäre zumal bei Darstellung der vorsokratischen Philosophie sehr erwünscht gewesen. So wird jetzt gerade dieser Theil des Buches wahrscheinlich seine Gegner finden. Auf mancher Seite begegnet man neuen geistreichen Anschauungen. Hoffen wir, daß dieser „Einleitung in die Theodicee" noch andere, ebenso anregende historisch-philosophische Arbeiten und die Theodicee selbst folgen werden.

Cours d'Économie Sociale. Par le R. P. Ch. Antoine S. J., Professeur à l'Université Catholique d'Angers. Deuxième edition revue et augmentée. 8°. (XII et 700 p.) Paris, Guillaumin et Cie, 1899. Preis *Fr.* 9.

Nach Ablauf von kaum drei Jahren erscheint das vortreffliche Werk Antoines in zweiter Auflage. Es ist das ein Erfolg, der von der Vortrefflichkeit und Brauchbarkeit der Schrift Zeugniß ablegt. Insbesondere freut es uns, daß Antoines Cours d'Économie Sociale auch in Deutschland eine verhältnißmäßig große Verbreitung gefunden hat. Die Aenderungen der zweiten Auflage beziehen sich auf einzelne als überflüssig weggelassene Details: verjährte Controversen, veraltete statistische Angaben. Größere Aufmerksamkeit wurde der Behandlung des Eigenthums und der Discussion des Geldproblems. Neu hinzu kam auch ein besonderer Artikel über die christliche Demokratie. Wir können zur Empfehlung dieses Werkes

nur das Lob wiederholen, welches wir demſelben bei ſeinem erſten Erſcheinen in reichem Maße ſpenden durften. Antoines Cours iſt mit ſpecieller Berückſichtigung der Verhältniſſe in Frankreich als eine wiſſenſchaftliche „That“ erſten Ranges zu bezeichnen.

La Belgique sous Guillaume I., Roi des Pays-Bas. Par L. Delplace S. J. 8°. (248 p.) Louvain, Istas, 1899. Preis *Fr.* 5.

Mit dieſem inhaltreichen Bande ſchließt eine Reihe von werthvollen Monographien, in welchen P. Delplace Belgiens innere Kämpfe während ſeiner langen Revolutionsjahre (1786—1831) gezeichnet hat. Zwar iſt jeder dieſer Bände völlig in ſich abgeſchloſſen und behandelt eine beſtimmt abgegrenzte Phaſe der politiſchen Umwälzungen, aber doch gehören ſie wieder ſo enge zuſammen, daß der Verfaſſer dem vorliegenden letzten Bande ein auf alle vier Bände ſich beziehendes Regiſter beizugeben für gut befunden hat. Die erſten zwei Bände ſind in dieſer Zeitſchrift (Bd. XLII, S. 149 und Bd. XLIX, S. 330) mit verdienter Anerkennung zur Anzeige gekommen. Der vorliegende reiht ſich ihnen würdig an. Derſelbe hat die Urſachen und Ereigniſſe zu ſchildern, welche nach der durch den Wiener Congreß hergeſtellten Vereinigung der geſamten Niederlande unter dem Scepter Wilhelms von Oranien zuletzt zur gewaltſamen Trennung Belgiens von Holland geführt haben. Der Band theilt mit ſeinen Vorgängern die hübſche Darſtellung, die kurzen klaren Kapitel, die treffliche Entwicklung und Verkettung der Dinge, aber auch die feine Moſaikarbeit, die aus zahlloſen zeitgenöſſiſchen Preßerzeugniſſen aller Art geſchickt ihre Steinchen zuſammenfügt. Auch bei dieſem Bande findet ſich, wie bei den frühern, ein umfangreiches Verzeichniß der einſchlägigen Literatur, deshalb ſo koſtbar, weil vorzüglich die Tages- und Flugſchriften-Literatur dabei im Auge behalten iſt. Schriften, von welchen für den Fremden vielfach auch die letzte Spur verſchwunden iſt, ſind durch des Verfaſſers kundige Hand gegangen, und er gibt über dieſelben Rechenſchaft. Was dieſem Band vor ſeinen Vorgängern noch beſondern Werth verleiht, iſt ſein überaus lehrreicher Gegenſtand. Es handelt ſich um einen mit allen modernen Mitteln der Bureaukratie, Polizei, Loge und Reptilienpreſſe geführten Culturkampf, der aber von ſeiten der Biſchöfe und des Clerus mannhafte, ſchlagfertige und würdige Abwehr findet. Die wichtigſten grundſätzlichen Fragen über das Verhältniß von Kirche und Staat, über die Freiheit der Culte, der Preſſe u. ſ. w. müſſen naturgemäß dabei berührt werden. Der Verfaſſer zeigt ſich dabei als Mann von weitem und ſcharfem Blick, aber auch von klaren Principien. Seine Darſtellung kann trefflich dienen zur Orientirung, Belehrung und weitern Anregung. Ueberhaupt könnten die vier Bände zuſammen einen guten Lehrcurs abgeben über geſunde wie über verfehlte Kirchenpolitik.

Kardinal Erzbiſchof Philippus Krementz, Generalvikar Dr. Kleinheidt, Domkapellmeiſter Fr. Koenen und Profeſſor Dr. Scheeben. Vier Charakterbilder aus der jüngſten Kölner Kirchengeſchichte von P. Höveler, Rektor an der Friedhofkapelle zu Köln-Melaten. Mit vier Porträts. 8°. (64 S.) Düſſeldorf, Schwann, 1899. Preis 80 *Pf.*

Das Büchlein iſt fein ausgeſtattet, die Porträts ſind gut gelungen und trefflich ausgeführt. Dazu nun paßt der ſinnige Text, der mit ebenſoviel Verſtändniß als Liebe die Charakterbilder zeichnet. Die Leſung iſt angenehm, erbauend, belehrend, aneifernd, alles in allem nur empfehlenswerth. Es ſind nicht Biographien

und sollen es nicht sein. Es werden uns aber die charakteristischen Züge der vier Männer gezogen, und das Bild steht vor uns da würdig und wahr. Einen Trost nimmt man zum guten Schlusse mit aus der Lesung, den nämlich, daß man sich sagt, auch im 19. Jahrhundert gibt es noch tüchtige Männer, ganze Männer auf Erden, und man braucht darum durchaus nicht zu verzweifeln.

Die Jesuiten in Madagascar 1897—1899. Von August Perger S. J. kl. 8°. (75 S.) Paderborn, Bonifacius-Druckerei, 1899. Preis 60 *Pf.*

Die Eroberung Madagascars durch Frankreich im Jahre 1895 hatte u. a. naturgemäß den Sturz der protestantisch-madagassischen Staatskirche und die Proclamation religiöser Parität zur Folge. Daraus ergab sich wie von selbst ein Rückgang der protestantischen und ein Aufschwung der katholischen Mission. Letztere war bis dahin ausschließlich von französischen Jesuiten geleitet worden. Was lag für eine gewisse Presse also näher, als die Vorgänge in Madagascar zum Anlaß einer leidenschaftlichen Jesuitenhetze zu machen? Wer sich eine Vorstellung machen will, welche Blüthen der confessionelle Hader zu zeitigen vermag und mit welchen Mitteln operirt wird, wenn es gilt, die Söhne Loyolas anzuschwärzen, der lese die in dieser mit vornehmer Ruhe und leidenschaftsloser Objectivität geschriebenen Broschüre mitgetheilten Proben. Die Schrift erbringt den durchschlagenden Beweis für das als Motto vorausgedruckte Zeugniß eines ehrlichen protestantischen Predigers: „Was wir über die Katholiken von den Madagassen hören, ist im besten Falle bloß gefärbt, in vielen Fällen geradezu erlogen."

Seneca-Album. Weltfrohes und Weltfreies aus Senecas philosophischen Schriften. Nebst einem Anhang: Seneca und das Christentum. Von B. A. Betzinger. 12°. (X u. 224 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis *M.* 3; geb. in Leinwand *M.* 4.

„Für die Nachwelt schreibe ich," hat Seneca gesagt, und die Geschichte der Ideen hat ihm recht gegeben. Die Lehre des Stoikers und diejenige des Christenthums haben so manche Anklänge, daß über das Verhältniß beider zu einander die kühnsten Thesen aufgestellt wurden. Diese kommen auch im vorliegenden Werke zu wissenschaftlicher Behandlung, nachdem vorher das Nöthige über Leben und Schriften des Philosophen beigebracht war. Den Hauptinhalt des schön ausgestatteten Büchleins bieten die unter sechs Hauptstichworten aneinandergereihten Aphorismen aus den Schriften Senecas. Die Abtheilungen sind überschrieben: I. Lebenskunst. II. Weltwege und Weisheitswege. III. Aufstieg und Kampfesmühe. IV. Höhenluft und Siegesruhe. V. Menschenliebe und Gemeinwesen. VI. Ahnende Ausblicke. Die Auswahl der Sprüche ist mit vieler Umsicht und vielem Geschmack geschehen, die Uebersetzung durchgehends gut, manchmal vortrefflich. Wir hätten freilich gewünscht, daß der Uebersetzung immer der Urtext beigegeben wäre, was jetzt nur ausnahmsweise und ohne ersichtliches System geschieht. Die Sprache Senecas hat für den des Lateins Kundigen in ihrer Kürze und trotz ihrer häufigen Gesuchtheit einen Reiz, für dessen Verlust die beste Uebersetzung nicht entschädigen kann. Im allgemeinen sind die alten Aphorismen nicht von der Witzigkeit und Geistreichigkeit der modernen; aber sie enthalten darum doch wenigstens ebensoviel Lebensweisheit in klassischer Form, und nicht selten begegnet der Leser einem Satze, den er in etwas zeitgemäßerer Form bei den Allerneuesten wiederfindet. Die Lesung des Büchleins erfordert deshalb einen gewissen Ernst und eine geistige Anstrengung;

dafür ist sie aber auch lohnender für die Bildung des Stils wie des Charakters. Mit Freuden sind auch die, vielleicht etwas zu spärlichen Hinweise auf Parallelstellen aus der Heiligen Schrift u. s. w. zu begrüßen.

Consolatrix afflictorum. Erzählung aus dem 14. Jahrhundert von Ant. Jüngst. 12°. (138 S.) Münster i. W., Alphonsus-Buchhandlung, 1899. Preis *M.* 1.

Wir zählen dieses neueste Werkchen der fruchtbaren Dichterin unbedingt zu ihren besten. Es erzählt uns die Entstehung des Gnadenbildes von Telgte, natürlich vom poetischen Standpunkt aus, da die strenge Geschichte darüber nur sehr wenig zu berichten weiß. Nach dieser kurzen Inhaltsangabe könnte man vielleicht eine „religiöse" Erzählung vermuthen. Diese Vermuthung würde aber bald einer nicht unliebsamen Enttäuschung weichen. Es ist ein düsteres Zeitbild aus den Tagen des schwarzen Todes, das uns die Dichterin mit einer seltenen Kraft und dichterischen Anschaulichkeit entwirft, dessen herber Zauber den Leser immer mehr gefangen nimmt. Dem Zeithintergrund entspricht ganz vortrefflich die Figur des Haupthelden mit seinen Wandlungen und Wanderungen. Ein besonderes Interesse hat die Erzählung freilich für die Bewohner Münsters und der Umgegend; aber die Kunst der Darstellung weiß auch den Nichtwestfalen bald an den Stätten heimisch zu machen, wo die Geschichte sich abspielt. Etwas stark macht sich hie und da in der freierfundenen Erzählung die Romantik geltend; allein die Zeit der großen Pest mit ihrer Verwirrung und ihren Schrecken läßt schon die eine oder andere kleine Unwahrscheinlichkeit annehmbar erscheinen.

Schutzengelbüchlein für brave Kinder. Von Marie Cöllen. 8°. (52 S.) Aachen, Schweitzer, 1899. Preis geb. *M.* 1.20.

Im Durchschnitt treffen die 21 Gedichte dieser Sammlung den kindlichen Ton, einzelne mehr, einzelne weniger. Ob sie ohne Illustration den Kindern, für die sie bestimmt sind, das nöthige Interesse abgewinnen, muß die Erfahrung lehren. Die beste Verwendung wird das Büchlein in den Händen der Erzieherinnen finden, die einzelne Stücke daraus von ihren Zöglingen auswendig lernen lassen und zum Ausgangspunkt ihrer Ermahnungen machen.

Aus Vergangenheit und Gegenwart. Erzählungen, Novellen, Romane. Herausgegeben von St. Aenstoots. Kevelaer, Butzon und Bercker, 1898 u. 1899.

Diese schon durch ihre außerordentliche Wohlfeilheit (nur 30 *Pf.* das Bändchen, à 96 Seiten kl. 8°) für eine weite Verbreitung geeignete Sammlung von Unterhaltungslectüre, die wir beim Erscheinen des 1. Bändchens bereits empfahlen, schreitet rüstig voran.

Das 2. Bändchen enthält zwei Uebersetzungen von Ad. Jos. Cüppers: „Erinnerungen eines Weltkindes" und „Elisabeth Serani". Die „Erinnerungen" sind die kurze Selbstbiographie einer jungen vornehmen Französin, welche nach harten, in christlichem Geiste ertragenen Schicksungen als Barmherzige Schwester neben der Leiche ihres einstigen Bräutigams auf dem Schlachtfelde von Sedan stirbt. Die Selbstbiographie geht natürlich nur bis zum Eintritt in den Orden. — Elisabeth Serani, die berühmte Malerin, wird das Opfer blinder Eifersucht einer Freundin.

3. Bändchen. „Auf nicht ungewohntem Wege“ und „Nora Macarthy“ von Emy Gordon. In einer echten, unvernünftigen Weiberlaune entschließt sich Frau Willmes, ihre liebenswürdige Nichte Klara loszuwerden, indem sie sich ohne deren Wissen an einen Heiratsagenten wendet und so derselben „auf nicht ungewohntem Wege“ einen Bräutigam zuführt. Das tragische Ende dieses frevelhaften Spieles wird durch Klaras frommen Sinn verklärt. Wir halten diese Nummer für eine der besten der Sammlung. — Auch der Sieg der Feindesliebe in dem kurzen Charakterbilde Nora Macarthys ist ergreifend gezeichnet.

Das 4. und 6. Bändchen bringen zwei Dorfgeschichten des auf diesem Gebiete anerkannten Erzählers August Butscher. „Die Bürgen“ haben uns besser gefallen als „Die Schwabenmühle“. Der Felbenfranzel, die Wirtin, auch der Lord Gerstenschleim in der erstern Erzählung sind ganz prächtige Figuren, und die Geschichte ist nicht übel erfunden, besser als in der „Schwabenmühle“. Wenn der reiche Schwabenmüller durchaus nicht haben will, daß seine Tochter den herumziehenden Krämer heirate, so ist es doch kaum glaublich, daß er denselben mit seinem zerlumpten Vater gastlich unter sein Dach aufnehme. Unangenehm berührt das unmäßige Trinken.

Im 5. Bändchen erzählt Antonie Jüngst die Geschichte eines deutsch-amerikanischen Schwindlers („Ein Meteor“), dessen Glücksstern urplötzlich in graufe Nacht versinkt, eben als die Gäste zur Hochzeit mit seiner stolzen, ältesten Tochter versammelt sind, welcher seine Millionen die Hand eines „Grafen“ erkauft hatten. Versöhnend wirkt das Benehmen und das Schicksal der jüngern Tochter und der Gattin des Unglücklichen. — „Ein Schritt vom Wege“ erzählt die Bekehrung eines Trinkers auf dem Todesbette, den ein geringfügiger Diebstahl auf den Weg des Verderbens gebracht hatte.

7.—9. Bändchen. „Auf Irrwegen.“ Auch dieser Erzählung aus dem Walde von Anton Schott fehlt es nicht an urkräftigen Gestalten und packenden Scenen. Wir nennen nur den alten Dürrsteiner, den protzigen Wirt zum „gulden Fassel“, den Müller und seine Tochter. Weniger konnte uns der „Wertus“ gefallen und die Gestalten der Sommerfrischler, und sehr unwahrscheinlich wollte uns vorkommen, wie der junge Bauer, der sonst nicht auf den Kopf gefallen ist, sich beinahe von dieser „Baronesse Nelda“ fangen läßt. Wünschen möchten wir, daß der beliebte Erzähler im Texte der Erzählung sich eines etwas reinern und bessern Deutsch bediente; natürlich sind wir ganz einverstanden, daß er seine Leute aus dem Walde ihre eigene derbe Sprache reden läßt.

10. Bändchen. „Herr Nathanael Weißmann.“ Novelle von M. Herbert. Diese Gabe hat uns sehr befriedigt, sowohl was die Handlung als die Charakterschilderung angeht. Nur dürfte, wie uns scheint, Herr Nathanael nicht positiv dazu mitwirken, daß Wera den Leutnant v. Schmettwitz, den er als einen Unwürdigen kennt, heiraten kann.

11.—14. Bändchen. „Das verborgene Testament“ von Stanislaus Aenstoots. Der Herausgeber der vorliegenden Sammlung tritt mit diesem Roman in vier Bändchen auch in die Reihe der namhaften Erzähler, deren Gaben wir kurz aufzählten. Der erste Theil hat uns, offen gestanden, nicht ganz befriedigt. Es wird dem Leser schwer, an dem durchtriebenen Gauner, der zuerst auftritt, Interesse zu finden; auch werden denn doch einige gar zu große Unwahrscheinlichkeiten geboten, die der Erzähler selbst mit dem Aufwande unzweifelhafter Erfindungskunst kaum annehmbar machen kann. Im zweiten Theile wird man schon etwas wärmer,

Digitized by Google

und der Abschluß des Ganzen im dritten Theile befriedigt durchaus. Wäre es nicht besser gewesen, von den Schicksalen der Erbin, die durch den Betrug beinahe um das Vermögen des Grafen Lestingfort gekommen wäre, gleich zu Anfang etwas mitzutheilen? Die Sprache ist fließend und gut besorgt.

Inzwischen sind bereits drei weitere Nummern erschienen: 15. Bändchen. „Aus schwerer Zeit" von Ad. Jos. Cüppers. 16. Bändchen. „Geschichten aus dem alten Köln" von H. Kerner (H. Carbauns). 17. Bändchen. „Die verwechselten Feldwebel." Eine lustige Manövergeschichte von J. T. Kujawa.

Erzählungen für Schulkinder. Herausgegeben im Auftrage und unter Mitwirkung deutscher Lehrerinnen und Jugendschriftstellerinnen von Hedwig Dransfeld. 24°. Die Heftchen sind theils 8-, theils 16seitig. Verlag des Marienheims in Boppard a. Rh. Preis: 16seitige: 1 Exemplar 5 *Pf.*, 50 Exempl. *M.* 2.25, 100 Exempl. *M.* 4; 8seitige: 1 Exempl. 4 *Pf.*, 50 Exempl. *M.* 1.50, 100 Exempl. *M.* 2.50. Musterfortimente von sämtlichen 12 Erzählungen der I. Serie 50 *Pf.*

I. Serie. 1. Heftchen: **Zippel-Zappel.** Von Albertine Nachtweih. — 2. Hftch.: **Herzog Leopold und sein Töchterlein.** Von Anna Hilden. — 3. Hftch.: **Der Trotzpeter.** Von Maria Hohoff. — 4. Hftch.: **Die Veilchenliese.** Von Hedwig Dransfeld. — 5. Hftch.: **Das Maikäferprinzeßchen.** Von Hedwig Dransfeld. — 6. Hftch.: **Röslein.** Von Johanna Aretzen. — 7. Hftch.: **Das Sparkästchen.** Von Katharina Hellmuth. — 8. Hftch.: **Gott läßt kein gutes Werk unbelohnt.** Von Katharina Fleud. — 9. Hftch.: **Die grüne Uniform.** Von Helene Pajés. — 10. Hftch.: **O lieb, so lang du lieben kannst.** Von Margr. Meister. — 11. Hftch.: **Marthas Wunschzettel ans Christkind.** Von J. Petrus. — 12. Hftch.: **Das geheimnißvolle Männlein.** Von Lucie Diste.

II. Serie. 1. Hftch.: **Osterhäslein.** Von Emma von Brandis-Zelion. — 2. Hftch.: **Sonntagskind.** Von Anna Hilden. — 3. Hftch.: **Die wilde Grete.** Von Hedwig Dransfeld.

Ein 1898 ins Leben gerufenes Unternehmen des rührigen „Vereins katholischer deutscher Lehrerinnen", das schon als solches aller Förderung werth ist. Es sind aber auch allerliebste kleine Märchen und Erzählungen aus dem Kinderleben, wie geschaffen, in den kleinen Köpfchen und Herzchen gute Gedanken und edle Empfindungen zu wecken. Einzelne, wie Zippel-Zappel, Osterhäslein, sind voll des poetischen Duftes echter Kindermärchen. Diese rothen Heftchen eignen sich trefflich zu kleinen Preisvertheilungen in Schule und Christenlehre und dürften dem Zweck oft besser und wirksamer als Bildchen entsprechen. Geistlichen, Lehrern und allen, die mit der Erziehung der lieben Kleinen zu thun haben, sei die Sammlung bestens empfohlen.

Korrespondenz der Mauriner mit den Emmeramern und Beziehungen der letzteren zu den wissenschaftlichen Bewegungen des 18. Jahrhunderts. Von Dr. J. A. Endres, Professor der Philosophie am k. Lyceum zu Regensburg. 8°. (102 S.) Stuttgart und Wien, Roth, 1899. Preis *M.* 2.

Die ungeheure Correspondenz, welche die fleißigen Mauriner hinterlassen haben und von welcher die Hauptmasse in der Pariser Nationalbibliothek noch heute be-

wahrt wird, hat schon zu mancher Publication Anstoß und Stoff geliefert. Eine recht reichhaltige Veröffentlichung dieser Art ist erst vor wenig Jahren in diesen Blättern (Bd. XLVIII, S. 568) zur Anzeige gekommen. Hier liegen nun abermals 37 Briefe vor, zwei derselben unvollendete Concepte ohne Datum, andere hinwieder bloße Höflichkeits- oder Geschäftsbriefe. Sie sind ausgewählt aus einer Gruppe von 60 Originalschreiben, die sich, wie der weit abfliegende Splitter eines gefällten Baumriesen, in die Münchener Staatsbibliothek verirrt haben. Der Grund, diese wenigen, wenn auch hübschen Briefe zum Gegenstand einer besondern Schrift zu machen, lag in ihrer Beziehung zum Kloster St. Emmeram in Regensburg und dadurch zum Geistesleben der bayrischen Benediktinerklöster während des 18. Jahrhunderts überhaupt. Indessen geben die Briefe doch weit mehr Licht über die Vorgänge und die Stimmung bei den Maurinern, als über die in den bayrischen Klöstern. Am meisten Aufmerksamkeit erregt jedenfalls der leidenschaftliche Parteistandpunkt, welcher in den 13 Schreiben des Dom Prudentius Maran sich ausspricht. Für die Art der Herausgabe wäre die chronologische Aneinanderreihung der sämtlichen Briefe vielleicht vorzuziehen gewesen, indem so einer dem andern schon zum Commentar hätte dienen können.

Das Pfarrdorf Erling bei Andechs in seiner Vergangenheit und Gegenwart. Ergänzung und 2. Teil zu des Verfassers Buch: „Der heilige Berg Andechs." Von P. Emmeram Heindl O. S. B. in Andechs. Mit Titelbild und 1 Abbildung im Text. gr. 8°. (VIII u. 106 S.) München, Lentner, 1899. Preis *M.* 2.

Selten wohl ist einem so kleinen, geschichtlich so bedeutungslosen Dorfe eine so fleißige und liebevolle Erforschung und Beschreibung gewidmet worden. Alles, was eine Dorfchronik, eine Häuserchronik und eine Bodenbeschreibung nur leisten könnten, wird hier geboten und noch vieles darüber hinaus. Bedeutung hat das Dorf freilich insofern, als es an den heiligen Berg Andechs sich unmittelbar anschließt und daher von der dortigen Wallfahrt stark berührt wird. Der hochw. Verfasser bezeichnet deshalb auch diese Schrift als „Ergänzung und zweiten Theil" seiner frühern Arbeit (vgl. diese Zeitschrift Bd. XLIX, S. 435) über Andechs selbst. Auf eine leichte, übersichtliche Verarbeitung seines Stoffes, welche die Lesung angenehmer und einem weitern Interessentenkreise zugänglicher gemacht hätte, scheint es ihm dabei weniger anzukommen als auf die Sache selbst. Dieser aber ist eine so unermüdliche Arbeit und so eindringende Sorgfalt zugewendet worden, daß einem Liebhaber der Localforschung das Herz im Leibe lachen muß.

Tagebuch eines Feldpaters. Erlebnisse während des deutsch-französischen Krieges 1870/71, geschildert von P. Raimund Gronen, weil. Benediktiner von St. Bonifaz, 1870/71 Feldpater beim Corpsstab des I. bayrischen Armeecorps. Mit einem Lebensabriß und Portrait. 8°. (64 S.) München, Lentner, 1899. Preis 40 *Pf.*

Von Bedeutung sind diese Aufzeichnungen nicht und ebensowenig die Lebensschicksale P. Raimunds, soweit dieselben hier zur Mittheilung kommen. Doch kann der bayrische Landsmann, der auf jedem Blatt des Tagebuches bekannten Truppenabtheilungen, Familiennamen und Persönlichkeiten begegnet, dasselbe mit Interesse lesen. Praktischen Werth haben die Aufzeichnungen insofern, als sie die große Mangelhaftigkeit in der Organisation der bayrischen Militärseelsorge (wenigstens

für die Kriegszeit) erschreckend darthun. Van P. Raimund selbst weiß der Herausgeber besonders „das tiefe Gemüth und die tolerante Gesinnung" zu rühmen, „angeborene Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit, ohne dabei ein unduldsamer Ascet oder düsterer Kopfhänger zu sein". Dabei werden nach bekannt „seine trefflichen militärischen Eigenschaften, wofür die allerhöchsten Auszeichnungen, die ihm zu theil wurden, die schönsten Beweise liefern".

Kurzgefaßte Geschichte der Kunst, der Baukunst, Bildnerei, Malerei, Musik. Von Dr. Ernst Wickenhagen, Director des Herzogl. Lehrerinnen-Seminars und der Antoinetteschule zu Dessau. Mit einer Heliogravüre und 287 Abbildungen im Text. gr. 8°. (VIII u. 306 S.) Stuttgart, Neff. Preis geb. *M.* 5.

Es ist der Lübkesche „Leitfaden", allerdings in durchgreifender Bearbeitung, der uns unter vorstehendem Titel geboten wird. Es ist nicht das erste Mal, daß die Lübkesche Arbeit in der Gestalt erscheint, welche sie unter den Händen Wickenhagens erhalten hat. Es ist vielmehr schon die dritte Auflage, in welcher sie in der neuen Form nunmehr uns vorliegt, ein Beweis, daß sie auch in der Bearbeitung, welche ihr durch den jetzigen Herausgeber zu theil wurde, sich Freunde zu verschaffen verstanden hat. Gegenüber der letzten Auflage ist der gegenwärtige Text im ganzen unverändert geblieben. Dagegen wurde auf weitere Verbesserung und Vermehrung des Illustrationsmaterials, wie überhaupt auf eine glänzende Ausstattung des Buches große Sorgfalt verwendet. Bei Auswahl der Abbildungen ist auch der Decenz durchweg Rechnung getragen. Aufgefallen ist uns, daß der Verfasser unter den Malern des 19. Jahrhunderts keinen der Düsseldorfer religiösen Maler, nicht einmal Deger erwähnt, wie er auch für die großartige Pflege, welche die kirchliche Architektur in den letzten Decennien in den katholischen Theilen Deutschlands gefunden, kein Wort übrig hat. Es sind nur ein paar Stellen, in denen der Verfasser eine protestantisch-einseitige Auffassung zum Ausdruck bringt. S. 195 muß es in der Unterschrift unter dem Bilde Sebastian statt Laurentius heißen.

Der hl. Kreuzweg. Nach den Kompositionen von Martin Feuerstein, Professor an der Königl. Akademie in München. Mit einer Biographie des Künstlers und erläuterndem Begleittexte von Joseph Popp. gr. Fol. Einsiedeln, Benziger & Co., 1899. Preis *M.* 20.

Die Firma Benziger & Co. hat eine glänzende Leistung auf den Büchermarkt gebracht, eine vortreffliche Reproduction des Kreuzweges, welchen der Münchener Maler Professor Feuerstein für die neue St. Annenkirche in München ausgeführt hat. Der Meister hat, wie das in neuester Zeit mehrfach geschehen ist, die Zahl der auf den einzelnen Stationen auftretenden Personen auf das Nothwendigste beschränkt. Er benutzt ihrer höchstens fünf, gewöhnlich aber nur vier oder gar bloß drei für seine Darstellungen. Allerdings hat er sich dadurch seine Aufgabe nicht gerade erleichtert; je geringer die Zahl der Figuren auf den Bildern ist, um so schärfer und klarer müssen dieselben charakterisirt werden, damit die Scene trotz der schlichten Composition mit ihrem ganzen Inhalt auf den Beschauer wirken könne. Man darf aber dem Künstler das Zeugniß geben, daß er es trotz der Verwendung so weniger Personen verstanden hat, den jedesmaligen Grundgedanken der

verschiedenen Stationen faßlich, voll und ergreifend zum Ausdruck zu bringen. Nicht alle Bilder sind gleichwerthig; die einen sind ausgezeichnet, andern wird man etwas weniger Beifall zollen. Wie man indessen auch über die einzelnen Darstellungen urtheilen mag, man wird zugestehen müssen, daß der Kreuzweg als Ganzes eine tüchtige, kraftvolle, tiefgedachte und wirkungsvolle Arbeit ist, welche das gewöhnliche Mittelgut entschieden überragt und es verdiente, durch phototypische Wiedergabe weitern Kreisen sowohl zu ästhetischem Genuß wie zur Erbauung bekannt gemacht zu werden. Der begleitende Text erläutert den Kreuzweg durchweg in einer Weise, welche den Gedanken des Künstlers entsprechen dürfte. Weniger befriedigt die allgemeine Einleitung. Was soll es z. B. heißen: „Feuerstein hat auch hierin — nämlich daß er dem Heiland ein weißes Kleid gibt — seine ausgedehnten Literaturkenntnisse, wie sein sorgfältiges Studium der Heiligen Schrift gezeigt, indem bei Luc. 23, 11 ausdrücklich erzählt ist, daß Herodes dem Heiland ein weißes Kleid anziehen ließ." Als ob das nicht jedes Schulkind wüßte. Noch weniger sagt uns die Biographie Feuersteins zu, welche gewiß auch dem Meister selbst, wenn er so ist, wie er geschildert wird, nicht gefallen dürfte.

Miscellen.

War der älteste Mensch ein moderner Wilder? Die darwinistische Entwicklungstheorie malt uns schon seit Jahrzehnten den Urmenschen in den scheußlichsten Bildern, als einen noch weit unter den verkommensten Wilden der Gegenwart stehenden thierischen Kannibalen. Alles was man an sittlicher, socialer und religiöser Verwilderung bei irgend einem afrikanischen, australischen oder polynesischen Volksstamme fand, wurde sofort aufgegriffen und zur volksthümlichen Ausstattung des Urmenschen verwendet. Gegen dieses verkehrte Verfahren wendet sich ein kürzlich erschienener Artikel von Talcott Williams in dem Annual Report of the Smithsonian Institution for 1896 (Washington 1898, S. 541—548). Der Verfasser desselben macht nachdrücklich darauf aufmerksam, daß von den Quellen, die uns die Kenntniß der Urzustände des Menschengeschlechtes vermitteln, das Studium der wilden Völker der Gegenwart die trübste und unzuverlässigste sei, während man die übrigen Quellen, die ältesten geschichtlichen Ueberlieferungen und das Studium der prähistorischen Funde zu wenig beachtet habe. Dadurch sei man zu ganz einseitigen und verkehrten Anschauungen über den ältesten Menschen gelangt. Die Wilden der Gegenwart leben, wie Talcott Williams näher ausführt, unter dem unglücklichen Drucke äußerer Verhältnisse, die zur Zeit des Urmenschen gar nicht vorhanden sein konnten. Günstige klimatische Verhältnisse, wie sie im Thale des Euphrats und des Nils gegeben waren, beförderten die Entwicklung der einzelnen, weit voneinander getrennt lebenden Familien; von einer

freien elastischen Zone umgeben, konnten sie sich ungestört immer weiter ausdehnen und von dem Lande Besitz nehmen, das sie bequem zu ernähren vermochte. Friede, nicht Krieg war der Urzustand dieser ältesten Gemeinschaften. Unter seinem Schutze entwickelte sich ein gesittetes Familienleben, das Eigenthumsrecht und die Gottesverehrung, die naturgemäß einen monotheistischen Charakter annahm. Erst mit der Zunahme der Bevölkerung eines Landes war die Grundlage gegeben für sociale Reibungen, für Krieg, Eroberung und Sklaverei. Mit ihnen kam aber auch die sittliche und religiöse Verwilderung und ihre nachtheiligen Folgen. Der traurige Zustand der Verthierung, in dem wir heute manche wilde Volksstämme finden, kann daher nur die Entartung eines frühern bessern Zustandes sein; er bietet keine geeignete Norm für den Urzustand des Menschen, jedenfalls aber keine ausschließliche. Talcott Williams kommt daher zu dem Schlusse, daß die landläufigen Anschauungen über den Zustand des Urmenschen als eines „modernen Wilden" gar sehr der Reform bedürftig seien.

Ein bibliographisches Monument. Als Graf Paul Riant am 17. December 1888 zu St-Maurice im Kanton Wallis im 52. Jahre seines Lebens aus der Welt abgerufen wurde, hinterließ er bei allen, die ihn kannten, den Ruhm, ein Katholik von wandelloser Ueberzeugungskraft, ein in allen Waffen moderner Kritik geschulter hervorragender Gelehrter und ein Mensch von seltener Güte und Liebenswürdigkeit gewesen zu sein. Sind seine Verdienste als Christ bewahrt im Buche des Lebens, seine Vorzüge als Mensch in der Erinnerung im Herzen seiner Freunde, so bleiben seine Leistungen für die Wissenschaft das Gemeingut aller. Zunächst verdankt man ihm seit 1860 eine lange Reihe werthvoller Publicationen, theils Abhandlungen in gelehrten Fachzeitschriften Frankreichs, Italiens und Schwedens, theils auch umfassendere Werke von hoher wissenschaftlicher Bedeutung, wie die für die Geschichte der Reliquienverehrung einzig dastehenden Exuviae sacrae Constantinopolitanae (1877) oder seine monumentalen Études sur l'histoire de l'église de Bethléem (1889 etc.). Das mit Vorliebe von ihm bebaute Feld historischer Forschung führte ihn dazu, mit einer Anzahl gelehrter Freunde 1875 die Société de l'Orient latin ins Leben zu rufen, die unter seiner thätigen Leitung eine Anzahl dankenswerther Textpublicationen und wissenschaftlicher Untersuchungen zu Tage förderte. Sein dritter, kaum minder großer Ruhmestitel im Gebiete der Wissenschaft ist die von ihm im Zeitraum von vier Jahrzehnten mit einem seltenen Maß von Verständniß, Ausdauer und Aufwand zusammengebrachte Privatbibliothek, die zu den merkwürdigen und berühmten Büchersammlungen unserer Zeit gerechnet zu werden verdient. Ein beträchtlicher Theil dieser Sammlung, etwa 5300 Bibliotheksnummern und wohl das Doppelte an Autorennamen, das Vierfache an wirklichen Nummern umfassend, bildet ein in sich abgerundetes Ganzes, eine „Bibliothek der Kreuzzüge". Als es sich jetzt darum handelte, für den Verkauf dieser einzigartigen Bibliothek die Auctionsliste anzufertigen, sind Fachmänner damit beauftragt worden, welche, entsprechend dem ausdrücklichen Wunsch des verstorbenen Grafen, jedes noch so unbedeutende Flugblatt, jeden Einblattdruck, jeden Sonderabzug aus einer Zeitschrift u. s. w. in

dem Verzeichnisse mit dem ganzen Titel benennen und je nach der Wichtigkeit bibliographisch genau beschreiben mußten. So entstand statt eines Auctionsinventars ein zweibändiges gelehrtes Werk in prächtiger Ausstattung: Catalogue de la Bibliothèque de feu M. le Comte Riant, de l'Institut, membre de l'Académie royale des Belles-Lettres de Suède, de l'Académie des Sciences de Turin, de l'Académie de Barcelone etc., décoré des ordres du Danebrog, de Saint-Olaf et de l'Étoile polaire. Rédigé par L. de Germon et L. Polain. Deuxième partie. 2 vols. Lex.-8°. (LXXII, 396 et 646 p.) Paris, Picard, 1899. Man findet in diesem Werke nicht nur eine reiche Zusammenstellung merkwürdiger und seltener Bücher nebst werthvollen, oft ganz unerwarteten Aufschlüssen zur Geschichte des Buchdruckes, des Zeitungswesens, der Schicksale ehemaliger Büchereien u. dgl., sondern nahezu eine „Bibliographie der Kreuzzüge und des lateinischen Orients". Es ist eine bedeutende Arbeit, und trotz einiger kleiner Flüchtigkeitsversehen — wird doch Nr. 2209 der bayrische Benediktiner Ludwig Babenstuber zu einem Louis Babeno St. Huber — beansprucht sie bleibenden wissenschaftlichen Werth. Dies war auch die Absicht; denn im Sinne der Veranstalter wie der Bearbeiter handelt es sich hier im eigentlichen Sinne um ein literarisches Denkmal, ein „bibliographisches Monument". Besser als die verständnißvollste Lebensbeschreibung wird dasselbe den kommenden Geschlechtern das Arbeiten und Streben des verstorbenen Gelehrten zur Anschauung bringen, und wird ihnen nutzreicher bleiben als ein Standbild von Erz oder Stein.

An der Spitze des ersten Bandes steht, 23 Druckseiten umfassend, das glänzende Verzeichniß der Arbeiten des verstorbenen Grafen selbst, auch derer, die erst nach seinem Tode aus seinen hinterlassenen Papieren veröffentlicht worden sind, ein Verzeichniß der dem Hingeschiedenen gewidmeten biographischen Nachrufe und die Zusammenstellung der noch unter seiner Leitung erfolgten Publicationen der Société de l'Orient latin. Hieran schließen sich 117 Nummern von Manuscripten älterer wie neuerer Zeit mit interessanten Sammelbänden geistlicher Tractate aus deutschen Klöstern, wie der Kartause von Buxheim u. s. w. Dann erst beginnt mit 100 Nummern sorgfältig beschriebener Wiegendrucke der eigentliche Katalog. Da infolge der Einheit der das Ganze beherrschenden Idee die Sammlung der Bücher von vornherein nach einem bestimmten Ziele sich gruppiren mußte, wird man nur schwer von der Mannigfaltigkeit des Kataloges sich eine Vorstellung bilden. Denn auch Nebenfragen der verschiedensten Art haben für den gelehrten Grafen Bedeutung gehabt, und sein Interesse für dieselben hat sichtbare Gestalt gewonnen in den Neben- und Unterabtheilungen seiner Büchersammlung. Die Geschichte der Kreuzfahrten direct betreffen in derselben nur etwa 500 Nummern, nicht einmal der zehnte Theil; 300 weitere schließen sich an über „Türkenkriege" und „orientalische Frage" bis auf unsere Zeit; 223 Nummern gelten den Ritterorden, 60 der orientalischen Kirche; 400 umfassen nur bibliographische Nachschlagewerke u. dgl. Die Geographie des Heiligen Landes mit den Specialarbeiten über Flora, Fauna, Bodenbeschaffenheit, über Sinai, Libanon, Tempel und heiliges Grab nimmt ihre 500 Nummern in Anspruch, 300 andere die sonstigen geographischen Werke. Es versteht sich, daß bei vielen der auf

Palästina bezüglichen geographischen Werke nicht nur Asien und Afrika, Griechenland und Türkei, sondern vor allem auch die Mittelmeer-Inseln, wie Malta, Cypern, Rhodos, Candia, ihre besondere Berücksichtigung finden. Die Eroberung Candias allein ist in 18 Nummern verewigt. So lautet 3664: „Venediger Löwen Muth und Türkischer Uebermuth: oder das hefftig-bekriegte, noch unbesiegte, doch hülff-benöthigte Candia. Vorweisend eine ausführliche Beschreibung solcher Insul, was von etzlich hundert Jahren her merkwürdiges darinnen vorgegangen; sonderlich aber, was sich mit Einnahme dieser Insul, so Anno 1645 geschehen, und dann nachgehends mit Belagerung der Hauptstadt Candia biss auf dieses 1669ste Jahr daselbsten begeben. ...“ Genau derselben Zeit gehört die zweitnächste Nummer an: „Das von den Türken auffs äußerst bedrängte, aber: durch die christliche Waffen der heroischen Republic Venedig auffs tapfferst beschützte Candia. Vorgestellt in einer ausführlichen Beschreibung des heutigen Kriegs- und Regiment-Staats der Venetianer, in dem Königreich Candia und in der Levante: Auffgesetzt in Venedig, an den König in Engelland, durch den Graffen von Castelmaine, und in unsere Hoch Teutsche Sprache gebracht. Wobey mit angehengt eine umständliche Erzehlung dessen, was seint dem ersten An- und Einfall der Türken von Anno 1646 bis auff diese Zeit ... sich zugetragen. Mit einer Land-Charte dess ... Eylands Candia wie auch noch einer Seekarte der Levante. ...“

Der schönen Literatur, soweit sie auf die Kreuzzüge Bezug nimmt, sind über 300 Nummern gewidmet, gegen 52 zur „Geschichte des Handels“. Etwa 100 Nummern gelten allein dem berühmten Sänger der Kreuzfahrten, Torquato Tasso und seinem „Befreiten Jerusalem“. Die Geschichte der Städte, welche für die Kreuzzüge von besonderer Bedeutung waren, ist natürlich reichlich vertreten, die Städte Italiens allein mit 90 Nummern, Venedig mit 12 Nummern allen voran. Nicht minder sind die Biographien berühmter Kreuzzugshelden vertreten, wie Peter der Einsiedler, Gottfried von Bouillon, die flandrischen Balduine, das Haus Lusignan, Skanderbeg und Johann Capistran. Dagegen überrascht es vielleicht, über Reliquien und Reliquienverehrung eine solche Fülle von Literatur zu finden. Obenan stehen dabei 100 Nummern, die auf das Leben, das Leiden und die Reliquien des Weltheilandes Bezug haben. Das wahre Kreuz, die Dornenkrone, die heilige Lanze, die heiligen Nägel, die heiligen Schweißtücher, der ungetheilte Rock (Trier, Argenteuil), die Reliquien vom heiligen Blut (Bruges, Mantua), der Sacro Catino, La sainte Larme (Vendôme, Selincourt), La sainte Face, die wunderthätigen Kreuzesbilder, ja alle Erinnerungen und Erinnerungszeichen an die heilige Passion bis herab zu den Oberammergauer Spielen haben hier ihre literarische Vertretung. Die Andenken an die allerseligste Jungfrau fordern für sich 70 Nummern; das Lucasbild, Gürtel, Schleier, Hemd, Haare, Milch, bis zu dem angeblichen Brief von Marias eigener Hand an die Bewohner von Messina: alles ist vertreten. Sonstige Heiligen- und Reliquiengeschichten nehmen noch 200 Nummern in Anspruch. Da finden sich die Berichte über Reliquien des hl. Marcus, des greisen Simeon, der Veronica, der Apostel Simon und Judas Thaddäus; vor allem aber spielen die Namen der heiligen

Dreikönige, der hll. Nikolaus, Theodor, Georg und Katharina von Alexandrien ihre Rolle.

Zu den kostbarsten Bestandtheilen der Bibliothek gehört unstreitig die Sammlung von Türkenzeitungen, Türkenpredigten, Türkenliedern, Gebeten und Prophezeiungen, die in deutscher, italienischer und lateinischer Sprache zahlreich vorhanden sind. An deutschen Zeitungen dieser Art finden sich auf 5 Bibliotheksnummern vertheilt 107 Einblattdrucke, von welchen 92 der Zeit von 1501 bis 1596 angehören. Schon die Titel enthalten genug, z. B. 3434: „Von der Schlacht geschehen dem Turcken von dem großen Sophi jn Calimania der Provintz, nach bei Lepo dem Castel. Und von dem todt des großen Turcken und des Sophi. Und von den Schlachtungen geschehen auff dem Meer und auff dem Landl in dem 1514. An dem XVII. Tag Junii." Das 18. Stück der gleichen Nummer weiß noch Besseres: „Des Türcken erschröckenliche Belegerung der Stat und Schloß Günss unn des selben nach zwelff verlorn Stürmen Abzug. Durch den Tewren Ritter Niclaus Jurischitz Haubtmann doselbs „Römisch-Künigl. Mayestat auss Günss warhafftiglich zugeschrieben 1532." Das 22. Stück besagt: „Was Kayserlicher Majestät oberster Haublman Andrea Dorea auf dem Meer für Stet dem Türcken nit weyt von Constantinopel abgedrungen und erobert hat. Newe Zeitung so vom Andrea Dorea gen Venedig komen wie bemeller Dorea mit seiner Armada und Kriegsvolckt in der Turckey sei ankomen. . . . Laus Deo. 1532. aus Venedig." Nicht kürzer lauten die deutschen Ueberschriften zu den Predigten und Gebeten wider die Türken, die, großentheils auch von Neugläubigen des 16. Jahrhunderts herrührend, in der Sammlung sich finden. Die „Prophezeiungen" werden schon durch die eine Nummer (3388) genügend repräsentirt: „Turcicida. Oder der vielfach-vorgeschlagene Turcken-Schlager. Das ist: Ein historischer Traktat, darinnen deutlich und vollständig doch unvorgreifflich von denen meisten Potentaten und Leuten gehandell wird, welche lange Zeit her in unterschiedlichen Warsagungen begriffen und angedeutet gewesen, als solte bald dieser bald jener des Mahometische Reich vertilgen und ausrotten. Fürnehmlich aber ist zu letzte gantz ausführlich die Bekümmernisse erörtert und ausgeleget wegen der Well- und Weiber-bekanten Weissagung, daß der Turcke von einer alten Frauen bey Cölln am Rhein müsse erlegel werden. . . . Im Jahr Christi 1664."

Uebertroffen wird dieser werthvolle Theil der Sammlung noch durch den kaum übersehbaren Reichthum an Reiseberichten, namentlich von Palästinafahrern, aus allen christlichen Jahrhunderten und in allen Sprachen, das Hebräische, Syrische, Russische, Polnische, Romanische u. s. w. nicht ausgeschlossen. Deutschland ist dabei trefflich vertreten. Mit wahrem Vergnügen schweift der Blick über die Reihe dieser oft naiven Aufschriften der Reiseerzählungen von Bischöfen und Aebten, Fürsten und Rittern, Mönchen und Bürgern aus allen Gauen des Vaterlandes. Da lautet gleich Nr. 1440: „Gründliche und warhafftige Beschreibung der löblichen und ritterlichen Reise und Meerfart in das heilige Land nach Hierusalem des . . . Herren Albrechten, Hertzogen zu Sachssen, Landgraffen in Düringen . . . dabey ein kurtzer Auszug der Pilgramschafft ins gelobte Land Hertzog Wilhelmen zu Sachssen, auch anderer Fürsten aus diesem hochlöblichen

Stammen, so wol etzlicher Graffen, vom Adel und anderer . . . zu befinden. Gestellet durch . . . Hansen von Mergenthal . . . so selbsten persönlich mit und darbey gewesen. . . . Jetzund zum ersten Mal in Druck ausgangen Anno 1586." Gleich den Sachsen zogen Hohenzollern und Welsen, Pommern und Oldenburger, Grafen und Ritter aller deutschen Länder auf die große Betfahrt nach Jerusalem, und die meisten wollten dann auch, daß von ihrer Reise etwas erzählt werde. So begleitet der Dominikaner Felix Schmidt († 1489) seine adeligen Landsleute Werli v. Zimber, Heinrich v. Stöffel, Truchseß v. Waldburg, Bernd v. Rechberg von Hohenrechberg als Kaplan zum Grabe des Erlösers; dafür ist er aber auch (Nr. 1433) zum Geschichtschreiber dieser Reise geworden. Ein anderer (Nr. 55) kündigt in der Aufschrift gleich selbst sich an: „Ich Jörg Mülich von Augsburg zog aus zu meinem Herren, Her Hansen Truckhsätz zu Walpurg, und hettn Syn zu faren über Meer. Do komen zusammen 4 Herren und 5 Knecht. Es war Hans Truckhsäss zu Waltpurg selbdritt und Hans Stauffe zu Ernsels selbander und Martein Satelpoger zu Liechtenechk und Jörg von Seybelstorf, und zugen aus von Lantsberg, da man zehlt von Christi Gepurt 1449 Jar, an dem andern Tag des Monats April." Nicht selten griffen die adeligen Herren nach der Heimkehr auch selbst zur Feder. Nr. 48 lautet: „Billgerfahrt gehn Jehrusalem, Allkayren inn Egipten unnd auf den Berg Sinay: durch mich Albrechten Graven von Löwenstein unnd Herren zur Scharpffen (1561)." Oder Nr. 1499: „Jüngst geschehene Hierosolymitanische Reyse und Wegfahrt des . . . Herrn Nicolai Christophori Radziwili . . . Aus Polischer Sprach in Latein versetzt . . . Jetzundt aber aus Lateinischer Sprach in Teutsch verfasset durch Laurentium a Borkowski . . . Gedruckt in der Churfürstl. Stadt Meyntz 1603." Daß hinter dem Adel der einfache Bürgersmann nicht zurückstand, mag aus vielen Nr. 1447 beweisen: „Gründtlicher und eigentlicher Bericht der Meerfart so Johann Tucher, einer des kleinen Raths und Burger zu Nürnberg gen Venedig, Jerusalem, zu St. Katharinen Berg, Synay, Alexandria und wieder gen Nürnberg gethan. Was Wunders er zu Wasser und Land, und was sich die Billger in dem heiligen Landt, auch in der Wüsten bis zum roten Meer, leiden müssen, erfahren hat, mit Fleiß beschriben [1479] und in den Truck verfertigt . . . 1561."

Es blieb nicht immer bei der bloßen Erzählung von Erlebnissen; wissenschaftliche oder kulturgeschichtliche Momente treten oft mehr oft minder in den Vordergrund. So Nr. 1514: „Die ritterliche und lobwirdig Reyß des gestrengen und über all ander weit erfarne Ritter und Lantfahrer Herrn Ludovico Vartomans von Bolonia. Sagend von den Landen Egypto, Syria, von beiden Arabia, Persia, India, und Ethiopia; von deren Gestalt, Sitten, Leben, Policey, Glauben und Ceremonien; auch von mancherlei Thieren, Vögeln und andern seltzamen Dingen. Das alles er selbs erfahrn und gesehen hatt. 1548." Oder Nr. 1554: „Siebenjährige und gefährliche, neu-verbesserte Europä- Asiat- und Afrikanische Weltbeschauung des weiland . . . Georg Christoff von Neitzschitz uff Stöckelberg Wöhlitz und Zörbitz." Unmittelbar praktischen Zweck verfolgt ein Buch eines Pfarrers aus dem Kanton Schwyz (1517): „Bilgerfahrt und Beschreibung der Hierosolymitanischen Reiß in das heylig Land und

deren Provintzen Palästina, wie es zu jetziger Zeit beschaffen, waz noch an Antiquiteten an allen und jeden heyligen Oertern und sonsten zu sehen. Daneben ein schöne Lehr und Underweisung eines Christlichen Bilgers so sich auff solche Reiß begeben will, wie er die ansahen, auch sich auff der Straß verhalten und für wem er sich fürzusehen und zu hieten hat etc. Welche Reiß der ehrwürdig ... Peter Villinger Anno 1565 fürgenommen und dann 1568 vollendet und nachmals selbst beschriben." Auf Nahrung der Frömmigkeit hin zielt Nr. 1774: „Horeb et Synai Montes Dei: Das ist Artliche und lustige Beschreibung beyder namhaffter und in der gantzen Welt bekandter heiligen Bergen Horeb und Synai: von ihrer Form und Beschaffenheit: Item von Clöstern, Kirchen, Capellen: Und S. Catharinen der H. Junkfrawen und Märterin Begräbnuß: sampt anderen ... Sachen auch Miraculn so sich an umb und bey, und auch auff diesen heiligen Bergen befindent, und besonder durch S. Catharinen trewes Fürbitt und Heyltumb zugetragen ... durch Joannem Georgium Tibianum ... Getruckt zu Constantz am Bodensee ... Anno 1600." Mehr wissenschaftlich gehalten, namentlich die Botanik berücksichtigend, ist Nr. 1500: „Leonharti Rauwolfen der Artzney Doctorn und bestellten Medici zu Augspurg, Aigentliche Beschreibung der Raiß so er vor dieser Zeit gegen Auffgang inn die Morgenländer, fürnemlich Syriam, Judeam, Arabiam ... nicht ohne geringe Mühe und große Gefahr selbst vollbracht ... (1583)." Ein Gegenstück bildet Nr. 1636: „Warhaffte und merkwürdige Begebenheiten der berühmten Türckischen Doctorin Frauen Fr. Maria Franziska de Voëwina von ihrer Türckischen Gefangenschaft in Ungarn und Constantinopel und Egypten; wie auch glücklicher Reiß ... nach Jerusalem, Damascus, Tripolis, Aleppo und Capo de bona Speranza ... nebst vielen Curiositäten ... an das Licht gestellt ..."

Manchmal scheinen die Titel darauf berechnet, die Neugierde besonders zu stacheln, so (1482) „Der Christliche Ulysses oder weit-versuchte Cavallier", oder (1485) der „Chur-Pfältzische Robinson ... Zehnjährige Reisen durch Europam, Asiam, Africam ... Und ... Dreyjährige harte Dienstbarkeit unter denen Türcken und Heiden etc." Oder wenn es heißt (1468): „Orientalische Reiß des Edlen und Vesten Hans Jacob Bräuning von und zu Buochenbach so er selbander in der Türckey under des Türckischen Sultans Jurisdiktion und Gebiet, sowohl in Europa als Asia und Afrika, ohn einig Cuchium oder Frey-Gleit ... nicht ohne sondern große Gefahr vor dieser Zeit verrichtet." Wie wenig man indeß zu fürchten brauchte, daß für solche Erzählungen je das Interesse erkahme, zeigt die köstliche Manuscript-Nummer 11, die noch dem 15. Jahrhundert angehört: „De Statu atque Regimine Turgkeyae. Anno tusend vierhündert und LXVIII Jar hat Bruder Anthoni Charreon zu Rodis in wälscher Sprach geschribe dem Edlen Claudio von Montferier Bilgrin yetz gen Jerusalem den Statt des großen Turgken. Diss hat der hochgelert Petrus Mitte praeceptor zu Memmingen zu Latein gemacht, und ich Ulrich Ellenbog von Feldkirch zu schlechtem tütsch meiner hussrauwen zelieb gemacht."

Man würde sich übrigens täuschen, wollte man in diesem Walde von Reisebeschreibungen nur Palästinafahrten erwarten. In bunter Auswahl finden sich

Rundreisen der verschiedensten Art, etwa wie Nr. 1223: „Des böhmischen Herren Leos von Rozmital Ritter- Hof- und Pilgerreise durch die Abendlande 1465 bis 1467 beschrieben von zweien seiner Begleiter"; oder gar 1232: „Warhafftige ... Beschreibung der überaus reichen, mechtigen und weitberühmbten Insul Madagascar, sonsten St Laurentii genandt ... Sampt Erzehlung aller derselben Qualiteten und Gelegenheiten, Einwohnern, Thieren, Früchten und Erdgewächsen ... auch angehengtem Dictionario und Dialogis der Madagascarischen Sprach. Alles mit sondrem Fleiß aus dem Portugesischen, Italianischen und Lateinischen auch andern Sprachen Hist. und Geogr. ... verdeutschet ... durch Hieronymum Magiserum (1609)." Auf diese Weise kommt auch die Geschichte der Mission in der schönen Sammlung zu ihrem Rechte, wie 1787 als gutes Beispiel noch beweisen mag: „Copia zweyer Befelch-Schreiben des Groß-Türckischen Kayfers zur Beförderung der Seraphischen Religion S. Francisci der PP. Capuciner, daß sie durch sein gantzes Reich die heilige catholische Religion und Glauben pflantzen und aufsbreiten sollen ... Sampt zweyer Send-Schreiben deß Patris Pacifici della Scala ... Gedruckt zu Aschaffenburg 1667."

Eine Sommerhochschule für praktische Naturforschung. Sommerhochschulen, welche zugleich mit erfrischendem Ferienaufenthalt eine Gelegenheit zu wissenschaftlicher Weiterbildung in angenehmer Weise verbinden sollen, sind auch in Europa nichts neues. Originell aber und der Beachtung werth erscheint diejenige, welche von seiten der University of Montana am 17. Juli dieses Jahres (1899) im Gebiete der Flachkopf-Indianer in den Felsengebirgen, hoch im Nordwesten der Vereinigten Staaten, zum erstenmal eröffnet worden ist. Dort am Fuße wild zerrissener, schneebedeckter Berge und ewiger Gletscher, in einer Höhe von 4000 Fuß über dem Meeresspiegel, reiht sich, mitten in jungfräulich wilder, aber feenhaft schöner Natur ein See an den andern, unter ihnen in majestätischer Pracht hingegossen der größte Binnensee des Nordwestens, der Flathead-Lake, 32 Meilen lang, an einzelnen Stellen bis zu 15 Meilen breit, mit einer Oberfläche von 200—300 Quadratmeilen. Nicht weit von seinen malerischen, vielgegliederten Ufern, welche zwei mächtige Ströme des Nordens münden und einen breiten Abfluß in Cascaden nach Süden sich ergießen sehen, erhebt sich, viele Meilen weit hingestreckt, ein gigantischer Hochwald, angefüllt mit urkräftigen Stämmen und Holzwerk der mannigfaltigsten Art. Der See selbst, in seiner Tiefe, seinem Wassergehalt und seiner Fauna noch unerforscht, der früher noch in ungleich weiterem Umkreis das Land bedeckte, bietet der Erforschung die interessantesten Probleme. An seinen Ufern lebt und webt eine Insektenwelt von ungeahntem Reichthum und tummelt sich ein bunter Vögelchor von seltenster Mischung. Nur 2 Meilen vom See liegen die Ueberreste ausgedehnter Biberbauten; auf den Gründen der nahen Indianer-Reservation grast die prächtigste und reichste Büffelherde von ganz Nordamerika. Die hier siedelnden Indianer selbst, die friedlichen Ueberbleibsel einer dem Untergange geweihten, nicht unbegabten Rasse, bieten dem Ethnologen einen ansprechenden Gegenstand der Beobachtung und Forschung. Hier, wo eine noch fast unerforschte Natur so weit

und üppig ihr Füllhorn öffnet, soll von nun an alle Jahre im Sommer eine „Biologische Station" die Naturkundigen des Staates Montana zur weitern Erforschung ihres Landes vereinigen. Botanik und Geologie, Entomologie und Paläontologie, Ethnographie und Ornithologie und alle verwandten Gebiete sollen gepflegt und weiter bebaut werden. Ein eigenes Gebäude mit wissenschaftlichen Laboratorien ist hierfür nahe an den Ufern des Sees errichtet worden. Für Forscher im eigentlichen Sinne sind reservirte Tische und Plätze mit Mikroskopen, Chemikalien, Netzen, Reusen u. s. w. vorgesehen, ebenso eine Dunkelkammer fürs Photographiren und Fahrzeuge für rasche Durchquerung des Sees. Auf der Station sollen zunächst nicht mehr als 25 Mitglieder gleichzeitig Aufnahme finden. Die Bewerber haben sich frühzeitig anzumelden, über ihr specielles Fach, ihre Vorbildung, ihren Studienplan auf der Station und die beabsichtigte Dauer ihres Verbleibens sich zu erklären. Man rechnet dabei hauptsächlich auf Lehrer der Naturgeschichte, überhaupt Lehrer an öffentlichen Schulen, aber auch auf eigentliche Forscher.

Neben dieser „Station", welche nebst der praktischen Weiterbildung ihrer Mitglieder eine planmäßige Erforschung des Landes sich zur Aufgabe macht, soll aber auch eine „Sommerhochschule" hinfort alljährlich hier stattfinden. Zu dieser sind alle eingeladen, die sich für Naturforschung interessiren und die Kosten aufbringen können, auch bei Mangel aller Vorstudien. Dabei ist es jedem frei, nach Belieben sein eigenes Zelt aufzuschlagen und nach Indianerweise seinen eigenen Haushalt zu führen, oder während er in Gottes freier Natur sein Nachtlager hält, im Hotel sich zu verköstigen. Er kann aber auch vollständig in Pension leben und aller Bequemlichkeiten des Lebens sich erfreuen gegen eine wöchentliche Entrichtung von fünf Dollars. Die nöthigsten Apparate und Vorrichtungen stehen unentgeltlich zur Verfügung; für Verbrauch, Beschädigung, Bedienung, Verkehrsmittel zu Wasser und zu Land muß natürlich jeder aus eigenen Mitteln aufkommen, wie er auch Werkzeuge, photographische Apparate, Platten u. s. w. selbst mitzubringen hat. Dafür wird aber die wissenschaftliche Anleitung durch Professoren der verschiedenen öffentlichen Schulen des Landes ohne weitere Vergütung gegeben. Als Director steht an der Spitze des Ganzen Professor Morton J. Elrod; mit ihm theilen sich vier andere Lehrer in die Leitung. Der eine gibt Anleitung zu systematischer Anlegung von Naturaliensammlungen und zweckdienlicher Conservirung der gesammelten Naturobjecte, überwacht zugleich die Arbeiten in den Laboratorien. Der zweite unterrichtet und hilft im Photographiren, und lehrt die Photographie im Dienste der Naturforschung praktisch zu verwerthen. Ein dritter überwacht die hydrographischen und geologischen Studien, und arbeitet zugleich an einer wissenschaftlich genauen Kartenaufnahme des Sees, die Jahr für Jahr um ein Stück weitergeführt werden soll. Unterweisung und Anregung zum Sammeln von Fossilien und zu paläontologischen Studien gibt Earl Douglas, Graduirter einer Universität, der sich schon seit Jahren in diesen Gegenden aufhält und nicht ohne Glück mit der Sammlung von Fossilien sich abgegeben hat. Der Hochschulcurs soll für die Einzelnen vier Wochen, auf besondern Wunsch auch sechs Wochen betragen. Wenn die Wirklich-

keit den Verheißungen des Programms auch nur einigermaßen entspricht, so muß man gestehen, daß hier das Ideal einer Sommerhochschule verwirklicht ist. Freies Naturleben, Anregung zur Forschung, die Vortheile einer Schulung ohne die Langeweile einer Schule, alle Schönheiten der wilden Natur mit allen Annehmlichkeiten des civilisirten Lebens, alle Freuden der Wissenschaft, und dabei in der nahegelegenen St. Ignatiusmission auch die wünschenswerthe Vorsorge für die Pflege der Seele. Das Programm selbst, das nicht nur durch Worte, sondern beredter noch durch beigegebene Landschaftsbilder spricht, summirt ganz trocken die gebotenen Vortheile in sechs Hauptpunkte: Gelegenheit zum Lernen, zu Naturaliensammlungen, zu freiem Lagerleben, und das alles zusammen bei geringen Auslagen, tüchtiger Anleitung und leichten Verkehrswegen für die Reise!

Ein Censor des alten Münsterlandes. Vom October 1794 bis 12. Mai 1803 lebte zu Coesfeld als Emigrant der gelehrte Abbé Guillaume-André-René Baston, früher Professor der Theologie im Seminar, dann Domherr an der Kathedrale von Rouen, der nach den Drangsalen der Revolutionszeit zum Domdechanten und Generalvicar seiner Heimatsdiöcese erhoben wurde und von Napoleon I. sogar zum Bischofssitz von Séez ausersehen war. Als fruchtbarer theologischer Schriftsteller bekannt und verdient, starb er, 84 Jahre alt, am 26. September 1825. Seit Jahren an schriftstellerische Thätigkeit gewöhnt, füllte er seine Mußestunden in Coesfeld mit der Abfassung seiner Lebenserinnerungen aus, welche aber erst in neuerer Zeit (vgl. diese Zeitschrift Bd. LIV, S. 467) in den Druck gekommen sind. Auch sein Aufenthalt in Coesfeld und seine Beobachtungen im Münsterlande sind etwa um 1801 in diesen Aufzeichnungen ausführlich geschildert worden; sie füllen einen großen Theil des jüngst erschienenen II. Bandes.

Mit Tausenden anderer Priester war Baston 1792 vor den priestermörderischen Greueln der Heimat entflohen auf dem einzigen Wege, der noch einige Sicherheit bot, dem nach England. Doch trotz der Hochherzigkeit, mit welcher das Ministerium Pitt, der König, die Aristokratie und selbst der Clerus der Hochkirche zur Unterstützung der großentheils mittellosen Flüchtlinge zusammenwirkten, wurde es ihm, wie vielen andern seiner Leidensgenossen, in England niemals heimisch. Sie litten vom Klima und dem ungewohnten Himmel, weit mehr noch von der Brutalität und dem Fanatismus der niedern Klassen. Sie fürchteten überdies einen völligen Umschwung durch einen Sturz des Ministeriums Pitt, ja eine Staatsumwälzung, ähnlich der Revolution in Frankreich. So suchte Baston nach 13 Monaten Belgien und Holland auf, und in letzterem fand er sich wohl. Aber das siegreiche Vordringen der Revolutionsarmee scheuchte ungezählte Scharen von Emigranten aus diesen gastlichen Provinzen weiter nach dem Osten. Die Staaten des Königs von Preußen wie die Länder Oesterreichs waren den Unglücklichen erbarmungslos verschlossen; mehrere kleinere Staaten hatten, zum Theil gezwungen, dieses Beispiel nachgeahmt; auch in Bayern war nur schwer der Zutritt zu erlangen. So blieben fast nur die geistlichen Staaten übrig, und hier war es vor allem Westfalen, das den ausgehungerten und müde

gehetzten Priestern Gastfreundschaft bot. Münster, dessen Fürstbischof ein Bruder der Königin Marie Antoinette, übte ohnedies auf die hohe Aristokratie wie auf den hohen Clerus eine besondere Anziehung. „Das Fürstbisthum Münster," schreibt daher Baston, „ist angefüllt mit französischen Priestern, die entweder durch das Gesetz verjagt oder sonst dahin geflüchtet sind, um da Sicherheit und Frieden zu finden. Dieser Theil Westfalens ist vielleicht derjenige Punkt in ganz Europa, wo wir am zahlreichsten zusammengedrängt sind. Ich kenne eine Landgemeinde hier, in welcher nicht weniger als 30 unserer Confratres ernährt und unterhalten werden." Baston hatte sich bei seinen mannigfachen Wanderungen mit einem andern Domherrn von Rouen, dem sehr angesehenen Abbé de Saint-Gervais, und mit einer vornehmen Emigrantenfamilie zu einer Haushaltung zusammengethan. Bei dem Entschluß, das Münsterland aufzusuchen, war man gerade auf Coesfeld verfallen infolge des Studiums in dem damals viel verbreiteten geographischen Lexikon von Vosgien, das diesen zweiten Hauptpunkt des Fürstbisthums bezeichnet hatte als eine „große, schöne, wohlbefestigte Stadt". Bei dem Einzug in die schmutzigen engen Straßen mit ihrem damals noch halsbrecherischen Pflaster und den Misthaufen vor jedem Hause war freilich die Enttäuschung eine niederschmetternde, und die Damen bei der kleinen Karawane brachen in die bittersten Thränen aus. Aber Abbé Baston hielt aus, und er blieb auch dann, als bei Annäherung der Revolutionsarmee die meisten übrigen Franzosen aufs neue die Flucht ergriffen. Trotz der sehr trüben und schweren Anfänge hat er zeitlebens für Coesfeld und das Münsterland ein herzliches Interesse bewahrt. Nach seiner Wiederherstellung zu Rouen in Rang und Wohlstand kam er während der Glanzperiode der napoleonischen Herrschaft nochmals für einige Wochen nach Coesfeld zurück, um durch diesen Besuch seiner Freundschaft und Dankbarkeit Genüge zu thun. Was ihn aber im Münsterlande eigentlich angezogen habe, das ist aus seinen Memoiren unmöglich zu erkennen.

Baston ist vor allem ein kritischer Geist, der mit scharfem Blick Schwächen und Mängel erspäht, und rasch und unnachsichtig ist im Urtheil. Die Noblesse des gebildeten Engländers hatte ihm Achtung abgenöthigt, der menschenfreundliche, gemüthliche Sinn der behäbigen Holländer hatte ihm wohlgethan, im Münsterlande hingegen scheint er nur Anlaß zu finden zu rügen oder sich lustig zu machen. Im besten Falle, wie bei der tiefgewurzelten Abneigung des Volkes gegen Preußen, erklärt er, daß er die Münsterländer „nicht verstehe". Aber auch in vieler anderer Beziehung hat er sie nicht verstanden. Ihre Frömmigkeit findet er „äußerlich"; für Gemüthsbewegungen hält er sie fühllos und unempfindlich! Wiewohl demnach seine Urtheile oft sehr an der Oberfläche haften und nicht maßgebend sein können, ist es doch von Interesse zu sehen, welche Eindrücke er nach siebenjähriger Beobachtung von den Zuständen des Münsterlandes in sich aufgenommen hatte, wie solche vor nunmehr hundert Jahren seinem Auge sich darboten. Den Abschnitt über die Verhältnisse der hörigen Landbevölkerung haben die Herausgeber mit Rücksicht auf seine Ausdehnung ganz unterdrückt; der über den Adel und die Geistlichkeit bietet mancherlei mehr oder minder Treffendes. Bei der Geistlichkeit anerkennt er rückhaltlos — und das ist ein Zeugniß von

Werth — durchschnittlich große Reinheit der Sitten und auch Eifer in den seelsorglichen Pflichten. Umsomehr zeigt er sich befremdet über ihren Wirtshausbesuch, ihre Vernachlässigung der clerikalen Tracht und ihre Betheiligung an Jagd und Tanz. Ganz ohne jede herbe Beimischung ist eigentlich nur die Erinnerung, welche Baston der in Coesfeld ansässigen Cistercienserinnen-Abtei von Marienborn gewidmet hat. Diese Nonnen, ausschließlich Töchter des hohen Münsterschen Adels, trugen beim Volke noch damals die Bezeichnung der „reichen Damen". Thatsächlich war aber seit dem Dreißigjährigen Krieg und noch mehr infolge des Siebenjährigen Krieges die Abtei verarmt. Zwar geboten die Nonnen noch immer über ansehnlichen Grundbesitz und zahlreiche Hörige, aber das alles zusammen brachte dem verschuldeten Kloster noch eben das Nothdürftige ein. Das reichste Kloster der Stadt, das aus den bürgerlichen Kreisen sich ergänzende der Annunciaten, gewährte den Emigranten, auch den Priestern, keinerlei Unterstützung. Die Cistercienserinnenabtei Marienborn aber, welche durch die unerschwinglichen Kriegscontributionen der Franzosen während des Siebenjährigen Krieges an den Rand des Verderbens gebracht war, übte jetzt an den geflüchteten Royalisten Frankreichs christliche Rache. „Man denke sich eine Genossenschaft von Frauen," schreibt Baston, „welche gerade soviel hat, um zu leben, und welche drei oder vier emigrirte Priester und eine Anzahl französischer Ordensfrauen ganz bei sich aufnimmt und diesen kostspieligen Gästen nicht nur Kost und Wohnung, sondern auch Kleidung und alles übrige gibt, welche allen unseres Stammes Obdach gewährt, ja sie auf dem Wege schon aufsuchen und abholen läßt, sie bittet — und das ist genau der richtige Ausdruck — sich die Zeit zu gönnen, bei ihnen auszuruhen und sich zu erholen, sie dann 8—14 Tage beherbergt, und welche alle diese Thaten der Liebe so häufig wiederholt, daß die Zahl derer, welche unter diesem gastlichen Dache geruht, nachdem sie an ihrem Tische sich satt gegessen, die Zahl von 3000 übersteigt: und man hat so eine schwache Vorstellung des bewunderungswürdigen Opfermuthes dieser armen, aber hochgesinnten Abtei Marienborn.... Fast alle Deutschen von etwas höherer Lebensstellung, welche uns Gutes erwiesen, haben dies einigermaßen wieder verdorben durch den üblen Beigeschmack, den sie ihm gaben. Die einen wiesen uns in ein Wirtshaus und zahlten für uns die Zeche, die andern gaben uns zu essen, aber an einem abgesonderten Tisch oder, wenn an der eigenen Tafel, ganz unten am Ende. Und während sie selbst Wein tranken, bot man uns keinen. Es war eben ein Almosen, verbunden mit den Verdemüthigungen, die dem Almosen eigen sind. In Marienborn hingegen wird das gute Werk erst recht geadelt durch das Zartgefühl, mit welchem man es darauf ablegt wohlzuthun. Unsere Flüchtlinge speisten an der Tafel der Aebtissin mit der Genossenschaft. Sie erhielten dort die ersten Plätze. Wurde die Zahl der Gäste zu groß, so verließen die Ordensfrauen selbst ihre Plätze und setzten sich an einen andern kleinen Tisch. Das Beste, was man hatte, wurde den Gästen vorgestellt; der Wein war nur für sie da. Man sprach ihnen zu, man gab die Befürchtung zu erkennen, aus Bescheidenheit möchten sie nicht soviel nehmen als sie nöthig hätten. In welcher Zahl und zu welcher Stunde Emigranten anlangen mochten, wurden sie aufgenommen. Ich erinnere mich, daß

eines Abends sechs auf einmal ankamen zu einer Stunde, da schon alles zur Ruhe gegangen war. Man ließ sofort die Dienstboten aufstehen, ein Nachtessen zu bereiten; Zimmer standen stets fertig. Wenn unglückliche Verbannte an andere Klöster sich wandten, welche entweder nicht Willens oder nicht Vermögens waren, ihnen Unterstützung zu gewähren, so ließ man sie ohne weiteres nach der Abtei Marienborn führen. Dort aber freuten sich die edlen Ordensfrauen, daß ihre Schwestern (im andern Kloster) daran sich erinnert hätten, daß bei ihnen niemand von der Thüre gewiesen werde. Vor der Besetzung Hollands durch die Franzosen waren die Emigranten zahlreich in Coesfeld. Man zählte daselbst wenigstens 40 emigrirte Priester. Aber die meisten Kirchen waren für ihre Andacht verschlossen. In der Hauptkirche war ihnen nur verstattet, an den Sonn- und Festtagen die heilige Messe zu lesen. Wollten sie dies auch während der Woche, so hatten sie bei jeder Messe in der Sakristei einen Silbergroschen zu vergüten. An sich und in Anbetracht der Weinpreise in hiesiger Gegend war das gewiß nicht zu viel, aber zu viel war es für Männer, die schon für den nächsten Tag kein Brod mehr hatten. Da öffneten die Cistercienserinnonnen ihre Kirche ohne jede Vergütung und für alle, die dort Messe lesen wollten. Von früh morgens 6 Uhr bis zur Mittagsstunde waren ihre drei Altäre beständig besetzt. Ein Freund des Klosters machte der Aebtissin Vorstellungen wegen der großen Auslage, welche eine solche Zahl von täglichen heiligen Messen mit sich bringe; sie aber, mit Thränen in den Augen, wußte nur zu erwidern: „Ach, es ist noch ihr (der Emigranten) einziger Trost! Und nun verlangen Sie, ich solle den Aermsten auch diesen noch rauben?“ Alle Nonnen, und die Aebtissin voran, versagten sich selbst jeden Tropfen Wein, damit nur kein Mangel sei für den Dienst des Altares. . . . Reiche Leute, deren Herzlosigkeit durch ein solches Verfahren sich verurtheilt sah, wußten dasselbe freilich nur zu tadeln. „Ihr werdet Euch noch vollends bankrott machen,“ sagte einer zur Aebtissin. „Ich hoffe,“ war ihre Antwort, „daß, nachdem wir aus Liebe zu Gott seine Priester beherbergt haben, Gott andern den Gedanken eingeben wird, auch uns beizustehen. Wenn aber nicht, nun wohl, so möge sein heiligster Wille geschehen.“ Bald nachher ist auch dieses Ordenshaus, für das Baston an dieser Stelle die heißesten Segenswünsche zum Himmel sendet, der Säcularisation zum Opfer gefallen.

In Bezug auf den intellectuellen und moralischen Stand des Volkes, sowohl der Bauern als der Mittelklassen der städtischen Bevölkerung, hat der Schreiber der Memoiren mit Andeutungen sich begnügt. Er schildert sie als weit in der Cultur zurückgeblieben und kleinbürgerlich beschränkt; die Einfachheit ihrer Ansprüche und Lebensbedürfnisse findet jedoch seinen Beifall. Das patriarchalisch-gemüthliche Zusammenleben und Zusammenhelfen innerhalb der seit Alters abgegrenzten „Nachbarschaften“ in Coesfeld ist ihm etwas ganz Neues, doch weiß er ihm freundliche Seiten abzugewinnen. Das Einzige in Westfalen, was wirklich seine Bewunderung erweckt, ist die Sorglichkeit und der lohnende Ertrag der Schweinezucht. Die drei Hauptschäden des Münsterlandes dagegen findet er im Uebermaß des Kaffeetrinkens, des Tabakrauchens und des Schnapsgenusses.

Von der in seinen Augen ungeheuern Kaffee-Consumtion, die bis auf den Säugling und den Schoßhund sich erstreckt, entwirft er eine höchst possirliche Schilderung; er nennt den Kaffee geradezu den „Götzen" der Coesfelder. „Sie würden das Brod und selbst auch die Kleider darangeben, wenn sie nur ihren Kaffee haben. Ist auch nur noch ein Silbergroschen im Hause aufzutreiben, er wird darangesetzt, um Kaffee zu kaufen. Und wenn das Oel in der Lampe ausgeht, so wird man lieber im Dunkeln häkeln und stricken als nicht für jeden Tag sein Quantum Kaffee zu haben.... Zweimal des Tages nimmt man diesen Trank: am Morgen gegen 8 Uhr und Nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr, immer mit Milch oder verdünntem Rahm. Glauben Sie aber ja nicht, daß man sich dabei, wie wir in Frankreich, mit einer Tasse genügen lasse. Die allermäßigsten vergönnen sich deren wenigstens drei, die meisten nehmen vier, aber es gibt auch Nimmersatte, die bis zu sechs oder sieben Tassen gehen, ja bis zu zwölf und mehr. Um aber gleich die ganze Wahrheit zu sagen, der Kaffee hier, auch in guten Familien, ist nur eine Art von gefärbtem Wasser. Mit dem Vorrath an Bohnen, welcher in Frankreich für eine gute Tasse Kaffee gerade hinreicht, braut man deren in Westfalen meist ein volles halbes Dutzend. Ueberdies mischt man dazu oft noch andere Ingredienzen, die ohne die Stärke zu erhöhen nur die Farbe verdunkeln und so dem Kaffee ein dustigeres und opulenteres Aussehen geben...." Trotz dieser allgemein üblichen Verdünnung und Versetzung mit echter oder verfälschter Cichorie, die des langen und breiten beschrieben wird, kommt Baston zu dem Schlusse, daß der Kaffee unfehlbar den Ruin Westfalens herbeiführen werde. Er schließt sich an einen deutschen Zeitungsschreiber an, welcher ausgerechnet hatte, daß von den 30 Millionen damals lebender Deutschen wenigstens ein gutes Drittheil täglich seinen Kaffee trinke, so daß man auf jedes in diesem Drittheil einbegriffene Individuum für den Tag ein Loth Kaffee rechnen könne. Dies macht im Monat 100 000 Zentner Kaffee, 1 200 000 Zentner im Jahre. Während des Krieges aber kostete das Pfund Kaffee einen holländischen Gulden. Also jedes Jahr in Deutschland für Kaffee allein ein Aufwand von 240 000 000 Livres von Tournois, 120 000 000 Gulden und beim allerbilligsten Stand des Kaffees in Friedenszeit noch immer 120 000 000 Livres von Tournois. Auf keine andere Provinz Deutschlands, meint Baston, drücke dieser jährliche Aufwand so schwer wie auf Westfalen, zumal das Münsterland, das, abgesehen von etwas Getreide und wenigem Vieh schlechter Sorte, keinerlei Ausfuhr habe. Den Tag, an welchem der erste Ballen Kaffee in „sein Coesfeld" kam, verwünscht er daher als einen Unglückstag. Er meint, die Regierung müsse nothwendig einschreiten, um durch einen Cordon der strengsten Strafbestimmungen diese „so geliebte Pest" einzudämmen. „Einige Fürsten, so hat man mir erzählt, haben es wirklich versucht, aber ohne Erfolg ... vielleicht, daß das Uebel bereits unheilbar geworden ist!"

Nachdem Baston auch noch die Anwendung des Kaffees als Universal-Hausmittel für alle Fälle der Krankenpflege drastisch beschrieben, läßt er sich doch zuletzt herbei, wenigstens die socialen Segnungen der Kaffee-Visiten und der gastlichen Familien-Kaffees etwas freundlicher zu besprechen, wenngleich auch hier Carikirung und Uebertreibung nicht ganz fernbleiben.

Eine zweite Quelle des Ruins für Westfalen erblickt der gelehrte Domherr im Gebrauch des Tabaks: „Die Schnupftabaksdose zwar ist in diesem Theile Westfalens nicht häufiger als anderswo, ja vielleicht weniger häufig. Aber die Pfeife! Ja die Pfeife, die findet sich — es ist keine Uebertreibung — auf jeder Lippe männlichen Geschlechtes. Militär und Civil, Adeliger und Bürgersmann, Mönch und Weltpriester, Handwerker und Bauer, alles, was nur den Namen Mann trägt, raucht. Man raucht nach dem Frühstück, nach dem Mittagessen, nach dem Kaffee, nach dem Abendessen. Man raucht des Morgens beim Aufstehen und des Abends vor dem Schlafengehen. Man raucht den ganzen Tag in jeder Haltung und Stellung: zu Fuß, zu Pferd, im Wagen, stehend oder sitzend. Man raucht auch in Gesellschaft; die deutschen Damen müssen sich das gefallen lassen. Wenn man sie überhaupt noch um Erlaubniß fragt, was, wiewohl lediglich eine Höflichkeitsform, häufig ganz unterlassen wird, so wartet man die Antwort nicht einmal ab. Während man sagt: ‚Mit Ihrer Erlaubniß, meine Damen,‘ stopft man sich bereits die Pfeife und schlägt Feuer an, denn ein Deutscher geht selbstverständlich niemals ohne Feuerstein....“ Eine besondere Studie widmet Baston nun der Form und dem Material der Pfeifenrohre, ganz besonders aber dem Luxus und der Verschiedenartigkeit der Pfeifenköpfe und geht zuletzt zu einer melancholischen Betrachtung über, angesichts der sanitären und nationalökonomischen Nachtheile, welche er in dem massenweisen Verbrauche eines solchen vom Auslande importirten Genußmittels zu erkennen glaubt. Er schließt jedoch dieses Klagelied über die bedrohte Zukunft Westfalens noch mit einer beruhigenden Bemerkung: „Vergessen habe ich hinzuzufügen, daß der Deutsche beim Rauchen nicht ausspuckt. Würde er spucken, wie während der gleichen Beschäftigung der Franzose es thut, er hätte von dem Quantum Feuchtigkeit, das für die Erhaltung des Menschenlebens unerläßlich ist, bald das letzte Molekül verloren.“

Diese instinctive Sorge des Deutschen für die Erhaltung der nothwendigen Feuchtigkeit führt nun aber den aufmerksamen Beobachter auf ein anderes ungleich ernsteres Gebiet: „Wenn das weibliche Geschlecht hiesiger Gegend von dem männlichen sich vortheilhaft unterscheidet durch Enthaltung vom Tabakrauchen, so kommt es ihm andererseits doch wieder nahe durch das häufige Schnapstrinken. Schnaps, ein aus Getreide gewonnener Branntwein, ist hier der dritte Gegenstand des Massen-Consums. Die Frauen in der Stadt trinken ihn meistens nur zu Hause, die auf dem Lande aber im Wirtshaus. Die Männer trinken ihn überall und in großer Menge. Diese Art von gebranntem Wein wäre auch wirklich nicht so übel, wenn man ihm Zeit ließe, alt zu werden. Aber unsere Deutschen wollen das gar nicht verstehen. Sie haben nicht gern, daß der Branntwein die Kehle hinabgeht, ohne daß man ihn auch spüre. Sie haben lieber eine brennende als eine milde Empfindung, oder, um richtig zu reden, was nicht brennt, fühlen sie überhaupt gar nicht.... Ihre Gurgel ist abgenutzt; sie wird höchstens noch ein wenig angereizt, wenn man sie mit einem Fluidum übergießt, das uns Franzosen den Gaumen total ausbrennen würde. Ich habe persönlich beobachtet, daß Männer und auch Frauen den bei uns bekannten Liqueuren nicht den

geringſten Geſchmack abgewinnen konnten, und doch waren dieſe nichts anderes als ihr Wachholder-Branntwein, deſſen Herbe man durch etwas Zucker gemildert und deſſen Geſchmack man durch einen geringen Zuſatz verfeinert hatte. Ich habe ſelbſt geſehen, wie ſie zu einem Glas unſeres berühmten Liqueurs Aufaux von ihrem Schnaps hinzugegoſſen haben, da ohne dieſen Zuſatz ſelbſt das Eau de Barbades oder was immer für ein noch ſo feines deſtillirtes Getränk des Auslandes ihnen fad und unſchmackhaft vorgekommen wäre. Ich hätte dieſe Unempfindlichkeit des Geſchmacksſinnes vielleicht dem vielen Tabakrauche zugeſchrieben, mit welchem den ganzen Tag ihr Mund gefüllt iſt; aber die gleiche Unempfindlichkeit habe ich auch bei den weiblichen Schmeckorganen beobachtet, welche doch das tägliche Tabakbad nicht gewohnt ſind. Es iſt lediglich die Gewöhnung an den ſcharfen Wachholderſchnaps, was ihrem Gaumen für feinere Geſchmackseindrücke jede Empfänglichkeit benimmt. ... Der beſte Schnaps koſtet hier nicht ſoviel als der geringſte Wein, und das Volk läßt dieſen auch ganz für den Schnaps, welchen es flaſchenweiſe trinkt. Ja, eine Flaſche jeden Tag! Ein guter Trinker geht bis zu einer ‚Kanne‘ täglich, welche ſoviel iſt als zwei Flaſchen nach hieſigem Maß (1½ der Flaſche in Frankreich). Wird der Schnaps in Geſellſchaft getrunken, beſonders im Wirtshaus, ſo gebraucht man für alle nur ein Glas; das geht von Hand zu Hand und von Mund zu Mund. Nicht ſo, daß der eine es austrinkt und der andere es wieder füllt, ſondern von jedem Glaſe trinkt jeder etwas, und merkwürdigerweiſe, der, welcher den Schnaps ausſchenkt, trinkt von jedem Glas zuerſt; die, welche denſelben bezahlen, trinken erſt nach ihm.... War die Ernte gut, ſo fällt der Branntwein im Preis. Ich habe erlebt, daß ‚die Kanne‘ nur auf ſieben oder acht Stüber kam. Iſt hingegen die Ernte mager ausgefallen, ſo ſteigt der Preis bis auf 17 oder 18 Stüber. Aber wegen dieſer Preisſteigerung wird auch nicht um ein Glas weniger getrunken. Sie vermehrt nur das Elend des armen Tropfes, der ſich in guten Zeiten an ſein Quantum gewöhnt hat, von dem er jetzt nicht mehr laſſen kann. Sie vermehrt aber auch den Gewinn der Schnapsbrenner, welche darauf Bedacht nehmen, ihre Einkäufe zu einer Zeit vorzunehmen, da ihre Hauptartikel im Ueberfluß vorhanden und ſomit wohlfeil ſind. Dieſe kaufmänniſche Speculation wird von der Regierung, vielleicht ohne daß dieſe es will, auch noch begünſtigt. War der Winter ſchlecht und verſprechen die Felder nur ſchwachen Ertrag für die Arbeit des Bebauens, iſt ſomit Theuerung zu fürchten, ſo wird, um das wenige Getreide, das von der nächſten Ernte zu erhoffen iſt, für den Backofen aufzuſparen, den Schnapsbrennern verboten, ihre Fabrikation fortzuſetzen. Sie können in dieſem Falle nur verkaufen, was ſie ſchon vor dem Inkrafttreten des Verbotes auf Vorrath gebrannt haben. Sie produciren alſo nicht mehr, aber verkaufen thun ſie in einem fort, da ſie in Vorausſicht eines Falles, der ohnehin alle zwei oder drei Jahre wiederkehrt, ſich wohl vorgeſehen hatten. Nur daß ſie jetzt nicht mehr zu billigen Preiſen verkaufen, was ihnen billig zu ſtehen gekommen iſt. Ohne ihre kluge Vorausſicht würde das Verbot der Regierung offenbar eine Branntweinnoth hervorrufen. Sie gehen nun von der Vorausſetzung aus, als ob eine ſolche Noth thatſächlich eingetreten wäre, und nach dieſer Annahme bemeſſen ſie ihren Preis.

Auf ſolche Weiſe haben ſie ihre ſechs Franken Reingewinn von dem, was ſie noch mit einem ſehr anſtändigen Profit um einen kleinen Thaler hätten ausſchenken können.... Es möchte ſcheinen, eine Regierung, die mit weitem und weiſem Blick das Wohl des Landes anſtrebte, dürfte ſich nicht damit begnügen, in Jahren der Theuerung die Fabrikation des Schnapſes zu verbieten. Sie müßte die äußerſten Anſtrengungen machen, um ein für allemal dem ungeheuern Verbrauch von Korn Einhalt zu thun, den die Schnapsbrennereien verurſachen. Denn gerade aus dieſem Getreide wird der Schnaps genommen; man miſcht nur ein wenig Wachholder bei, der dann dem Ding ſeinen Namen gibt. Korn aber, das iſt das Brod der Armen. Man macht alſo den Armen hungern, um ſeinen Durſt zu reizen, und er ſäuft das herunter, was ihm weit beſſer bekäme, wenn er es äße. In einem Augenblick gießt er ſo hinunter, was in anderer, mehr naturgemäßer Art genoſſen, für die Lebensbedürfniſſe eines ganzen Tages genügen würde. Fügt man dieſer Erwägung vollends noch die üblen Wirkungen hinzu, welche in ökonomiſcher wie in moraliſcher Hinſicht der maßloſe Schnapsgenuß nach ſich zieht, ſo wird man leicht erkennen, daß eine erleuchtete Regierung da beſſeres zu thun hätte als für den Augenblick ein Verbot zu erlaſſen, welches doch höchſtens nur dahin zu zielen ſcheint, wieder einmal ein Jahr größerer Zurückhaltung und Mäßigung einzuſchieben zwiſchen mehrere, in denen die Leidenſchaft des Trinkens keine Grenzen kennt und keine Hinderniſſe findet."

Was wohl der wackere Canonicus zu ſeinen eigenen Aufzeichnungen ſagen würde, wenn er heute wiederkäme, um dem Münſterlande aufs neue das Gewiſſen zu erforſchen?

† P. Tilmann Pesch S. J.

Mit P. Tilmann Pesch, der am 18. October 1899 im Colleg zu Valkenburg langen schweren Leiden erlag, ist ein verdienter Mitarbeiter dieser Zeitschrift aus der Zeitlichkeit geschieden. Zwar sind es zehn volle Jahre, seitdem sein Name zum letztenmal einen Beitrag zu diesen Blättern zeichnete, aber heute wie damals ist unter den Katholiken Deutschlands dieser Name gekannt und in Ehren genannt.

P. Tilmann war am 1. Februar 1836 zu Köln geboren. Seine Kindheit fiel in die erregte Zeit der „Kölner Wirren"; die erste Entwicklung seines Geistes war beeinflußt von dem mächtigen Wiedererwachen des katholischen Bewußtseins, wie es infolge jener Ereignisse auf Jahrzehnte hinaus dem Leben im heiligen Köln sein Gepräge aufgedrückt hat. Noch nicht 17 Jahre alt, trat er am 15. October 1852 zu Münster ins Noviciat der deutschen Ordensprovinz der Gesellschaft Jesu. Nach den gewöhnlichen Vorbereitungsstudien in Paderborn und Bonn arbeitete er vier Jahre lang im Collegium zu Feldkirch; drei Jahre hindurch stand er am dortigen damals öffentlich anerkannten Gymnasium als Lehrer einer Lateinklasse vor. Am 13. Januar 1866 erhielt er zu Maria-Laach die Priesterweihe.

Schon während er 1856—1858 zu Bonn Philosophie studirte, hatte P. Pesch durch Begeisterung für dieses Studium wie durch vorzügliche Begabung für dasselbe sich hervorgethan und der besondern Werthschätzung seiner Obern, namentlich aber seines Lehrers in der Philosophie, P. Wilhelm Wilmers, sich zu erfreuen gehabt. Sogleich nach Vollendung der im Orden hergebrachten Vorbereitungszeit, Herbst 1867, bestieg er jetzt im großen Collegium zu Maria-Laach selbst die philosophische Lehrkanzel.

Was schon hier seine Lehrthätigkeit auszeichnete, war seine Liebe und Werthschätzung für die Schule der Vorzeit. Aus voller Ueberzeugung

feststehend auf dem Boden der aristotelischen Philosophie, lebte er für den Gedanken einer Wiederherstellung der christlichen Philosophie in Deutschland, nicht durch Begründung einer neuen Schule oder Erfindung neuer Systeme, sondern durch tieferes Eindringen in die von einer geistesmächtigen Vorzeit überlieferten Schätze, durch Hebung von Vorurtheilen und Mißverständnissen und durch Aussöhnung der aristotelisch-scholastischen Grundanschauungen mit den wirklichen Errungenschaften moderner Forschung. In der Pflege und — soweit an ihm liege — der Wiederbelebung einer gesunden und echten christlichen Philosophie hat P. Pesch stets und bis zu seinem Ende seine eigentliche Lebensaufgabe erkannt.

Allein noch war ihm nicht beschieden, ungetheilt sich dieser hingeben zu können. Die klösterliche Weltabgeschiedenheit des damaligen Maria-Laach schien nicht der entsprechende Wirkungskreis für die vielseitige Begabung und den rastlosen Thätigkeitsdrang des jugendkräftigen Priesters. Seit Herbst 1869 sah er sich statt dessen mitten in das Leben und Treiben einer großen katholischen Stadt, nach Aachen, versetzt und an der Spitze einer in Blüthe stehenden Marianischen Sodalität von gebildeten Männern des Kaufmannsstandes. Mußten die wissenschaftlichen Ideale hier für einige Zeit zurückstehen, so fand dafür der priesterliche Seeleneifer vollauf Genüge. Hier war P. Pesch Gelegenheit geboten, als wirksamer Kanzelredner sich schon bald große Anerkennung zu gewinnen und, vielleicht mehr noch, seine nicht gewöhnlichen geselligen Talente zu entfalten. In seltenem Maße hat er während dieses kurzen Abschnittes seines Lebens sich die Werthschätzung der Kreise erworben, mit welchen er in Berührung kam. Noch 30 Jahre später, da man ihn jenseits der Grenzpfähle zur Erde bestattete, erschien eine beträchtliche Zahl angesehener Männer aus dem katholischen Aachen, um dem einstigen Freunde und Führer die letzte Ehre zu erweisen.

Während dieses vielgeschäftigen Wirkens in der großen Stadt war es auch, daß ihm zu schriftstellerischem Hervortreten die erste Veranlassung geboten war, indem die Verhältnisse ihn dazu drängten, gegenüber einem Vertreter der antichristlichen „Wissenschaft" die christliche Weltanschauung zu vertheidigen. Schon hier verrieth sich P. Pesch als schlagfertigen und sicher zielenden Polemiker.

Mitten aus reichgesegneter und innerlich befriedigender Thätigkeit riß jedoch den Ordenspriester das Ausweisungsgesetz vom 4. Juli 1872. Den um Obdach ausschauenden Verbannten hatte u. a. Ludwig Freiherr von

Bongart-Passendorf sein Castell Wynandsrade im niederländischen Limburg hochherzig zur Verfügung gestellt, und die Ordensobern hatten dasselbe für die bis dahin zu Münster auf der Friedrichsburg studirenden jüngern Ordenscleriker als Zufluchtsstätte ausersehen. Um das leer stehende, weitschichtige und unwohnliche Anwesen in aller Eile einigermaßen für die Ankömmlinge einzurichten, wurde P. Pesch dahin geschickt. Es war eine schwere Aufgabe bei der Kürze der Zeit und dem nahen Hereinbruch des Winters, zumal angesichts der in der ganzen Umgebung des Castells damals fast unpassirbaren Verkehrswege. Aber allen, die in jenem Winter in Wynandsrade ihren traurigen Einzug hielten, ist die fürsorgende Liebe, die unerschöpfliche Heiterkeit und nur auf Tröstung und Ermuthigung bedachte Herzlichkeit des interimistischen Hausvaters in dankbarer Erinnerung.

Kaum waren die ersten und größten Schwierigkeiten der neuen Ansiedelung glücklich überwunden, als P. Pesch den Ruf nach Tervueren in Belgien erhielt, wo die gräfliche Familie von Stolberg-Robiano für das Redactionspersonal der „Stimmen aus Maria-Laach" gastlich eine Heimstätte geöffnet hatte. Hier entfaltete P. Pesch (seit 1. Januar 1873) in den rothen Heften eine überaus fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit. Kritisch wendete sich dieselbe zunächst gegen die pantheistischen und materialistischen Strömungen der Neuzeit; die „Philosophie des Unbewußten" war der erste Gegenstand seiner eingehendern Untersuchung. Bedeutungsvoller noch vielleicht war sein schriftstellerisches Wirken nach der positiven Seite hin. Sah doch jetzt P. Pesch die Zeit gekommen, da er seinen Lieblingsgedanken, für die Wiederbelebung einer christlichen Philosophie in Deutschland die Kräfte einzusetzen, zur Wirklichkeit zu machen in der Lage war. Seine Aufsätze über „Die scholastische Bildungsmethode" (1875), „Die Philosophie der Vorzeit in ihrer Bedeutung für die Zukunft" (1875), „Die Teleologie in der mittelalterlichen Naturphilosophie" (1877) und viele andere derselben Art verdienen um so mehr Beachtung, als damals gerade diese „mittelalterliche Naturphilosophie" so gerne und zuversichtlich als „wissenschaftlich überwunden" ausgegeben wurde und noch niemand den Umschwung zu ahnen vermochte, der auf diesem Gebiete nach wenigen Jahren zum Durchbruch kommen sollte. P. Pesch hat durch seine Arbeiten dem kommenden Umschwung nicht wenig die Wege geebnet und auf manche empfängliche Geister anregenden und nachhaltig fruchtbaren Einfluß geübt. Wenn einmal die Zeit gekommen sein wird, in welcher eine klarschauende und parteilose Geschichtschreibung das Wiederaufleben einer christlichen

Philosophie in Deutschland zu schildern unternimmt, wird der Name des P. Tilmann Pesch neben dem von ihm als Führer und Vorbild stets hochverehrten P. Kleutgen mit unvergänglichen Ehren gefeiert werden.

Je mehr indes P. Pesch in die Labyrinthgänge der Zeit auf philosophischem Gebiete sich seinen Weg bahnte, desto mehr erkannte er die Nothwendigkeit, auch weitergreifende Probleme für sein Publikum zu behandeln, und zwar, um sie den philosophisch ungeschulten Lesern faßbar und nutzbar zu machen, auch in breiterer Ausführlichkeit. Dies gab den Anstoß dazu, den Heften der „Stimmen aus Maria-Laach" für umfassendere Behandlung von Einzelfragen die „Ergänzungshefte" an die Seite treten zu lassen. P. Pesch selbst machte 1876 dazu den Anfang mit einer gegen die Kantsche Philosophie gerichteten Studie: „Die moderne Wissenschaft betrachtet in ihrer Grundfeste". Schon im folgenden Jahre ließ er als drittes Heft der Sammlung folgen: „Die Haltlosigkeit der ‚modernen Wissenschaft'. Eine Kritik der Kantschen Vernunftkritik für weitere Kreise." Letztere Schrift faßt das Endresultat aller Kantuntersuchungen dahin zusammen:

„Nicht protestantischer Subjectivismus, sondern nur katholischer Objectivismus kann die Welt retten. Will die Philosophie vernünftig bleiben, so halte sie sich auf der Basis der christlichen Weltanschauung; will sie das, so orientire sie sich am Katholicismus."

Trotz der Schwierigkeit des Gegenstandes und trotz des völligen Daniederliegens des philosophischen Studiums im damaligen Deutschland fanden beide Schriften eine sehr anerkennende Aufnahme, und weit mehr als erwartet werden konnte, ausgedehnte Verbreitung.

P. Pesch war als philosophischer Schriftsteller weithin gekannt und geachtet, als das Vertrauen seiner Obern ihn im Herbste 1876 in das Studienhaus der Ordensprovinz (damals zu Blijenbeck) zurückberief, um hier wieder die philosophische Lehrkanzel, näherhin die Vorlesungen aus der Naturphilosophie und Psychologie zu übernehmen. Acht Jahre verblieb er in dieser Stellung, in welcher er zugleich um die Verwaltung der Bibliothek des Hauses und die Anleitung der jüngern Ordensbrüder in den Uebungen zum Predigtamt sich manches namhafte Verdienst erwarb.

Als Lehrer war P. Pesch darauf bedacht, bei den Schülern den Gesichtskreis zu erweitern und sie zu selbständiger Thätigkeit anzuregen. Eine Anzahl ausgewählter Werke, darunter auch gegnerische Erzeugnisse und Erscheinungen der neuesten Zeit, stellte er, sobald es dem Gange der Vorlesungen entsprach, zu ihrer freien Verfügung. Er ermunterte sie zum

Lesen, ließ sich von einzelnen daraus Excerpte fertigen, regte an zu genauerer Untersuchung specieller Fragen u. dgl. Vertraut mit allen wichtigen Erscheinungen im Geistesleben der Gegenwart und von staunenswerther Belesenheit, wußte er dabei einen sichern Führer abzugeben. Auch den Errungenschaften der heutigen Naturforschung folgte er auf allen Gebieten mit regstem Interesse und mit einem fast liebevollen Verständniß. Ohne je ihre Bedeutung zu überschätzen, wußte er sie doch nach der Wirklichkeit zu werthen. Er liebte es nicht, daß man geringschätzig über dieselben hinwegblicke. Ebensowenig duldete er ein oberflächliches Absprechen über gegnerische Anschauungen. Er billigte auch nicht jene Art von Polemik, welche alles gethan zu haben glaubt, wenn sie einzelne Sätze des Gegners als haltlos erwiesen habe. Er selbst pflegte stets der Sache auf den Grund zu gehen und das ganze System des Gegners zu packen, und das war es, worauf er auch seine Schüler hinzuweisen liebte. Eine besondere Tendenz, aber auch eine besondere Gabe, trat bei P. Pesch in seiner Lehrthätigkeit hervor, scheinbar weit auseinander gehende Anschauungen sonst gediegener Autoren miteinander zu versöhnen, indem er in einer jeden derselben das Richtige anerkannte.

Inzwischen hatte P. Pesch noch immer fortgefahren, so gut es gehen wollte, den „Stimmen aus Maria-Laach" seine Mitarbeiterschaft zu leihen. Allein seit 1878 mußte dies ein Ende nehmen. Aus den Einzelarbeiten, in welchen er bis dahin vor dem katholischen Deutschland die christliche Philosophie vertreten hatte, war allmählich ein weiter ausschauender Plan in ihm gereift. Ein vollständiger Cursus der Philosophie, einerseits aufgebaut auf der festen Basis der alten Scholastik, andererseits unter verständnißvoller Berücksichtigung heutiger Zeit und Wissenschaft, sollte von den Philosophieprofessoren des einstigen Collegiums von Maria-Laach als Philosophia Lacensis an die Oeffentlichkeit gegeben werden. Mit dem schwierigsten und gefährdetsten Punkte der aristotelisch-thomistischen Weltanschauung, der Naturphilosophie (Cosmologia), wollte P. Pesch selbst den Anfang machen. Mitten unter den Arbeiten zu diesem großen Unternehmen überraschte ihn die Encyklika Aeterni Patris vom 4. August 1879, in welcher der oberste Lehrer der Christenheit aufmunterte zur Rückkehr zu den bewährten Grundlehren der alten scholastischen Philosophie. Es war dies der höchste Triumph und die innigste Freude, welche P. Tilmann Pesch während seiner irdischen Laufbahn beschieden waren. Dem alles beherrschenden Gedanken seines Lebens, dem angestrengten Ringen langer, arbeitreicher Jahre

war damit von der heiligsten Autorität auf Erden das Siegel der Bestätigung aufgedrückt.

Nicht lange nachher, 1880, erschien der stattliche Band der Cosmologia, geweiht dem Andenken Alberts d. Gr., mit dessen Centenarium die Veröffentlichung nahe zusammenfiel. Berücksichtigung der gesamten modernen Literatur, Eingehen auf die wirklichen Resultate der Naturforschung und jene Gabe, widerstreitende Meinungen durch Herausschälen ihres Kernes von Wahrheit miteinander in Ausgleich zu bringen, bilden die besondern Vorzüge dieser bedeutenden Leistung. Sie brachte auch schon bald dem Autor die unerwartete Ehre, durch Diplom in die Akademie des hl. Thomas zu Bologna als Mitglied aufgenommen zu werden. Er sollte noch die Genugthuung erleben, 1897 dieses umfangreiche Werk in zweiter Auflage erscheinen zu sehen.

Unterdessen drohte jedoch das so muthig begonnene Unternehmen einer Philosophia Lacensis infolge von Krankheiten, Todesfällen und andern ungünstigen Gestaltungen schon bald ins Stocken zu gerathen. Es wäre dies wohl auch nicht zu vermeiden gewesen, wäre nicht P. Pesch selbst mit entschlossenem Muthe in die Bresche getreten. Neben den Institutiones Theodicaeae aus der gelehrten Feder des P. Houtheim und den zweibändigen Institutiones Iuris naturalis von P. Theodor Meyer erschienen von P. Pesch allein noch die drei Bände der Institutiones Logicales (1888—1890), deren Schlußband auch die gesamte Ontologie in das Bereich der Behandlung zieht, und die drei Bände der Institutiones Psychologicae (1896—1898), beides Denkmale eines umfassenden Geistes und einer enormen Gelehrsamkeit.

Wie ernst und hoch auch immer P. Pesch die Aufgabe erfassen mochte, welche der Philosophia Lacensis von Anfang an vorgesteckt war, als die wichtigste Leistung seines Lebens betrachtete er doch stets das für weitere Leserkreise bestimmte zweibändige Werk „Die großen Welträthsel. Philosophie der Natur", das 1883—1884 zuerst erschien. Es war bestimmt, dem gebildeten Laien, und zwar auch dem mit der wissenschaftlichen Forschung vertrauten, eine feste, dabei harmonisch abschließende und innerlich befriedigende Weltanschauung zu vermitteln, und dies auf den wesentlichen Grundlagen der aristotelischen Philosophie. Auf das Wesentliche, auf die Grundzüge, kam es P. Pesch dabei an, nicht auf Splitter und Späne, um welche er Liebhaber nach der Lust ihres Herzens sich streiten ließ. Für sich selbst wählte er in Nebenfragen ruhig, was ihm nach ernster

Prüfung als das Richtigere erschien, ohne deshalb über andere den Stab zu brechen, die anders dachten. Die Hauptspitze des Werkes kehrt sich wider den gefährlichsten Feind der christlichen Weltanschauung in der Gegenwart, den Monismus, in seiner tausendartigen Ausgestaltung und Erscheinungsform. Sozusagen der gesamte Umfang des menschlichen Wissens ist bei dem Werke in Contribution gesetzt.

Es hat dieses Hauptwerk des P. Pesch vielfache und große Anerkennung gefunden und reichen Segen gestiftet. Manchem ernst nach Wahrheit ringenden Geiste hat es die innere Ruhe, manchem Wankenden die Festigkeit der Ueberzeugung zurückgebracht. Eine der letzten Freuden im Zustande tödtlichen Siechthums war für dessen Autor die Zuschrift eines Convertiten aus England, eines Mannes, der durch alle Systeme der deutschen wie der englischen Philosophie sich durchgerungen und der zuletzt durch die Werke des P. Pesch von radicalem Unglauben zu philosophischer Klarheit, ja zu christlicher Ueberzeugung war geführt worden. Als ein ungewöhnlicher Erfolg darf es jedenfalls angesehen werden, daß ein gelehrtes Werk von solchem Umfange, welches schon in Anbetracht der zu behandelnden Fragen an die Fähigkeit und Ausdauer des Lesers so hohe Anforderungen stellen muß, nach verhältnißmäßig kurzer Zeit (1892) in neuer Auflage erscheinen konnte.

Diesem zusammenfassenden gewaltigen Werke waren kleinere Publicationen theils voraus theils zur Seite gegangen, so bereits 1881, abermals als Ergänzungsheft zu den „Stimmen aus Maria-Laach", eine philosophische Einzeluntersuchung unter dem Titel „Das Weltphänomen, eine erkenntnißtheoretische Studie zur Säcularfeier von Kants Kritik der reinen Vernunft". In Rücksicht auf solche rege und fruchtbare Thätigkeit war P. Pesch schon seit Herbst 1884 von der Pflicht der Vorlesungen entbunden worden und hatte seine Professur niedergelegt, um ganz und ungetheilt hinfort der Schriftstellerei leben zu können.

Um so mehr war es ihm jetzt aber auch möglich gemacht, zu wohlthätiger Unterbrechung dieser erschöpfenden Geistesarbeiten von Zeit zu Zeit das Feld der Seelsorge wieder zu bebauen. Gänzlich hatte er demselben ohnehin niemals entsagt. P. Pesch war ein mächtiger Kanzelredner und betheiligte sich mit Erfolg an der Abhaltung von Volksmissionen. Als Exercitienmeister für Priester wie für Laien jeden Standes war er sehr geschätzt. In Angelegenheiten und Verwicklungen jeder Art wurde der gewandte, beredte und welterfahrene Ordenspriester zu Hilfe gerufen. Mit großem Glück

wußte er namentlich auf Männer der gebildeten Klassen einzuwirken, die durch Zeitströmung oder Vorurtheil oder das bei Menschen oft so mächtige Gesetz der Trägheit von der Erfüllung ihrer kirchlichen Pflichten seit Jahren abgekommen, doch noch einen bessern Fond im tiefsten Innern trugen. Er hat, auch in scheinbar verzweifelten Fällen, nicht wenige mit der Kirche und mit sich selbst wieder ausgesöhnt.

Eine andere willkommene Gelegenheit des Wirkens bot sich ihm als Redner in öffentlichen Versammlungen. Er wußte meist in hohem Grade sein Auditorium zu fesseln, und zwar ebensosehr den gewöhnlichen Arbeiter wie den Mann der Wissenschaft und Bildung. Leider sah er sich durch das gegen seinen Orden verhängte gehässige Ausnahmegesetz nur allzusehr in dieser Art der Thätigkeit gehemmt. Wiederholt hatte er recht unangenehme polizeiliche Verhöre zu bestehen, seine Arbeiten zu unterbrechen, seine Abreise zu beschleunigen u. s. w.; von gar mancher vielversprechenden Arbeit hielten Besorgnisse, die in dieser Beziehung gehegt wurden, ganz zurück.

Diese seine gelegentlichen apostolischen Wanderungen waren es auch, welche ihn auf ein Feld publicistischer Thätigkeit zurückführten, das ihn, mehr als alle seine Leistungen für die Wiederbelebung der christlichen Philosophie, bekannt machen und seinen Namen für manche Kreise fast zum Schreckbild werden lassen sollte. Seit jener ersten Feuertaufe in Aachen war P. Pesch wiederholt in öffentlichen Organen zur Vertheidigung der Religion als Polemiker aufgetreten, ohne Nennung seines Namens, aber nicht ohne Wirkung und Erfolg, wie sie seines Namens würdig waren. Nun erging an ihn ein Hilferuf aus Hamburg. Er hatte dort unter den Katholiken gewirkt, hatte wie überall, wo er hinkam, die katholische Zuversicht gestärkt und den gedrückten Gemüthern neue Festigkeit gegeben. Er hatte großen Eindruck zurückgelassen.

Eben jetzt waren zu den großen Hafenbauten Tausende katholischer Arbeiter nach der Hansestadt geströmt, und es hatte dieser Umstand bei den gedrückten Verhältnissen, unter welchen dort die katholischen Gemeinden seufzten, Hoffnungen geweckt. Es stand zu erwarten, daß die in religiöser Hinsicht sonst sehr indifferente Bürgerschaft, um diese Massen fremder Arbeiter nicht rettungslos der Socialdemokratie in die Arme zu treiben, den dürftigen und kirchlich ungenügend versehenen katholischen Gemeinden für ihr Kirchen- und Schulwesen durch Beiträge aus öffentlichen Mitteln zu Hilfe kommen würde. Diese Hoffnungen schienen mit einem Schlage zerstört, dagegen stand das Schlimmste in Aussicht, als im Herbste 1882

sieben protestantische Prediger, Mitglieder des Protestantenvereins und alle mehr oder minder ausgesprochene Christusläugner, ohne jede Spur einer äußern Veranlassung, für die bevorstehende Winterzeit sieben öffentliche Vorträge über die katholische Kirche zur Ankündigung brachten. Es konnten diese Vorträge keinen andern Zweck haben, als den protestantischen Fanatismus neu aufsprudeln zu machen. Schon die Auswahl der angekündigten Stoffe wie manche der begleitenden Umstände konnten keinen Zweifel darüber lassen, daß es auf Angriffe gehässigster Art abgesehen war, und daß in einer für die kleine katholische Minderheit ernst bedrohlichen Weise der confessionelle Friede in Frage stand. Die im Verhältniß zu den Pflichten einer schwierigen Seelsorge nur wenig zahlreichen Priester der Stadt konnten bei ihrer Ueberbürdung mit Arbeit an eine gründliche literarische Abwehr nicht denken. Sie bestürmten deshalb P. Pesch und dessen Obern um Beistand in der Noth.

Nur ein seltener Muth und außerordentliche Opferfähigkeit konnten unter den gegebenen Verhältnissen P. Pesch in den Stand setzen, statt jener Priester das aufgedrungene Werk der Abwehr zu übernehmen. Noch hatte er seine täglichen Vorlesungen aus der Philosophie zu halten, noch waren seine „Großen Welträthsel" in mühsamem Entstehen begriffen und harrten der Vollendung und des Druckes. Die literarischen Hilfsmittel im damaligen Hause Blijenbeck erschienen für ein solches Unternehmen mehr als bescheiden; war doch die ganze theologische und historische Bibliothek des alten Collegs von Maria-Laach mit den Studirenden der Theologie nach England gewandert.

Es gab noch andere Schwierigkeiten. Die in Hamburg erscheinenden Blätter verweigerten von Anfang an die Aufnahme einer Abwehr; selbst die Erlangung eines zuverlässigen Stenogramms stieß auf Hindernisse. Zwar hatte der katholische Pfarrer hierfür die Kosten auf sich genommen, und während des ersten Vortrages waren für den Berichterstatter Tisch und Stuhl zu erlangen gewesen. Aber vom Augenblick des Erscheinens einer Entgegnung an wurde alles verweigert. Einer außerordentlichen Findigkeit und Geistesgegenwart des aufgestellten Stenographen war es zu danken, daß trotzdem von allen Vorträgen der Wortlaut genau fixirt werden konnte. Schleunigst ging dann jedesmal die frische Abschrift mit der Post nach Blijenbeck, wo P. Pesch sich sofort an die Beantwortung machte. Die Widerlegung erschien dann in Berlin in der „Germania".

Dies ist die Entstehungsgeschichte der „Briefe aus Hamburg", die ihrer Zeit so großes Aufsehen erregt haben. Von den eingeschüchterten

Katholiken der Diaspora wurden sie mit wahrem Jubel aufgenommen; sie haben viele im Glauben neu befestigt und zum Dulden für ihre heiligsten Ueberzeugungen neu ermuthigt. Man darf sagen, daß diese unter den ungünstigsten Verhältnissen zu stande gekommene Nebenarbeit von all den vielen Unternehmungen des P. Pesch äußerlich die stärkste Resonanz und vielleicht auch sachlich den meisten Erfolg gehabt hat. Soviel auch gegen diese durch die Noth erzwungene Abwehr geschmäht und geeifert wurde, konnten doch thatsächlich alle die gelehrten Gegner nichts anderes darin anzukreiden finden als vereinzelte Flüchtigkeitsversehen und Ungenauigkeiten in Nebendingen. Alsbald aber mußten auf vielseitiges und dringendes Verlangen hin die „Briefe" auch in Buchform erscheinen, und innerhalb weniger Jahre waren drei starke Auflagen derselben über Deutschland hin verbreitet.

Als dann die Zeit des Luther-Jubiläums 1883 die antikatholische Heißblütigkeit weiter protestantischer Kreise in Deutschland noch über die gewöhnliche Temperatur zu steigern begann und der „Evangelische Bund" zu dem ausgesprochenen Zwecke ins Leben trat, das Treiben jener sieben Hamburger Prediger auf ganz Deutschland auszudehnen, da schien es P. Pesch angezeigt, der schäumend anstürmenden Offensive wieder einen Wellenbrecher entgegenzustellen. Er fügte Gottliebs „Hamburger Briefen" einen weitern Band hinzu unter dem vielsagenden Titel „Krach von Wittenberg. Blick in den religiösen Wirrwarr der Gegenwart". Auch dieses weitere polemische Unternehmen, das auf den Rath an die Gegner hinauslief, zunächst vor der eigenen Thüre zu kehren, ist von vielen mit Dank aufgenommen worden, hat viele nutzbare Lehren gegeben und manche gute Dienste geleistet. Andererseits ist nicht zu läugnen, daß das Werk in einzelnen Abschnitten theils wegen des Tones theils wegen sachlicher Derbheiten oder persönlicher Anzüglichkeiten bei solchen, für die es nicht geschrieben war, Mißfallen und Tadel hervorgerufen hat. Um einer Polemik ganz gerecht zu werden, müssen eben stets die Umstände richtig abgeschätzt und auch die Art der Gegner richtig gewerthet werden, welche dieselbe direct im Auge hat. Es wird immer Charaktere geben, welche von jeder mit Entschiedenheit geführten Polemik sich abgestoßen fühlen; andererseits wird aber auch eine literarische Kriegführung, die aller Kanten und Schärfen entbehrt, einer gewissen Sorte von Gegnern gegenüber völlig ohne Wirkung bleiben. Unebenheiten und minder glückliche Griffe, auf die man etwa hinweisen könnte, sollen deshalb weder in Abrede gestellt noch

in Schutz genommen werden. Allein unter welcher Rücksicht immer man an dem „Krach von Wittenberg" Tadel finden mag, gewiß war auch dieses Werk von selbstlosem Eifer für Kirche und Wahrheit eingegeben und in seiner Idee objectiv berechtigt.

Das Bedürfniß der Abwehr einer stets noch wachsenden, nicht nur aller Noblesse, sondern oft der gewöhnlichsten Wahrhaftigkeit und Billigkeit entbehrenden Aggressive hat noch einem andern Unternehmen ins Dasein verholfen, das gleichfalls in dem unerschöpflichen Geiste des P. Tilmann Pesch seinen Ursprung hat. Es ist die lange Reihe der im Verlag der „Germania" erschienenen grünen Heftchen, der „Flugschriften zu Lehr und Wehr". Einige dieser auf Massenverbreitung berechneten Schriften sind von ihm selbst, viele auf seine Anregung hin von nähern Bekannten verfaßt. Manches werthvolle Goldkorn ist unter denselben zu finden.

Mit ungleich mehr Freude und Vorliebe als dem Dienst der Polemik, zu welchem stets nur der Drang der Umstände ihn zu führen vermochte, widmete sich P. Pesch neben seinen wissenschaftlichen Arbeiten der Abfassung religiöser Schriften. Bekannt ist sein so eminent praktisches und reichhaltiges Andachtsbuch „Das religiöse Leben. Ein Begleitbüchlein für die gebildete Männerwelt", welches im Zeitraume von 20 Jahren die neunte starke Auflage erreicht hat. Seinem Zweck, nicht nur der Andacht frommer Herzen Nahrung zu bieten, sondern auch den Geist zu belehren, Mißverständnisse zu heben, Unklarheiten zu entfernen, den Weg zu allmählichem Aufwärtssteigen zu weisen, hat es zum Segen vieler deutscher Männer und Jünglinge reichlich entsprochen. Als P. Peschs Lieblingswerk kann aber wohl das Lese- und Erbauungsbuch bezeichnet werden, welches er 1895 zuerst herausgegeben hat mit der Aufschrift: „Christliche Lebensphilosophie. Gedanken über religiöse Wahrheiten, weitern Kreisen dargeboten". In kurzen ansprechenden, oft wahrhaft geistreichen Lesungen bietet es einen systematischen Unterricht über Christenglauben und Christenleben. Es hat seit seinem ersten Erscheinen schon viele Freunde gefunden; es wäre werth, deren noch mehr zu finden.

Mit dieser Aufzählung ist die Reihe der Arbeiten des P. Tilmann Pesch noch keineswegs erschöpft. Allein es hatte unter solch unermüdetem Schaffen seine Lebenskraft vor der Zeit sich aufgerieben. Immer unheimlicher traten die Symptome einer heimtückischen Krankheit, der Diabetes, bei ihm hervor, welche aller Kunst der Aerzte spottete. Langsam, aber stätig zunehmend von Jahr zu Jahr, bewirkte sie ein Erstarren aller Glieder

Digitized by Google

und Organe und gestaltete das Leben des geistesfrischen, an die rührigste Thätigkeit gewöhnten Paters zu einer Art von Martyrium. Die beiden letzten Bände der Institutiones psychologicae 1897 und 1898 konnte der todkranke Mann nur mit Aufbietung der äußersten Willenskraft noch für den Druck bereiten. Auf eindringendere Behandlung mancher ihm noch wichtig dünkender Fragen mußte er theilweise verzichten, um nicht die Vollendung des Ganzen zu gefährden.

In all diesen schweren Jahren eines hoffnungslosen Leidenszustandes zeigte P. Pesch, daß er nicht nur mit der Feder und auf dem Gebiete der Wissenschaft, sondern in That und Wahrheit ein christlicher Philosoph war. Bei immer regem Geiste sah er den hinfälligen Körper mehr und mehr zum regungslosen Leichnam werden. Hände, Arme, alle Glieder des Leibes, zuletzt auch Zunge, Lippen, Gesicht und Gehör, versagten ganz oder theilweise ihren Dienst. Allein in dieser äußersten Hilflosigkeit blieb der Kranke unwandelbar das vollendete Muster männlicher Gottergebenheit und Geduld, voll Anspruchslosigkeit und besorgter Rücksicht auf andere, voll Dankbarkeit und Freundlichkeit. So quälend sein langes Leiden und so demüthigend sein Zustand auch war, so sprach er doch aus Grundsatz niemals von dem, was er litt, geschweige denn, daß eine Klage über seine Lippen gekommen wäre. Wiewohl gegen das Ende hin auch die Sprache bei ihm mühsam und stammelnd wurde, blieb doch die Unterhaltung mit ihm leicht und angenehm. Bis in die letzten Monate war er noch im stande, zeitweilig etwas zu lesen, und mit Lesen und Gebet beschäftigte er sich in den langen einsamen Stunden seiner Krankenstube. Als Berather, Tröster und Beichtvater blieb er auch jetzt noch zugänglich für jeden, der sich an ihn wenden wollte. Es war nicht lange vor seinem Ende, als eine Congregation von Herren aus einer Stadt des Rheinlandes bei Gelegenheit eines gemeinsamen Ausfluges das Colleg von Valkenburg besuchte. P. Pesch war kein Fremdling für die Herren; an der Gründung ihrer Congregation hatte er mitgewirkt. Jetzt ließ er sich, hilflos wie er war, in seinem Rollstuhl in den Saal fahren, wo die Herren zu seiner Begrüßung versammelt standen, und mit dem Aufgebot der letzten Kraft, aber machtvoll und energisch, fast wie ehedem, richtete er noch einmal an sie eine längere Ansprache. Es war das letzte Auflodern seines Seeleneifers, die letzte Freude auf Erden für einen mit dem Tode ringenden apostolischen Mann.

Mit Anfang October dieses Jahres begannen endlich auch in der geistigen Thätigkeit des Kranken Hemmungen sich bemerkbar zu machen.

Anfälle von Beängstigung wechselten mit Lethargie und leichten Delirien. Es war noch ein vierzehntägiges Hinsterben. In der Morgenfrühe des 18. October standen eben die zahlreichen Priester des Collegs von Valkenburg bereit, zum heiligen Opfer an den Altar zu treten, als die Einladung an sie erging, die heilige Messe darzubringen für die Seele ihres Hausgenossen, des P. Tilmann Pesch, der soeben zu einem bessern Leben ruhig entschlummert sei.

Der Hingeschiedene war auch außerhalb des Ordenshauses wohlbekannt. Viele geistig hochstehende Menschen haben mit Bewunderung zu ihm aufgeschaut; viele haben — was der schönste irdische Lohn des Priesters ist — in ernsten Stunden und schweren Kämpfen des Lebens ihm ihr Vertrauen geschenkt. P. Pesch war auch nicht der Mann, von der Außenwelt sich ängstlich abzuschließen. Er hatte ein wahres Bedürfniß, thatkräftig einzuwirken auf die Welt und daher auch mitten im Leben zu stehen. Kaum ein wichtigerer Ort im nördlichen Deutschland, wo er nicht persönliche Bekannte zählte, kaum eine nennenswerthe Stadt, die ihn nicht ein oder das andere Mal auf der Kanzel oder im Casino-Saal als Redner gesehen hätte. An vielen öffentlichen wie privaten Berathungen und Versammlungen hat er thätig Antheil genommen; der Görres-Gesellschaft zur Förderung der katholischen Wissenschaft in Deutschland hat er von Anfang an zugehört und ist viele Jahre lang ein rühriges Mitglied ihres Vorstandes gewesen.

Bei seinem Auftreten in katholischen Versammlungen wie im privaten Verkehr ging er in jeder Weise darauf aus, die Festigkeit der Ueberzeugungen zu stärken, vor allem aber das katholische Bewußtsein zu heben und die Zuversicht recht lebendig zu machen, daß der Katholik auf unzerstörbarem Grunde fußt. Eines der Hauptübel, an welchem das katholische Deutschland heute krankt, sah er in der Mattherzigkeit, in der devoten Bereitwilligkeit, einer materiell bevorzugten Majorität auch geistige Heeresfolge zu leisten, wie bei einer in der Freiheit eingeschränkten, allenthalben zurückgedrängten Minderheit eine solch schwächliche Neigung unbewußt und unmerklich, aber nur allzu leicht sich auszubilden pflegt. P. Pesch war zu sehr ein ganzer Katholik und zu sehr ein echter Kölner, als daß nicht jede Faser in ihm gegen solche Selbstpreisgabe sich gesträubt hätte. Was er predigte, war katholischer Muth, was von ihm ausströmte, katholisches Hochgefühl. Die Kräfte und Reichthümer des katholischen Glaubens, die Schätze und Vorzüge seiner Kirche recht zur Erkenntniß zu bringen, war

seine Freude. Er übte dadurch einen wohlthuenden Einfluß; die Frucht seines Wirkens war Stärkung und Ermuthigung. Gerade dies ist ihm von den Katholiken vielerorts so warm gedankt worden und hat ihn, wo er näher gekannt war, wirklich volksthümlich gemacht.

Auch mit Gegnern der eigenen Anschauungen und selbst mit fanatischen Feinden der Kirche scheute P. Pesch sich gar nicht, persönlich in Berührung zu kommen. Wiederholt hat er aus eigener Initiative solche aufgesucht oder ein Zusammentreffen auf der Reise benutzt, um mit ihnen anzubinden. Mit unverhohlenem Vergnügen erinnerte er sich stets an einen derartigen Besuch, den er einem rabiaten Feinde seines Ordens, dem durch seine Schrift gegen Gury bekannten Justizrath Götting in Hildesheim, dereinst abgestattet hat. Nicht selten kam es vor, daß bei persönlichem Bekanntwerden mit dem weltgewandten liebenswürdigen Jesuiten Haß und Vorurtheil sich rasch in Hochschätzung verwandelten.

Auf der andern Seite ist das Los des apostolischen Mannes, Tadel, Widerspruch und hartes Urtheil zu finden, auch P. Pesch nicht immer erspart geblieben. Ein Mann, der bis zur äußersten Anspannung seiner Kraft Jahre hindurch in fieberhafter Thätigkeit sich aufreibt, wird leichter als mancher andere schon infolge physischer Erregtheit zu Ausstellung und Kritik manchmal eine Handhabe bieten. Bei seinen wissenschaftlichen Leistungen nicht minder hat P. Pesch auf mehr als einer Seite zwar hohe Werthung gefunden, es hat aber auch nicht an Stimmen gefehlt, welche in einem Geist und Ton und an solcher Stelle wider seine Leistungen laut geworden sind, wie es weder der Würde noch der Wahrheit noch der Billigkeit entsprach. P. Pesch konnte lachen über die tollsten Schmähungen des „Evangelischen Bundes", aber solche Kränkungen und von solcher Seite hat er stets tief gefühlt. Doch er hat geschwiegen und seine Sache Gott anheimgestellt. Ein schlagfertiger und wuchtiger Polemiker, wo immer es galt, Christenthum und Kirche zu vertheidigen, hat er die Waffen niedergelegt, wo die eigene Ehre und das Werk des eigenen Geistes verletzend angegriffen war. Er seinerseits suchte, wo immer er in katholischen Gelehrten- oder Führerkreisen einigen Einfluß besaß, auf Versöhnung und Ausgleich hinzuwirken, und wiederholt hat er persönlich die Hand geboten, um geschlagene Wunden zu heilen oder zu lindern. Oft warnte er vor Polemik gegen Katholiken, wo nicht das Wohl der Kirche sie zur Pflicht macht, und, wie er mit Nachdruck stets hinzufügte, vor der „Polemik gegen Christusgläubige." Daß er selbst in frühen Jahren und in ganz ver-

einzelten Fällen, wenn auch von ernsten Rücksichten geleitet, an katholischen Literaturerzeugnissen einschneidender als vielleicht nothwendig die wissenschaftliche Kritik geübt, ist ihm später oft ein Gegenstand des Bedauerns gewesen.

P. Tilmann Pesch war in Wahrheit ein weitblickender Mann, ein groß angelegter, vornehmer Charakter, hochgebildet an Geist, liebenswürdig und gewandt im Umgang, wenn auch leicht übersprudelnd im Wort. Eine unerschöpfliche Initiative, Lebhaftigkeit in seltenem Verein mit zäher Nachhaltigkeit zeichneten ihn aus. Vor allem aber war er ein tief frommer Priester, der ernst und stätig nach der Selbstvervollkommnung rang, ein rüstiger apostolischer Arbeiter, ein wahrer Ordensmann. Möge Gott seiner Kirche in Deutschland noch viele solche Männer schenken! R. i. p.

Autoritätsglaube und „Idiotismus".

Ein zweites Wort der Abwehr wider Professor Paulsen.

Im laufenden, vierten Jahrgang der „Kantstudien" hat Professor Paulsen eine Abhandlung veröffentlicht, die vor einigen Monaten als Broschüre ausgegeben wurde: „Kant, der Philosoph des Protestantismus" [1]. Durch das ganze Schriftchen hindurch grollt der wohlbekannte Denkfreiheitsdonner wider den kirchlichen Autoritätsglauben. Am Schlusse fährt aber gar mit der Anklage auf „Idiotismus" Juppiters rächender Blitz auf uns hernieder, und wenn unsere bescheidenen Darlegungen etwa nichts als unversicherte Scheunen waren, so sind sie gründlich dahin.

Eine aussichtslose Controverse dünkt uns kein nützlicher Zeitaufwand, noch ist es ergötzlicher Zeitvertreib, sich mit Artigkeiten wie „Idiotismus" auseinandersetzen zu sollen. Weit lieber hielten wir uns an den Spruch: Procul a Iove, procul a fulmine. Wenn wir trotzdem in weitläufig verhandelter Sache nochmals das Wort ergreifen, so geschieht es pour l'honneur du drapeau. Die „Nachschrift" Paulsens enthält nämlich eine

[1] Berlin 1899. Im Folgenden ohne Wiederholung des Titels citirt.

Digitized by Google

Aufforderung an unsere Adresse, der wir nicht aus dem Wege gehen wollen, ob wir ihr gleich im Sinne des Verfassers zu entsprechen nicht in der Lage sind. Zudem hat Paulsen in dieser neuesten Schrift zu unserer lebhaften Freude dem Autoritätsglauben endlich ein paar Bemerkungen gewidmet, freilich nur obenhin und nebenher, nicht einmal flüchtig, nur wie im Fluge. „Ich glaube in tausend Dingen", „auch in großen und wichtigen Angelegenheiten", „fremder Autorität" [1]. Das wäre ein werthvolles Zugeständniß — wir sind ja mit wenigem zufrieden —, würde es nicht durch die unmittelbar folgende Erklärung entwerthet, nach welcher die „fremde Autorität" sich in nichts auflösen muß, damit die Denkfreiheit keinen Schaden erfahre und die Autonomie der Vernunft siegreich das Feld behaupte.

Die gedachte Aufforderung stellt uns zwei Aufgaben. Erstens sollen wir auf angeblich neuer Grundlage eine Revision des Begriffes der Denkfreiheit vornehmen, zweitens einen Beweis antreten, dessen thema probandum nach Inhalt und Fassung für uns hochnothpeinlich zu gestalten Professor Paulsen sich offensichtlich angelegen sein ließ.

Trotz alledem bleibt die Sache unverrückt, wo sie war. Nach wie vor steht und fällt die Denkfreiheit Paulsens mit der Verwerfung des Autoritätsglaubens. Den beregten Beweis zu erbringen, werden wir aber aus vier triftigen Gründen ablehnen müssen und zugleich darthun, daß Beweisgründe und Beweisgang klar am Tage liegen.

Paulsen bezeichnet in dem heftigen Angriff auf Willmanns „Geschichte des Idealismus", der unser erstes Wort der Abwehr veranlaßte, die Denkfreiheit als „das Urrecht des Geistes", sich im Denken „allein durch Gründe der Vernunft bestimmen zu lassen". Es wurde dieses weiter dahin erklärt, „allein" bedeute: „nicht durch äußere Autorität" [2]. Danach stünden Vernunftgründe und Autoritätsglaube in unverträglichem Gegensatz, während doch zwischen beiden prästabilirte, in der Natur des Menschen prästabilirte Harmonie besteht.

Denn die Autorität eines Zeugen basirt darauf, daß er selbst im Besitz einer Vernunft ist und diese richtig gebraucht hat; sie kann ferner als Autorität nur auf denjenigen wirken, der durch Vernunftgründe von der Glaubwürdigkeit des Zeugen überzeugt ward.

Der Autoritätsglaube ist ferner eine naturnothwendige Ergänzung und Erweiterung der eigenen Vernunfteinsicht. Denn unzählbare Kennt-

[1] S. 20. [2] „Deutsche Rundschau" XCVI, 195.

niſſe können durch kein Nachdenken „gefunden", ſondern nur durch Bezeugung bekannt werden; ſo z. B. alle längſt vergangenen oder fernab liegenden Thatſachen.

Die fortſchreitende Specialiſirung der Fachwiſſenſchaften iſt eine großartige Arbeitstheilung; ſie hat aber nur dann Nutzen für das Ganze, d. i. Culturwerth, wenn fachmänniſchem Gutachten autoritärer Charakter eignet.

Der innere Grund dafür, daß der Autoritätsglaube möglich und nothwendig erſcheint, liegt in der ſocialen Natur des Menſchen, die ſocial iſt in ihrem Urſprung, identiſch in ihrem Weſen, ſolidariſch in ihren Zielen. Das gilt auch im Streben nach Wahrheit; der Autoritätsglaube verbindet das Geiſtesleben der Menſchen, zumal in der Abfolge der Generationen, weshalb wir ihn die ſociale Erkenntnißweiſe nennen zu dürfen meinten.

Unmöglich können wir im Autoritätsglauben Geiſtesknechtſchaft ſehen. Unſer Verſtand iſt nicht autonomer Souverän, noch freier Produzent, ſondern geborener Unterthan im Reiche der Wahrheit. Wo immer uns objective Wahrheit begegnet, müſſen wir uns ihr anpaſſen, fügen, unterwerfen. Darin liegt nichts Entehrendes, vielmehr etwas Erhebendes. Denn der unendliche Geiſt iſt Geſetzgeber im Reiche der Wahrheit, und auch in der Welt der Gedanken gilt der Spruch: Deo servire regnare est.

Wenn Paulſen ſchon in der Definition der Denkfreiheit den Autoritätsglauben mit der großen Excommunication belegt, ſo geſchieht dieſes unſeres Erachtens auf Grund einer trügeriſchen Vorausſetzung und führt zu unmöglichen Conſequenzen. Die Vorausſetzung iſt die abſolute Autonomie jeder einzelnen individuellen Vernunft; die Folgerungen aber, die ſich auf alle Gebiete erſtrecken, ſind zumal grundſtürzend auf dem religiöſen Gebiet und dem der Erkenntnißtheorie.

Was die Religion betrifft, ſo ergibt ſich die Unmöglichkeit einer geoffenbarten Religion, welche ja ohne Autoritätsglauben weder promulgirt noch verbreitet werden kann; ja alle Religion verliert allen Sinn, da es doch wohl keine geben kann ohne Unterwerfung des Geiſtes unter Gottes Geſetz, dieſe aber von den reinen Vernunftautonomiſten verpönt wird. Alle Verſuche, doch noch Religion zu retten, führen zu einem unerträglichen Dualismus von Verſtand und Wille. Der Verſtand läugnet oder ignorirt Gottes Daſein, der Wille verlangt („poſtulirt") oder erzeugt es. Den „Monismus", der dabei herauskommt, vermögen wir ſo wenig

als etwas Ganzes anzusehen, daß wir ihn vielmehr mit einem gemeinen Bruch vergleichen möchten: Atheismus der Verstandes gebrochen durch Pantheismus des Willens.

Auf erkenntnißtheoretischem Gebiet führt die absolute Vernunftautonomie weit über die Verwerfung des Autoritätsglaubens hinaus, zur Verwerfung jeder Abhängigkeit von aller Objectivität, wie das ja ausdrücklich als Correlat der Vernunftautonomie bezeichnet wird[1]. Daraus ergäbe sich der sogenannte „Solipsismus", ein Ungeheuer von Wort und ein Monstrum von Idee, das Paulsen nicht einmal der Widerlegung für werth erachtet[2]. Paulsen selbst sucht sein Heil darin, daß er in den „Glauben an die Außenwelt" flüchtet. Das ist selbstredend kein Autoritätsglaube, ist auch kein unsicheres Vermuthen, ist vielmehr ein blinder Willensdrang, eine Art unvermeidlicher Enthusiasmus mit Zwangskurs, für den es uns an jeglichem Verständniß gebricht.

Das ist etwa das Wesentliche in unsern frühern Ausführungen gewesen, welche Paulsen in der erwähnten „Nachschrift" als das „übliche Spiel mit dem Begriff der Denkfreiheit" bezeichnet, worin wir nun unsererseits eine Abfertigung sehen, aber keine Widerlegung. Zugleich hat Paulsen aber wohlwollend hinzugefügt: „Vielleicht kommen wir leichter zum Ziel, wenn wir über den Begriff der Unfreiheit des Denkens uns zuerst verständigen."[3] Als wir diese Worte lasen, wußten wir mit Sicherheit, wohin gesteuert wird. Wir erwarteten, daß der Fall Galilei, für manche der Culminationspunkt der Kirchengeschichte, uns nun auch als Grundlage der Erkenntnißtheorie in Vorschlag gebracht werde.

In der That lautet die Definition der Denkunfreiheit, die als Verständigungsmittel auch über die Denkfreiheit empfohlen wird, wie folgt: „Ich verstehe darunter dies, daß man durch Weisung von der Indexcommission oder einer sonstigen unfehlbaren Instanz sich bestimmen läßt", was man bislang „für wahr hielt", fürderhin „nicht mehr für wahr" zu halten oder es doch „nicht mehr öffentlich zu sagen". Das sei „innere Denkunfreiheit" und die „äußere" „der Druck des Systems, der zu solchem Verhalten treibt"[4]. Vom Standort der also definirten Denkunfreiheit könne man ferner zu neuen Einsichten über die Denkfreiheit gelangen, da diese das contradictorische Gegentheil der Denkunfreiheit sei. Wir

[1] G. Spicker, Der Kampf zweier Weltanschauungen (1898) S. 143. 145.
[2] Einleitung in die Philosophie (5. Aufl., 1898) S. 362.
[3] S. 40. [4] S. 41.

fürchteten gleich, die neuen Einsichten möchten ausbleiben, was denn auch der Fall war.

Ob ich sage, Denkfreiheit besteht darin, daß ich mich nicht durch äußere Autorität bestimmen lasse, oder ob ich sage, Denkunfreiheit besteht darin, daß ich mich durch äußere Autorität bestimmen lasse, das gleicht sich, wie zwei Eier sich gleichen. Wir wollen aber der Begriffsrevision nicht unsere schwache Mitwirkung versagen.

Innere Denkfreiheit bestünde demnach, als contradictorisches Gegentheil von Denkunfreiheit, darin, daß man „durch Weisungen von der Indexcommission oder einer sonstigen unfehlbaren Instanz sich“ nicht „bestimmen läßt“. Aeußere Denkunfreiheit ist angeblich „der Druck des Systems, der zu solchem Verhalten treibt“. Was wäre dann äußere Denkfreiheit? Das dünkt uns nicht so ganz leicht zu entscheiden. Soll man sagen: der Druck des Systems, der zum gegentheiligen Verhalten treibt, oder der Druck der Systemlosigkeit, oder die Druckfreiheit des Systems? Halten wir uns also an die innere Denkfreiheit.

Wer sich von Index und Papst nicht bestimmen läßt, hat innere Denkfreiheit, ist ipso facto tadelfreier Freidenker, auch wenn er dächte, die Vernunft sei „eine Bestie“, auch wenn er dächte, landesfürstliche Obrigkeit könne flugs zweimal zwei gleich fünf decretiren, und autonome Vernunft könne getrost mit Hurra- und Heilrufen zustimmen, auch wenn er dächte ... doch wozu zählen wir die bekannten Ruhmestitel auf? um es kurz zu sagen, er wäre als Freidenker untadelig, wenn er überhaupt zeitlebens gar nicht dächte, vorausgesetzt, daß er dieses nicht auf specielle Weisung der „Indexcommission“ hin thäte. Er wäre denkfreier Freidenker, aber als Freidenker so echt, voll und ganz wie nur einer.

Der erste Vorzug der Denkfreiheit besteht darin, daß dieser Begriff keinen positiven Inhalt hat; der zweite darin, daß die Denkfreiheit durch Gründe gestützt werden kann, die sich gegenseitig umwerfen; der dritte darin, daß sie dem Fortschritt, nämlich dem Fortschritt im Läugnen, freie Bahn schafft. Sie läßt sich wie folgt paraphrasiren: Laß dich durch Index und Papst nicht bestimmen, mein Sohn. Das ist das Mindestmaß unserer Wünsche und Forderungen. Die Autonomie der Vernunft führt freilich billig und sicher von da zu noch viel umfassendern Läugnungen. Aber zunächst wird bei uns gar nicht danach gefragt, warum du dich von Index und Papst nicht, — noch wodurch und wozu du dich thatsächlich bestimmen läßt.

Das Wesen der Denkfreiheit ist zunächst Läugnung des unfehlbaren Lehramtes der römisch-katholischen Kirche. Man könnte diese Läugnung damit begründen, daß Christus der Herr zwar göttliche Offenbarung gebracht, aber ein unfehlbares Lehramt nicht eingesetzt hat. Diese Begründung steht nicht auf dem Boden der Denkfreiheit, ist also als Stütze des Hauptsatzes nicht zu verwenden. Und doch muß man sie zulassen, weil sie echt protestantisch ist, Protestantismus und Denkfreiheit aber eins sind. Man könnte die Läugnung damit begründen, daß man alle Unfehlbarkeit verwirft, auch die der Offenbarung. Man muß das zulassen, denn es ist echter Kant; man darf das nicht zulassen, denn es wäre die Läugnung der christlichen Religion, träfe also den Protestantismus tödtlich, sofern dieser noch Christenthum sein will.

Die Denkfreiheit ist also lediglich ein Deckwort, ein Deckwort, das einen Begriff verhüllt, der jedes positiven Inhalts entbehrt, das Urtheile verbirgt, die auf Begründungen ruhen, welche einander ausschließen, das eine halbe Maßregel für eine ganze ausgeben möchte und sie doch nur als Abschlagszahlung annimmt. Die Läugnung von Index und Papst gewährt nur dann Denkvollfreiheit, wenn sie als erste Rate angesehen und geleistet wird; die weitern Raten sind umfassendere Läugnungen. Vom Antipapist zum Antichrist und Antitheist ist schon mancher fortgeschritten; das ist ein ausgetretener Weg, nicht zu verfehlen, von bewährten Führern deutlich markirt.

Professor Paulsen legt aber offenbar viel größern Werth darauf, daß wir betreffs der Denk u n freiheit einer Verständigung näher kommen. Daher die Aufforderung, wir sollten ihm beweisen, die von ihm definirte Denkunfreiheit sei „gut und löblich und förderlich für die Sache der Wahrheit und der Menschheit“.

Aus vier Gründen meinen wir diese Zumuthung ablehnen zu müssen. Zunächst sind wir berechtigt, darin entweder reine Ironie zu sehen oder ein taktisches Manöver; wie das thema probandum vorgelegt wird, verlangt es ferner von uns etwas methodologisch Unmögliches; bringt man die Sache aber in eine methodologisch mögliche Fassung, dann dünkt es uns vollkommen überflüssig, den gewünschten Beweis zu erbringen.

Paulsens Nachschrift schließt mit Trompetengeschmetter und Paukenwirbel, klingt in einem Fortissimo aus, wie es populärste Beredsamkeit, die Polemik à grand orchestre liebt. Der Katholicismus mache die Menschen „zu Automaten“, „Vernunft und Gewissen überflüssig“. Als „un-

gebrauchte Organe" „verfallen, verkümmern" ſie, um endlich „abzuſterben". Das Correlat des Katholicismus ſei der „Idiotismus"! Hier muß nun der Schlußſatz folgen; wohin führte die Steigerung ſonſt noch? Tutti alſo und con brio: „Ich glaube nicht, daß der Idiotismus ein Princip des Fortſchrittes oder eine ſiegreiche Kraft der Welteroberung iſt."

Jemanden, der andere Meinung hegt, in ſummariſchem Verfahren ein für allemal in die Idiotenanſtalt zu verſetzen, dünkt uns weder eine feine Pointe der Polemik noch ein ſchöner Ausdruck unbezweifelter Culturüberlegenheit nebſt „ſiegreicher, welterobernder Kraft". Von reinem Hohn dürfte es nicht allzu fern ſein, wenn man dem in gedachter Anſtalt Untergebrachten zumuthet, dort „den Beweis zu führen", daß ſein Zuſtand „gut und löblich und förderlich für die Sache der Wahrheit und der Menſchheit" ſei.

Maſſive Worte, wie verfallende Vernunft, abgeſtorbenes Gewiſſen, „Idiotismus", als Begleiterſcheinung oder Endergebniß unſerer Weltanſchauung, klären weder die Begriffe noch tragen ſie zu beſſerer Begründung der Urtheile bei. Vollends als „Verſtändigungs"mittel können nur Freunde von Roßkuren ſie anſehen. Auch irrt man, wenn man wähnt, ſie kräftigten einer Stärkung bedürftige Ueberzeugungen. Sie erhitzen lediglich denjenigen, der ſie verwendet, und ſeine Geſinnungsgenoſſen und reizen zudem die letztern nicht bloß dazu, daß man die Kraftworte nachahmend brauche, ſondern vorab dazu, daß man ſie ſteigernd übertreffe. Wir ſtaunten noch über den „Idiotismus", da ſtießen wir auf die „Unterhaltungs"beilage eines Berliner Blattes, das zur Reiſezeit die öſterreichiſchen Alpen gratis zu überſchwemmen ſcheint. Darin laſen wir, die katholiſche Literatur Deutſchlands ſei „unter dem Hund". Wäre es ein anderes Freidenkerweltblatt geweſen, ſo hätten wir eine andere Nummer in Händen gehabt, aber gewiß bald den gleichen Faden gefunden. Wenn die Barone der Denkfreiheit ſchelten, ſo ſchimpfen die Ritter, die Knappen toben und die Knechte raſen. Das kann nicht ausbleiben, iſt Naturgeſetz und Schickſalszwang. Vielleicht ſollen die ſprachlichen Athletenkünſte mit dazu beitragen, daß der Uebermenſch heraufgeführt und herangezüchtet werde, der germaniſche Cyklop der Zukunft, deſſen Culturüberlegenheit u. a. darin beſtehen wird, daß er mit den Fäuſten durchſchlagend beweiſt und mit den Füßen hintenher noch überredet. Dann wird man in den Akademien wieder die alten Rechtsſatzungen der Franken, der Alemannen, der Bajuwaren aushängen müſſen mit ihren Tarifen für alle nur denkbaren Verletzungen, wenn man

nicht vorzieht, einen einheitlichen Reichstarif herzustellen. Und so würde, damit alles in Erfüllung gehe, nebst Nietzsches zweithöchstem Gedanken, dem zu züchtenden Uebermenschen, sein allerhöchster der Verwirklichung nahe kommen, der „von der ewigen Wiederkehr aller Dinge“ einschließlich der „barbarorum leges“ ac mores.

Lassen wir aber die Worte, wie immer sie seien, und sehen wir auf die Sache. Mag die Zumuthung, den beregten Beweis zu führen, ironisch oder ernst gemeint sein, einen weitern Grund zur Zurückhaltung finden wir darin, daß, um es frank und frei zu sagen, in Paulsens Ausführungen uns zu viel taktisches Manöver zu sein scheint. Es zwingt sich die Beobachtung förmlich auf, die „Indexcommission und sonstige unfehlbare Instanzen“ würden nur als rothes Tuch angesehen und verwendet, um „vielleicht doch einmal wieder“ „den großen und ehrlichen deutschen Zorn“ in Wallung zu bringen.

Paulsen sieht[1] „eine rasche Mischung . . . der Confessionen“, die sich in Deutschland „überall, im Süden und im Norden, im Westen und im Osten, vollzieht“: „die Einheit deutschen Lebens ist im Wachsen“. Die „deutsche Antwort“ auf die päpstliche Unfehlbarkeit, noch „ausständig“, „wird nicht ausbleiben“. Das „deutsche Wesen deutscher Katholiken“ wird „desto stärker reagiren“, je „starrer das römische Gesetz“. Paulsen ist „nicht ohne Hoffnung“, daß das deutsche katholische Volk sich „vom Romanismus reinigt“; er meint sogar augenblicklich „ein Wetterleuchten“ wahrzunehmen, jenem vergleichbar, das der „Reformation“ vorherging. Man dürfe nicht aufhören zu glauben und zu hoffen, „der Schmerz über die Mißachtung deutschen Ernstes und deutscher Wahrheitsliebe“ werde sich „doch einmal wieder zu einem großen und ehrlichen deutschen Zorn über die welschen Praktiken auswachsen“.

Anderer Leute Zorn ist niedrig und widrig, deutscher Zorn ist groß; anderer Leute Zorn erzeugt nothwendig blindwüthige Uebertreibungen, deutscher Zorn ist ehrlich; deutscher Zorn ist längst canonisirt, ist „heiliger Lutherzorn“; betrachtet man ihn objectiv, so erscheint er als Religionsstifter und Offenbarungsreiniger; besitzt man ihn subjectiv, so functionirt er als „Rechtfertigung“ und Seelenseligkeit; man braucht sich nur darein zu versetzen, um unfehlbar die Wahrheit zu finden; er weiß besser Bescheid in Sachen des Christenthums als das Lehramt, dem Christus seines Bei-

[1] Die folgenden Stellen stehen S. 39.

ſtands Verheißung gab; zufolge einer Meinung von höchſter Wahrſcheinlichkeit iſt er der Felſen, auf dem Chriſtus ſeine Kirche erbaut hat. Paulſen gibt einer „wunderbaren Hoffnung“ Ausdruck, die er freilich, in weiſer Beſchränkung, „faſt zu ſchön“ nennt. Sie beſteht darin, „daß der deutſche Geiſt und das deutſche Herz . . . ſich gegen das Jeſuitenthum in der Kirche durchſetzen wird“, daß dem Glauben „wenigſtens in der deutſchen katholiſchen Welt“ „die evangeliſche Freiheit, dem Wiſſen die Unabhängigkeit von Entſcheidungen durch äußere Autorität zurückerobert“ werde; daß „dann, ohne Aufgeben der Beſonderheit des Bekenntniſſes und des Cults“, Alldeutſchland „durch eine geiſtige Einheit“ vereint ſei[1].

Talleyrand ſagte, „Nicht-Intervention“ ſei doch ein völlig klarer Begriff, bedeute genau das nämliche wie „Intervention“. Die eben erwähnte „geiſtige Einheit“ Alldeutſchlands bedeutet nichts anderes als die vollendete Unmöglichkeit auch nur irgend einer Einheit der Weltanſchauung, irgend einer geiſtigen Einheit. Man ſtaune aber wie billig über die Feinheit der Taktik. Denjenigen, von denen man hoffen zu dürfen wähnt, ſie wären zu deutſchem Zorn befähigt, wird das rothe Tuch gezeigt: römiſche Mißhandlung deutſchen Ernſtes, deutſcher Wahrheitsliebe u. ſ. f. Vielleicht hält die Beſorgniß vom Losbruch des Zornes zurück, daß der bewährte Stürmer, wenn er einmal los iſt, ſich allzu vieler Dinge entledige, daher die Beſchwichtigungsformel: „ohne Aufgeben der Beſonderheit des Bekenntniſſes und des Cults“.

Aber den unaufhaltſamen Fortſchritt in derlei Entledigungsvorgängen gebeut die Logik, beſtätigt die Geſchichte und zu allem Ueberfluß Paulſens eigene Darlegung[2].

„Papſt und Concilien können irren.“ Als Luther dieſes ausſprach, krähte der Hahn zum erſtenmal, Morgenahnung durchflog die Welt, der neue Tag brach an, das neue Licht ging auf, die dunkle Nacht, in der die Vernunftautonomie durch die Jahrhunderte geſchnarcht hatte, ging dahin. Mit der erwähnten Einſicht erwachte ſie; als es hintenher hieß, „die Bibel kann nicht irren“, ſchien ſie wieder ein wenig einzunicken, zum Glück nicht ganz und gar. Denn ſie hat nichtsdeſtoweniger an der unfehlbaren Bibel nach Belieben und Bedarf kritiſirt, aus ihr ausgemerzt, in ihr nachgebeſſert. Aber immerhin war es noch eine recht ſchläfrige Vernunftautonomie. Zu völlig klarer Munterkeit erweckte ſie erſt Kant.

[1] S. 37. [2] Zum Folgenden S. 15.

Digitized by Google

Nach ihm ist sie „die selbstherrliche Richterin in allen Fragen über wahr und unwahr, gut und böse. Es gibt keine Instanz über ihr, es gibt keine Offenbarung, durch die sie eingeschränkt würde“ [1]; aber auch keinen Gott gibt es für sie, der offenbaren könnte; diesseits von Kant weiß der Verstand schlankweg nichts von Gott, und alle Gottesbeweise sind „nichtige Bemühungen“ [2]. Und das ist nach Paulsen „folgerichtiger Protestantismus“. Dessen Folgerichtigkeit besteht in nichts anderem als in unaufhaltsam fortschreitenden Entledigungsvorgängen. „Papst und Concilien können irren“, diese erste Entledigung erscheint demnach nur als schüchterner Anfang. Wollte man, diesem Wort analog, die folgerichtige Steigerung ausdrücken, die Kant ihm gab, so könnte es kaum anders lauten als: „Alles kann irren, nur die autonome Vernunft nicht.“ In dieser sinnvollen Satzverbindung bedeutet das Subject des ersten Satzes [„alles“] gewiß nicht Melonen und Kürbisse, sondern menschliche Köpfe oder Vernunftapparate. Da aber jede Vernunft autonom ist, besagt der erste Satz: „Alles kann irren“, ganz und gar nichts anderes als dieser: Jede autonome Vernunft kann irren. Man wird keinen Satz auszudenken im stande sein, der sich glatter und sinniger an den vorstehenden schlösse als der folgende: Nur die autonome Vernunft nicht.

Der folgerichtige Protestantismus und sein beredter Anwalt haben aber nicht bloß Autonomie für den deutschen Verstand, sie haben auch Pantheismus für das deutsche Gemüth, woraus sich Monismus ergibt, der den deutschen Mann mit einer seiner würdigen Weltanschauung begabt. Dieser Monismus, d. h. einheitliche Weltanschauung, besteht aus zwei Stücken, aus der Gottesläugnung von seiten des Verstandes und aus der Naturvergötterung von seiten des Gemüthes. Ob aus diesen zwei Bestandtheilen die einheitliche Weltanschauung so hergestellt wird, daß man die Widersprüche mischt, mögen sie noch so sehr schreien, oder so, daß absolute Trennung des Kopfes vom Herzen durchgeführt wird, — so oder anders, in jedem Fall ist der persönliche, außerweltliche Gott ausgeschlossen.

Nun fragt es sich: wenn jemand wissen muß, die Autonomie der Vernunft, wie er sie erklärt, sei unvereinbar selbst mit der Möglichkeit eines Bekenntnisses, wie kann er sagen, es handle sich um Befreiung von römischer Autorität „ohne Aufgeben des Bekenntnisses“? Wenn jemand

[1] S. 14. [2] Ebd.

ausdrücklich schreibt, die Autonomie der Vernunft zerstöre die Offenbarung, also wohl auch das Evangelium, wisse nichts von Gott, also schon gar nichts vom eingebornen Sohn Gottes, unserem Herrn, wie kann er behaupten, er wolle nur, daß deutscher Geist und deutsches Herz sich vom Jesuitenthum reinige, es solle evangelische Freiheit dem christlichen Glauben wiedergegeben werden, als sei das alles? Liegt es da nicht äußerst nahe, da von „Praktiken“ zu reden, freilich nicht von „welschen“, und da von „üblichem Spiel“, freilich von einem solchen, das nicht gut zu Paulsens Behauptung paßt, erst mit dem Protestantismus sei Wahrhaftigkeit in die Welt gekommen?[1] Hier liegt aber ingleichem die Gefahr nahe, daß die Discussion einen verletzenden Ton annehme. Wir brechen deshalb ab. So wenig wir „deutschen Zorn“ zu bewundern vermögen, so hoch steht uns humane Achtung des Gegners, unendlich viel höher noch christliche Liebe. Und wenn unsere Polemik nicht gerade in feierlichstem Ernst einherschreitet, so liegt darin der Beweis dafür, daß wir ohne jede Spur von Erbitterung, ohne jede Spur einer verletzenden Absicht diese Dinge erörtern. Die Wahrheit braucht keine schweren Säbel und keine spitzen Dolche.

Da aber gerade die humane Achtung des Gegners erwähnt ward, möge eine Bemerkung hierzu gestattet sein. Paulsen citirt mit Wohlgefallen den Ausspruch des Fürsten Bismarck — er fiel in einem Gespräch mit Bischof Ketteler —, ob ein „katholischer Geistlicher“ „selig werden könne“, sei mindestens „zweifelhaft“, „in ihm stecke die Sünde wider den Heiligen Geist“, was Paulsen näherhin als „Verstockung des Herzens wider die Wahrheit“ bezeichnet[2].

An anderer Stelle in der nämlichen kleinen Schrift meint Paulsen, zu den Anbetern im Geist und in der Wahrheit, von denen der Herr sprach, möchten vielleicht sowohl Thomas von Aquin wie auch Kant gehören, fügt aber emphatisch, fast in zürnendem Zionswächterton hinzu: „Aber nicht finden sich unter ihnen die Hasser und Verächter, die Richter und Verdammer der Gedanken und Gesinnungen anderer.“[3]

Wo und wer sind diese „Hasser, Verächter, Richter, Verdammer“? Unseres Erachtens liegt in jenem Urtheil über die „katholischen Geistlichen“ doch wohl bitterer Haß, tiefe Verachtung genug, und scharfe Verdammung der Gedanken und Gesinnungen anderer, nebst anmaßlichem Gericht über sie.

[1] Vgl. S. 22. [2] S. 21. [3] S. 38.

Was uns betrifft, so beanspruchen wir hierin zwar keine Competenz, müssen aber gestehen, daß wir eine Steigerung über das von Bismarck Gesagte hinaus nicht einmal zu erfinden vermögen, und wenn wir unter Todesstrafe dazu angehalten würden. Daneben erscheint der Idiotismus noch als holde Harmlosigkeit.

Paulsens Zumuthung, ihm zu beweisen, das unfehlbare Lehramt sei gut und löblich, läßt uns ferner nur die Wahl zwischen einer methodologisch unmöglichen Aufgabe oder einem höchst überflüssigen Unternehmen. So wie die Zumuthung vorgelegt wird, ist es einfach unmöglich, stellt man die Frage aber auf den richtigen Boden, rein überflüssig, der Aufforderung zu entsprechen.

Wir wollen uns nicht dabei aufhalten, daß Paulsen der Unfehlbarkeit des obersten Lehramtes die Autorität der römischen Congregationen einfachhin gleichsetzt, also eine Unrichtigkeit in die Frage hineinträgt. Im Grunde hat er uns die Antwort dadurch erleichtert. Denn mit der Unterscheidung zwischen der lehramtlichen Unfehlbarkeit und einer lehramtlichen Autorität, die an sich keine Unfehlbarkeit beansprucht, würde die Sache nur complicirter, und es steht durchaus nicht zu hoffen, daß man mit dieser Unterscheidung in Freidenkerkreisen besonderes Glück machen würde. Paulsens Polemik richtet sich gegen jede Unfehlbarkeit, nicht bloß gegen die von ihm dem Index verliehene, sondern gegen die von Kirche und Papst.

Was er von uns verlangt, den Nachweis für die Güte und Löblichkeit der „äußern“ und „innern Denkunfreiheit“, ist, wie wenn jemand sagte: Beweisen Sie gefälligst, daß ein Erker oder ein Balkon in der Luft hängen könne, und dann will ich zugeben, daß derlei an einem Hause anzubringen zu der äußern Schönheit des Baues und dem innern Behagen der Bewohner beitrage. Die römischen Congregationen stehen in juridischem und logischem Nexus mit der Regierungsgewalt und dem Lehramt des Papstes; jemandem, dem diese Usurpation und Tyrannei sind, kann ich unmöglich beweisen, jene sei gut und löblich. Und wiederum, die Regierungsgewalt und das Lehramt des Papstes wären wirklich Usurpation und Tyrannei, wenn sie nicht auf einer Anordnung Gottes beruhten; wie soll ich aber jemandem nachweisen, eine Institution beruhe auf einer Anordnung Gottes, wenn dieser läugnet, es gebe einen Gott, der Anordnungen zu treffen vermöchte? Keine Unfehlbarkeit im Verkünden göttlicher Offenbarung ohne Offenbarung; keine göttliche Offenbarung ohne Gott!

Stellt man ſich aber auf den methodologiſch richtigen Standpunkt, auf den theiſtiſchen, beim Nachweis, daß die chriſtliche Offenbarung aus Gott ſei, auf den chriſtlichen beim Nachweis dafür, daß Chriſtus einem immerwährenden Lehramt die amtliche Competenz zuwies, ſeine Offenbarung zu hüten, ſo findet man alles Nöthige in allen katholiſchen Werken, die vom Chriſtenthum und Katholicismus ſyſtematiſch handeln. Neues, Beſſeres haben wir nicht zu ſagen. Will man aber eine monographiſche Unterſuchung, ſo wäre es erſt recht überflüſſig, ſich darauf einzulaſſen, da Freiherr von Hertlings Schrift „Das Princip des Katholicismus und die Wiſſenſchaft“ dieſe Fragen eingehend und meiſterhaft erörtert.

Steht die Offenbarung ſelbſt in Frage oder wird ſie geläugnet, ſo fehlt für jede Erörterung über die Unfehlbarkeit in deren Verkündigung die nöthige Grundlage; vom Standpunkt der Offenbarung aus kann es ſich aber nur darum handeln, ob das Lehramt der Kirche in der That die Fortführung des Lehramtes Chriſti iſt. Es wird dann immer wieder darauf hinauskommen, daß Chriſtus das Lehramt der Kirche eingeſetzt hat, es alſo wohl auch gut und löblich und förderlich für die Sache der Wahrheit und der Menſchheit ſein dürfte. Man könnte auch ſo ſagen: Ein unfehlbares Lehramt, deſſen Competenz die Verkündigung und Bewahrung göttlicher Offenbarung wäre, iſt an ſich weder widervernünftig noch widerſittlich; tritt es thatſächlich in den Dienſt einer geoffenbarten Religion, ſo wird es ebenſo gut löblich, die Wahrheit fördernd ſein wie dieſe ſelbſt.

Mit dieſer Faſſung böte man freilich dem Gegner den Angriffspunkt offen dar; den erſten Satz läugnet Paulſen durchaus. Das unfehlbare Lehramt iſt ihm widervernünftig und „widerſittlich“ [1].

Daher die ewig wiederkehrenden Klagen über Verknechtung des Verſtandes, Bindung des Denkens, definitiven Verzicht auf die eigene Vernunft bis zum Idiotismus, Vernichtung eigener Ueberzeugung, perſönlichen Gewiſſens und wie alle die bis zur Erſchöpfung verbrauchten Wendungen heißen, die alleſamt nur „Worte, Worte, Worte“, aber nicht Beweiſe, keine Beweiſe, ganz und gar keine Beweiſe enthalten.

Daß ein unfehlbares Lehramt widervernünftig und widerſittlich iſt, ließe ſich unſeres Erachtens nur beweiſen aus dem Begriff ſelbſt oder aus nothwendigen Conſequenzen, die widervernünftig und widerſittlich wären.

[1] S. 22.

Liegt es im Begriff, so müßte entweder jegliches Lehramt widervernünftig und widersittlich sein, oder bloß der Begriff des unfehlbaren Lehramtes, gerade der Unfehlbarkeit wegen. Die Behauptung, jegliches Lehramt sei widervernünftig und widersittlich, müßte zu einer grundstürzenden Schulreform führen und wäre nur dann richtig, wenn die Erkenntnißweise durch Bezeugung und Glauben gegen alle Vernunft, Sitte und Sittlichkeit verstieße. Ist aber die Unfehlbarkeit an sich der Stein des Anstoßes, so verschiebt sich die Frage wieder in höhere Regionen. Die Unfehlbarkeit in der Verkündigung einer Offenbarung ist nur dann, dann aber nothwendig ein Unbegriff, wenn die Offenbarung selbst ein Unbegriff ist. Nur dann, dann aber nothwendig ist die Offenbarung ein Unbegriff, wenn die Existenz des unendlichen, persönlichen Geistes geläugnet wird.

Es erübrigte noch der Beweis aus den Consequenzen. Es möge also mit Rücksicht auf „unmögliche Consequenzen" die Lage der Gegensätze noch einmal überblickt werden, es gehört freilich viel Geduld dazu.

Entweder ist es überhaupt widervernünftig und widersittlich, daß der menschliche Geist sich *der objectiven Wahrheit unterwerfe*, oder es ist dieses nicht gegen Vernunft und Sittlichkeit, ihnen vielmehr gemäß.

Die erste Annahme hat unmögliche Consequenzen; denn sie vertilgt alle objective Wahrheit, läßt nur subjective „Wahrheit" übrig, löscht allen Unterschied aus zwischen Realitäten und Hallucinationen, ist genöthigt, letztere für „wahrer" zu halten als erstere, weil sie subjectiver, persönlicher, autonomer sind. Die zweite Annahme führt, soviel wir sehen, zu keinen unmöglichen Consequenzen; denn wir können es weder für Geistesknechtschaft noch für Idiotismus halten, wenn der menschliche Geist die Gesetze der Geisteswelt und der Körperwelt so nimmt, wie sie sind, sich ihnen also unterwirft.

Muß sich der menschliche Geist *aller* objectiven Wahrheit unterwerfen, dann kann weiter gefragt werden, ob dieses auch dann der Fall ist, wenn *Zeugenaussage* ihm objective Wahrheit berichtet oder zu berichten vorgibt.

Hieran schließt sich die zweite Alternative: Entweder ist der *Autoritätsglaube* an sich widervernünftig und widersittlich, oder er ist an sich naturgemäß, vernunftgemäß, eventuell pflichtgemäß.

In der ersten, nicht in der zweiten Annahme erschiene als widervernünftig und widersittlich, was mit dem Autoritätsglauben steht und fällt, u. a. der Gesamtinhalt historischer Wissenschaften, der allgemeine

Culturwerth fachwiſſenſchaftlicher Kenntniſſe, jeglicher Zeugenbeweis. Wo ſind alſo die unmöglichen Conſequenzen?

Man begegnet im bürgerlichen Leben wie in der wiſſenſchaftlichen Forſchung häufig genug Zeugenausſagen, die man auf ſich beruhen zu laſſen berechtigt iſt; damit hat man ſich noch nicht wider ſie und ihre Glaubwürdigkeit erklärt. Faſſen wir aber Zeugenausſagen ins Auge, zu denen *Stellung zu nehmen* man *verpflichtet* erſcheint, ſo kann weiter gefragt werden, ob der menſchliche Geiſt auch dann einer Zeugenausſage oder -belehrung ſich zu unterwerfen verpflichtet iſt, wenn dieſe mit dem *Anſpruch* auftritt, unmittelbar oder mittelbar *Offenbarung Gottes zu ſein*.

Daß man Menſchen glauben müſſe, Gott aber nicht glauben dürfe, das deucht uns wohl eine erſtaunliche Conſequenz; dagegen erſcheint es uns durchaus vernünftig, zu ſagen, Menſchen könne, dürfe, ſolle man glauben, Gott müſſe man glauben [1].

Wir wiſſen ſehr wohl, daß dieſe Art der Auffaſſung und Behandlung des Problems nicht nur Paulſen keineswegs gefallen wird, ſondern überhaupt aller Freidenkerei gegenüber total nutzlos iſt. Wir denken bei dieſen Ausführungen erſtens an die Sache der Wahrheit, unſern Ueberzeugungen gemäß; zweitens an Gleichgeſinnte, um dieſen die Bitte zu unterbreiten, ſich von der Freidenkerei nicht imponiren zu laſſen, es iſt weder ſäculare Größe daran noch himmliſche Segnung darin.

Paulſens Polemik liebt es, die nachſtehende Wendung zu nehmen: Wenn mir vorgeſchrieben wird, was ich denken muß, wenn ich nur Vorgeſchriebenes denken darf, ſo hört jedes eigene Denken auf, und es gibt keine wiſſenſchaftliche, ja überhaupt keinerlei Ueberzeugung mehr. Zudem bin ich für die Zukunft gebunden, und der Himmel weiß, was für Decrete noch bevorſtehen, denen ich ſämtlich zum voraus ausgeliefert bin. Und deshalb wäre dann eine unfehlbare Inſtanz anzuerkennen, widervernünftiger und widerſittlicher Idiotismus.

[1] Es waltet da, um dieſes beiläufig zu bemerken, ein beachtenswerther Unterſchied ob, der mancherlei Fragen beleuchtet. Auf der Grundlage der Ueberzeugung vom Daſein Gottes iſt *die Glaubwürdigkeit Gottes evident*, die concrete *Thatſache*, daß Gott es iſt, der etwas offenbart, *bedarf* der Begründung, *des Beweiſes*. Umgekehrt ſteht es bei menſchlichem Zeugniß: die *Thatſache* menſchlichen Zeugniſſes iſt wohl ſtets *evident*, die *Glaubwürdigkeit zu beweiſen*.

Wenn die unfehlbare Instanz eine einfachhin unbegrenzte Sphäre hätte, etwa wie der „omnipotente" Staat, wenn ihr Träger in der Ausübung seines Amtes von wechselnden Fürstenlaunen beeinflußt würde oder von noch wechselnderen Kammermehrheiten, wenn es sich um eine für unfehlbar geltende Geistesmacht handelte von unsicherer Herkunft mit unbegrenztem Machtgebiet, dann könnten die Unterthanen um Rede und Antwort verlegen sein. Wir kennen aber die Herkunft des kirchlichen Lehramtes, kennen dessen Competenz, kennen dessen Geschichte. Und deren einziger Inhalt ist gewiß nicht der Fall Galilei, der den Inhalt unserer Ueberzeugungen nicht nur nicht zu Fall bringt, sondern nicht einmal erschüttert, worüber ja genugsam geschrieben worden ist[1].

Was das beliebte Gespenst zukünftiger Decrete des obersten Lehramtes angeht, gleich als wüßte niemand von uns, wenn er sich schlafen legt, ob er am folgenden Morgen noch das Einmaleins in Geltung treffen wird, so kann billigerweise nicht gewünscht werden, daß wir sie namhaft machen und jedes einzelne mit der Denkfreiheit zum Einklang stimmen. Uns gehen sie an, und wir sehen ihnen in Ruhe entgegen. Diese Zuversicht hat ihre Quelle in der souveränen Ruhe, mit welcher der Herr seine ewigen Verheißungen gab. Wir sehen es zudem als eine unmögliche Vorstellung an, daß auf dem Gebiet, welches die strittige Competenz bildet, auf dem Gebiet der Verkündigung und Bewahrung einer von Gott geoffenbarten Religion, private und individuelle Meinungen höhern Werth und höhere Geltung beanspruchen können als eben das ad hoc von Gott eingesetzte Lehramt. Warum haben sich wohl profane Wissenschaften und Wissenschaftszweige in den Kopf gesetzt, sie entbehrten aller Forschungsfreiheit, wenn sie nicht auf dem Gebiet der Religion, noch dazu einer geoffenbarten, fachmännische Competenz beanspruchen dürften, noch dazu alle zusammen und alle zugleich? Wie wenn ein Rumäne, ein Russe, ein Sachse, ein Pole, ein Italiener, ein Türke, die sämtlich kein Wort Englisch verstünden, meinten, ihnen stehe es ebenso zu, englische Novellen zu schreiben, wie den ersten englischen Schriftstellern? Heftige Invectiven wider den Idiotismus werden den Thatbestand nicht ändern. In den drei oben hingestellten Alternativen liegen die entscheidenden Gegensätze; die erste heißt Unterwerfung des Verstandes unter die objective Wahrheit oder absolute Autonomie der Vernunft; die zweite volles Recht der Erkenntnißweise durch

[1] Vgl. Kirchenlexikon von Wetzer und Welte, Art. „Galilei" (Prof. Schanz).

Bezeugung und Glauben auf ihrem Gebiet oder Verwerfung des Autoritätsglaubens; die dritte Verstandesüberzeugung vom Dasein Gottes oder dessen Läugnung, versteht sich des persönlichen, außerweltlichen, nicht des summarischen Universalgottes, wie der Pantheismus ihn zwar nicht zu „nennen“ pflegt, aber zu „bekennen“ vorgibt.

Vielleicht gehen wir aber zu weit, wenn wir von Verwerfung des Autoritätsglaubens reden. Früher durften wir sagen, der eigentliche Autoritätsglaube, Glauben in dem Sinne: jemanden etwas glauben, komme in Paulsens philosophischen Werken dergestalt zu kurz, daß er überhaupt nicht zu finden ist. In der neuesten Schrift sind ihm aber acht Zeilen gewidmet.

Paulsen gibt unumwunden zu, daß wir immerfort, und zwar „auch in großen und wichtigen Angelegenheiten“, „fremder Autorität“ glauben müssen[1], das Glauben demnach, wie wir sagten, unvermeidlich, naturnothwendig und vernunftgemäß ist. Diesem interessanten Zugeständniß folgt jedoch ein „aber“ auf dem Fuße, das die Autorität des Zeugen illusorisch zu machen, die Autonomie der Vernunft zu retten berufen erscheint. Der entscheidende Satz lautet: „*Aber ich selbst bin es, der die Autorität für mich macht.*“ Der Denkfreiheit ist es wesentlich, daß sie sich nicht durch äußere Autorität bestimmen lasse. In der Frage nach dem Wesen des Autoritätsglaubens handelt es sich also für sie um Sein oder Nichtsein. Vor dem Nichtsein soll sie dadurch bewahrt werden, daß derjenige, der glaubt, für sich selbst Autorität macht. Letzteres dünkt uns, aufrichtig gestanden, ein complicirter Vorgang, weil die Autorität als Beziehung zwischen Personen immer zwei voraussetzt. Der Verfasser will wohl sagen: Außer mir liegt keine Bürgschaft für die Wahrheit, kein Motiv der Zustimmung; beides vielmehr, Bürgschaft und Beweggrund, liegt ganz in mir und meiner Vernunft. Hierauf ist nichts anderes zu entgegnen als das tausendmal Gesagte: etwas anderes ist die Verstandes-

[1] „Ich glaube in tausend Dingen fremder Autorität, ich lasse mich von denen, die ich für sachkundig und wahrhaft halte, belehren und nehme auf ihr Zeugniß die Wahrheit dieser oder jener Aufstellung an, auch in großen und wichtigen Angelegenheiten; aber mein Glaube beruht auf spontaner Zustimmung meiner Vernunft und meines Gewissens, ich selbst bin es, der die Autorität für mich macht; und ich mache sie nur von Fall zu Fall, ich behalte mir die Prüfung jedes Punktes vor, wenn ich sie auch nicht überall ausführen kann“ (S. 20). Danach sind die Freunde Professor Paulsens übel daran. Er glaubt nicht ihnen, sondern sich, nicht überhaupt, sondern von Fall zu Fall, nicht schlechthin, sondern mit Vorbehalt.

zustimmung, welche die Glaubwürdigkeit des Zeugen bejaht, etwas anderes die Zustimmung des Verstandes, welche dem Inhalt der Zeugenaussage zustimmt. In der Untersuchung, welche dem Urtheil über die Glaubwürdigkeit des Zeugen vorhergeht, mag unsertwegen die Vernunft „autonom" sein, nur daß dabei kein Glauben herauskommt, sondern ein Wissen. Und wenn ich die Glaubwürdigkeit eines Zeugen vierzehn Tage lang bejahte, so hätte ich noch nicht angefangen zu glauben. Das geschieht erst, wenn ich die Glaubwürdigkeit des Zeugen, in die ich Einsicht gewann, als Bürgschaft für die Wahrheit des Inhalts seiner Aussage und Beweggrund meiner Zustimmung zum Inhalt seiner Aussage auf mich wirken lasse. Läßt man die Autorität des Zeugen nicht in der angegebenen Weise bestimmend functioniren, so wird das Glauben logisch gefälscht und psychologisch unmöglich. Paulsen setzt seine Rettungsversuche der Vernunftautonomie fort: „Ich behalte mir die Prüfung von Fall zu Fall vor." Handelt es sich um die Ehrlichkeit eines uns genau bekannten und oft bewährten Freundes, die jedenfalls als bleibender Zustand und ständige Gewähr angesehen zu werden pflegt, so wäre es nicht sonderlich human, solchen Vorbehalt unaufhörlich zu betonen. In kritischen Untersuchungen jedoch ist das ja platte Selbstverständlichkeit. Aber die Prüfung wovon wird vorbehalten? Doch wohl von der Glaubwürdigkeit. Das Endergebniß dieser Prüfung ist also ganz und gar nicht „glauben", welches erst anheben kann, wenn die Prüfung bestanden ward.

Nun ist aber die Sache der Erkenntnißweise durch Bezeugung und Glauben wohl endlich so weit gediehen, daß es hoch an der Zeit sein dürfte, die Acten zu schließen; denn von weitläufigen Wiederholungen zum absolut Langweiligen ist weniger als ein Schritt.

Erwähnen wir eben noch, daß Paulsen schreibt, „tiefe Wahrheit" enthalte das Wort „vom Bankrott der Wissenschaften", das „jetzt von Paris herübertönt"[1]. Es steht in seltsamem Contrast zu einem andern Worte, das anderwärts ertönte, dem von der Superiorität der Freidenkerwissenschaft nebst der ergänzenden Inferiorität des Katholicismus. Als dieses letztgenannte Wort aufkam, bemerkte sehr treffend Frhr. v. Hertling, dieser Ausdruck werde als Schlagwort uns noch lange verfolgen, und entschieden sei dagegen Verwahrung einzulegen[2].

[1] S. 32. [2] Historisch-politische Blätter CXIX (1897), 899.

Der höchste und wichtigste sociale Factor ist und bleibt die herrschende Weltanschauung. Will man also wissen, wie es um die Culturwelt steht, welche der Fahne der Denkfreiheit folgt, ob sie dem Bankbruch entgegengeht oder in glorreicher Ueberlegenheit dasteht, so sehe man auf die herrschende Weltanschauung. In dieser Rücksicht sehen wir einfach nichts; keine herrschende Weltanschauung vorhanden, keine möglich; schlechte Surrogate werden von Marktschreiern ausgerufen und finden eine Zeitlang als augenblickliche Modeartikel reißenden Absatz, wie das Paulsen schönstens beschrieben hat[1]. In dieser Rücksicht, der zumeist entscheidenden, sehen wir gegenwärtig keine Superiorität, ja nicht einmal Inferiorität, sondern Nullität. Und sogar Schlimmeres noch, ein immenses Deficit, für dessen Deckung nicht ein Heller vorhanden ist. Das dünkt uns die „tiefe Wahrheit“, die das Wort vom Bankrott der Freidenkerwissenschaft enthält.

Dieser Bankbruch ist deshalb ein so eigenthümlicher Vorgang, weil er sich inmitten von peruanischen Reichthümern vollzieht. Wir meinen die unübersehbaren Fortschritte auf jenen Gebieten, in denen die empirische und die kritische Methode die Herrschaft führen. Den fachwissenschaftlichen Ergebnissen und Erfolgen dieser Methoden eignet ein unberechenbarer Culturwerth; aber so groß diese Reichthümer sind, sie reichen nicht aus, um auch nur einem einzigen Menschen, geschweige Generationen, geschweige der Gesellschaft die verlorene Religion wiederzugeben oder sie für den Verlust Gottes schadlos zu halten.

Das Unheil ward dadurch angerichtet, daß die naturwissenschaftlichen und historischen Fachwissenschaften mit antireligiös gerichteter Denkfreiheit eine Gesellschaft unbeschränkter Haftung eingingen. Denn so sind sie für Versprechungen haftbar geworden, die sie so wenig einlösen können, wie alle Milliarden der Welt nicht ausreichen, um einen Todten zum Leben zu erwecken.

Durch Jahrzehnte, durch Menschenalter hat die Wissenschaft der Freidenker gesagt, geschrieben, gerufen, gelobt, geschworen: Im Namen der

[1] „Man denke an die innere Haltlosigkeit, wie sie vor ein paar Jahren in der Lesepidemie, die ‚Rembrandt als Erzieher‘ oder ‚Moderne Culturlügen‘ hervorriefen, oder wie sie jetzt im Nietzschecult zur Erscheinung kommt: die Plakatphilosophie ist das Seitenstück zur Plakatkunst. Bald hier, bald dort erschallt der Ruf: Hier ist der Heiland, der heimliche Kaiser, der Wunderdoctor, der alle Uebel der kranken Zeit heilt. Und alsbald rennen Tausende hinaus, ihn zu sehen, und verkünden es dann in allen Blättern: Siehe, wir haben ihn gefunden! Aber nach kurzer Zeit hat sich der Haufe wieder verlaufen, und niemand weiß mehr davon“ (S. 31).

Denkfreiheit! Religion ist Ammenmärchen, das katholische Credo Idiotismus. Ich allein löse alle Welträthsel, schaffe die neue, freie Weltanschauung, ohne jeden Glauben, durch reines Wissen. Das hat man geglaubt, dieser Glaube ist das, was man Unglauben nennt. Die gedachten Welträthsel sind die bekannten Ursprungsfragen. Und keine von diesen hat die „freie" Wissenschaft gelöst oder der Lösung näher gebracht; nicht den Ursprung von Kraft und Stoff aus sich oder aus gar nichts; nicht den Ursprung des Lebens aus dem Leblosen, noch den des Menschen aus dem Thier, noch den der Cultur aus Culturlosigkeit, noch den des Culturfortschritts aus vernunftlosen Instincten, noch den der Weltordnung aus Zufall, noch den des Gedankens aus rein stofflicher Mechanik, noch den des Gewissens aus Dressur, noch den der Ehe und der Familie aus thierischer Promiscuität, noch den der Staatsautorität göttlichen Rechtes aus dem Leithammel-Bedürfniß der Herdenthiere, noch den des Gottesbegriffes und Gottesglaubens der Menschheit aus hündischer Furcht; nicht den der Evangelien aus Mythen, noch den des Christenthums aus Lüge und Täuschung, noch den des Katholicismus aus Fälschungen und Usurpationen. In Bezug auf diese Ursprungsfragen hat die Freidenkerwissenschaft weder die Antworten der christlichen Weltanschauung empirisch oder kritisch widerlegt, noch andere Antworten, welcher Art immer, erhärtet; überhaupt nichts erklärt noch bewiesen, sondern bloß behauptet und gelärmt. Und wenn man bedenkt, daß sie nach ihren Versprechungen sich eigentlich anheischig machen mußte, viele von diesen Ursprüngen zu beobachten, zu beobachten den ersten Ursprung von Kraft und Stoff, den ersten Ursprung des Lebens .... o Weisheitstiefe der Denkfreiheit!

Die erste offene Insolvenzerklärung ging von naturwissenschaftlicher Seite aus. Es war eine sehr vornehme Firma, welche gerade bezüglich entscheidender Ursprungsfragen erklärte: Ignoramus, ignorabimus.

Eine weitere Insolvenzerklärung, dieses Mal von historisch-kritischer Seite, liegt in Harnacks Worten, die rationalistische Evangelienkritik, welche die Evangelien „als ein Gewebe von Lüge und Täuschung" hinstellt, sei ein „Irrweg" gewesen: erravimus. Der Gelehrte mag nun jenen Rationalismus als „abgelaufene Phase" ansehen, die „immer noch lehrreich" bleibt. Allein der gewöhnliche Mensch darf da auch noch ein Wort mitreden und festlegen, daß demnach alle die, welche dem Rationalismus glaubten und glauben, betrogen wurden und werden. Sie wurden in einer Sache betrogen, in der sie wehrlos und vielfach schutzlos

waren. Wir denken da zumal an die Jugend und an das „Volk“. Sie wurden in der Frage betrogen, deren Consequenzen das gesamte individuelle und sociale Leben beherrschen; sie haben dann mit dazu beigetragen, daß dieser folgenschwere Irrthum, welcher der Gesamtcultur das Gepräge geben muß, Gemeingut und Erbgut wurde, sociale Macht und socialer Zustand. Diese pro praeterito unwiederbringlichen Verwüstungen und pro futuro unheilbaren Störungen der herrschenden Weltanschauung sind die untragbare sociale Verantwortung der Denkfreiheit.

Der Unglaube der Bildungsmenschheit besteht in dem festen Glauben, daß die Denkfreiheit „gut und löblich und förderlich für die Sache der Wahrheit und der Menschheit“, daß sie „ein Princip des Fortschritts und eine siegreiche Kraft der Welteroberung“ sei. Ach, wenn man doch mehr „Autorität für sich selbst machte“, mehr „von Fall zu Fall“ prüfte! Denn jener Glaube ruht auf einer Glaubwürdigkeit, die aus Verheißungen, Gelöbnissen, Schwüren besteht, die des Truges überführt und theilweise geständig sind. Man darf der Denkfreiheit mit der paulinischen Frage begegnen: „*ποῦ οὖν ἡ καύχησις*,“ wo bleibt dein Rühmen?

Paulsen, um zuletzt auch dieses nicht zu übersehen, constatirt „absolute Ideenlosigkeit“ als Kennzeichen der sogenannten Bildungskreise. Zwar möchten wir das für eine kleine Uebertreibung halten; Abgang jeglicher Weltanschauung würde unseres Erachtens genügen und träfe ziemlich genau das Richtige. Allein es liegt zugleich in diesem Bekenntniß eine entschuldigende Erklärung für die Anklage auf Idiotismus. Schreibt man der Bildungsmenschheit Ideenlosigkeit zu, noch dazu absolute, und meint man zugleich, die katholische Welt befinde sich *unter* diesen Bildungskreisen im Zustand der Inferiorität, *hinter* diesen Bildungskreisen im Zustand der Rückständigkeit, dann muß man allerdings, um für solchen Zustand unter und hinter absoluter Ideenlosigkeit ein Wort zu finden, zum Aeußersten greifen, zum Idiotismus.

R. v. Nostitz-Rieneck S. J.

Digitized by Google

Langlebige Insecten.

Kurzlebig wie eine Eintagsfliege, sagt das Sprichwort. Die gemeine Eintagsfliege, Ephemera vulgata, ist zum Typus einer ephemeren Existenz geworden. Ueberhaupt lebt die Mehrzahl der Insecten im vollkommenen Zustande, als „Imago", nur kurze Zeit, namentlich bei jenen Arten, die in einem Jahre mehrere aufeinanderfolgende Generationen haben. Der farbenprächtige Schmetterling, der im Frühling seine Puppenhülle strahlend von Schönheit und Jugendfrische verließ, ist im Sommer schon ein Greis; mit abgeflogenen Schwingen, deren bunte Schuppenzierde ihm großentheils geraubt ist, fällt er dem Tode aus Altersschwäche zum Opfer, wenn er nicht schon früher im Magen eines hungrigen Sperlings oder einer Fledermaus sein Grab gefunden. Der Zweck des erwachsenen Insects ist eben nur die Fortpflanzung seines Stammes; sobald es diese besorgt hat, ist seine Aufgabe im Haushalte der Natur erfüllt. Bei manchen Käfern ist es gelungen, ihre Lebenszeit in der Gefangenschaft bedeutend zu verlängern, indem man sie nicht zur Fortpflanzung kommen ließ. So hielt Nickerl einen großen, goldglänzenden Laufkäfer, Carabus auronitens, fünf volle Jahre am Leben[1]. Ebensolang fristete er das Dasein einiger großer Schwarzkäfer (Blaps mortisaga). Aber das sind ausnahmsweise Vorkommnisse, die den natürlichen Verhältnissen nicht entsprechen. Draußen endet das Käferleben gewöhnlich noch in demselben Jahre, in dem es seine Entwicklung zum vollkommenen Insect erreicht hat. Da die Zeit nach der Ansicht der Philosophen ein ens rationis cum fundamento in re ist, mag einem muntern Laufkäfer, dessen Lebensereignisse rascher aufeinander folgen, seine einjährige Lebenszeit allerdings vielleicht ebenso lang erscheinen wie einer phlegmatischen Schildkröte ihre hundert Jahre.

Länger als bei den einzellebenden Insecten ist die Dauer des Imagolebens bei manchen geselligen Kerbthieren. Bei unserer großen Waldameise (Formica rufa) erreicht die einzelne Arbeiterameise meist ein Alter von zwei, manchmal von drei Jahren, und zwar in freier Natur. Ich konnte dies dadurch feststellen, daß ich zu verschiedenen Kolonien der blutrothen Raubameise (Formica sanguinea) in der Umgebung von Exaeten im

[1] Carabus auronitens *F.* Ein Beitrag zur Kenntniß vom Lebensalter der Insecten (Stettiner Entomologische Zeitung, Jahrg. 50, 1889).

Sommer eine Masse Arbeiterpuppen aus einem weit entfernten Rufa-Neste hinbrachte. Die Puppen wurden von den Raubameisen mit großem Eifer in ihr eigenes Nest gebracht und dort zum größten Theile aufgezogen als Hilfsameisen für die gemischte Kolonie. Nach zwei Jahren waren regelmäßig noch viele rufa in und auf dem Sanguinea-Neste zu sehen, dessen Bauart durch sie allmählich umgestaltet wurde; erst im Frühling des dritten Jahres verschwanden die letzten. Die Lebensdauer der befruchteten Weibchen (Königinnen) ist bei den Ameisen noch erheblich länger als jene der Arbeiterinnen. In einem Beobachtungsneste von Formica sanguinea, das ich schon seit sieben Jahren im Zimmer halte, leben immer noch zwei Königinnen, die bereits bei Einrichtung des Nestes sich in jener Kolonie befunden hatten; sie müssen also jetzt wenigstens acht Jahre alt sein und produciren noch immer eine Menge Eier, aus denen Arbeiterinnen hervorgehen. Lubbock[1] berichtet sogar, daß einzelne Arbeiterameisen in seinen Beobachtungsnestern von Lasius niger und Formica fusca sieben Jahre alt wurden. Zwei Königinnen von Formica fusca hielt er in einem seiner Nester vom December 1874 bis zum Juli 1887, wo die eine derselben in dem ehrwürdigen Alter von mindestens 13 Jahren starb; die andere lebte noch weiter. Noch länger als bei den Königinnen der Ameisen ist die Lebensdauer wahrscheinlich bei den Königinnen vieler Termiten. Ihr Eierstock nimmt nämlich von Jahr zu Jahr immer riesigere Dimensionen an, bis die alte Termitenkönigin schließlich die Länge und die Dicke eines Mannesdaumens überschreitet.

Wir berücksichtigten soeben nur jene Lebensfrist, die dem Insect im Stande der Vollkommenheit, als Imago, vergönnt ist. Dieser Zeitraum bildet aber bloß die Schlußperiode seiner individuellen Existenz; ihm geht das Jugendleben voraus, die Zeit der Verwandlung vom Ei bis zum vollendeten Kerbthier. Aber auch wenn man den ganzen Lebenslauf des Insects von seinem Beginne im Ei bis zum Tode des Thieres zusammenfaßt, so ist doch die Dauer desselben meist nur eine einjährige, vielfach sogar eine noch kürzere, indem nicht wenige Insecten mehr als eine Generation in einem Jahre aufzuweisen haben. Im Vergleich zum Imagoleben ist das Larvenleben meist der längere, vielfach sogar der bei weitem längere Abschnitt des Gesamtlebens. Die Raupe des Weidenbohrers braucht zwei bis drei Jahre zu ihrer Entwicklung, die Larven des Rosenkäfers

[1] On the senses, instincts and intelligence of animals (London 1889) p. 233.

und des Maikäfers drei bis vier Jahre, jene des Hirschkäfers sogar sechs Jahre. Die längste Kindheit aber hat ein nordamerikanisches Insect, die periodische Cikade genannt, welche 13 oder 17 Jahre zu ihrem Wachsthum bedarf, während sie als Imago nur einige Wochen lebt. Solch eine alte Cikade ist somit das gerade Gegentheil von einer alten Ameisenkönigin: letztere hatte eine Jugend von nur wenigen Wochen, während ihr Alter mehrere Lustren erreicht; erstere dagegen hat eine ungeheuer lange Jugendzeit und nur ein sehr kurzes Alter.

Die periodische Cikade ist kürzlich von C. R. Marlatt, erstem Entomologischen Assistenten des Ackerbauministeriums in Washington, zum Gegenstand einer eingehenden Studie gemacht worden[1]. Die merkwürdige Entwicklungsgeschichte dieses Thieres, die lange räthselhaft war, ist daselbst durch eine Fülle von neuen Beobachtungen aufgeklärt. Wir wollen ihr daher unsere besondere Aufmerksamkeit zuwenden.

Schon ein Schüler Linnés, Pehr Kalm, der im Auftrage der schwedischen Regierung von 1748—1751 Nordamerika bereiste, erhielt dort Kenntniß von einem gewissen „Grashüpfer", der nur alle 17 Jahre erscheine[2]. Er brachte das Thier nach Europa, wo Linné es 1758 in seinem Systema naturae als Cicada septendecim beschrieb. Damals rechneten nicht bloß die Indianer, sondern auch die gebildeten Weißen von Nordamerika die Cikaden noch zu den Grashüpfern oder den Grillen. Bei uns in der alten civilisirten Welt war es ja einst gerade so gegangen. Man konnte lange nicht daraus klug werden, ob Aesop in seiner berühmten Fabel „Die Ameisen und die Cikade" (*μύρμηκες καὶ τέττιξ*) unter *τέττιξ* eine Grille oder einen Grashüpfer oder eine Cikade verstanden habe. Jetzt ist man allerdings einig darüber, daß die „silberstimmigen Cikaden" der alten Griechen wirkliche Cikaden und keine Grillen waren; denn sie ließen damals wie heute noch im Mittelmeergebiete ihre Stimme von den Bäumen erschallen, während die Grillen ihr Concert zu ebener Erde halten. Wie die Larven der Cikaden von den alten Griechen als Leckerbissen betrachtet wurden, so diente die periodische Cikade in Nordamerika lange als Lieblingsspeise für die Indianer. Bei dem gegenwärtigen Stande der

[1] The Periodical Cicada. An account of Cicada septendecim, its natural enemies and the means of preventing its injury, together with a summary of the distribution of the different broods. Washington 1898.

[2] *Pehr Kalm*, Beskrifning på et slagts Gras-hoppor, uti Norra America (Vetensk. Akad. Handl. 1756, XVII, 101—116).

Cultur füttert man dort allerdings nur noch die Schweine und die Hühner mit den Cikaden und deren Puppen. Den größten Geschmack für diese Nahrung bekundet jedoch ein nordamerikanischer Culturvogel, der gemeine Spatz oder Haussperling, der aus England dorthin eingeführt wurde und in der nordamerikanischen Vogelwelt bald eine ebenso achtunggebietende Stellung sich errang wie die weißen Einwanderer unter ihren kupferfarbigen Mitmenschen.

Der älteste Bericht über die periodische Cikade in Nordamerika ist enthalten in New Englands Memorial, verfaßt von Nathaniel Moreton und gedruckt in Cambridge Mass. 1669. Die in demselben mitgetheilten Beobachtungen reichen zurück bis 1633. Wie jene Urkunde erwähnt, wurde das plötzliche massenhafte Erscheinen dieses Insects von den Eingeborenen in Verbindung gebracht mit dem Auftreten von pestartigen Krankheiten, die unter den Menschen reiche Ernte hielten. Ob dieser Zusammenhang ein wirklicher oder ein imaginärer war, läßt sich nicht sicher feststellen. Jedenfalls ist hier ein Causalnexus leichter denkbar als zwischen dem Erscheinen eines Kometen und dem Ausbruche eines Krieges. Man braucht bloß anzunehmen, daß die hungrigen Wilden eine größere Quantität jenes Futters auf einmal verspeist hätten, als selbst für einen Indianermagen zuträglich war. In Butter geröstet sollen die Cikaden sogar nach dem Urtheile eines modernen Feinschmeckers besser munden als Austern oder Garneelen, was für die Indianer um so eher als Entschuldigung gelten kann, da sie zeitweilig keine andere Nahrung hatten als ungeheure Mengen frisch entwickelter Cikaden, die von ihnen in einem Ofen, jedoch vermuthlich ohne Butter, geröstet wurden [1].

Die Bedeutung, welche die Indianer dem Erscheinen der Cikade zuschrieben als einer reichen Nahrungsquelle und zugleich als eines verhängnißvollen Pestboten, läßt es begreiflich erscheinen, daß man ihrem periodischen Auftreten von alters her besondere Aufmerksamkeit zuwandte. Eigentlich wissenschaftliche Berichte wurden über sie allerdings erst gegen Ende des letzten und am Beginne dieses Jahrhunderts veröffentlicht, nachdem Linné das Insect bereits als Cicada septendecim beschrieben hatte. 1834 verfaßte Professor Potter ein umfangreiches Manuscript über die periodische Cikade, welches von Gideon B. Smith 1851 und 1857 neu bearbeitet, aber nicht in Druck gegeben wurde. Daß es außer der nörd-

[1] Siehe *Marlatt* p. 73.

lichen Raſſe, die 17 Jahre zu ihrer Entwicklung braucht, noch eine ſüdliche gebe, die alle 13 Jahre erſcheint, wurde 1845 von Dr. Phares in Miſſouri zuerſt feſtgeſtellt. Seither ſind, namentlich durch die Unterſuchungen von Walſh und Riley, die einzelnen Bruten jener Cikade und ihre Erſcheinungszeiten für die verſchiedenen Staaten der Union näher erforſcht worden. Um einen bequemen Anhaltspunkt für die Statiſtik zu bieten, wurden die nicht zuſammengehörigen Bruten mit lateiniſchen Ziffern bezeichnet von I bis XXII. Von dieſen 22 Bruten ſind 21 ſicher voneinander abgegrenzt; 14 derſelben gehören der Septendecim-Raſſe an,

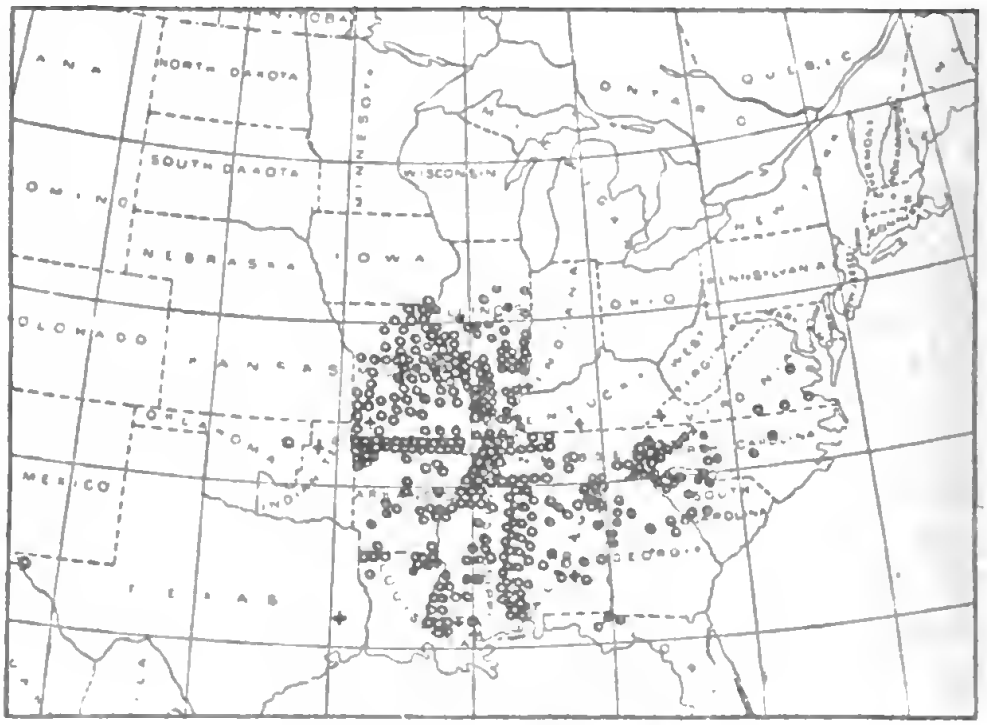


Fig. 1. Karte der 13jährigen ſüdlichen Raſſe.

7 der Tredecim-Raſſe. Ihre Verbreitung veranſchaulichen die folgenden zwei Karten[1], die wir hier wiedergeben:

Im Jahre 1898 war die Erſcheinungszeit für die Brut Nr. XVII der Septendecim-Raſſe und für die Brut Nr. VII der Tredecim-Raſſe. Das Auftreten der zur erſtern Brut gehörigen Cikaden wurde dem Ackerbauminiſterium von Waſhington gemeldet aus 18 verſchiedenen Staaten der Union, das Auftreten der zur letztern gehörigen aus 9 Staaten; jedoch zeigte ſich die Tredecim-Brut in weit größerer Individuenzahl als die-

[1] *Marlatt* p. 25 u. 26.

jenige von septendecim. Zum letztenmal war die Brut Nr. XVII im Jahre 1881, die Brut Nr. VII im Jahre 1885 erschienen. Wir müssen daher fragen: Wo sind die Cikaden unterdessen geblieben? Die Antwort hierauf ist in der durch die neuesten Forschungen aufgeklärten Lebensgeschichte der periodischen Cikade enthalten.

Ihr Leben beginnt im Ei wie dasjenige anderer Kerbthiere. Die Eier werden von der weiblichen Cikade mittelst eines sägeförmigen Legestachels zu zwei Reihen in die jungen Zweige der verschiedensten Bäume gelegt, wo sie durch den zuströmenden Saft vor dem Austrocknen bewahrt

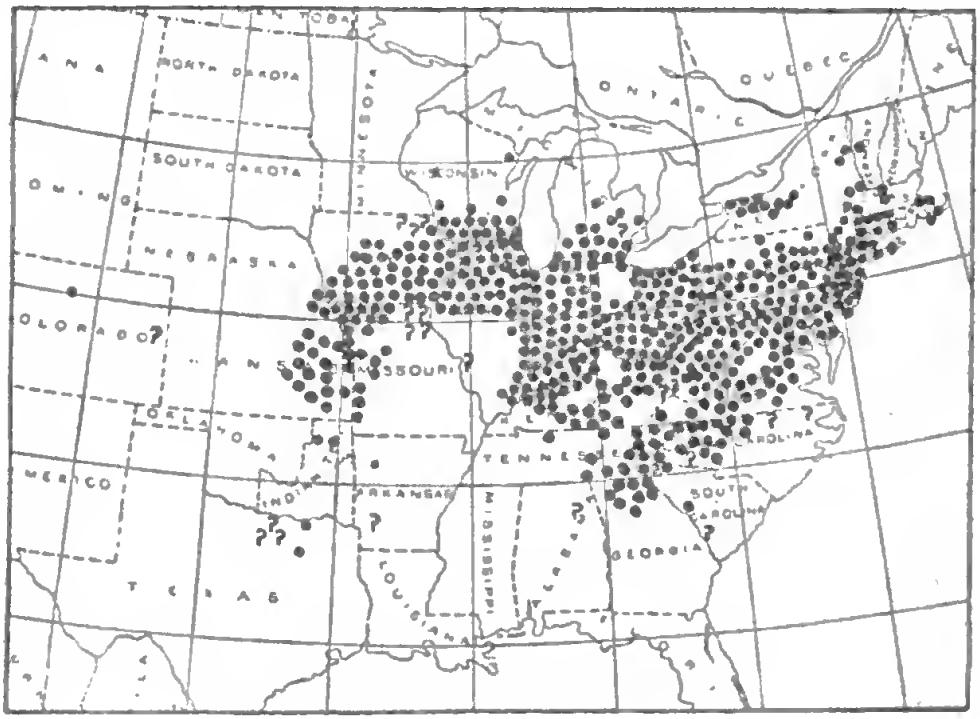


Fig. 2. Karte der 17jährigen nördlichen Rasse.

sind. Nach sechs oder sieben Wochen kommt die junge Larve in Gestalt eines schrecklichen Ungethüms mit hakenförmigen, stachelbewehrten Vorderbeinen zur Welt. Zum Glück ist sie nur wenig über einen Millimeter lang; sonst könnte man fast befürchten, in der mörderischen Umarmung ihrer Vorderbeine erdrückt zu werden. Die folgende Figur 3 zeigt das kleine Scheusal in starker Vergrößerung. Alsbald läßt es sich auf den Boden hinabfallen und gräbt sich in die Erde ein; denn ihre bedrohlichen Säbelbeine sind keine Mordwaffen, sondern bloß Grabwerkzeuge. An einer zarten Wurzel angelangt, legt sie sich daselbst eine kleine Erdhöhle an und saugt gelegentlich mit ihrem Saugschnabel, den sie als Schnabelkerf besitzt,

an den Säften der Wurzel. Aber sie hat damit gar keine Eile, und deshalb geht auch ihr Wachsthum nur langsam voran. Erst im zweiten Lebensjahre wird ihr die alte Haut zu enge. Sie häutet sich dann zum erstenmal, zwei Jahre später zum zweitenmal, vier Jahre später zum drittenmal und endlich drei oder vier Jahre später zum viertenmal. Nun beginnt ihr Puppenstand [1]; weil sie jedoch ein Insect mit unvollkommener Verwandlung ist, bleibt sie als Puppe noch beweglich und legt sich zu ihrem frühern Larvenformat nur allmählich noch Flügelscheiden hinzu; sie ist also, streng genommen, eine „Nymphe", keine Puppe. In ihrem Nymphengewande bleibt sie dann noch sechs bis sieben Jahre sitzen und wartet auf ihre Befreiung aus dem unterirdischen Kerker, wobei ihr Körperumfang langsam, aber stetig wächst. Nach und nach rückt sie aus ihrer Erdhöhle, die 8 bis 18 Zoll tief gelegen ist, gegen die Oberfläche hinauf; in Gegenden, welche sehr feucht sind, baut sie schließlich sogar einen kleinen oberirdischen Schornstein, unter dessen Dach sie im Trockenen sitzen kann.

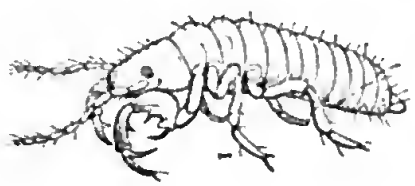


Fig. 3.

Endlich ist der Moment ihrer Auferstehung gekommen. An schönen Tagen gegen Ende Mai schlüpfen allenthalben die Nymphen der Cikaden aus dem Boden und steigen sofort an Bäumen und Sträuchern in die Höhe. Die hakenförmigen Vorderbeine, die ihnen früher als Grabscheit dienten, sind ihnen jetzt beim Umklammern der Zweige behilflich. Plötzlich platzt die Körperhaut im Nacken der Nymphe, und die junge Cikade, mit Ausnahme zweier dunklerer Halsschildflecke noch ganz weiß und weich, steckt ihren Kopf mit den großen, orangefarbenen Augen aus der Hülle hervor. Nun ist es hohe Zeit, daß die Nymphe in senkrechter Stellung sich aufhängt, um das Auskriechen der Cikade zu erleichtern. Endlich ist sie heraus aus ihrem lebendigen Futteral und läßt in hängender Stellung ihre Flügelstummel wachsen. Schon nach wenigen Stunden ist die periodische Cikade fertig. Ihr Chitinskelett wird immer härter und dunkler, zwei lange, glashelle Flügel mit hornigen Adern bedecken dachförmig den schwärzlichen Körper, welcher

[1] Marlatt unterscheidet (S. 89) ein erstes und zweites Puppenstadium. Da dieselben sich aber nur durch die Körpergröße unterscheiden, muß man sie als ein Entwicklungsstadium rechnen.

ſchmäler iſt als bei den meiſten andern Cikadenarten. Figur 4 zeigt uns ihr Bild in natürlicher Größe.

Alsbald beginnen die Männchen ihr Concert, deſſen Zuhörerſchaft die Weibchen bilden. Bei den Cikaden beſitzen nämlich wie bei allen muſikaliſchen Insecten nur die Männchen die Gabe des Geſanges, während die Weibchen zum Stillſchweigen verurtheilt ſind. Der „ſilberſtimmige Geſang" der Cikade kommt aber nicht aus ihrem Munde, ſondern aus zwei muſchelförmigen Hautſäcken an der Baſis des Hinterleibes; es iſt kein Geſang, ſondern ein Klang, und ſeine Werkzeuge ſind nicht Stimmbänder, ſondern — Trommeln. Das von feinen Chitinleiſten überzogene Fell der beiden Trommeln wird durch mächtige Muskelbänder in rhythmiſche Schwingungen verſetzt; beſondere Reſonanzvorrichtungen verſtärken noch den Ton. Da wir uns jedoch unter einer Trommel kein ſo hochtönendes Inſtrument vorſtellen können, darf man die Klangorgane der Cikade vielleicht paſſender als Cimbeln bezeichnen, wie Reaumur, ihr erſter Entdecker und Beſchreiber, ſie genannt hat[1]. Die längſten der Töne, welche die periodiſche Cikade mittelſt ihrer Cimbeln hervorbringt, halten manchmal über eine Viertelminute an und gipfeln in der Mitte in einem ſchrillen, ſehr hohen Accord. Während die meiſten Ohrenzeugen das Concert, das von einem vieltauſendſtimmigen Cikadenorcheſter gegeben wird, als ohrenbetäubenden, ermüdenden Lärm ſchildern, finden andere es bezaubernd ſchön wegen ſeiner wilden, eintönigen Harmonie. Schon nach wenigen Wochen haben die Männchen ausgeſungen, und es wird wiederum ſtill im Cikadenwald. Die Paarung iſt erfolgt; die Weibchen bringen nun mit ihrem ſägeförmigen Legeſtachel in den Zweigen die Eier unter, mit denen der lange Lebenslauf der periodiſchen Cikade aufs neue beginnt, um nach 17 oder 13 Jahren wiederum ſeinen kurzen, geräuſchvollen Abſchluß zu finden.

Fig. 4.

Die forſtwirtſchaftliche Bedeutung dieſes Insects iſt keine erhebliche. Die Nahrungsaufnahme der Larven erfolgt ſo langſam, daß ſie den

[1] Mémoires pour servir à l'histoire des Insects, Vol. V (1740), p. 158—170, pl. 17.

Wurzeln der Bäume keine bedeutende Saftmenge entziehen. Tiefer eingreifend sind die Wunden, welche der Legestachel der Weibchen den jungen Zweigen beibringt. Gesunde, kräftige Waldbäume leiden durch sie allerdings keinen Schaden; zarte Obstbäume und Sträucher können dagegen manchmal erheblich geschädigt werden. Da es am leichtesten ist, den aus der Erde aufsteigenden Nymphen und den frisch entwickelten Cikaden zu Leibe zu gehen, ist man gegen sie stellenweise mit Insectenpulver, Kerosinemulsionen und verschiedenen Säuren energisch zu Felde gezogen. Aber es wird nur selten mehr nöthig, zu solchen Gewaltmaßregeln die Zuflucht zu nehmen; denn die Zahl der Cikaden nimmt durch die rasch fortschreitende Urbarmachung des Bodens ohnehin sichtlich ab. Zudem haben sie nicht wenige natürliche Feinde, die ihnen erfolgreich nachstellen. Die saftigen Eier der Cikaden werden von verschiedenen Fliegenlarven ausgesogen, räuberische Milben thun sich an ihnen gütlich, und im Innern der Eier schmarotzen häufig die Larven kleiner Zehrwespchen. Solange die Cikadenlarven tief in der Erde ihr Höhlenleben führen, haben sie von der Feindschaft ihrer Mitgeschöpfe nur wenig zu leiden. Sobald aber die entwicklungsreifen Nymphen in die Nähe der Erdoberfläche kommen, fallen sie nicht nur zahlreichen Raubinsecten zum Opfer, sondern werden auch von Schweinen, Hühnern und andern Wirbelthieren gierig aufgesucht und verschlungen. Ebenso sind die frisch entwickelten Cikaden die Lieblingsspeise für die insectenfressenden Waldvögel, unter denen Marlatt (S. 105) eine lange Liste von Cikadenfressern aufführt. Als ihren schlimmsten Feind bezeichnet er jedoch den Haussperling, der alle Cikaden in der Nähe der menschlichen Niederlassungen vertilgt. Auch die Staare fressen sie massenweise. Solange es frische Cikaden gibt, sind vor den Spatzen und Staaren sogar die Kirschen in den Gärten sicher. Der interessanteste aller natürlichen Feinde der Cikade ist jedoch ohne Zweifel eine große gelb und schwarze Grabwespe, Megastizus speciosus. Sie packt die ahnungslose Sängerin mitten in ihrem Concerte, wirft sie auf den Rücken, lähmt sie durch einige geschickt geführte Stilettstiche und entführt sie durch die Lüfte. Das Ziel des Fluges ist ein unterirdischer Gang, den sie zur Versorgung ihrer Brut gegraben hat. Dort legt sie auf die Unterseite der Cikade ein Ei ab; die aus demselben schlüpfende Wespenlarve verzehrt dann ihre wehrlose Beute ganz gemächlich bei lebendigem Leibe.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf die zukünftige Geschichte der periodischen Cikade in Nordamerika. Man hat die Erscheinungs-

zeiten für die gegenwärtig conſtatirten, mit lateiniſchen Ziffern bezeichneten zweiundzwanzig Bruten bereits bis zum Jahre 1915 vorausberechnet, wie folgende Tabelle zeigt [1]:

Jahr.	17jährige Raſſe.	13jährige Raſſe.	Jahr.	17jährige Raſſe.	13jährige Raſſe.
1898	XVII.	VII.	1907	—	XVIII.
1899	XIX.	—	1908	IX.	II.
1900	XX.	—	1909	—	IV.
1901	XXI.	X.	1910	XI.	VI.
1902	XXII.	—	1911	XII.	VII.
1903	I.	—	1912	XIII.	—
1904	—	—	1913	XIV.	—
1905	V.	—	1914	XV.	X.
1906	VIII.	XVI.	1915	XVII.	—

Daß zwei Bruten, eine nördliche und eine ſüdliche, in demſelben Jahre zuſammentreffen, iſt nur ſcheinbar zufällig. Die Rechnung ergibt auf Grund der regelmäßigen Erſcheinungszeiten, daß dieſelben Bruten in ganz beſtimmten Zeiträumen ſich wieder begegnen müſſen, aber erſt in mehr als zweihundert Jahren. So wird das große Cikadenjahr von 1868 mit ſeinen beiden Rieſenbruten, der größten nördlichen Nr. XXII und der größten ſüdlichen Nr. XVIII, erſt anno 2089 wiederkehren. Die Bruten Nr. XVII und VII, welche 1898 zuſammentrafen, waren zum erſtenmal in Conjunction im Jahre 1697 und werden ſich erſt wieder begegnen im Jahre 2119, — wenn es dann überhaupt noch eine periodiſche Cikade gibt. Die Zeiten ändern ſich in Nordamerika noch raſcher als anderswo, und die Verhältniſſe für die Entwicklung der Cikadenbrut werden mit der fortſchreitenden Entwaldung des Landes immer ungünſtiger. 1697 bedeckte noch jungfräulicher Urwald den größten Theil des Erſcheinungsgebietes der Cikaden und ließ die damaligen Bruten in Myriaden zur Entwicklung kommen, deren Geſang ein einziges großes Naturconcert bildete. 1898 ertönt ſchon der ſchrille Pfiff der Lokomotive in denſelben Gegenden, und das Raſſeln der von dem Dampfroß bewegten Eiſenräder übertönt die zarten Stimmchen der mit ihren Wäldern bereits bedenklich gelichteten Sängerſcharen. Und was wird erſt das Jahr 2119 bringen? Vielleicht gehört dann die letzte Cicada septendecim und die letzte tredecim gleich dem letzten Mohikaner und dem letzten freien Prairiebüffel

[1] Aus *Marlatt* p. 25 u. 26.

schon längst der Vergangenheit an. Die „Massenmörderin Cultur" mit ihren zahlreichen belebten und unbelebten Schergen hat sie dann bereits vielleicht lange vernichtet und läßt sie nur noch als ausgetrocknete Mumien in einem Nationalmuseum anstaunen, wenn sie ihnen nicht etwa in irgend einer modernen Wildparkstation noch das kümmerliche Gnadenbrod reicht. Aber was sollen wir die Cikaden deshalb beklagen, da es doch vielen höhern und edlern Wesen nicht anders ergeht als ihnen?

E. Wasmann S. J.

Das Erbrecht des Bürgerlichen Gesetzbuches und das natürliche Recht.

(Schluß.)

II.

Zur Beurtheilung eines bestimmten Eherechts gehört nothwendig die Rücksichtnahme auf die Pflichttheilsbestimmungen, welche in demselben getroffen sind. Diese haben ihre Bedeutung nur für den Fall des Vorhandenseins letztwilliger Verfügungen des Erblassers und sind eben die wichtigsten Freiheitsbeschränkungen bei der Abfassung eines Testaments.

Wenn wir die Bestimmung von Pflichttheilen eine Freiheitsbeschränkung nennen, so wird dadurch angedeutet, daß die Freiheit, letztwillige Verfügungen zu treffen, das frühere ist, daß also der Eigenthümer an und für sich die Befugniß besitzt, über sein Eigenthum nicht nur für seine Lebenszeit zu verfügen, sondern auch anzuordnen, wem oder wozu es nach seinem Tode dienen solle.

In der That ist diese Befugniß mit dem Eigenthumsrecht wesentlich verwachsen, und diejenigen Gründe, welche die Institution des Privateigenthums nothwendig machen, erheischen auch das Verfügungsrecht über dasselbe für den Eintritt des Todes. Das Privateigenthum ist nothwendig zur Vermeidung unzähliger Streitigkeiten und Fehden; diese würden aber erst recht dann entstehen, wenn beim Todesfall die Verfügung des Verstorbenen nicht beachtet zu werden brauchte, sondern die Hinterlassenschaft

herrenlos dem Besitzergreifenden überliefert würde. Das Privateigenthum ist nothwendig, um den zur gedeihlichen Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse erforderlichen Ansporn zur Arbeit, zur Erfindung und zum Schaffen zu geben; aber dieser würde versagen, wenn alle Früchte des Schaffens und der Arbeit mit dem Tode zu nichte würden und denjenigen nicht zugesichert werden könnten, in denen der Betreffende sich und sein Werk fortzusetzen und zu verewigen wünschte. Durch Schenkung und Uebertragung zur Lebenszeit würden alle die gesellschaftlichen nothwendigen Ziele zu unvollkommen erreicht. Der Tod läßt sich nicht vorausberechnen, seine Zeit sich nicht abmessen; daher wünscht der Mensch, die ganze Zeit seines Lebens Herr seiner Sachen und Rechte zu bleiben, und erst mit dem Tode will er einen Nachfolger haben. Wie er also während seines ganzen Lebens über das Seinige frei verfügen kann und können muß, so muß ihm auch die Freiheit innewohnen, von Todes wegen darüber zu verfügen.

Diese Freiheit soll nicht Willkür sein. Die Rechte, welche aus dem Eigenthum für die Lebensdauer sich ergeben, sind durch verschiedene Pflichten umzäunt, das Verfügungsrecht von Todes wegen um so mehr. Ein Familienvater darf nicht, um dieses einzige Beispiel anzuführen, sein Eigenthum vergeuden und unterdessen die Glieder der Familie darben lassen. Darum kann die öffentliche Autorität die aus verschiedenen Gründen entspringenden sittlichen Pflichten zu Rechtspflichten machen und für das natürliche Recht die Schranken bestimmen. Ebenso soll und darf das Verfügungsrecht von Todes wegen oder die letztwillige Verfügung nicht willkürlich sein; auch hier kann die öffentliche Autorität nicht bloß natürliche Pflichten anerkennen und betonen, sondern sie zu Rechtspflichten verschärfen. Allein es soll dies doch nur insoweit geschehen, als die sittlichen Pflichten reichen oder das allgemeine Wohl und dessen Beförderung ein Eingreifen der öffentlichen Autorität erforderlich macht.

Diese Bestimmungen werden hauptsächlich getroffen durch die sogen. Pflichterbtheile, durch welche nicht nur dem Erblasser die Pflicht auferlegt wird, einen gewissen Theil der Hinterlassenschaft bestimmten Personen zuzuwenden, sondern diesen auch die Rechtsforderung auf den bestimmten Erbtheil erwächst. Diese Bestimmungen sind somit ein Schutz für die Verwirklichung der Fürsorge, welche der betreffende Erblasser gewissen Personen schuldet. Sie sind also dann am angemessensten getroffen, wenn sie einestheils hinlänglichen Schutz bieten, anderntheils auch nach Möglichkeit

nicht über den nöthigen Schutz und nicht über die Pflichten des Erblassers hinausgehen, vor allem ihn nicht hindern, unter Einhaltung seiner Pflichten auch andere nützliche und edle Zwecke zu verfolgen.

Die Pflichttheile haben sich, wie aus diesen Erörterungen schon hervorgeht, naturgemäß auf diejenigen zu beschränken, zu deren Obsorge der Erblasser verpflichtet ist. Der Kreis derselben geht gewöhnlich über die nächsten Anverwandten nicht hinaus. Da nun aber zur Fürsorge für diese schon die jedem innewohnende Neigung treibt, so ist es begreiflich, daß manche der Ansicht sind, ein gesetzlicher Schutz sei hier überhaupt nicht nöthig, die natürliche Pietät versage doch nur ausnahmsweise, gesetzliche Bestimmungen seien aber nicht den Ausnahmeverhältnissen, sondern den gewöhnlichen Verhältnissen anzupassen; darum sei volle Testirfreiheit besser als Beschränkungen durch Pflichttheile.

Daß je nach den besondern Verhältnissen von Zeit und Ort die volle Testirfreiheit der natürlichen Bestimmung der irdischen Güter und dem allgemeinen gesellschaftlichen Wohle am besten gerecht werde, soll nicht gerade in Abrede gestellt werden; daß sie aber allgemein und grundsätzlich die beste und allein annehmbare gesetzliche Regelung der testamentarischen Erbfolge sei, muß geläugnet werden.

Das Gegentheil von der vollen Testirfreiheit ist eine derartige Einschränkung der Freiheit, daß sie einer Vernichtung derselben gleichkommt, also ein solch hoher Ansatz der Pflichttheile, daß der freien Verfügung des Erblassers ein verhältnißmäßig geringer Theil übrig bleibt. In dieser Beziehung ist das Napoleonische französische Recht wohl am weitesten gegangen.

Die andern Rechte, wie das römische, das preußische Landrecht, das österreichische, sowie das neue Deutsche Bürgerliche Gesetzbuch gehen einen Mittelweg, indem sie zwar einen Theil der Hinterlassenschaft der gesetzlichen Zwangsvertheilung unterwerfen, einen andern beträchtlichen Theil jedoch der freien Verfügung des Erblassers überlassen.

Die Bestimmungen des französischen Rechts sind folgende:

Art. 913. Die freien Verfügungen, sei es durch Rechtsgeschäft unter Lebenden, sei es durch Testament, dürfen sich nicht auf mehr erstrecken als auf die Hälfte der Güter des Verfügenden, wenn er bei seinem Tode nur ein legitimes Kind hinterläßt; nicht mehr als auf ein Drittel, wenn er zwei, nicht mehr als auf ein Viertel, wenn er drei oder mehr Kinder hinterläßt.

Art. 914. Als Kinder gelten alle Abkömmlinge irgend welchen Grades, jedoch so, daß sie bezüglich der Erbfolge nur für dasjenige Kind zählen, welches sie darstellen, d. h. von welchem sie abstammen.

Art. 915. Es kann nicht über mehr als die Hälfte des Vermögens frei verfügt werden, wenn der Verstorbene zwar kinderlos ist, aber einen oder mehrere Vorfahren sowohl der väterlichen als auch der mütterlichen Linie hinterläßt; bis zu drei Viertel jedoch, wenn er nur in einer Linie Vorfahren hinterläßt.

Art. 916. Sind weder Vorfahren noch Nachkommen mehr vorhanden, dann kann über das ganze Vermögen, sei es durch Zuwendung unter Lebenden, sei es durch letztwillige Verfügung, frei verfügt werden.

Dazu kommen noch die Bestimmungen über die Theilung.

Art. 815. Keiner kann gezwungen werden zum ungetheilten Mitbesitz der Erbschaft; die Theilung kann immer gefordert werden, entgegengesetzte Verbote oder Verträge können das nicht hindern. Während einer beschränkten Zeit kann jedoch durch Uebereinkunft die Theilung verschoben werden; eine solche Uebereinkunft bindet nicht über fünf Jahre, kann jedoch erneuert werden.

Art. 823. Wenn einer der Miterben der Theilung seine Zustimmung verweigert, oder wenn sich über die Art und Weise Zwistigkeiten ergeben, so entscheidet das Gericht summarisch oder überträgt die Sache einem der Richter, auf dessen Bericht hin es dann die Entscheidung trifft.

Art. 826. Jeder der Miterben kann seinen Theil in Natur fordern, sowohl von dem unbeweglichen wie von dem beweglichen Gut der Hinterlassenschaft.

Art. 827. Wenn das unbewegliche Gut nicht füglich kann getheilt werden, so muß zur gerichtlichen Versteigerung geschritten werden.

Das österreichische Gesetz enthält folgende Bestimmungen:

§ 762. Die Personen, welche der Erblasser in der letzten Anordnung bedenken muß, sind seine Kinder, und in deren Ermangelung seine Eltern.

§ 763. Unter dem Namen Kinder werden nach der allgemeinen Regel (§ 42) auch Enkel und Urenkel, und unter dem Namen Eltern alle Großeltern einbegriffen u. s. w.

§ 765. Als Pflichttheil bestimmt das Gesetz jedem Kinde die Hälfte dessen, was ihm nach der gesetzlichen Erbfolge zugefallen wäre.

§ 766. In der aufsteigenden Linie gebührt jedem Notherben ein Drittheil dessen, was er nach der gesetzlichen Erbfolge würde erhalten haben.

§ 774. Der Pflichttheil kann in Gestalt eines Erbtheils oder Vermächtnisses, auch ohne ausdrückliche Benennung des Pflichttheils, hinterlassen werden.

§ 784. Den Notherben steht es frei, der Schätzung (zur richtigen Ausmessung der Pflichttheile) beizuwohnen und ihre Bemerkungen dabei zu machen. Auf eine Feilbietung der Hinterlassenschaftsstücke zur Erhebung des wahren Werthes kann von ihnen nicht gedrungen werden.

§ 796. Ein Ehegatte hat zwar kein Recht auf einen Pflichttheil; es gebührt ihm aber, wenn für den Fall des Ueberlebens keine Versorgung bedungen worden ist, und solange er nicht zur zweiten Ehe schreitet, der mangelnde anständige Unterhalt.

Das gemeine oder römische Recht stellt als Notherben ebenfalls nur 1. die Abkömmlinge des Erblassers, 2. in dessen Ermangelung die Eltern oder sonstige Vorfahren auf. — Die Größe des Pflichttheils ist nie mehr als die Hälfte des gesetzlichen Erbes, häufig nur ein Drittel derselben. — Die Art der Zuwendung ist jedoch so bestimmt, daß der Pflichttheil den Notherben förmlich als Erben und als Erbtheil hinterlassen sein muß; es genügt nicht ein bis zur schuldigen Höhe steigendes Vermächtniß.

Das neue Deutsche Bürgerliche Gesetzbuch trifft folgende Bestimmungen:

§ 2303. Ist ein Abkömmling des Erblassers durch Verfügung von Todes wegen von der Erbfolge ausgeschlossen (d. h. entweder förmlich oder stillschweigend durch Uebergehung), so kann er von dem Erben den Pflichttheil verlangen. Der Pflichttheil besteht in der Hälfte des Werthes des gesetzlichen Erbtheils.

Das gleiche Recht steht den Eltern und dem Ehegatten des Erblassers zu, wenn sie durch Verfügung von Todes wegen von der Erbfolge ausgeschlossen sind.

§ 2307. Ist ein Pflichttheilsberechtigter mit einem Vermächtniß bedacht, so kann er den Pflichttheil verlangen, wenn er das Vermächtniß ausschlägt. Schlägt er nicht aus, so steht ihm ein Recht auf den Pflichttheil nicht zu, soweit der Werth des Vermächtnisses reicht.

§ 2309. Entferntere Abkömmlinge und die Eltern des Erblassers sind insofern nicht pflichttheilsberechtigt, als ein Abkömmling, der sie im Falle der gesetzlichen Erbfolge ausschließen würde, den Pflichttheil verlangen kann oder das ihm Hinterlassene annimmt.

Auf den ersten Blick empfiehlt sich die Bestimmung des neuen Gesetzbuches durch seine Einfachheit und Klarheit. Den höchst wichtigen

Unterschied vom französischen Gesetz hat es mit den Bestimmungen der meisten andern Erbrechte gemein: 1. daß es nicht eine fast gleichmäßige Zwangsvertheilung auf die einzelnen Kinder und Nachkommen anordnet, sondern stets die Hälfte des Vermögens dem Erblasser zur ganz freien Verfügung anheimgestellt sein läßt, sei es, daß er mit derselben irgend eines der Kinder besonders bedenken will, sei es, daß er andere Zwecke, welche ihm am Herzen liegen, damit verfolgt; 2. daß es nicht eine Zerstückelung oder Versteigerung des unbeweglichen Gutes zur Nothwendigkeit macht; kein Erbe kann einen bestimmten Gegenstand verlangen, sondern muß sich mit der Zuwendung des betreffenden Werthes begnügen. Durch letzteres bleibt es dem Erblasser sogar offen, die Theilung oder Veräußerung gewisser Gegenstände beim Antritt der Erbschaft zu verbieten und dieses in seine letztwillige Verfügung mit aufzunehmen.

In der Art und Weise der Zuwendung des Pflichttheils läßt es entschieden eine viel größere Freiheit, als dies das römische Recht gethan hat. Nach anderer Richtung hin, bezüglich der Größe des frei verfügbaren Vermögens, ließ allerdings das römische Recht in vielen Fällen eine noch größere Freiheit als das jetzige deutsche; das österreichische Recht weist nach der einen Seite eine größere, nach der andern Seite eine beschränktere Freiheit auf.

Ein Punkt, in welchem das neue deutsche Recht sich von den andern unterscheidet, besteht darin, daß es auch den überlebenden Ehegatten, und zwar in allen Fällen, mit zu den Notherben und Pflichttheilsberechtigten zählt.

Wie sind diese verschiedenen Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches zu werthen?

Zuerst dürfte bezüglich der Abweichungen vom französischen Rechte so ziemlich das allgemeine Urtheil zu Gunsten des deutschen Rechts lauten. Es genügt, Urtheile von Franzosen anzuführen, welche die Zwangstheilung des Code aufs schärfste verurtheilen. Diese Verurtheilung geht nach zwei Richtungen. Selbst solche, welche die möglichst völlige Gleichstellung aller Kinder und infolgedessen die Beschränkung des frei verfügbaren Theiles des Vermögens befürworten, klagen doch die Zwangstheilung des unbeweglichen Besitzes oder die Zwangstheilung bezüglich der Qualität der hinterlassenen Gegenstände als eine Ursache wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Ruins an. Andere dehnen diese Anklage auch aus auf die Beschränkung der frei verfügbaren Vermögensquote überhaupt. Sie sehen

in dieser Zwangsvertheilung und Zwangstheilung den Grund des Schwindens einer seßhaften Bevölkerung und dauernder Familientraditionen, welche zur sittlichen Tüchtigkeit und zur Zusammengehörigkeit eines Volkes von so großer Bedeutung sind. Es ist kaum fraglich: Für die dauernde Erhaltung einer Familie auf Geschlechter hinaus ist nicht genügend gesorgt, wenn betreffs des Größentheils der Erbschaft nicht einer aus den Nachkommen bevorzugt werden kann; der väterliche Besitz wird alsdann bald überschuldet sein und in andere Hände übergehen müssen. Das ist die wirtschaftliche und infolgedessen auch politische Seite einer zu starken Zwangstheilung. Dazu kommt die moralische Seite. Das Ein- oder Zweikindersystem wollen wir unbesprochen lassen, obgleich unzweifelhaft die Napoleonische Zwangstheilung der Güter ein Hauptgrund dieser Verirrung ist. Gehen wir zu andern Schäden über. Nicht mit Unrecht wird die starke Beschränkung der freien Vermögensverfügung als Schwächung der elterlichen Autorität bezeichnet. Die Kinder wissen sich von vornherein als berechtigt, fast das ganze Vermögen der Eltern als Eigenthum zu erhalten, und verfallen infolgedessen gar leicht der Unbotmäßigkeit den Eltern gegenüber. Haben hingegen die Eltern es in ihrer freien Wahl, die Kinder auf einen kleinen Antheil zu beschränken oder ihnen einen reichlichen Antheil zuzuweisen, so liegt in diesem Umstande allein schon eine mächtige Schranke gegen Unbotmäßigkeit und Zuchtlosigkeit; die Abhängigkeit von den Eltern macht sich an der fühlbarsten Stelle bemerklich, und wo nicht kindliche Liebe und Pietät allein ausreicht, übt die Furcht eine heilsame Nachwirkung aus, um die natürlichen Familienbande fester zu schlingen.

Zu den französischen Organen, welche am lautesten Klage erhoben haben und erheben gegen die Erbgesetze des Code, gehört wohl in erster Linie die Zeitschrift La Réforme sociale. In einer Reihe von Jahrgängen kehren diese Klagen wieder und zwar von den verschiedensten Seiten.

Gleich im ersten Band der 1881 ins Leben getretenen Zeitschrift findet sich S. 15 ff. eine längere Mittheilung aus der Rede des Rechtsgelehrten M. P. Coirard, die derselbe vor dem Gerichtshofe zu Montpellier gehalten hatte. Wir entnehmen ihr folgenden Passus: „Der Familienvater muß die Befugniß haben, dem einen seiner Kinder den betreffenden Erbtheil in unbeweglichen Gütern, dem andern in beweglichen anzuweisen, damit in der Hand des erstern der väterliche Herd kann erhalten werden, der gleichsam als gemeinsame Zufluchtsstätte dienen muß, welche sonst zu Grunde ginge, und damit die andern um so mehr zu

weitern Unternehmungen angespornt werden, welche sich nicht vertragen würden mit einem spärlichen Grundbesitz, in den sie die Zwangstheilung einsetzt. Es müßten ferner auch die gegenseitigen Abmachungen über künftige Erbfolge gesetzlich gestattet sein, unter der einen Bedingung, daß derjenige Vorfahre, dessen Erbschaft in Frage käme, dabei hinzugezogen würde. — Endlich würde es wohl am Platze sein, die frei verfügbare Vermögensquote bis zur Hälfte der Hinterlassenschaft zu erhöhen, wie es schon im Jahre 1803 von Portalis und von den angesehensten Mitgliedern des Staatsrathes befürwortet wurde. So war es früher Gesetz in den Gegenden, wo geschriebenes Recht herrschte, und auch das Gewohnheitsrecht hatte es in mehreren Landestheilen adoptirt; es war durch die Erfahrung erprobt, und es würde in der Gegenwart die Stetigkeit der Familien und der ländlichen Eigenthümer sichern, welche durch die herrschende Zwangstheilung täglich mehr in Frage gestellt wird."

Bd. 3 S. 7 ff. heißt es in einem Referate: „Die Zwangstheilung der unbeweglichen Güter ist ein wahres Uebel; es ist zu hoffen, daß der Tage komme, wo man im wirtschaftlichen Interesse das Uebermaß in derselben ausmerzen wird. . . . Worauf es ankommt, ist, daß der für eine Familie berechnete Besitz in seiner Untheilbarkeit aufrecht erhalten bleibe, daß der Vater, welcher am besten die Interessen, die Bedürfnisse und die Vortheile der Seinen versteht, Herr bleibe, den Besitz zu vertheilen, soweit er ohne Schädigung der Familie die Theilung für thunlich hält, und ihn ungetheilt zu lassen, soweit er es für die Erhaltung und die Stätigkeit der Familie als nöthig erachtet. . . . Unbeständigkeit des Besitzes bewirkt Unstätigkeit der Familien; wo aber die Familie unstät geworden ist, da kann die bürgerliche Gesellschaft nicht mehr auf den morgigen Tag rechnen."

Bd. 4 S. 37 ff. liest man ein beachtenswerthes Urtheil von A. d'Abbadie, Mitglied des französischen Instituts: „Wenn die Verfasser unseres Code das Ergebniß der Zwangstheilung hätten voraussehen können, so würde man sagen, sie hätten die Absicht gehabt, die Gesellschaft Frankreichs zu entwurzeln."

Dieses letzte Urtheil ist zu schonend. Die Theilungsgesetze wurden thatsächlich schon vom Revolutionsconvent beabsichtigt, und zwar, um die alten Familien mit ihren Ueberlieferungen zu vernichten. Napoleon I. hatte ausgesprochenermaßen ebendieselbe Absicht. Dies bezeugt sein Brief an seinen Bruder Joseph vom 5. Juni 1806 (s. Mémoires du roi

Joseph II, 275): „Führe den Code civil in Neapel ein, und alles, was Dir nicht zugethan iſt, wird ſich in wenigen Jahren auflöſen; alles aber, was Du willſt, ſich befeſtigen. Das iſt der große Vortheil des Code civil; er befeſtigt Deine Macht, da er alles, was nicht Fideicammiß iſt, vernichtet, und nur jene großen Häuſer übrig läßt, die Du als Lehen einſetzeſt. Das iſt der Grund, warum ich den Code civil rühme und ihn eingeführt habe."

Dieſe Worte wiegen zur Beurtheilung, d. h. zur Verurtheilung, des Code civil ganze Bände auf. Napoleon war nicht der Mann, der vor wirkſamen Mitteln zurückſchreckte, wenn er einmal ein Ziel gefaßt hatte, und über die Wirkſamkeit der Mittel in einer ſolchen, für ihn ſo wichtigen Sache täuſchte er ſich nicht leicht. Wir können uns daher freuen, daß ganz Deutſchland aus den Feſſeln der franzöſiſchen Zwangstheilung herausgeriſſen iſt. Für weitere Ausführung der bedenklichen Folgen der Zwangstheilung verweiſen wir auf Cathrein, Moralphiloſophie II (3. Aufl.), 337.

Trotz der Verurtheilung der Zwangstheilung nach dem Muſter des franzöſiſchen Code civil braucht nicht jeder geſetzliche Eingriff in die Teſtirfreiheit, noch auch jede Zwangsvertheilung der Erbſchaft, falls ſie in mäßigen Grenzen bleibt, verworfen zu werden. Darüber wurde oben ſchon kurz das Nöthige geſagt. Die genaue Beſtimmung dieſer Grenzen bleibt ſchließlich dem vernünftigen Ermeſſen der poſitiven Geſetzgebung überlaſſen, ohne daß man aus der Verſchiedenheit in den Einzelbeſtimmungen verſchiedener Geſetzbücher auf einen Mangel von Angemeſſenheit und Zuträglichkeit ſchließen könnte. Daß das deutſche Recht ein für allemal in allen Fällen den Pflichttheil bis zur Hälfte des geſetzlichen Erbtheils ausdehnt und auf dieſe Hälfte beſchränkt, ſomit, auch wenn Notherben vorhanden ſind, dem Erblaſſer ſtets die Freiheit wahrt, über die Hälfte ſeines Beſitzes ganz nach freiem Ermeſſen zu verfügen, dürfte eine nicht unmäßige Beſchränkung der Freiheit ſein. Dieſe Geſetzesbeſtimmungen ſind alſo nach dieſer Hinſicht der Billigkeit entſprechend.

Was endlich den letztern oben berührten Punkt angeht, welcher das neue deutſche Geſetz von den meiſten andern Erbrechten unterſcheidet, die Beſtellung des hinterbliebenen Ehegatten als Notherben: ſo iſt auf die Bevorzugung des hinterbliebenen Ehegatten ſchon vorhin von uns aufmerkſam gemacht. Dieſelbe paſſende Rückſichtnahme, welche bei den Beſtimmungen über die geſetzliche Erbfolge maßgebend war, hat hier bei dem Geſetz über die Notherben und deren Pflichttheile geherrſcht. Dort fanden

wir sie im Einklang mit der christlichen Auffassung der Ehe und der Innigkeit der ehelichen Gemeinschaft; dasselbe müssen wir hier sagen.

Leider gesellen sich zu diesen der Billigkeit ganz entsprechenden Bestimmungen im Einführungsgesetze einige Vorschriften, welchen der alte Zopf der Gespensterfurcht vor kirchlichen und religiösen Instituten noch nachhängt. Uns geht hier besonders Artikel 87 an. Er lautet: „Unberührt bleiben die landesgesetzlichen Vorschriften, welche die Wirksamkeit von Schenkungen an Mitglieder religiöser Orden oder ordensähnlicher Congregationen von staatlicher Genehmigung abhängig machen.

„Unberührt bleiben die landesgesetzlichen Vorschriften, nach welchen Mitglieder religiöser Orden oder ordensähnlicher Congregationen nur mit staatlicher Genehmigung von Todes wegen erwerben können. Die Vorschriften des Art. 86, Satz 2 finden entsprechende Anwendung.

„Mitglieder solcher religiöser Orden oder ordensähnlicher Congregationen, bei denen Gelübde auf Lebenszeit oder auf unbestimmte Zeit nicht abgelegt werden, unterliegen nicht den in Absatz 1, 2 bezeichneten Vorschriften."

Es stehen uns nicht alle Rechtsbestimmungen der verschiedenen deutschen Länder und Ländchen zu Gebote; es scheinen aber nur einige kleinstaatliche Verordnungen in dieser Kleinkrämerei und Engherzigkeit sich zu gefallen. Preußen wenigstens will seine ihm eigenthümlichen ordensfeindlichen Vorschriften nicht vom 19. Jahrhundert dem 20. überliefern lassen. Diese landrechtlichen Bestimmungen lauten freilich noch radicaler als Art. 87 des Einführungsgesetzes, insofern „nach abgelegten Klostergelübden Mönche und Nonnen in Ansehung aller weltlichen Geschäfte als verstorben angesehen" werden, und „unfähig sind, Eigenthum oder andere Rechte zu erwerben, zu besitzen oder darüber zu verfügen", und dies zwar so, daß weder sie noch das Kloster irgend einen Anspruch auf Erbtheile habe, und die freigebige Zuwendung an dieselben in sehr beschränktem Maße erfolgen könne (Pr. Landrecht Th. 2 Tit. 11 §§ 1199—1205). Zwar sollte es scheinen, daß diese abnormen Bestimmungen durch die Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850 aufgehoben seien, da Art. 10 bestimmt, daß „der bürgerliche Tod nicht mehr stattfinde". Allein richterliches Verfahren aus neuer Zeit ist den Ordensleuten zulieb anderer Ansicht. So ist es denn von Werth, daß an den Paragraphen des neuen deutschen Gesetzbuches nicht mehr zu deuteln ist. Das preußische Landrecht macht den Erwerb von Todes wegen für die Ordensleute nicht von staatlicher Genehmigung abhängig, sondern

macht solchen Erwerb einfachhin unmöglich oder ungiltig. Diese landesgesetzliche Vorschrift bleibt nicht mehr unberührt vom neuen Reichsgesetz, sondern fällt wegen der Reichsgesetze weg; jene landesgesetzliche Vorschrift, die unberührt bleiben würde, hat im preußischen Landrecht, weil sinnlos, keinen Platz.

Es ist sehr zu bedauern, daß durch jene Artikel des Einführungsgesetzes ein verhängnißvoller Riß in das neue Erbrecht gebracht ist. Die sonstigen Bestimmungen sind mit solcher Umsicht und so sehr nach Billigkeit getroffen, daß sie durchgehends als bindende Regeln nicht nur vor Gericht, sondern auch von vornherein für das Gewissen gelten sollten. Allein Art. 86 und 87 müssen dem Katholiken als ein so in die Augen springender Eingriff in das kirchliche Recht gelten, daß von Verbindlichkeit im Gewissen nicht die Rede sein kann; sie sind, um einen bei anderer Gelegenheit zur Culturkampfszeit vom verstorbenen edeln Grafen v. Landsberg-Velen angewandten Ausdruck zu gebrauchen, Windeiern gleich; sie haben die äußere Schale eines Gesetzes ohne allen verpflichtenden Gehalt. Kirchliche Institute und kirchliche Genossenschaften unterstehen der kirchlichen Autorität, sie sind eine Stätte der Kirche; die Kirche Christi aber hat Recht auf Existenz und auf Existenzmittel nicht vom Staat oder nach staatlichen Gesetzen, sondern über alle Staatsgesetze hinaus von Christus selber. Wenn aber einmal solche für das Gewissen unannehmbare Bestimmungen in der Gesetzessammlung auftauchen, dann schwindet auch für die andern Bestimmungen die Garantie, auf Annehmbarkeit und Verbindlichkeit vor dem Gewissen von vornherein erkennen zu können; ja es wird die Vorsichtsmaßregel nahe gelegt, die einzelnen Bestimmungen nachzuprüfen und bei der Verpflichtung nach außen hin und vor Gericht so lange stehen zu bleiben, bis sich ein nöthigender Grund ergibt, dieselbe bis zu einer vom Gericht und äußern Forum unabhängigen sofortigen Gewissensverpflichtung zu erweitern.

Das eine kann auch bei jenen kirchenfeindlichen Bestimmungen als Wohlthat bezeichnet werden, daß sie nicht in den Grundstock des Bürgerlichen Gesetzbuches Eingang gefunden haben, sondern dem dritten Abschnitt des Einführungsgesetzes einverleibt sind. Wenn diese auch nicht gerade wie die Artikel des vierten Abschnittes „Uebergangsvorschriften" sind, sondern an sich stätige Vorschriften bleiben, so ist dennoch im allgemeinen für diesen Abschnitt der Weg gewiesen und der Wunsch gewissermaßen zum Ausdruck gekommen, daß die Sondergesetze der einzelnen Länder möglichst

bald in Wegfall kommen oder mit den allgemeinen Reichsgesetzen in Einklang gebracht würden. Das bringt Art. 3 des Einführungsgesetzes in Erinnerung: „Soweit in dem Bürgerlichen Gesetzbuch ... bestimmt ist, daß landesgesetzliche Vorschriften unberührt bleiben oder erlassen werden können, bleiben die bestehenden landesgesetzlichen Vorschriften in Kraft und können neue landesgesetzliche Vorschriften erlassen werden."

Möchte also nur bald durch neue landesgesetzliche Vorschriften in ganz Deutschland auch in den getadelten Punkten wahre Parität und Gleichheit aller vor dem Gesetze geschaffen werden.

Aug. Lehmkuhl S. J.

Ein goldenes Jubiläum der Chemie.

Es war vor hundert Jahren, daß der berühmte französische Chemiker Berthollet dem Aegyptischen Institut zu Kairo seine neuen Ansichten über die chemische Verwandtschaft vorzulegen begann.

Auf seinem abenteuerlichen Zuge nach Aegypten hatte Napoleon nicht nur eine tapfere Armee, sondern, großartig und allseitig wie er war, auch einen auserwählten Kreis von Gelehrten aller Branchen mitgenommen. Ihre Kenntnisse sollten nicht nur dem Nutzen seiner Armee und der Wohlfahrt des neuen Landes dienstbar sein, durch die frische, vielseitige Anregung in so ganz neuen Verhältnissen und Gelegenheiten sollten sie auch erweitert und bereichert werden. So wollte er die Adler seiner siegreichen Armee auch im Glanze französischer Humanität und Wissenschaft erstrahlen lassen. In Kairo wurde denn das sogen. „Aegyptische Institut" gegründet und, um es vor Unthätigkeit und Versumpfung zu bewahren, durch ein alle zehn Tage erscheinendes Journal „Die ägyptische Dekade" zu ernsten, wissenschaftlichen Arbeiten angehalten.

Nach dem in grausamer Weise unterdrückten Aufstand in Kairo (October 1798) und besonders seit dem Zuge Napoleons gegen Syrien (11. Februar 1799) mußten die französischen Soldaten in Aegypten überall große Vorsichtsmaßregeln anwenden, um blutiger Rache der erbitterten Feinde zu entgehen. Die Gelehrten des Instituts fanden es nicht gerathen,

Digitized by Google

ſich über die Thore Kairos hinaus zu wagen. So fand denn Berthollet Zeit und Muße genug, über ein Lieblingsthema, die wichtige Frage der chemiſchen Verwandtſchaft, weiter nachzugrübeln und eine Abhandlung zu ſchreiben, die er bereits im Meſſidor des Jahres VII (Juni 1799) vorzuleſen begann.

Allein Unfälle der franzöſiſchen Armee in Italien und am Rheine gegen die Oeſterreicher, ferner Nachrichten über das Directorium bewogen Napoleon zur Rückkehr nach Paris (Auguſt 1799). Berthollet begleitete ihn, und ſo kam es, daß ſeine berühmte Abhandlung „Unterſuchungen über die Geſetze der chemiſchen Verwandtſchaft“ erſt 1801 in Paris erſchien im dritten Bande der Memoiren des Nationalinſtitutes und gleichzeitig in einem beſondern Abdruck.

In deutſcher Sprache wurde ſie 1802 durch E. G. Fiſcher (Berlin bei G. C. Nauck) herausgegeben. Leicht zugänglich iſt ſie jetzt als Band 74 von Oſtwalds „Klaſſikern der exacten Wiſſenſchaften“ (Leipzig 1896), mit treffenden Anmerkungen verſehen[1]. Aber erſt in den letzten Jahrzehnten iſt dieſe Arbeit Bertholletſ und ihr bahnbrechender Gedanke gewürdigt worden, erſt jetzt ſind ſeine Anſichten, wenn auch in etwas veränderter Form, ſo doch dem Weſen nach zur Geltung gekommen und bedingen einen ganz bedeutenden Wendepunkt in der Geſchichte der theoretiſchen Chemie.

Von allem, was Napoleon Großartiges auf ſeinem Zuge nach Aegypten geleiſtet, iſt nur eines geblieben: die Triumphe der Wiſſenſchaft des Aegyptiſchen Inſtituts.

Auch Bertholletſ Abhandlung wird unſterblich bleiben in den Annalen der theoretiſchen und phyſikaliſchen Chemie. So wollen wir denn zum Andenken an das Centenarium dieſer epochemachenden Arbeit drei Fragen löſen.

Erſtens: Welches ſind die grundlegenden, charakteriſtiſchen Gedanken in Bertholletſ „Unterſuchungen über die Geſetze der Verwandtſchaft“?

Zweitens: Warum blieben ſie ſo lange ohne Einfluß auf die Entwicklung der Chemie?

---

[1] Im Jahre 1803 erſchien Bertholletſ berühmtes Werk Essai de statique chimique in zwei Bänden, im Grunde nichts anderes als eine Verarbeitung ſeiner „Unterſuchungen über die Geſetze der Verwandtſchaft“. „Von dem Bedürfniſſe nach möglichſter Allgemeinheit“, ſagt Oſtwald, „und nach klaſſiſcher Darſtellungsweiſe getrieben, hat Berthollet ſeinem Werke den größten Theil der Friſche und Anſchaulichkeit entzogen.“

Drittens: Wann und wie sind sie wieder erstanden?

Da selbst Fachgelehrte wissen, wie schwierig es ist, in die ganz neuen Begriffe und Anschauungen der heutigen Chemie sich hineinzuleben und aus dem Wirrwarr von einzelnen Thatsachen und Detailgesetzen allgemein giltige Sätze über chemische Affinität aufzustellen, so kann die Antwort auf obige Fragen nur den Zweck haben, in möglichster Kürze und Einfachheit eine gewisse Einsicht in die Bedeutung Berthollets und in die Fortschritte der neuern wissenschaftlichen Chemie zu geben.

I. Welches sind Berthollets grundlegende, charakteristische Gedanken?

Claude Louis Berthollet, geboren 9. November 1748 zu Talloire in Savoyen, gestorben 6. November 1822 zu Paris, durchlebte eine Zeit, in welche die Anfänge einer wissenschaftlichen Chemie fallen. Indem Lavoisier (1743—1794) die Wage als wichtigstes Instrument in das chemische Laboratorium einführte, stürzte er die Phlogistontheorie und brachte an deren Stelle eine richtige Erklärung der Verbrennungs-, Oxydations- und Reductionsprocesse. Jer. Benj. Richter (1762—1807) hat für Verbindungen von Säuren mit Basen zu Salzen das Gesetz der constanten Gewichtsverhältnisse gefunden. Proust, ein Franzose (1755—1826), bewies dieses Gesetz für alle chemischen Verbindungen. Der Engländer Dalton (1766 bis 1844) kam bei Untersuchung gasförmiger Verbindungen auf das Gesetz der Multipla, auf ein Gesetz, welches in ihm die Grundzüge der chemischen Atomtheorie reifte.

Einer der eifrigsten Vertreter dieser Theorie war Berzelius, ein Schwede (1779—1848). Ihm verdanken wir das allgemeine Gesetz der Zusammensetzung chemischer Verbindungen mittelst der Verbindungs- bezw. Atomgewichte. Er ist der erste, der die relativen Atomgewichte möglichst genau und so wenig willkürlich, als es damals möglich war, bestimmt hat; ferner der erste, der zu diesem Zwecke auch die Volumgesetze Gay-Lussacs (1778 bis 1850) und die Regel Avogadros (1776—1856) mit hineingezogen und verwerthet hat.

Aber wie sah es mit der chemischen Affinität aus? Es gibt Stoffe, z. B. Wasserstoff und Sauerstoff, welche sich direct miteinander chemisch verbinden, d. h. mit Stoffwandlung unter Bildung des neuen Stoffes Wasser. Die Verbindung erfolgt mit ganz enormer Wärmeentwicklung. Man sagt: Wasserstoff hat große chemische Affinität zu Sauerstoff, und

umgekehrt. Aehnlich hat Waſſerſtoff große Affinität zu Chlor. Aber die Affinität von Chlor zu Sauerſtoff iſt gering; denn deren Verbindungen entſtehen nie direct, ſondern nur indirect, d. h. ſo nebenbei, bei Gelegenheit anderer chemiſchen Proceſſe, ſie zerfallen auch leicht wieder, nicht ſelten mit heftiger Exploſion, während Waſſer erſt bei 1000° ſich langſam zu zerſetzen beginnt, ſo daß bei 2500° C. erſt die Hälfte des Waſſers in ſeine Beſtandtheile, Waſſerſtoff und Sauerſtoff, getrennt iſt. Eine chemiſche Verbindung von Fluor und Sauerſtoff darzuſtellen, iſt bis heute überhaupt nicht gelungen. Fluor und Sauerſtoff haben daher ſo ſagt man, gar keine Affinität zu einander.

„Unter allen," ſagt Berthollet, „welche ſich mit dieſem Gegenſtand beſchäftigt haben, hat ſich unſtreitig Bergmann (ein Schwede, 1735—1784) das meiſte Verdienſt erworben." Bergmanns Abhandlung über die Wahlverwandtſchaft (1775) gibt ſo recht die Anſchauung ſeiner Zeit über die Geſetze der Affinität, eine Anſchauung, die ſich in der Sprachweiſe bis in die letzte Zeit erhalten hat. Was das Weſen der Affinität betrifft, ſo hielt man ſie für eine Kraft, die entweder identiſch mit der allgemeinen Gravitation oder ihr wenigſtens ähnlich war. Daran hielt auch Bergmann feſt. Daß die Affinität andern Geſetzen unterworfen ſei als die allgemeine Maſſenanziehung, habe ſeinen Grund in der verſchiedenen Geſtalt der Atome. So komme es, daß ein Stoff zu gewiſſen Stoffen chemiſche Affinität zeige, zu andern dagegen keine, während infolge der Gravitation alle Stoffe ſich phyſikaliſch, d. h. ohne Stoffwandlung, anziehen. Die Stärke der Gravitationsanziehung hängt nicht wie die chemiſche Affinität von der Natur der Stoffe bezw. von der Geſtalt der Atome, ſondern bloß von den Maſſen der Stoffe ab.

Auch Berthollet betrachtete die Affinität als verwandt mit der Schwerkraft, zog aber aus dieſer an und für ſich willkürlichen Annahme einen Schluß von der größten Tragweite, welcher ihn in Gegenſatz zu Bergmann und allen Chemikern ſeiner Zeit brachte, der aber erſt in den letzten Jahrzehnten durch Thatſachen der Erfahrung ſeine volle Beſtätigung erhielt.

Ein Beiſpiel möge den Gegenſatz der Anſchauung beleuchten.

Bringt man Chlor in eine Löſung von Bromnatrium, ſo erhält man eine Löſung von Chlornatrium und gelöſtes Brom:

$$\text{Chlor} + \text{Bromnatrium} = \text{Chlornatrium} + \text{Brom}.$$

Chlor hat demnach ſtärkere Affinität zu Natrium als das Brom, denn es

verdrängt das Brom, und zwar so lange, als noch Bromnatrium vorhanden ist bei überschüssigem Chlor, oder so lange, als noch Chlor vorhanden ist bei überschüssigem Bromnatrium.

Nach Bergmann ist also dieser chemische Proceß (eine einfache Wahlverwandtschaft, electio simplex) ein totaler; denn der Grund des Processes ist die größere Affinität des Chlors zu Natrium. Daher ist nach Bergmann der umgekehrte Proceß:

Brom + Chlornatrium = Bromnatrium + Chlor,

einfachhin unmöglich. Wenn daher Stoff B größere Affinität zu A hat als C, so haben wir einen totalen, nicht umkehrbaren Proceß, nämlich: $AC + B = AB + C$.

Auf diese Weise hat man die sogen. relativen Verwandtschaftstafeln aufgestellt, z. B. der Basen (Metalloxyde) in Bezug auf Schwefelsäure, oder der Säuren (Metalloidoxyde) in Bezug auf Kalk u. s. w.

Kalk	Schwefelsäure
Kohlensäure	Thonerde
Salzsäure	Ammoniak
Schwefelsäure	Kalk
Oxalsäure	Kali
	Baryt.

Die Bedeutung der Tafel z. B. für Kalk ist folgende:

Die Kohlensäure des kohlensauren Kalks wird sowohl durch Salzsäure als auch durch Schwefelsäure und Oxalsäure ausgetrieben, die Salzsäure des salzsauren Kalks nur durch Schwefelsäure und Oxalsäure, und die Schwefelsäure des oxalsauren Kalks nur durch Oxalsäure. Oxalsäure hat also die größte, Kohlensäure dagegen die geringste Affinität zu Kalk.

Es zeigte sich indessen bald, daß die Tafeln bezw. die Reihenfolgen der Stoffe nach der Affinität sich änderten je nach der Art des Processes, d. h. je nachdem die Stoffe AC und B in Lösung oder in trockenem Zustand aufeinander einwirkten. Aber auch bei ein und demselben Proceß erschien die Temperatur als von bedeutendem Einfluß auf die Affinität der Stoffe. Diesen Einfluß gab man zu, ohne ihn zu erklären; der Einfluß des nassen oder trockenen Processes wurde auf den der Temperatur zurückgeführt, da der trockene Proceß meist nur in großer Hitze durch Schmelzen der Stoffe ausgeführt wird. Aber ein anderer Einfluß sei nicht vorhanden; vor allem komme es gar nicht auf die relativen Massen der Stoffe AC und B an.

Aehnlich ist es bei der sogen. doppelten Verwandtschaft. Wenn die Affinität von B zu A größer ist als die von B zu D und als die von A zu C, so werden die beiden Verbindungen AC und BD sich total zersetzen:

$$AC + BD = AB + CD,$$

z. B. salpetersaures Silber + Chlornatrium, beide gelöst, = Chlorsilber (weißer Niederschlag) + salpetersaures Natrium.

Auch hier ist die Affinität allein maßgebend für die Zersetzung; auf die Massen, welche aufeinander wirken, kommt es absolut nicht an. „Man hat", schreibt Berthollet, „die Idee von der Unveränderlichkeit dieser Kraft so weit getrieben, daß berühmte Scheidekünstler versucht haben, die Wahlverwandtschaften (Affinitäten) der verschiedenen Stoffe durch Zahlen vorzustellen, welche, untereinander verglichen, ihre Kräfte ausdrücken sollten und zwar unabhängig von der vorhandenen Menge."

Ganz anders Berthollet. „Ich habe mir vorgenommen," sagt er, „in dieser Abhandlung zu beweisen, daß die Wahlverwandtschaften nicht als absolute Kräfte wirken, vermittelst welcher ein Stoff durch einen andern geradezu aus seiner Verbindung verdrängt werden könnte; sondern daß in allen Zusammensetzungen und Zersetzungen, welche eine Wirkung der Wahlverwandtschaft sind, sich die Unterlage der Verbindung, d. h. derjenige Stoff, auf welchen zwei andere Stoffe mit entgegengesetzten Kräften wirken, zwischen diesen beiden Stoffen theile, und daß das Verhältniß der Theilung nicht bloß von der Stärke der Verwandtschaften, sondern auch von der vorhandenen Menge der wirkenden Stoffe abhänge, so daß zur Hervorbringung gleicher Grade der Sättigung die Menge ersetzen kann, was der Verwandtschaft an Kraft abgeht." [1]

Die chemische Action eines Stoffes auf einen andern ist demnach bedingt nicht bloß durch seine chemische Affinität, sondern wesentlich auch durch die Menge p des Stoffes. Bezeichnen wir demnach die chemische Affinität der Mengeneinheit mit k, so ist die Stärke der chemischen Action gegeben durch das Produkt pk.

Dieses Produkt bezeichnet Berthollet mit Masse; andere wählten dafür, um Mißverständnisse zu vermeiden, den Ausdruck chemische

[1] Es sei A eine Säure, welche sich mit zwei Basen, mit B oder mit C zu Salzen verbinden kann. A wäre also hier im Sinne Berthollets die Unterlage, in welche die beiden Basen B und C, wenn sie gleichzeitig mit A in Action treten, sich theilen werden im Verhältniß ihrer chemischen Massen.

Digitized by Google

Masse. Bloß Analogie mit der Schwerkraft hatte Berthollet auf das Gesetz der Massenwirkung, d. h. auf eine Definition der chemischen Kraft gebracht, welche ganz im Widerspruch stand mit der althergebrachten Anschauung, wonach nicht die Menge, sondern bloß die unveränderliche Affinität eines Stoffes die Ursache einer chemischen Einwirkung sein kann.

Nach Berthollet kann es an und für sich nur partielle Reactionen geben, welche einem chemischen Gleichgewicht zustreben. Wenn B auf AC einwirkt infolge großer Affinität (wie Bergmann sagen würde), so wird nach einer bestimmten kleinen Zeit ein Theil von B mit einem Theil von A sich verbunden haben, wofür ein Theil von C frei geworden ist. Die noch übrige Menge von B kann nach Berthollet nicht mehr so wirksam sein wie die ursprüngliche ganze Menge. Außerdem ist ein Stoff C entstanden, welcher rückwärts zu bilden strebt, indem er mit A sich wieder zu verbinden und B wieder frei zu machen sucht. Er wird trotz der geringern Affinität in dem Maß stärker einwirken, je weiter der Proceß voranschreitet, d. h. je mehr B ab- und er infolge dessen an Menge zunimmt.

Wir haben also zuerst Bildung von AB aus AC:

$$AC + B = AB + C,$$

dann aber wiederum Rückbildung von AC aus AB:

$$AB + C = AC + B.$$

Nach einer gewissen Zeit wird die Bildung von AB aus AC mit der Rückbildung von AC aus AB sich Gleichgewicht halten; wir haben Berthollets chemisches Gleichgewicht, weshalb er seinem größern Werke den Namen „Versuch einer chemischen Statik" gegeben hat.

Nach Bergmann muß man schreiben:

$$AC + B = AB + C,$$

d. h. der Proceß ist total, weil die größere Affinität von B allein wirksam ist, und zwar so lange, als noch C aus AC ausgetrieben werden kann.

Nach Berthollet muß man (in der Zeichensprache der jetzigen Chemie) schreiben:

$$AC + B \rightleftarrows AB + C,$$

d. h. der Proceß ist partiell, C in AC ist nur zum Theil durch B ersetzt, denn wir haben einerseits den Proceß

$$AC + B \rightarrow AB + C,$$

andererseits aber wieder

$$AB + C \rightarrow AC + B,$$

alſo ſchließlich ein Gemiſch der Stoffe

AC, AB, B und C.

B und C haben ſich alſo in A (Unterlage im Sinne Bertholets) getheilt und zwar im Verhältniß der chemiſchen Maſſen. Der Proceß iſt partiell, weil umkehrbar.

Nach Bergmann iſt der Proceß

$$AC + B = AB + C$$

nicht umkehrbar, weil C infolge der geringern Affinität auf AB nicht einwirken kann.

Wenn nach Bergmann der Proceß ſtattfindet:

Chlor + Bromnatrium = Chlornatrium + Brom,

ſo iſt nach ihm der umgekehrte Proceß:

Chlornatrium + Brom = Bromnatrium + Chlor

einfach unmöglich.

Nach Berthollet iſt er aber möglich, entſprechend der Erfahrung, wenn durch die Menge von Brom ſeine geringere Verwandtſchaft erſetzt wird; nach ihm iſt auch der erſte Proceß nicht total, ſondern partiell.

Nur in zwei Hauptfällen ergibt ſich aus Bertholets Princip ein totaler Proceß, nämlich wenn eines der Endproducte gasförmig entweicht oder in der reſultirenden Löſung ganz unlöslich iſt. Iſt in

$$AC + B \rightarrow AB + C$$

C gasförmig, ſo entweicht dieſer Stoff, er wird dem Feld der Reaction entzogen, kann alſo nicht zerſetzend auf AB zurückwirken; B wird alſo, da es keinen Gegner hat, AC vollſtändig, total zerſetzen. Dasſelbe tritt ein, wenn AB oder C in der reſultirenden Löſung unlöslich iſt; denn dann wird es, wenigſtens in dieſer Löſung, ebenfalls der chemiſchen Action entzogen. Miſcht man Löſungen von ſalpeterſaurem Silber und Chlornatrium, ſo entſteht ein weißer Niederſchlag von Chlorſilber in einer Löſung von ſalpeterſaurem Natrium, und zwar iſt der Proceß total; d. h. iſt hinreichend Chlor vorhanden, nämlich ſo viel als nöthig, um mit allem vorhandenen Silber Chlorſilber bilden zu können, ſo wird auch wirklich alles Silber ſich mit Chlor verbinden, das ſalpeterſaure Silber wird total zerſetzt. Der Grund liegt aber nicht nach Bergmann in der größern Affinität des Silbers zu Chlor als zu Salpeterſäure und des Natriums zu Salpeterſäure als zu Chlor, ſondern weſentlich in der Unlöslichkeit des Chlorſilbers in der Löſung von ſalpeterſaurem Natrium.

Das ſind Berthollets grundlegende und dauernde Gedanken. Die ſtrengen Beweiſe dafür, z. B. die Beweiſe für die Exiſtenz partieller Reactionen, ſind freilich erſt in den letzten Jahrzehnten gegeben worden, desgleichen die wahre Form für die Bedingung des chemiſchen Gleichgewichts mit Hilfe des Geſetzes der Maſſenwirkung. Aber kein Fachmann der neuern Verwandtſchaftslehre kann ohne hohen Genuß Berthollets Abhandlung leſen; an vielen Stellen iſt die Uebereinſtimmung mit den jetzigen Anſchauungen und Bezeichnungen eine ſo überraſchende, daß man ganz vergißt, eine Schrift aus dem vorigen Jahrhundert vor ſich zu haben.

Wie kommt es aber, daß ſo bahnbrechende Gedanken mehr als ein halbes Jahrhundert der Vergeſſenheit anheimfielen?

II. Warum blieben Berthollets Gedanken ſo lange ohne Einfluß auf die Chemie?

Aufſehen und zwar außergewöhnliches Aufſehen hat ſeine Schrift ſofort nach ihrem Erſcheinen hervorgerufen. 1801 gedruckt, wurde ſie ſchon 1802, und zwar in Berlin, ins Deutſche überſetzt, was doch ſicher nicht allein dem franzöſiſchen Einfluß jener Zeit zuzuſchreiben iſt. Ferner theilte Berthollets Abhandlung, kaum erſchienen, die Chemiker ſeiner Zeit in zwei Lager: die einen für ihn, die andern, Prouſt an der Spitze, gegen ihn. Wie es gewöhnlich in ſolchen Fällen geht, mag den meiſten, welche ganz in die alten Anſchauungen eingelebt waren, Kraft und Freiheit des Geiſtes gefehlt haben, die ganz neuen fremden Ideen zu verſtehen, geſchweige denn zu würdigen. Andere erfaßten ſie, waren aber gleichwohl dagegen. Ein ſchwacher Punkt war es, wo Prouſt ſeine Hebel anſetzte. Der Streit mit Berthollet zog ſich faſt acht Jahre lang hin bis 1807 und endete mit dem Siege Prouſts. Die Folge war, daß damit alle Anſchauungen Berthollets, auch ſein großartiger Gedanke über das Geſetz der chemiſchen Maſſen und das daraus ſich ergebende chemiſche Gleichgewicht, fallen gelaſſen und vollſtändig vergeſſen wurden. Wo lag nun der ſchwache Punkt in Berthollets Abhandlung?

Da nach ihm zwei Stoffe, z. B. zwei Baſen B und C, ſich in eine beſtimmte Menge Säure A theilen nach dem Verhältniß ihrer chemiſchen Maſſen (Product aus Affinität und Menge), und das iſt ja der Kernpunkt in Berthollets Lehre, ſo müßte man durch ſucceſſive Aenderung der relativen Mengen von B und C bewirken können, daß A in allen möglichen Verhältniſſen mit B und mit C ſich verbindet. Ein Geſetz von

conſtanten Gewichtsverhältniſſen chemiſcher Verbindungen oder ein Geſetz der ſprungweiſen Zuſammenſetzung und der Multipla erſcheint alſo nach Berthollet einfachhin unmöglich.

Nun aber datiren gerade aus jener Zeit die Geſetze der conſtanten Gewichtsverhältniſſe chemiſcher Verbindungen, d. h. ſolcher Verbindungen, welche im Gegenſatz zu phyſikaliſchen Gemiſchen andere, neue chemiſche und phyſikaliſche Eigenſchaften aufweiſen als die Beſtandtheile, aus denen ſie entſtanden ſind. Schwefelſaurer Kalk iſt eine chemiſche Verbindung von Schwefelſäure mit Kalk; denn er iſt keine Säure, keine Baſe (Kalk), ſondern ein Salz. Die Verbindung von Alkohol mit Waſſer iſt aber bloß phyſikaliſcher Natur, weil ſie ſowohl die Eigenſchaften des Alkohols als die des Waſſers beſitzt, mehr die des Alkohols oder Waſſers, je nachdem Alkohol oder Waſſer an Menge überwiegt. Für chemiſche Verbindungen gelten folgende drei Geſetze:

1. Wenn zwei Stoffe A und B ſich chemiſch zu AB verbinden, ſo iſt das Gewichtsverhältniß der Mengen, die ſich verbinden, ein conſtantes, oder die procentiſche Zuſammenſetzung der chemiſchen Verbindung iſt immer dieſelbe, wie ſie auch entſtanden ſein mag.

Waſſer bildet ſich ſtets aus 2 Volumen Waſſerſtoff und 1 Volumen Sauerſtoff oder aus 1 Gewichtstheil Waſſerſtoff und 8 Gewichtstheilen Sauerſtoff. Sind 3 Volumen Waſſerſtoff da, ſo bleibt eben 1 Volumen davon übrig; ähnlich wenn 2 Volumen Sauerſtoff angewendet würden, es bleibt eines übrig. Man kann alſo durch Verwendung von mehr Waſſerſtoff oder Sauerſtoff nicht bewirken, daß das Waſſer relativ reicher an Waſſerſtoff oder Sauerſtoff werde. Richter hatte dieſes Geſetz ſchon in ſeinen „Anfangsgründen der Stöchiometrie oder Meßkunſt chemiſcher Elemente (1792—1794)“ bewieſen für die Verbindung von Säuren mit Baſen zu Salzen. Prouſt dehnte es auch auf andere Verbindungen aus.

2. Wenn aber zwei Stoffe A und B ſich chemiſch in mehrfachem Verhältniß verbinden, ſo iſt doch die Aenderung des Verhältniſſes keine ſtetige wie bei phyſikaliſchen Gemiſchen, wo z. B. jede beliebige Menge Alkohol mit Waſſer ſich miſcht, ſondern eine ſprungweiſe, und zwar ſo, daß die Mengen B, welche ſich etwa mit 100 A verbinden, ſich verhalten wie einfache rationale Zahlen. Geſetz der Multipla.

Den erſten Theil dieſes Geſetzes, nämlich die ſprungweiſe Zuſammenſetzung, hat bereits Prouſt 1799 ausgeſprochen und bewieſen. Seine erſten Beiſpiele waren zwei Sauerſtoffverbindungen des Zinns und zwei Ver-

bindungen von Eisen mit Schwefel. Es gibt zwei Zinnoxyde mit je charakteristischen Eigenschaften. Jedes hat ein constantes Gewichtsverhältniß, das erste mit 88 Theilen Zinn und 12 Sauerstoff, das zweite mit 79 Theilen Zinn und 21 Sauerstoff. Aber zwischen beiden gibt es keine andern Oxyde, in welchen das Verhältniß von Sauerstoff und Zinn sich stetig so ändert, daß man durch alle möglichen Variationen von einem Oxyd ohne Sprung zum zweiten gelangt. Aehnlich für die Eisensulfide. Hätte Proust die kleine Rechnung zugefügt, wieviel Sauerstoff in den beiden Oxyden auf dieselbe Menge, z. B. 100 Theile Zinn kommt, so hätte er erhalten: 14 Theile im ersten und 28 Theile im zweiten Oxyd, und wäre so Urheber des Gesetzes der Multipla geworden, welches bald darauf 1802 von Dalton für gewisse gasförmige Verbindungen, für Grubengas und Aethylen, welch letzteres bei gleicher Menge Wasserstoff doppelt so viel Kohlenstoff enthält als ersteres, ferner für Kohlenoxyd und Kohlensäure bewiesen und als allgemeines Gesetz aufgestellt wurde.

3. Das dritte Gesetz verdanken wir Berzelius (1807); es bezieht sich auf beliebige Verbindungen zwischen Stoffen und lautet: „Zwei Stoffe A und B verbinden sich untereinander chemisch in jenen Gewichtszahlen, in welchen sie sich mit einem dritten Stoff C verbinden oder ihn ersetzen, oder in einem Multiplum dieser Zahlen."

1 Theil Wasserstoff verbindet sich mit 8 Theilen Sauerstoff, mit 16 Theilen Schwefel, mit 35,4 Cl, mit 127 Jod; diese Zahlen heißen Verbindungsgewichte oder Aequivalentgewichte (in Bezug auf die Fähigkeit, sich mit 1 Theil Wasserstoff zu verbinden). 1 Theil Wasserstoff in Wasser oder Säuren kann ersetzt werden durch 23 Theile Natrium, 28 Theile Eisen, 32 Theile Zink. 23, 28, 32 heißen Ersetzungsgewichte oder Aequivalentgewichte (in Bezug auf die Fähigkeit, 1 Theil Wasserstoff zu ersetzen).

Wenn nun Sauerstoff und Schwefel sich verbinden, muß dies infolge des Satzes in denselben Gewichtszahlen geschehen, nämlich 8 und 16, in welchen sie 1 Theil Wasserstoff äquivalent sind, oder in einem Multiplum. Es gibt in der That zwei Verbindungen, deren Gewichtsverhältniß ist: 16 Schwefel mit 16 Sauerstoff (2×8) und: 16 Schwefel mit 24 Sauerstoff (3×8).

Na und Cl müssen sich im Gewichtsverhältniß 23 und 35 verbinden oder in einem Multiplum. Daß sie sich in einem constanten Gewichtsverhältniß zu Kochsalz verbinden, folgt aus dem ersten Gesetz. Daß aber dieses Gewichtsverhältniß dasselbe ist, wie das der Aequivalentzahlen 23

und 35 in Bezug auf 1 Theil Waſſerſtoff, iſt etwas durchaus Neues und Unerwartetes. Es iſt das ein Hauptmoment für die chemiſche Atomtheorie, auf welche Dalton durch das Geſetz der Multipla geführt wurde.

Die Atomgewichte ſind nichts anderes als die wahren Verbindungsgewichte der Stoffe. Damit laſſen ſich alle Geſetze in die einzige kurze Form zuſammenfaſſen: „Stoffe verbinden ſich miteinander im Verhältniß der Atomgewichte oder in einem Multiplum.“

Dieſe drei Geſetze geben die Richtung an, in welche die wiſſenſchaftliche Chemie zu Zeiten Berthollets gedrängt wurde. Kein Wunder, daß ſeine neue Lehre mißtrauiſch aufgenommen wurde, da ſie ſich geradezu in Gegenſatz dazu ſtellte. In dem jahrelangen Streite mit Prouſt ließ ſich Berthollet zu falſchen Behauptungen hinreißen, welche ſein Gegner leicht widerlegen konnte. Außerdem häuften ſich Verſuche und Beweiſe für das Geſetz der conſtanten und multiplen Proportionen ſo, daß dieſes ſchließlich als Sieger aus dem Streite hervorging.

Und doch konnte Berthollet in Bezug auf ſein Maſſengeſetz ſich ſogar auf Bergmann ſelbſt berufen, der angibt, man müſſe für vollſtändige Zerſetzung etwa eines Salzes durch eine Säure (oder Baſe) von dieſer das Sechsfache von dem anwenden, was eigentlich nöthig wäre. Ferner gab es viele Anomalien, die nach Bergmanns Theorie von der Affinität als der einzigen Urſache chemiſcher Wechſelwirkungen nicht erklärt werden konnten. Daß man faſt für jede Anomalie ein neues Wort erfand, z. B. affinitas multiplex, reciproca, producta, praedisponens, konnte wenig helfen und bewies nur das Ungenügende der Theorie. Für Berthollets Geſetz ſprach namentlich die „reciproke Affinität“, von Macquer 1778 eingeführt. Man fand nämlich, daß bei doppelter Wechſelwirkung

$$AB + CD = AC + BD$$

durch geringe Verſchiedenheiten der Umſtände umkehrbare Proceſſe möglich wurden, indem man das eine Mal $AB + CD$ in $AC + BD$, das andere Mal $AC + BD$ in $AB + CD$ verwandeln konnte.

Trotzdem und trotz aller Gründe, welche Berthollet vorbrachte, ließ man ſein Syſtem der Maſſenwirkung fallen, weil es nach dem damaligen Stande der Wiſſenſchaft ſich mit dem Geſetze der conſtanten Gewichtsverhältniſſe nicht vereinigen ließ [1].

[1] Und doch wäre die Löſung leicht geweſen, wenn er im Sinne der erſt ſpäter klar entwickelten Atomtheorie gewußt hätte, daß nicht die Gewichtseinheiten der Stoffe aufeinander einwirken, ſondern die Moleküle bezw. die Molekulargewichte.

Damit glaubte man die unbequeme, weil ganz neue und der alten entgegengesetzte Anschauungsweise Berthollets über Ursache und Verlauf chemischer Processe abgethan zu haben. Sie ward vergessen und begraben. Aber

multa renascentur, quae iam cecidere.

Auch die Ideen des großen französischen Forschers sollten ihre Auferstehung feiern und, wenn auch in etwas modificirter Form, die theoretische Chemie der letzten Jahrzehnte in neue Bahnen lenken.

III. Wann und wie sind Berthollets Gedanken wieder erstanden?

Das Streben der Chemiker war von jeher und ist besonders jetzt darauf gerichtet, weniger das Wesen der chemischen Verwandtschaft zu ergründen, als vielmehr ihre Wirkungsweise und besonders ihre Abhängigkeit von physikalischen Bedingungen von Masse, Temperatur und Druck allseitig zu erforschen. Man hoffte dann ein Gesetz zu finden, welches den ganzen Verlauf einer Reaction zwischen gegebenen Stoffen und bei gegebenen Bedingungen vorauszusagen gestattete. Höchstes Ideal wäre es, für eine beliebige Zeit nach Beginn des Processes Art und Quantität der derzeitig vorhandenen Reactionsproducte ähnlich berechnen zu können, wie in der Astronomie mit Hilfe des Newtonschen Gesetzes Ort und Geschwindigkeit eines Planeten für jede beliebige Zeit im voraus selbst für Jahrhunderte angegeben werden kann.

Einen ersten Versuch hat Berthollet vor 100 Jahren gemacht durch sein Gesetz der chemischen Massenwirkung. Der Versuch scheiterte damals an der Unmöglichkeit, die Gesetze der constanten Gewichtsverhältnisse mit seinem Gesetze der Massenwirkung in Einklang zu bringen.

Da begann 1854 Julius Thomsen in Kopenhagen seine umfassenden Untersuchungen auf dem Gebiete der Thermochemie. Mit großem Scharfsinn und mit noch größerer Ausdauer und Geduld erforschte er die Wärmewirkungen chemischer Vorgänge und ihre Gesetze. Die Resultate seiner 32jährigen Beobachtungen sind in einem großen vierbändigen Werke niedergelegt. Schon konnte Thomsen glauben, den Wunderschlüssel zur Klarlegung aller chemischen Processe gefunden zu haben in dem Satze: „Jede einfache oder zusammengesetzte Wirkung von rein chemischer Natur ist von einer Wärmeentwicklung begleitet (1854)." Mit andern Worten: Es werden nur solche Processe von selbst eintreten, bei welchen ein

möglichſt großer Ueberſchuß von Bildungswärme über Zerſetzungswärme ſich bilden kann. Dieſes Princip der größten Wärmeentwicklung benutzt Thomſen, um aus einer Reihe möglicher chemiſchen Reactionen zwiſchen gegebenen Stoffen diejenige feſtzuſtellen, welche die wahrſcheinlichſte iſt. Es entging ihm aber nicht, daß namentlich phyſikaliſche Vorgänge, Schmelzen, Verdampfen, Kältemiſchungen einem allgemeinen Princip der größten Wärmeentwicklung widerſprachen, weshalb er es nur als eine bei chemiſchen Proceſſen häufig zutreffende Regel, nicht aber als allgemein giltiges Naturgeſetz hinſtellte. Dagegen ſuchte Berthelot ſeit 1865 mit allen Mitteln der Erfahrung und ſeines findigen Geiſtes das Geſetz als allgemeines Geſetz chemiſcher Proceſſe zu halten und die Ausnahmen, wenigſtens jene auf chemiſchem Gebiete, gerade durch das Geſetz ſelbſt zu erklären. Schließlich (1894) ſah auch er ſich gezwungen, die allgemeine Giltigkeit des Princips fallen zu laſſen, nachdem die Thermochemie und ſpeciell das Princip der größten Wärmeentwicklung, Berthelots ſogen. drittes Princip, faſt 40 Jahre die chemiſche Welt beherrſcht hatte.

Die Thermochemie bezw. die Beſtimmung der Bildungs- oder Zerſetzungswärme chemiſcher Verbindungen beruht weſentlich auf dem erſten Hauptſatze der mechaniſchen Wärmetheorie, auf der Aequivalenz der verſchiedenen Energiearten, ſpeciell auf der Aequivalenz chemiſcher Energie und Wärme. Die Thermodynamik dagegen unterſucht die Frage, ob eine Energieform verwandelbar iſt und inwieweit, ſowie die Bedingungen der Verwandlungsfähigkeit. Das Verdienſt, zuerſt die chemiſchen Proceſſe vom Standpunkte der Thermodynamik betrachtet und auf Diſſociationserſcheinungen rechneriſch angewandt zu habe, gebührt Horſtmann (1869). Er hat zuerſt das Entropieprincip der Thermodynamik an Stelle des Princips der größten Wärmeentwicklung als Grundgeſetz chemiſcher Proceſſe aufgeſtellt: „Ein chemiſcher Proceß wird denjenigen Verlauf nehmen, bei welchem die Entropie ein Maximum wird."

Aber wo bleibt Berthollets chemiſches Maſſengeſetz und chemiſches Gleichgewicht? Da brauchen wir nur zu fragen: Was iſt die Parole der heutigen wiſſenſchaftlichen Chemie? Wenn wir abſehen von Thermochemie und Thermodynamik, iſt es im weſentlichen die Parole Berthollets, chemiſches Maſſengeſetz, phyſikaliſches und chemiſches Gleichgewicht.

Sein Maſſengeſetz iſt nahezu gleichzeitig mit der Entwicklung der Thermochemie und Thermodynamik wieder erſtanden in Form des Maſſengeſetzes von Guldberg-Waage (1867), in einer Form, welche von jener

Berthollets nur wenig abweicht. Sie lautet: „Die chemische Wirkung ist proportional der wirksamen Menge, d. h. der in der Raumeinheit enthaltenen Menge."

Während Berthollet sein Gesetz a priori nur aus Analogie mit der Schwerkraft ableitete und nur qualitativ durch Versuche bestätigte, gingen die beiden Norweger in der Ableitung des Gesetzes von der Molekulartheorie aus. Ihr Bestreben war aber dahin gerichtet, das Gesetz nicht nur qualitativ seinem Gedanken nach, d. h. den Einfluß der Masse, sondern auch quantitativ, d. h. die der mathematischen Formulirung des Gesetzes entsprechende Größe des Einflusses durch Versuche zu bestätigen[1]. So ging ihr Bestreben dahin, durch Versuche nicht nur das Gesetz seinem Gedanken nach, nämlich die Massenwirkung, sondern auch seine mathematische Formulirung quantitativ zu bestätigen. Nach diesem Massengesetze treten, wie schon gezeigt wurde, totale Reactionen jedenfalls dann ein, wenn eines der entstehenden Producte in dem Reactionsgemisch bei der betreffenden Temperatur ganz unlöslich ist (fester Niederschlag oder unmischbare Flüssigkeit) oder gasförmig entweicht, indem sowohl der unlösliche als auch der gasförmige Stoff der chemischen Action entzogen wird. In allen andern Fällen können im allgemeinen die Processe nur partiell sein, weil die entstehenden Producte, z. B. C in $AC + B \rightarrow AB + C$, rückwärts wirken müssen im Verhältniß der Mengen. Es muß zu einem dynamischen chemischen Gleichgewicht kommen, wo ebensoviel AB durch B aus AC gebildet als durch C wieder zersetzt wird.

Nun ging es daran, diese qualitativen Consequenzen strenger zu beweisen, als es zu Berthollets Zeiten möglich war.

Erstens: man zeigte die Existenz umkehrbarer Reactionen.

Wenn einmal $AC + B$ in $AB + C$ übergehen, und andererseits aus $AB + C$ wieder $AC + B$ werden kann, so kann der Proceß $AC + B$ nicht total sein, er muß partiell sein.

Alkohol und Säure gibt Ester und Wasser (Esterbildung). Aber Ester und Wasser gibt Alkohol und Säure (Verseifungsproceß).

Der Proceß

$$\text{Alkohol} + \text{Säure} = \text{Ester} + \text{Wasser}$$

muß also partiell sein.

[1] Es würde zu weit führen, die mathematische Form des Gesetzes zu entwickeln und den Unterschied beider Gesetze, desjenigen von Berthollet und desjenigen von Guldberg-Waage, auseinanderzusetzen.

An Stelle dieſes klaſſiſchen Proceſſes möge ein einfacheres Beiſpiel die Schlußweiſe erläutern.

Trockener Waſſerſtoff (H) über glühendes Eiſenoxyd (Fe_2O_3) geleitet gibt Eiſen und Waſſerdampf (H_2O), welcher durch den überſchüſſigen Waſſerſtoff weggeführt wird:

$$6\,H + Fe_2O_3 = 2\,Fe + 3\,H_2O.$$

Aber Waſſerdampf über glühendes Eiſen geleitet gibt wieder Eiſenoxyd und Waſſerſtoff, welcher durch den überſchüſſigen Waſſerdampf mit fortgeführt wird:

$$2\,Fe + 3\,H_2O = 6\,H + Fe_2O_3.$$

Wenn demnach die gasförmigen Endproducte nicht fortgeführt werden, ſo muß es nothwendig zu einem partiellen Proceß, zu einem chemiſchen Gleichgewicht kommen:

$$6\,H + Fe_2O_3 \rightleftarrows 2\,Fe + 3\,H_2O.$$

In der That, wird glühendes Eiſenoxyd mit Waſſerſtoff (oder glühendes Eiſen mit Waſſerdampf) eingeſchloſſen, ſo ſtellt ſich ein chemiſches Gleichgewicht her, ein Gemiſch von H, Fe_2O_3, Fe und H_2O. Daß Eiſen und Eiſenoxyd nebeneinander vorhanden ſind, kann man ſchon mit dem Auge ſehen.

Wir haben in dieſem Fall ein heterogenes Gleichgewicht, und zwar, wie man ſagt, mit drei Phaſen, d. h. mit drei verſchiedenen je homogenen Theilen, nämlich mit zwei feſten Phaſen, mit Eiſen und Eiſenoxyd, und einer gasförmigen Phaſe, beſtehend aus Waſſerſtoff und Waſſerdampf; denn da Gaſe ſich immer homogen miſchen, ſo können beliebige Gaſe nur einen homogenen Theil, eine Phaſe bilden. Beim heterogenen Gleichgewicht läßt ſich alſo die partielle Reaction, z. B. die Coexiſtenz von Fe_2O_3 neben Fe, leicht nachweiſen.

Zweitens: man zeigte die Exiſtenz auch des homogenen Gleichgewichts, d. h. eines Gleichgewichts, bei welchem z. B. alle Reactionsproducte löslich ſind und mithin eine homogene Maſſe bilden, in welcher zufolge der vollſtändigen Miſchung jeder beliebige Kubikcentimeter dieſelben phyſikaliſchen und chemiſchen Eigenſchaften hat.

Kupferſulfatlöſung mit Löſung von Chlornatrium gibt ein homogenes Gleichgewicht zwiſchen Kupferſulfat, Kupferchlorid, Natriumſulfat und Chlornatrium. Aber wie das beweiſen! Chemiſch iſt es unmöglich, denn ſobald irgend ein Stoff dazu geſetzt wird, um das eine der vier Producte niederzuſchlagen und zu wägen, ändert ſich ſofort durch Anweſenheit des neuen Stoffes das chemiſche Gleichgewicht.

Digitized by Google

In ſolchen Fällen können nur phyſikaliſche Methoden helfen, bei deren Anwendung das Reactionsgemiſch abſolut intact bleibt. Solche Mittel ſind:

1. Die Farbe.

Wenn in obigem Beiſpiel der Proceß total wäre:

$$Cu\,SO_4 + 2\,NaCl = Cu\,Cl_2 + Na_2SO_4,$$

ſo hätte man ſtatt der blauen Kupferſulfatlöſung die grüne Kupferchloridlöſung erhalten ſollen, da Na Cl und Na_2SO_4 ſich ohne Farbe löſen. Indem man ſich die getrennten Löſungen macht, das eine Mal Cu SO_4, das andere Mal Cu Cl_2, findet man, daß die Farbe des chemiſchen Gleichgewichts nicht jene iſt, die dem totalen, ſondern jene, die einem partiellen Umſatz entſpricht, womit die Coexiſtenz von Cu Cl_2 neben Cu SO_4 qualitativ bewieſen iſt. Mit Hilfe der Abſorptionsſpectren der Producte, welche im Reactionsgemiſch vorkommen können, läßt ſich das chemiſche Gleichgewicht noch leichter und annähernd ſelbſt quantitativ beſtimmen. Andere Mittel ſeien nur noch angedeutet.

2. Optiſche Drehung der Polariſationsebene des Lichtes.

3. Thermochemiſche Methode (Thomſen 1869).

4. Volumchemiſche Methode (Oſtwald 1876).

Beſonders durch die beiden letzten Methoden wurden Berthollets Grundgedanken, der Einfluß der Maſſe und die Exiſtenz partieller Reactionen, auch beim homogenen Gleichgewicht glänzend beſtätigt, und konnte die Richtigkeit der von Guldberg-Waage aufgeſtellten mathematiſchen Form des Maſſengeſetzes ſelbſt quantitativ verfolgt werden in vielen ihrer Conſequenzen.

Unterdeſſen iſt das Geſetz der chemiſchen Maſſenwirkung durch Horſtmann (1869—1873), durch den amerikaniſchen Forſcher Willard Gibbs (1874—1877) und durch van 't Hoff (1884) auf rein thermodynamiſchem Wege abgeleitet und begründet worden.

Aber was iſt aus Bergmans Affinitätslehre geworden? Die chemiſche Affinität haftet, wie Oſtwald bemerkt, den Stoffen ebenſo conſtant und charakteriſtiſch an wie jede andere Eigenſchaft, das iſt das Richtige der alten Auffaſſung. Aber ſie iſt nicht der einzige Factor der chemiſchen Proceſſe, ſo daß gerade das Gegentheil von dem eintreten kann, was gewöhnlich eintritt und was infolge der ungleichen Affinitäten von B und C zu A erwartet wird.

Denn neben Temperatur und Druck, was Berthollet außer acht ließ, iſt namentlich die Menge der aufeinander einwirkenden Stoffe von ent-

ſcheidendem Einfluß. Was bei der mechaniſchen Energie Maſſe und Geſchwindigkeit, das iſt, um uns ganz roh und im allgemeinen auszudrücken, bei der chemiſchen Energie Maſſe und Affinität.

Damit AC durch B zerſetzt werde, ſind Affinitäten nöthig, und zwar ungleiche Affinitäten von B und C zu A. Wie viel aber zerſetzt wird, hängt im allgemeinen von der Menge des Stoffes B ab, es wird zu einem Gleichgewicht kommen, welches bedingt iſt durch das Mengenverhältniß der noch freien Stoffe B und C im Zuſtand des Gleichgewichts. Dieſes Mengenverhältniß läßt ſich aber berechnen aus dem nach Guldberg-Waage formulirten Maſſengeſetz. Die chemiſchen Proceſſe erſcheinen jetzt weſentlich als Problem der Energieverwandlung. So iſt denn die theoretiſche Chemie beſonders durch Anwendung der Thermodynamik zu einer phyſikaliſchen Chemie im ſtrengſten Sinne des Wortes geworden. Obwohl Berthollet ausdrücklich hervorhebt, daß ſein Maſſengeſetz ſich ebenſo gut auf phyſikaliſche Vorgänge, Salzlöſungen, Kryſtalliſationen, Ueberſättigungen u. ſ. w. anwenden laſſe, hat er doch nicht geahnt, daß ſein „Verſuch einer chemiſchen Statik“ ſich zu einer phyſikaliſchen Chemie, wie ſie jetzt im Werden iſt, ausgeſtalten werde, und daß ſein Geſetz chemiſcher Maſſenwirkung als Folgerung phyſikaliſcher Geſetze ſich ergeben werde. Trotzdem muß man ſtaunen, wie weit Berthollet ſeiner Zeit voraus war. Sechzig Jahre ſpäter war man erſt im ſtande, ſeine grundlegenden Gedanken vollſtändig zu beſtätigen und zu vertiefen. Und nach 100 Jahren erſt iſt ſeine Deviſe zur Deviſe aller Fachmänner der theoretiſchen Chemie geworden.

Man hat Napoleon mit Alexander verglichen. Denn auch dieſer hat auf ſeinem welterobernden Zuge, aber auf Anregung des Stagyriten, eine Schar von Gelehrten mitgenommen. „Sie hatten aber, wie Arago treffend bemerkt, nur die Aufgabe, die wiſſenſchaftlichen Schätze der beſiegten Völker zu ſammeln, nicht aber, die Wiſſenſchaft durch eigene Arbeiten zu fördern.“ Den erſten Anlaß zur Entzifferung der Hieroglyphen gab ein Mitglied des Aegyptiſchen Inſtituts. Eine Abhandlung, dem Aegyptiſchen Inſtitut vor 100 Jahren vorgelegt, enthält bereits die Gedanken und Worte, welche erſt gegen Schluß dieſes Jahrhunderts die Schlagworte der wiſſenſchaftlichen chemiſchen Welt geworden ſind: Maſſenwirkung und Gleichgewicht.

Fr. X. Rüf S. J.

Rudyard Kipling.

Ein anglo-indiſcher Erzähler und Dichter.

Der wachſende Weltverkehr durchſetzt nicht bloß die politiſche, ſondern auch die belletriſtiſche Tagesliteratur immer mehr mit internationalen, kosmopolitiſchen Elementen. Während noch am Anfang des Jahrhunderts vorzugsweiſe nur Franzoſen und Engländer mit unſern eigenen Schriftſtellern in Wettbewerb traten, drängen ſich jetzt Ruſſen und Norweger, Italiener und Spanier, Schweden und Dänen, Polen und Ungarn immer zahlreicher in unſre Feuilletons, Zeitſchriften und Romanbibliotheken ein. Amerika hat ſich längſt einen hervorragenden Platz auf dem literariſchen Weltmarkt erobert. In Rudyard Kipling hat nunmehr auch das engliſche Indien ſeine Vertretung gefunden, und die Zeit dürfte nicht ſo fern ſein, wo China und Japan, Auſtralien und Tasmanien, die Staaten von Südamerika und die Inſeln des Stillen Oceans das bunte Gewirr der modernen Novelliſtik mit Originalbeiträgen vermehren werden.

1.

In Europa iſt Rudyard Kipling dermalen noch eine Novität. Erſt 1890 fanden ſeine Schriften in England und von hier aus in dem ausgedehnten Sprachgebiet des Engliſchen weitere Verbreitung. In Deutſchland wurde die allgemeine Aufmerkſamkeit erſt dadurch auf ihn gelenkt, daß während ſeiner Erkrankung im April 1899 der deutſche Kaiſer ſelbſt ihn mit einem theilnehmenden Telegramm beehrte und damit auch ſeinen Werken eine ganz ungewöhnliche Huldigung zollte. Ob die Nachwelt, beim bunten Wettbewerb der Völker, der unabſehbaren belletriſtiſchen Fruchtbarkeit und den ſich drängenden Neuheiten, jener Huldigung beitreten wird, bleibt abzuwarten. Jedenfalls iſt Kipling eine intereſſante, nach mancher Seite hin anziehende Erſcheinung.

Kipling iſt kein eigentlicher Inder. Seine Familie ſoll urſprünglich aus Holland ſtammen. Der Vater war indes Engländer, die Eltern der Mutter, einer geb. Macdonald, gehörten Schottland und Irland an. Die Großväter von väterlicher wie von mütterlicher Seite waren Methodiſtenprediger, der Vater John Lockwood Kipling war Director der Kunſtſchule in Lahore, ein geiſtreicher, feingebildeter Mann, welcher in den verſchiedenen Volksſprachen und Religionen Indiens gut zu Hauſe war. Rudyard, im Jahre 1865 zu Lahore geboren, lernte ſchon als Kind Hinduſtani zugleich und Engliſch ſprechen. Seine Bonne, ein römiſch-katholiſches Mädchen, nahm ihn mit in die katholiſche Miſſionskirche, während er durch andere Dienſtboten ſchon in jungen Jahren den Cult der Mohammedaner, Parſis und Hindus kennen lernte. Als Knabe wurde er behufs höherer Ausbildung nach England geſchickt und ſtudirte unter dem Einfluß eines geiſtlichen methodiſtiſchen Onkels erſt in einer Anſtalt in Yorkſhire, dann in dem United Service College zu Weſtward Ho in Nord Devonſhire. Das Leben in beiden Schulen hat er in den

überaus lebendigen Kindergeſchichten „Ba, Ba, Black Sheep“ und „Stalky & Cie.“ ſehr anſchaulich geſchildert. Siebzehn Jahre alt kehrte er 1882 nach Indien zurück und trat als angehender Journaliſt in den Dienſt der Redaction der „Civil- und Militär-Zeitung“ von Lahore. Wie es da zuging, hat er ſelbſt in der Novelle „Der Mann, der König ſein wollte“ lebendig beſchrieben.

Ein Zeitungsbureau ſcheint, zum Nachtheil der Disciplin, alle nur erdenklichen Arten von Leuten anzuziehen. Da kommen Damen von der Zenana-Miſſion und erſuchen den Redacteur, augenblicklich alle ſeine übrigen Obliegenheiten beiſeite zu legen und eine Preisvertheilung in einem Hinterhäuschen eines völlig unzugänglichen Dorfes zu beſchreiben; Colonels, die bei einer Beförderung übergangen worden, ſetzen ſich hin und entwerfen Skizzen zu zehn, zwölf oder vierundzwanzig Leitartikeln zu Gunſten der Seniorität gegen willkürliche Auswahl. Miſſionäre wünſchen zu wiſſen, weshalb man ſie nicht den gewöhnlichen Mitteln der Beſchimpfung entrinnen ließ, und fluchen unter dem Schutz des Redactions-„Wir“ gegen einen Amtsbruder; verkrachte Theatergeſellſchaften erſcheinen ſcharenweiſe, um zu erklären, weshalb ſie ihre Annoncen nicht bezahlen können, verſprechen aber ſolches mit Zins und Zinſeszins nach ihrer Rückkehr von Neu-Seeland oder Tahiti zu thun; Erfinder von Punkah-Ziehmaſchinen, Wagenkoppeln, unzerbrechlichen Schwertern und Wagenaxen erſcheinen mit ſpecificirten Preiscouranten und Sprechſtunden; Thee- und Handelsgeſellſchaften kommen herbei und arbeiten ihre Proſpecte mit den Federn der Redaction aus. Secretäre von Ball-Comites verlangen mit lautem Geſchrei, daß man die Glorie ihres letzten Tanzes ausführlicher behandle; ſeltſame Damen rauſchen herein und ſagen: „Ich wünſche 100 Damenkarten ſofort gedruckt, ſeien Sie ſo gütig“, was offenbar auch zur Pflicht einer Redaction gehört, und jeder verlotterte Bummler, der je die große Heerſtraße dahergetrampelt, verlangt Anſtellung als Leſer von Druckbogen. Und während dieſer ganzen Zeit ſchellt die Telephonglocke wie verrückt, und auf dem Continent werden Könige getödtet und Kaiſerreiche gehen an andere Gebieter über und Miſter Gladſtone ruft Schwefel auf die Britiſchen Kolonien herab, und die kleinen ſchwarzen Austrage-Jungen flennen wie müde Bienchen „Kaa-pi cha-ha-yeh“ (Copy wanted — ein Abdruck wird verlangt), und das meiſte Papier iſt noch ſo weiß wie Modreds Schild.

Nun, das iſt noch der angenehme Theil des Jahres. Aber es gibt ein anderes Halbjahr, wo niemand zum Beſuch kommt und der Thermometer Grad um Grad bis zuoberſt im Glaſe ſteigt, und die Stube ſo dunkel wird, daß man kaum eben leſen kann und die Preſſen glühend heiß anzurühren ſind und niemand mehr etwas ſchreibt als Nachrichten über die Ferienbeluſtigungen in den Bergſtationen oder Todesanzeigen. Das Telephon wird dann zum klingenden Schreckbild; denn er meldet dir den plötzlichen Tod von Männern und Frauen, die du näher gekannt, und die prickelnde Hitze umgibt dich wie ein Gewand, und du ſitzeſt nieder und ſchreibſt: Ein leichtes Zunehmen der Krankheit wird aus dem Khuda-Janta-Khan-Diſtrict gemeldet. Der Ausbruch iſt ſeiner Natur nach rein ſporadiſch, und dank den energiſchen Maßregeln der Diſtrictbehörden hat er ſchon nahezu ſein Ende erreicht. Mit tiefem Bedauern melden wir indes den Tod ꝛc.

Dann bricht die Krankheit wirklich aus, und je weniger darüber gemeldet und berichtet wird, desto besser für den Frieden der Abonnenten. Die Kaiserreiche und Könige aber gehen ebenso egoistisch wie zuvor ihrer Kurzweil nach, und der Hauptredacteur meint, daß ein tägliches Blatt wirklich einmal in 24 Stunden erscheinen muß, und die Leute in den Bergstationen sagen mitten unter ihren Belustigungen: „Gnädiger Himmel! Warum kann das Blatt denn nicht lustiger sein? Hier oben ist doch genug los!“

Das ist die dunkle Mondhälfte, und wie die Annoncen sagen: „Das muß man durchmachen, um es zu würdigen.“

In dieser Jahreszeit war es, und zwar in einem ungewöhnlich schlimmen Jahr, daß die letzte Wochennummer des Blattes in den Druck kam, Samstag nachts, d. h. Sonntag Morgen nach dem Brauch der Londoner Zeitungen. Das war eine große Erleichterung; denn unmittelbar nachdem das Blatt gesetzt war, fiel das Thermometer für eine Halbstunde von 96° auf fast 84°, und bei dieser Kälte — man hat keinen Begriff, wie kalt es bei 84° im Grase ist, bis man darum betet — konnte ein müder Mann etwas einschlafen, bis die Hitze ihn wieder weckte.

In so strammer Schule, unter allen Mühseligkeiten einer erdrückenden Geschäftsprosa, eines entnervenden Klimas, kleinstädtisch-enger und doch wieder verwirrend bunter Verhältnisse bildete sich Rudyard Kipling von der Pike auf zum echt modernen Journalisten heran. Sein frischer, elastischer Geist trotzte allen diesen erschöpfenden Mühsalen und schien im Kampfe mit ihnen an Kraft und Leben zu gewinnen. Eine tiefere religiös-wissenschaftliche Bildung konnte er sich in diesem wirren Mischmasch von Orient und Occident, in diesem autodidaktischen von der Hand in den Mund-Leben nicht erwerben, aber eine Masse der verschiedensten Kenntnisse, ein tiefer Blick in Welt- und Menschenleben, den umfassendsten psychologischen Scharfblick und eine reiche persönliche Erfahrung. Einen wirklich poetischen Geist, das Auge eines Künstlers und Beobachters, eine schaffende Sprachgewalt und Reichthum der Erfindung brachte er mit, besonders aber einen fröhlichen, unbändigen Humor. Bei aller strengen Arbeit war er den ganzen Tag zum Lachen und Scherzen aufgelegt.

Was ihm Herzen und Leser gewann und schon vor dem zwanzigsten Jahr seinen Ruf als Schriftsteller begründete, waren die kurzen Erzählungen, die er als Feuilleton in dem Blatte von Lahore zum besten gab, und die drolligen Gedichte, mit welchen er dessen lustige Ecke füllte. Der Redacteur für den eigentlichen Haupttheil der Zeitung, ein Mohammedaner Namens Rukn-eddin, und der Geschäftsführer für die Annoncen lagen sich beständig in den Haaren. Kiplings heitere Beiträge halfen oft diesen Streit ausgleichen: duobus litigantibus tertius gaudet! Freilich beurtheilte Rukn-eddin die Güte der Gedichte hauptsächlich nach dem Spatium. Das wichtigste war, daß sie den freien Raum genau ausfüllten. „Ihre Verse sind sehr gut,“ sagte er wohl. „Heute haben sie gerade die rechte Länge. Liefern Sie bald wieder ein Gedicht. Eines, das die dritte Spalte füllt, ist gerade das rechte. Das kann man immer gut auf die dritte Seite bringen.“

An eine Ausgabe der Gedichte in Buchform dachte Kipling zunächst nicht. Nachdem er indes schon eine große Anzahl beisammen hatte, machte er sich den Spaß, eine Auswahl derselben zu drucken, wofür ihm in den freien Stunden die Zeitungspresse zur Verfügung stand. Als Format wählte er das längliche der officiellen Regierungs-Briefcouverts und ließ nur die eine Seite des Papiers bedrucken, dieselbe mit Draht heften und braun einbinden, so daß das Ganze wie eine Verwaltungsmittheilung aussah. Es wurden ein paar hundert Exemplare gedruckt und an sämtliche Verwaltungsbureaux in Indien, von Aden bis Singapore, von Quetta bis Colombo, verschickt. Das drollige Büchlein fand die günstigste Aufnahme. Der Preis, ein paar Rupien, lief von überall richtig ein und kam ungetheilt dem Verfasser zu. Bloß über das närrische Format wurde geklagt. Man verlangte eine Ausgabe in gewöhnlicher Buchform. Kipling kam dem Wunsche gerne nach und veranstaltete eine vermehrte und verbesserte Auflage. Bald wurden neue Auflagen nöthig. Das Büchlein verbreitete sich östlich bis Singapore und fand seinen Weg auch nach London. Von 1889 an war Kipling ein gemachter Mann. Wie seine Gedichte, so wurden auch seine kleinen Erzählungen überall bewundert.

Er lieferte inzwischen für die „Civil- und Militär-Zeitung" von Lahore und später für den „Pionier von Allahabad" alle Arten von journalistischen Beiträgen, diente auch als Specialcorrespondent in Radschputana und in den nördlichen Grenzprovinzen. Dabei lernte er Indien nach allen Richtungen hin kennen, die ungeheuern Stromebenen wie die Abhänge des Himalaya, die alten Städte der Mogule und die Kolonialniederlassungen der Engländer, das Lagerleben der anglo-indischen Armee und das Leben und Treiben an indischen Fürstenhöfen.

Als er im Jahre 1889 über China und Nordamerika nach England reiste, wurde er schon überall als eine Berühmtheit gefeiert. Drei Jahre später ließ er sich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika nieder, heiratete hier eine Amerikanerin, Miß Balestier, und baute sich ein Poetenheim zu Brattleboro' in den Bergen von Vermont. Nach dreijährigem Aufenthalt in Amerika reiste er 1895 wieder nach London und arbeitete als Specialcorrespondent für die „Times" und „Morning Post".

2.

Seine Weltberühmtheit wie seine Beliebtheit bei Leuten der verschiedensten Stände dankt Rudyard Kipling unzweifelhaft zunächst seinen kleinen Erzählungen, die er in verschiedenen Sammlungen veröffentlicht hat: Soldiers three (Drei Soldaten, worin gewisse Stellen aus dem Leben und den Abenteuern der Füsiliere Terence Mulvany, Stanley Ortheris und John Learoyd vorgeführt werden, nebst andern Geschichten), The phantom rickshaw, Mine own people, The story of the Gadsbys, Many inventions, Plain tales from the Hills, Jungle books u. a. Indien mit seinem bunten Völkergewühl, seinen mannigfaltigen Sprachen, Religionen, Sitten, Gebräuchen und Ueberlieferungen hat als ein gewissermaßen noch neuer, kaum bearbeiteter Stoff zum Erfolg dieser Erzählungen nicht

wenig beigetragen. Man wird hier wie mit einem Zauberſchlag in eine ferne, wildfremde Welt verſetzt, in welcher die bekannten Culturverhältniſſe der eingewanderten und herrſchenden Europäer ſelbſt ganz ungewohnte Formen annehmen, ein Nachklang alt-orientaliſchen Märchenzaubers die ſchlichten, primitiven Zuſtände der Eingeborenen verklärt, Aſien und Europa in den wirrſten und ſonderbarſten Gegenſätzen aufeinander ſtoßen, die Natur ſelbſt mit ihren ſubtropiſchen und tropiſchen Formen, ihrem wunderbaren Reichthum der Erzählung einen neuen, überraſchenden Hintergrund gewährt. Die Geſellſchaft der in Indien wohnenden Europäer bietet an ſich keine ſolche Fülle und Mannigfaltigkeit an verſchiedenen Typen wie etwa eine europäiſche Großſtadt oder ein ganzes europäiſches Land; aber England, Irland und Schottland ſind darin doch in den verſchiedenſten Geſtalten vertreten, ebenſo die religiöſen Richtungen und Schattirungen Großbritanniens vom Katholicismus durch alle Sectenverſchiedenheiten des Proteſtantismus bis zum völligen Agnoſticismus und zur Apoſtaſie. Recht, Verwaltung, Gerichtsweſen, Polizei, Unterricht und Schule, Geldgeſchäfte, Journalismus und Handel, häusliches und geſelliges Leben, Verkehr, Vergnügen, Laſter und Tugend ſpiegeln die britiſche Eigenart wieder, aber meiſt in einer Umformung, die humoriſtiſche und komiſche Contraſte erweckt. Sogar die heimatlichen Unterhaltungen, Bälle und Concerte, Cricket und Lawntennis bekommen an den Abhängen des Himalaya oder im Palmenſchatten altindiſcher Fürſtenſtädte ein neues Gepräge. Selbſt der engliſche Bankier und Geſchäftsmann, der ſchottiſche Prediger, der iriſche Soldat ſcheint da gewiſſermaßen ein anderes Weſen zu werden. Dazu kommen dann aber die braune Dienerſchaft, die indiſche Dorfbevölkerung, die Mohammedaner und Parſis der Städte, die afghaniſchen Grenzer, die chineſiſchen Opiumraucher, das ganze Babylon von Mythologie, Aberglauben, Wahnglauben, Volks- und Sprachmiſchungen, das die Jahrtauſende im Fünfſtrömeland wie an den Ufern des Ganges zurückgelaſſen haben.

Mit einem ſolchen Bilderbuch hätte wohl ſchon ein weniger beanlagter Novelliſt als Rudyard Kipling ſein Glück machen können. Hätte er erſt ein Jahrzehnt ſogen. vergleichende Religionswiſſenſchaft, Geſchichte und Culturgeſchichte, dazu die Novelliſtik der europäiſchen Völker ſtudirt, ſo hätte er wohl ganze Romanbibliotheken à la Ebers zu ſtande bringen können. Damit hätte aber vielleicht das bunte Bilderbuch einen guten Theil ſeines Reizes verloren. Statt jener gelehrten Vorbereitung brachte der ſiebzehnjährige Novelliſt nicht viel mehr von Europa zurück als eine tüchtige ſprachliche Schulung, die volle Friſche ſeiner Jugend und ein wahrhaft geniales Erzählertalent.

Genial iſt vor allem ſeine Beobachtungsgabe zu nennen. Die betäubende Buntheit des Schauſpiels berückt ihn nicht, ſtört ihn nicht, verwirrt ihn nicht. Mit der Beſtimmtheit und Klarheit eines ergrauten Pſychologen faßt er die einzelnen Erſcheinungen in ihrem nächſten Zuſammenhang auf, in der ganzen vollen Einheit, die ſie im wirklichen Leben beſitzen, greift einen einzelnen, oft anekdotenhaften, aber immer packenden Zug heraus und geſtaltet ihn zugleich zur feſſelnden Handlung wie zur lebenswahren Charakteriſtik. Alle ſeine Geſtalten leben, handeln, ſprechen in wenig Worten ihre ganze Individualität aus. Es

sind keine Marionetten, es sind keine Papiermaché-Figuren, nach documents humains künstlich ausgearbeitet; es sind Wirklichkeiten, von einem poetischen, verständnißinnigen Dichter nach dem Leben photographirt. Man glaubt, sie gesehen, gesprochen zu haben. Man möchte noch gerne mehr von ihnen hören; aber so kurz die Geschichten sind, es fehlt ihnen nie an einem befriedigenden Schluß. Als Hauptvorzug seiner Auffassung wie seiner Darstellung bezeichnet der englische Kritiker Henry James wohl mit Recht die naive Jugendfrische, welche seine Erzählungen belebt.

„Ich möchte diese außerordentliche Jugendlichkeit sein Fensterbrett nennen — die Stütze, auf die er sich etwas übermüthig lehnt, während er, die Pfeife im Mund, auf das bunte Schauspiel der Menschheit herabsieht." Als andere charakteristische Eigenschaften bezeichnet er „seine wunderbare Leichtigkeit, die nur von seiner sichern Stoffwahl übertroffen wird, sein keckes Temperament, die Biegsamkeit seines Talentes, seine Ungenirtheit, die stets an das Rauchcabinet erinnert, seine freundschaftliche Vertrautheit mit Indien, so rasch, so vollständig und zugleich so selbständig erworben, seine Freude an Kampf und Schlacht, sein Interesse für die Frauen und nicht minder für die Männer und überhaupt alles, seine Entschlossenheit, sich über nichts täuschen zu lassen, seine Begeisterung für das britische Weltreich, seine Liebe für das häusliche Leben, für den schlichten Soldaten und den gemeinen Mann".

3.

Da es nicht möglich ist, in einer kurzen Skizze die unabsehbare Menge der von ihm gezeichneten Gestalten vorzuführen, müssen wir uns begnügen, wenigstens von seiner Art zu erzählen eine Probe zu geben. Wir wählen hierzu das heitere Geschichtchen „Von dem rebellischen Elefanten", das echt indisches Colorit besitzt.

Es war einmal ein Kaffeepflanzer in Indien, der ein Stück Waldland roden wollte, um eine Kaffeepflanzung anzulegen. Nachdem er alle Bäume gefällt und das Unterholz verbrannt hatte, waren die Baumstrünke noch übrig. Dynamit ist theuer und langsames Feuer langsam. Das beste Mittel, Baumstrünke wegzubringen, ist der Fürst aller Thiere, der Elefant. Er wird den Strunk entweder mit seinen Stoßzähnen ausreißen, wenn er welche hat, oder ihn an Stricken herausziehen. Der Pflanzer miethete sich also Elefanten, erst einzelne, dann zu zwei und drei, und ging ans Werk. Der beste aller Elefanten gehörte dem schlechtesten aller Treiber oder Mahauts; das vorzügliche Thier hieß Moti Gudsch. Es stand im unbedingten Besitz seines Mahauts, was unter dem Regiment der Eingeborenen nie der Fall gewesen wäre; denn Moti Gudsch war ein Geschöpf, nach welchem Könige verlangt hätten, und sein Name bedeutete in Uebersetzung Perle der Elefanten. Weil das Land unter britischer Herrschaft stand, genoß Deesa, der Mahaut, ungestört seines Besitzes. Er war ein Verschwender. Wenn er durch die Kraft seines Elefanten genug Geld gemacht hatte, trank er sich einen gehörigen Rausch an und schlug dem Moti Gudsch mit einem Zeltpflock auf die zarten Hufe seiner Vorderfüße. Moti Gudsch stampfte bei solchen Gelegenheiten

Digitized by Google

Deesa nie zu todt; denn er wußte, daß Deesa, nachdem er ihn geprügelt, seinen Rüssel umarmen und weinen und ihn seine Liebe und sein Leben und die Leber seiner Seele nennen würde. Moti Gudsch trank sehr gern Branntwein, mit Vorliebe Arrak, obwohl er sich auch Palm-Toddy gefallen ließ, wenn es nichts Besseres gab. Deesa legte sich dann gewöhnlich zwischen den Vorderfüßen des Moti Gudsch zum Schlafe nieder, und da Deesa sich zum Schlaf die Mitte der Straße zu wählen pflegte und Moti Gudsch strenge Wache über ihn hielt, und kein Pferd, keine Fußgänger noch Wagen passiren ließ, stockte aller Handel und Wandel, bis Deesa sich würdigte, aufzuwachen.

Während des Rodens auf der Plantage gab es kein Schläfchen. Der Arbeitslohn war zu hoch, um ihn aufs Spiel zu setzen. Deesa saß auf dem Nacken des Moti Gudsch und befehligte ihn, während Moti Gudsch die Baumstrünke ausrodete; denn er besaß ein paar prächtige Stoßzähne; er zog auch wohl am Ende eines Strickes; denn er hatte ein paar prächtige Schultern, während Deesa ihm hinter die Ohren schlug und ihn den König aller Elefanten nannte. Am Abend spülte dann Moti Gudsch seine drei Centner Grünes mit einem Quart Arrak hinunter, und Deesa trank sich auch seinen Theil daran und sang Lieder zwischen den Füßen des Moti Gudsch, bis es Zeit war, sich schlafen zu legen. Einmal die Woche führte Deesa den Moti Gudsch hinab an den Fluß, und Moti Gudsch lag behaglich im seichten Wasser, bis Deesa mit einem Schrubber von Cocosbast und einem Backstein über ihn kam. Moti Gudsch verwechselte den wuchtigen Schlag des letztern nie mit dem Patsch des erstern, der ihn mahnte, aufzustehen und sich auf die andere Seite zu legen. Dann untersuchte Deesa seine Füße, prüfte seine Augen und hob den Rand seiner mächtigen Ohren auf, wenn sich etwa Wunden oder ein Keim von Augenentzündung zeigte. Nach der Inspection erhoben sich die beiden wieder mit einem Lied vom Meeresstrand; Moti Gudsch, ganz schwarz und glänzend, schwang einen abgerissenen, zwölf Fuß langen Baumast in seinem Rüssel, und Deesa knüpfte sein eigenes langes, nasses Haar auf.

So führten sie ein friedliches, einträgliches Leben, bis Deesa das Verlangen in sich aufsteigen fühlte, wieder einmal einen tiefen Trunk zu thun. Er wünschte einen Rausch. Die kleinen Tränke, die nirgends hinführten, brachten ihn um alle Manneskraft.

Er ging zu dem Pflanzer und sagte weinend: „Meine Mutter ist gestorben."

„Sie starb bei der letzten Pflanzung vor zwei Monaten, und sie starb schon einmal früher, als du letztes Jahr bei mir arbeitetest," sagte der Pflanzer, der das Treiben der Eingeborenen schon ein wenig kannte.

„Dann war es meine Tante, und sie war ganz wie eine Mutter für mich," sagte Deesa, noch mehr weinend. „Sie hat achtzehn kleine Kinder ohne jegliche Nahrung hinterlassen, und ich muß ihre kleinen Mägen stopfen," sagte Deesa, indem er sein Haupt auf den Boden beugte.

„Wer brachte dir die Nachricht?" sagte der Pflanzer.

„Die Post," sagte Deesa.

„Seit voriger Woche iſt keine Poſt hier eingetroffen. Geh heim an dein Geſchäft.“

„Eine verheerende Krankheit hat mein Dorf heimgeſucht, und alle meine Weiber ſind am Sterben,“ ſchrie Deeſa, diesmal wirklich in Thränen.

„Rufe Chihun, der von Deeſas Dorf kommt!“ ſagte der Pflanzer. „Chihun, hat der Mann da ein Weib?“

„Der?“ ſagte Chihun. „O nein! Kein Weib aus unſerem Dorf würde den eines Blickes würdigen. Sie würden eher den Eleſanten heiraten.“

Chihun lachte laut auf. Deeſa weinte und ſchluchzte.

„Du wirſt gleich in Nöthen gerathen,“ ſagte der Pflanzer. „Geh heim an dein Werk.“

„Nun will ich beim Himmel die Wahrheit ſagen,“ ſchluchzte Deeſa auf wie in plötzlicher Eingebung. „Ich habe zwei Monate keinen Rauſch gehabt. Ich will fort, um mich ordentlich zu betrinken, weit weg von dieſer himmliſchen Plantage. So werde ich keine Störung verurſachen.“

Ein Lächeln flog über das Geſicht des Pflanzers. „Deeſa,“ ſagte er, „du haſt die Wahrheit geſagt, und ich würde dir ſofort Urlaub geben, wenn man etwas mit Moti Gudſch anfangen könnte, während du fort biſt. Aber du weißt, er gehorcht nur deinen Befehlen.“

„Möge das Licht des Himmels 40 000 Jahre leben! Ich werde nur kurze zehn Tage abweſend ſein. Danach werde ich wiederkehren, bei meiner Treu und Ehre und Seele. Gibt mir der Himmelsſohn für dieſe unbedeutende Friſt gnädigſt Bewilligung, Moti Gudſch herbeizurufen?“

Die Bewilligung ward ertheilt, und auf den ſchrillen Pfiff Deeſas wankte der gewaltige Stoßzahnträger aus dem Schatten einer Baumgruppe, wo er ſich mit Staub überſchüttet hatte, bis ſein Meiſter wieder käme.

„Licht meines Herzens, Beſchützer der Trunkenen, Berg der Macht, ſchenk mir Gehör!“ ſagte Deeſa, indem er ſich ihm gegenüberſtellte.

Moti Gudſch gab Gehör und grüßte mit ſeinem Rüſſel. „Ich gehe fort“, ſagte Deeſa.

Moti Gudſch zwinkerte mit den Augen. Er liebte das Herumſtreichen ebenſoſehr als ſein Herr. Man konnte dabei den Weg entlang alle Arten guter Dinge aufſchnappen.

„Aber du, du närriſches, altes Schwein, du mußt daheimbleiben und arbeiten.“

Das Zwinkern erſtarb, als Moti Gudſch verſuchte, ſich fröhlich zu zeigen. Er verabſcheute das Wurzelausreißen in der Plantage. Es that ſeinen Zähnen weh.

„Ich gehe für zehn Tage fort, Entzückendſter! Halt deinen Vorderfuß auf, und ich will dir die Sache darauf einprägen, du warzige Kröte von Schmutz und Schlamm!“ Deeſa nahm einen Zeltpflock und ſchlug Moti Gudſch auf die Hufe. Moti Gudſch grunzte und watſchelte von einem Fuß auf den andern.

„Zehn Tage,“ ſagte Deeſa, „wirſt du arbeiten und ziehen und Bäume auswurzeln, wie Chihun dir befehlen wird. Nimm Chihun auf und ſetze ihn auf

deinen Nacken!" Moti Gudſch krümmte die Spitze ſeines Rüſſels, Chihun ſetzte ſeinen Fuß hinein und wurde ſo auf den Nacken des Eleſanten geſchwungen. Deeſa übergab Chihun den mächtigen Ankis — den eiſernen Eleſantenſtachel.

Chihun puffte den Kopf des Moti Gudſch wie ein Straßenarbeiter ſeine Pflaſterſteine.

Moti Gudſch trompetete.

„Sei ſtill, du Schwein aus dem Hinterwald! Chihun iſt dein Mahaut für zehn Tage. Und nun ſag mir Lebewohl, mein Herzensbeeſt! O mein Herr, mein König, Juwel aller erſchaffenen Eleſanten, Lilie der ganzen Herde! Bewahre deine koſtbare Geſundheit und ſei brav! Adieu."

Moti Gudſch wand ſeinen Rüſſel um Deeſa und ſchwang ihn zweimal in der Luft. Das war ſeine Art, Lebewohl zu ſagen.

„Er wird nun ſchon arbeiten," ſagte Deeſa zu dem Pflanzer. „Kann ich gehen?"

Der Pflanzer nickte, und Deeſa verſchwand im Wald. Moti Gudſch kehrte um, um Baumſtrünke zu roden.

Zehn Tage geht alles gut. Als aber Deeſa auf die verſprochene Friſt nicht zurückkehrt, wird Moti Gudſch unwillig und hört auf zu arbeiten.

„Wenn du nicht arbeiten willſt, ſo ſollſt du auch nicht eſſen," ſagte Chihun zornig. „Du biſt ein wilder Eleſant und gar kein erzogenes Thier. Packe dich fort in die Dſchungels."

Chihuns kleines braunes Kind krabbelte an der Thür der Hütte herum und ſtreckte ſeine fetten Aermchen nach dem Rieſenſchatten vor der Thüre aus. Moti Gudſch wußte wohl, daß das Kind Chihun das theuerſte auf Erden wäre. Er ſtreckte ſeinen Rüſſel aus mit einer verlockenden Biegung am Ende, und das braune Kind warf ſich jauchzend hinein. Moti Gudſch machte raſch und zog den Rüſſel empor, bis das braune Kind zwölf Fuß über dem Kopf ſeines Vaters ſchrie.

„Großer Herr!" ſagte Chihun, „die beſten Mehlkuchen, zwölf an Zahl, zwei Fuß breit und in Rum getaucht, ſollſt du augenblicklich haben und zwei Centner friſch geſchnittenes Zuckerrohr dazu. Nur bring mir das arme Ding wieder heil auf den Boden, das mein Herz und Leben iſt."

Moti Gudſch ließ das Kind behaglich zwiſchen ſeinen Vorderfüßen nieder, mit denen er Chihuns Hütte zu Zahnſtochern hätte zermalmen können, und wartete auf ſein Futter. Er fraß es, und das braune Kind krabbelte hinweg.

Bevor es zu weitern Fährlichkeiten kommt, kehrt Deeſa endlich glücklich zurück und bringt Moti Gudſch wieder in das gewohnte Geleiſe.

4.

Zartbeſaitete Gemüther dürften ſich wohl nicht allerwegen mit Kiplings Erzählungen befreunden. Er weiß zwar in der „Geſchichte der Gadsbys" das Schnick-Schnack-Geplauder junger Dämchen, die Seufzer alter Koketten, das verliebte Geflüſter und das erſte Schmollen eines neuvermählten Paares, das

Flüstern des Krankenzimmers, die Vaterfreuden über ein phänomenales Baby u. dgl. in feinster Weise zu skizziren; aber auch in den Salon hinein dringt gelegentlich etwas von dem, was Henry James den Duft der „Rauchcabine" nennt. Seine ersten Lieblingsfiguren waren nicht eben feine Gentlemen, sondern die tapfern Füsiliere und Kasernenhelden Mulvany, Ortheris und Learoyd, die stark nach Whisky und Tabak dusten, nichts weniger als Tugendmuster sind und eine Mischung von englisch-irisch-schottischem Dialekt mit gelegentlich hindostanisch-arabischen Brocken reden, für die man in keinem akademischen Lexikon Aufschluß findet und die sich auf Deutsch gar nicht wiedergeben lassen. Auch die Offiziere, Beamten, Residenten, Kaufleute, Reisenden, die er auftreten läßt, führen nicht gerade das erbaulichste Leben. Von Trunk, Ausschweifung, leichtfertigen und sogar ehebrecherischen Verhältnissen ist des öftern die Rede. Ein armes Offizierchen erschießt sich wegen einiger beleidigenden Worte, die ihm eine vielumworbene Salondame zugeschleudert, und seine ältern Freunde, die zu spät gekommen, den verhängnißvollen Schuß zu verhindern, melden seinen Angehörigen in England aus lauter Mitleid und Humanität, daß er plötzlich der Cholera zum Opfer gefallen. Die Europäer schnapsen und lumpen, lügen und schwindeln überhaupt fast ärger als die ihnen unterworfenen Inder, die Nachkommen jener Ur-Arier, die von unsern gelehrten Indologen und Pantheisten als die größten Wahrheitsfreunde der Welt so überschwänglich gepriesen zu werden pflegen. Ja, so schlecht führen sich die Christen sein sollenden Engländer auf, daß das protestantische Missionswesen eine klägliche Rolle spielt und man „ohne die Wohlthat eines Clerus" (without benefit of clergy) besser durchs Leben kommt als mit den Tractätchen. Fast schreckhaft düster und peinlich wirken die Skizzen, welche von den Nachtseiten Calcuttas, „der Stadt der schrecklichen Nacht" (The city of dreadful night) entworfen werden.

Bei vielen Geschichten hat der Stoff einen so immoralischen Hautgout, daß man sie anständigerweise kaum lesen könnte, wenn sie Zola oder einem ähnlichen Franzosen in die Hände gefallen und nach deren Art breit ausgeführt wären. Das sind sie aber glücklicherweise nicht. Kipling vertuscht zwar die unschönen Dinge nicht, redet vielmehr sehr offen und mitunter derb, fast mit cynischem Anflug; aber er spekulirt sichtlich nicht auf Erregung niederer Leidenschaften, er berichtet nur ziemlich skrupellos, wie es das Zeitungsschreiben mit sich bringt, und läßt in der Gesamtheit des Culturbildes schon durchblicken, daß ihm nicht nur vor dem unendlichen Jammer graut, den Sünde und Verbrechen über die Menschheit bringen, sondern auch vor dem trüben Quell des Lasters selbst, wenn er auch direct nicht zu moralisiren pflegt.

Als Philosoph und Theolog tritt Kipling überhaupt kaum auf; er bleibt bei seinem Metier, dem Feuilleton. Er will unterhalten und ergötzen. Er ist dabei nicht wählerisch, aber sein gesunder Menschenverstand und ein gewisses low church-Christenthum bewahrten ihn vor schlimmen Excessen. Bedeutende Aufschlüsse über den Hinduismus und seine mannigfaltigen Formen, den Mohammedanismus und den Parsismus, wie ihre Stellung zum Christenthum sind aus seinen Erzählungen nicht zu gewinnen. Da kann man bei Wilson, Hunter und

Digitized by Google

andern mehr lernen, da bleibt auch Novelliſten in größerem Stil noch viel zu thun. Welchem Bekenntniß Kipling ſelbſt huldigt, iſt aus ſeinen Erzählungen kaum zu erſehen. In einer derſelben, „Die Bekehrung des Aurelian Mac Goggin", macht er ſich zwar ziemlich deutlich über den modernen Agnoſticismus und Poſitivismus luſtig, gibt aber nicht zu verſtehen, welche Form des Chriſtenthums er für die richtige hält; ja indem er den Poſitivismus praktiſch ad hominem widerlegt, ſtellt er ſeine Widerlegung ſelbſt wieder in eine komiſche oder halb komiſche Beleuchtung.

„Die Bekehrung des Aurelian Mac Goggin" hebt alſo an:

Das iſt genau genommen keine Geſchichte. Es iſt ein Tractätchen, und ich bin unendlich ſtolz darauf. Ein Tractätchen verfaſſen, das iſt ein Feſtmahl.

Jedermann hat ein Recht auf ſeine eigenen Ueberzeugungen, aber niemand — am wenigſten ein junger Herr — hat das Recht, ſie andern Leuten in die Gurgel hinabzuſtopfen. Die Regierung ſchickt dann und wann wunderſame Civilbeamte, doch Mac Goggin war der ſonderbarſte ſeit langer Zeit. Er war geſchickt, von glänzendſter Geſchicklichkeit — aber ſeine Geſchicklichkeit nahm in ihrem Wirken nicht den richtigen Weg. Anſtatt ſich an das Studium der Volksſprachen zu halten, hatte er Bücher geleſen, die, wie ich glaube, von einem Manne Namens Comte und einem Manne Namens Spenſer und einem Profeſſor Clifford geſchrieben waren. (Man wird dieſe Bücher in der Bibliothek finden.) Sie behandeln das Innere des Menſchen vom Standpunkt von Leuten, die keinen Magen haben. Es war ihm nicht verboten, ſie zu leſen, aber ſeine Mutter würde ihn angeſchmatzt haben. Sie gärten in ſeinem Kopf, und er kam nach Indien mit einer Religion, die weit, weit über ſeine Arbeit hinaus verdünnt war. Sie war kaum ein Credo mehr. Sie bewies nur, daß die Menſchen keine Seelen hätten und daß es keinen Gott und kein Jenſeits gäbe, und daß wir uns irgendwie zum Beſten der Menſchheit durchquälen müſſen.

Einer ihrer untergeordneten Grundſätze ſchien zu ſein, daß es nur noch eine größere Sünde gäbe, als einen Befehl zu geben, nämlich einem ſolchen zu gehorchen. So ſagte wenigſtens Mac Goggin; ich vermuthe indes, daß er ſeine Elementarſchulbücher falſch verſtanden hat.

Ich ſage kein Wort gegen ſein Credo. Es wurde in der Stadt London fabricirt, wo es nur Maſchinen, Aſphalt und Bauten gibt, alles in dichten Nebel eingehüllt. Ganz natürlich verfällt da einer auf den Glauben, es gebe nichts Höheres als ihn ſelbſt und daß die Metropolitan-Verwaltung der öffentlichen Arbeiten alles gemacht hat. Aber hier zu Lande, wo man wirklich die Menſchheit — die rohe, braune, nackte Menſchheit — ſieht und nichts zwiſchen ihr und dem ſtrahlenden Himmel, und nichts unter den Füßen als die ausgetretene, ausgenutzte Erde, da ſtirbt jene Vorſtellung hinweg, und die meiſten Leute kommen auf einfachere Anſchauungen zurück. Der Grund iſt der. Der Deputirte ſteht über dem Aſſiſtenten, der Commiſſar über dem Deputirten, der Lieutenant-Gouverneur über dem Commiſſar, der Vicekönig über allen vier, unter den Befehlen des Staatsſecretariats, das der Kaiſerin verantwortlich iſt. Wenn die Kaiſerin nicht ihrem Schöpfer verantwortlich iſt — wenn es keinen Schöpfer gibt, dem ſie

verantwortlich ſein kann —, dann muß unſer ganzes Verwaltungsſyſtem falſch ſein. Das iſt offenbar unmöglich. Zu Hauſe mag man die Leute entſchuldigen. Sie bleiben guten Theils im Stall und werden intellectuell übermüthig. Nimmſt du ein ſich bäumendes, vom Haber geſtochenes Pferd zum Reiten, ſo geifert und ſchäumt es über das Gebiß, bis du die Gabeln daran nicht mehr ſehen kannſt. Aber das Gebiß iſt und bleibt doch da. In Indien werden die Leute nicht vom Haber geſtochen. Klima und Arbeit verſtatten nicht, Brick-Spiel mit Worten zu treiben.

Hätte Mac Goggin ſein Credo mit den großen Anfangsbuchſtaben und den Endungen auf „ismus" bei ſich behalten, ſo würde ſich niemand darum gekümmert haben; aber ſeine Großväter von beiden Seiten waren Methodiſtenprediger geweſen, und die Neigung zum Predigen zeigte ſich auch bei ihm. Er wollte jeden in ſeinem Club zu der Einſicht bringen, daß er keine Seele habe, und ihm helfen, des Schöpfers loszuwerden. Wie viele gute Leute ihm ſagten, hatte er unzweifelhaft keine Seele, weil er noch ſo jung war, aber daraus folge nicht, daß die ihm an Alter überlegenen auch noch ſo unentwickelt wären; ob es aber eine andere Welt gebe oder nicht, darüber wollte einer erſt ſeine Zeitung noch nachleſen. „Darauf kommt's nicht an — darauf kommt's nicht an!" pflegte Aurelian dann zu ſagen. Da warfen die Herren die Sophakiſſen nach ihm und riethen ihm, an einen beſondern Ort zu gehen, an welchen er glaubte. Sie nannten ihn den „Blaſtoderm", da er behauptete, von irgend einer Familie dieſes Namens in prähiſtoriſchen Zeiten abzuſtammen, und ſuchten ihn durch Spott und Gelächter zum Stillſchweigen zu bringen; denn er war eine unerträgliche Langweile für den Club und dazu ein Stein des Anſtoßes für die ältern Herren.

Infolge ſeines Hochmuths will Aurelian Mac Goggin alles beſſer machen als andere Leute, arbeitet ohne Raſt und Ruh, überanſtrengt ſich, wird von einem Schlage getroffen, der ihm den Gebrauch der Zunge und das Gedächtniß raubt. Die Sprache kommt langſam wieder, aber das Gedächtniß will nicht wieder kommen. Der Arzt ſchickt ihn deshalb in die Berge.

„Aber ich verſtehe es nicht," ſagte der Blaſtoderm. „Es war doch mein eigener Geiſt und mein eigenes Gedächtniß."

„Ich kann nicht helfen," ſagte der Doctor. „Es gibt viele Dinge, die wir nicht verſtehen können, und nach der Zeit, welche Sie unter meiner Behandlung ſtanden, werden Sie genau ermeſſen, wie viel ein Menſch auf dieſer Welt ſein eigen nennen kann."

Der Schlag ſchüchterte den Blaſtoderm ein. Er konnte ihn nicht begreifen. Er ging ins Gebirge in Furcht und Zittern, voll Beſorgniß, ob es ihm gelingen würde, den angefangenen Satz zu Ende zu bringen.

Das gab ihm ein heilſames Gefühl von Mißtrauen. Die richtige Erklärung, daß er ſich überanſtrengt, befriedigte ihn nicht. Ein gewiſſes Etwas hatte die Sprache von ſeinen Lippen gewiſcht, wie eine Mutter dem Kinde die Milch von den Lippen wiſcht, und er war bange — ſchrecklich bange.

Weiter kommt es mit der Bekehrung des Herrn Aurelian Mac Goggin nicht. Es iſt immerhin ein erſter Schritt. Aber für einzelne Menſchen wie

Digitized by Google

für ganze Völker reicht es doch nicht hin, ein „gewisses Etwas“ über sich anzuerkennen, in dessen Macht Augenlicht, Gesundheit und Leben steht. Gerade ein Riesenreich wie Indien, mit seiner verwickelten Religionsgeschichte, drängt doch auf eine tiefere Lösung der Welträthsel.

5.

Kipling hat sich auch im Roman versucht, aber hier nicht so viele Lorbeeren geerntet wie mit seinen Erzählungen. Sein Roman „Das erloschene Licht“ (The light that failed) spielt in England, und zwar im Kreise von Künstlern und von Zeitungs-Specialcorrespondenten, welche anfangs in Aegypten, später im Sudan wider den Mahdi thätig sind. Ein paar junge Leutchen, die sich schon als Kinder kennen und lieben gelernt, kommen auseinander und widmen sich beide der Malerkunst. Sie finden sich in London wieder, aber Liebe und Lebensglück scheitern daran, daß Maisie, ohne besonderes Talent für die Kunst, in eitler Selbsttäuschung Erfolge erringen will, während Dick, der sich als Specialzeichner in Aegypten emporgearbeitet, sie durch ein Kunstwerk übertrumpfen und enttäuschen will, dabei aber erblindet und völlig schiffbrüchig, seinen Freunden in den Sudan nachreist und dort durch eine feindliche Kugel von seinen Lebensqualen erlöst wird. Viele Stellen, besonders das erste Leben und Treiben der beiden Kinder, sind überaus poetisch. Ueber dem Ganzen aber lagert ein düsterer pessimistischer Londoner Nebel. In der Zeichnung der Erblindung erreicht Kipling die hohe psychologische Kunst nicht, die Collins in seiner „Blinden Miß Finch“ entwickelt. Mit der feinen künstlerischen Durcharbeitung des klassischen englischen Romans überhaupt kann seine frische, kecke Jugendlichkeit sich nicht messen; doch die Darstellung ist überaus lebenswahr, packend und oft tief ergreifend.

Nach Amerika verschlagen, hat es Kipling nicht verabsäumt, auch die Neue Welt, die Heimat seiner Braut, in seiner Weise zu studiren und zu schildern. Das geschieht in der Erzählung „Die muthigen Kapitäne“ (Captains courageous). Dieser Titel bezeichnet nicht etwa amerikanische Seehelden oder Piraten, sondern gewöhnliche Fischer, welche an den Küsten von Neufundland dem Stockfischfang obliegen. Sie retten Harvey Cheyne, den Sohn eines amerikanischen Eisenbahnkönigs, der eine zu starke Cigarre geraucht hat und, von Uebelkeit erfaßt, von dem Verdeck eines transatlantischen Dampfers in die See gerollt ist. Er benimmt sich seinen Lebensrettern gegenüber als ein hochmüthiger Protz, wird aber von ihnen allgemach gebändigt, indem sie ihn zwingen, am Fischfang theilzunehmen. Bei der rauhen Arbeit legt er sein anmaßendes Wesen ab und wird ganz vernünftig. So wird der Kabeljau zum Mittelpunkt einer Fabel, welche die Unarten des amerikanischen Geldprotzenthums, wie die guten und schönen Seiten der Yankees in ergötzlichster Weise zeichnet.

Kiplings Gedichte danken ihre Eigenart und Beliebtheit theils dem modernen, soldatischen Volkston und einer Jovialität, die mitunter ziemlich tief herabsteigt, theils glänzend ausgeführten exotischen Stoffen, theils der Begeisterung, mit welcher er das „größere Britannien“, das englische Weltreich, besungen, theils dem religiös-

ſittlichen Ernſt, der einzelne dieſer patriotiſchen Gedichte beherrſcht. Im Gegenſatz zu den modernen Revolutionsdichtern beſingt Kipling herzhaft Autorität und Gehorſam, Gott und Religion. In einem ſolchen patriotiſch-martialiſchen Liede ruft er ſogar die Madonna an:

„Maria, ſchmerzensreiche,
O rett' mit holdem Flehn
Die Seelen, die ſchon morgen
Vor Gott dem Richter ſtehn.
Vom Weib ſind ſie geboren,
In Noth ſie alle ſind;
Den Freunden wie den Feinden,
Madonna, zeig dein Kind!"

A. Baumgartner S. J.

Recenſionen.

Das Leben Jeſu. Nach den vier Evangelien dargeſtellt von Dr. **Joſeph Grimm**, b. geiſtl. Rath und k. o. ö. Profeſſor der Theologie an der Univerſität Würzburg. Mit biſchöflicher Approbation. 8°. Regensburg, New York, Cincinnati, Fr. Puſtet, 1894 und 1899.

Sechster Band: **Geſchichte des Leidens Jeſu.** Erſter Band. (VI u. 671 S.) Preis *M.* 5.

Siebenter Band. Unter Benützung der Vorarbeiten von † Dr. **Joſeph Grimm** bearbeitet von Dr. **Joſeph Zahn**, Subregens des biſchöflichen Prieſterſeminares zu Würzburg. **Geſchichte des Leidens Jeſu.** Zweiter Band. (XIV u. 652 S.) Preis *M.* 5.

Es war Herrn Dr. Joſeph Grimm nicht vergönnt, ſein verdienſtvolles Werk „Leben Jeſu“ zum Abſchluß zu bringen. Im Jahre 1876 erſchien der erſte Band; 1894 der ſechste, welcher den erſten Theil der Leidensgeſchichte bis zur Verurtheilung Jeſu umfaßt. Die Vorzüge der Grimmſchen Darſtellung ſind bekannt und anerkannt: eine vielſeitige, auch aus dem Alten Teſtamente geſchöpfte Beleuchtung der evangeliſchen Ereigniſſe, treffende Kennzeichnung der Wichtigkeit und Tragweite der meſſianiſchen Worte und Werke, ſeine pſychologiſche Schilderung der Stimmungen handelnder Perſonen, genaue Darlegung der Beweggründe, des Aufbaues, der fortſchreitenden Entwicklung der meſſianiſchen Aufgabe, eingehende Charakteriſtik. Hierbei iſt nicht zu verkennen, daß manchmal eine gewiſſe Breite und eine Vorliebe für Wiederholungen der Hauptanſchauungen ſich geltend macht. Dieſe Eigenthümlichkeiten nebſt einer dem Verfaſſer eigenen Schreibweiſe in Wortſtellung finden ſich auch im ſechsten Bande. Als beſonders anſprechende Ausführungen erſcheinen da die Abſchnitte: Urſprung und Sinn des Paſchatypus (S. 28 ff.), Paſchafeier (S. 44 ff.), die Euchariſtie als Opfer und Sacrament (S. 124), Jeſu Todesangſt, Untergang des Verräthers, Verhör vor Annas und Kaiphas, Jeſus vor Pilatus. In exegetiſcher Hinſicht nimmt unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch die Begründung der Verſchiebung des Oſterfeſtes von ſeiten der Juden (S. 68 f.), die Erklärung einiger Stellen, z. B.: „Satan hat verlangt, euch zu ſieben“, „der kaufe ein Schwert“, „ich gehe hin, euch eine Stätte zu bereiten“; der Zuſammenhang der Rede Jeſu Joh. 15 (S. 157. 167. 177. 212) u. ſ. f. Daß der Jüngling, der relicta sindone nudus profugit

ab eis (Marc. 14, 52), Marcus ſei, wird S. 409—419 ausführlich befürwortet; desgleichen wird mit Nachdruck das rechtswidrige Verfahren gegen Jeſus hervorgehoben (S. 448. 479. 585. 619). Als das Prätorium, die zeitweilige Reſidenz des Pilatus in Jeruſalem, wird die Burg Antonia angenommen (S. 542).

Was Dr. Grimm (er ſtarb am Neujahrstage 1896) nicht mehr vollenden konnte, hat ganz in ſeinem Geiſte und in ſeiner Auffaſſung trefflich Dr. Zahn im ſiebenten Bande zu Ende geführt. Für die erſten drei Kapitel und die größere Hälfte des vierten (Aufbruch nach Golgatha — Auf dem Weg nach Golgatha — Kreuzigung — Jeſus am Kreuze) ſtand dem Herrn Verfaſſer noch ein Manuſcript des Hingeſchiedenen zur Verfügung. Für die übrigen Theile der Leidensgeſchichte, für Auferſtehung, Jeſu Erſcheinungen und Himmelfahrt fanden ſich keine ſchriftlichen Vorarbeiten vor. Dieſe hat Dr. Zahn ſelbſtändig bearbeitet und durch eine ausgiebigere Berückſichtigung der verſchiedenen exegetiſchen Schwierigkeiten und durch reichlichere Citate jedenfalls einen Vorzug vor der ſonſtigen Manier Grimms ſich angeeignet. Beſonders gut iſt die Geſchichte der Auferſtehung und die Uebereinſtimmung der evangeliſchen Berichte dargelegt. Die einſchlägigen Fragen aus der Alterthumskunde über die Form des Kreuzes u. dgl. ſind gut erörtert: mit Recht entſcheidet ſich der Verfaſſer für crux immissa und für die Annagelung an das bereits aufgerichtete Kreuz. Die Erörterungen über den Kreuzweg (S. 55), die Kreuzinſchrift (S. 130), Maria unterm Kreuz (S. 155), über die Bedeutung der Finſterniß (S. 182), des Todes Jeſu (S. 217), über Jeſu Wort: quorum remiseritis peccata (S. 404) und deſſen Erſcheinung am See Geneſareth (S. 448) dürften nebſt der ganz berechtigten Anklage gegen die fälſchlich ſogen. „hiſtoriſche Kritik" (S. 438) ein beſonderes Intereſſe beanſpruchen. Für zwei Zugaben wird man dem Herrn Dr. Zahn vorzüglich dankbar ſein: für die ſo überſichtliche und mit verſchiedenen nützlichen Hinweiſen verſehene „Synopſis. Das Leben Jeſu nach den vier Evangelien" (S. 596—620) und für das „Regiſter zum ganzen Werke" (Bd. I—VII) S. 621—652, in dem die Seitenzahlen der erſten und zweiten Auflage des Grimmſchen Werkes bei den betreffenden Stichworten vermerkt ſind. Das Regiſter empfiehlt ſich durch Reichhaltigkeit und Genauigkeit. — Man kann ſich nur freuen, daß das „Leben Jeſu" von Dr. Grimm durch Dr. Zahn einen ſo entſprechenden Abſchluß gefunden hat. Möge nun das ganze Werk mit ſeinem gediegenen Inhalt, ſeiner großartigen Auffaſſung der Perſon des Heilandes und ſeines Werkes, und ſeiner echt frommen und ſalbungsvollen Darſtellung recht dazu beitragen, bei Geiſtlichen und Laien eine größere Kenntniß und innigere Liebe deſſen hervorzurufen, der da iſt Ziel und Mittelpunkt aller Geſchichte, der ganzen Schöpfung: Iesus Christus heri et hodie: ipse et in saecula (Hebr. 13, 8).

Joſ. Knabenbauer S. J.

Notes on a History of Auricular Confession. By ***P. H. Casey*** S. J. 8°. (118 p.) Philadelphia, McVey 1899. Preis *M.* 1.

Dieſes Büchlein verdient eine etwas längere Beſprechung, weil dadurch zugleich ein größeres Werk ins richtige Licht gerückt wird.

Im Jahre 1896 erſchien in Philadelphia eine dreibändige „Geſchichte der Ohrenbeicht und der Abläſſe in der lateiniſchen Kirche“ von Henry Charles Lea.

Wenn es bei einem Geſchichtswerke lediglich auf die Menge des zuſammengetragenen Materials ankäme, dann müßte man manchen Partien dieſer „Geſchichte“ das Prädicat „vorzüglich“ zuerkennen. Herr Lea hat Geld genug, um ein Heer von Abſchreibern an den verſchiedenſten Bibliotheken zu beſchäftigen. So läßt ſich leicht eine außergewöhnliche Erudition erreichen, die freilich theuer bezahlt werden muß, aber, was den Aufwand geiſtiger Kraft anbelangt, doch recht billig iſt.

Sind dagegen gründliche Kenntniß des zu behandelnden Gegenſtandes, Treue und Zuverläſſigkeit in Mittheilung der Beweisſtücke nach ihrem wahren Sinne, Unparteilichkeit und ruhiges Abwägen Erforderniſſe, die man billigerweiſe an einen echten Geſchichtſchreiber ſtellen kann, dann trägt das Werk des Herrn Lea mit Unrecht den Titel „Geſchichte“.

Hier ein Beiſpiel. Auf S. 114 des erſten Bandes leſen wir: „Es ſcheint, die Manichäer waren die erſten, welche die Schlüſſelgewalt entdeckt haben. Ihre Auserwählten durften kein Geld anrühren; wenn ſie nun in Nahrungsſorgen waren, ſo unternahmen ſie es, um Brod Sünden zu vergeben. Ephräm der Syrer beſchuldigt ſie bitter dafür; nur einer iſt, der Sünden vergeben kann, ausgenommen im Taufritus.“ Als Beleg für dieſe Behauptung ſteht in einer Fußnote: *Wegnern*, Manichaeorum indulgentiae p. 187—88 (Lipsiae 1827). — Canes morbidi sunt qui, cum panis buccellas non inveniant, peccata et debita remittunt. Qua in re admodum rabiosi sunt et digni, qui contundantur; quum unus tantum, qui remittere possot.

Daß der Text verſtümmelt iſt, muß jedem beim Leſen ſofort klar werden. Er ſteht vollſtändig, nur mit einigen ungenauen Ueberſetzungen, in dem angeführten Werke, deſſen Titel lautet: Manichaeorum indulgentias cum brevi totius Manichaeismi adumbratione e fontibus descripsit Aug. Vict. de Wegnern. Der ſyriſche Text nebſt lateiniſcher Ueberſetzung findet ſich in den Opera omnia S. Ephr. syriace et latine II, 440. Im Zuſammenhange beſagt der Text das Gegentheil von dem, was Lea ihn ſagen läßt.

Noch mehr. Vor beiläufig einem halben Jahrhundert hat der rühmlichſt bekannte Syrologe Pius Zingerle die ganze Stelle eingehend behandelt (Theologiſche Quartalſchrift [Tübingen 1841] S. 574 ff.). Er ſchreibt unter anderem: „Um die Leſer gleich in den Stand zu ſetzen, ſelbſt zu beurtheilen, mit welchem Rechte Herr v. Wegnern den hl. Ephräm für ſeine Behauptungen mißbrauchen konnte, legen wir ihm am füglichſten anfangs ſchon die beſtrittene Stelle vor Augen, und zwar in Wegnerns lateiniſcher Ueberſetzung, um vor jedem Verdacht der Unredlichkeit ſicher zu ſein.

„Im zweiten Geſange gegen die Ketzer, der vorzüglich gegen Bardeſanes, Marcion und Manes gerichtet iſt, äußert ſich Ephräm gegen die Manichäer alſo: Ecce canes Manetis hominem quemlibet invadunt, cuique obvio propter panem quotidianum adblandientes. Canes morbidi sunt, qui quum panis

buccellas non inveniant [1] (quibus esurientes vesci possint), peccata et debita remittunt. Qua in re admodum rabiosi sunt et digni, qui contundantur, quum Unus tantum sit, qui peccantibus peccata remittere possit. Ad arbitrium suum torquent verbum Veracis (Iesu Christi), qui discipulis suis potestatem dedit semel tantum per aquas humanae naturae peccata expiandi, ipsisque concessit, ut solverent et ligarent; hunc vero, qui ligatus esset, Eum precibus adire iussit, qui omnia remittit, ut, qui omnia expiat, nos quoque ob dolorem nostrum expiarot [2]. Namque par est (angore malae conscientiae) conturbari [3], qui languori animi deditus peccatis se obruit. Quodsi vero is, qui omnia remittit, propter dolorem nostrum etiam nobis peccata remittit, nugae sunt, quod illi pro panis frustulis nobis peccata remittunt. Propheta ille, Busi filius, contra te vaticinatus est [4]: Panis frustulis vaticinia vendunt, et inquinatis porrigunt [5]. Et sublata est poenitentia ventris gratia. Cave, puer, ne his hominibus confidas, ne operam perdas. Canna enim quassata est remissio eorum; namque qui peccatum condonare [6] audet, is illud adauget. Inerti quidem et homini pravorum morum haec sapientia admodum placet. Noque profecto quisquam foret, qui in gehennam descenderet, et mihimet ipsi arrideret hic mos minime laboriosus.

---

[1] „Herr v. Wegnern hat hier offenbar falſch überſetzt. Das Syriſche heißt: qui quum frangere nequeant. Der hl. Ephräm ſpielt dadurch auf die abergläubiſchen Poſſen der Manichäer in Bezug auf das Brod und andere Speiſen an, von denen der hl. Epiphanius und Theodoret reden. Vergleiche auch v. Wegnerns Schrift ſelbſt S. 143. 144 oder Stolbergs Religionsgeſchichte 9. Band, LXXIV." [Anmerkung Zingerles.]

[2] „Genauer überſetzt heißt das Syriſche: Nam sane ille, qui omnia expiat, ob dolorem nostrum nos expiat. Dieſen Sinn erfordert auch die Verbindung der Sätze." [Anm. Z.]

[3] Der Zuſammenhang zeigt hier auffallend, daß im ſyriſchen Verbum der Sinn des Zerſchlagenwerdens, Leidens durch Reue und Buße liege. Wer ſich von der Luſt der Sünde verführen ließ, muß gerechterweiſe leiden, lehrt hiermit der hl. Ephräm.

[4] „Beſſer und richtig überſetzt: Persuadet tibi, convincit te; davon überzeugt dich" u. ſ. w. [Anm. Z.]

[5] „Soll überſetzt ſein: Frustula (ut) mercedem vaticiniorum dederunt (Judae) inquinatis (illis prophetis). Anſtatt vendunt hätte v. Wegnern emunt ſetzen ſollen; das Subject im Syriſchen ſind die den falſchen Prophetinnen Brod reichenden Juden, um ſich eitle Wahrſagungen zu erkaufen. Der hl. Ephräm ſpielt auf Ezechiel 13, 17. 19 an, die Nichtigkeit der manichäiſchen Sündennachlaſſung mit der Nichtigkeit jener erkauften Weisſagungen vergleichend." [Anm. Z.]

[6] „Die Worte des Urtextes heißen wahrſcheinlicher: dum peccatum expiat (haec remissio, ut a Manichaeis iactatur), adauget illud. Der hl. Ephräm braucht ein Verbum, das purificare heißt, und ſpielt dadurch vielleicht auf die vom hl. Auguſtin erwähnte Secte der Manichäer an, die ſich Catharistas, purificantes nannten, propter quasdam horrendas et exsecrandas purificationes, quas exercebant, wie Joſ. Aſſemani in der Biblioth. oriental. bemerkt." [Anm. Z.]

„So lauten Ephräms Worte. Nach ihrer Durchleſung wird ſich nun freilich jeder wohlunterrichtete und unbefangene Leſer wundern, wie man dadurch auch nur auf den Gedanken von manichäiſchen Abläſſen und ihrer Vergleichung mit den katholiſchen verfallen könne.

„Ungezwungen ausgelegt, lehrt der hl. Ephräm in den angeführten Strophen ſeines Geſanges nichts anderes als: ‚Die Manichäer laſſen Sünden nach ohne Reue und Buße, bloß für ihnen dargereichte Nahrung. Darüber ſind ſie ſtreng zu tadeln, weil ſie keine Gewalt dazu haben und Chriſti Worte anmaßend auf ſich anwenden; denn Sünden nachlaſſen kann nur Gott, Gottes Sohn aber hat ſeinen Jüngern (alſo nicht Menſchen außer ſeiner Kirche, wie die Manichäer ſind) die Macht verliehen, einmal durch die Taufe Sünden nachzulaſſen, dann auch durch die Gewalt, zu binden und zu löſen. Wird jemand der Löſung nicht würdig erachtet, ſo muß er ſich mit Reue flehend zu Gott wenden und durch Buße die Losſprechung verdienen. Weil demnach Buße nothwendig iſt, und ohne ſie die Sünden nicht erlaſſen werden können, muß man die manichäiſche Weiſe, Sünden nachzulaſſen, als Trug und eitles Spiel verwerfen, wodurch die Armen, die darauf bauen, nur noch tiefer in das Elend der Sünde geſtürzt werden.‘

„Daß ich in dieſer meiner Auslegung des hl. Ephräm das Mindeſte verdreht oder hineingelegt habe, wird Wegnern ſelbſt oder was immer für ein proteſtantiſcher Leſer mir nicht vorwerfen können. Ich habe wahrlich die treueſte und natürlichſte Erklärung der Stelle gegeben, die dann aber freilich nicht *gegen*, ſondern *für* die katholiſche Lehre ſpricht, und insbeſondere für die der Kirche gegebene Schlüſſelgewalt, und für die von der katholiſchen Kirche allezeit gelehrte Nothwendigkeit der Buße“ u. ſ. w.

So ſchrieb vor mehr als fünfzig Jahren ein Mann, deſſen gediegene Kenntniſſe und redliche Geſinnung nie jemand in Zweifel gezogen hat.

Was ergibt ſich aber aus dieſer Auseinanderſetzung für das Werk des Dr. Lea?

Erſtens: Die Behauptung Leas, er habe ſich aus Unparteilichkeit ausſchließlich an katholiſche Quellen und katholiſche Autoritäten gehalten und von der Benutzung proteſtantiſcher Schriftſteller abgeſehen (Bd. I, Vorrede), iſt falſch.

Zweitens: Entweder hat Lea die Stelle im Zuſammenhang geſehen oder nicht. Hat er ſie nicht geſehen, ſo wirft das ein eigenthümliches Licht auf ſeine Gründlichkeit und Zuverläſſigkeit; hat er ſie aber geſehen, ſo kann ihm der Vorwurf nicht erſpart werden, daß er die Worte in ihren geraden Widerſinn verdreht hat.

Drittens: Obſchon bereits vor einem halben Jahrhundert die Behauptung Wegnerns von einem geachteten Gelehrten als haltlos erwieſen wurde, führt Lea dieſelbe als ein Beweisſtück an, ohne der Widerlegung auch nur mit einem Worte Erwähnung zu thun.

Es wäre nun nicht ſchwer, die übrigen Beweiſe, die Lea gegen die katholiſche Lehre von der Beicht vorbringt, in ähnlicher Weiſe nachzuprüfen und ihre Haltloſigkeit bloßzulegen. Aber das eine Beiſpiel zeigt, daß, um drei Bände irriger

Behauptungen gründlich zu widerlegen, eine viel größere Reihe von Bänden erforderlich sein würde — gewiß eine höchst langwierige und langweilige Arbeit für Schriftsteller und Leser.

Soll also das mit einem solchen Schein von Gelehrsamkeit auftretende Werk ohne Einrede seinen Weg durch die Welt nehmen können? Soll man es bei einem allgemeinen und deshalb unwirksamen Protest bewenden lassen?

P. Casey scheint die rechte Mitte gefunden zu haben. Er greift eine einzelne Frage heraus, aber freilich die Kernfrage: ob nach der Lehre der Heiligen Schrift und der Kirchenväter Christus seiner Kirche die Schlüsselgewalt verliehen habe, d. h. die Gewalt, die nach der Taufe begangenen Sünden nachzulassen. Der betreffende Abschnitt aus Leas Werk wird vollständig vorgelegt und die einzelnen Behauptungen der Reihe nach einer scharfen, aber gerechten Kritik unterzogen.

Das Schlußergebniß kleidet Casey in die Worte: „Wir haben Linie für Linie zehn Seiten des ersten Bandes geprüft. Unsere Leser werden eine weitere Untersuchung wohl für überflüssig halten. Die Frage, welche Herr Lea in diesem Abschnitte behandelt, ist die Kernfrage des ganzen Werkes; und doch wie viele falsche Voraussetzungen, wie viele unberechtigte Schlüsse, wie viele Unterdrückungen der Wahrheit, wie viele Verdrehungen der Väterlehre, mit einem Worte, wie viele Advocatenkniffe haben wir nicht in seiner Darstellung gefunden? Herr Lea ist kein Geschichtschreiber, sondern ein Advocat, er bietet nicht Geschichte, sondern Polemik. Er schreibt, um eine Behauptung zu beweisen, einen Proceß zu gewinnen, einen Gegner in ungünstiges Licht zu setzen. Er führt uns seine Zeugen aus dem Alterthume vor, gute und schlechte ohne Unterschied; ob Ketzer, ob Rechtgläubige, alle sind willkommen, wenn sie sich nur eine Aussage abpressen lassen, die seinem Zwecke dient. Zeigen sie sich aber widerspänstig und verrathen sie Neigung, gegen ihn zu zeugen, dann sucht er sie auf Widersprüchen zu ertappen. Das sind aber nicht die Mittel und Wege großer Geschichtschreiber, solcher Mittel bedient sich überhaupt kein Schriftsteller, dem es darum zu thun ist, die Wahrheit bekannt zu machen. Solcher Mittel bedient sich nur ein Mann, dessen Lebensaufgabe es zu sein scheint, den Katholicismus in Mißcredit zu bringen und die Nichtkatholiken rücksichtlich der Anschauungen ihrer Väter im Glauben irre zu führen. Was aber dieses Gebaren für alle, die darüber nachdenken, noch widerwärtiger macht, ist der Umstand, daß derartiges im Namen und unter der Maske der Geschichte geschieht."

Wer immer Leas History of Confession liest, der wird, falls es ihm um die Kenntniß der Wahrheit zu thun ist, nicht versäumen, Caseys Werkchen zum Vergleich und zur Nachprüfung der betreffenden Stellen heranzuziehen. Hat Casey bewiesen, was er beweisen wollte, dann ist das ganze übrige Werk Leas hinfällig; denn dieses Werk ist geschrieben, um darzuthun, daß nach der Lehre des Alterthums die Schlüsselgewalt von Christus der Kirche nicht verliehen wurde, sondern daß dieselbe eine spätere Erfindung sei.

Man glaube aber nicht, daß lediglich Casey so über Leas Buch urtheilt. Nicht nur katholische Zeitschriften, wie Dublin Review (Oct. 1897), The Tablet (21. Nov. 1896), The Catholic World (March 1897), sondern auch

proteſtantiſche Blätter, wie das Athenaeum (19. Sept. 1896) und die Theologiſche Literaturzeitung (1897, Sp. 463 ff.), haben ein gleich vernichtendes Urtheil gefällt.

Aus dem letzten Blatte ſeien nur einige Worte Karl Müllers angeführt: „Ich halte vor allem die ganze Grundlage der Conſtruction für verfehlt: es hat ſich ſehr gerächt, daß Lea der älteſten Entwicklung ſo gut wie gar keine Aufmerkſamkeit gewidmet und nach ganz dürftigen Brocken gearbeitet hat. Er theilt im ganzen die Auffaſſung, die Steitz unter uns verbreitet hat, wonach im Alterthume Buße nur das Mittel geweſen wäre, den Sünder mit der Kirche auszuſöhnen, und erſt die Scholaſtik des 12. Jahrhunderts definitiv die Anſchauung feſtgeſtellt hätte, daß der Prieſter im Namen Gottes Sünden vergebe. . . . Ich kann alſo Lea gegenüber nur wiederholen, daß die Anſchauung von Steitz den geſchichtlichen Thatbeſtand auf den Kopf ſtellt. . . . Auch die Geſchichte der Beicht iſt demnach nicht richtig gezeichnet. . . . Auch der Art, wie Lea die Geſchichte der geheimen Buße beſchreibt, wird man in faſt allen Hauptpunkten widerſprechen müſſen. . . ."

Das genügt. Leas Werk iſt eine reichhaltige Materialienſammlung, die mit Vorſicht benutzt werden kann, eine Geſchichte der Beichte iſt ſie nicht.

Chriſtian Peſch S. J.

Theologia catholica tempore medii aevi. Ab anno 1109—1563. **Nomenclator literarius recentioris theologiae catholicae,** theologos exhibens aetate, natione, disciplinis distinctos. Tom. IV. Edidit et commentariis auxit ***H. Hurter*** S. J. 8°. (VII S., 1356 Sp. u. CCLV S.) Oeniponte, libraria academica Wagneriana, 1899. Preis *M.* 18.

Dem urſprünglichen Plane nach behandelte P. Hurters Nomenclator nur diejenigen katholiſchen Gottesgelehrten, deren Todesjahr zwiſchen dem Ausgang des Trienter und dem Beginn des Vaticaniſchen Concils liegt. Nachdem eine zweite Auflage die Grenzen dieſes Zeitraumes nach vorwärts bis in die Gegenwart vorgerückt hatte, greift der nunmehr vorliegende Ergänzungsband auch tiefer in die Vergangenheit hinein, indem die ganze Zeit der ſcholaſtiſchen Theologie ſeit dem Tod des hl. Anſelm in den Kreis der Darſtellung einbezogen wird.

Die Eigenart des Hurterſchen Nachſchlagewerkes iſt bekannt. Es will weder eine Geſchichte der Theologie ſein, noch eine Bibliographie in dem Sinne, daß von jedem Theologen ſämtliche Werke in ſämtlichen Ausgaben aufgezählt und nach den Anforderungen gelehrter Bücherkunde beſchrieben würden. Es iſt eben ein „Nomenclator", d. h. es will mit den Vertretern der heiligen Wiſſenſchaft, deren Namen in den theologiſchen Büchern dem Anfänger zunächſt als unbekannte Fremdlinge entgegentreten, die nöthigſte Bekanntſchaft vermitteln, indem Auskunft ertheilt wird über die Zeit und Umſtände, in welchen ſie lebten, über die Werke, welche ſie ſchufen, über deren Richtung, Verdienſt, Bedeutung für Vergangenheit oder Gegenwart.

Von einer Darſtellung des geſchichtlichen Entwicklungsganges der Theologie ſieht der Verfaſſer dabei ab; die Gruppirung der beſprochenen Gottes-

gelehrten erfolgt zum großen Theil nach äußerlichen Geſichtspunkten. Jedes Jahrhundert zerlegt der hochwürdige Verfaſſer vorab in Abſchnitte von 20—30 Jahren, innerhalb dieſer Zeiträume werden dann die Gelehrten, deren Todesjahr in die betreffende Zeitſpanne trifft, zunächſt nach den einzelnen theologiſchen Disciplinen, dann nach den Nationen zuſammengeordnet. Höchſtens nebenbei, mitunter nur in Anmerkungen, bringt der Verfaſſer einiges bei, was die verſchiedenen Entwicklungsſtufen der heiligen Wiſſenſchaft im allgemeinen zu beleuchten und zu zeichnen geeignet iſt. Warum der Verfaſſer einer ſolchen Anordnung den Vorzug gab, hat er in der Einleitung zu dem ganzen Werk ausgeſprochen und in dem Vorwort zu dem vorliegenden Band wiederholt. Für das Höchſte, was ſich in geſchichtlicher Darſtellung anſtreben läßt, hält er ſie nicht, und es iſt auch gewiß ein Uebelſtand, wenn der äußere Rahmen des Buches dazu zwingt, z. B. Albert den Großen († 1280) erſt nach ſeinem Schüler Thomas von Aquin († 1274) zu behandeln. Allein für eine theologiſche Literaturgeſchichte im höchſten Sinne ſchien dem Verfaſſer, als er ſein Werk in Angriff nahm, die Zeit noch nicht gekommen, und auch jetzt noch hält er eine ſolche bei dem Mangel an den nöthigen Vorarbeiten für ein Unternehmen, das die Kräfte des Einzelnen weit überſteigt. Im Grunde werden viele dem Verfaſſer Dank wiſſen, daß er auf eine Pragmatik verzichtete, die vorderhand doch mehr glänzender Schein als dauerhafte Wirklichkeit wäre. An aprioriſtiſchen Urtheilen über Scholaſtik und Scholaſtiker iſt ohnehin kein Mangel, und jedenfalls bildet ſeine Leiſtung für den künftigen Geſchichtſchreiber eine ſehr brauchbare Vorarbeit und für den Theologen der Gegenwart ein unentbehrliches Nachſchlagewerk.

Was den vierten Band des Nomenclators angeht, ſo braucht man nur eine beliebige Seite aufzuſchlagen, um ſofort denſelben Fleiß und dieſelbe Sorgfalt wiederzufinden, welche die andern Bände auszeichnen. Was man ſonſt aus Dutzenden von Büchern, und mitunter ſchwer erreichbaren Büchern, ſich mühſam zuſammenſuchen mußte, findet man jetzt in bequemer Form auf wenigen Seiten in einer Weiſe geboten, die zur vorläufigen Orientirung völlig ausreicht. Dem Gegenſtand nach bot freilich dieſer letzte Band eine praktiſch unüberbrückbare Schwierigkeit, welche bei den frühern Bänden nicht im Wege ſtehen konnte. Für die nachtridentiniſche Zeit iſt der Niederſchlag des ganzen wiſſenſchaftlichen Lebens und Strebens in gedruckten Werken enthalten; ſowohl die Ergebniſſe der Forſchung wie der Weg, auf dem ſie gewonnen wurden, laſſen ſich darin deutlich genug erkennen. Für das Mittelalter liegen die Dinge anders. Die Ergebniſſe der ſo angeſtrengten und regen wiſſenſchaftlichen Thätigkeit, wie ſie namentlich in den Werken des hl. Thomas von Aquin ſich kryſtalliſirt haben, ſind uns allerdings zugänglich. Fragt man aber, wie Leiſtungen wie die Summa des Aquinaten zu ſtande gekommen ſind, wieviel er ſeinen Vorgängern verdankt und nicht verdankt, in welchen Kämpfen ſeine Lehre ſich durchſetzte und behauptete, ſo ſind wir faſt völlig im Dunkeln. Zum größten Theil blieben eben die Werke der mittelalterlichen Theologen ungedruckt, und bei allem Eifer der Neuzeit für geſchichtliche Forſchung haben ſich die Gelehrten nur in ziemlich ſpärlicher Zahl gefunden, welche genügende Kenntniß der Theologie mit dem Sinn für Geſchichte

Digitized by Google

ſo weit verbunden hätten, daß ſie einer Aufgabe wie der Aufhellung der mittelalterlichen Literaturgeſchichte der Theologie gewachſen geweſen wären. P. Hurter hat ſich deshalb in vorliegendem Band auf diejenigen Theologen des Mittelalters beſchränkt, deren Werke gedruckt vorliegen, d. h. mit andern Worten, während in den drei erſten Bänden, wenn auch nicht eine theologiſche Literaturgeſchichte, ſo doch wenigſtens das Material für eine ſolche geboten wird, gilt dies von dem vierten Band nur in ſehr beſchränktem Maße. Die gedruckte Literatur gibt für das Mittelalter nur eine äußerſt unvollſtändige Vorſtellung von dem reichen und regen Leben, das damals an den großen Mittelpunkten der Wiſſenſchaft pulſirte. Vielleicht gibt nichts eine klarere Anſchauung von dem mangelhaften Stand unſeres Wiſſens als die Thatſache, daß die Theologen aus der Zeit von 1564 bis 1894 in drei Bänden des Nomenclators auf zuſammen 4087 Spalten behandelt wurden, während für die Zeit von 1109—1563 ein einziger Band von 1350 Spalten genügte. Sucht man ſich an der Spaltenzahl des Nomenclators dies Verhältniß zu vergegenwärtigen, und nimmt man als Schlußpunkt des Mittelalters das Jahr 1500, ſo entfallen auf 394 Jahre der Neuzeit 4517 Spalten, während 454 Jahre des Mittelalters auf 920 Spalten abgemacht werden konnten.

Trotz dieſes Mangels, der in der Sache begründet iſt, kann man P. Hurters neueſte Arbeit nur als eine höchſt dankenswerthe bezeichnen. Aufklärung über nur handſchriftlich vorhandene mittelalterliche Werke wird der Theologieſtudirende nur in ſeltenen Fällen bedürfen, über das gedruckt Vorliegende aber reicht der vierte Band des Nomenclators aus.

Für eine neue Auflage erlauben wir uns auf einige Druckfehler in den Namen Boutaric (Sp. 261), Hüffer und Chifflet (Sp. 65), Delitzſch (Sp. 1097), Petrus Blefenſis (Sp. 134 u. ſonſt) aufmerkſam zu machen. Es würde ſich vielleicht empfehlen, gleich am Kopf der einzelnen Artikel die betreffenden Gelehrten nicht nur mit ihrem Vornamen zu bezeichnen. Iſt z. B. Sp. 14 von einem Gottfried, Sp. 86 von einem Gerhoh die Rede, ſo iſt man ziemlich lange im ungewiſſen, welcher Gottfried und Gerhoh gemeint iſt, was vermieden würde, wenn gleich die unterſcheidenden Beinamen Viudocinenſis, Reichersbergenſis beigefügt wären. Theofried von Echternach (Sp. 45) iſt in der Teubnerſchen Bibliothek mittelalterlicher Lateiner in neuer Ausgabe erſchienen. Die Erklärung zur Geheimen Offenbarung unter den Werken des hl. Ambroſius (Sp. 5) gehört vielleicht dem Ambroſius Autpertus zu. Drontheimienſis und Nidroſienſis (Sp. 104) ſind Bezeichnungen derſelben Stadt. Ueber Stempel, Peſſel und Tilanus (Sp. 1215) iſt P. Braunsbergers Aeußerung Bd. II, S. 77 ſeiner Ausgabe der Canifiusbriefe zu vergleichen. Ueber den ſogen. „Catholicus" Iſaak gibt nähere Auskunft Profeſſor Ehrhard in Krumbachers Geſchichte der byzantiniſchen Literatur. Letzteres Werk hätte für die von P. Hurter angeführten byzantiniſchen Theologen mitunter mit Nutzen Verwerthung finden können.

C. A. Kneller S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Venticinque anni del Cristianesimo nascente. Da Giovanni Semeria, Barnabita. 8°. (XII e 393 p.) Roma, F. Pustet, 1900. Preis *Fr.* 4.

Im November 1897 wurde in Genua mit Billigung des hochw. Erzbischofs eine Scuola superiore di religione eröffnet. Die für Universitätsstudenten und gebildete Laien berechneten Vorträge sollen zwei Curse umfassen: uno strettamente religioso, l'altro artistico-religioso. Vorliegende Schrift bietet 16 Vorträge der erstern Art. Der durch manche exegetische Arbeiten vortheilhaft bekannte Verfasser führt uns hier in klarer, fesselnder Darstellung ein in die Geschichte, Verhältnisse, Kämpfe und Erfolge des entstehenden Christenthums, angefangen vom ersten Pfingstfeste bis zur Thätigkeit des Apostels Paulus in Ephesus. Der erste Vortrag ist der Untersuchung über Verfasser, Glaubwürdigkeit, Zweck und Quellen der Apostelgeschichte gewidmet. Hier wie in den übrigen Vorträgen (Letture) zeigt sich der Herr Verfasser gut vertraut mit den verschiedenen Fragen und Ansichten, die heute in katholischer und akatholischer Exegese vorgetragen werden. Ohne sich in trockene Erörterungen einzulassen, versteht er es, ein lebendiges, anschauliches Bild der allmählich sich gestaltenden Verhältnisse und der fortschreitenden Entwicklung zu entrollen. In ansprechender Weise wird die Geschichte der Vergangenheit auch als Lehrerin der Gegenwart vorgeführt, so z. B. in betreff der Methode der Apologetik (p. 75 sgg.) und der socialen Frage (p. 120 sgg.). Ein Hauptaugenmerk ist auf den sehr gut erbrachten Nachweis gerichtet, daß die Apostelgeschichte und die pauliniſchen Briefe sich gegenseitig ergänzen und in Anbetracht der verschiedenen Gesichtspunkte beider doch ein einheitliches, übereinstimmendes Gesamtbild darstellen. Der Herr Verfasser spricht sich p. 307 für die südgalatische Ansicht aus, d. h. der Brief an die Galater richtet sich an die Gemeinden von Pisidien, Ikonium u. s. f. (Apg. Kap. 13. 14). Die Nikolaiten der Apokalypse gelten ihm als anderer Name für die Balaamiten (p. 131). Vor der Erwählung der Sieben (Apg. Kap. 6) läßt er die Apostel selbst die Vertheilung der Almosen vornehmen (p. 128. 133); allein schon die Worte: Non est aequum nos derelinquere verbum Dei et ministrare mensis besagen (abgesehen von andern Umständen; Apg. 6, 1) deutlich genug das Gegentheil. Uebrigens bemerkt der Verfasser selbst, daß nach der Lesart des Codex D bereits von Anfang an hebräische Diakonen die Vertheilung besorgten. Der Herr Verfasser findet es bloß wahrscheinlich, daß Gal. 1, 19 „Apostel" im strengen Sinne gebraucht sei; allein der Zweck, den Paulus vor Augen hat, sodann 1, 17 schließen jeden Zweifel aus; zudem ist zu bedenken, daß Apostel im weitern Sinne auch Barnabas genannt wird (Apg. 14, 4), und mit Barnabas ist Paulus in Jerusalem zusammengetroffen (Apg. 9, 27). Wenn demnach Paulus schreibt: Alium autem apostolorum vidi neminem, nisi Iacobum fratrem Domini, so ist es zweifellos, daß Jacobus Apostel im eigentlichen Sinne wie Kephas war. — Für derartige Vorträge sind diese Letture mustergiltig nach Form und Inhalt.

Pastoral-Psychiatrie. Ein Handbuch für die Seelsorge der Geisteskranken, zusammengestellt von Dr. Ign. Familler, Curat an der Kreisirrenanstalt Karthaus Prüll. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg und des bischöfl. Ordinariats Regensburg. 8°. (X u. 180 S.) Freiburg, Herder, 1898. Preis *M.* 2.20.

Das Werk ist nicht bloß ein Handbuch für Anstaltsseelsorger und soll auch nicht bloß dieses sein. Jeder in der Seelsorge irgendwie thätige Priester kann sehr leicht in die Lage kommen, solche behandeln oder für solche Rath geben zu müssen, welche den psychisch Belasteten mehr oder weniger zuzurechnen sind. Eine frühzeitig eingeleitete richtige Behandlung kann große physische und moralische Uebel hindern oder schon bestehende mildern. Der Herr Verfasser betont daher nicht mit Unrecht, daß eine gewisse Kenntniß der Psychiatrie den Priestercandidaten durchweg vonnöthen sei. Dieselbe wird mit genügender Ausführlichkeit in der ersten und größern Hälfte vorliegenden Werkes geboten. Die verschiedenen Formen des Irreseins werden nach ihren Aeußerungen und dem gewöhnlichen Verlauf der Krankheit sowohl als auch nach ihren Ursachen, Veranlassungen und Dispositionen besprochen, um auf diese Weise feste Grundsätze für die vorbeugende und heilende Behandlung zu gewinnen, welche den Belasteten gegenüber einzuhalten sei. — Die kleinere, zweite Hälfte spricht eigens von der pastoralen Behandlung solcher, welche den moralischen und religiösen Einflüssen noch zugänglich sind, von der Behandlung in Schule und Unterweisung, von Beurtheilung etwaiger sündhaften Handlungen und Gewohnheiten, von Spendung oder Verweigerung der Sacramente. In diesem Abschnitte kommt der Herr Verfasser auch auf die sogen. lucida intervalla zu sprechen. Zwar will er durchaus nicht, daß diese ruhigern Zwischenräume bei einer sonst in wilder Aufregung verlaufenden Psychose versäumt werden sollten für etwaige Spendung der Sacramente; aber sein Urtheil über die in solchen Augenblicken etwa eingetretene Vernünftigkeit oder freie Selbstbestimmungsfähigkeit und Verantwortlichkeit lautet in diesem Punkte so sehr verneinend, daß wir anstehen, mit der gleichen Bestimmtheit dieses Urtheil zu fällen; die Unmöglichkeit von ausnahmsweise auftretender normaler Function des Gehirns und der Nerven leuchtet uns nicht ein. — Dagegen möchten wir ein sogen. „moralisches Irresein" für unmöglich halten ohne Irresein des Verstandes. Doch möchten wir glauben, der Herr Verfasser nehme das Gleiche an, und würden daher diese Bemerkung nur als Ausdruck des Wunsches aufgefaßt wissen wollen, daß jene Annahme in der Ausdrucksweise etwas schärfer hervorträte. Es ist natürlicherweise unmöglich, daß Lust oder Unlust, mit noch so starken Reizen oder mit noch so stark sich aufdrängenden Vorstellungen verbunden, jemand zu einem bestimmten Gegenstand, einer sündhaften That unfrei hinreiße, es sei denn, daß er kein indifferentes Urtheil über den Gegenstand mehr bilden könne und zu einer moralischen Beurtheilung nicht mehr fähig sei. Das geschieht aber nur entweder dadurch, daß der Handelnde augenblicklich des Vernunftgebrauchs nicht fähig ist, oder dadurch, daß er habituell den richtigen Gebrauch der Vernunft nicht mehr besitzt. Wir betonen aber mit dem Verfasser, daß man sich hüten muß, alle Verbrechen durch Geisteskrankheit erklären zu wollen. Im übrigen ist das Buch zumal der Seelsorgsgeistlichkeit recht zu empfehlen.

Commentarius in Actus Apostolorum. Auctore Iosepho Knabenbauer S. J. (Cursus Scripturae sacrae. N. Test. Pars I. In libros historicos V.) gr. 8°. (457 p.) Paris, Lethielleux, 1899. Preis *Fr.* 9.

Der Commentar erscheint zu gelegener Zeit. Die Apostelgeschichte steht wieder recht im Mittelpunkte des Interesses. Vor allem ist es die Hypothese des Professors Friedrich Blaß, einer doppelten vom hl. Lucas selbst vorgenommenen Textrecension, welche manche Schrift und Gegenschrift hervorrief. Der Herr Verfasser stimmt Blaß nicht einfach zu, ist aber offenbar seiner Ansicht nicht geradezu abgeneigt. Die Fragen der höhern Kritik werden, wie in den übrigen Commentaren, in den Prolegomena kurz abgemacht; aber im Commentar selbst setzt sich der Herr Verfasser mit den wichtigern Ansichten der Gelehrten mit anerkannter Gründlichkeit auseinander. Die Widerlegungen sind schlagend, ab und zu nicht ohne treffende Schärfe. Die bekannten Vorzüge des Sammelwerkes, besonders die große Vertrautheit mit den Vätern und die ungesuchte, einfache Deutung des Textes, treten auch in diesem Bande auf das vortheilhafteste zu Tage.

Katholisches und protestantisches Christentum nach der Auffassung der alten katholischen Polemik, insbesondere des Martinus Becanus. Von Dr. Otto Happel. Preisgekrönt von der theologischen Fakultät der Universität Würzburg. 8°. (IV u. 103 S.) Würzburg, Göbel, 1898. Preis *M.* 1.50.

Das Büchlein ist wesentlich eine Monographie über Martin van der Beck als Polemiker. Mit größter Sorgfalt verfolgt der Herr Verfasser Inhalt und Gedankengang dieser polemischen Werke. Die Haupteintheilung „Kirche und Gnade" ergibt sich aus der Sache selbst. Die Unterabtheilungen folgen sich in überaus klarer und sachlicher Anordnung nach den wesentlichen Punkten der Controverse. Die Aufgabe, welche sich der Herr Verfasser stellte, war eine recht dankbare, weil Becanus nicht bei Aeußerlichkeiten stehen blieb, sondern den Ursachen und Consequenzen der protestantischen Lehrsätze mit Gründlichkeit nachging und sie mit Scharfsinn aufdeckte. Die Schrift Happels weiß die Lehre des Becanus so schön vorzulegen und dabei so kurz und klar zusammenzufassen, daß sie auch als vortreffliche Darstellung der Controversen zwischen Katholiken und Protestanten und als bündige Widerlegung der letztern dienen kann. Anmerkungen ergänzen und verbessern manche Auffassungen des Becanus. Sie bieten einiges, worüber wir anderer Ansicht sind; der Herr Verfasser wird uns gewiß erlauben, drei dieser Differenzpunkte anzudeuten. Bei Darlegung der scholastischen Ansicht über die Art der Verbindung zwischen den Accidenzien der Eucharistie und dem Leib Christi (S. 86, Anm. 1) ist die Berufung auf Schells Dogmatik (III, 528) nicht recht glücklich. Gerade hier übersah Schell die ganze scholastische Literatur über diesen Punkt, und hält die Ansicht einiger Scholastiker, die er außerdem nur zum Theil wiedergibt, für die gewöhnliche. Die meisten Scholastiker vertreten wesentlich gerade seine Ansicht mit Ausnahme des mißverständlichen Ausdrucks, Christus sei das metaphysische Subject der Accidenzien. Die Schwierigkeit S. 95, Anm. 4 über die Reprobation der Kinder wird einfach gehoben durch die theologische Gleichung: Reprobation = Hölle = Verlust der übernatürlichen Beseligung. Mit vollem Recht verwirft Dr. Happel S. 99, Anm. 1 die Ansicht jener, welche die menschliche Freiheit zum obersten Princip der Heilshandlung machen; es ist wohl nur ein Versehen, wenn er diese

Meinung als die moliniſtiſche darſtellt. Man vergleiche *Pesch*, Praelectiones dogmaticae V, n. 260 u. 286. Dieſe Ausſetzungen ſollen bloß das Intereſſe documentiren, das uns die treffliche Arbeit abgewonnen hat.

Chriſtenverfolgungen. Geſchichte ihrer Urſachen im Römerreiche. Von J. E. Weis, Dr. phil. [Veröffentlichungen aus dem Kirchenhiſtoriſchen Seminar München. Nr. 2.] 8°. (XII u. 179 S.) München, Lentner (E. Stahl jun.), 1899. Preis *M.* 2.40.

Die Schrift beſchäftigt ſich weniger mit der Frage nach den letzten Urſachen, welche den Haß gegen das Chriſtenthum in der Heidenwelt entzündeten und ſo die Chriſtenverfolgungen herbeiführten; ſie forſcht vielmehr nach den Geſichtspunkten, welche in den Augen der römiſchen Beamten und nach den Grundſätzen römiſcher Rechtsanſchauung es ermöglichten, jeden, der als Chriſt bekannt wurde, vor den Richter zu ziehen und zu verurtheilen. Nach dem Verfaſſer wurden ſchon unter Nero die Chriſten als ſolche beſtraft, weil das Chriſtenthum als ſolches ſchon damals für gemeinſchädlich angeſehen worden ſei. Unter Domitian habe der Beweggrund mehr darin gelegen, daß man politiſche Parteiung von ſeiten der Chriſten fürchtete. Das bekannte Reſcript Trajans bedeutet nach dem Verfaſſer eine Neuerung in der Verfolgung, inſofern unter ihm zuerſt für die Abläugnung ſeiner Religion vor dem Richter dem läugnenden Chriſten Strafloſigkeit zugeſichert worden ſei. Die weitere Entwicklung für das zweite und dritte Jahrhundert verläuft dann in den bekannten Bahnen. Ein allgemeines Edict gegen das Chriſtenthum habe es vor Decius nicht gegeben, die Verfolgung ſei lediglich Polizeimaßregel geweſen. Der Verfaſſer hat das Verdienſt, zuerſt auf katholiſcher Seite die hier einſchlagenden Fragen in einer größern Schrift behandelt zu haben. Wir können uns darüber nur freuen und thun dies um ſo mehr, als die Schrift mit vollſtändiger Benutzung aller Quellen und der ganzen Literatur bis zu Programmarbeiten herab ſehr fleißig durchgeführt iſt. Als abſchließend können wir die Arbeit freilich nicht anerkennen, ſie theilt indes dies Schickſal mit all ihren Vorgängerinnen. Der Verfaſſer ſucht öfter aus den gewöhnlich ſehr dürftigen und unbeſtimmten Texten mehr herauszupreſſen, als daraus zu gewinnen iſt (z. B. S. 36. 45. 65 ꝛc.); auch baut er öfter in bedenklicher Weiſe ſeine Beweiſe auf das bloße Schweigen der Quellen (z. B. S. 13. 46. 58 ꝛc.).

Exhortationes domesticae venerabilis servi Dei Cardinalis Roberti Bellarmini ex codice autographo Bibliothecae Rossianae S. J. 8°. (XII et 336 p.) Bruxellis, Rue des Ursulines 14, 1899. Preis franc de port *Fr.* 3.50.

Die Aufzeichnungen, durch welche Bellarmin theils als Oberer theils als Cardinal zu den in ſeinem Orden gebräuchlichen häuslichen Ermahnungsreden ſich vorzubereiten pflegte, ſind zu großem Theil von dem gelehrten P. van Ortroy in der Originalhandſchrift wieder entdeckt und mit Gewiſſenhaftigkeit zum Abdruck gebracht worden. Soweit möglich, ſind Orts- und Zeitangaben beigefügt, vereinzelte ungebräuchliche Worte erklärt, Lücken der Handſchrift oder Abweichung von der Ordnung derſelben genau angegeben. Sonſt iſt, abgeſehen von einer einzigen kurzen Bemerkung, jede erklärende oder ergänzende Zuthat vermieden. Die Anſprachen ſelbſt ſind nirgends völlig ausgearbeitet, ſondern bald kürzere bald längere Skizzen, Haltpunkte für den Geiſt, jetzt lateiniſch, dann wieder italieniſch aufs

Digitized by Google

Papier geworfen. Zum Theil nehmen sie Bezug auf besondere Gelegenheiten, wie Gelübde-Erneuerung, 40stündiges Gebet, Fest des Ordensstifters u. s. w., zum Theil behandeln sie im Zusammenhang wichtige Seiten des geistlichen Lebens: die Bewachung des Herzens, die Freiheit des Geistes, die Erkenntniß Gottes, die Liebe, die Gaben des Heiligen Geistes ꝛc. Wohl nur der wird diese Skizzen richtig zu schätzen wissen, der mit den Satzungen der Gesellschaft Jesu und der Aufgabe solcher Ermahnungsreden näher vertraut ist. Für diesen zeigt sich Bellarmin auch hier, als der gelehrte Theologe und große Geistesmann voll Originalität des Gedankens, Schärfe der Beobachtung und praktischer Richtung in seiner Beredsamkeit. Manches bietet sich auch dem historischen Interesse; so die wiederholten Zeugnisse über Aloysius Gonzaga und mancherlei Anspielungen auf persönliche Erlebnisse, Winke über die Studien, Auffassung einzelner Ordensbestimmungen u. s. w. Von Bedeutung ist auch die Auswahl geistlicher Schriftsteller, auf welche Bellarmin mit Vorliebe sich bezieht, wie so manche altklassischen oder profanwissenschaftlichen Reminiscenzen.

Institutiones philosophicae quas Romae in Pontificia Universitate Gregoriana tradiderat P. Ioannes Iosephus Urráburu S. J. Volumen septimum. Theodiceae primum. 8°. (VIII et 719 p.) Vallisoleti, Manuel de la Cuesta, 1899. Preis *Pes.* 10.

Aus diesem ersten umfangreichen Band der Theodicee ersieht man mit Freude, daß der gelehrte Verfasser auch dieses Gebiet mit derselben Gründlichkeit bearbeiten will wie die übrigen Theile der Philosophie. Der Vorzug des Werkes ist auch hier wieder die speculative Begründung der Probleme und die sorgfältige Benutzung der altscholastischen Literatur. Nach der bekannten Eintheilung voranschreitend, schließt dieser Band mit den negativen Attributen Gottes. Es ist selbstverständlich, daß auch die neuern Irrthümer behandelt und widerlegt werden. Indes wäre gerade hier zu wünschen gewesen, daß ein breiterer Raum der Refutation moderner Systeme eingeräumt worden wäre. Dabei müßte man diese Theorien ihrem ganzen Aufbau nach darstellen und sie samt der Wurzel ausheben. Das vermögen kurz gefaßte Objectionen nicht zu leisten. Was heutzutage so viele zum Atheismus führt, ist nicht so sehr eine einzelne Schwierigkeit als das zur Einheit gefaßte System von Trugschlüssen, die zu einer Weltanschauung verkettet werden. Hier muß die christliche Gotteswissenschaft einsetzen. In den nächsten Bänden kann ja noch einiges nachgeholt werden. Wer die große Belesenheit und speculative Kraft des Verfassers im günstigsten Lichte kennen lernen will, lese etwa den Abschnitt über Gottes Unveränderlichkeit und Freiheit (p. 519—603). Möge P. Urráburu Kraft und Muße behalten, sein mächtiges Werk bald zu Ende zu führen.

Geschichte der heiligen Theresia nach den Bollandisten, ihren Biographen und ihren gesammelten Werken. Autorisirte deutsche Ausgabe von Emil Prinz zu Oettingen-Spielberg. Der Ertrag ist zum Besten armer Klöster bestimmt. 1.—5. Lieferung. 8°. (640 S.) Regensburg, Habbel, 1899. Vollständig in 10 Lieferungen à 60 *Pf.*

Die erhabenen Wege, welche Gott der großen Geisteslehrerin von Avila zu wandeln angewiesen, waren nicht nur schwierig zu gehen, sie sind auch für den gewöhnlichen Christen schwer zu erfassen und noch schwerer gemeinverständlich zur Darstellung zu bringen. Und doch übt der Name der hl. Theresia und so manches herrliche Wort und Tugendbeispiel von ihr noch immer auf die Gläubigen eine

wunderbare Anziehung. Da ist es mit Freuden zu begrüßen, daß eine vorzügliche, von einer Ordensfrau in französischer Sprache neuerdings abgefaßte Lebensbeschreibung in einer so schönen deutschen Ausgabe zugänglich gemacht wird. Die Uebersetzung ist sorgfältig, die Sprache stets edel und gewählt. Der Uebersetzer, der Sprosse eines erlauchten Hauses, hat den Ertrag zu einem recht wohlangebrachten milden Zwecke bestimmt. Die Hälfte des Werkes liegt jetzt im Druck vollendet vor, und die Lieferungen folgen sich Schlag auf Schlag. Gewiß gibt es unter den katholischen Frauen Deutschlands noch auserwählte Seelen, groß genug, um ein solches Leben würdigen, ein solches Werk mit Freude und Nutzen kosten zu können.

Die Gründung und Thätigkeit des Pius-Vereins in Dortmund. Festschrift zum fünfzigjährigen Jubelfeste des Vereins am 31. Juli 1898. Von Hertkens, Oberpfarrer, Ehrenmitglied des Pius-Vereins. 8°. (32 S.) Dortmund, Gebr. Lensing, 1898. Preis 20 *Pf.*

Diese mit dem Bildniß des jetzigen Ehrenpräsidenten Propst Löher geschmückte Schrift gibt ein Stück Localgeschichte und Statistik über die kirchlichen Verhältnisse in der westfälischen Mark. Im 17. Jahrhundert, kurz nach dem Uebergange der Lande unter die preußische Herrschaft, war die Zahl der Katholiken auf eine verschwindende Minderheit heruntergedrückt; erst allmählich, besonders in diesem Jahrhundert, gelangten sie wieder zu einer ansehnlichen Minorität. In diesem Ringen, und zwar in glücklichem Ringen nach confessioneller Gleichstellung und Verwirklichung der kirchlichen Rechte standen die Dortmunder Katholiken in den vordersten Reihen. Eine der segensreichsten Maßnahmen war in dieser Hinsicht im Jahre 1848 die Gründung eines Pius-Vereins; er wurde der Grund und die Triebfeder manch anderer Neubelebung des kirchlichen Geistes. Die wenn auch nur gedrängte Uebersicht der vielfachen Thätigkeit des Pius-Vereins in den 50 Jahren seines Bestehens, wie sie uns in vorliegender Schrift geboten wird, ist ein Ehrendenkmal für den Verein und in hervorragender Weise für die Gründer und Leiter desselben.

L'Abbaye de Marmoutier. Histoire des institutions de l'ordre de Saint Benoît du diocèse de Strasbourg. Par F. Sigrist, curé de Bitschhofen. Tome premier. 8°. (VIII et 348 p.) Strasbourg, Le Roux, 1899. Preis *M.* 3.20.

Die Kenntniß der alten Topographie eines Theiles von Niederelsaß und seiner ländlichen Verfassung im Mittelalter wird wohl aus diesem verdienstvollen Werke den Hauptgewinn davontragen. Nicht so glücklich wie Murbach, für dessen Geschichte das ganze noch erhaltene reiche Klosterarchiv zu Grunde gelegt werden konnte, sah Marmoutier, die älteste und ehrwürdigste unter den herrlichen Klosterstiftungen des Elsaß, seine handschriftlichen Schätze und damit die Zeugen einer mehr als tausendjährigen Vergangenheit fast bis zur letzten Spur der Vernichtung anheimfallen. Um so mehr Muth, Spürsinn und Forschungsdrang war erfordert, um gleichwohl der berühmten Abtei einen literarischen Denkstein zu setzen, der ihrer würdig war. Das Werk geht über den bleibenden Werth, den eine so fleißige und kenntnißreiche localgeschichtliche Studie stets in sich trägt, sogar noch hinaus. Was beigebracht wird über Verbreitung und Einfluß der irischen Mönche und der Columbanschen Klosterregel, über die Art des Vordringens der Benediktinerregel und die Reform durch Wilhelm von Hirschau u. s. w., beansprucht allgemeinere

Bedeutung. Die Nachrichten über die Verehrung und Reliquien der hll. Auctor und Celestus, des hl. Blasius und besonders des hl. Quirinus werden auch außerhalb des Elsaß vielfach willkommen sein. Es ist sehr dankenswerth, daß über die Quirinus-Verehrung im Elsaß hier alles zusammengestellt worden ist, da dieselbe auch in Luxemburg und am Niederrhein eine hohe Bedeutung erlangt hatte. Ein Vortheil wäre es gewesen, wenn dabei die localgeschichtlichen Forschungen vom Niederrhein mehr Berücksichtigung gefunden hätten. Der Umstand z. B., daß in der Propstei Millen (Kreis Heinsberg) der rechte Arm des Heiligen verehrt wurde, und daß aus dem Quirinusbrunnen in Neuß die Pferde getränkt zu werden pflegten (Annalen für den historischen Verein des Niederrheins XXXIX, 168 f.), wäre für die Untersuchungen des Verfassers nicht ohne Wichtigkeit gewesen.

Mémoires de l'abbé Baston, chanoine de Roueu, d'après le manuscrit original publiés pour la Société d'histoire contemporaine par M. l'abbé Julien Loth et M. Ch. Verger. 3 volumes avec portrait en héliogravure. Tome III. 1803—1818. 8°. (VIII et 372 p.) Paris, Picard, 1899. Preis *Fr.* 8.

Mit diesem Bande schließt ein nicht uninteressantes Memoirenwerk aus der Zeit der großen französischen Staatsumwälzung, auf welches in diesen Blättern schon wiederholt hingewiesen worden ist (vgl. LIV, 467; LVII, 93. 453). Man mag manches auf seinen Seiten zu weitläufig ausgesponnen, manches bedeutungslos finden; dafür bietet das Werk mit seiner Kleinmalerei wieder manches Kostbare, was anderswo nirgends zu finden ist. Der vorliegende III. Band erscheint als der werthvollste von allen, sofern er über die gesellschaftlichen Zustände und die Schicksale der Kirche im Frankreich des ersten Napoleon ein oft überraschend klärendes Licht verbreitet. Freilich ist Baston ausgesprochener Gallikaner, und daher ist auch dieses sein Werk mit gallikanischen Vorurtheilen ganz durchsetzt; allein seine Schilderungen vom Pariser Nationalconcil, seine Gedanken über Napoleons Ehescheidung, seine Auseinandersetzung über die Wiedereinführung kirchlicher Ordnung im Eheweseu und vieles andere dergleichen gewähren zumal für den Theologen ein hohes Interesse. Unerquicklich sind leider die Verwicklungen, in welche Baston selbst als napoleonisch „ernannter" Bischof von Séez sich hineinziehen ließ, um so lesenswerther aber Appendix II (p. 322 ss.) über die Art und Weise, wie Napoleon I. zuvor den rechtmäßigen Bischof von Séez zur Abdankung genöthigt hatte. Bastons ausführliche Darlegungen über die Zustände bei der damals noch hörigen Landbevölkerung in Westfalen, die aus dem II. Theile der Erzählung ausgeschieden und hier im Anhang beigegeben sind, dürften deutsche Leser ansprechen. Sein ruhiges, unparteiisches Urtheil geht dahin, daß im ganzen die Hörigen sich recht wohl befanden. Auch sonst verräth dieser Schlußband weit mehr als die frühern des Verfassers freundliche Gesinnung für das Münsterland und dessen Bewohner, deren Biederkeit und tiefem Empfinden, deren Treue und Liebe er an mancher Stelle auf eine fast rührende Weise gerecht wird.

Der Pulsschlag der Neuzeit. Eine kulturhistorische, social-ethische Charakteristik von Dr. Joh. Schwendimann. 8°. (X u. 219 S.) Luzern, Räber & Cie., 1899. Preis *M.* 2.40.

Werke, die man mit Interesse und Genuß liest und die zugleich belehrend wirken, gibt es leider nicht gar viele. Obiges gehört zu der ehrenvollen Minder-

heit. Zwar wollen uns die Titel der einzelnen Abschnitte zu gesucht erscheinen, man erräth nur schwer, was sie bedeuten; auch in der Ausführung selber würde sich in der Redeweise eine größere Einfachheit mehrmals empfehlen. Allein sonst ist die Art der Darstellung frisch und lebendig, mit Witz, zuweilen mit sarkastischem Witze, gewürzt. Sachlich liefert der Verfasser eine Kritik der Irrgänge der Neuzeit nach ihren verschiedenen Richtungen. Der erste Abschnitt, „Weltschmerzmelodien der modernen Zeit", zeichnet einleitend im allgemeinen die materialistische und atheistische Richtung der Gegenwart; die folgenden Abschnitte zeigen im besondern, wie das Unchristliche und Materialistische in den einzelnen Zweigen des menschlichen Lebens sich breit macht und die menschlichen Verhältnisse beherrscht. Unter anderm beleuchtet der Verfasser unter der angegebenen Rücksicht Literatur und Kunst (Abschn. 2), ferner das moderne gesellschaftliche Leben im weitern Sinne des Wortes (Abschn. 3 u. 4); wir greifen aus diesen Abschnitten heraus die Besprechung der Frauenbewegung, der Proporzideen, des Kapitalismus, des modernen Geschäftsgebarens. Alsdann bespricht er in Abschnitt 5 und 6 die religiöse oder vielmehr irreligiöse Richtung der Neuzeit und den Kampf gegen die Kirche und ihre Rechte, im 7. Abschnitt die Verirrungen der Pädagogik und der Journalistik. Das Schlußkapitel klingt aus in den Worten: „Als Botschaft wahrhaften Weltfriedens, als Grundlage der Staaten das Credo der katholischen Kirche." — Das Werk zeugt von großer Belesenheit und gesundem, charakterfestem Urtheil. Es berührt alle menschlichen Seiten, auch die sittliche und unsittliche Seite unserer Zeit, letztere an ein paar Stellen etwas frei: daher möchten wir es nicht für die Jugend empfehlen.

Missionsbilder aus Tirol. Geschichte der ständigen tirolischen Mission von 1719—1784. Beitrag zur Geschichte der religiös-sittlichen Cultur des Landes und der socialen Wirksamkeit der Volksmissionen. Von Franz Hattler S. J. Mit dem Portrait des R. P. Christoph Müller S. J., vieljährigen Obern der tirolischen Mission. 8°. (VIII u. 380 S.) Innsbruck, Rauch, 1899. Preis *M.* 4.

Bei der Bedeutung, welche die Volksmission im kirchlichen Leben der Gegenwart noch immer behauptet, wird man über Entwicklung und Leistung derselben während des 18. Jahrhunderts etwas Näheres gern erfahren. Ein Beitrag zu ihrer Geschichte liegt hier vor, theils aus den in den Litterae annuae zusammengestellten Berichten der Missionäre selbst, theils aus den Gutachten des Seelsorgeclerus und den Verfügungen der Behörden. Summarische Berichte über Leben und Tugenden der hervorragendsten unter den tirolischen Missionären schließen (S. 285—349) sich an. Da das Ganze zugleich als ein Stück Sittengeschichte für das Tiroler Land sich darstellt, ist in dankenswerther Weise ein Ortsregister beigegeben. Zur richtigen Würdigung der Volksmission wird manches Werthvolle an die Hand gegeben, darunter an erster Stelle die vom General der Gesellschaft Jesu Franz Retz 1735 gegebene Missionsordnung. Die zuweilen etwas gar sehr ins Krasse gehenden Sittenschilderungen aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zeigen das Tiroler Volk vorwiegend von der Nachtseite in ungebändigter, trotziger Naturwildheit. Zu mancherlei Betrachtungen könnte das Verhalten der Regierung Anlaß geben, von der, weit mehr als von den Bischöfen, alles bei diesen Missionen auszugehen und abzuhängen pflegte. Allzu fürsorglich und kirchenregiererisch in den obern, zeigt sie sich unverbesserlich saumselig und krämerhaft in den niedern Regionen. Am wohl-

Digitized by Google

thuendſten berühren diejenigen Partien, wo (wie S. 157 f.) die Gemeinden ſelbſt und das gute Volk zum Schutze der chriſtlichen Sitte im öffentlichen Leben ſich aufraffen.

Die Wohnungsfrage für den Arbeiter- und niederen Beamtenſtand. Von Fr. Emil Weber, Kaplan. Zugleich Rechenſchaftsbericht des St. Joſeph-Bauvereins eingetr. Genoſſenſchaft mit beſchr. Haftpflicht zu Hanau a. M. gr. 8°. (39 S.) Frankfurt a. M. 1899. Preis 60 *Pf.*

Das Schriftchen umfaßt, wie der Titel angibt, zwei Theile. Im erſten Theile wird recht gut die hohe Bedeutung der Wohnungsfrage für das Socialwohl der niedern Stände entwickelt. Treffend ſagt der Verfaſſer (S. 4): „Ich möchte den Arbeiter ſehen, der die Erſparniſſe langer Jahre zum Erwerb eines kleinen Hauſes verwandt hat und dann doch noch mit dem Bruſtton der Ueberzeugung einſtimmen würde in den Ruf nach der allgemeinen Theilung und dem Aufhören alles Privateigenthums in dem utopiſtiſchen ſocialdemokratiſchen Zukunftsſtaat.“ Der zweite Theil legt uns das concrete Wirken jenes Hanauer Bauvereins vor. Derſelbe läßt Arbeiterwohnungen bauen und gibt den Arbeitern Gelegenheit, durch allmähliche Abzahlung des Kaufpreiſes das Eigenthum an denſelben zu erwerben. Ziffern belegen das ſegensreiche Wirken des Vereins. An ſeiner Spitze ſteht wiederum, wie ſo oft bei ſocialen Unternehmen, ein katholiſcher Geiſtlicher, nämlich der Verfaſſer des vorliegenden Schriftchens. Gegenüber jener ungerechtfertigten Behauptung, daß der katholiſche Clerus „rückſtändig“ ſei bei Löſung der ſocialen Frage, möchten wir unſererſeits die Frage aufwerfen: Welcher Stand hat in dieſer Beziehung ſo viel geleiſtet wie der katholiſche Clerus?

Das Thierreich. Der Menſch und ſeine Geſundheit. Vierte, verbeſſerte Auflage, herausgegeben von J. Brandenburger, königl. Kreisſchulinſpector. Mit 140 ganzſeitigen und in den Text gedruckten Abbildungen. 8°. (570 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh, 1899. Preis *M.* 4.

Das inhaltreiche Buch iſt der erſte Band der zweiten Abtheilung des „Theoretiſch-praktiſchen Handbuches der Realien für Präparanden, Seminariſten und Lehrer“. Bei der großen Wichtigkeit, welche dem naturwiſſenſchaftlichen Unterrichte heutzutage ſchon in der Volksſchule beigelegt wird, und bei dem verhängnißvollen Mißbrauche, der mit demſelben von ſeiten „liberaler“ Lehrer vielfach getrieben wird (man vergleiche hierzu „Darwinismus und Schule in Oeſterreich“ in dieſer Zeitſchrift Bd. LIII, S. 154 ff.), tritt die Bedeutung des vorliegenden Werkes, das von dem verdienſtvollen Dr. Michael Bach zuerſt angeregt und ausgeführt wurde, klar zu Tage. Es iſt ein dringendes Bedürfniß, daß dem katholiſchen Lehrer und Lehramtscandidaten ein Handbuch zu Gebote ſtehe, das mit wiſſenſchaftlicher Gründlichkeit und überſichtlicher Klarheit des Stoffes zugleich eine Naturanſchauung biete, welche durchaus der chriſtlichen Weltanſchauung entſpricht. Dieſen Zweck erfüllt das von Brandenburger neu bearbeitete Buch in vortrefflicher Weiſe. Was der Lehrer hier an zoologiſchem Wiſſen findet, iſt eine reiche Auswahl des beſten Stoffes aus allen Kreiſen und Ordnungen des Thierreichs, in ſyſtematiſcher Reihenfolge geordnet, mit beſonderer Berückſichtigung der Biologie der Thiere, insbeſondere der für Land- und Forſtwirtſchaft wichtigen Arten, durchgeführt, durch Beſtimmungstabellen dem praktiſchen Gebrauche leicht zugänglich gemacht, durch an die Kinder zu ſtellende Fragen für die Bedürfniſſe

des Lehrers eigens vorbereitet und endlich durch gute Abbildungen erläutert. Letztere verdienen noch deshalb ein besonderes Lob, weil der Preis des Buches im Verhältniß zu der ausgezeichneten Ausstattung desselben ein sehr bescheidener ist. Wir können daher das Buch allen Lehrern und Lehramtscandidaten nur aufs wärmste empfehlen.

Das Buch Weinsberg. Kölner Denkwürdigkeiten aus dem 16. Jahrhundert. Vierter Band, bearbeitet von Friedrich Lau. [Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde.] 8°. (XXII u. 324 S.) Bonn, Hanstein, 1898. Preis *M.* 9.

Der Band gibt die im hohen Greisenalter Weinsbergs entstandenen Aufzeichnungen wieder. Damit liegt das ganze Werk, die fast ein Jahrhundert (1517 bis 1597) umfassende Lebenschronik eines altkölnischen Pfahlbürgers, vor, soweit die Herausgeber geglaubt haben, den in die Einzelheiten des Alltagslebens sich verlierenden Notizen ein Interesse abgewinnen zu können. Bei diesem Schlußband hat der Herausgeber noch zahlreichere Auslassungen für rathsam erachtet als bei den frühern Bänden, und er rühmt sich, den Vorwurf nicht fürchten zu müssen, daß er etwa „zu viel geboten". Die Bedenken, welche gegen solches der Willkür allzu leicht offenstehendes Verfahren in dieser Zeitschrift (Bd. LIV, S. 464) bei Anzeige des III. Bandes angedeutet worden sind, werden durch des Herausgebers Erklärung über „reifliche und mehrmalige Prüfung" zwar nicht gehoben, aber doch einigermaßen gemindert. Jedenfalls liegt jetzt in prächtiger Edition ein Werk vor, das in seiner Art kaum seinesgleichen finden dürfte, das sich für den Freund heimischer Vergangenheit ungemein ergötzlich liest, und das, zumal mit Hilfe der orientirenden und ergänzenden Anmerkungen, der trefflichen Register und des Glossars, dem Forscher manche Dienste zu leisten im stande ist. Für die Geschichte der altkölnischen Familien wie für die Chronik der Häuser ist es von unvergleichlichem Werth. Die bürgerlichen wie religiösen Volksgebräuche in ihrer ganzen bunten Mannigfaltigkeit werden mit einer Anschaulichkeit und Naivetät geschildert, daß sich daraus ein wahres Idyll katholischen Volkslebens zusammenstellen ließe. Recht viel Werthvolles enthält dieser IV. Band auch für das kirchliche Leben, die fortschreitende Reform, die häretischen Regungen und Bestrebungen u. s. w. Auch neben officiellen Actenstücken aus der gleichen Zeit und über die gleichen Vorgänge behaupten die treuherzigen Aufzeichnungen des alten Kleinbürgers als Augenzeugen oft ihre nicht zu unterschätzende Bedeutung.

Adolf Kolping als katholischer Volksschriftsteller. Eine bescheidene Festgabe zum Jubeltage des Gesellenvereins. Von P. Höveler, Rektor an der Friedhofkapelle zu Köln-Melaten. 8°. (48 S.) Düsseldorf, Schwann, 1899. Preis 50 *Pf.*

Wer das obige Büchlein liest, wird dem Verfasser recht dankbar sein. Auch wenn man Kolping als Volksschriftsteller schon kannte, hier lernt man ihn mehr hochschätzen und mehr liebgewinnen. Eine Schmach ist es in der That, daß wir das Herrliche, was wir haben, so vergessen, um uns dann wegen unserer „Inferiorität" an Lehrer und Meister wie Konrad Ferdinand Meyer verweisen zu lassen. Kolping mit seinen Schriften verdient es wahrhaftig, neu aufgelegt zu werden, und wenn der Verfasser obiger Schrift dafür sorgt, daß Kolping wieder unter die Leute kommt, hat er ein sehr gutes Werk gethan, wofür wir ihm von Herzen danken würden.

Digitized by Google

Flora, die römische Martyrerin. Frei nach dem englischen Original übersetzt von Ida Gräfin Holnstein. Zwei Bände. 8°. (372 u. 388 S.) Paderborn, Bonifacius-Druckerei, 1899. Preis brosch. *M.* 5.60.

Eine hochgebildete englische Dame verfaßte vor einer Reihe von Jahren unter dem begeisternden Eindrucke eines Aufenthaltes in der Ewigen Stadt die vorliegenden Bilder aus der altchristlichen Martyrerzeit. Der Gedanke, durch den Erlös des Buches den armen Nonnen Italiens vielleicht ein Almosen zuwenden zu können, vermochte die Verfasserin, ihr Werk, aber ohne ihren Namen zu verrathen, 1886 der Oeffentlichkeit zu übergeben. Schon im darauffolgenden Jahre war eine zweite Auflage nöthig, waren französische und italienische Uebersetzungen erschienen und hatten bedeutende Summen den von der italienischen Regierung so schmachvoll beraubten Frauenklöstern zugewendet werden können. Nun verdanken wir der Gräfin Holnstein eine in recht gut besorgter Sprache und nicht ohne Geschick verfaßte deutsche Ausgabe, deren Erlös ebenfalls zu wohlthätigen Zwecken bestimmt ist. Schon darum empfehlen wir das Buch, dem die Bonifacius-Druckerei eine gute Ausstattung — festes Papier und schönen Druck — gab. Aber auch der Inhalt des Werkes ist geeignet, in angenehmer Unterhaltung Herz und Geist des Lesers zu erheben. Treten ihm doch eine Reihe heroischer Bilder aus der großen Zeit des Kampfes unseres Glaubens mit der Grausamkeit der heidnischen Cäsaren vor die Seele. Die Erzählung beginnt unter Severus Alexander (im Jahre 233, und nicht 323, wie es infolge eines störenden Druckfehlers in der ersten Zeile heißt) und berichtet uns, oft mit den Worten der Martyreracten nach Ruinart, die Züge der schönsten Martyrien, welche zur Zeit der siebenten und achten Christenverfolgung bis in die Tage des Gallienus hinein die Kirche Gottes verherrlichten. Sie umfaßt also einen Zeitraum von etwa 30 Jahren; Flora, die Titelheldin, die im letzten Kapitel die Siegespalme erringt, ist im ersten Kapitel noch ein Kind von drei Jahren. Vom Standpunkte des Kunstkritikers könnte man vielleicht dagegen und gegen einige andere Punkte Bedenken erheben. Aber wir wollen uns des Schönen freuen, das uns geboten wird, anstatt über den Mangel künstlerischer Einheit und Abrundung zu klagen, die freilich Wisemans „Fabiola" nicht erreicht. Die Erzählerin hat es verstanden, in den Freundeskreis Floras die hll. Cäcilia, Valerian, Tiburtius, Agatha, Laurentius und viele andere heilige Blutzeugen hineinzuziehen, deren Namen uns lieb und theuer sind. Laurentius namentlich wächst mit Flora als Adoptivkind desselben Hauses vor unsern Augen für das Martyrium heran, das in seiner ganzen Schrecklichkeit — für den Aesthetiker zu schrecklich, wie auch der Tod Hippolyts — geschildert wird. Doch darf man nicht lauter Blutscenen erwarten; schöne Naturschilderungen, christliche und heidnische Feste, die mit großer Sachkenntniß und in satten Farben gemalt sind, ohne daß dabei auch nur im mindesten das christliche Schamgefühl verletzt wird, das ergreifende Los einer Vestalin und andere geschickt eingeflochtene Episoden bieten den nöthigen Wechsel, und überall erfreut und erhebt den Leser der Seelenadel unseres Glaubens, der wie heller Sonnenschein die christlichen Helden verklärt.

Thomas Plantagenet, Graf von Lancaster. Historische Erzählung. Frei nach englischen Motiven und älteren Vorlagen. Von G. M. Schuler. 12°. (557 S.) Mainz, Kirchheim, 1899. Preis brosch. *M.* 3; eleg. geb. *M.* 4.50.

Die Erzählung führt uns in die traurige Zeit der Mißregierung Eduards II. von England. Ein edel angelegter Charakter, Thomas Plantagenet, findet in den

Wirren, welche die Parteiränke der Großen des Reiches verursachen, und nicht ohne Schuld seiner von eitler Weltlust bethörten Gattin, ein tragisches Ende. Es fehlt dem Buche nicht an ergreifenden Scenen, und die ganze Anlage ist gut. Aber der Leser muß sich durch viele, oft langweilige Erklärungen, Genealogien u. s. w. durcharbeiten. Auch müßte viel mehr Sorge auf die Sprache und namentlich auf einen einfachern, gefälligern Satzbau verwendet werden. Ebenso ist die Charakterzeichnung nicht immer gelungen. Das Buch ist „nach englischen Motiven" geschrieben; wir können dem Verfasser nur rathen, die großen englischen Erzähler noch mehr zum Vorbilde zu nehmen, als es hier geschehen ist.

Roman- und Novellenschatz. Eine Auswahl der besten Romane und Novellen aller Nationen. 8°. Erster Jahrgang. München und Wien, Abt 1899. Jeder Band 50 *Pf.*; geb. 75 *Pf.*

Fast gleichzeitig mit dem jüngst von uns besprochenen Unternehmen der Roman- und Novellensammlung des Herrn Aenstoots (vgl. S. 440) erscheint ein ganz ähnliches, ebenfalls katholisches, im Verlage von Rudolf Abt. Auch hier will gute Unterhaltungslectüre zu wirklich billigem Preise geboten werden. In der That sind die ca. 150 Seiten starken Bändchen à 50 *Pf.* billig zu nennen, um so mehr, da auch die Ausstattung noch verhältnißmäßig gut ist. Ueberdies soll uns „das Beste aller Nationen" geboten werden. Das Versprechen ist volltönend genug und wirkt etwas herausfordernd. Unter den bis jetzt erschienenen Nummern sind gewiß nicht viele, die nach unserem Urtheile es verdienen, zu den „besten Romanen und Novellen aller Nationen" gezählt zu werden, obschon wohl alle ein bescheidenes Mittelmaß der Unterhaltungslectüre erreichen und wir das bis jetzt Gebotene durchweg katholischen Familien empfehlen können. Die Correcturen müßten genauer besorgt werden.

1. **Einsam.** Roman von M. Rudolff. (168 S.) — Die Heldin, die man aber im Verlaufe der Erzählung fast ganz aus den Augen verliert, büßt ihren Jugendleichtsinn in förmlicher Gefangenschaft auf einem einsamen Edelhofe; von den stolzen Verwandten wird ausgestreut, sie sei gestorben. Der Geliebte, dem sie die Treue hätte halten sollen, glaubt das wirklich und heiratet endlich nach vielen Jahren mit ihrer Tochter, die er als kleine Waise in Amerika gefunden und Verwandten zur Erziehung zugeführt hat. Der Schluß ist versöhnend.

2. **Die wilden Vögel von Killeevy.** Novelle von Rosa Mulholland. Aus dem Englischen von Clara Commer. (179 S.) — Eine etwas phantastische Geschichte zweier irischen Kinder, des träumerischen Kevin und der kleinen fröhlichen Fanchea, die von Kindesbeinen an mit den Vögeln um die Wette trillert. Das Mädchen wird von Zigeunern, die dessen seltenes Tanz- und Singtalent bemerken, entführt, und Kevin macht sich auf den Weg, die kleine Gefährtin wieder zu finden. Nach vielen Jahren trifft er sie, inzwischen selbst ein berühmter Dichter geworden, als Primadonna, wozu sie von einem Querkopf von englischem Lord ausgebildet wurde, in der Certosa von Pavia! Natürlich folgt dann eine glückliche Heirat.

3 u. 4. **Gräfin Magda.** Roman von J. Flach. 2 Bände. (136 u. 144 S.) — So etwas werden wohl junge Mädchen gerne lesen. Glänzende Toiletten, stilvolle Zimmereinrichtungen, herrliche Parke, Schlösser, Costümfeste und zwischenhinein Herzensgeschichten und viel Freierei — auch manches wirklich Schöne und Ergreifende. Nur eines noch: hätte doch Magda am Schlusse, da man ihr die tolle Geschichte der schottischen Heirat ihres Mannes hinterbringt, den ersten besten katho-

Digitized by Google

liſchen Beichtvater um Rath gefragt, ſo würde ihr Jammer bald zu Ende geweſen ſein, und es würde keiner Nachforſchungen in Schottland bedurft haben.

5. **Die Jagd nach dem Glück** und andere Novellen von Henryck Sienkiewicz. Aus dem Polniſchen von C. Hillebrand. (163 S.) — Düſtere Farben herrſchen in dieſen Bildern vor. Geradezu abſtoßend wirkte auf uns der alte Pole, der ſeine Tochter zwingen will, mit ihm Selbſtmord zu begehen. Der arme Organiſt von Ponikla, der am Tage ſeines Glückes elend erfriert, und der Doctor der Philoſophie, der ſeine Fieberträume für ſein Liebesglück hält! — das alles hat etwas Krankhaftes, Ueberreiztes an ſich und darf doch nur als Ausnahme in einer geſunden Volkslectüre geboten werden.

6. **Das Kind aus der Mühle. Gemütskrank?** Novellen von Ph. v. Goldegg-Lindenburg. (153 S.) — Beide Stücke ſind friſch und gut erzählt, beide verlangen aber von den Leſern einen willigen Glauben; denn der Zufall ſpielt eine große Rolle in denſelben, namentlich in der Geſchichte dieſes muthmaßlichen Waiſenkindes, deſſen Eltern ſich endlich wiederfinden. — „Gemüthkrank" bedeutet hier glücklicherweiſe nur „verliebt" — nun, der Unterſchied iſt manchmal nicht ſo gar groß.

7. **Oberſt Durville.** Von Vicomteſſe von Bliſtain. Frei nach dem Franzöſiſchen von Ida Gräfin von Holnſtein aus Bayern, geb. Gräfin Mengerſen. (160 S.) — Ein bewegtes Bild aus den Kämpfen der Vendée. Leider ſcheint uns die ganze Anlage der Geſchichte nicht ganz glücklich. Die Lebensdaten des Generals Hoche und ſo manches andere, was den Gang der Erzählung nur hemmt, würde beſſer geſtrichen. Auf einen guten deutſchen Satzbau müßte mehr Sorgfalt verwendet werden.

8. **Die Rache der Jugend** und andere Novellen. Von M. Herbert. (148 S.) — Zweifellos eines der beſten Bändchen der Sammlung. Die Charakteriſtik der Perſonen iſt meiſterhaft, der Dialog geiſtreich geführt. Dieſer ſteife Herr Amtsrichter und ſeine berechnende Couſine neben Mizzie, der Creolin, deren toller Streich allerdings gerade nicht Backfiſchen zur Nachahmung zu empfehlen iſt, ſind prächtige Figuren. Noch beſſer gefällt uns das herrliche Selbſtporträt der Trude in „Stehendes Waſſer" — nur will uns dieſer Titel nicht gefallen; denn ſtehendes Waſſer erinnert an etwas Unreines, Faulendes, während hier uns Reinheit und Lauterkeit erfreut. — „Wenn Johannes heimkommt" iſt ein Stück von ergreifender Tragik; doch wird die ſchreiende Diſſonanz, im Gegenſatze zu den oben erwähnten Mißtönen Sienkiewicz', in chriſtlichem Geiſte verſöhnend gelöſt.

9. **Die Spätzin. Wegen einer Laus.** Novellen von P. Luis Coloma. Aus dem Spaniſchen von A. Rudolph. (155 S.) — Zwei gute Novellen des berühmten ſpaniſchen Erzählers. Die zweite Nummer iſt unter verändertem Titel („Verrechnet") und in bedeutend beſſerer Ueberſetzung und Ausſtattung ſchon vor längerer Zeit bei J. P. Bachem erſchienen.

Jahresringe. Novellen und Erzählungen von Joſeph Wichner. (Für Hütte und Palaſt. XVI. Bd.) 8°. (332 S.) Wien, Kirſch, 1899. Preis *M.* 3.

Joſeph Wichner hat ſich als Erzähler einen guten Namen erworben. Sein „Im Schneckenhauſe", „Im Studirſtädtlein" (vgl. dieſe Zeitſchrift Bd. LI, S. 116) verdienen hohes Lob. Nicht ganz von gleichem literariſchen Werthe ſcheinen uns die vorliegenden Erzählungen zu ſein, obſchon ſie den Ton der beſſern Vollskalender

recht gut treffen. Für das Volk, an welches sich Wichner offenbar wendet, können wir dieses hübsche Bändchen, das des Belehrenden in Ernst und Scherz viel enthält, bestens empfehlen. Die literarischen Feinschmecker dürften mit der gebotenen Hausmannskost nicht immer zufrieden sein, obschon sie jedenfalls gesünder ist als die Haut-goût-Novellen, die man uns als Kunstwerke anpreist.

Was ist die Liebe? Novelle von Itha von Goldegg. 12°. (156 S.) Köln, Bachem. Preis brosch. *M.* 2.50; geb. *M.* 3.50.

Flott und geistreich geschrieben ist diese Novelle wie wenige. Die Charaktere und das ganze Leben und Treiben des adeligen Kreises, in dem sie spielt, zeugen von großem Geschick und scharfer Beobachtungsgabe. Stimmungsvolle Naturschilderungen breiten einen Hauch von Poesie über die einfache Erzählung. Die Beschreibung der Feste, Zimmereinrichtungen, Damentoiletten kann nur von einer Frau mit dieser Sachkenntniß, und zwar von einer kunstliebenden Frau mit diesem Sinn für Farben und Formen geschildert werden. Gerade diese Partien werden junge Leserinnen besonders anziehen. Und erst das Problem: „Was ist die Liebe?" Viele mehr oder minder geistreiche Antworten hört man die handelnden Personen auf diese Frage geben, bis endlich der Reim aus dem „Zigeunerbaron":

„Die Liebe, die Liebe
Ist eine Himmelsmacht!"

das Räthsel lösen soll. Diese „Himmelsmacht" bewährt sich denn auch an Gräfin Lisa, die uns die Geschichte ihrer ersten Liebe niederschreibt. Gräfin Lisa ist fromm, hat den hl. Joseph zu ihrem Lieblingsheiligen erwählt und schmückt in einsamer Waldkapelle sein Bild mit Blumen. Dabei überrascht sie Baron Steinhütten, bekennt ihr seine Liebe und gleichzeitig, daß er den Glauben verloren habe und „nicht reich" sei (weshalb die beiderseitigen Eltern von einer Ehe zwischen ihm und der ebenfalls nicht reichen Comtesse nichts wissen wollen). Aber — „die Liebe ist eine Himmelsmacht" — und so antwortet denn Lisa sofort: „Ich liebe dich fürs ganze Leben." — Nun, wir wollen hoffen, daß die Himmelsmacht den beiden den Himmel auf Erden gebe und im Jenseits! Gewöhnlich ist weder das eine noch das andere der Fall, wenn zwei Menschen, die in ihrem Glauben, also in ihrem innersten Seelenleben, uneins sind, sich miteinander verbinden.

Miscellen.

Das Göthe-Jubiläum von 1849. Als man vor fünfzig Jahren den hundertsten Geburtstag Göthes begehen wollte, befand sich Deutschland in einem solchen politischen Wirrwarr, daß die Feier, weitentfernt in allen deutschen Gauen einen lebendigen Widerhall zu finden, selbst in seiner Geburtsstadt einen sehr bescheidenen, nicht einmal ungestörten Verlauf nahm. G. E. Guhrauer, der Biograph Lessings, widmete dem großen Dichter in der „Allgem. Zeitung" einen

Digitized by Google

sehr schönen Festartikel, der aber überaus wehmüthig ausklang. Das „Montags-Kränzchen" wies die Einladung des Göthe-Comités zur Betheiligung an dem Feste ab. „Es sei", sagten sie, „die Zeit, wo die Stätten der Nachbarländer von Blut rauchten, die Zeit, wo Deutschlands erstes Parlament so schmählich geendet, keine Zeit zu Volksfesten. In diesem Augenblicke handle es sich nicht um Anerkennung literarischer Verdienste, welche kein Mensch bestreite, sondern man müsse fragen, ob der Gefeierte auch ein Herz für sein Volk, dessen nationales und politisches Leben, gehabt habe. Göthe sei der Sänger des verfeinerten Genusses, der Versenker in Kunst und Wissenschaft, ohne Theilnahme für das gewesen, was die olympische Ruhe des Götterlebens stören könne. Eines solchen Mannes Feier passe nicht in diese tiefbewegte Zeit" („Allgem. Zeitg." 29. Aug. 1849). Gutzkows „Königslieutenant", der am Vorabend gegeben wurde, fand nur mäßigen Beifall. Der Dichter war nicht Frankfurter genug, um die „Frau Roth" in ihrer echt frankfurtischen Naivetät zu zeichnen. Die Festmusik, die in der Nacht eine Serenade vor Göthes Geburtshaus geben sollte, erschien eine Stunde zu spät, infolgedessen ein Straßenspectakel entstand. Unter Pfeifen und Johlen wurde „Schleswig-Holstein meerumschlungen" und das Heckerlied gesungen. Am andern Tag besuchte eine kleine Göthe-Gemeinde das Grab auf dem Peterskirchhof, welches man damals noch für dasjenige der Frau Rath hielt. Einen etwas größern Maßstab nahm die Feier im Kaisersaale des Römers an, wo eine Büste Göthes mit dem Dichterkranz gekrönt und drei Reden (von Prof. Schwenk, Dr. Creizenach und Dr. Clemens) gehalten wurden. Dann zog man zu dem Göthe-Platz, wo des Dichters Standbild festlich geschmückt war. Unter den Decorationen nahmen zwei originelle Compositionen Steinles, „Göthe auf dem Pegasus" und „Göthe auf dem Greif", den bedeutendsten Rang ein. Die Festrede hielt Dr. Moppes. „Er sprach gut, weil er offen und wahr die Ungunst der Zeit nicht verbarg, in welche die Säcularfeier fällt, und den getäuschten wie den noch genährten Hoffnungen der Nation Worte gab. Er hob dabei mit Recht hervor, wie unsere herrliche Literatur und Göthe, ihr großer Heros, die Wurzel unserer geistigen Einheit bildet, der die politische Einheit nicht immer wird versagt werden können" („Allgem. Zeitg." 2. Sept. 1849). Am Schluß der Rede fiel ein Blumenregen auf Göthes Statue. Kanonendonner und Glockengeläute fielen ein, und so erhielt das Fest denn doch noch einen begeisterten Moment. „Aber Fest und Comité schien dem Volk in einem etwas aristokratischen Sinne angeordnet, es glaubte Absicht voraussetzen zu müssen, und ‚es war verstimmt'" (ebd. Sp. 3779). Der Erzherzog-Reichsverweser war nicht in Frankfurt zugegen. Der Prinz von Preußen, der nachmalige Kaiser Wilhelm, traf erst vier Tage nach dem Feste daselbst ein und reiste schon am folgenden Tag wieder ab, ohne sich um die Säcularfeier zu kümmern.

Latein als Gelehrtensprache. Der Gedanke, das Lateinische als Sprache nicht etwa nur der Theologie, sondern auch der Wissenschaften überhaupt wieder einzuführen, möchte manch einem geradezu als abenteuerlich erscheinen, obschon nicht nur Linné († 1778), sondern noch Gauß, der große Mathe-

matiker († 1855), dieser Sprache in wissenschaftlichen Arbeiten sich bedienten. Und doch hat jüngst dieser Gedanke eine Erörterung gefunden, die von einer Empfehlung nicht weit entfernt ist, und das an einer Stelle, an der man eine solche Empfehlung kaum erwarten würde. Am 29. Juni d. J. hielt in der Berliner Akademie Hermann Diels, Professor der klassischen Philologie an der Universität Berlin und einer der ständigen Secretäre der Akademie, eine Rede über „Leibniz und das Problem der Universalsprache" (Sitzungsberichte der kgl. preußischen Akademie der Wissenschaften 1899, S. 579 ff.), an deren Schlusse er auf die praktische Bedeutung einer allgemein verständlichen wissenschaftlichen Sprache eingeht.

Eine Zeitlang, so führt er aus, konnte der Versuch Richelieus, das Französische zur Weltsprache zu erheben, als gelungen gelten. Allein mit dem Sinken von Frankreichs politischem Einfluß sank auch das Ansehen der französischen Sprache; im Englischen entstand ihr ein gefährlicher Mitbewerber, und mit dem Erstarken des Nationalgefühls bei allen Culturvölkern ohne Ausnahme setzten alle übrigen Nationen eine Ehre darein, in der Wissenschaft ihre Muttersprache zu Ehren zu bringen, und so sind wir denn heute bei Zuständen angekommen, die Professor Diels einmal (S. 599) geradezu als „babylonische Verwirrung" bezeichnet. „Es ist gar nicht auszurechnen, welche geistigen Verluste alljährlich infolge der nationalen Marotte kleiner, aber begabter und wissenschaftlich thätiger Culturvölker der Menschheit entstehen dadurch, daß die wissenschaftlichen Schriften, die doch nicht alle übersetzt werden können, in der heimischen, eng begrenzten Sprache erscheinen. Man hilft sich dort schon jetzt durch angehängte Uebersichten in einer der Weltsprachen, aber es ist unbestreitbar, daß trotz dieser Hilfen manche werthvolle wissenschaftliche Entdeckung verloren geht."

Es war also eine verhängnißvolle Bahn, in welche man einlenkte, als man das Lateinische aus dem gelehrten Verkehr entfernte, und da nun die Versuche, in Volapük u. dgl. ein Neulatein zu schaffen, bisher zu praktischen Ergebnissen nicht geführt haben, so legt sich die Frage nahe, „ob es nicht einfacher wäre, wieder zum Altlatein zu greifen, das seit nun bald zweitausend Jahren als Culturträger ersten Ranges sich bewährt und nur zeitweilig aus sehr begreiflichen Motiven im Gebrauche der Wissenschaft zurückgetreten ist. Ich halte persönlich das wissenschaftliche Neulatein, d. h. das Latein eines Kepler, Leibniz, Linné, Gauß auch heute noch für durchaus geeignet zur internationalen Verständigung in wissenschaftlichen Fragen, wie es noch immer die gemeinsame Sprache der katholischen Christenheit ist. Da die gesamte wissenschaftliche Nomenclatur fortdauernd hauptsächlich aus dem Latein oder dem latinisirten Griechisch geschöpft wird, so liegt gar keine Schwierigkeit vor, sich auch jetzt noch in der Sprache Roms in allen Wissenschaften zu verständigen, wenn man nur nicht den hier völlig sinnlosen Anspruch erhebt, daß dieses Neulatein etwa mit dem Lexikon und der Grammatik Ciceros bestritten werden soll! Selbst die allermodernste Wissenschaft, die Chemie, deren Verständlichkeit durch die oben dargelegte Symbolik ihrer Formeln erleichtert wird, läßt sich ohne jede Schwierigkeit lateinisch behandeln, wie die immer noch lateinische Sprache der Pharmakopöen beweist.

Die beschreibenden Naturwissenschaften haben ebenfalls noch theilweise beachtenswerthe und schätzbare Rudimente von Fachlatein in ihren Diagnosen bewahrt. In Amerika, wo der Betrieb des Lateinischen in neuester Zeit einen merkwürdigen Aufschwung genommen hat, erscheint seit fünf Jahren ein mit Abbildungen versehenes Journal Praeco latinus, das monatlich ausgegeben wird und durchaus nur actuelles Leben behandelt. Da findet man Artikel über den spanisch-amerikanischen Krieg, die Dreyfus-Affaire, die Frauenfrage und Parlamentsberichte aus Amerika und Europa, alles in der Sprache, aber glücklicherweise nicht im Stile Ciceros. Vielmehr wird das Latein, wie es für solche Zwecke selbstverständlich ist, durchaus als lebende Sprache behandelt, die sich zum Altlatein ähnlich verhält wie das Neugriechische zur Sprache des Demosthenes. . . .

„Dieses fast ausgestorbene Neulatein nun in weiterem Umfange zu beleben und in Mittheilungen, die für den internationalen Verkehr bestimmt sind, zur Anwendung zu bringen, wäre vielleicht jetzt noch möglich, wo die Vertreter der Wissenschaft in allen Culturländern noch in dieser Sprache unterwiesen werden. Aber freilich der Abbröckelungsproceß, der mit der Differenzirung der Nationalliteraturen begonnen hat, ist unter dem Einfluß des immer stärker betonten Nationalgefühls, der immer stärker werdenden Demokratisirung und der immer selbstherrlicher auftretenden Technik so weit fortgeschritten, daß ein Wiederaufbau der antiken Ruine uns fast als ein abenteuerlicher Gedanke erscheint."

Auch für die Wissenschaften selbst würde die Wiederbelebung des Lateins Schutz gegen manche Gefahren gerade der heutigen Zeit bieten. Bei dem allgemeinen Interesse nämlich besonders an den Naturwissenschaften, das in die weitesten Kreise lebendig ist, bei der weiten Verbreitung einer theoretisch weniger tiefen naturwissenschaftlichen Bildung in den Kreisen der Techniker liegt die doppelte Gefahr nahe, daß Unberufene sich in die wissenschaftliche Forschung eindrängen und der Gelehrte sich verleiten läßt, die eigentliche Forschung zu verlassen und in populärer Darstellung nach den Lorbeeren des Schriftstellers zu streben. „Der drohenden Versandung" aber „des heiligen Stromes idealer Wissenschaft" wird am besten vorgebeugt, „wenn die schirmenden Ufer stark befestigt werden. Eine solche Verfestigung liegt in der möglichsten Conservirung und Verstärkung der wissenschaftlichen Fachsprache, die wunderbar dazu geschaffen ist, unlautere Elemente fernzuhalten und die Wissenschaft vor Verseichtung zu bewahren. Da die Mittheilung von wissenschaftlichen Wahrheiten an Fachleute . . . künstlerischen Schmuck weder verlangt noch verträgt, so ist der einfachste und knappste Ausdruck gerade der schönste. Niemand wird eine Luftpumpe oder Dynamomaschine im romanischen oder gotischen Stile bauen wollen. Die schlichteste Form, welche sich dem Zwecke genau anpaßt, ist hier auch die ästhetisch allein befriedigende. So ist es auch mit der Sprache der Wissenschaft: ne dulcia carmina quaeras: ornari res ipsa negat contenta doceri. Wenn also der einfachste und präciseste Ausdruck den Gelehrten am besten läßt, warum soll ein fachmännisches, präcises Latein zu diesem Zwecke nicht besser und schöner sein als ein parfümirtes Phrasendeutsch?"

Ob es möglich ist, das Latein im Betrieb der weltlichen Wissenschaften wieder zu beleben, darüber wagen wir nicht ein Urtheil zu fällen. In Norwegen ist man jetzt schon soweit fortgeschritten, daß man das Latein aus den Mittelschulen verbannt hat. Jedenfalls enthalten die soeben vorgelegten Gedanken eine Apologie für die katholische Kirche, die, soweit es von ihr abhing, die lateinische Sprache für theologische Werke und den theologischen Unterricht immer beibehalten oder empfohlen hat.

Das Alter der sogenannten Kaiserdalmatik in dem Schatz von St. Peter. Es ist in sehr vielen Fällen eine äußerst schwierige und heikle Sache, das Alter byzantinischer Kunstwerke zu bestimmen. Herrscht schon oft genug da, wo es sich um Datirung abendländischer Monumente handelt, eine Meinungsverschiedenheit, bei der die Ansichten um Jahrhunderte auseinandergehen, so ist die gleiche Erscheinung hinsichtlich der Erzeugnisse der Kunst des Ostens erst recht begreiflich. Was die Bestimmung der Entstehungszeit hier so sehr erschwert, ist der nur zu häufig sich geltend machende Mangel an Anhaltspunkten, wie sie sich aus den verschiedenen Phasen einer Entwicklungsreihe von selbst ergeben. Während im Occident die Kunst einen wechselreichen Bildungsgang vollzog, bewegte sie sich im Orient jahrhundertelang in so gleichmäßigen Bahnen, hielt sie jahrhundertelang so sehr an gewissen Typen und der einmal gebräuchlichen Technik fest, daß sich z. B. zwischen Malereien des 11. und des 15. Jahrhunderts nicht selten kaum eine Verschiedenheit bemerkbar macht. Scheinbare Nebensachen, über die selbst das Auge des Forschers leicht hinweggleitet, müssen da bisweilen den Ausschlag geben. Man wird daher dem Kunsthistoriker am wenigsten einen Irrthum in der Datirung byzantinischer Kunstwerke hoch anrechnen dürfen, wenn er keine andere Norm für sein Urtheil hat, als jene, welche der Charakter des Gegenstandes bietet.

Ein ganz vorzügliches Werk des Kunstfleißes und der Kunstfertigkeit des Ostens ist die sogen. Kaiserdalmatik in dem Schatz von St. Peter zu Rom. Das Gewandstück ist entsprechend seiner Bedeutung bislang wiederholt abgebildet und beschrieben worden. Die ausgiebigste Besprechung und beste Wiedergabe hat es bekanntlich in dem großen Werke Bocks: „Die Kleinodien des heiligen römischen Reiches deutscher Nation" gefunden. Nur ist bei der Abbildung der blaue Farbenton des Ornatstückes bei weitem zu hell ausgefallen.

Mit Rücksicht auf die vorhandenen Beschreibungen und Reproductionen der sogen. Kaiserdalmatik können wir uns ein genaueres Eingehen auf ihre Beschaffenheit und namentlich ihre prächtige Ausstattung ersparen. Wir bemerken nur des Verständnisses halber kurz folgendes:

Das Gewand hat nicht die Form der römischen Dalmatiken, d. i. es hat keine geschlossenen Aermel, wie solche das Levitenkleid in Rom allezeit bis in unsere Tage hinein gehabt hat. Es gleicht vielmehr den Dalmatiken, wie sie in Deutschland in Brauch sind. Es ist nämlich statt mit Aermeln nur mit einem Zeugstück versehen, das sich von der Schulter über den Oberarm hinzieht. Das Gewand ist aus einem ungemusterten blauen Seidenstoff angefertigt und mit

Digitized by Google

Stickereien in Gold und Silber glänzend ausgeschmückt. Die Rückseite weist die Verklärung des Herrn auf, die Vorderseite den Heiland inmitten von Engeln und Heiligen, das Kreuz zu seinen Häupten. Auf den beiden Schultern hat die kunstverständige Hand des Stickers in der Weise das letzte Abendmahl dargestellt, daß sie auf der einen die Darreichung des heiligen Leibes, auf der andern die des heiligen Blutes anbrachte. Eine Schilderung der übrigen Stickereien können wir übergehen; nur sei noch hervorgehoben, daß der Grund zwischen den erwähnten Bildwerken mit aufgestickten Kreuzen, die sich inmitten eines Kreises befinden, ausgefüllt ist.

Will man dem Sacristan von St. Peter und selbst einzelnen Archäologen Glauben schenken, so stammt das Gewandstück aus dem 9. Jahrhundert. Es soll Kaiser Karl sich desselben bei seiner Krönung bedient haben, weshalb man es auch wohl als Dalmatik Karls d. Gr. oder als Dalmatik Leos III. bezeichnet.

Anders, als die genannten, datiren unser Gewand die meisten der neuern Archäologen. Bock läßt insbesondere dasselbe gegen Ende des 12. oder gegen Beginn des 13. Jahrhunderts entstanden sein, andere möchten sich lieber für das 11. Jahrhundert entscheiden. Ueber den Anfang des 13. Jahrhunderts ist unseres Wissens bisher noch niemand in der Datirung der Kaiserdalmatik herabgegangen.

Uebrigens bezeichnen auch diejenigen, welche das Gewand für eine Arbeit des 11. oder 12. Jahrhunderts halten, dasselbe als Kaiserdalmatik, d. i. als Dalmatik, die der Kaiser bei seiner Krönung, bezw. wenn er bei einer Romfahrt das Evangelium gesungen, getragen habe. Sie sehen in ihm die Kaiserdalmatik, mit welcher Cola di Rienzo nach Aufhebung der Belagerung von Marino in der Sacristei von St. Peter sich bekleidete und dann vor dem Cardinallegaten aufzog (Vita di Cola di Rienzo bei *Muratori*, Antiqu. III, c. 21).

Bei einer Anwesenheit in Rom hatten wir in jüngerer Zeit Gelegenheit, die sogen. Kaiserdalmatik im Schatz von St. Peter etwas näher in Augenschein zu nehmen. Hierbei kam uns denn wegen verschiedener Eigenthümlichkeiten in der Form des Gewandes, der Kleidung einzelner der dargestellten Figuren, des Stiles und der Technik der Stickereien der leise Verdacht, es möchte selbst die Datirung Bocks noch zu hoch hinaufreichen und überhaupt das Gewand niemals dem Zwecke gedient haben, den man ihm unterlegen will. Wir bemerken, daß die Tradition, worauf sich die Annahme stützt, es sei die Kaiserdalmatik die Dalmatik Karls d. Gr. gewesen, ganz jungen Datums ist, und daß der Bericht, welcher Cola di Rienzo mit der Kaiserdalmatik aufziehen läßt, wie seine nähern Angaben über dieselbe beweisen, durchaus nicht unser Gewandstück im Auge hat. Um womöglich Klarheit in die Sache zu bringen, suchten wir nach zuverlässigen historischen Zeugnissen. Hier das Ergebniß unserer Forschungen.

Im Jahre 1883 gaben Müntz und Frothingham als Abdruck aus dem Archivio della Società Romana di Storia Patria Vol. VI bisher unedirte Inventare der St. Petersbasilika heraus. Dieselben sind für die Geschichte der

liturgiſchen Gewandung von ganz hervorragender Wichtigkeit. Insbeſondere ſind ſie für die Kenntniß der zu den Sacralornaten im Spätmittelalter verwendeten Stoffe durch ihre ausgiebigen Angaben über Material und Ausſtattung der pontificalen, prieſterlichen und diaconalen Kleidung von höchſtem Werth. Dieſe Inventare nun ſind es, welche Licht in die Frage nach dem Alter und der Beſtimmung der ſogen. Kaiſerdalmatik bringen. Es iſt ein eigenthümliches Ding, daß die Herausgeber ſich ſelbſt der Bedeutung der Inventare für die Löſung derſelben nicht bewußt geworden ſind. Denn ſie bemerken gelegentlich einer kurzen Erwähnung der Kaiſerdalmatik, welche in der Einleitung geſchieht: Oggi sappiamo, che questo magnifico parato, attribuito per molto tempo al pontificato di Leone III, data realmente dalla fine del XII o dal principio del XIII secolo. Sie berufen ſich dabei auf Bock, Geſchichte der liturgiſchen Gewänder I, S. 201 und Bock, Die Kleinodien des heiligen römiſchen Reiches deutſcher Nation S. 95—110. Die Herausgeber haben, wie es ſcheint, die ſogen. Kaiſerdalmatik von St. Peter nicht hinreichend durch Augenſchein gekannt.

Die Schrift Il Tesoro della Basilica di S. Pietro in Vaticano dal XIII al XV secolo umfaßt fünf Inventare. Von dieſen können und müſſen wir das erſte aus dem Jahre 1303 auf ſich beruhen laſſen, da es nur eine Aufſtellung derjenigen Gegenſtände enthält, welche Bonifatius VIII. dem Kapitel von St. Peter hinterlaſſen hatte. Das zweite Inventar datirt aus dem Jahre 1361. Es iſt mit außerordentlicher Sorgfalt abgefaßt und gibt ſo ausführliche Beſchreibungen der einzelnen Gegenſtände, daß einzelne Angaben bis zu 13 oder 15 Druckzeilen umfaſſen. Durchgehen wir das Verzeichniß, ſo finden wir darin wohl eine „dalmatica imperialis sollemnissima, que dicitur Constant(ini) de *dyaspero albo* laborato *ad rotas de auro, et serico*, in quibus sunt *grifones et pappagalli* et *aquile* cum *duobus capitibus*, crucibus in medio de auro et serico, cum fimbriis et manicis deauratis cum figuris *in rotis ad perlas, et cum duobus cordis de perlis circumcirca.* Cum armato ad collum et ad spatulam *ad filum ornatum de perlis*, foderat. de sindone rubeo“. Doch iſt unter dieſem Gewand, auf welches etwa die Beſchreibung der Dalmatik Cola di Rienzos paſſen mag, erſichtlich nicht die jetzige ſogen. Kaiſerdalmatik zu verſtehen. Von dieſer iſt im ganzen Verzeichniß keine Spur zu finden.

Nicht beſſer als mit dem Inventar von 1361 ſteht es mit denjenigen, welche 1436 und 1454/55 aufgenommen wurden. Man wird in ihnen vergebens ein Gewand ſuchen, das als unſere Kaiſerdalmatik anzuſehen wäre. Das Schweigen, welches beide hinſichtlich derſelben an den Tag legen, iſt ebenſo vollſtändig wie dasjenige des Verzeichniſſes vom Jahre 1361.

Das letzte Inventar gehört dem Jahre 1489 an. In ihm finden wir denn, worauf wir bisher erfolglos fahndeten. Unter den „Paramenta asurrea, gailla (galla) pavvonachia et viridia“ findet ſich nämlich „una dalmatica *de colore celesti* contexta cum *figuris aureis et argenteis*, que in una parte habet *figuram dei et plurium aliorum sanctorum*, in altera parte

similiter habet *figuram Xrī sedentis in throno cum angelis circumcirca* et *cum cruce super caput* ex opere *Greco* cum stola, d. i. wie ein Vergleich mit der sogen. Kaiserdalmatik ergibt, eben diese Kaiserdalmatik. Die Angaben des Inventars sind zwar nicht vollständig, da sie von den auf beiden Schulterstücken des Gewandes angebrachten Stickereien schweigen. Immerhin sind sie ausführlich und bestimmt genug, um uns in der fraglichen Dalmatik das jetzt noch im Schatz von St. Peter aufbewahrte Ornatstück erkennen zu lassen und die Annahme, es handle sich um zwei verschiedene Gewänder, vollständig auszuschließen.

Aus den Inventaren von 1361, 1436, 1454/55 und 1489 folgt nun für die sogen. Kaiserdalmatik dreierlei:

Erstens: Es hat sich das Gewand bis zum Jahre 1455 noch nicht in der Sacristei von St. Peter befunden. Dasselbe kann vielmehr erst zwischen 1455 und 1489 in den Besitz des Kapitels der vaticanischen Basilika gekommen sein.

Zweitens: Ist das Ornatstück erst im dritten oder gar letzten Viertel des 15. Jahrhunderts in St. Peter vorhanden, so ist selbstverständlich die Annahme ausgeschlossen, es habe sich desselben schon Karl d. Gr. bei seiner Krönung bedient. Ebensowenig kann es, wie Bock u. a. gemeint haben, bereits gegen Schluß des 12. Jahrhunderts oder doch nach der Einnahme von Byzanz durch die Lateiner, d. i. circa 1204, nach Rom gebracht, noch im Herbst 1347 von Cola di Rienzo bei seinem Erscheinen vor dem Cardinallegaten getragen worden sein. Das Gewand ist überhaupt niemals als Kaiserdalmatik gebraucht worden, nicht bei einer Kaiserkrönung, nicht gelegentlich einer Romfahrt des Kaisers. Die letzte Kaiserkrönung, welche in St. Peter statt hatte, fällt in das Jahr 1452, also in eine Zeit, da sich die angebliche Kaiserdalmatik noch nicht in St. Peter befand. Zur Zeit der zweiten Romfahrt Friedrichs III. aber, d. i. im Jahre 1468, mag sie freilich bereits im Besitz des Kapitels von St. Peter gewesen sein. Jedoch wissen wir durch die Beschreibung, welche Patritius vom Aufenthalt des Kaisers in Rom gibt, daß Friedrich damals bei Absingung des Evangeliums nur Albe, Stola und Pluviale, nicht aber eine Dalmatik getragen hat (*Patrit.*, De Frider. III. bei *Muratori*, SS. rer. Ital. XXIII, 210).

Drittens: Der Umstand, daß das Ornatstück erst nach 1455 in die Gewandkammer von St. Peter gekommen ist, legt die Vermuthung nahe, es werde selbiges wohl kaum weit vor der Mitte des 15. Jahrhunderts entstanden sein. Mit Bestimmtheit folgt solches allerdings nicht aus dem späten Auftreten der Dalmatik. Indessen spricht dasselbe nach dem gewöhnlichen Lauf der Welt ersichtlich nicht gerade für ein hohes Alter des Gewandes. Schwerlich würde man auch dem Kapitel von St. Peter, welches sich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts einer Sacristei übervoll der kostbarsten und auserlesensten Ornate rühmen durfte, mit einer alten griechischen Dalmatik oder, was sonst das Gewand gewesen sein mag, eine besondere Ehre haben anthun oder eine Freude haben machen können. Ja, wenn noch das Gewandstück als Reliquie eines Heiligen oder als Andenken an einen hervorragenden Prälaten gegolten und darum einen besondern Werth gehabt

Digitized by Google

hätte! Allein von einer solchen Eigenschaft schweigt das Verzeichniß bei Beschreibung der Dalmatik vollständig, während es doch bei zahlreichen Ornatstücken genau anmerkt, von welcher Persönlichkeit dieselben wirklich oder vermeintlich herrührten, und die aus der Hinterlassenschaft des Cardinals von Nicäa, d. i. Bessarions, herrührenden Gegenstände sogar in einem eigenen Abschnitt aufführt. Bemerkenswerth ist auch, daß das Inventar seinen Angaben über unser Gewand keine Notiz über das Alter beifügt, obschon es bei manchen sonstigen Paramenten die Bezeichnung antiquum angemerkt hat, ja eine ganze Reihe derselben unter der besondern Rubrik antiqua ornamenta aufführt.

Irgend ein geschichtliches Zeugniß, wonach die Entstehung der Dalmatik etwa ins 12. oder 11. Jahrhundert zu versetzen wäre, fehlt vollständig. Es mangeln dafür aber auch alle innern, der Natur des Gewandes entnommenen Gründe. Es ergibt sich weder aus der Form der Dalmatik, noch dem Stoff, woraus sie angefertigt ist, weder aus der Technik und vorzüglichen Ausführung der Stickereien, noch aus den stilistischen und ikonographischen Eigenthümlichkeiten der Darstellungen, daß das Ornatstück als Werk spätestens des ausgehenden 12. oder beginnenden 13. Jahrhunderts zu betrachten sei. Alles in allem genommen, liegt also kein Grund vor, in der Dalmatik etwas anderes als eine Schöpfung des späten Mittelalters, etwa der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, zu sehen.

Welchem Zwecke hat aber unser Gewand gedient, ehe es in die Sacristei von St. Peter wanderte? Daß es zu liturgischem Dienste verwendet worden und nicht ein Profankleid gewesen sei, darauf weist schon das Bildwerk hin, mit dem es verziert ist. Es erhellt das auch aus der Bemerkung cum stola, welche das Inventar seiner Beschreibung des Ornatstückes beifügt. Wenn letzteres aber in dem Schatzverzeichniß dalmatica genannt wird, so folgt daraus nicht, daß es in der That lediglich ein bloßes Diakonalkleid gewesen sei. Gegen diese Folgerung spricht sowohl die kostbare Ausstattung als namentlich die Form des Gewandes. Die Dalmatik der griechischen Diakonen, Sticharion genannt, erscheint nämlich auf den Bildwerken des Mittelalters stets als eine Tunica mit wirklichen Aermeln, wie sie denn auch jetzt noch bei den Griechen diesen Charakter besitzt. Schon Bock u. a. haben vermuthet, es sei die sogen. Kaiserdalmatik ursprünglich ein sakkos gewesen, d. h. jenes tunicaartige Ornatstück, welches die griechischen Metropoliten und Bischöfe anstatt des Phenolion, der Casel, tragen. Die Annahme dürfte in der That zutreffend sein. Denn das Inventar von 1489 reiht unserem Gewande alsbald an: „scapulare unum similiter contextum d. h. ex opere Greco etc., so daß es den Anschein hat, als hätten die dalmatica cum stola und das scapulare zusammengehört. Nun kann es aber nicht zweifelhaft sein, daß wir unter dem scapulare das ὠμοφόριον, das Pallium der griechischen Bischöfe, zu verstehen haben. Ist dem aber so, dann kann auch die dalmatica des Inventars und somit unser Gewand ursprünglich wohl kein anderes Ornatstück als der griechische bischöfliche sakkos gewesen sein.

Unter welchen Umständen und durch wen das nach dem Gesagten irrthümlich Kaiserdalmatik genannte Gewandstück in den Schatz der Peterskirche gekommen

sei, dafür findet sich im Schatzverzeichniß von 1489 kein Anhaltspunkt. Es liegt indessen die Vermuthung nicht fern, daß es nach Rom durch einen der griechischen Flüchtlinge gebracht worden sei, welche nach dem 1453 erfolgten Falle Konstantinopels zahlreich nach Italien strömten und selbiges mit den kostbarsten Manuscripten und den Schätzen byzantinischer Kunst bereicherten, die sie aus dem Vaterlande mitgebracht hatten. Vielleicht also, daß unser Gewand von einem griechischen Bischof herrührt, der von den Türkenhorden vertrieben im Schatten der altehrwürdigen St. Petersbasilika eine Zufluchtsstätte gefunden hatte.

J. B.

Princeton University Library
32101 064173881